# ALLGEMEINE ENCYCLOPÄDIE DER WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE: IN ALPHABETISCHER...

Digitized by Google

Weye. 153

Bd. Mar., 1883.

SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
THOMAS HOLLIS, F. R. S.,
OF LINCOLN'S INN,
LONDON, ENGLAND.

1 March, 1883.

HARVARD DIVINITY
SCHOOL

ANDOVER-HARVARD THEOLOGICAL LIBRARY

Digitized by Google

Allgemeine

# Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Digitized by Google

Allgemeine

# Encyklopädie

der

# Wiſſenſchaften und Künſte

in alphabetiſcher Folge

von genannten Schriftſtellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Erſch und J. G. Gruber.

## Zweite Section.

H — N.

Herausgegeben von

(Johann) August (Heinrich) Leskien.

Zweiunddreißigſter Theil.

## K — KARABULAKEN.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1882.

Digitized by Google

1883, Mar. 1.
Hollis Fund.

Digitized by Google

HD
Ref
Folio
AE
27
.E78
v. 96

Allgemeine

# Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

## Zweite Section.

H—N.

---

Zweiunddreißigſter Theil.

K—KARABULAKEN.

Digitized by Google

# K.

(Artikel, die unter K nicht ſtehen, ſuche man unter C.)

K. Der Sprachlaut k, z. B. in nhd. kanne, kunst, gehört zu den Gutturalen, d. h. zu denjenigen Lauten des linguopalatalen Artikulationsgebietes, bei denen der hintere Theil des Zungenrückens gegen den weichen Gaumen artikulirt. K iſt der tonloſe Verſchlußlaut (Explosivlaut) dieſer Artikulationsſtelle, g ſteht ihm als der tönende gegenüber. Dem k und g entſprechen als Reibelaute (Spiranten) der (tonloſe) ach-Laut in unſerm nhd. dach, loch, tuch, und der tönende Spirant, den man in gewiſſen Theilen von Norddeutſchland für inlautendes g nach a, o, u in tage, bogen ſpricht ($ʒ^1$ nach Sievers' Lautbezeichnung). Innerhalb des gutturalen Artikulationsgebietes hat man wieder zwei Abtheilungen zu machen, das vordere, an das palatale angrenzende Gebiet und das hintere, nach dem unteren Rande des weichen Gaumens zu liegende, und man ſpricht demgemäß von vorderen und von hinteren Gutturalen; die erſteren ſind in den europäiſchen Sprachen ſehr häufig, zu ihnen gehören z. B. unſer nhd. k, g vor a, o, u, wie in kanne, kopf, galle, gut, hintere Gutturale ſind z. B. das qaf (ق) der Araber, das q der Georgier, das tiefe ch im ſchweizeriſchen Allemanniſch. Als k-Laute bezeichnet man und ſchreibt man vielfach auch ſolche Sprachlaute, die durch Artikulation des Zungenrückens gegen den harten Gaumen gebildet werden. Dieſe Laute ſtellt man jetzt richtiger als „Palatale" den Gutturalen entgegen. Es ſind z. B. die k- und g-Laute, die die Italiener in chiaro, chiesa, ghiotto, die Slawen vor den weichen (palatalen) Vocalen e, i u. ſ. w., wie in ruſſ. kidát', gil', und wir Deutſche in kind, gift u. ſ. w. bilden; als Spiranten ſtellen ſich dieſen zur Seite z. B. unſer (tonloſer) ich-Laut in mich, frech, und der (tönende) Reibelaut j, wie er ſtellenweiſe in Nord- und Mitteldeutſchland in wiegen, legen geſprochen wird.

In den indogermaniſchen Sprachen ſind k-Laute von jeher, ſo weit wir zurückzublicken vermögen, vorhanden geweſen. Bis zum J. 1870 ſchrieb man der indogermaniſchen Grundſprache drei gutturale Explosivlaute zu (k g gh). Seitdem iſt, namentlich durch die Unterſuchungen von G. J. Ascoli und A. Fick, feſtgeſtellt worden, daß es in der indogermaniſchen Urſprache zwei Gutturalreihen gab, die in den einzelnen Sprachzweigen mehr oder minder ſcharf auseinander gehalten worden ſind und die man jetzt meiſtens als $k^1$-Reihe ($k^1$ $g^1$ $gh^1$) und $k^2$-Reihe ($k^2$ $g^2$ $gh^2$) unterſcheidet. Sehen wir hier von den urſprachlichen mediae und mediae aspiratae ab, ſo iſt zunächſt für urindogermaniſches $k^1$ die gewöhnliche Lautvertretung in den einzelnen Sprachzweigen folgende: 1) altindiſch ç (palataler Spirant), altbaktriſch s, altperſiſch ϑ (interdentaler Spirant); 2) armeniſch s; 3) griechiſch ϰ; 4) lateiniſch c (k); 5) altiriſch c (k); 6) gothiſch h und g (h im Anlaut und wenn der dem $k^1$ vorausgehende Sonant von Haus aus den Hochton hatte, ſonſt g); 7) altbulgariſch s; litauiſch sz, lettiſch und altpreußiſch s. Für $k^1$ in gewiſſen Lautverbindungen gelten in einigen Sprachen noch beſondere Geſetze. Beiſpiele:

Altindiſch ç: çatám „hundert" = indogerm. *$k^1$mtó-m, dáça „zehn" = indogerm. *dék$^1$m. $k^1$+t wird ṣṭ: vediſch aṣṭā́ „acht" = indogerm. *ok$^1$tṓ. $k^1$+s wird kš: 2. Perſ. Sing. Präſ. vákši „du wünſcheſt" = indogerm. *vék$^1$si. Altbaktriſch s: satem „hundert", dasa „zehn". $k^1$+t wird št: ašta „acht". $k^1$+s wird ṡ (der lautliche Werth von ṡ im Unterſchied von š iſt nicht genau beſtimmbar): vaṡi „du wünſcheſt". Altperſiſch ϑ: ϑuχra- Eigenname = altbaktr. suχra- „roth", altind. çukrá- „hellfarbig"; viϑ- „Clan" = altbaktr. vîs-, altind. viç-. $k^1$+t wird wol, wie im Altbaktriſchen und Neuperſiſchen (vergl. aštema- und haštum „der achte"), zu št; Beiſpiele im Altperſiſchen nicht vorfindlich. $k^1$+s wird š: niy-apišam „ich ſchrieb" = *apik$^1$-s-am, ſigmatiſcher Aoriſt, Wurzel im Altindiſchen piç-. In den übrigen Conſonantenverbindungen erſcheint $k^1$ als s: aspa- = altbaktr. aspa-, altind. açva- „Pferd".

Armeniſch s: sin „leer" (aus *sven) = altind. çū́na- „Mangel", tasn „zehn" = altind. dáça.

Griechiſch ϰ: ἑκατόν „hundert", δέκα „zehn", ὀκτώ „acht", δέρξομαι „ich werde ſehen" = altind. drakšyā́mi von Wurzel derk$^1$-.

Lateiniſch c: centum, decem, octo, dixi (Wurzel deik$^1$-).

Altiriſch c: cét „hundert", deich n- „zehn"

für älteres *decen. $k^1$+t wird ct, ſpäter cht: oct, ſpäter ocht „acht“. $k^1$s wird zu ss: dess „rechts“, vergl. griech. δεξιός, lat. dexter, altind. dákšiṇa-, altbaktr. dašina-, altbulg. desinŭ.

Germaniſch h und g: gothiſch hund „hundert“, taihun „zehn“, ahtau „acht“, fagrs „paſſend“ für *pak$^1$ró-s von Wurzel pak$^1$- im lat. paciſci, altind. pāça- „Band, Feſſel“ u. ſ. w. Wegen des durch die urſprüngliche Accentverſchiedenheit bedingten Wechſels zwiſchen h und g vergleiche man auch ahd. 1. Perſ. Sing. Prät. zêh „zieh“ („zeihen“) = altind. didéça, 1. Perſ. Plur. zigum = altind. didiçimá.

Slawiſch s, litauiſch sz (lett. und altpreuß. s): altbulg. srĭdĭce, lit. szirdìs, lett. sirds, altpreuß. Accuſ. Sing. siran „Herz“, vergl. lat. cor, griech. καρδία; altbulg. desętĭ, lit. dészimtis, lett. desmit „zehn“; altbulg. osmĭ, lit. asztûnì, lett. astûni „acht“, altpreuß. Acc. asman „octavum“; Infin. altbulg. nesti, lit. nèszti, lett. nest „tragen“, vergl. ἐνεγκεῖν. $k^1$+s wird ſlaw. s, lit. sz: altbulg. desinŭ „rechts“, lit. deszinė̃ „rechte Hand“ = altind. dákšiṇa- u. ſ. w. (ſ. oben), altbulg. ſigmat. Aor. nēsŭ „ich trug“, lit. Fut. nèsziu „ich werde tragen“ = *nek$^1$sjō.

Für $k^2$ gelten complicirtere Geſetze. Das Wichtigſte lehren folgende Zuſammenſtellungen.

Im Ariſchen k und c, und zwar entſprang c in der ariſchen Grundſprache aus k vor palatalen Vocalen (e, i). Altindiſch kás „wer?“ = indogerm. *k$^2$ó-s, uktá- „geſprochen“ = indogerm. *uk$^2$tó-, vakšyā́mi „ich werde ſprechen“ = indogerm. *vek$^2$sịó. Dagegen ca „und“ = indogerm. *k$^2$e, páñca „fünf“ = indogerm. *pénk$^2$e, cid Partikel zur Hervorhebung u. ſ. w. = indogerm. *k$^2$i-d. Iraniſch k: kas in altbaktr. kas-cid̤, altperſ. kas-ciy. Vor anderen Conſonanten ging dieſes k in der iraniſchen Grundſprache in χ über: altbaktr. suχra-, altperſ. ϑuχra- = altind. çukrá-, altbaktr. uχta- = altind. uktá-. Beachtenswerth iſt, daß, während $k^1$+š und $k^2$+š im Indiſchen unterſchiedlos in kš zuſammengefallen ſind, ſie im Iraniſchen als š und χš getrennt erſcheinen: altbaktr. š̤ z. B. in dašina-, χš̤ z. B. in vaχšyā = altind. vakšyā́mi. c: altbaktr. ca, altperſ. cā = altind. ca, altbaktr. pañca = altind. páñca, altbaktr. -cid̤, altperſ. -ciy = altind. cid.

Armeniſch k: kerp „Körper“ vergl. altbaktr. kehrp-, lat. corpus; akn „Auge“ vergl. lat. oculus, griech. ὄπωπα, got. augan-.

Griechiſch κ vor indogerm. a und vor Liquiden: καλός „ſchön“ = altind. kalya-, κρέας „Fleiſch“ = altind. kravis-, κλέπτω „ich ſtehle“ = lat. clepo, altpreuß. au-klipts „verborgen“. Vor dunkeln Vocalen und in Conſonantengruppen wird $k^2$ als qu zu ππ, π: ὅ-ππως, πῶς, πότερος vom Interrogativſtamme k$^2$o-; ποινή = altbaktr. kaẹnā- F. „Strafe“; ἕπομαι ἕψομαι σπέσϑαι „folgen“ von Wurzel sek$^2$- in lat. sequi, altind. sácate; πεπτός = altind. paktá- „gekocht“. Vor palatalen Vocalen wird $k^2$ als erweichtes (mouillirtes) qu zu ττ, τ: ὅ-ττι, τί = altind. cid, τὲ = altind. ca, πέντε = altind. páñca; auf erweichtem qu beruht auch σσ = $k^2$+j: πέσσω „koche“ = *pek$^2$ịō: ὄσσε „Augen“ = *ok$^2$ịe.

Italiſch. Die häufigſte Vertretung iſt im Lateiniſchen qu, im Umbriſchen und Oskiſchen p: lat. -que, umbr. osk. -p(e) = griech. τὲ; lat. quis quid, umbr. osk. pis pid = griech. τίς τί; lat. sequor = griech. ἕπομαι. Aus qu wird vor anderen Conſonanten c: sectari zu sequor. Oft läßt ſich für c eine ältere Stufe qu nicht nachweiſen, z. B. cancer (Stamm cancro-) = altind. karka-, karkin-, coxa = altind. káksha-.

Keltiſch urſprünglich qu, das im altiriſchen zu c, im altgalliſchen und in den britanniſchen Dialekten zu p wird: altir. cethir „vier“, altgall. petor-ritum „vierräderiger Wagen“, altbritann. Πετουαρία Name einer Stadt, altkymr. petguar, corn. peswar, breton. pevar = lat. quatuor u. ſ. w.; altir. cruim, kymr. pryf „Wurm“ = altind. kṛ́mi- lit. kirmis; altir. cóic, kymr. pimp für urkelt. *quenque aus urindogerm. pénk$^2$e.

Germaniſch h, g und hw, gw. h: got. hails „heil“ = altind. kalya-, hlifa „ſtehle“ = lat. clepo (ſ. oben); g: hals-agga „Halskrümmung“ vergl. altind. aṅká- „Biegung“. hw: got. hvas = altind. kás, leihva „leihe“ = griech. λείπω, f für hv in got. vulfs = altind. vṛ́ka-s „Wolf“, fidvor „vier“, fimf „fünf“; gw bleibt nur wenn n vorausgeht, z. B. altnord. þröngva = mhd. drengen „drängen“, Wurz. trenk$^2$- in lit. trenkiù, ſonſt fällt nach beſtimmten Lautgeſetzen entweder g weg (got. siuns „Geſicht“ für *sigwni-s, zum Verbum saihvan „ſehen“) oder w (ahd. zwig „Zweig“ = urindogerm. duịk$^2$ó-m.)

Slawiſch k, woraus vor palatalen Vocalen č oder c: altbulg. kotoryjĭ „wer?“ = got. hvaþar vom indogerm. Stamm k$^2$o-, četyrije „vier“, peką „ich koche“ (= lat. coquo für *quequo *pequo, altind. pácāmi), 3. Perſ. pečetĭ, vlŭkŭ „Wolf“ (altind. vṛ́ka-s) Voc. vlŭče, aber Locat. vlŭcě, Nomin. Plur. vlŭci.

Litauiſch k: kàs „wer“, keturì „vier“, vìlkas „Wolf“, sekù sèkti „folgen“ = lat. sequor.

$k^1$ ſcheint in der indogermaniſchen Grundſprache ein k geweſen zu ſein, das in der Gegend, wo harter und weicher Gaumen zuſammentreffen, artikulirt wurde; ſeine Artikulationsſtelle nicht zu weit nach hinten zu verlegen iſt rathſam wegen der Ziſchlaute im Ariſchen, Armeniſchen und Baltiſch-Slawiſchen, da dieſe auf palatale Artikulation des $k^1$ hinweiſen, andererſeits aber empfiehlt auch wieder die gutturale Artikulation im Griechiſchen, Lateiniſchen, Keltiſchen und Germaniſchen, dem $k^1$ im Urindogermaniſchen nicht den vollen Werth einer Palatalis (etwa wie in italieniſch chiesa) zu geben, da eine bedeutendere Verſchiebung der Artikulationsſtelle nach hinten in ſo vielen Sprachen zugleich unwahrſcheinlich iſt. $k^2$ ſcheint in der Grundſprache qu geweſen und im hinteren Gutturalgebiet artikulirt worden zu ſein; im Ariſchen und im Baltiſch-Slawiſchen ging das dem k-Laut anhaftende u consonans ſchon frühzeitig durchgängig verloren (vergl. altiriſch cethir für *quethir, franz. car = lat. quare).

Literatur über indogerm. $k^1$ und $k^2$: *G. J. Ascoli*,

Digitized by Google

Fonologia comparata del sanscrito del greco e del latino, Torino e Firenze 1870, ins Deutſche überſetzt von Bazzigher und Schweizer-Sidler, Halle 1872, S. 29 fg. — A. Fick, Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas, Göttingen 1873, S. 3 fg. — Joh. Schmidt, Jenaer Lit.-Zeit., 1874, Art. 201; 1875, Art. 588; 1877, Art. 247. — *L. Havet*, La question des deux k arioeuropéens, Mémoires de la société de linguistique II, 261 etc. — Hübſchmann, Kuhn's Zeitſchr. XXIII, 21 fg., 384 fg. — Windiſch, Kuhn und Schleicher's Beitr. VIII, 25 fg. — Möller, Die Palatalreihe der indogermaniſchen Grundſprache im Germaniſchen, Leipzig 1875, Kuhn's Zeitſchr. XXIV, 427 fg. — F. Müller, Die Gutturallaute der indogerm. Sprachen, Sitzungsber. der Wiener Akademie Phil.-hiſt. Cl., 1878, S. 3 fg. — Curtius, Studien zur griech. und lat. Gramm. VII, 267 fg. — Kluge, Beiträge zur Geſchichte der german. Conjugation, Straßburg 1879, S. 42 fg. — Bezzenberger, Beitr. zur Kunde der indogerm. Sprachen II, 151 fg. — Oſthoff, Morphologiſche Unterſuchungen I, 116 fg., Paul und Braune's Beitr. VIII, 256 fg. — Collitz, Bezzenberger's Beitr. III, 177 fg. — Joh. Schmidt, Kuhn's Zeitſchr. XXV, 1 fg. — G. Meyer, Griech. Gramm. S. 169 fg. — Brugman, Kuhn's Zeitſchr. XXV, 306 fg., Morphol. Unterſuch. IV, 407 fg. (*Karl Brugman.*)

K (als Schrift- und Zahlzeichen). — Ob das K, der 11. Buchſtabe unſeres Alphabets, zu denjenigen Zeichen gehört, die mit Sicherheit aus den Hieroglyphen abzuleiten ſind, iſt noch nicht entſchieden. Sicher iſt nur, daß dieſer Buchſtabe bei den Phöniciern bereits die entſprechende Form und die entſprechende Stelle im Alphabete hatte wie bei denjenigen Völkern, deren Lehrmeiſter die Phönicier geworden ſind. Der K-Laut wurde nämlich im Phöniciſchen durch zwei Zeichen, Kaph und Koph, wiedergegeben, die demgemäß auch in dem griechiſchen Uralphabete von 22 Buchſtaben ihren Platz fanden in der Geſtalt von ⋊ (ſpäter K) und Ϙ. Da aber das Lautſyſtem der griechiſchen Sprache zwei Zeichen nicht erforderte, ſo kam das eine ſchließlich außer Gebrauch. Ganz entfernen konnte man das Ϙ allerdings ſchon aus dem Grunde nicht, weil die Buchſtaben im Griechiſchen ebenſo wie im Semitiſchen einen beſtimmten Zahlenwerth haben. Wäre alſo ein Zeichen mitten in der Reihe einfach geſtrichen, ſo würden dadurch alle nachfolgenden einen anderen Zahlenwerth erhalten haben. Nach längerem Schwanken einigten ſich die Griechen ſchließlich dahin, das Koppa als Zahlzeichen ϟ für 90 beizubehalten; und nur ausnahmsweiſe verwendete man noch Ϙ Ο, die Anfangsbuchſtaben der Stadt, als Brandmarke edler korinthiſcher Roſſe zu einer Zeit, in der die Alleinherrſchaft des K im griechiſchen Alphabete bereits feſtſtand.

Zu denjenigen Städten und Stämmen, welche am längſten K und Ϙ nebeneinander verwendeten, gehörten die doriſch-chalcidiſchen Colonien in Großgriechenland, von denen die italiſchen Völker ihr Uralphabet erhielten, das ſchon aus dieſem Grunde beide Buchſtaben umfaßt haben muß.

Auf italiſchem Boden entſtand dann noch ein drittes Zeichen dieſes Lautes dadurch, daß der dritte Buchſtabe des Uralphabets (*γ*) erſt für G und C gemeinſchaftlich, und dann ausſchließlich für C angewendet wurde, nachdem (wenigſtens im Lateiniſchen) das aus C differenzirte G zum ſelbſtändigen Buchſtaben geworden war, und den durch Entfernung des Z freiwerdenden ſiebenten Platz im Alphabete erhalten hatte. Die italiſchen Völker haben alſo eigentlich drei Zeichen für den K-Laut: C, K, Q; die meiſten aber entfernten ſchon früh das Q, das ſich nur im Lateiniſchen und den allerälteſten etruskiſchen Inſchriften nachweiſen läßt; das K dagegen wurde in den meiſten italiſchen Alphabeten beibehalten; nur die Falisker und in ſpäter Zeit auch die Etrusker pflegten in ihren Inſchriften regelmäßig das K durch C zu erſetzen. Selbſt den Lateinern fehlte das K durchaus nicht, wie man gewöhnlich anzunehmen geneigt iſt; die Spuren dieſes Buchſtabens ſind beſonders deutlich in der älteren Zeit. Noch kürzlich wurde auf dem Esquilin eine ſehr alterthümliche Inſchrift*) gefunden — bis jetzt die einzige bekannte lateiniſche, welche von rechts nach links geſchrieben iſt — die noch regelmäßig das K an derjenigen Stelle zeigt, wo wir nach der jüngeren Orthographie ein C erwarten würden, z. B. *pakari* und *feked*. Später tritt der Gebrauch des K im Lateiniſchen allerdings ſehr zurück, war aber doch keineswegs blos auf fremde Namen, wie Karthago, beſchränkt, ſondern noch in der Kaiſerzeit ſind Schreibungen wie *kamenae*, *kanabae*, *kalendae*, *kandidatus*, *kaput*, *karissimus*, *kastra* etc. durchaus nicht ungewöhnlich, namentlich in Inſchriften.

Zu Abkürzungen wurde das K im Griechiſchen ſowol, wie im Lateiniſchen häufig benutzt, z. B. für *καί*, *Καῖσαρ*, *καλανδῶν*, *καταχθόνιοι* (*θεοί*), *Κοίντος*, und ähnlich in dem Spottverſe:

*Κρῆτες Καππάδοκες Κίλικες τρία κάππα κάκιστα*,

welcher durch den vom Apoſtel Paulus (a. d. Titus I, 12) angeführten Verſe des Epimenides von Kreta ſeine Erläuterung findet:

*Κρῆτες ἀεὶ ψεῦσται, κακὰ θηρία, γαστέρες ἀργαί.*

Das dreifache K fand auch noch Verwendung in dem Sprüchwort *κακοῦ κόρακος κακὸν ᾠόν*.

Im Lateiniſchen, wo die Vornamen durch die Anfangsbuchſtaben angedeutet wurden, bezeichnete K Kaeso, ebenſo wie C Gaius und Q Quintus. Außerdem war K, d. h. calumniator, das Brandmal, das man verleumderiſchen Sklaven auf die Stirn drückte; und endlich iſt K(alendae) eine der häufigſten Abkürzungen in den zahlreichen uns inſchriftlich erhaltenen Kalendern der Römer.

Als Zahlzeichen bezeichnet K im Phöniciſchen ebenſo wie im Griechiſchen 20; ganz ſelten, z. B. bei der Zählung der homeriſchen Geſänge, 10.

*) Annali del Instituto, 1880, p. 150 etc. Rhein. Muſeum, 1881. N. F. 36, S. 235 fg. Hermes 16, 225 fg.



Digitized by Google

Ueber das K in den neueren Sprachen iſt wenig hinzuzufügen; hier entſcheidet über das Vorhandenſein oder Fehlen dieſes Buchſtabens der Umſtand, ob ſie ihr Alphabet von den Griechen oder von den Römern erhalten haben. Zu den erſteren gehören die Armenier, Georgier, Kopten, Gothen, Ruſſen und Neugriechen. Die Eigenthümlichkeiten des lateiniſchen Alphabets finden wir in dem der romaniſchen Völker wieder; denn weder die Franzoſen und Spanier, noch die Italiener pflegen bei einheimiſchen Worten ein K zu ſchreiben, ſondern gebrauchen ſtatt deſſen *qu* und *ch*, um den K-Laut auszudrücken. Die Deutſchen und Engländer verwenden neben dem C und Q auch noch das K, und es iſt charakteriſtiſch, daß wir in denjenigen Lehnworten, die am früheſten Eingang in unſere Sprache fanden, das lateiniſche C durch K erſetzen, ſo z. B. corona, Krone; während die ſpäter recipirten Fremdwörter ſich enger an die fremdartige Schreibweiſe anſchließen durch Beibehaltung des C.

(*V. Gardthausen.*)

KAAB (genauer *Ka'b*). Vormohammedaniſcher arabiſcher Eigenname. Unter den Trägern deſſelben iſt der berühmteſte *Ka'b ibn Zoheir*, der Sohn des Mo'allaka-Dichters (ſ. Zoheir). Er war ebenfalls einer der bedeutendſten arabiſchen Dichter, bekannt iſt er aber insbeſondere auch durch die Geſchichte ſeiner Oppoſition gegen Mohammed. Seinen Bruder Budſcheir, welcher ſich dieſem angeſchloſſen hatte, verſpottete er mit einigen bitteren Verſen, welche den Propheten ſo reizten, daß er Ka'b für vogelfrei erklärte (im J. 630 n. Chr.). Budſcheir ließ ihn von dem Todesurtheil, welches den unbeſonnenen Poeten unter den damaligen Verhältniſſen (Mekka und Tâïf waren bereits in Mohammed's Händen und ein ernſtlicher Widerſtand gegen ihn nirgends in Arabien mehr möglich) in die äußerſte Gefahr brachte, unterrichten, und Ka'b entſchloß ſich, die Verzeihung des Propheten zu erbitten. Er begab ſich zu ihm und recitirte ein mit den Worten *bânat So'âd* („Geſchieden iſt [die Geliebte] *So'âd*") anfangendes Gedicht, in deſſen Mitte er in glänzender Wendung auf das Lob des Propheten überging. Mohammed war insbeſondere von einem Verſe ſo entzückt, daß er dem Dichter ſeinen grünen Mantel als Geſchenk zuwarf, und ihm daneben vollſtändige Begnadigung gewährte. (ſ. Ibn Hiſchâm, Leben Muhammeds ed. Wüſtenfeld p. 887 fg.) Der Mantel, nach welchem das Gedicht auch wol das Mantelgedicht (kaṣidat-el-borda) heißt, ſoll nach Ka'b's Tode von den Erben an den Khalifen Mu'âwija verkauft und als koſtbarer Schatz weiter vererbt ſein, bis er bei der Eroberung Bagdads durch die Mongolen unter Hulagu 1258 verbrannt worden ſein ſoll. Trotzdem wird er als Reliquie in Conſtantinopel gezeigt. — Von früheren Erlebniſſen des Ka'b wird noch berichtet, daß er, von dem berühmten Helden Zeid-el-cheil einſt im Kampfe gefangen genommen, ſich durch ſein berühmtes Pferd Kumait loskaufen mußte (Caussin de Perceval, Essai sur l'hist. des Ar. II, 635); nach ſeiner Bekehrung hören wir nichts weiter von ihm. — Das Gedicht Bânat So'âd iſt eins der berühmteſten und beliebteſten der arabiſchen Literatur geblieben, in unzähligen Handſchriften erhalten und vielfach commentirt (ſ. Hadſchi Chalfa IV, 521 fg.); herausgegeben iſt es (außer im Ibn Hiſchâm a. a. O.) von *Lette* (Caab ben Zoheir, Carmen panegyricum in laudem Muhammedis. Item Amralkeisi Moallakah etc. Lugd. Bat. 1748. kl. 4), *Freytag* (Caabi ben Zoheir Carmen in laudem Muhammedis dictum. Halae 1823 [resp. Bonnae 1822]. 4.; einen Calcuttaer Druck o. J. erwähnt noch Zenker I, Nr. 435) und mit Ibn Hiſchâmi's Commentar von *Guidi* (G'emaleddini ibn Hiśâmi Commentarius in Carmen Ka'bi ben Zoheir Bânat Su'âd appellatum. Lips. 1871. 8.); überſetzt von *Rückert* (Hamasa I, p. 152 ff.). Andere Gedichtfragmente von ihm finden ſich in den arab. Anthologien, einen vollſtändigen Diwan (mit Commentar des Tha'lab), der 32 Gedichte bezw. Fragmente mit im Ganzen ca. 600 Verſen enthält, hat *Socin* im Orient gekauft (Ztſchr. d. dtſch. Morgenl. Geſellſch. XXX, 714 f.).

(*O. Loth; A. Müller.*)

KAABA (genauer *ka'ba*) iſt der Name des in Mekka befindlichen Nationalheiligthums der Araber, welches durch Mohammed zur Wallfahrtsſtätte des Islam wurde. Es iſt ein viereckiges Gebäude von mäßigen Dimenſionen (ſ. u.), größerer Höhe als Breite und Tiefe und mit einem flachen Dache, ſodaß es einem erhöhten Würfel gleicht (daher der Name Ka'ba, arabiſch Knöchel, Würfel), umgeben von einer Anzahl von Nebenheiligthümern, welche mit ihm zuſammen inmitten eines länglich viereckigen, von einer großen Säulenhalle umſchloſſenen Hofes ſtehen. Der ganze Complex von Gebäuden heißt *el mesdschid el harâm*, „die ſacroſancte Moſchee", die Ka'ba ſelbſt wird von den Theologen officiell lieber *beit Allâh*, „das Haus Gottes" genannt; den Namen Ka'ba auf das Ganze zu übertragen iſt ungenau, doch wird es angemeſſen ſein, die Nebenheiligthümer hier mit zu behandeln.

Die Entſtehung der Kaaba iſt nach Zeit und Veranlaſſung unſicher. Die Tradition ſchreibt ſie dem Abraham zu, der das Heiligthum mit Beihülfe des Ismael, des angeblichen Stammvaters der nördlichen Araber, gegründet habe, wie die Theologen behaupten, um dem reinen Monotheismus (den noch Mohammed als „Religion Abraham's" bezeichnete) eine Stätte zu erhalten; dieſer Beſtimmung wäre ſie dann freilich gründlich entfremdet geweſen, denn ſelbſt mohammedaniſche Schriftſteller können dem Koran gegenüber nicht leugnen, daß zur Zeit des Propheten und lange vorher die Ka'ba eine Stätte des Götzendienſtes war. Die älteſte authentiſche und unzweideutige Nachricht über ihre Exiſtenz findet ſich bei *Diodor.* III, 43, der von einem *ἱερὸν ἁγιώτατον τιμώμενον ὑπὸ πάντων Ἀράβων περιττότερον* ſpricht: damit kann nur die Ka'ba gemeint ſein. Aus den Worten Diodor's ergibt ſich aber von ſelbſt, daß die Gründung viel weiter, vermuthlich in die vorchriſtliche Zeit zurückreicht. Gibbon und Ley (De templi Meccani origine, Berlin 1849) werden durch verſchiedenartige, aber nicht ſtichhaltige Combinationen auf das erſte Jahrh. v. Chr. geführt; Dozy läßt in ſeinem geiſtvollen, viel

Digitized by Google

zu wenig beachteten, wenngleich in ſeinen Reſultaten doch nicht überall geſicherten Buche „Die Iſraeliten zu Mekka“ (Deutſche Ueberſetzung, Leipzig 1864) den mekkaniſchen Cultus und damit die Ka'ba bereits zur Zeit David's oder gar Saul's von den aus Paläſtina vertriebenen Simeoniten gegründet ſein, während v. Maltzan (Meine Wallfahrt nach Mekka, Leipzig 1865, I, 373) aus der Troſtloſigkeit der Umgebung Mekkas den Schluß zieht, daß der Ort irgend einem aſcetiſchen Einſiedler, wahrſcheinlich einem vorchriſtlichen Anachoreten ſein Daſein verdankt haben müſſe. Jedenfalls hängt die Entſtehung der Ka'ba mit der Verehrung des berühmten ſchwarzen Steines (ſ. u.) zuſammen, welche ſehr alt ſein kann — Steindienſt war von jeher in Arabien einheimiſch (Krehl, Vorislam. Religion der Araber, S. 69 fg.). Bei der Entwicklung des Cultus ſind aber in dieſem Falle auch Handelsintereſſen mächtig geweſen (Sprenger, Alte Geographie Arabiens passim, beſonders S. 222 fg.): in den drei heiligen Monaten, in welche die Wallfahrt fiel (etwa Mitte Februar bis Mitte Mai) war Landfriede, während deſſen die Handelskarawanen unbehelligt von Raubanfällen der Beduinen von Südarabien nach den Häfen des Rothen Meeres ziehen konnten, in welchen die Verſchiffung, vor allem des Weihrauchs, nach Aegypten ſtattfand. Als im erſten Jahrh. n. Chr. die alte Weihrauchſtraße infolge des von den Römern bevorzugten directen Seeweges verödete und Mekka ſtark zurückging, verminderte ſich natürlich auch das Anſehen des Heiligthumes; immerhin blieb es der religiöſe Mittelpunkt der mit den Herren Mekkas, den Koreiſchiten (ſ. d.), zu Handelszwecken verbundenen umwohnenden Stämme. Genauere Angaben über die Schickſale des Heiligthumes vor Mohammed, auf die man ſich verlaſſen könnte, fehlen; was von den verſchiedenen Stämmen und Perſonen, in deren Beſitz, bezw. Verwaltung die Ka'ba geweſen ſein ſoll, berichtet wird, iſt faſt durchweg ſagenhaft. Doch ſteht feſt, daß die Ka'ba urſprünglich nur aus vier einfachen, unbedachten Mauern von Mannshöhe beſtand, darin befanden ſich der Hauptgötze der Mekkaner, Hobal, und einige andere Gottheiten: der eigentliche Zweck der Ka'ba war aber wol von Anfang, dem ſchwarzen Stein als Ehrenplatz zu dienen. Nach einer Tradition ſoll ſchon damals der Gebrauch beſtanden haben, die Ka'ba mit einer nach allen Seiten herabhängenden Bedeckung (kiswa) zu verſehen, welche urſprünglich wol die Stelle des fehlenden Daches vertrat. Letzteres ſcheint erſt bei einem Neubau hinzugefügt zu ſein, den die Koreiſchiten zu Mohammed's Lebzeiten (der Sage nach auch mit ſeiner Betheiligung) unternahmen, und welchem das Holz eines geſtrandeten byzantiniſchen Schiffes, ſowie ein auf dem letzteren befindlich geweſener griechiſcher Baumeiſter dienen mußten; dabei wurde auch das Gebäude erheblich höher gemacht. Um dieſe Zeit lag die Verwaltung des Heiligthumes und die Fürſorge für die jährliche Wallfahrt den Häuptern angeſehener mekkaniſcher Familien ob, in welchen die einzelnen Befugniſſe als Ehrenämter forterbten, und denen ſie auch Mohammed nach der Einnahme Mekkas im J. 630 beließ. Ueberhaupt begnügte ſich der Prophet, die Götzenbilder aus der Ka'ba entfernen zu laſſen, alles andere blieb, wie es war, und der Cultus des ſchwarzen Steines und die Wallfahrt wurden als integrirender Theil in die Religion des Islam aufgenommen (ſ. über dieſe Gebräuche unter Mohammed). Das Gebäude ſelbſt iſt aber mit der heiligen Stadt weiterhin manchen Wechſelfällen und mehrfachen Zerſtörungen ausgeſetzt geweſen; außer den gleich zu erwähnenden Unglücksfällen berichten die Chroniſten (vgl. Wüſtenfeld, Die Chroniken der Stadt Mekka. 4 Bde. Leipzig 1857—61) alle paar Jahre von Ueberſchwemmungen, welche durch das ungünſtige Terrain in Mekka häufig großen Schaden anrichten. Zum Schutze dagegen legte ſchon der Khalife Omar im J. 638 n. Chr. einen Damm an; gleichzeitig begann er die bis dahin dicht an die Ka'ba heranſtehenden Häuſer abzubrechen und einen freien Platz zu ſchaffen, der dann ſpäter allmählich zu ſeiner jetzigen Größe erweitert und (ſo ſchon unter Osman 647) auf allen vier Seiten mit Säulengängen umgeben wurde. Zunächſt brannte die Ka'ba indeß bei der Belagerung Mekkas unter dem Gegenkhalifate des Ibn el-Zubeir im J. 683 nieder (wobei der ſchwarze Stein durch die Hitze des Feuers in drei Stücke zerſprang). Ibn el-Zubeir ließ ſie wieder aufbauen, und zwar nach der einen Seite etwas verlängert und bis auf 27 Ellen erhöht; nach der Vernichtung des Ibn el-Zubeir ſtellte indeß der Statthalter Haddſchâdſch ibn Jûſuf auf Befehl des Khalifen Abdelmelik den urſprünglichen Grundriß wieder her, während die Höhe blieb, und die Dimenſionen dieſes Baues ſind ſeitdem bei jeder Herſtellung ängſtlich innegehalten worden. Die Khalifen ließen es im allgemeinen an Geſchenken und Verſchönerungen nicht fehlen, die Säulengänge um den freien Platz wurden mehrfach vergrößert, ſpäter mit Thürmen verſehen; die Teppiche, mit denen die Ka'ba behängt iſt und die nur in der Wallfahrtszeit funfzehn Tage lang entfernt bleiben, wurden von den Khalifen jährlich erneuert und beſtanden oft aus koſtbaren Stoffen. Hierin folgten nach dem Untergange des Khalifates die ägyptiſchen und türkiſchen Sultane, und ſo iſt die Verleihung der Kiswa zu einem Attribute der Souveränetät über Mekka geworden. Bei den Aufſtänden der Aliden unter Mâmûn und Muſta'in in den Jahren 815 und 865 wurde der Tempelſchatz geplündert; noch ſchlimmer hauſten die Karmaten (ſ. d.) im J. 930, die ſogar den ſchwarzen Stein herausbrachen und mit ſich fortnahmen. Erſt nach 22 Jahren (951) gaben ſie ihn zurück; aber ſchon um 1023 wurde der Stein von einigen perſiſchen Ketzern von neuem herausgeriſſen und in drei Stücke zerſchlagen, die man indeß wieder, wie ſchon früher, durch eine Silberfaſſung vereinigte. Der Verfall des Khalifates und die Differenzen zwiſchen den einzelnen aus demſelben hervorgehenden Staaten wirkten natürlich ungünſtig auf die Verhältniſſe des Heiligthumes, für welches dann aber die ägyptiſchen Sultane, beſonders Bibars (1269), zu ſorgen ſich angelegen ſein ließen. Im J. 1399 zerſtörte ein Brand die Nord- und Weſtſeite der die Ka'ba umgebenden Säulenhallen, doch war bereits 1402 die Wiederherſtellung auf

Digitized by Google

Koſten des ägyptiſchen Sultans el-Nâçir erfolgt. Eine gründliche Ausbeſſerung des Daches der Kaʿba erwies ſich 1551 als nothwendig und wurde auf Befehl des Sultans Soliman im folgenden Jahre vorgenommen; aber auch die umgebende Säulenmoſchee wurde baufällig und mußte vollkommen neu aufgeführt werden, was 1572—77 durch großartige Municenz Selim's II. und Murad's III. ermöglicht ward. Am ſchlimmſten wurde aber die Kaʿba durch eine Ueberſchwemmung im J. 1626 mitgenommen, welche, außer anderen großen Verwüſtungen in den übrigen Gebäuden, drei Seiten der Kaʿba fortriß, ſodaß ſie nach Wegräumung der übriggebliebenen Seite 1627 gänzlich neu aufgeführt werden mußte. Seitdem ſcheinen größere Veränderungen an der Kaʿba nicht vorgenommen zu ſein.

Beſchreibungen des jetzigen Zuſtandes der Kaʿba mit ihren Nebengebäuden findet man in den Reiſewerken des Ali Bey, Burckhardt's, Burton's und v. Maltzan's, neben denen die aus ihnen abgeleiteten Schilderungen Muir's (Life of Mahomet, 1. ed., II, 35 fg.) und Sprenger's (Leben Mohammed's II, 340) zu nennen ſind. Pläne finden ſich bei Ali Bey, Burton und nach ihnen Muir; letzterer, Ali Bey und d'Ohſſon geben Anſichten. Nach dieſen Quellen (ich folge vornehmlich Burckhardt) ſteht die Kaʿba in einem länglichen Viereck, das ca. 500 pariſer Fuß lang und ca. 350 breit iſt und von der Säulenhalle (der Moſchee) umſchloſſen wird. Die Außenwand der Moſchee wird direct von den daran gebauten Häuſern der Stadt gebildet und iſt unregelmäßig, ebenſo, obwol nicht ſo ſtark, das innere Viereck; der Raum zwiſchen beiden iſt mit einer dreifachen, an der ſüdöſtlichen und ſüdweſtlichen Seite zum Theil vierfachen Reihe von Säulen umgeben. Dieſe tragen Arcaden mit Spitzbogen und einem Dach darüber; achtzehn Zugänge führen zwiſchen den Häuſern zur Moſchee, ſieben gepflaſterte Wege von dieſer über den inneren Hof nach der Kaʿba und ihren Nebengebäuden. Die Kaʿba ſteht nicht genau in der Mitte (nach Burckhardt 115 Schritte von der nördlichen und 88 von der ſüdlichen Colonnade entfernt). Sie iſt ein längliches maſſives Gebäude (nach Burckhardt 18 Schritte lang, 14 breit und 35—40 Fuß hoch; Burton gibt 22 Schritt = 55 engliſche Fuß zu 18 Schritt = 45 Fuß; Ali Bey: öſtliche Seite 37 pariſer Fuß 2 Zoll 6 Linien, weſtliche 38 Fuß 4 Zoll 6 Linien, nördliche 29 Fuß, ſüdliche 31 Fuß 6 Zoll, Höhe 34 Fuß 4 Zoll); die Ecken weiſen ungefähr nach den vier Himmelsgegenden (Burckhardt fand die eine Seite nach NNW. ½ W. liegend). Sie iſt aus großen Steinblöcken gemauert und ſteht auf einer zwei Fuß hohen Baſis, welche eine ſich ſcharf neigende Ebene darſtellt; ihr Dach iſt flach und in der Ferne hat ſie das Ausſehen eines vollkommenen Kubus, der den Eindruck ziemlicher Höhe macht, da die übrigen Gebäude ſämmtlich abſichtlich niedrig gehalten ſind. Die einzige Thür, welche den Eintritt geſtattet und jährlich zwei- oder dreimal geöffnet wird, iſt an der Nordſeite und etwa 7 Fuß über der Erde, ſodaß man zum Hineingehen eine hölzerne Treppe gebrauchen muß. Auf der nordöſtlichen Ecke iſt der ſchwarze Stein, der einen Theil der ſcharfen Ecke des Gebäudes bildet und etwa 4 oder 5 Fuß (Burton 4 Fuß 9 Zoll) über der Erde eingemauert iſt, ſodaß er von den Pilgern bequem geküßt werden kann. Er bildet ein unregelmäßiges Oval, etwa 7 Zoll im Durchſchnitt (Ali Bey: 6 Zoll auf 8 Zoll 6 Linien; eine Abbildung gibt derſelbe und nach ihm Muir) mit einer wellenförmigen Oberfläche; infolge der oben erwähnten mehrfachen Zerſprengungen iſt er jetzt aus etwa einem Dutzend kleinerer Steine zuſammengeſetzt, die mit wenigem Mörtel verbunden und an der Oberfläche ganz glatt ſind. Seine Farbe iſt tief röthlichbraun, beinahe ſchwarz, ſeine Qualität hat man bisher nicht feſtſtellen können (Burckhardt hielt ihn für Lava, Burton für einen Meteorſtein, Ali Bey für Baſalt, Maltzan ſchwankt zwiſchen letzterer und erſterer Annahme; vgl. Dozy S. 12); er iſt von einem erhöhten Rande (wie es ſcheint aus einer Art röthlichbraunen Cements) und einer ſilbernen Einfaſſung umgeben; ihn zu küſſen iſt der wichtigſte Theil der Ceremonie des ſiebenmaligen Umlaufs (ſ. das Nähere unter Mohammed). — In der ſüdöſtlichen Ecke (Rukn eljemenî) iſt ein anderer Stein, etwa 5 Fuß vom Boden, 1½ Fuß lang und 2 Zoll breit, von grauer Farbe (daher „der weiße Stein" im Gegenſatz zum anderen); dieſer wird nicht geküßt, ſondern nur mit der Hand berührt. — Auf der Nordſeite bei der Thür der Kaʿba iſt eine Höhlung im Boden, groß genug, daß drei Perſonen darin ſitzen können. Die Stelle (*el-madschan* genannt) ſoll der Standort Abraham's beim Bau der Kaʿba geweſen ſein, und es iſt verdienſtlich hier zu beten. — An der Weſtſeite befindet ſich eine halbrunde Mauer, 5 Fuß hoch und 4 Fuß dick (*el-Hatîm* genannt), deren zwei Enden bis 3 oder 4 Fuß an die Kaʿba herangehen und innerhalb deren Ismael und Hagar begraben liegen ſollen; dieſer Raum heißt *el-hidschr*, und wurde von Ibn el-Zubeir zur Kaʿba hinzugezogen (ſ. o.). Von den vier Seiten der Kaʿba hängt die Kiswa (ſ. o.) herab, die aber das Dach frei läßt. — Um die Kaʿba herum iſt ein etwas vertieftes Pflaſter, welches ein unregelmäßiges Oval bildet; es wird von 32 vergoldeten Säulchen umgeben, zwiſchen denen Glaslampen aufgehängt ſind, und dem weitere zwei immer etwas erhöhte Pflaſter folgen. Innerhalb dieſer befinden ſich die Nebengebäude. Zunächſt iſt NO. der Kaʿba ein viereckiges Gebäude, in welchem ſich der Brunnen *Semsem* (vgl. Dozy S. 137), der Sage zufolge die Quelle der Hagar, befindet. Obwol das Waſſer ſchlecht und ſchwer verdaulich iſt, gilt es doch für verdienſtlich und heilſam davon zu trinken, was denn auch kein Pilger verſäumt. Nicht weit vom Semſem und genau N. der Kaʿba ſteht das „Thor des Heiles" (*Bâb es-selâm*), ein leichter Rundbogen, etwa 15 Fuß weit und 18 Fuß hoch, welcher den eigentlichen Eingang zu den heiligen Gebäuden bildet. Zwiſchen ihm und der Kaʿba iſt das *Makâm Ibrahîm* „der Standort Abraham's", ein kleines Gebäude, auf 6 etwa 8 Fuß hohen Säulen ruhend, mit einem Gehäuſe von etwa 4 □Fuß dazwiſchen, welches in eine Pyramide ausläuft und den „Stein Abraham's" enthält: auf ihm ſtand Abraham

Digitized by Google

auf dem oben erwähnten Flecke el-Madſchen, und ein Abdruck ſeines Fußes ſoll ſich in dem Steine befinden. Derſelbe iſt übrigens auch mehrfach entwendet und der Gefahr der Zerſtörung ausgeſetzt geweſen; eine Inſchrift in unbekannten Charakteren auf ihm, welche der Chroniſt Fâkihi abgezeichnet hat, verſuchte Dozy (S. 155 fg.) zu entziffern. — Auf der Seite des Makâm, nach der Kaʿba blickend, ſteht die aus weißem Marmor gebaute Kanzel (*Mimbar*), auf welcher Freitags und an Feſttagen gepredigt wird. W., O. und S. ſtehen drei kleine Gebäude, in denen die Imâme der orthodoxen Sekten Gebetsverſammlungen zu halten pflegen und die *Makâm Hanefi*, *Hambali* und *Mâliki* heißen; die Schâfiʿiten haben ihr Makâm in einer Oberſtube des Semſemgebäudes. Schon außerhalb des Pflaſters, zwiſchen dem Bâb es-ſelâm und der Nordoſtecke der Säulenmoſchee, ſind noch zwei kleine geſchmackloſe Kuppelgebäude (*el-kobbetên*), welche als Aufbewahrungsort für allerhand Geräthe dienen.

Ein zweites, auf Befehl Mohammed's zerſtörtes Heiligthum gleichen Namens befand ſich in Negrân, ſ. Sprenger, L. Moh. III, 467; *Caussin*, Essai sur l'hist. des Ar. I, 160. (*A. Müller.*)

KAADEN (Kaadan, Cadan, Caduna), königliche Stadt im nordweſtlichen Böhmen, am Fuße des Erzgebirges, am linken Ufer der Eger (50° 22′ 42″ Br., 30° 56′ 2″ L. Ferro), führt im Wappen eine Stadtmauer mit drei Thürmen, über dem mittleren einen geſchloſſenen Helm, unten ein offenes Thor mit Fallgatter, auf dem linken Thurme den böhmiſchen Löwen, auf dem rechten den öſterreichiſchen Adler. Nach der Volkszählung vom 31. Dec. 1880 zählt die Stadt 6332 Einwohner (3223 männliche und 3109 weibliche) deutſcher Zunge, die neben Handel und Gewerbe auch die Landwirthſchaft betreiben. Unter den Gewerben ragt die Handſchuhfabrikation und Schuhwaarenerzeugung hervor. Stark beſucht werden von den Landwirthen der fruchtbaren Umgebung die Wochenmärkte, auf welchen ein lebhafter Handel mit Getreide, Obſt und Kleinvieh betrieben wird. Die Stadt iſt mit allen Nachbarſtädten durch ein gutes Straßennetz verbunden. Ueber die Eger führt eine im Jahre 1880 neuerbaute Brücke von Eiſenconſtruction; die nächſte Eiſenbahnſtation — Kaaden-Brunnersdorf — der Buſchtiehrader Eiſenbahnlinie Prag-Karlsbad liegt eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Gegenüber der Station befindet ſich die Kaaden-Brunnersdorfer Zuckerfabrik, ein Actienunternehmen. Die Stadt beſitzt vier Kirchen und zwei Klöſter (Franziskaner und Eliſabethinerinnen). Gut entwickelt iſt das Schulweſen, welches ein Communalobergymnaſium, eine Landesackerbauſchule, eine Volks- und Bürgerſchule, eine Waiſenhausſchule und einen Kindergarten aufweiſt. Zwei Spitäler ſorgen für die öffentliche Krankenpflege, und ein eigener Armenfond für das Armenweſen. An Vereinen beſtehen ein bürgerliches Schützencorps, Geſangverein, Feuerwehrverein, Veteranenverein, Turnverein, Anpflanzungs- und Verſchönerungsverein, eine Ortsgruppe des wiener Schulvereins und einige Geſelligkeits- und Wohlthätigkeitsvereine. Ueberdies beſteht ein gewerblicher Spar- und Vorſchußverein und eine ſtädtiſche Sparkaſſe, die im Jahre 1879 einen der Stadt zu gemeinnützigen Zwecken zur Verfügung ſtehenden Reingewinn von 33,831 Fl. 68 Kr. erzielte.

Kaaden hat eine reiche hiſtoriſche Vergangenheit, welcher gegenüber die gegenwärtige Bedeutung der Stadt einen theilweiſen Rückgang beurkundet. Wenn auch nicht an das Camburg, welches gelegentlich der Züge Karl's des Großen nach Böhmen genannt wird, angeknüpft werden darf, und ebenſo wenig die Gründungsgeſchichte des erfinderiſchen Chroniſten Hajek zum Jahre 821 Glauben verdient, ſo läßt ſich doch fürs 12. Jahrh. (zu 1183 und 1186) der Beſtand eines königlichen Caſtells und einer Parochie in Kaaden nachweiſen. Am Fuße der Burg entwickelte ſich aus dem urſprünglichen Burgflecken allmählich ein ſtädtiſches Gemeinweſen, welches unter Ottokar II. (1253—1278) den Charakter einer freien königlichen Stadt erlangte. König Johann, noch mehr aber Karl IV. ſtatteten Kaaden mit bedeutſamen Privilegien aus, welche der Stadt im 14. Jahrh. zu bedeutendem Wohlſtande verhalfen. Aus der karoliniſchen Zeit, in welcher Kaaden Hauptſtapelplatz an der Eger war, mag die urſprüngliche Anlage des durch ſeine Größe (4240 □-Klafter) noch jetzt imponirenden Marktplatzes ſtammen. Die Huſitenkriege unterbrachen dieſe Periode des glücklichen Gedeihens, und im Jahre 1421 wurde die Stadt von einem Taboritenhaufen erſtürmt. Doch blieb die Bürgerſchaft auch nachher gut deutſch und katholiſch und gerieth deswegen mit Georg von Podiebrad in einen heftigen Conflict (1467), der mit der Vertreibung einer großen Anzahl von Bürgern und der Maſſenconfiscation ihrer Güter endete (vergl. Apologie der Kaadner gegen Georg von Podiebrad von L. Schleſinger — in den Mittheilungen des Vereins der Geſchichte der Deutſchen in Böhmen, Jahrg. XIII, S. 126 fg.) Von den Königen zuerſt an die Lobkowitze, ſpäter an die Schlicke verpfändet, wendete ſich die Stadt bereits im Jahre 1524 mit aller Entſchiedenheit zum Proteſtantismus und betheiligte ſich an dem bekannten Aufſtande der Stände gegen Ferdinand I. Sie verlor deshalb infolge des blutigen Landtags von 1547 ihre alten Gerechtſame und mußte ein Pönale von 3000 Schock Meißniſch zahlen. Der Dreißigjährige Krieg brachte Kaaden zu noch größerem Verfalle. Der kaiſerliche Commiſſarius Hans Adolf von Wolfſtein rückte im Jahre 1626 mit einem Fähnlein Soldaten in Kaaden ein und beſorgte das Geſchäft der Gegenreformation gerade nicht in der glimpflichſten Weiſe. Zweimal beſetzten im Verlaufe des Krieges die Sachſen die Stadt, 1642 quartierte ſich Torſtenſohn und 1648 Königsmark in Kaaden ein. Im nächſten Jahrhundert litt die Bürgerſchaft vielfach im Oeſterreichiſchen Erbfolgekriege und in den Schleſiſchen Kriegen. Im Jahre 1742 (14. October) entwickelte ſich in der Nähe der Stadt ein Kampf zwiſchen den Franzoſen unter Maillebois und dem kaiſerlichen Befehlshaber Gyulay, in welchem 200 Franzoſen fielen. Eine erbeutete franzöſiſche Standarte wird noch jetzt in der Franziskanerkirche aufbewahrt. Am 20. April 1758 kam es vor den Thoren

Digitized by Google

Kaadens zwiſchen den Preußen und Oeſterreichern zu einem heftigen Scharmützel, worauf die feindlichen Truppen die Stadt beſetzten und brandſchatzten. Weitere Kriegsſchäden erlitten die Bürger im November deſſelben Jahres und wiederholt im Jahre 1762. Der letzte ſchwere Schickſalsſchlag ereilte Kaaden am 1. October 1811 durch eine gewaltige Feuersbrunſt, welche 473 Häuſer, darunter Kirche und Rathhaus, einäſcherte. In weiterem Kreiſe bekannte hiſtoriſche Ereigniſſe, die ſich an den Namen der Stadt Kaaden knüpfen, ſind: die Zuſammenkunft Kaiſer Albrecht's I. mit einigen Kurfürſten am 17. Aug. 1297, und der Kaadener Friede, unter welchem jener in der Stadt am 29. Juni 1534 abgeſchloſſene Vertrag des Kaiſers mit einigen deutſchen Reichsfürſten verſtanden wird, durch welchen die Wahl Ferdinand's I. zum römiſchen König gegen Verzichtleiſtung der Habsburger auf den Beſitz Würtembergs geſichert werden ſollte. — Berühmte aus Kaaden ſtammende Männer ſind: der gelehrte Mathematiker Pantaleon Kirbitzer von Kirbitz, der als erſter Miſſionär (Jeſuit) aus Böhmen 1626 zu Makkao in Aſien ſtarb, und der noch lebende Hofrath Dr. Joſ. Löſchner (geb. 1809), mediziniſche Celebrität und Gründer des Kinderſpitals in Prag. Johann Sandel, der langjährige Stadtſchreiber von Kaaden, überſetzte Hajek's tſchechiſche Chronik ins Deutſche (1596).

(Eine in unſerem Jahrhundert von Urban von Urbanſtädt verfaßte ausführliche Geſchichte Kaadens liegt im Manuſcripte im ſtädtiſchen Archive. Die 1857 gedruckte „Monographie der Stadt Kaaden" von K. G. Meyer beruht auf Auszügen aus Urbanſtädt's Werke.)

*(L. Schlesinger.)*

KAADNER GRÜN. Unter dieſem Namen wird in der Nähe von Kaaden am Fuße des geologiſch hochintereſſanten Burberges eine grüne Erde bergmänniſch gewonnen und zumeiſt nach England verſandt, von wo eine aus dem Rohmateriale durch ein bis jetzt geheim gehaltenes Verfahren bereitete ſehr feine grüne Farbe in den Handel gebracht wird. *(L. S.)*

KAARTA, der nordöſtliche Theil des Berglandes von Senegambien (ſ. d.), begrenzt im N. durch die Wüſte Sahara, im O. von Bakhunu, im W. durch Diafunu und Diombokho, und im S. und SO. durch den Bakhoy, Fuladugu und Diangunte, eine zumeiſt fruchtbare und gut cultivirte Landſchaft. Die Haupterzeugniſſe beſtehen in Baumwolle, Tabak und Gemüſen, dieſe gewinnt man in den Thälern, während die Berglehnen dem Getreidebau gewidmet ſind. Kaarta bildete früher ein ſelbſtſtändiges Reich, iſt dagegen jetzt mit dem Bambaralande Segu (ſ. d.) ein den Fulbe unterworfener Staat.

Die Bevölkerung, faſt ausſchließlich aus Mandingo (ſ. d.), welche hier als Bambara bezeichnet werden, beſtehend, treibt lebhaften Handel mit Gold und Elfenbein. Hauptſtadt iſt Nioro. Wie in der Mehrzahl der Staaten, welche von dieſem Volke gegründet ſind, theilen ſich die Bewohner in Mohammedaner oder Buſchrin (wahre Gläubige) und in Heiden, die man hier auch Sonaki oder Dſchaar (Branntweintrinker) nennt. Die Heiden ſind weit zahlreicher als die Mohammedaner, und die Regierung des Landes liegt in ihren Händen. Obgleich die achtbarſten Mohammedaner bei wichtigen Angelegenheiten häufig um Rath gefragt werden, ſind ſie doch von der Verwaltung ganz ausgeſchloſſen. Dieſe leitet der Manſa oder König mit ſeinen hohen Staatsbeamten, unter denen der Tarbanna oder Thronerbe den erſten Rang einnimmt. Auf dieſen folgen die Alkaiden oder Provinzialſtatthalter, welche auch Kimos genannt werden. Unter den Freien gelten die Sklavenhalter für die Vornehmſten. Die Sklaverei iſt hier, wie in allen benachbarten Staaten, weit verbreitet, und oft begegnet man Zügen von Sklaven, welche zugleich als Laſtträger verwendet werden.

Jedem Greiſe wird die größte Ehrfurcht gezollt. Stirbt der König, ſo gelangt der älteſte Sohn auf den Thron, wenn er volljährig iſt. Iſt kein Sohn oder nur ein unmündiger vorhanden, ſo vererbt die Regierung auf den Bruder oder den ſonſtigen nächſten Verwandten des Verſtorbenen, der jedoch nicht Regent oder Vormund des Minderjährigen, ſondern König wird.

*(Richard Oberländer.)*

Ka'b, ſ. Kaab.

Ka'ba, ſ. Kaaba.

KABALE (Cabale), aus dem jüdiſchen kabbalâ (ſ. Jüdiſche Literatur), wurde anfänglich im Sinne von „Geheimlehre" gebraucht, ſo bei deutſchen Schriftſtellern im 16. und 17. Jahrh., bekam dann die jetzt allein gebräuchliche Bedeutung: „ränkevolles Handeln", „Intrigue". *(R.)*

KABARA, Hafenſtadt des 7 Kilom. davon entfernten Timbuktu (ſ. d.) am linken Ufer des Niger, beſteht aus gegen 400 Thonhäuſern und Rohrhütten, in denen etwa 2000 Seelen, meiſt Sonrhay (ſ. d.) wohnen. Die kurze Strecke zwiſchen Kabara und Timbuktu iſt völlig öde und führt den unheimlichen Namen Ur-immandeß (er hört es nicht), nämlich nicht das Angſtgeſchrei des Einzelnen, der dort in die Hände der Räuber fällt.

*(Richard Oberländer.)*

KABARDA, d. h. der Kabardinskiſche Bezirk, liegt im weſtlichen Theile des Terekſchen Gebiets im aſiatiſchen Rußland und umfaßt einen Flächenraum von 178 □Meilen. Der jetzige Bezirk beſteht aus der ehemaligen großen und kleinen Kabarda und wird im Süden vom Hauptgebirgsrücken des Kaukaſus, vom Elborus an bis zum Berge Paſſis-Mta begrenzt, während die Flüſſe Malka und Terek die nördliche Grenze bilden. Die große Kabarda zerfällt ihrer Lage nach in zwei geognoſtiſch verſchiedene Theile: in das Berggebiet und in das Gebiet der Ebene. Erſteres wird von dem nördlichen Abhange des Kaukaſus und von dem ihm parallel laufenden, unter dem Namen Tſchornüe Gory (Schwarze Berge) bekannten Gebirgsrücken gebildet. An der Grenze des Kabardinskiſchen und Kubanſchen Gebiets erhebt ſich vor dem Hauptgebirgsrücken des Kaukaſus bis zu einer Höhe von 18,571 Fuß die mit ewigem Schnee bedeckte Trachitmaſſe des Berges Elborus, von der bedeutende Gletſcher ſich der Ebene zu erſtrecken, unter denen der Bakſanskiſche der bedeutendſte iſt. Auf dem Kaukaſusgebirge ſelbſt

Digitized by Google

befinden ſich außerdem noch mehrere ſehr hohe, nicht ausgemeſſene Gebirgsſpitzen, wie der Ulu-Kul, der Dougusorun, die Lokura, die Paſſis-tma und der Agyſchtan, welcher letztere eine abſolute Höhe von ca. 16,000 Fuß haben mag. Die Schwarzen Berge erheben ſich bis zu einer Höhe von 3—5000 Fuß und beſtehen aus Conglomeraten, Sandſtein, Dolomit, Kreide und Jurakalk. Wie der kaukaſiſche Gebirgsrücken ſind auch die Schwarzen Berge von engen Thälern durchſchnitten, die reich an Wald und Weidetriften ſind. Die nördlichen Abhänge der Schwarzen Berge dehnen ſich zwiſchen dieſen Flußthälern etwa 28—33 Kilom. weit aus, indem ſie ſich allmählich verflachen und mit der großen Ebene vereinen, welche durch den unteren Lauf der Malka und den Terek gebildet wird. Dieſe unter dem Namen der Kabardinskiſchen bekannte, faſt ganz horizontale Ebene enthält eine Areal von etwa 1200 □Werſt und iſt eine der fruchtbarſten in ganz Kaukaſien, obwol die Waldvegetation daſelbſt gänzlich fehlt. Die ganze Kabarda iſt gut bewäſſert. Außer den ſchon genannten Hauptflüſſen, der Malka und dem Terek, ſind noch nennenswerth der Uruch, der Lesken, der Argudan, der Urwan, der Naltſchik, Tſchegem, Bakſan, Gundelen und Podkumok. Alle dieſe Flüſſe fließen durch tiefe Schluchten in die Ebene hinab und bewäſſern dieſelbe auf das vollſtändigſte. Die kleine Kabarda nimmt den ganzen Winkel auf der rechten Seite ein, der durch die Krümmung des Terek gebildet wird, und wird von zwei nicht hohen, einander parallel laufenden Gebirgsrücken durchſchnitten. Der erſte von ihnen, von Klaproth „Belantſcha" genannt, zieht ſich vom rechten Ufer des Terek längs der Oſſetiniſchen und Tſcherſchenſchiſchen Grenze hin und bildet eine Fortſetzung des Karadag. Die nördliche Seite dieſes Gebirgsrückens iſt mit niedrigem Geſtrüppe bedeckt. Der zweite Gebirgsrücken (bei Klaproth: Arak) läuft parallel zum erſteren und dem rechten Ufer des Terek (17 Kilom. von demſelben entfernt), beginnt bei der Station Priſchibkaja und endet außerhalb des Bezirks in dem durch die Vereinigung des Terek mit der Sunſha gebildeten Winkel. Die ganze Oberfläche der kleinen Kabarda iſt wald- und waſſerarm, hat jedoch einen fruchtbaren Boden und iſt reich an herrlichen Weiden.

Die Einwohner, nach der letzten Zählung 46,785 Seelen, ſtehen unter einheimiſchen Fürſten, unter welchen die Geſchlechter der Dſchinbot, Meſoſt, Chatachſchok und Kaitok die vornehmſten ſind. Ihre Sprache weicht von der der übrigen Bergvölker ſehr ab und hat nur mit der der benachbarten Abchaſen Aehnlichkeit. Zur einheimiſchen Bevölkerung gehören die Kabardinzen (Kabertai) oder wie ſie ſich ſelbſt nennen „Adige", einer der bedeutendſten Tſcherkeſſenſtämme, ſodann die Uruſpiewzen, an Swanetien grenzend, unter dem gemeinſamen Namen „Balkar"; die Tſchegem und die den freien Swanetiern benachbarten Chulam, ſowie die Gemeinde Biwingaj. Außerdem gibt es noch 4650 Ruſſen, 410 Juden und 244 Deutſche in dem Gebiete, die theils in der Feſtung Naltſchik leben, theils in der Umgegend derſelben angeſiedelt ſind. Die Kabardinzen bilden den Hauptbeſtandtheil der Bevölkerung, da ihre Zahl ſich bis auf 31,000 beläuft. Sie bewohnen die ganze kleine Kabarda, die Hochebene der großen Kabarda und die Schwarzen Berge. Die Zahl der vornehmlich in der Bakſanskiſchen Schlucht wohnenden Uruſpiewzen überſteigt nicht 5000, während die in den Schluchten der nördlichen Ausläufer des Kaukaſus lebenden Balkaren 4500 Seelen ſtark ſind. Die Abſtammung der Kabardinzen iſt in Dunkel gehüllt. Einige glauben, daß ſie urſprünglich in der Krim und in Südrußland lebten, und von hier durch die Krimſchen Tataren verdrängt wurden. Sie ſelbſt leiten ihre Abſtammung von Kes, einem Auswanderer aus Arabien, ab. Nach Ptolemäus wohnten früher in dieſer Gegend die Troglodyten (Höhlenbewohner) und Nomades. Im 4. Jahrh. dehnten die Abasgi am Schwarzen Meere ihre Herrſchaft über dieſe Gegend aus, woher die Aehnlichkeit der Sprache rühren mag; im 8. Jahrh. erſcheinen hier unter Chazariſcher Oberhoheit die Kabari, von denen die Kabarda wahrſcheinlich ihren Namen erhalten hat, und im 9. Jahrh. wurden hier die Kaſſogen (unſtreitig die Kaſach, wie die Oſſeten die Kabardinzen nennen) vom ruſſiſchen Großfürſten Swätoslaw beſiegt und ſo die Grenze Rußlands bis zum Kaukaſus ausgedehnt. Das Land wurde nun auch Kaſachia genannt. Die ruſſiſche Herrſchaft wurde im 11. Jahrh. durch die Polowzer zerſtört; die Türken bemächtigten ſich aller kaukaſiſchen Gegenden bis im Norden des Terek und Kuban, und nun wurde auch die unter Juſtinian von georgiſchen Mönchen eingeführte chriſtliche Religion mit dem Mohammedanismus vertauſcht. Von dem früheren chriſtlichen Cultus finden ſich noch manche Reſte alter griechiſcher Kirchen und Grabſteine in der Form der alten griechiſchen Kreuze mit griechiſchen Inſchriften; doch blieb das Volk immer noch faſt ganz dem Heidenthum ergeben und nur der Glaube an einen einigen Gott und die Faſten gingen zu ihm über, während die Fürſten vollkommen Mohammedaner wurden. Im 13. Jahrh. ſtanden die Einwohner unter der Herrſchaft der Goldenen Horde der Tataren und hatten den Namen „Circaſſier", aus welchem Worte der heutige Name „Tſcherkeß" entſtanden iſt. Nach der Abwerfung des tatariſchen Jochs kommt darauf im 16. Jahrh. der Name „Kabarda" wieder auf, bis im 17. Jahrh. unter der Türkenherrſchaft der Name Circaſſien wieder hervortritt. Jetzt ſtand die Kabarda zunächſt unter den Krimſchen Khanen, denen ſie als Tribut jährlich ein ſchönes Mädchen oder Pferd oder auch einen koſtbaren Panzer ſenden mußte. Im Jahre 1708 empörten ſich die Einwohner gegen die Krimſchen Tataren und begaben ſich unter die Botmäßigkeit der Pforte. Im Kriege mit den Türken unterwarf endlich Katharina II. die Kabardei, und Georgiewsk, eine nicht unbedeutende Feſtung, wurde nun die Hauptſtadt des kaukaſiſchen Gebiets, das jedoch ſeine eigenen Fürſten behielt. Nach den in den Jahren 1804 und 1822 erfolgten Empörungen flüchteten viele dieſer Fürſten in das Trans-Kubaniſche Gebiet, das damals noch nicht den Ruſſen gehörte, und infolge deſſen wurde Stawropol zur Hauptſtadt Kaukaſiens erhoben, um von hier aus



Digitized by Google

die Tſcherkeſſen beſſer beobachten zu können. — Im allgemeinen erkennen alle Kabardinzen die Oberhoheit der ruſſiſchen Krone an, zahlen jedoch keine Abgaben, ſondern entrichten nur einen kleinen Tribut an die Adminiſtration des Grenzcordons. Die herrſchende Religion iſt die mohammedaniſche. Die Hauptbeſchäftigung der Einwohner iſt die Vieh- und Schafzucht. Aus der Wolle bereiten ſie grobe Filzdecken und das ſogenannte Tſcherkeſſentuch. Sie ziehen wenige, aber ſehr ſchöne Pferde auf, die ihrer Ausdauer wegen berühmt ſind. Der Ackerbau befriedigt, trotz der Fruchtbarkeit des Bodens, nur die örtlichen Bedürfniſſe. Vorzugsweiſe wird Hirſe, theilweiſe auch Weizen, Reis und Gerſte angebaut. Einer großen Blüte erfreut ſich die Bienenzucht, beſonders in der kleinen Kabarda, wo es viele Familien gibt, die 500—1000 Bienenſtöcke beſitzen. Fuchs- und Marderpelze, Tuchröcke und Filzmäntel werden für baumwollene und leinene Kleider, Juchten, Saffian und andere Waaren von den Armeniern eingehandelt. Einen nicht unwichtigen Handelszweig bildet der Verkauf von Holz und Holzwaaren. Das Holz geht nach Pjatigorsk, Georgiewsk und andere Orte. So wurde in den Jahren 1847 und 1848 Holz und Holzwaaren aus dem Kabardinskiſchen Gebiete für 80,122 Rubel ausgeführt. Auch die von den Kabardinzen verfertigten Gewehre haben unter den Bergvölkern einen ſtarken Abſatz. Zu den ſeltenen Producten der Kabarda gehört auch der Moſchus. Das Biſamthier, von welchem es gewonnen wird, hält ſich in den höheren Regionen der Abhänge des Kaukaſus auf, doch iſt der von dieſem Thiere gewonnene Moſchus nicht ſo wirkſam wie der chineſiſche, oſtindiſche und perſiſche.

Die Uruſpiewzen und Balkaren ſind überhaupt von friedlichem Charakter und haben unter ihren Dorfälteſten eine demokratiſche Verfaſſung. Abgaben entrichten ſie nicht. Da ſie den höchſtgelegenen Theil des Bezirks bewohnen, ſo beſitzen ſie weder ausgedehnte Weidetriften, noch fruchtbares Ackerland, ſind daher gezwungen, ihr Getreide von den Kabardinzen zu kaufen und das Salz, ſowie andere Waaren aus dem Natſchinskiſchen Kreiſe zu beziehen, wogegen ſie im Austauſche Tuch, Wolle, Filzdecken, Honig, Wachs und andere Landesproducte liefern. Die Verwaltung des Bezirks befindet ſich in der Feſtung Naltſchik (1384 Einwohner). Die im Bezirke liegenden Koſakenſtationen ſind Priſchibskaja mit 988, Kotlarewskaja mit 656 am Terek, Alexandrowskaja mit 671 am Fluſſe Leſken, Uruchskaja mit 415 am Fluſſe Uruch und die Smejskaja mit 1191 Einwohnern an der Smejka.

*(A. v. Wald.)*

KABARTA (nicht Kabarda) wird von den Tataren zuweilen der obere Lauf des Fluſſes Belbek oder Kabyrta-ſu in der Krim genannt, der in zwei Armen, dem Uſenbaſch und dem Bujuk-Uſen, aus den Schluchten der Jaila herausſtrömt, bis zum Dorfe Aibat die Richtung nach Nord-Weſt verfolgt, ſich dann unterhalb dieſes Dorfes nach Weſten wendet und oberhalb der Sewaſtopolſchen Bucht ſich nach einem Laufe von 56 Kilom. in das Schwarze Meer ergießt. Das Belbek'ſche Flußthal iſt reich an Obſt- und Weingärten. In der Nähe der Mündung der Kabarta befinden ſich die Ruinen alter Burgen, die von den Genueſen zum Schutze ihres Handels erbaut worden waren. Die Gegend zwiſchen den Quellen des Belbek und der Katſcha heißt Tſcherkeſtjus. In ihr nomadiſirten der Sage nach im Alterthume die Kabardinzen oder Tſcherkeſſen. *(A. v. Wald.)*

Kabbala, Geheimlehre der Juden, ſ. unter Jüdiſche Literatur.

KABBELN oder KABBELUNG heißt das Kräuſeln des Waſſers, welches entſteht, wenn entweder zwei entgegengeſetzte Strömungen aufeinanderſtoßen oder der Wind gegen den Strom ſteht. Oefter verräth eine Kabbelung auch Untiefen im Waſſer, an denen ſich der Strom reibt. Wenn deshalb Schiffe ihren Ort nicht genau kennen und Kabbelung ſehen, ſuchen ſie ihr aus dem Wege zu gehen. Die Kabbelung kann bisweilen ſo heftig werden, daß die Wellen ſchäumen und von weitem wie Brandung ausſehen. *(R. Werner.)*

KABEL nennt man auf Schiffen die ſchweren Taue von über 12—15 Cm, welche früher als Ankertaue benutzt wurden, jetzt aber lediglich zum Befeſtigen der Schiffe in den Häfen, zum Fortziehen derſelben in engen Fahrwaſſern oder zum vorübergehenden Ankern mit leichten Ankern (Werp- oder Wurfankern) dienen, wenn man bei Gegenwind oder Windſtille nicht von der Strömung fortgetrieben werden und gleich wieder zum Unterſegelgehen fertig ſein will. Die gewöhnlichen Taue beſtehen aus drei oder vier Strängen, welche ihrerſeits wieder aus einer Zahl dünnerer getheerter Hanffäden, den Kabelgarnen, zuſammengeſchlagen werden. Die Kabeltaue dagegen ſind aus je drei Strängen zuſammengeſetzt, die wieder aus drei Strängen beſtehen, mithin aus neun im Ganzen. Dadurch läuft die Richtung der Hauptſtränge entgegengeſetzt wie beim gewöhnlichen Tauwerk und man nennt deshalb Kabeltauwerk linksgeſchlagen, während das andere rechtsgeſchlagen heißt. Zum gewöhnlichen Ankern bedient man ſich ſchon ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts allgemein der Ankerketten, die ſich beſſer handhaben laſſen und haltbarer ſind als Kabeltau. — Kabelgat heißt an Bord der Raum, wo nicht nur die Kabeltaue, ſondern auch das übrige Tauwerk des Schiffes aufbewahrt wird und das unter der ſpeciellen Aufſicht des Bootsmanns ſteht. — Kabellänge iſt das Maß eines Kabeltaues von 120 Faden oder 720 rheinl. Fuß, den Faden = Klafter zu ſechs Fuß gerechnet. Man ſchätzte danach früher die Entfernungen zwiſchen Schiffen und andern Gegenſtänden, während es jetzt immer gebräuchlicher wird, nach Metern zu ſchätzen. *(R. Werner.)*

KABEL (Telegraphenkabel) heißen die unter der Erde und unter dem Waſſer geführten Telegraphenleitungen. An ſolche Leitungen ſind ganz andere Anforderungen zu ſtellen als an oberirdiſch geführte Leitungen, und deshalb unterſcheiden ſie ſich in ihrer ganzen Einrichtung von den letzteren, durch ihre Einrichtung und ihre Lage aber erhalten die Kabel zugleich Eigenſchaften, welche bei ihrer Benutzung zum Telegraphiren ſich in eigenthümlicher Weiſe fühlbar machen.

Da ſowol das Waſſer wie der feuchte Erdboden

Digitized by Google

Leiter der Elektricität ſind, ſo kann man in ihnen als Leiter für die elektriſchen Telegraphirſtröme nicht blanken Metalldraht verwenden, weil man doch denſelben nicht blos an einzelnen Punkten iſolirt ſtützen und übrigens außer Berührung mit der Feuchtigkeit halten kann, wie dies bei oberirdiſchen Leitungen ausführbar iſt. Es muß daher der Leiter auf ſeiner ganzen Länge zunächſt mit einer iſolirenden Hülle überzogen werden; jeder mit einer Iſolirſchicht bekleidete Leiter wird eine Kabelader (oder ein überzogener Draht) genannt, durch die ſeilartige Verbindung mehrerer ſolcher Adern aber entſteht eine Kabellitze. Weder die Ader noch die Litze ſind ohne weiteres als Telegraphenleitung brauchbar, ſie müſſen vielmehr theils zum Schutz gegen Beſchädigung von außen, theils zur Beſchaffung der erforderlichen Feſtigkeit beim Verſenken in größere Waſſertiefen noch mit einer Schutzhülle verſehen werden; dadurch erſt wird die Ader oder Litze zum Kabel.

Als Material für den eigentlichen Leiter in den Kabeln wird faſt ohne Ausnahme möglichſt chemiſch reines Kupfer verwendet. Es iſt nämlich die Dicke der Iſolirſchicht, welche dem Leiter zur Erzielung eines beſtimmten Iſolationsgrades gegeben werden muß, proportional der Dicke des Leiters; bei dem hohen Preiſe des Iſolirmaterials iſt man demnach genöthigt, den Leiter aus möglichſt gut leitendem Metall herzuſtellen, damit er bei vorgeſchriebenem Leitungsvermögen möglichſt geringen Durchmeſſer zu haben braucht.

Anfänglich benutzte man einen einfachen Draht. Da indeſſen bei der verhältnißmäßig geringen Dicke des Leiters die Gefahr eines Bruchs deſſelben nahe liegt, beim Bruch des Drahtes aber das Kabel unbrauchbar wird, ſo zieht man es (ſeit 1856) vor, als Leiter eine aus mehreren (meiſt 3 oder 7) dünneren Drähten (von 0,6 bis 0,7 mm Dicke) auf beſonderen Seilmaſchinen zuſammengedrehte Litze zu nehmen. Der bei dem Zuſammendrehen zwiſchen den einzelnen Drähten bleibende Zwiſchenraum wird, damit er nicht mit Luft erfüllt bleibe, mit Chatterton Compound, d. i. einer Miſchung aus Guttapercha, Theer und Harz, ausgefüllt; man zieht dazu den mittlern Draht durch die erwärmte Miſchung, welche dann die um dieſen ſich legenden Drähte verdrängen und in die Zwiſchenräume treiben.

Als Iſolator wird jetzt faſt ausſchließlich die 1843 durch Dr. Montgomerie in Europa bekannt gewordene und 1847 zuerſt von Werner Siemens zur Kabelfabrikation verwendete Guttapercha benutzt, der eingetrocknete Saft des beſonders auf den malayiſchen Inſeln heimiſchen Guttaperchabaumes, Isonandra gutta. Von dieſem Stoffe wird in England jährlich durchſchnittlich 1 Million Kilogramm eingeführt. Für die Kabelfabrikation muß der Rohſtoff ſehr ſorgfältig gereinigt werden; er wird dazu erſt auf Schneidemaſchinen in kleine Späne geriſſen, darauf in heißem Waſſer zur Ausſcheidung von Sand u. ſ. w. mehrmals gewaſchen und geknetet und endlich durch Drahtſiebe gepreßt, darauf wieder gewaſchen und geknetet, ſchließlich zu dünnen Platten geformt und nun in Kellern, gegen Licht und Luft geſchützt, als Halbfabrikat aufbewahrt. Mittels Preßmaſchinen wird der Draht mit Guttapercha umpreßt und dabei wird die vorgewärmte Litze durch eine ſie eben durchlaſſende Oeffnung in den Kopf der Preſſe auf der einen Seite eingeführt, um auf der andern Seite durch eine um die gewünſchte Dicke des Ueberzugs weitere Oeffnung wieder auszutreten; dabei wird mittels des Kolbens in dem oberhalb des Kopfes befindlichen Stiefel der Preſſe auf die darin befindliche erwärmte und erweichte Guttapercha ein Druck ausgeübt, daß ſie die Litze oder den einfachen Draht ſchlauchförmig umgebend mit ihm austritt. Behufs Ermöglichung eines ununterbrochenen Betriebes ſind zwei Stiefel vorhanden, die abwechſelnd benutzt werden. Der aus dem Kopfe austretende überzogene Leiter wird in einem langen Waſſerbade mehrmals hin und her geführt, bis er ſattſam abgekühlt und erhärtet auf eine Rolle aufgewickelt werden kann. Bei längeren Kabeln wird der Ueberzug nicht auf ſeine ganze Dicke mit einemmale gegeben, ſondern aus mehreren Lagen (von $^3/_4$ bis 1 mm Dicke) hergeſtellt, und bevor dabei eine neue Lage aufgebracht wird, wird die vorhergehende durch Betaſten mit den Fingern ſorgfältig auf etwa in ihr vorhandene ſchadhafte Stellen geprüft und dieſe nach Erfordern ausgebeſſert. Sehr ſorgſam müſſen auch die Verbindungen (Löthungen) zweier Adern zu einem längeren Stück ausgeführt werden; es werden dabei die Drähte jeder Drahtlitze gereinigt und zuſammengelöthet, jede Litze darauf zugeſchärft und beide verlöthet, mit feinem Bindedraht umwickelt, wieder verlöthet, nochmals umwickelt und verlöthet und endlich mit Compound und mit mehreren Lagen Guttapercha überkleidet.

Der Luft und dem Lichte ausgeſetzt, namentlich bei etwas höherer Temperatur, verdirbt die Guttapercha und wird brüchig. Die Kabeladern und Litzen erhalten daher als ſchützende Hülle zunächſt eine einfache oder doppelte Umſpinnung mit Jute oder — wo zugleich ein beſſerer Widerſtand gegen ſtarken Zug beſchafft werden ſoll — von Manillahanf. Dieſe auf einer Seilmaſchine gegebene Umhüllung ſchließt die Ader oder Litze dicht ab und verhütet zugleich, daß die Guttaperchahülle von den nun noch aufzubringenden Eiſendrähten berührt wird. Die in die Erde zu legenden Kabel bekommen eine Umhüllung von bis 4 mm ſtarken verzinkten Eiſendrähten. Bei Flußkabeln kommt über dieſe Hülle noch eine zweite aus Eiſendrähten von bis zu 10 mm Dicke, als Schutz gegen die Schiffsanker, ja es werden die Flußkabel bei Bedarf ſelbſt in gußeiſerne Muffen eingeſchloſſen, welche aus je zwei der Länge nach ſich aneinander fügenden halben Röhren beſtehen und ähnlich wie die Glieder einer Kette aneinandergereiht werden. Von den Seekabeln bedarf nur das Uferende eine je nach der Uferbeſchaffenheit mehr oder minder dicke Hülle als Schutz gegen Beſchädigungen von außen nach der Verlegung, das Tiefſeekabel dagegen bedarf eine ſolche Schutzhülle, damit es ohne Verletzung den Zug aushalten kann, welchen die beim Verlegen vom Schiffe nach dem Meeresgrunde hinabreichende Kabellänge auf das eben vom Schiff ablaufende Stück ausübt; die Tiefſeekabel ſollen daher bei thunlichſter Leichtig-



Digitized by Google

keit möglichſt große Zugfeſtigkeit beſitzen; einmal glücklich verlegt, ſind ſie kaum noch Beſchädigungen ausgeſetzt.

Um einestheils die Guttapercha der Erdkabel noch beſſer von der Luft abzuſchließen, anderentheils die Eiſenſchutzhülle bei im Waſſer liegenden Kabeln noch wirkſamer, als dies ſchon durch die Verzinkung der Drähte geſchieht, gegen Oxydation zu ſichern, wird das Kabel mit einer Asphalt- und Theermiſchung bedeckt. Da ein derartiger Ueberzug aber am Eiſen ſchwer haftet und namentlich bei Biegungen leicht Riſſe bekommt und abblättert, umſpinnt man das asphaltirte Kabel mit Jutefaſer. Um den Asphaltüberzug aufzutragen, wird das aus der Seilmaſchine, in welcher die Eiſendrähte um daſſelbe geſponnen werden, austretende Kabel, ehe es auf die Triebtrommel, die daſſelbe aus der Maſchine zieht, gelangt, durch ein Bad von geſchmolzener Asphaltmiſchung hindurchgezogen und nach dem Abſtreifen des überſchüſſigen Stoffes mit Jutefäden leicht umſponnen. Dieſe preſſen ſich in die zähflüſſige Maſſe des Asphalts ein und bilden mit derſelben eine dichte und feſte Hülle. Hiernach wird das Kabel abermals durch die Asphaltmiſchung gezogen und der überflüſſige Stoff wieder abgeſtrichen. Damit dann die einzelnen ſpiralförmigen Lagen des ſo behandelten Kabels beim Einlegen in die zur Aufbewahrung des fertigen Erzeugniſſes dienenden großen runden eiſernen Bottiche (tanks) nicht aneinander haften, wird es nach dem Asphaltiren durch eine wäſſerige Schlemmkreide-Miſchung gezogen.

Früher öfter, jetzt nur noch ſelten, ward für Kabel Kautſchuk als Iſolator benutzt. Die beſte der mit Kautſchuk iſolirten Leitungen iſt die Hooper'ſche Ader. Das gut gereinigte Kautſchuk wird in dünne Platten gewalzt, dieſe zu Streifen geſchnitten und letztere in Schraubenwindungen um den verzinnten Leiter herumgewickelt. In der Hooper'ſchen Ader ſind zwei ſolche entgegengeſetzte gewickelte Lagen aus reinem Kautſchuk vorhanden; über dieſelben werden nach dem von Siemens erfundenen Verfahren zwei entlang dem Drahte gelegte Streifen vulkaniſirten (mit Schwefel und Schwefelblei gemiſchten) Kautſchuks beim Durchgange durch gekehlte Walzen aufgepreßt, indem die Walzen zugleich das in der Breite Ueberflüſſige von den Streifen abſchneiden; bei der zweiten derartigen Bekleidung liegen die entſtehenden beiden Längsnähte um 90° von denen der erſten Hülle entfernt. Darüber kommt eine Bewickelung der Ader mit einem in Kautſchuklöſung getränkten Wollenſtreifen und dann wird die auf Rollen aufgewickelte Ader unter dem Druck von einigen Atmoſphären mehrere Stunden lang einer Temperatur von etwa 120° C. ausgeſetzt, damit die verſchiedenen Lagen ſich vereinigen.

Als Schutzhülle wurde von Siemens bei Kabeln, welche beſonders leicht ſein ſollten, eine Schutzdecke aus drei ſchraubenförmig gewickelten, einander ein Stück übergreifenden Kupferblechſtreifen verwendet. — Für Hausleitungen genügt oft eine ähnliche Bewickelung mit getheertem Band, mitunter gibt man darüber noch Flechtwerk aus Hanffäden. — Für Militärzwecke verwendet man vielfach einen ſiebendrähtigen Leiter mit 2 Guttaperchahüllen, darüber eine doppelte Lage von Hanffäden und endlich ein Geflecht aus ſolchen. Militärkabeln gibt man oft zwei Leiter, die als Hin- und Rückleitung dienen, oder auch man benutzt die äußere Stahlhülle als Rückleitung.

Von beſonderem Intereſſe ſind die Kabel für die in der Zeit vom März 1876 bis Juni 1881 gelegten unterirdiſchen Linien im Gebiete der deutſchen Reichs-Telegraphenverwaltung. In der für die großen Linien jetzt angenommenen Bauart beſteht die Seele des Kabels aus ſieben Guttaperchaadern. Der Leiter in jeder Ader iſt eine aus 7 gleich ſtarken Kupferdrähten gebildete Litze und mit 2 Lagen Guttapercha iſolirt, deren zweite einen Durchmeſſer von 6 mm hat. Um die einzelnen Guttaperchaadern voneinander unterſcheiden zu können, iſt die mit Nr. 1 bezeichnete Ader beim Umpreſſen der Guttapercha mit einer feinen Längsmarke in Geſtalt einer geringen Erhöhung des Iſolationsmateriales verſehen, die mit Nr. 2 bezeichnete dagegen hat zwei derartige Längsmarken oder Rippen dicht nebeneinander. Die übrigen außenliegenden Adern Nr. 3, Nr. 4, Nr. 5 und Nr. 6 werden in der Richtung, welche durch Nr. 1 und Nr. 2 angegeben iſt (vom Anfang des Kabels gegen das Ende hin geſehen in der Richtung, wie der Uhrzeiger läuft), gezählt, während die mittelſte Ader Nr. 7 iſt. Zwiſchen je zwei Adern liegt ein Jutefaden der Länge nach, um den Zwiſchenraum auszufüllen, worauf dann die Umwickelung mit Jutefäden folgt. Ueber dieſe iſt die Schutzhülle, beſtehend aus 20 je 3,75 mm ſtarken verzinkten Eiſendrähten mit gegen die Richtung der Jutefäden umgekehrt gerichtetem Drall aufgewunden, dieſe endlich wird von der Asphalthülle bedeckt und bildet mit ihr das fertige Kabel, deſſen Stärke etwa 32,5 mm beträgt.

Durch die beſondere Thatkraft des derzeitigen Leiters des Reichs-Poſtamts, Dr. Stephan, wurde mit den ausgiebigen Mitteln, welche das Reich bewilligt hatte, dieſes ungeheuere unterirdiſche Netz in einer Bauzeit von etwa $5\frac{1}{2}$ Jahren vollendet. Die Linien ſind zu etwa gleichen Theilen von den Firmen Siemens & Halske und Felten & Guilleaume ausgeführt worden. Während erſtere das Kabel mit Ausnahme der zu Anfang erforderlichen Länge vollſtändig in ihrer in Berlin zu dieſem beſonderen Zwecke errichteten Kabelfabrik herſtellten, bezogen letztere die Adern aus England und beſchränkten ſich darauf, dieſelben in ihrem zu Mülheim a./R. gelegenen Carlswerk mit der Schutzhülle zu umſeilen. Nachfolgende Zuſammenſtellung gibt ein Bild des großartigen in $5\frac{1}{2}$ Jahren fertiggeſtellten Netzes der unterirdiſchen Leitungen, durch welches jetzt 221 deutſche Städte, darunter die Haupt-Handels- und Waffenplätze, verbunden werden, deſſen weiterer Ausbau und deſſen weitere Ausdehnung auf die ſüddeutſchen Gebiete nur noch eine Frage der Zeit ſein dürfte, und dem das Ausland mit ſich anſchließenden Linien gewiß bald folgen wird.

Digitized by Google

| | Linien km | | Leitungen km |
|---|---|---|---|
| Berlin-Halle-Caſſel-Frankfurt a. Main-Mainz (7 Adern) | 595,174 | . | 4 166,218 |
| Halle-Leipzig (4 Adern) | 35,460 | . | 141,840 |
| Berlin-Hamburg (Kabel I, 7 Adern) | 297,988 | . | 2 085,916 |
| Berlin-Hamburg (Kabel II, 7 Adern) | 297,939 | . | 2 085,573 |
| Hamburg-Kiel (7 Adern) | 100,262 | . | 701,834 |
| Frankfurt a. Main-Straßburg i. Elſ. (7 Adern) | 262,677 | . | 1 838,739 |
| Berlin-Magdeburg-Hannover-Cöln (7 Adern) | 693,186 | . | 4 852,302 |
| Barmen-Cöln (4 Adern) | 54,985 | . | 219,940 |
| Hamburg-Cuxhafen (4 Adern) | 130,764 | . | 523,056 |
| Hamburg-Bremen-Oldenburg-Emden (7 Adern) | 284,575 | . | 1 992,025 |
| Bremen-Bremerhaven (4 Adern) | 59,198 | . | 236,792 |
| Sande-Wilhelmshaven (4 Adern) | 11,186 | . | 44,744 |
| Cöln-Coblenz-Trier-Metz (7 Adern) | 325,882 | . | 2 281,174 |
| Coblenz-Mainz (7 Adern) | 91,783 | . | 642,481 |
| Metz-Straßburg i. Elſ. (7 Adern) | 185,614 | . | 1 299,298 |
| Berlin-Dresden (7 Adern) | 236,291 | . | 1 654,037 |
| Thorn-Danzig (7 Adern) | 229,573 | . | 1 607,011 |
| Danzig-Königsberg i. Pr. (7 Adern) | 189,344 | . | 1 325,408 |
| Berlin-Thorn (7 Adern) | 418,031 | . | 2 926,217 |
| Berlin-Breslau (7 Adern) | 369,346 | . | 2 585,422 |
| Stettin-Danzig (7 Adern) | 368,341 | . | 2 578,387 |
| Berlin-Stettin (7 Adern) | 155,230 | . | 1 086,610 |
| Cöln-Aachen (7 Adern) | 71,121 | . | 497,847 |
| | 5 463,950 | . | 37 372,571 |

Die Legung der Linien von den beiden Firmen fand wie folgt ſtatt:

| Linien | in der Zeit vom | | | |
|---|---|---|---|---|
| Berlin-Halle; (F & G*) | 14. März | bis | zum | 24. Juni 1876, |
| Leipzig-Halle-Caſſel-Frankfurt a. M.-Mainz; (F & G) | 6. März | „ | „ | 14. Juli 1877, |
| Berlin-Hamburg-Kiel; (S & H**) | 1. April | „ | „ | 31. October 1877, |
| Berlin-Magdeburg; (F & G) | 3. September. | „ | „ | 29. October 1877, |
| Frankfurt a. Main-Straßburg i. Elſ.; (S & H) | 1. April | „ | „ | 5. Auguſt 1878, |
| Magdeburg-Hannover-Cöln, einſchließlich der Linie Cöln-Elberfeld-Barmen; (F & G) | 1. April | „ | „ | 23. September 1878, |
| Hamburg-Harburg-Cuxhaven; (S & H) | 16. September. | „ | „ | 20. November 1878, |
| Cöln-Coblenz-Trier-Metz; (F & G) | 1. April | „ | „ | 26. Juni 1879, |
| Hamburg-Bremen-Oldenburg-Emden, einſchließlich der Theilſtrecken Bremen-Bremerhaven und Sande-Wilhelmshaven; (S & H) | 1. April | „ | „ | 25. Juli 1879, |
| Metz-Straßburg i. Elſ.; (F & G) | 25. Juni | „ | „ | 14. Auguſt 1879, |
| Coblenz-Mainz; (F & G) | 18. Auguſt. | „ | „ | 27. September 1879, |
| Berlin-Dresden; (S & H) | 11. September. | „ | „ | 15. November 1879, |
| Berlin-Breslau; (S & H) | 12. April | „ | „ | 7. Auguſt 1880, |
| Thorn-Danzig-Königsberg i. Pr.; (F & G) | 1. Mai | „ | „ | 7. Auguſt 1880, |
| Stettin-Danzig; (F & G) | 9. Auguſt. | „ | „ | 7. November 1880, |
| Thorn-Müncheberg; (S & H) | 9. Auguſt. | „ | „ | 20. November 1880, |
| Berlin-Stettin; (S & H) | 25. April | „ | „ | 8. Juni 1881, |
| Cöln-Aachen; (F & G) | 9. Mai | „ | „ | 26. Juni 1881. |

*) F & G bedeutet Felten & Guilleaume. **) S & H bedeutet Siemens & Halske.

Digitized by Google

Seitdem dieſe Kabel im Betrieb ſind, werden allwöchentlich einmal der Leitungswiderſtand des Leiters, die Iſolation und die Ladungscapacität gemeſſen, damit man beſtändig über die Güte des Kabels unterrichtet bleibe. Aehnliche Meſſungen werden fortlaufend bei der Fabrikation und Auslegung der Kabel vorgenommen, damit man in beiden Fällen auftretende Fehler ſofort entdecken und beſeitigen kann.

Die Legung der Landkabel iſt verhältnißmäßig einfach. Die einzelnen dabei aufeinanderfolgenden Arbeiten werden von getrennten Arbeiterabtheilungen ausgeführt, ſodaß bei einer durchſchnittlichen täglichen Fertigſtellung von etwa 3,5 km bei Herſtellung des deutſchen Netzes die Länge der Bauſtrecke faſt 15 km Länge erreichte. Die erſte Abtheilung wirft den Graben aus; doch werden diejenigen Stellen, welche wegen beſonderer Hinderniſſe Aufenthalt verurſachen, rechtzeitig durch beſondere Arbeiter in Angriff genommen. Das in Längen von je 1000 m auf hölzernen Trommeln gelieferte Kabel wird von einer zweiten Abtheilung entlang des Grabens in gerader Linie abgerollt und in den Graben eingeworfen, der Graben aber zugeſchüttet und feſtgeſtampft, ſchließlich die Straßenoberfläche wieder in Stand geſetzt. Dann folgt die ſorgfältige Verlöthung der Kabeladern an den offen gelaſſenen Stellen, wo die übereinandergreifenden Enden zweier benachbarter Kabelſtücke aneinanderſtoßen. Die Verbindungsſtelle wird mit einer darübergeſchobenen eiſernen, gut verkitteten Verbindungsmuffe gegen die Luft abgeſchloſſen. Umſtändlicher iſt die Legung in Städten, wo vielfach Kanaliſations-, Gas- und Waſſerleitungsröhren mit dem Kabel unterfahren werden müſſen.

Schwieriger iſt die Auslegung von Seekabeln; dieſelbe wächſt mit der Tiefe und mit der Kabellänge. Bei Legung längerer Kabel benutzt man beſonders für dieſen Zweck gebaute Kabelſchiffe, welche mit den nöthigen großen Behältern für das Kabel in einer daſſelbe nicht gefährdenden Entfernung von den Dampfkeſſeln verſehen und mit der nöthigen Maſchinerie zum Auslegen und etwa erforderlichen Wiederaufnehmen des Kabels ausgerüſtet ſind. Zu den während der Legung regelmäßig vorzunehmenden elektriſchen Meſſungen müſſen die Meßinſtrumente in einem beſonderen Meßzimmer an Bord ſein. Das Schiff muß beſonders leicht lenkſam ſein, wenn Störungen und Unfälle bei der Legung vermieden werden ſollen.

Die erſten größeren Verſuche mit Kabeln für unterirdiſche Telegraphenleitungen wurden, aber mit ſehr entmuthigendem Erfolg, bereits in der Kindheit der elektriſchen Telegraphie gemacht. In den Jahren 1847 bis 1850 wurden in Preußen mehrere unterirdiſche Linien hergeſtellt; dieſelben enthielten einen einfachen Kupferdraht, welcher mit vulkaniſirter, d. h. mit Schwefel vermiſchter Guttapercha umpreßt, mit einer Schutzhülle aber nicht verſehen war. Die bei dieſen Linien und anderwärts, beſonders in Oberitalien, bei der Fabrikation begangenen Fehler wurden ſofort erkannt, und ſchon 1851 legte Siemens eine brauchbare unterirdiſche Leitung mit Bleiſchutzhülle für die berliner Polizei. Trotzdem dauerte es noch 25 Jahre, bis Landkabel von größerer Ausdehnung gelegt wurden, obwol die mit der Zahl der Drähte bei oberirdiſchen Telegraphenlinien wachſenden Schwierigkeiten im Bau und in der Unterhaltung, und die bei dieſen Linien durch die Witterungsverhältniſſe, namentlich durch heftige Stürme, herbeigeführten häufigen Betriebsſtörungen ſich längſt in empfindlicher Weiſe fühlbar gemacht hatten und durch die Erfahrungen an Unterſeekabeln hinlänglich bewieſen war, daß die Technik in der Fabrikation jene Fehler zu vermeiden gelernt hatte, welche für die erſten unterirdiſchen Linien ſo verhängnißvoll geworden waren.

Raſcher wagte man Kabel als unterſeeiſche Leitungen zu verwenden, denn eine andere Möglichkeit zur telegraphiſchen Verbindung von durch Meere getrennten Ländern gibt es nicht. Und nachdem erſt kleinere Unternehmungen glücklich durchgeführt waren, ſchritt man bald zu größeren und größeren. Die Verſuche zur Fortleitung der Elektricität unter Waſſer mittels iſolirter Leiter für telegraphiſche Zwecke reichen zurück bis auf Sömmering und auf Schilling, ſchon zu Anfang dieſes Jahrhunderts. Einen Guttaperchadraht verſenkte 1848 Werner Siemens im Rhein und im kieler Hafen, ſowie Armſtrong im Hudſon. Das erſte Seekabel wurde am 28. Auguſt 1850 von Dover nach Cap Grisnez an der franzöſiſchen Küſte in 10 Stunden glücklich gelegt; es beſtand aus einem einfachen, etwa 12,5 mm ſtarken Guttaperchadrahte, welcher einen etwa 1,6 mm dicken Kupferdraht enthielt; nur die kurzen Uferenden beſaßen eine Schutzhülle, ein ſtark wandiges Bleirohr, das einen ſchwächern Guttaperchadraht umſchloß. Man vermochte auf dieſem Kabel zu telegraphiren, doch ſchon am Tage nach der Legung war es auf dem felſigen Boden an der franzöſiſchen Küſte durchgerieben. Am 25. September 1851 ward zwiſchen Dover und Calais dann ein Kabel mit 4 durch Guttapercha iſolirten kupfernen Leitern und einer aus 10 Eiſendrähten von 7,5 mm Dicke gebildeten Schutzhülle verſenkt; dieſes Kabel iſt über 25 Jahre im Betriebe geweſen. 1852 ward England und Schottland mit Irland durch ein Kabel verbunden; ebenſo Neubraunſchweig mit der Prinz-Eduards-Inſel im St.-Lorenzbuſen. 1853 wurden Kabel von England nach Belgien und Holland gelegt und von Seeland nach Fünen und von Fünen nach Friedericia. Im Jahre 1854 begannen die Arbeiten im Mittelmeere; zunächſt wurde Piemont mit Corſica, und weiter Corſica mit Sardinien verbunden, 1855 aber Sardinien auch mit Afrika, ferner 1857 Sardinien über Malta mit Corfu, 1859 Sicilien mit Malta, und 1861 Malta mit Alexandria. 1855 war bereits ein Kabel durch den St.-Lorenzbuſen nach Cap Breton zu legen verſucht worden, der Sturm hatte den Verſuch vereitelt, und erſt 1856 glückte er mit einem leichteren Kabel. Nach gründlichen Vorarbeiten, namentlich Sondirungen, reihten ſich hieran 1857 und 1858 die erſten Bemühungen, zwiſchen Amerika und Europa den telegraphiſchen Verkehr zu ermöglichen, was nur für 23 Tage gelang. Im Schwarzen Meere wurden während des Krimkrieges 1855 zwei Kabel zwiſchen Varna und Balaclava und zwiſchen Varna und Conſtantinopel verſenkt.

Digitized by Google

Der Weg nach Indien ward 1859 und 1860 durch Kabel im Rothen Meere und im Arabiſchen Meere vervollſtändigt. Am 19. Juli 1865 dampften die Carolina mit den Uferenden und der Great-Eaſtern mit dem Tiefſeekabel von der iriſchen Küſte ab nach Neufundland zu, legten zwar über 2000 km Kabel aus, mußten aber trotzdem umkehren und das Unternehmen unvollendet laſſen. Endlich 1866 glückte es nicht nur, im Juli ein neues Kabel durch den Atlantiſchen Ocean zu legen, ſondern auch (im September) das von 1865 zu vervollſtändigen. Die beiden Unternehmungen von 1865 und 1866 koſteten zuſammen 24 000 000 Mark. Ausgebaut ward das atlantiſche Netz 1869 durch ein Kabel von Breſt nach der Inſel St.-Pierre und von da nach Duxbury in Maſſachuſetts, 1873 und 1874 durch zwei Kabel von Irland nach Neufundland, 1875 durch das Kabel der Direct United-States-Cable-Company, deſſen Leiter aus 11 einen ſtärkeren Mitteldraht umgebenden dünnen Kupferdrähten beſtand und deſſen Stärke von den Uferenden nach der Mitte zu in 8 verſchiedenen Abſtufungen abnahm, und das von Irland nach Neufundland und von da nach New-Hampſhire läuft, 1879 durch ein Kabel von Breſt nach St.-Pierre und von da nach Maſſachuſetts und Neuſchottland, 1880 durch eine Ergänzung des zum Theil unbrauchbar gewordenen Kabels von 1866.

Nach Südamerika führt ſeit 1874 ein Kabel von den Küſten Portugals über Madeira und St.-Vincent nach Pernambuco, von da aber laufen Kabel nördlich nach Para, ſüdlich bis Montevideo; über die Anden iſt dann die Verbindung mit Valparaiſo hergeſtellt, von wo aus kürzere Kabel zwiſchen den Städten der öſtlichen Küſte gelegt ſind. Ueber die weſtindiſchen Inſeln endlich ſteht Florida mit Guyana in Verbindung.

Von Aden an der Südſpitze Arabiens aus erſtreckt ſich ein aus 7 Theilſtrecken beſtehendes Kabel über Zanzibar und Mozambique bis nach Natal. Andererſeits ſteht Aden durch Kabel über Suez, Alexandria, Malta, Gibraltar mit Vigo in Spanien und Falmouth in Verbindung und nach Indien hin zunächſt mit Bombay, während von Madras aus über Singapore, Auſtralien und Neuſeeland, ſowie China, Japan und Sibirien bereits erreicht und an das Welttelegraphennetz angeſchloſſen ſind. Nur der Stille Ocean wird zur Zeit noch nicht durch ein Kabel für den Weltverkehr überbrückt.

Die Länge der den verſchiedenen Regierungen und Kabelgeſellſchaften gehörigen Unterſeelinien beziffert ſich nach der vom Berner internationalen Bureau der Telegraphen-Verwaltungen im Journal Télégraphique, Band 3 (1877) S. 575 und fg. gegebenen Zuſammenſtellung auf 420 Regierungskabel von einer Geſammtlänge von 8226 Kilometer, mit einer Leitungslänge derſelben von 10 606 km, und 149 Geſellſchafts-Kabeln von 110 281 km Geſammtlänge mit 121 370 km Leitungslänge. Nach L. Well's Zuſammenſtellung hatten die Kabel der engliſchen Compagnien Ende 1879 eine Geſammtlänge von 121 222 km. Bemerkt ſei noch, daß im Gegenſatz zu den Landkabeln nur einige ältere und kürzere Unterſeekabel mehr als einen Leiter haben, wie ſich ſchon daraus ergibt, daß die Länge der Kabel ſo wenig von der Länge ihrer Leitungen abweicht.

*Das Telegraphiren auf den Kabeln* wird beeinflußt durch das elektriſche Verhalten der Kabel. Der Leiter beſitzt zunächſt für den elektriſchen Strom einen gewiſſen Widerſtand, welcher mit dem Namen *Kupferwiderſtand* belegt wird. Die iſolirende Hülle iſt ferner kein vollkommener Iſolator; der Widerſtand, den ſie dem Durchgange des Stromes bietet, heißt der *Iſolationswiderſtand*; dieſer Widerſtand der Guttapercha und des Kautſchuks nimmt mit der Temperatur ab, während der des Kupfers mit der Temperatur wächſt; der Iſolationswiderſtand wächſt ferner mit der Zeitdauer der Stromgebung und mit dem Drucke, unter welchem das Kabel ſteht. Endlich bildet das Kabel eine große und deshalb ſchon durch ſchwache Elektricitätsquellen eine ſtarke Ladung annehmende Leidener Flaſche, deren eine Belegung der Kupferdraht iſt, während die andere von der Schutzhülle und der dieſe umgebenden Schicht des feuchten Erdreichs, bez. des Waſſers, gebildet wird; daher beſitzt das Kabel eine gewiſſe *Capacität* der Ladung. Dieſe drei: Kupferwiderſtand, Iſolationswiderſtand und Capacität, ſind die *elektriſchen Conſtanten des Kabels*. Die oberirdiſchen Linien nehmen zwar auch eine gewiſſe Ladung an, aber dieſe iſt ſo ſchwach, daß ſie höchſtens bei ſehr langen Leitungen das Telegraphiren beeinflußt. Die Ladung nimmt ab, wenn das Verhältniß des Durchmeſſers der Kabelhülle zu dem des Leiters zunimmt; dieſes Verhältniß liegt bei Kabeln gewöhnlich zwiſchen 2 und 4, und innerhalb dieſer Grenzen iſt die Ladung ungefähr umgekehrt proportional jenem Verhältniſſe. Beim Anlegen einer Stromquelle an das Kabel wird nun ein Theil des Stromes dazu verbraucht, um das Kabel zu laden, und dies bewirkt eine *Schwächung* des weitergehenden Stromes und eine Verlangſamung der Fortpflanzung, eine *Verzögerung* des Stromes; nachweislich vergeht nämlich eine merkbare Zeit, bis der Strom von einer Stelle des Kabels zu einer anderen kommt, und zugleich ſind die gleichzeitig an verſchiedenen Stellen auftretenden Ströme um ſo ſchwächer, je weiter dieſe Stellen vom Kabelanfange entfernt ſind. Wird der Anfang des Kabels an den einen Pol einer conſtanten Batterie, ſein Ende an Erde gelegt, ſo ſteigt am Ende die Stromſtärke nach einer beſtimmten Curve an und erreicht erſt nach Verlauf einer gewiſſen Zeit ihre volle Größe. Je empfindlicher demnach der am Ende aufzuſtellende Telegraph iſt, deſto früher nach dem Anlegen des Kabels wird derſelbe das abgeſandte telegraphiſche Zeichen hervorbringen. Nach der Stromgebung und der Ladung bei dieſer entladet ſich das Kabel wieder und zwar am raſcheſten, wenn auch der Kabelanfang an Erde gelegt wird. Am empfangenden Ende des Kabels verlängert der Entladungsſtrom den zeichengebenden, weil er mit ihm gleichgerichtet iſt. An dem ſtromgebenden Ende dagegen iſt der Entladungsſtrom dem Telegraphirſtrome entgegengeſetzt gerichtet. Je raſcher die Entladung ſich vollzieht, deſto raſcher kann eine neue

Digitized by Google

Stromgebung folgen. Die anzuwendenden Telegraphenapparate müſſen daher ſo eingerichtet werden, daß ſie den Verlauf der Entladung thunlichſt beſchleunigen, andererſeits aber müſſen ſie dem Einfluſſe der ſtarken Ladungs- und Entladungsſtröme entzogen werden, ſofern dieſe ſie beſchädigen, bez. das Telegraphiren ſtören könnten. Die Entladung der Kabel wird mitunter auch dadurch beſchleunigt, daß man nach jedem zeichengebenden Strome einen kürzeren oder ſchwächeren entladenden Strom in das Kabel ſchickt; dieſer muß natürlich die entgegengeſetzte Richtung haben wie der zeichengebende.

(*K. E. Zetzsche.*)

Kabeljau, Kabliau, Seefiſch (Gadus Morrhua), ſ. Gadoides.

KABINET (Cabinet), im politiſch-ſtaatsrechtlichen Sinne, bedeutet zunächſt das Arbeitszimmer des Fürſten als ſolchen oder überhaupt des Regierungschefs, von wo aus derſelbe ſeine perſönlichen Entſcheidungen in Staatsſachen erläßt, oder wo er ſich mit ſeinen vertrauten Räthen über Regierungsgeſchäfte, d. h. über die ihm als Staatsoberhaupt zukommenden Geſchäfte, beräth oder ihrer Arbeitshülfe ſich bedient. Darüber hinaus bezeichnet Kabinet auch die Summe oder die Verſammlung der in ſolchen engeren Rath berufenen Perſonen ſelbſt. Handelt es ſich um Dinge, welche zu beſchließen oder anzuordnen dem Souverän perſönlich und ausſchließlich zukommt, ſo erſcheint das Kabinet (zuweilen auch wol Geheimes Kabinet genannt) als eine Perſon mit dem Träger der Souveränetät ſelbſt. Was vom Kabinet ausgeht, iſt eben vom Fürſten ausgegangen, und es exiſtirt dann weder rechtlich noch politiſch irgend ein Unterſchied, ob dieſer allein oder mit Zuziehung von Gehülfen (Kabinets-Secretäre, Kabinets-Räthe, Kabinets-Miniſter) die Geſchäfte erledigt. Die Staatsorganiſations-Politik oder die Lehre vom Syſtem und von der Hierarchie der Staatsbehörden nimmt alsdann hiervon gar keine Notiz; ſie beſchränkt ſich vielmehr darauf, für die verſchiedenen Verwaltungszweige die überall zweckmäßigen Gliederungen (Ober- und Unterbehörden), namentlich an höchſter Stelle die Miniſterien und über denſelben das allgemeine oder Staatsminiſterium zu fordern oder anzuordnen, braucht alſo zur Vollendung der Hierarchie nichts Weiteres mehr als den Fürſten, und das Kabinet iſt alsdann eben der Fürſt. Aber die große, freilich nach Verſchiedenheit der Verfaſſungen auch verſchieden zu beantwortende Frage iſt: welches ſind jene dem Fürſten perſönlich oder ausſchließlich zukommenden Geſchäfte und Entſchließungen? Welches iſt der — unter ſtaatsrechtlichen oder politiſchen Geſichtspunkten — zu ziehende Kreis, jenſeit deſſen jenes autokratiſche Handeln aufhören und die wenigſtens theilnehmende Thätigkeit eigentlicher Staatsbehörden eintreten ſoll? Einen ſolchen — ob weiter oder enger gezogenen — Kreis und das Ueberſchreiten deſſelben hat man in Auge, ſobald man von einer Kabinets-Regierung im misbilligenden Tone ſpricht, namentlich dadurch den Gegenſatz zu einer in regelmäßigen, geſetzlich beſtimmten Formen ſich bewegenden bezeichnet. Eine Kabinets-Regierung in dieſem Sinne iſt diejenige, die zum vorherrſchenden Charakter das Walten des alleinigen Eigenwillens des Fürſten hat und die höhere Gewalt des perſönlich vertrauten, neben oder über den eigentlichen Staatsbehörden eingeſetzten engeren Rathes, des Kabinets-Rathes. Ein ſolches Kabinet nähert ſich begrifflich der ſogen. „Camarilla", obſchon zwiſchen beiden immerhin der Unterſchied bleibt, daß das Kabinet aus eigens zu Regierungsgehülfen des Fürſten ernannten und in dieſer Eigenſchaft offen auftretenden Männern beſteht, alſo eine bekannte und anerkannte Macht ausübt, wogegen die Camarilla bloße Hofdiener und Günſtlinge — auch Beichtväter und Weiber nicht ausgeſchloſſen — in ſich begreift, welche auf die Entſchließungen des Fürſten durch was immer für Mittel beſtimmend einwirken. Solche Einwirkung iſt naturgemäß faſt immer eine unheilvolle, von ſchlimmen Folgen begleitete. Die Camarilla ſehen wir faſt ohne Ausnahme den Fürſten mit Mistrauen und Abneigung gegen die im Intereſſe des Rechts und des Geſammtwohls waltenden Behörden, in conſtitutionellen Staaten namentlich gegen die pflichtgetreuen Landſtände erfüllen, an die Stelle echter Regierungsintereſſen jene des Egoismus und der Parteiung ſetzen, zum Frommen derſelben argliſtig die fürſtliche Leidenſchaft oder Laune aufreizen, ſolchergeſtalt alſo der wahren, offenkundigen Regierung eine verborgene und unlautere entgegenſetzen und entweder die geſetzlichen Autoritäten zu Werkzeugen jener ſelbſtſüchtigen oder Factionsintereſſen herabwürdigen oder das loyale Walten und die edelſten Beſtrebungen derſelben durch dunkle Gegenmachinationen vereiteln.

Neben dieſem theils gleichgültigen, theils verwerflichen Sinne haben nun aber die Worte Kabinet und Kabinets-Regierung auch eine ſtaats- wie völkerrechtlich vollſtändig tadelloſe und hochwichtige Bedeutung. In conſtitutionellen ſowol wie in abſoluten Staaten ſpricht man, wenn von auswärtigen Angelegenheiten und von den Wechſelbeziehungen der Staaten untereinander die Rede iſt, durchgängig vom Kabinet als einem mit Regierung gleichbedeutenden Begriffe, und man benennt es in der Regel nicht nach dem Staate ſelbſt, ſondern nach dem Sitze der Regierung, alſo nach der Hauptſtadt oder der gewöhnlichen Reſidenz des Regenten. So ſagt man z. B. das Kabinet von Berlin, von St. Petersburg, von St. James, früher auch das Tuilerien-Kabinet u. ſ. w. In den Verhandlungen der Staaten untereinander ſtellt die Regierung die Perſönlichkeit des zum Staate vereinigten Volkes vollſtändig dar, und übt auch der conſtitutionelle Monarch das Recht des Krieges, der Friedensſchlüſſe, der Bündniſſe und anderer internationaler Verträge, der Genehmigung oder Verwerfung von ſtändiſchen Beſchlüſſen, der Stellenbeſetzung, der Oberaufſicht, der Begnadigung in der Eigenſchaft als Inhaber der vollziehenden Gewalt, ohne directe Theilnahme der Volksvertretung aus. Daher ernennt auch er die Geſandten und erſcheinen jene der fremden Staaten nur als an ihn geſendet; und daher iſt im diplomatiſchen Schriftenwechſel niemals vom Staate die Rede, ſondern nur vom König (oder wie ſonſt benannten Monarchen) oder von des

Digitized by Google

Königs Hof, Kabinet oder Miniſter. Alle dieſe Befugniſſe begreift man unter der Geſammtbezeichnung der Kabinets-Sachen. Das Kabinet in dieſem Sinne iſt nun aber, wie ſchon bemerkt, nicht zu verwechſeln mit jenem weiter oben beſprochenen, nämlich mit dem blos aus Gehülfen der perſönlichen Geſchäfte des Fürſten beſtehenden. In dem letzteren nämlich, wiewol es dem Weſen nach nichts anderes ſein ſoll als eine Kanzlei zur Ausfertigung der Reſolutionen des Fürſten, mag derſelbe zwar die Meinungen oder Rathſchläge ſeiner Diener einholen und danach ſich richten; aber nach außen hin erſcheint davon nichts, ſondern es gilt alles als ſein rein perſönlicher Entſchluß. Dort aber ſind die Räthe oder Kabinets-Mitglieder zugleich verantwortliche Staatsbeamte und wirkliche Theilnehmer des — obgleich nur im Namen des Fürſten kund zu machenden — Beſchluſſes, für deſſen Untadelhaftigkeit einzuſtehen ſodann allernächſt die Obliegenheit des ihn mit unterzeichnenden Miniſters iſt. In dieſem Sinne können alſo auch in conſtitutionellen Monarchien Kabinets-Ordres oder Kabinets-Befehle erlaſſen werden, denn dieſe Ausdrücke bedeuten dann nichts anderes, als daß es Regierungsbeſchlüſſe ſeien, gefaßt ohne Mitwirkung der Kammern, ſoweit es die Conſtitution erlaubt oder vorſchreibt. Diesfalls iſt es dann auch gleichgültig, ob ſie gefaßt oder erlaſſen werden unter Beirath ſämmtlicher Miniſter oder nur eines Theils derſelben. Auf das Recht oder die Amtsobliegenheit, im Kabinet dem Regenten Vortrag zu erſtatten, bezieht ſich der Titel Kabinets-Miniſter. Diejenigen Miniſter dagegen, welche zu ſolchen Vorträgen nicht berufen ſind, ſondern blos den Miniſterialberathungen beiwohnen, heißen zuweilen, im Gegenſatze zu jenen, Conferenzminiſter oder auch Staatsminiſter oder Miniſter ſchlechthin. Hiernach haben die ſoeben erwähnten Kabinets-Ordres oder Kabinets-Befehle, wenn ſie in der durch die Conſtitution dem königlichen Willen überlaſſenen Sphäre und unter Verantwortlichkeit der dafür einſtehenden Miniſter ergehen, weder rechtliches noch politiſches Bedenken gegen ſich; nur iſt es Aufgabe der Conſtitutionspolitik, jene Sphäre genau zu umſchreiben und der Ueberſchreitung derſelben einen wohlbefeſtigten Damm entgegenzuſetzen.

Selbſtverſtändlich iſt in abſoluten Monarchien die Autorität des Kabinets eine weit ausgedehntere, denn ſie umfaßt hier neben der vollen Regierungs- oder Executivgewalt auch noch die geſetzgebende. Inſofern dann das Kabinet nicht aus dem Geſammt-Miniſterium beſteht, oder inſofern nicht wenigſtens die betreffenden Miniſter darin den Vortrag haben, bildet ſich daraus ſehr leicht eine Kabinets-Regierung in der oben bemerkten verwerflichen Geſtalt. Das eigentliche Miniſterium und der Staatsrath ſinken alsdann zu blos begutachtenden Stellen, ihre von einer weiſen Organiſationspolitik geforderte Autorität zur Scheingewalt herab, und der über ihnen ſtehende Kabinets-Rath oder der etwa zum geheimen Vortrag im Kabinet ausſchließlich berufene einzelne Miniſter beherrſcht von dort aus und ohne alle Verantwortlichkeit den ganzen Staat. Ueberhaupt iſt es für ein Volk ein demüthigender und den Abſolutismus in grellem Lichte zeigender Zuſtand, wenn Verordnungen, welche für das Wohl oder Wehe ganzer Provinzen oder des geſammten Staates entſcheidend ſein können, zumal aber, wenn politiſche und Rechtsgeſetze, welche doch nach ihrem vernünftigen Begriffe nichts Anderes ſein ſollen als Ausſprüche des Geſammtwillens oder des allgemeinen Anerkenntniſſes, unter dem Titel von Kabinets-Befehlen erlaſſen werden, als Ausdruck des perſönlichen Willens oder auch des Unfehlbarkeit und Alleingeltung beanſpruchenden Dafürhaltens eines einzelnen Mannes und als Illuſtration zu dem berüchtigten Worte: „l'état c'est moi.“

Des Fernern iſt hier noch der ſogen. Kabinets-Schreiben zu gedenken, als einer der in der Diplomatie üblichen Formen der zwiſchen den Fürſten untereinander geſchehenden Mittheilungen. Die feierlichſte Form derſelben iſt die des Kanzleiſchreibens. In dieſem erſcheint der Titel des mittheilenden Souveräns und die Formel „Wir“. Auch wird das Schreiben vom Miniſter contraſignirt. Die einfachen Kabinets-Schreiben dagegen nähern ſich mehr dem Tone von Privatſchreiben, und der Fürſt, der ſie allein unterzeichnet, redet von ſich nur mit „Ich“. Eine noch vertraulichere Form endlich haben die eigenhändigen Schreiben, welche jedoch nicht häufig vorkommen.

Zum Schluſſe muß hier noch auf die gefährlichen Verfälſchungen der Gerechtigkeitspflege durch Kabinets-Juſtiz, d. h. durch Einwirkungen der Regierung auf die Leitung und Beurtheilung von einzelnen Civil- und Criminalproceſſen, eingegangen werden. Die den Schutz der Rechtsordnung genießenden Güter, Zuſtände und Verhältniſſe zählen mit unter den natürlichen Vorausſetzungen des Staates und bedürfen deshalb einer von allen politiſchen Wandlungen unabhängigen parteiloſen Beurtheilung durch ſelbſtändige, nur dem Geſetze gehorchende Organe. Ein perſönliches Regiment, in welches die höchſte Gewalt immer ausgehen muß, kann ſeiner Natur nach nicht die zur Rechtspflege erforderliche Stetigkeit beſitzen, indem hier die allgemeinen Ereigniſſe, Veränderungen in der Perſon des Fürſten oder ſeiner Umgebung und ſonſtige unberechenbare Vorgänge einen Wechſel der Stimmung zur Folge haben. Die Urtheile dictirt dann nicht der unabänderliche Wille, nach dem Geſetze einem Jeden das Seine zu gewähren, ſondern die Rückſicht auf Nebenzwecke, die politiſche Voreingenommenheit, die Vorliebe für Begünſtigte, die Abneigung gegen Misliebige, oder bisweilen wol wenigſtens Laune. Unter den germaniſchen Nationen galt denn auch von jeher der Grundſatz, daß der Fürſt der Gerechtigkeitspflege nur ſeinen Schutz und ſeine vollziehende Gewalt (den Bann) leihe, während die Urtheile von den Angehörigen eines jeden Rechtskreiſes, vom Volke oder von Männern aus demſelben (den Schöffen) gefunden wurden. Selbſt diejenigen, welche, wie die Lehnsleute, Miniſterialen und gutsherrlichen Unterthanen, in einem Abhängigkeitsverhältniſſe ſtanden, bildeten unter der Leitung des Ober- oder Schutzherrn das Gericht für ihre Genoſſen. Wenn



Digitized by Google

nun auch im Fortgange der Zeiten die alten Volks- und Standesgerichte durch ſtändige, gelehrte und allgemeine Juſtizbehörden erſetzt wurden, ſo galt doch die Unabhängigkeit der letzteren, folglich der Ausſchluß aller Kabinets-Juſtiz, als unzweifelhaftes Grundrecht. Was ſpeciell Deutſchland angeht, ſo ſuchten hier ſchon die Reichsſtände wiederholt die Reichsgerichte gegen den Einfluß des kaiſerlichen Hofes ſicher zu ſtellen. Rückſichtlich des Reichskammergerichts war den Ständen ein Viſitationsrecht eingeräumt, und wegen des Reichshofrathes mußten die Kaiſer in den Wahlcapitulationen geloben, daß ſie ſich jeder Einmiſchung in die Rechtspflege enthalten wollten. Auch in den deutſchen Territorien war für die Unabhängigkeit der Gerichte durch den Standesgeiſt der Juriſten, durch die Actenverſendung ſelbſt an auswärtige Spruchcollegien und durch die Möglichkeit der Beſchwerdeführung bei den Reichsgerichten, oder wenigſtens bei landesherrlichen mit den nämlichen Attributen ausgeſtatteten Obergerichten geſorgt. Das neuere deutſche Staatsrecht fand, abgeſehen von den Geſchworenengerichten und von ſonſtiger Zuziehung des Laienelements zur Rechtſprechung, bezügliche Garantien ſowol in der Deutſchen Bundesacte (Art. 12) und der Wiener Schluß-Acte (Art. 29), als auch in den Verfaſſungsurkunden der meiſten Einzelſtaaten und deren Zuſagen einer unabhängigen Juſtiz. Auch das Beſtreben unſerer Zeit, die ſogen. adminiſtrativ-contentiöſen Sachen der Entſcheidung der Verwaltungsſtellen zu entziehen, und ſie entweder den ordentlichen Gerichten oder einer beſonderen Behörde, den Verwaltungsgerichtshöfen, zu überweiſen, gehört hierher. Alle dieſe Vorkehrungen ſchließen freilich die Möglichkeit fürſtlicher oder miniſterieller Eingriffe in die Unabhängigkeit der Gerichte nicht völlig aus. Das Recht, die Beamten zu ernennen und an andere Stellen zu verſetzen, das Anklagemonopol der vom Juſtizminiſterium abhängigen Staatsanwaltſchaft, der Einfluß, welchen die Verwaltungsbehörde auf die Bildung der Geſchworenenliſten ausübt, ſind als ebenſo viele Gelegenheiten zu Einmiſchungen in die Rechtspflege zu betrachten; jedoch hat die Geſchichte der deutſchen Gerichte wenigſtens in neuerer Zeit glücklicherweiſe nur ſelten einen Fall der Kabinets-Juſtiz zu verzeichnen gehabt. Gleichwol wiederholt auch noch das Deutſche Gerichtsverfaſſungsgeſetz (§. 1) ausdrücklich die Beſtimmung, daß „die richterliche Gewalt durch unabhängige, nur dem Geſetze unterworfene Gerichte ausgeübt wird“; und da nach heutiger ſtaatsrechtlicher Anſchauung die Kabinets-Juſtiz unter den Begriff der Juſtizverweigerung überhaupt fällt, ſo könnte dieſelbe in Gemäßheit der Deutſchen Reichsverfaſſung (Art. 77) vorkommenden Falles auch zur Verhandlung beim Bundesrathe des Deutſchen Reiches gebracht werden. *(Albrecht Just.)*

KABINET. Urſprünglich wird mit dem Worte Kabinet ein Nebengemach, ein kleines Zimmer bezeichnet. In fürſtlichen Schlöſſern, die meiſt Säle und große Prunkgemächer enthalten, nannte man Kabinet das gewöhnliche Wohn- oder Arbeitszimmer des Fürſten. Im Gebiete der Kunſt wird Kabinet im Gegenſatz zum Muſeumſaal oder zur Galerie aufgefaßt. Während dieſe durch die ſtabile Aufſtellung von Kunſtgegenſtänden eine Art Oeffentlichkeit beſitzen, will man mit dem Worte Kabinet einen kleineren, abgeſchloſſenen Aufbewahrungsort für gewiſſe Arten von Kunſtobjecten bezeichnen. Hiſtoriſch haben ſie ſich entwickelt aus den fürſtlichen Kabineten oder aparten Gemächern, in welchen fürſtliche Kunſtfreunde und Raritäten-Sammler erworbene koſtbare, kunſtvolle und ſeltene Werke der Kunſt und Wiſſenſchaft, auch launenhafte Gebilde der Natur und andere Curioſitäten aufſtellten, um ſie bei der Hand zu haben, ſich an denſelben zu ergötzen, dieſelben vornehmen Beſuchen zu zeigen. Aus ſolchen fürſtlichen Kabineten haben ſich ſchließlich die Muſeen entwickelt. Bei dem knappen Raume eines Kabinets konnten darin natürlich nur Gegenſtände geringen Umfangs aufbewahrt werden, Edelſteine, Goldſchmiedarbeiten, Münzen und Medaillen, Miniaturen, kleine Gemälde oder Kupferſtiche. Solche Gegenſtände, die wegen ihres geringen Umfangs den Sammlungen in den großen Sälen nicht einverleibt wurden und die man auch ihres hohen Werthes wegen in das Kabinet aufnahm, nannte man Kabinetſtücke. Später blieb an dieſer Bezeichnung nur der Begriff der Vorzüglichkeit oder Seltenheit haften, wie man unter dem Ausdruck Kabinetsmaler entweder einen Künſtler verſteht, der für ein fürſtliches Kabinet beſchäftigt iſt (alſo ſo viel als Hofmaler) oder einen Künſtler, der nur ſo Gediegenes geleiſtet hat, daß man deſſen Arbeiten einer beſonderen Aufbewahrung werth hält. In unſeren Muſeen finden wir neben Galerien oder Sälen auch Kabinete. Man ſpricht — eigentlich mit Unrecht — von einem Antikenkabinet. Dagegen ſagt man richtig: Kupferſtich- oder Münzkabinet, da die Kunſtobjecte, welche den Inhalt dieſer Sammlungen bilden, ihrer Natur nach nicht in einer offenen Galerie aufgeſtellt werden können, ſondern in Portefeuillen und Käſten aufbewahrt und abgeſchloſſen bleiben müſſen. *(J. E. Wessely.)*

KABIRA (*τὰ Κάβειρα*), großes Dorf (*κωμόπολις*) in Pontos, am Südrande der fruchtbaren vom Iris und Lykos durchſtrömten Ebene Phanaroia am Abhange des Gebirges Kemer Dagh (Strabo XII, 3, 30 ſagt: *πρὸς αὐτῇ τῇ παρωρείᾳ τοῖ Παρυάδρου*, wo Paryadres der allgemeine Name aller pontiſchen Gebirge iſt), 150 Stadien ſüdlich vom Zuſammenfluſſe der beiden Flüſſe. Bis jetzt iſt die Lage des Ortes nicht wiedergefunden; Hamilton (Travels in Asia Minor I, 345; vgl. Ritter, Erdkunde XVIII, 226, 230) dachte an den Ort Kütſchük Kowera am Lykos. Der Name könnte ſemitiſch ſein (kabir, groß), wenn die Berechtigung der Anwendung ſemitiſcher Etymologien auf dieſem Gebiete erwieſen wäre. Die gewöhnliche Anſicht, daß der Ort ein Heiligthum des Mondgottes *Μὴν Φαρνάκου* enthalten habe, beruht auf einem Misverſtändniß von Strabo XII, 3, 31: *ἔχει δὲ καὶ τὸ ἱερὸν Μηνὸς Φαρνάκου καλούμενον, τὴν Ἀμερίαν κωμόπολιν, πολλοὺς ἱεροδούλους ἔχουσαν καὶ χώραν ἱεράν* cet. Das Subject von *ἔχει* iſt hier nicht Kabira, ſondern Pythodoris, Königin von Pontos, der auch Ameria gehörte. — In Kabira hatten die pontiſchen Könige einen

Digitized by Google

Palaſt; Mithradates VI. bewahrte hier ſeine Gefangenen. In der Nähe lagen Bergwerke und Jagdgründe. Im Frühjahre des J. 72 hielt Mithradates die Poſition von Kabira längere Zeit gegen Lucullus, bis die pontiſche Reiterei durch die Römer vernichtet wurde, und als Mithradates fliehen wollte, ſein ganzes Heer ſich auflöſte (Plut. Luc. 15 fg., App. Mithr. 79 fg., Eutrop. VI, 8). Kabira mit den königlichen Schätzen und dem Staatsgefängniß fiel in die Hände der Römer. Pompejus gab ihm wie zahlreichen anderen pontiſchen Ortſchaften die Organiſation einer griechiſchen Stadt und benannte es Diospolis. Der Ort blieb im Beſitz der pontiſchen Könige. Die Königin Pythodoris (7 v. Chr. — 19 n. Chr.) wählte ihn zur Reſidenz und taufte ihn Sebaſte um (Strabo l. c.; vgl. im allgemeinen E. Kuhn, Städt. Verf. des römiſchen Reichs II, 249). Seitdem wird der Ort von keinem Schriftſteller mehr genannt; doch beſitzen wir autonome Kupfermünzen aus der Kaiſerzeit mit der Legende *ΚΑΒΗΡΩΝ*, die ihm angehören (*Mionnet* II, S. 347 no. 98 fg.). Daher kann Kabira weder mit dem zuerſt bei Plinius erſcheinenden Orte Neokaiſarea (j. Niksar) am rechten Ufer des Lykos [ſo Mannert und Forbiger] noch mit dem in der ſpäteren Provinz Armenia prima belegenen Sebaſtopolis (Plin. VI, 3, 8. Hierokl. und in den Biſchofsverzeichniſſen S. 703) identificirt werden, von denen beiden wir gleichfalls zahlreiche Münzen beſitzen. Auch paſſen die Angaben über die Lage von Kabira zu keinem dieſer beiden Orte.

*(Eduard Meyer.)*

KABIREN (*Κάβειροι*). Der auf den verſchiedenſten Punkten Griechenlands und Kleinaſiens bezeugte Cult dieſer räthſelhaften Gottheiten zählt zu den hervorragendſten Erſcheinungen im griechiſchen Religionsweſen, beſonders wegen des weitreichenden Einfluſſes, den er in den Myſterien von Samothrake ausübte. Doch wurde ſeine Bedeutung von den älteren mythologiſchen Forſchern — ſo von Heyne, Creuzer, Schelling („Die Gottheiten von Samothrake") — noch beträchtlich überſchätzt, obgleich oder weil ſie über vage Vermuthungen und luftige religionsphiloſophiſche Conſtructionen nicht hinauskamen. Mit geſünderer Methode wurde das Problem zuerſt angegriffen von Welcker (Aeſchyl. Tril. S. 157 fg.), ohne daß er, von einem einſeitigen, durch heterogene Studien bedingten Standpunkte ausgehend, zu einer unparteiiſchen Schätzung der geſammten Ueberlieferung gekommen wäre. Grundlegend durch einſchneidende Kritik gegen ſeine Vorgänger, vornehmlich aber durch die Sammlung, Sichtung und Ordnung des ganzen weithin zerſtreuten Materials wurde die auch heute noch unentbehrliche Arbeit Lobeck's Aglaoph. II, S. 1109—1348 (beſ. S. 1202 fg.). Die erſte bedeutendere Entdeckung aber wurde gemacht von O. Müller, der Proleg. S. 145 fg. (vgl. Orchom. S. 434) in meiſterhafter Unterſuchung die hiſtoriſchen Grundlagen des Kabirendienſtes klar legte. Jedoch hat man ſeine Reſultate theils ſtillſchweigend bei Seite geſchoben (Gerhard, Preller u. a.), theils ohne genügendes Eingehen auf die gegebenen Beweismittel ausdrücklich angezweifelt (Lobeck, Agl., S. 1252, ſowie der Verfaſſer der letzten wenig gelungenen Monographie über die Kabiren, Neuhäuſer, Cadmilus S. 16 fg.), und nur H. D. Müller hat Mythol. d. gr. Stämme I, S. 294 fg. II, S. 382 fg. (vgl. Philol. XIV, S. 129—134) die Unterſuchung im Sinne O. Müller's mit beſtem Erfolge weiter geführt. Mehr iſt, abgeſehen von einigen epigraphiſchen Arbeiten, an Literatur aus neueſter Zeit nicht zu verzeichnen. [1])

Das von der Religionsgeſchichte in ihren feſten Beſitzſtand aufzunehmende Hauptergebniß der bisherigen Forſchungen iſt folgendes. Die Kabiren, beſonders wegen der handſchriftlich wie inſchriftlich bezeugten antiken Parallelbenennung *μεγάλοι θεοί* ſemitiſch als die „Kabirim" die „Großen, Mächtigen" zu deuten [2]), ſind die Stammgottheiten der tyrſeniſchen Pelasger — bei Herodot nur Pelasger, ſonſt auch nur Tyrſener genannt —, eines Stammes von barbariſcher, vermuthlich orientaliſcher Herkunft, der aus ſeinen Sitzen in Theſſaliotis und Böotien durch helleniſche Völkerſchaften verdrängt, einerſeits nach Makedonien, andererſeits nach Athen, auf die Inſeln des Ägeiſchen Meeres (beſ. Imbros, Lemnos und Samothrake), ſowie an die Küſte von Jonien und der Propontis wanderte und überall, wo er ſich anſiedelte, den Dienſt ſeiner Götter verbreitete. [3]) So mußte die Kabirenreligion auf den verſchiedenen Sitzen ihrer Träger je nach den hiſtoriſchen Bedingungen, unter welche ſie trat, theils verkümmern, theils ſich umgeſtalten und erweitern; und es iſt von vorn herein wahrſcheinlich, daß hiermit die beſonders von Lobeck mit Recht hervorgehobene Proteusnatur der „hohen Kabiren", die „niemals wiſſen, was ſie ſind" (Goethe), im Zuſammenhange ſteht. Es ſcheint alſo gerathen, die geſammte Tradition, ſoweit möglich, nach dem Locale zu ſcheiden und in hiſtoriſcher Reihenfolge zu beſprechen. Wir beginnen mit der bedeutendſten, von den böotiſch-attiſchen Pelasgern herrührenden Cultreihe.

Als älteſter Sitz erſcheint Theben (Ephor. b. Strab. IX, 401), wo nach *Paus.* IX, 26, 1; 25, 5 ein Heiligthum der Kabiren ſowie ein Hain der Demeter Kabeiria beſtand. Die Legende erzählte, Demeter ſei hier zu den thebiſchen *Κάβειροι*, d. h. zu den Kabirendienern [4]), gekommen und habe ihnen mit einer

---

1) Eine gute Ueberſicht über die aufgeſtellten Anſichten (bis O. Müller) in Pauli's Realencykl. II, 2 fg.; einzig in ihrer Art iſt die dichteriſche Verewigung jener wiſſenſchaftlichen Fehden durch Goethe in der claſſiſchen Walpurgisnacht Fauſt II, 2. Als Curioſum ſei erwähnt die noch ganz auf Creuzer-Schelling'ſchem Standpunkte ſtehende Schrift Volkmuth's „Die Pelasger als Semiten" (1860). 2) Darüber ſind ſich jetzt wol alle competenten Beurtheiler einig, vgl. H. D. Müller I, 296; v. Gutſchmid, Beitr. I, 92; Schömann, Griech. Alterth. I, 11; II, 386. 3) Durch die Thatſache, daß ſich alter Kabirencult auf allen Hauptſitzen des Stammes und nur dort vorfindet, iſt von O. Müller a. a. O. die oben wiedergegebene Anſicht mathematiſch bewieſen: nur darin irrt er, daß er die barbariſchen Pelasger (*Herod.* I, 57) mit den Kadmeern identificirt: H. D. Müller I, 294, Fleckeiſen's Jahrbb. 123, S. 298 fg. 4) Die Namen Aitnaios und Prometheus ſcheinen aus der ſpäteren lemniſchen Combination der Kabiren mit Hephäſt herübergenommen zu ſein, da Aitnaios ein Beiname des



Digitized by Google

geheimnißvollen *παρακαταθήκῃ* ihre Weihe als Geſchenk zurückgelaſſen. Hier ſcheint mythiſch ausgedrückt, was H. D. Müller a. a. O. ſelbſtändig durch religionsgeſchichtliche Forſchung erwieſen hat: nämlich daß die tyrſeniſchen Kabirendiener von den Kadmeern in Theben die Hermes-Demeter-Religion annahmen. Leider haben ſich, abgeſehen von den ſcheuen Andeutungen des Pauſanias, genauere Nachrichten über das Weſen dieſes Dienſtes in Theben nicht erhalten [5]); denn die Verehrung der Harmonia als Göttin ſowie die Bezeichnung des Hermes als Kadmos (wie in Samothrake: O. Müller, Proleg. 146) iſt nicht auf dieſen Kreis beſchränkt und die Vermuthung, daß der Oedipusmythus der Kabirenreligion angehöre (Philol. XIV, S. 134) hat H. D. Müller nicht weiter verfolgt. Zu vermerken haben wir nur noch, daß allem Anſchein nach die Tyrſener den ihnen ſtammeignen Aphroditedienſt in Böotien, wie in ihren ſpäteren Anſiedelungen, verbreitet haben (Fleckeiſen's Jahrbb. 1881, 123, S. 298 fg.), ſowie daß ein Zeugniß ihres Verkehrs mit den Kadmeern in der von K. Tümpel (Fleck. Jahrbb. Suppl. XI, S. 696 fg.) als Metamorphoſe der Demeter erwieſenen Aphrodite Pandemos der Kadmeia erhalten iſt, und begleiten nunmehr den frühzeitig aus Theben verdrängten Stamm auf ſeinen Wanderzügen. [6])

In Attica zunächſt, wo er ſich am Hymettus anſiedelte, wurde ihm nach Herodot's ausdrücklichem Zeugniß die Einführung der ithyphalliſchen Bildung des Hermes zugeſchrieben. [7]) Wenn aber die Spuren eigentlichen Kabirendienſtes hier wider Erwarten ſchwach ſind [8]), ſo erklärt ſich das zur Genüge durch die abgeſonderten Wohnſitze des Stammes und ſeine baldige Vertreibung, ſowie durch die auch in der Sage ausgeprägte feindſelige Stimmung der anſäſſigen Völkerſchaften (*Herod.* VI, 136). Ausgiebiger, aber auch verworrener wird die Tradition auf den ſpäteren Inſelſitzen der Tyrſener, am ausgiebigſten dort, wo ſie noch in hiſtoriſcher Zeit nachweisbar ſind, im Norden des Ägeiſchen Meeres.

Dem erſten alterthümlichen Reſt von Kabirendienſt begegnen wir auf der Inſel Paros, die nach Nikanor bei *Steph. Byz.* s. v. auch *Δημητριάς* und *Κάβαρνις* genannt wurde [9]), angeblich *ἀπὸ Καβάρνου τοῦ μηνύσαντος τὴν ἁρπαγὴν τῇ Δήμητρι τῆς θυγατρός*; von ihm ſollten auch die Demeterprieſter auf Paros *Κάβαρνοι* heißen: *Hes.* s. v. Lob. S. 1223, Böckh, C. I. Gr. II, p. 346, 2384. Der Zuſammenhang zwiſchen dieſen Bezeichnungen, die eine hybride Weiterbildung aus Kabar (= *Καβειραῖος*) zu ſein ſcheinen, und der Kabirenreligion iſt längſt erkannt (Preller-Plew I, S. 696, 2). So erſcheint Demeter wiederum mit den Kabiren verbunden, und auch ihr frühzeitig durch Dionyſos verdrängter alter Gatte Hermes-Kadmos hat ſich hier, wenigſtens in heroiſcher Verkappung, in der Localtradition erhalten. [10])

Indem wir uns mit einer bloßen Erwähnung der ſpäten und ſpärlichen Zeugniſſe für den Kabirencult auf den ioniſchen Nachbarinſeln Delos, Syros und Chios begnügen und nur die Thatſache hervorheben, daß hier unverkennbar, wie in der römiſchen Inſchrift von Acharnä (Anm. 8), auch die Dioskuren als Kabiren betrachtet werden [11]), wenden wir uns weiter zu der wichtigen nordiſchen Inſeltrias, zunächſt nach Imbros.

Die Inſel Imbros, noch zur Zeit der Perſerkriege von den Pelasgern bewohnt (*Herod.* V, 26), war nach Steph. Byz. (vgl. *Strabo* p. 209) *ἱερὰ Καβείρων καὶ Ἑρμοῦ* und Jamblich Vit. Pythag. 151 nennt die dortigen Myſterien in einer Reihe mit den eleuſiniſchen und ſamothrakiſchen. Hier tritt nun, der ältern Anſchauung entſprechend, die in Paros ganz zurückgedrängte männliche Gottheit in den Mittelpunkt des Dienſtes. Abgeſehen davon, daß imbriſche Münzen den Hermes in ithyphalliſcher Bildung mit Stab und Schale zeigen und daß demſelben Gotte mehrere dort gefundene Weihinſchriften gelten (Conze, Reiſe auf den Inſeln des thrak. Meeres S. 95), iſt ſeine dominirende Stellung in den Myſterien inſchriftlich bezeugt (*οἱ τετελεσμένοι Ἑρμῇ ἐφ' ἱερέως Φιλίππου*, Conze, S. 96), ſowie auf der am beſten von Keil, Philol. Suppl. II, S. 598 fg. beſprochenen ſpäten Gebetinſchrift mit den großen Göttern Kadmilos (*Κασμεῖλος*) angerufen wird. [12]) Demeter wird man in

---

Hephäſt iſt und Prometheus b. Aeſch. ſein Feuer aus dem lemniſchen Moſychlos holte: Preller S. 707[1].

5) Auch die Notiz *Paus.* IX, 22 über den offenbar von Theben herſtammenden Cult der Kabieen in Anthedon, wo ſie gleichfalls in der Nähe des Demetertempels ihr Heiligthum hatten, gewähet keine weiteren Aufſchlüſſe. Sehr bemeekenswerth iſt dagegen das Epigramm des *Diodor*, Anall. II, 185: *εὔξατο κῆρα φυγών, Βοιώτιε σοί με Κάβειρε κτλ.*, in welchem dee Kabir (man beachte die Einzahl) als Retter in Seegefahe gefeiert und um Schutz vor Armuth (*ἀλένοις . . . πενίην*) gebeten wird: Lob. S. 1256. 6) Feſte Myſterienform bekam der halbveegeſſene thebiſche Cult erſt zur Zeit des Epaminondas durch Methapos, ohne daß man deshalb mit Lobeck a. a. O. und Preller I, 707 dieſen Wundermann für den Gründee halten dürfte: veegl. die Bemerkungen Welcker's Götterl. III, 189 und O. Müller's S. 153 fg. Für altheimiſchen Kabirencult ſprechen auch die echt böotiſchen Namen *Καβίριχος* und *Καβειρίχα* aus Theben und Umgegend bei Pape-Benſeler s. v. 7) *Herod.* II, 51: *τοῦ δὲ Ἑρμέω τὰ ἀγάλματα ὀρθὰ ἔχειν τὰ αἰδοῖα ποιεῦντες . . . ἀπὸ Πελασγῶν πρῶτοι μὲν . . . Ἀθηναῖοι παραλαβόντες (μεμαθήκασι), παρὰ δὲ τούτων ὤλλοι . . . ὅστις δὲ τα Καβείρων ὄργια μεμύηται . . . οἶδε τὸ λέγω κτλ.* 8) C. I. Gr. 2296, wo ein Acharner Gaios erwähnt wied *ἱερὸς γενόμενος τῶν θεῶν μεγάλων Διοσκόρων Καβείρων*: Neuhäuſer S. 4. Vergl. auch O. Müller, Etrusker II, 72 Deecke.

9) Es ſind dies unter den vielen mitgetheilten Namen der Inſel die einzigen, die auf religiöſe Verhältniſſe Bezug haben. 10) Spueen der Jaſonſage in Paros wie in Samothrake: Klauſen Aen., S. 333 fg.; Lob. Agl. S 1223. Auch der pariſche Eurymedon, Sohn der Pareia, in Lemnos mit den Kabiren verbunden, wird ſich uns als Hermesheros erweiſen. 11) Aus Delos wird C. I. Gr. 2270 ein *ἱερεὺς θεῶν μεγάλων* erwähnt; die dortige *τελετή* ſtellt Jamblich p. 151 neben die eleuſiniſche, imbriſche, ſamothrakiſche. Aus Chios ſtammt eine *θεοῖς μεγάλοις* gewidmete Inſcheift C. I. Gr. 2221[a]. Der Inſel Syros angehörig iſt eine Münze mit dem Bilde der Dioskuren (von deren Geltung als Kabiren jedoch Pherekydes von Syros bei *Strabo* p. 209 noch nichts weiß) und der Bezeichnung *Καβείρων θεῶν — Συρίων*, Müller-Wieſeler, Denkm. 821; wichtig für uns iſt das dortige Demeterfeſt C. I. Gr. 2437[c]. Mehr bei Preller-Plew S. 100, 3. 107. 12) Die Inſchrift lautet nach Keil *Θεοὶ μεγάλοι, θεοὶ δυνατοί, ἰσχυροὶ καὶ Κασμεῖλε ἄναξ, Πάτεκοι Κοῖος Κρεῖος Ὑπερείων Ἐλαπετὸς Κρόνος*: in dieſer Häufung von Namen und Beinamen beſteht, wie Keil bemerkt, eine

Digitized by Google

dem matronenhaften Kopfe der auf dem Revers ein Hermesbild tragenden Münze bei Conze, Taf. XX, 11 erkennen dürfen, und auf die merkwürdige Combinirung von Dioſkuren- und Hermesdienſt deuten die zu beiden Seiten des Hermesſtabes erſcheinenden Dioſkurenhüte Taf. XX, 9. Aus der Heroenmythologie der Inſel iſt Eetion (*Hom.* Il. XXI, 43) zu erwähnen, dem wir in Samothrake wieder begegnen werden: Klauſen, Aen. S. 331.

Verwickelter geſtalten ſich die Verhältniſſe in Lemnos, wo die Tyrſener nach den Minyern einwanderten und erſt durch Miltiades unterworfen oder vertrieben wurden (*Herod.* IV, 136 fg. Rhode, Res Lemn. p. 43). In dem dortigen Kabirenculte ſcheinen ſich nämlich, wie ſchon O. Müller, Proleg. S. 154 geſehen hat, die tyrſeniſchen Gottheiten Hermes-Kadmos, Demeter, vielleicht auch Aphrodite mit den altheimiſchen Göttern, beſonders Hephäſt, verbunden und vermiſcht zu haben. Die Bedeutung des Hermescultes wird auch hier durch mannichfache Anzeichen, wie den Namen des Vorgebirges Hermaion und des letzten Pelasgerkönigs Hermon, das Auftreten des Kadmilos in lemniſchen Göttergenealogien, ſowie die Münzen der Stadt mit Stab und Widder (Conze, Taf. XX, 3 fg.) verbürgt; und ſo wird man denn auch in dem Kabiren Eurymedon bei Nonnus, als deſſen Beſchützer und Lehrer XXXVII, 590 der Gott ſelbſt genannt wird, eine heroiſche Metamorphoſe des nach Heſych unter gleichem Namen verehrten Hermes erblicken dürfen.[13] Dem Gotte gegenüber tritt auch hier die Göttin zurück; eine halb verwiſchte Spur läßt ſich erkennen *Schol. Pind.* Ol. XIII, 74, wo Medea der Demeter in Verein mit den lemniſchen, auch kabiriſch genannten Nymphen Opfer darbringt, um eine Hungersnoth abzuwenden, und auch die *βοῦς χαλκῆ* auf dem Marktplatze zu Myrina wird man als Demeterſymbol auffaſſen müſſen.[14] Dieſe wohlbekannte kabiriſche Göttergruppe, zu der ſich nach Maßgabe der Münzen (Conze, Taf. XX, 5) auch hier die Dioſkuren geſellten, wurde nun in verſchiedenartigen Genealogien durch Kadmilos und die Proteustochter Kabira (vielleicht Aphrodite) in Verbindung gebracht mit dem alten Herrn der Inſel Hephaiſtos.[15] Wie weit dadurch ihre cerealiſche Natur, die auch in den Fragmenten aus Aeſchylus' Kabiren klar zu Tage tritt (Lobeck, p. 1207 sq.), beeinflußt und verändert iſt, läßt ſich nicht mehr ausmachen. Dunkel iſt auch das Verhältniß der als Stammgottheit der lemniſchen Tyrſener bezeugten Artemis zu den Kabiren (*Plut.* Virt. mul. 9, Quaest. gr. 21). Ueber die Myſterien, die nach dem apokryphen Pindarfragmente Philol. I, S. 429 der erdgeborene Kabeiros ſelbſtgegründet hatte, ſind nur ſehr ſpärliche Nachrichten erhalten, ſo beſonders die ſchönen Verſe aus Attius' Philoctet 526 f. Ribb., in denen die celsa Cabirum delubra und ihre mysteria pristina cistis concepta sacris[16] auf Lemnos geprieſen werden. Die kühnen Vermuthungen Welcker's und Neuhäuſer's über Form und Inhalt dieſer Weihen entbehren jeglicher Grundlage; nicht einmal die ſeit Welcker, Tril. S. 247 fg. herrſchende Annahme, daß das von Philoſtratos, Heroic. p. 740 beſchriebene neuntägige Hauptfeſt der Lemnier, welches zugleich Jahresfeſt und Sühnfeſt iſt und beſonders durch die alterthümliche Ceremonie der Feuerläuterung charakteriſirt wird, zu den Kabirenmyſterien gehöre, iſt hinlänglich geſichert[17], und jedenfalls ſind ſeine der Hephäſtosreligion (Welcker S. 289) zugehörigen Grundelemente vortyrſeniſch (Engel, Kypros II, S. 265 f.). Ebenſo unſicher iſt die Stellung des lemniſchen Feſtes der Inynia (Heſ. s. v.). Nur ſo viel ſcheint gewiß, daß es, wie die kretiſche Inachia, der Ino-Leukothea galt; was um ſo bemerkenswerther iſt, als wir Spuren ihres Weſens in Samothrake antreffen werden und bereits O. Müller, Proleg. S. 371 die Umwandlung der Kadmostochter in die rettende Schiffergöttin den tyrſeniſchen Pelasgern zugeſchrieben hat.[18]

Die Betrachtung überſichtlicherer Verhältniſſe hat uns nunmehr eine Reihe von Geſichtspunkten eröffnet, von denen aus wir auch die eben ſo reiche wie verwickelte und widerſprechende Tradition der „heiligen Inſel" Samothrake (*Diod.* III, 55), des Sitzes der vielberufenen Myſterien, uns nutzbar zu machen hoffen dürfen. Vollkommen geſichert iſt auch hier der Cult des Hermes und der Demeter, dieſer durch das Demeterheiligthum am Hafen und mancherlei mythiſche Spuren, beſonders in

Art Gebet. Das Hereinziehen der Patäken und der Titanen in dieſen Kreis wird man mit Welcker und Keil aus der Theokraſie jener Periode (2. bis 3. Jahrh. n. Chr.) herleiten, obgleich uns für die letzteren die pergameniſchen Kabiren eine derſelben Zeit angehörige Analogie bieten werden. Die Namen der Kabiren ſelbſt, die nach *Strabo* X, 210 myſtiſch waren, werden kaum genannt ſein.

13) Seinen Bruder Alkon (vergl. Lob. S. 1250) könnte man mit Ares, dem Vater des thrakiſchen Alkon, in Verbindung ſetzen (über deſſen Cult in Lemnos vergl. Fleck., Jahrbb. 123, S. 300[37]). Als lemniſch erweiſen ſich beide durch ihre Verbindung mit Hephäſt, obgleich ſie Nonnus als *πολιῆται* von Samothrake bezeichnet. 14) Vergl. *Soph.* fr. 348 Ddf., Rhode S. 12, Paroemiogr. I, p. 355; über die Bedeutung dieſes Symbols in der Kabirenreligion unten Anm. 26. 15) Nach Akuſilaos bei Strabo p. 209 zeugt Hephäſt mit der Kabira den Kamilos, dieſer drei Kabiren, *ὧν νύμφας Καβειρίδας*; Pherekydes ib. läßt die drei Kabiren und drei kabiriſchen Nymphen direct von Hephäſt und Kabire (sic) abſtammen; Nonnus nennt als Söhne des Hephäſt und der Kabira zwei Kabiren, Eurymedon und Alkon; vergl. oben Anm. 13, während nach *Strabo* a. a. O. die Kabirennamen „myſtiſch" waren. Die dunkle und widerſpruchsvolle Tradition iſt immer noch nicht hinlänglich aufgeklärt. Wol beſonders durch die Details bei Nonnus beſtimmt, deutet Preller I, 145 die lemniſchen Kabiren als vulkaniſche Kräfte, wogegen ſchon Lobeck p. 1249 sq.

16) So nach Bergk; die Handſchriften bieten custis concepta s., wovon eine ſehr künſtliche Erklärung bei Welcker, Tril. S. 256. 17) Welcker ſelbſt hat es ſpäter bezweifelt, vergl. Götterlehre III, 181. Was Neuhäuſer S. 74 fg. vorbringt, hat keine Beweiskraft. 18) So gewinnt die Verbindung der Ino mit den Kabiren und der Demeter bei *Libanius* pro Aristoph. I, 447: *ἐξειπεῖν καὶ διασύρειν τὰ ἀπόρρητα τῶν δαιμόνων, τὰ τῆς Ἰνοῦς τὰ τοῦ παιδὸς τὰ Καβείρων τὰ Δήμητρος* eine eigene Bedeutung, und dieſen Verhältniſſen mag es zuzuſchreiben ſein, wenn die Hyaden, die Pflegerinnen des Dionyſos neben Ino, Töchter des Kadmilos genannt werden (*Theon* ad Arat. Phaen. 171 sq.).

Digitized by Google

der Jaſonſage, jener durch Münzen mit dem Widderſymbol und durch die hier nicht ausführlicher zu behandelnde Heroenſage der Inſel, in der zahlreiche mit Hermes eng verwandte Geſtalten auftreten, wie ſein Sohn Saos, der älteſte Beſiedler der Inſel (vgl. Plew bei Preller S. 322[3]), ferner Kadmos und Jaſion-Jaſon, der auch mit Eetion identificirt wird (Neuhäuſer, S. 14 fg. Müller, Orch. S. 261). Daß Hermes auch in den Myſterien ſelbſt eine hervorragende Rolle geſpielt hat, zeigen die werthvollen Bemerkungen Herodot's II, 51 ſowie das Erſcheinen des Kadmilos in der myſtiſchen Göttergruppe, und ſo ſtehen denn auch die erwähnten Heroen, zum Theil geradezu Kabiren genannt, in engſter Beziehung zu dieſem Religionskreiſe; für Demeter beweiſt das Gleiche nicht ſowol das leichtwiegende Zeugniß ſpäter Schriftſteller [19]), als die Sage vom Kabiren oder Kabirendiener Jaſos-Jaſion, der in Samothrake als ihr Buhle wie als Verbreiter ihrer Myſterien angeſehen wurde (*Dion. Hal.* I, p. 50, 12. *Eusth.* ad Od. V, 125: Neuhäuſer S. 32 fg.). Wenn nun die Samothraker ſich ſtatt jener Gottheiten von Skopas Aphrodite und Pothos, allem Anſchein nach für ihre Myſterien, als Cultpaar bilden ließen (*Plinius*, Hist. nat. XXXVI, 25), ſo wird dieſe Aphrodite, wie die thebiſche Pandemos, als eine durch angeſchloſſene fremde Elemente verurſachte Metamorphoſe der Demeter, Pothos als der ethiſch umgedeutete und in den Kreis der volksthümlichen Aphrodite gezogene Hermes ithyphallicus aufzufaſſen ſein (Fleckeiſen's Jahrbb. 123, S. 298 fg.). Daß aber in den Myſterien ein Götterpaar, „mas et femina", den Mittelpunkt des Cultes bildete, ergibt ſich aus den Bemerkungen Varro's L. L. IV, p. 17 mit voller Sicherheit. [20]) Neben dieſen Hauptgottheiten fehlen auch hier nicht die Dioskuren, die jedoch von Varro a. a. O. — in unverkennbarer Polemik gegen eine hergebrachte Meinung — ausdrücklich von den dii magni, den θεοὶ δυνατοί unterſchieden und in der Sage der Inſel als Myſten derſelben aufgefaßt werden. [21]) Zweifelhaft iſt auch die neuerdings beſonders von Uſener, Rhein. Muſ. XXIII, S. 318 fg. angenommene Zugehörigkeit der zerynthiſchen Artemis-Hekate zum Kabirencult, ebenſowenig wie ſich in Lemnos eine ſolche Beziehung der Artemis erkennen läßt. Dagegen iſt erwieſen, daß urſprünglich ſelbſtändige Elemente aus der Religion der Dardaner in den ſamothrakiſchen Kabirenkreis ſich eingedrängt haben (O. Müller, S. 154), ſo beſonders Kybele und ihr buntes Gefolge, Attis, die Korybanten, die idäiſchen Daktylen u. a., zugleich aber auch ihre göttlichen Zöglinge, Zeus und Dionyſos [22]); die große Mutter, von deren Bedeutung zahlreiche ſamothrakiſche Münzen Zeugniß ablegen (Conze, S. 72), ſcheint mit der Kabirendemeter geradezu identificirt zu ſein (Lob. Agl., S. 1224 fg.), wie ſie ja auch im Nationalglauben bald mit der Demeter zuſammenfloß. [23])

In die Geheimniſſe der Myſterien geſtatten einige beachtenswerthe Zeugniſſe einen wenn auch flüchtigen und beſchränkten Einblick. So hat uns Mnaſeas *Schol. Apoll. Rh.* I, 917 die „myſtiſchen Namen" verrathen als Ἀξίερος, Ἀξιόκερσα, Ἀξιόκερσος. [24]) Es ſind dies offenbar Anrufungen der bei den Culthandlungen als gegenwärtig gedachten Gottheiten und Bunſen hat, Aegypten V[a], S. 251 (vgl. v. Gutſchmid, Beitr. I, S. 92) von ganz anderem Standpunkt aus die beiden letzten im Anſchluß an den eliſchen Ruf ἄξιε ταῦρε (d. i. Dionyſos) ſehr anſprechend gedeutet als „würdiger Gehörnter" und „würdige Gehörnte" [25]), ſodaß uns hier das von H. D. Müller auf dem Wege religionsgeſchichtlicher Forſchung erſchloſſene kadmeiſche Cultſymbol für Hermes-Demeter, Stier und Kuh, unverſehrt erhalten wäre [26]); weniger ſicher ſcheint die Deutung des erſten vielleicht falſch überlieferten Namens als „würdiger Herr." Wichtiger noch, weil einen directen Aufſchluß über das Weſen

19) Scholl. Apoll. Rh. I, 917; Lob. 1222 sq. 20) Wenn Varro dies Paar im Verlaufe für caelum et terra, Juppiter und Juno erklärt, ſo wird man darin kaum mit Ahrens Philol. XXIII, 208 überſetzte Myſteriennamen — am wenigſten die ſprachwiſſenſchaftlich conſtruirten Διᾶς und Διᾶ (= Demeter, wie bei Uſener, Rhein. Muſ. XXIII, 332) — vermuthen dürfen; vergl. Lobeck p. 1244 sq. 21) Auch Herodot ſcheint ſie nicht zu den Kabiren zu rechnen, vergl. Lob. p. 1212. H. D. Müller leitet ſie I, 216 aus Samos her; bedenklich bleibt dabei ihr Auftreten auf den anderen Inſeln. Vielleicht ſind ſie (urſprünglich = Amphion und Zethos?) vom Feſtlande her mitgebracht.

22) Vergl. Scholl. Apoll. a. a. O.; Etym. Gud. p. 289; Lobeck p. 1224 sq. Von einem Culte des Zeus findet ſich trotz Preller S. 698 keine Spur, ebenſowenig von dem des Dionyſos. 23) Die oben aufgeſtellten Anſichten beſtätigt der ſamothrakiſche Heroenmythus, nach welchem Kadmos die ſamothrakiſchen Weihen empfangen und ſich auf Samothrake mit Harmonia vermählt haben ſollte; die Götter — alſo zunächſt die auf der Inſel verehrten, insbeſondere die der Myſterien — nahmen an der Hochzeit Theil und brachten Geſchenke dar, Demeter Getreide, Hermes die Leier, Athene ein Halsband, Elektra — die Mutter der Braut und Gemahlin des Zeus — die Orgien der großen Göttermutter: *Diod.* V, 48; 49. Abgeſehen von der wol erſt zur Zeit der attiſchen Seeherrſchaft eingeführten Athene, ſind alle hier erwähnten Gottheiten auf der Inſel altheimiſch; ſehr bemerkenswerth iſt die Zuſammenſtellung von Hermes und Demeter, ſowie die klar ausgeſprochene Scheidung der Kybele-Orgien von den alten auf jenes Paar bezüglichen Weihen. 24) Die wichtige Stelle lautet: *μυοῦνται δὲ ἐν Σαμοθράκῃ τοῖς Καβείροις, ὧν Μνασέας φησὶ καὶ τὰ ὀνόματα· τέσσαρες δ' εἰσὶ τὸν ἀριθμόν· Ἀξίερος, Ἀξιόκερσα, Ἀξιόκερσος. Ἀξίερος μὲν οὖν ἐστιν ἡ Δημήτηρ, Ἀξιόκερσα δὲ ἡ Περσεφόνη, Ἀξιόκερσος δὲ ὁ Ἅιδης· ὁ δὲ προστιθέμενος τέταρτος Κάσμιλος ὁ Ἑρμῆς ἐστιν, ὡς ἱστορεῖ Διονυσόδωρος.* Bei Mnaſeas fanden ſich offenbar nur jene drei Cultusrufe vor; der nach einer anderen Quelle erklärte Name Kasmilos gehört ſchon deswegen nicht zu jenen, weil er nicht myſtiſch iſt; und ſo iſt auch die Zahl nicht authentiſch. Zweifelhaft iſt auch die Herkunft der gegebenen Interpretation (H. D. Müller, Philol. XIV, 132), die im beſten Falle von dem ſpäteren Einfluß der Eleuſinien Zeugniß ablegt (vergl. Artemidor b. *Strabo* IV, 4, p. 198). 25) Andere Deutungen von Welcker, Götterl. I, 229; Neuhäuſer S. 58; H. D. Müller, Philol. XIV, 134; Sonne in Kuhn's Zeitſchrift X, 103; Struve, Bilderkreis von Eleuſis S. 74 (verfehlt). In dem räthſelhaften -ερος darf man keinesfalls einen beſtimmten Gott, wie Eros, vermuthen; über deſſen zweifelhaften Cult vergl. Schömann, Opusc. II, 85. 26) Vergl. H. D. Müller, Myth. II, 285. 347. 354. Auch in Lemnos erſcheint das Kuhſymbol, vergl. oben Anm. 14. Intereſſant in dieſem Zuſammenhange iſt die Inſchrift *Δαμάτρᾳ ταυροπόλῳ*, Lebas 604, Keil zur Syll. inscr. Boeot. S. 584.

Digitized by Google

des Dienſtes gewährend, iſt die von *Ephorus* Schol. Eur. Phoen. 7 mitgetheilte Thatſache, daß man noch zu ſeiner Zeit in den ſamothrakiſchen Myſterien die Harmonia ſuchte [27]), welche hier alſo göttliche Geltung hat, wie in Theben, und als Stellvertreterin der in dem Vulgärmythus geſuchten Europa (= Demeter) auftritt, vgl. H. D. Müller II, S. 366. Wir haben hier augenſcheinlich den Reſt eines alten Frühlingsfeſtes vor uns [28]), welches hervorgegangen iſt aus einem Jahresmythus und ſo die Beziehungen der ſamothrakiſchen Gottheiten auf das Leben der Natur, auf das Werden und Vergehen im Wechſel der Jahreszeiten außer Frage ſtellt. Die im Winter verſchwundene und unter dem Bann finſterer Mächte ſtehende Göttin wurde im Frühjahre von dem ſehnſüchtig harrenden Bräutigam, dem Hermes-Kadmos, geſucht und wiedergefunden: und in dieſen Zuſammenhang iſt vielleicht als Abſchluß die auch nach Samothrake verlegte Hochzeit des Kadmos und der Harmonia einzureihen, die urſprünglich — wie im Artikel Kadmos gezeigt wird — ein echter ἱερὸς γάμος geweſen iſt [29]). Auf dieſe alterthümliche Auffaſſung des Naturganges, nach welcher Frühlingsleben und Jahresfruchtbarkeit unter dem Bilde des in geſegneter Ehe verbundenen Götterpaares gedacht wird, iſt denn auch die ithyphalliſche Bildung des Hermes-Kadmos und der auf ſie bezügliche ἱερὸς λόγος der Tyrſener zu beziehen, ſowie die oben vermuthete Verehrung der Gottheiten unter dem Symbole des zeugenden Stiers und der nährenden und gebärenden Kuh (H. D. Müller II, S. 355). Von dem Verlauf der Myſterienfeier können wir uns etwa folgendes, freilich wenig vollſtändige Bild machen. Der Einzuweihende mußte zunächſt vor dem ἱερεύς eine Beichte ablegen (*Plut.* Apophth. p. 197, 228), um dann unter nicht genau feſtzuſtellenden Ceremonien gereinigt und geheiligt zu werden. [30]) Indem er alsdann in die Gemeinſchaft der μύσται εὐσεβεῖς aufgenommen wurde, empfing er gewiſſe Symbole als Unterpfänder göttlichen Schutzes, ſo nach *Scholl. Apoll. Rh.* a. a. O. eine purpurne Binde [31]), vielleicht auch einen eiſernen Ring, das „ferreum Samothracium“ (*Lucret.* VI, 1042; *Plin.*, Nat. hist. XXXIII, 6). Das Weſen und Wirken der Gottheiten wurde dem Myſten alsdann durch mimiſch-dramatiſche Feſtbräuche, wie das Suchen der Harmonia, näher gebracht, und dabei ſcheinen ſpäter Elemente aus dem Kybelecult, wie der orgiaſtiſche Korybantentanz und die ekſtatiſche Muſik von Flöten, Cymbeln und Pauken (τύμπανα) eine große Rolle geſpielt zu haben. [32]) Mit der Weihe waren vermeintlich mannichfache Vortheile verbunden. So wurden dem Myſten Aufſchlüſſe über die Zukunft geboten (Lob. S. 1291) und vor allem war ihm die Hülfe der Myſteriengötter in Lebensgefahr, beſonders zur See, gewiß. [33]) Die Ausdehnung und Bedeutung der Myſterien, die in helleniſcher und römiſcher Zeit den Eleuſiniſchen an Ruf kaum nachſtanden, wird uns beſonders durch die neuerdings von Conze veröffentlichten Inſchriften veranſchaulicht, auf denen uns Römer und Barbaren neben Makedoniern und Griechen und officielle Feſtgeſandte von mehr als zwanzig Städten aus dem ganzen Bereiche des Ägeiſchen Meeres begegnen.

Die übrigen Spuren des attiſch-böotiſchen Tyrſenerſtammes und ſeiner Gottheiten gewähren uns keinen weiteren Aufſchluß über das Weſen des Cultes, abgeſehen etwa von den pergameniſchen Kabiren, die in dem merkwürdigen, aus dem Zeitalter der Antonine ſtammenden Orakelſpruche des Apollo Gryneios C. I. Gr. 3538 als Verwandte der Titanen (Imbros) und Kureten-Korybanten (Samothrake) erſcheinen, wenn ſie nach der Art der ſpäten Theologie und Theokraſie Söhne des Uranos genannt und als Zeugen der Geburt des Zeus geprieſen werden. [34]) Wir wenden uns alſo zu den engverwandten theſſaliſch-makedoniſchen Pelasgern, die in Makedonien an einigen Punkten, wie in Kreſton oberhalb der ſpäteren Theſſalonike, noch in Herodot's Zeitalter anſäſſig waren (*Herod.* II, 51). Daß der Urſitz dieſes Stammes gleichfalls Theben geweſen ſei, iſt nicht ohne weiteres anzunehmen, beſonders da hier der an die Kadmea anknüpfende Faden einheitlicher Ueberlieferung, den wir bisher im Cult des Hermes-Kadmos und der Demeter gefunden haben, abreißt. Freilich könnte man dieſe Thatſache auch

27) Bemerkenswerth iſt die Notiz des Palaiphatos 43, daß die (von H. D. Müller gleichfalls als Demeterheroine erwieſene) Io von den Bewohnern von Argos geſucht wurde wie hier Harmonia. 28) Nach Neuhäuſer S. 130 iſt als Feſtzeit Herbſt und Frühling gleich möglich; für den letzteren entſcheidet ſich, richtiger als Neuhäuſer, auch Preller S. 706[7]. Eine andere Auffaſſung des Feſtbrauches bei Welcker, Kret. Kol. S. 67 fg. 29) Denſelben Sinn hat auch die Buhlſchaft des Jaſos und der Demeter auf Samothrake (Lob. p. 1222 sq.); ſehr verkehrt aber hat man die durch hiſtoriſche Beziehungen entſtandene Erzählung von ſeinem Tode auf die Myſterien bezogen. Das gegenſeitige Verhältniß der eng verwandten Geſtalten des Hermes, Kadmos, Kadmilos, Jaſos u. ſ. w. läßt ſich nur durch genaueres Eingehen auf den kadmeiſchen Stammesmythus beſtimmen. 30) Der Name des Sühneprieſters ſcheint κοίης oder κόης geweſen zu ſein; vergl. *Hes.* s. v. Prototypiſch erſcheinen die Kabiren ſelbſt als *καθαρταί* thätig in dem Hekate-Angelos-Mythus Schol. Theocr. II, 12, 36. Weiteres über die Sühnegebräuche bei Lobeck p. 1290 sq.; Klauſen, Aen. S. 328 fg. 31) Dieſe ſollte nach demſelben Gewährsmann in der Geſtalt des Leukotheaſchleiers bereits den Myſten Odyſſeus gerettet haben — merkwürdig genug bei den oben mitgetheilten Vermuthungen Müller's (vergl. auch Orchom. S. 454) über Leukotheu. Hierher ſcheint auch der urſprünglich gewiß nicht nur im Liebeszauber wirkende Gürtel der Aphrodite zu gehören.

32) Ueber die weitgehenden Vermuthungen Rathgeber's Ann. dell' Inst. 1856, p. 98 vergl. Michaelis, Fleck. Jahrbb. 79, S. 456. 33) Schon die Argonauten ſuchen *Apollon. Rh.* I, 916 Hülfe in der Kabirenweihe (Klauſen S. 329). Hauptſtelle *Aristoph.* Pac. 278; vergl. Uſener, Rhein. Muſ. XXIII, 319. Mehr bei Lobeck p. 1218 sq. 34) Pelasger und Kabirendienſt in Troas: Müller, Proleg. S. 151. In Phrygien: Berg Kabeiros (*Strabo* X, p. 472); Kadmos Berg und Fluß (*Strabo* XII, p. 578); Hermos Fluß und Thal mit der Lariſſa Phrikonis, welche *Strabo* p. 620. 621 für den Sitz des Hippothoos hält, der Il. B 841 den Troern die φῦλα *Πελασγῶν* zuführt; Harmonia am Thermodon im Hain Akmonion *Steph. Byz.* s. v. *Ἄκμ.*, und *Κάβειρα* Stadt in Pontos *Strabo* XII, p. 556. Vielleicht wird ſich Kleinaſien noch als die Urheimat des Stammes herausſtellen. Hier ſei auch der zweifelhafte Kabirendienſt auf Aktion erwähnt (neben Aphrodite), *Dion. Hal.* I, 50.

Digitized by Google

aus der Natur der Zeugniſſe erklären, die alle aus der Zeit des ſinkenden Heidenthums ſtammen und ſich auf den künſtlichen, fremden Einflüſſen doppelt ausgeſetzten Staatscult von Theſſalonike zu beziehen ſcheinen. Am ausführlichſten berichtet *Clemens Alex.* Protrept. p. 12 = *Euseb.* Praep. Evang. II, 3: *εἰ θέλεις δ' ἐποπτεῦσαι καὶ τὰ Κορυβάντων ὄργια, τον τρίτον ἀδελφὸν ἀποκτείναντες οὗτοι τὴν κεφαλὴν τοῦ νεκροῦ φοινικίδι ἐπεκαλυψάτην· καὶ καταστέψαντες ἐθαφάτην φέροντες ἐπὶ χαλκῆς ἀσπίδος ὑπὸ τὰς ὑπορείας τοῦ Ὀλύμπου ... Καβείρους δὲ τοὺς Κορύβαντας καλοῦντες καὶ τελετὴν καβειρικὴν καταγγέλλουσιν· αὐτὼ γὰρ τούτω τὼ ἀδελφοκτόνω τὴν κίστην ἀνελομένω, ἐν ᾗ τὸ τοῦ Διονύσου αἰδοῖον ἀπέκειτο εἰς Τυῤῥηνίαν κατήγαγον ... αἰδοῖα καὶ κίστην θρησκεύειν παραθεμένω Τυῤῥηνοῖς*, daher man dieſen verſtümmelten Dionyſos auch Attis genannt habe; den Kern des Berichtes wiederholt *Arnob.* V, 19 und *Firmicus*, De err. prof. rel. p. 15 W., der noch hinzufügt: „hic (jener von den Brüdern gemordete) est Cabirus, cui Thessalonicenses quondam cruento cruentis manibus supplicabant". Wir erkennen hier deutlich, daß ähnlich wie in Samothrake der altheimiſche Kabirenname übertragen iſt auf eingedrungene kleinaſiatiſche Religionselemente, und zwar — ſo ſcheint der zweite Theil der Nachricht zu deuten — bei der Berührung ihrer Träger mit den tyrſeniſchen Pelasgern; zugleich iſt klar, daß nur der eine Kabir als Gott zu betrachten iſt, während die beiden anderen als menſchliche Götterdiener erſcheinen.[35]) So berichtet denn auch *Lactantius* I, 15, 8 Macedones summa veneratione coluerunt Cabirum, und einen Kabiren erblicken wir auch auf den Münzen der Stadt in jener ausdrücklich als *Κάβειρος* bezeichneten räthſelhaften Geſtalt, deren Attribute gleichmäßig auf unterweltliches, bacchiſches und korybantiſches Weſen hindeuten.[36])

Wir ſind am Ende der von O. Müller nachgewieſenen Spurenreihe pelasgiſchen Kabirendienſtes angelangt und müſſen nun noch einige Stätten erwähnen, wo dieſer Cult ſpät eingeführt und nicht auf volksthümlicher Grundlage erwachſen zu ſein ſcheint, ſo beſonders Milet und Andania. In Milet wird er durch eine der theſſaloniceiſchen ganz ähnliche Legende aus Phrygien hergeleitet; nur ſoll das Elend des Landes unter dem Drucke eines grauſamen Tyrannen die eigentliche Veranlaſſung zur Einführung der rettenden Heilgötter geweſen ſein.[37]) Andania verdankt nach Sauppe ſeine unter den inſchriftlichen *θεοὶ μεγάλοι* vermutheten und in den Myſterien neben (?) Hermes und Demeter verehrten Kabiren gar erſt dem Methapos, einem Zeitgenoſſen des Epaminondas. Höchſt bemerkenswerth iſt dabei die Thatſache, daß hier Hermes und Demeter gepaart und als Mittelpunkt der Myſterien erſcheinen, was wir nach vielfachen Anzeichen auch für Samothrake und die ganze thebiſch-ſamothrakiſche Cultreihe angenommen haben.[38]) Die Ueberlieferungen über den Kabirencult in anderen Ländern ſind theils zu dürftig, um ein Urtheil zu erlauben — ſo die Zeugniſſe von Kabiren in Etrurien[39]) —, theils offenbar aus willkürlicher Interpretation und Identification fremder und griechiſcher Gottheiten entſtanden — ſo beſonders die ſpäten Nachrichten über die phöniziſchen Kabiren, die trotz der meiſterhaften Darlegung Lobeck's S. 1265—1279 noch neuerdings als vollgültige Zeugniſſe behandelt und zum Ausgangspunkt der Betrachtung genommen ſind.[40]) Abgeſehen von dieſen zweifelhaften Elementen ſchließt ſich die ganze Tradition in der That eng an die von O. Müller nachgewieſenen Tyrſenerſitze an und ſcheidet ſich danach wie von ſelbſt in die oben zuſammengeſtellten immer ausgedehnter und complicirter werdenden Gruppen, ohne daß ein weſentlicher Reſt an Material zurückbliebe. Urſprünglich ſcheint der Kabirenname, außer den etwaigen älteren Stammgottheiten der Tyrſener, dem Hermes und der Demeter gegolten zu haben, die nachweislich den Mittelpunkt des Myſteriendienſtes bilden; die Leichtigkeit aber, mit der er wahrſcheinlich noch von den Tyrſenern ſelbſt auf ganz andere Weſen, wie beſonders die Dioskuren, übertragen wurde[41]), beweiſt, daß er ſeiner Bedeutung nach nicht mit der Natur jener Gottheiten verwachſen war, ſondern ganz allgemein — was nur die oben gegebene Etymologie berückſichtigt — die göttlichen Herren und Schützer des Stammes bezeichnete. (*O. Crusius*).

KABRIOLET, leichtes zweiräderiges, mit einem Pferde in einer Gabeldeichſel beſpanntes Fuhrwerk mit

---

35) Unverkennbar ſind die prototypiſchen Beziehungen auf anderweitig bezeugte Feſtbräuche; ſonſt iſt eine ſichere Interpretation im Einzelnen nach der Natur der Ueberlieferung unmöglich. Verſuche und Anſätze dazu bei Welcker S. 250; Götterl. III, S. 179; Klauſen S. 330 fg.; Neuhäuſer S. 72. Man vergl. die mileſiſche Legende Anm. 37. 36) Müller-Wieſeler, Denkm. 818 fg. Chthoniſch iſt der dem Unterweltsherrn eigene Schlüſſel, wahrſcheinlich auch der Hammer, wie beim etruskiſchen Charon; bacchiſch das Rhyton, korybantiſch die nur einmal nachgewieſene Kriegertracht (Wieſeler zu 819). Bemerkenswerth iſt die Theilnahme des makedoniſchen Königshauſes an den ſamothrakiſchen Myſterien: Lobeck p. 1256.

37) Zu den bedrängten Mileſiern kommen zwei phrygiſche Jünglinge, Tottes und Onnes, mit den in einer Ciſte verborgenen Kabirenheiligthümern, deren gläubige Aufnahme das Volk rettet; *Nicol. Dam.* Hist. Gr. fr. III, 388, 54. 38) So in der Inſchrift des Methapos *Paus.* IV, 1, 7 *ἥγνισα δ' Ἑρμείαο δόμους [σεμνῆς] τε κέλευθα [Δά]ματρος καὶ πρωτογόνου Κούρας*; in der Myſterieninſchrift Z. 33 *θυσάντω τᾷ μὲν Δάματρι σῦν ἐπίτοκα, Ἑρμᾶνι κριόν κτλ.*, ähnlich Z. 70. — Auf willkürlicher Interpretation beruhen die amphiſſäiſchen Kabiren: Lobeck p. 1233. 39) Vergl. Müller, Etrusker II, 70 fg. ed. Deecke. 40) Selbſt Duncker, Geſch. V[5], 52 hält die thebiſchen Kabiren für die „acht großen Götter der Phöniker": Movers I, 528. 161. 41) Von den zahlreichen in Mythus und Cult hervortretenden Erweiterungen der Kabirenreligion (Dioskuren, Hephäſt, Rhea) ſind wohl zu unterſcheiden die Speculationen und Interpretationen der Theologen, die hier beſondees viel Verwirrung angerichtet haben. Wenn in der Tradition auch heroiſche und dämoniſche Weſen Kabiren genannt werden, ſo ſind das theils unverſtandene Phaſen der alten Gottheiten (Eurymedon, Jaſos, Kadmos), theils deren mythiſche, nach bekanntem Sprachgebrauch (wie die Bacchen, Kybeken: Neuhäuſer S. 112) mit gleichem Namen belegte Verehrer (die thebiſchen *Κάβειροι*, die Korybanten u. a.).

Digitized by Google

Sitz für zwei Perſonen. Die Laſt deſſelben liegt in der Mitte auf der durchgehenden eiſernen Achſe. Das Kabriolet ſtammt aus Frankreich, wo es früher namentlich in Paris als Miethfuhrwerk — Fiacre — gebräuchlich war. In Deutſchland iſt es lediglich herrſchaftliches Fuhrwerk. (*William Löbe.*)

KABUL heißt der größte, etwa 65 geogr. Meilen lange Nebenfluß des Indus von der rechten Seite. Derſelbe entſpringt mit dem einen Quellfluſſe wahrſcheinlich bei Sar-i-Chasmah, in 34° 21′ nördl. Breite und 86° öſtl. Länge, nahe nördlich von Ghazni, in etwa 2560 m oder 7880 par. Fuß Höhe, beim Schuridana-Paſſe, und fließt nach Nord-Oſt als ein überall durchfurtbarer Strom. Sein Weg führt zunächſt, nach 13 geogr. Meilen Laufes, zur Stadt Kabul und wendet ſich unterhalb derſelben nach Oſt-Süd-Oſt, wo er ſüdlich an den Gebirgen der Kafirländer hinfließt, bei Kabul in 1950 m Höhe. Bei Gändamak ſind 1300 m Höhe, 20 km ſüdlich vom Fluſſe, am Nordfuße des Säfid-Kuh; und 5 km öſtlicher hat der Fluß bei Dſchellálabad 584 m Höhe, ſodaß eine Stufe von 1300 m Höhe plötzlich öſtlicher in ein Land von ganz anderer Natur führt. Bei Atak (Attok), wo der Kabul in den Indus mündet, hat er 272 m Höhe, ſodaß derſelbe im Ganzen auf jede Meile über 28 m fällt. Oberhalb Peſcháwars umfließt er die Khäybar-Berge auf deren Nordſeite. 20 km öſtlich von Kabul nimmt er rechts den Logar auf, der ihn zu einem reißenden Gewäſſer macht; und weiter öſtlich zahlreiche Gebirgsſtröme, welche ihm vom Säfid-Kuh oder Spin-Gar (beides heißt „Weißes Gebirge") zufließen. 8,7 geogr. Meilen unterhalb Kabuls mündet links der vom 4030 m hohen Khawak-Paſſe im Hindu-Kuſch herabkommende Pandſchihr, zu welchem von Süd-Weſten her der etwa vom Irak-Paſſe deſſelben Gebirges kommende Gorband (der alte Gobryas) tritt. Nun folgen links aus Kafiriſtân der Tagao, der Aliſchang und der im Lande als der eigentliche Hauptſtrom geltende, gegen 70 geogr. Meilen lange Kunar oder Beilam oder Kaſchkar-Fluß (der Choaſpes oder Coas der Alten); er entſpringt aus dem Gattiboi-See an der Südgrenze von Wachân und durchfließt als Yarkhun oder Maſtudſch-Strom das Land Tſchitral.

Bei Miſchni tritt der Kabul in das Peſchawar-Thal und theilt ſich in einen nördlichen Arm, Aduzai genannt, und in einen ſüdlichen, den Naguman. Der erſtere empfängt hier im Lande der Jaſoffzai links, in drei Armen, den das Land Swat durchſtrömenden Swat (den Soaſtus der Alten), welcher wiederum rechts den Pandſchkora (Guraeus) aufnimmt; er heißt Landai-Sin, d. h. Kleiner Fluß, im Gegenſatze zu dem öſtlichen von Norden herabkommenden Großen Sin oder Indus. Der Naguman theilt ſich bei Muki wiederum in verſchiedene Arme, welche ſich bei Zakhi wieder vereinigen, wo er auch von Süden her den Bara aufnimmt; und dann vereinigen ſich bei Duobaudi beide Arme. Darauf fließt er nach Oſt-Süd-Oſt und mündet bei Atak in den Indus. Von der Quelle bis Dſchellálabad hat der Strom Werth für die Bewäſſerung; von da an aber gewährt er den Holz-Flößen und ſolchen mit aufgeblaſenen Fellen ſichere und ſchnelle Fahrt. Von Duobandi bis Atak iſt der Strom fahrbar für Boote von 40 bis 50 Tons. Ein wenig oberhalb Dſchellálabads iſt er auf der Straße nach Lughman in der trockenen Jahreszeit zu durchfurten, und beim Dorfe Kutz, am rechten Ufer, befinden ſich Fähren. Gegenüber von Dſchellálabad iſt eine im April ſchwierige Furt, und dann folgen bis Duobandi die Fähren von Goſchta, Lalpura, Abchana, Daka, Prang (Aduzai-Arm), Chalil-Banda (Naguman-Arm). Die Fähren unterhalb Duobandis ſind: 1) Nigata nach Chalil-Banda, 2—6 Boote; dies iſt die Hauptfähre zwiſchen Peſcháwar und Jaſoffzai durch Haſchtnagar. 2) Dehri Zardad nach Schah Alam, 2 Boote; wenig im Gebrauche. 3) Chaiſchki nach Pirpai und Zakhel, 2 Boote, ebenſo. 4) Neu- nach Alt-Naoſchara, die größte für die Verbindung mit Jaſoffzai, bei heißem Wetter 6—8 Boote; bei kaltem Wetter, auch bisweilen das ganze Jahr, beſteht eine Schiffbrücke unterhalb der Fähre. 5) Miſribandah nach Akora, 2 Boote; die beliebteſte zwiſchen dem Oſttheil der Jaſoffzai-Ebene und den Chataks. 6) Jahangira nach Schaidoh, 2 Boote; es können auch 8 oder 12 von Atak beſorgt werden. — Der Kabul heißt in den indiſchen Veden, alſo vielleicht 1800 Jahre a. Chr., Kubha, und ſo auch noch zu Alexander's Zeit; die griechiſche Transſcription iſt Kophes oder Kophen. (Nach Hunter.) (*G. A. v. Klöden.*)

KABUL, die Ortoſpana der Schriftſteller aus Alexander's d. Gr. Zeit, identiſch mit des Ptolemäus Cabura (im Perſiſchen noch jetzt Kaabur), iſt die Hauptſtadt des Reiches Afghaniſtan und liegt, mit Ausnahme der Vorſtädte, rechts am Kabul, 2 km oberhalb der Einmündung des Logar, zwiſchen dem Safid-Kuh und dem Paghmân-Gebirge, in 34° 30′ nördl. Breite und 86° 44′ öſtl. Länge und in 1950 m Höhe (faſt in der Höhe des St.-Gotthardt-Hospitals), alſo mit langen und ſtrengen Wintern; es liegt 395 km von Atak, 304 km von Peſcháwar, 509 km im Nord-Oſten von Kandahar, 366 km von Khilat-i-Ghilzai, 141 km von Ghazni, 165 km von Dſchellálabad, 565 km im Südoſten von Balkh, 800 km öſtlich von Herat. Man ſchätzt die Zahl der Häuſer auf 9000, die der Einwohner auf gegen 60000. Es liegt höchſt maleriſch am Weſt-Ende einer weiten Ebene, im Winkel an der Vereinigung der Höhenzüge Koh-Tacht-Schah und Koh-Kodſcha-Safar, in gutbewäſſerter, fruchtbarer, von ſchönen Gärten mit Ahorn- und Maulbeerbäumen, Cypreſſen, Roſen und Jasmin erfüllter Landſchaft. Sein Umfang mag faſt 5 km betragen, aber eine Ringmauer iſt nicht vorhanden, obwol man Spuren alter Wälle ſieht. Von den ehemaligen ſieben Thoren ſtehen nur noch zwei. Am Süd- und Süd-Oſt-Ende bildet die Citadelle Bala-Hiſſar gewiſſermaßen eine beſondere kleine Stadt, die von baſtionirten Mauern umgeben iſt, und innerhalb deren die Wohnung des Herrſchers ſteht. Dieſe Feſtung iſt an ſich und durch die Werke recht anſehnlich, wird aber von Höhen in der Umgebung beherrſcht; ſie umſchließt das feſte Schloß, das Palais des Herrſchers, die Adminiſtrations-Gebäude, ausgedehnte Gärten und etwa tauſend Häuſer nebſt einem

Bazar. Die eigentliche Stadt beſteht aus der Altſtadt, deren Häuſer elende Bauwerke ſind, und in ausgedehnten und volkreichen Vorſtädten neuerer Entſtehung. Eine derſelben, Tſchandol genannt, wird von den Nachkommen der türkiſchen und perſiſchen Anſiedler bewohnt, welche Nadir-Schah hierher verſetzt hat, und welche als Kiſilbaſchen, d. h. Rothmützen, bekannt ſind; man ſchätzt deren Zahl auf 10—12000. Die Stadt zerfällt in Mehallas oder Viertel und dieſe wieder in Kutſchas, deren jedes umſchloſſen und mit Thoren verſehen iſt, die bei Unruhen geſchloſſen werden. Die Straßen ſind echt aſiatiſch, d. h. eng und düſter, aber gepflaſtert. Merkwürdige Gebäude ſind nicht vorhanden; der Bazar von Ali Murdân, der Stolz der Bewohner, iſt 1842 zur Strafe durch die Engländer mit Pulver geſprengt worden, aber wiederhergeſtellt. Dieſer Tſchar-Tſchata genannte Bazar, der weſtliche Theil des Darwâzi-Lahori-Bazars, beſteht aus vier bedeckten Säulenhallen, jede 46 m lang, 15 m breit und 12,2 m hoch, und war ehemals mit Gemälden verziert. Im ſüdlichen Theile der Stadt zieht ſich der 1,2 km lange Shor-Bazar vom Bala-Hiſſar nach Weſten. Die Stadt beſitzt nur ein Colleg, aber 14 oder 15 Sarais oder Karawanſerais und zahlreiche Hammans oder öffentliche Bäder, welche aber unſauber und infolge ſchlechten Brennmaterials ſtinkend ſind. Ueber den Fluß führt, gerade auf den Haupt-Bazar hin, die Pul-Kiſchti, d. h. Ziegelbrücke, die nicht unbedeutend, aber ſchlecht erhalten iſt; weſtlicher, wo der Fluß zwiſchen zwei Bergen die Stadt betritt, liegt die befeſtigte Brücke des Sirdâr Jahan Chan, auch wol die Brücke Naſir Chan's genannt. Weiterhin und außerhalb der Stadt liegt eine andere feſte Brücke, deren Erbauung Baber zugeſchrieben wird; ſie verbindet Bala-Hiſſar mit den königlichen Gärten, iſt aber ſehr verfallen. Eine vierte feſte Brücke liegt in der Nähe und läuft auf Baber's Grab zu. Nahe öſtlich der erſteren befindet ſich die Pul-Nâwa, ein hölzerner Steig, der auf ausgehöhlten Baumſtämmen liegt.

Das geſammte äußere Geſchäftsleben concentrirt ſich in den von Menſchen wimmelnden, ſchattigen Bazars, aber die Induſtrie iſt von geringer Bedeutung; Kabul fabricirt nichts, was nicht anderswo beſſer hergeſtellt würde. Von Bedeutung als Handelsplätze ſind außerdem nur noch Ghazni, Bamijan, Tſcharikar, Logar und Dſchellâlabad. — Kabul iſt mit gutem Waſſer reichlich verſehen; das des Fluſſes iſt ſchön klar, wird aber in der Stadt und unterhalb derſelben wegen der zahlreichen Verunreinigungen nicht getrunken; deshalb führen Seitenkanäle von oberhalb um die Stadt, wie auch vom Logar her. Brunnen ſind in der Stadt äußerſt zahlreich, ihr Waſſer iſt aber nicht beliebt. Die Sümpfe im Norden der Stadt ſind nicht günſtig und veranlaſſen im Herbſt Fieber; indeſſen kann die Stadt nicht ungeſund genannt werden. Sie hat herrliche Luft und fruchtbare, köſtliche Umgebung. Das Thermometer ſtand 1839 um 4 Uhr Morgens und 3 Uhr Nachmittags:

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| zu Ende Auguſt | auf | 7,8 | bis | 23,3 — 22,2 | bis | 35°,56 | C. |
| im September | „ | 10 | „ | 17,8 — 21,1 | „ | 32,2 | „ |
| 1. bis 14. October | „ | —1,1 | „ | 13,3 — 17,8 | „ | 33,3 | „ |

Der Ort iſt durch ſeine von Baber geprieſene Lage zu allen Zeiten für den Tranſithandel von Bedeutung geweſen, weil hier hindurch die Straße von Weſten nach Indien und die von Norden nach Kandahar führt. Zahlreiche Armenier und Juden haben einen Theil des Handels in Händen. Namentlich hat Kabul den größten Pferdemarkt des Landes.

Die Stadt wird zuerſt bei Alexander's Zuge (als Ortoſpana) erwähnt. Strabo nennt ſie das baktriſche Trivium, wahrſcheinlich weil hier die Straßen von Alexandria am Kaukaſus von Norden her, die von Bamijan von Weſten und die von Alexandria der Arier (Herat) zuſammentreffen. Die Lage der alten Stadt war vermuthlich eine etwas öſtlichere, an einer jetzt Begrâm genannten Stelle. Eine andere Begrâm genannte Stelle liegt 56 km nördlich von Kabul, wo Maſſon eine Fülle von Münzen und Alterthümern ausgegraben hat, und die er für die Nekropole der Alexandria ad Caucasum hält; eine dritte Begrâm genannte Stelle liegt 3 km weſtlich von Dſchellâlabad, wo des Ptolemäus Dionyſopolis ſtand; und eine vierte weſtlich von Peſchâwar, an der Stelle des alten Puruſchapura. — Zu Ende des 15. Jahrh. ſchlug Baber ſeinen Herrſcherſitz in Kabul auf; eine Viertelſtunde von der Stadt entfernt befindet ſich ſein Grab. Seit Ende des 18. Jahrh., als Timur Schah den Sitz der Durrani-Häuptlinge hierher verlegte, iſt Kabul ſtatt des früheren Kandahar die Hauptſtadt von Afghaniſtan, und ſpielte als ſolche eine wichtige Rolle in den britiſch-afghaniſchen Kriegen. Am 7. Auguſt 1839 betrat Schah Schuja, der verbannte Sohn des Timur Schah, von der britiſchen Armee begleitet, als Emîr die Stadt. Dieſes und das folgende Jahr blieben die Truppen unbehindert in Kabul. Aber am 2. Nov. 1841 brach eine Rebellion der Bewohner und afghaniſchen Soldaten gegen den Schah aus, und dieſer wurde ermordet. Am 21. Dec. wurde der engl. Reſident Sir William Mac Naghten von Akbar Chan verrätheriſcherweiſe erſchoſſen, als man wegen Zurückziehung der Truppen unterhandelte. Am 6. Jan. zogen dieſe unter feierlich gegebener Garantie des Schutzes ab, 4500 Soldaten mit einem Gefolge von 12000 Seelen. Von allen erreichte nur Dr. Brydon Dſchellâlabad, und ſpäter wurden 95 Gefangene von den Afghanen herausgegeben. Am 15. Sept. 1842 kam General Pollock mit der Revanche-Armee in Kabul an, nahm ohne Widerſtand die Citadelle Bala-Hiſſar, und die Briten blieben bis zum 12. October, wo die Stadt entleert ward; zuvor aber wurde der Pracht-Bazar in die Luft geſprengt. — Nach dem Vertrage von Gandâmak im Mai 1879 wurde ein Brite als Reſident in Kabul ſtationirt; dies war Major Cavagnari (ſpäter Sir Louis), der vom Emir Yakub Chan ſcheinbar freundlich bewillkommnet wurde; aber die Fanatiker erhoben wieder ihr Haupt, vielleicht von irgend einer Seite angetrieben, und griffen am 3. Sept. 1879 durch Volksmaſſen und Truppen die britiſche Reſidenz an, und nach tapferer Gegenwehr fiel der Reſident nebſt ſeiner Eskorte. Im October ſchon marſchirte General Roberts den Kuram aufwärts und belagerte Kabul.

Digitized by Google

Citadelle und Palaſt wurden zum Theil geſchleift; der Emir Yakub, des Einverſtändniſſes verdächtig, ward entſetzt und als Staatsgefangener nach Indien geſchickt; die Stadt aber blieb ein Jahr lang in britiſcher Occupation. Ein neuer Emir, Abdur Rahman Chân, wurde eingeſetzt, und die Truppen verließen nach Vollzug der Strafe, im Auguſt 1880, die Stadt. (*G. A. v. Klöden.*)

KABULISTÂN, d. h. Kabul-Land, iſt der vom Kabul durchſtrömte Theil von Afghaniſtan, in welchem die Hauptſtadt liegt. Streng genommen iſt darunter nur zu verſtehen der Bereich weſtlich von dem in 584 m Höhe gelegenen Dſchellâlâbâd bis zum Hindu-Kuſch und bis Bamiſân und nach Süden bis an die Grenze der Provinz Ghazni gegen Kandahar. Ein alter Name dieſes Bereiches iſt auch Zabuleſtân oder Zabelſtân. — Der Haupttheil iſt natürlich die fruchtbare Ebene im Norden und Nord-Oſten von Kabul. Im Norden und Weſten der Kabul-Ebene bildet das 30 geogr. Meilen lange Längenthal Parwan, Pandſchihir, Gorban, das ſogenannte Kohiſtân, d. h. Gebirgsland, das von räuberiſchen Tadſchik-Anſiedlern bewohnt wird. Gorband iſt unendlich reich an den mannichfaltigſten Blumen und Sträuchern; Parwan iſt ein enges, gewundenes Felſenthal mit Burgen an den Abhängen, in welchem man viele Maulbeerbäume zieht; und ähnlich iſt Pandſchihir. Die flachere Gegend, wo ſich die drei Ströme dieſer Thäler vereinigen, iſt das Kôh-i-damân, d. h. der Saum der Berge. In der öſtlichen Ecke, am Pandſchihir, liegt das berühmte Reig-Rawân, Höhen aus loſem Wüſtenſande, die eine Muſik hören laſſen wie der tönende Sand am Sinai. Dieſes Koh-i-damân mißt 50 und 11 km. Das von Dörfern und Burgen erfüllte Gebiet iſt überaus fruchtbar; aber die Bewohner ſind auch hier äußerſt unruhige Tadſchiks. Der nordweſtliche Theil, die Ebene von Begrâm, iſt von unübertrefflicher landſchaftlicher Schönheit. Hauptort iſt Tſcharikar; reizend gelegen iſt das terraſſenförmige Iſtalif. Es iſt kaum zu bezweifeln, daß hier das Alexandria ad Caucasum (bei Opiân, nahe bei Begrâm) gelegen habe. — Die mittlere Temperatur von Kabuliſtân ſcheint 27° C. zu ſein, aber es kommen auch 17 und 33° C. vor. In den Bergen fällt ſchon im September Schnee; mit den Regen im Mai tritt ein zauberiſcher Wechſel ein. Der Auguſt bringt übergroße Hitze. Das im Süden des Kabulfluſſes von Weſten nach Oſten ziehende, 25 geogr. Meilen lange Gebirge Safîd-Kuh ſcheidet im Winter das im Weſten gelegene Schneeland von dem öſtlich gelegenen indiſchen Regenlande. Sein 4830 m hoher Schneegipfel Sikaram iſt einer der Berge, wo die Arche Noah ſtehen geblieben ſein ſoll. Ueber das Gebirge führt der 2440 m hohe Paiwar- und der 3414 m hohe Schuturgardan-Paß.

(*G. A. v. Klöden.*)

KABYLEN, eigentlich K'baïl, d. h. Verbündete (Plural des arab. Wortes k'bila, Bund, Vereinigung), heißen die Berbern in Algerien im allgemeinen, vorzugsweiſe aber die im Küſtengebirge hauſenden Stämme derſelben, während ihre Stammgenoſſen im inneren Gebirge Aures unter dem Namen Schauja (Chaouia), d. h. Hirten, in den ſüdl. Oaſen Wadi-R'ir, Temaſin, Wargla u. ſ. w. unter dem Namen der Beni-Mezab oder Mezabiten, in der Wüſte Sahara als Tuareg oder Imoſcharh, in Marokko als Amazirghen, Schilluh, Rifpiraten u. ſ. w. bekannt ſind. In Algerien dürfte ihre Kopfzahl zwar nur etwa 500,000 betragen; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß gerade ihnen in Nordafrika die Zukunft gehört und die europäiſche Koloniſation vor allem dieſen bisher vernachläſſigten berberiſchen Theil der Bevölkerung zu gewinnen trachten muß, indem ſie ihn wieder in die Herrſchaft über die Ebene, ſein urſprüngliches Beſitzthum, einſetzt. So ausgedehnt aber auch der Verbreitungsbezirk des merkwürdigen Volks iſt, nennt man Kabylenland oder Kabylien doch nur den meiſt ſehr hohen, mit Felsſpitzen beſetzten öſtl. Theil der Küſtengebirgszone vom Wed-Sahel, an deſſen Mündung Bugia liegt, bis zur Mündung des Wed-Sebaou, und unterſcheidet hier wieder Großkabylien (la Grande-Kabylie) oder den weſtlichen, faſt ganz zur Provinz Algier gehörigen Theil, welcher vom Wed-Iſſer bis zur Mündung des Wed-Sahel reicht, und Kleinkabylien (la Petite-Kabylie), den öſtl. Theil, in der Provinz Konſtantine mit dem 1961 m hohen Großen Babor. Großkabylien, ein großartiges, faſt alpines Bergrevier, ausgezeichnet durch Waſſerreichthum, üppige Vegetation, dichte Bevölkerung und guten Anbau, zählt 75 Bewohner auf den Quadratkilometer und wird durch den Hauptgrat des Dſcherdſchera, des wichtigſten Theils des telliſchen Atlas, im Lella-Khedidſcha 2308 m hoch, in zwei Hälften getheilt. Kabylien hatte lange ſeine alte Unabhängigkeit faſt gänzlich bewahrt. Die planmäßigen Expeditionen der Franzoſen begannen zwar ſchon 1842 unter Marſchall Bugeaud, aber erſt mit der im Mai 1857 unter Randon erfolgten Unterwerfung des nördl. Theils von Großkabylien ſah man die ſämmtlichen Stämme der Kabylen als völlig unterworfen an.

Zur kaukaſiſchen Raſſe gehörig, ſind die Kabylen im allgemeinen mittlerer Statur, mager, dabei von ſtarkem Knochenbau. Sie haben wenig Bart und die Haare ſind bei den meiſten ſchwarz, ebenſo das lebhafte, ſtechende Auge von wildem Ausdruck. Ihre ſonnverbrannte Haut ſpielt vom Dunkelbraun ins Schmuziggelbe. Der Kopf iſt ziemlich rund und ähnelt, wie die Geſichtsbildung, nicht den orientaliſchen, ſondern eher den mitteleuropäiſchen Völkern. Sie haben feſte Wohnſitze, treiben weniger Viehzucht als Spatenwirthſchaft, Oliven- und Obſtcultur und bebauen die Thäler und Bergabhänge mit großer Sorgfalt. Ihre Induſtrie beſteht in Fertigung von Ackergeräthen, Meſſern, Waffen, Schießpulver, Haïks und Burnuſſen, Teppichen, Leder, geflochtenen Matten, Holz- und groben Töpferwaaren. Faſt alle Stämme haben Waſſermühlen und Oelpreſſen zur Verwerthung der Früchte der das ganze Gebirge bedeckenden Olivenwälder. Der Honig und das Wachs des Landes ſind vortrefflich. Charakteriſtiſch iſt ihr Handelsgeiſt und ihre Liebe zum Gelderwerb. Die Blutrache gilt ihnen als Ehrengeſetz und kann nicht durch Geld abgekauft werden. Dagegen beſteht in dem Anaya (Sicherheitspaß, Geleitsbrief) eine ſehr wohlthätige Ein-



Digitized by Google

richtung, welche in einem Lande und bei einem Volke, das unaufhörlich von Fehden beunruhigt wird, und wo es für die Reiſenden keine Sicherheit gab, nicht genug geprieſen werden kann. Der Anaya wird durch irgend einen Gegenſtand repräſentirt, den ein Kabyle dem anderen gibt; eher wird der Empfänger Frau, Kinder und Haus verlaſſen, als ſich dieſes Geſchenks entäußern. Ein unter den Schutz des Anaya geſtellter Reiſender iſt vollkommen ſicher, und über einen Stamm, welcher ſich etwa eine Verletzung deſſelben zu Schulden kommen ließe, würden flugs alle anderen herfallen, um ihn auszurotten. Die Wirkſamkeit des Anaya reicht, je nach dem Einfluſſe deſſen, von dem er ertheilt worden iſt, mehr oder weniger weit; kommt er von einem Marabut (Prieſter), dann iſt er gut zur Reiſe durch ganz Kabylien, und der Inhaber zeigt ihn allemal bei den Marabuts der verſchiedenen Stämme vor, durch deren Gebiet er kommt. Prügel- und Todesſtrafe, Sklaverei an Volksgenoſſen ſind ihnen unbekannt; für alle gilt Gleichheit der Strafe, ohne Rückſicht auf den Stand. Gaſtfreundſchaft wird gegen jedermann, ohne Unterſchied der Nationalität und der Religion, geübt. Die Geſammtheit einer Familiengruppe (Sippe, Clan) wird als Charuba bezeichnet. Jede Charuba, aus welcher die Dehera (Ortſchaft) beſteht, erwählt aus der Mitte ihrer Angehörigen einen Dhaman. Dieſer iſt ihr Vertreter, Sachwalter, Fürſprecher im Gemeinderathe, und ihr verantwortlicher Stellvertreter und Bürge. Letzteres iſt die eigentliche Bedeutung des Wortes. Jeder Kabyle, der einem anderen eine Summe darleiht, verlangt, daß der Schuldner ihm zwei Dhamans, Bürgen, ſtelle.

Eine aus mehreren Deheras beſtehende Dorfgruppe wird als Arch bezeichnet. Jedes Dorf hat einen Amin, Vorſteher, Schulzen, welcher der Reihe nach aus jeder Charuba gewählt wird. Er ſorgt für die Vollziehung der ſchriftlichen Geſetze, deren Geſammtheit den Kanun bildet. Der Amin darf keine Entſcheidung ausſprechen und keine Strafe oder Geldbuße zuerkennen ohne Beirath ſeiner Beigeordneten, der Dhamans. Dieſes Tribunal wählt einen Schriftführer, Chodſcha, welcher das Protokoll aufnimmt, und überhaupt den Verkehr mit den franzöſiſchen Behörden beſorgt. Seine Beſoldung beſteht in Naturalabgaben, z. B. Feigen, Oliven u. ſ. w. Der Oberſte des Stammes, Amin-el-umena, wird von der franz. Behörde ernannt; er muß die Ordnung aufrecht erhalten, darf ſich aber nicht in die Angelegenheiten der Dorfgemeinde miſchen, die ſich ſelbſt regiert und verwaltet, gemäß den Beſtimmungen ihres Kanun.

Die Gemeindekaſſe wird in der Dſchama (Moſchee) aufbewahrt und vom Ukil (Geſchäftsmann) verwaltet; in dieſelbe fließen die Geldbußen und die Abgaben, welche bei Geburten, Verheirathungen und Sterbefällen zu entrichten ſind.

Als die Franzoſen in Algerien nach dem Muſter der brit.-oſtind. Sepoys eine inländiſche Truppe gründeten, gaben ſie derſelben den Namen der kriegeriſchen Suawah, woraus das Wort Zuave (ſ. d.) entſtanden iſt. Vgl. *Hanoteau* und *Letourneux*, «La Kabylie et les coutumes kabyles» (2 Bde., Par. 1873). *Ch. Thierry Mieg*, Six semaines en Afrique, Paris 1861.

*(Richard Oberländer.)*

KABYLEN (ſprachlich). Die Kabylen reden einen grammatiſch reinen, lexikaliſch aber mit vielen zumeiſt arabiſchen Lehnwörtern gemiſchten Dialekt der Berberſprache. Sie beſitzen weder eine eigene Schrift, wie die ihnen verwandten Tuareg, noch eine eigentliche Literatur und bedienen ſich, wo nöthig, zu Aufzeichnungen in ihrer Sprache der arabiſchen Buchſtaben. Das Lautweſen der Sprache iſt anſcheinend nicht nur mundartlich, ſondern auch individuell ſchwankend, die Articulation oft unſicher, die Zahl der unterſcheidbaren Laute aber jedenfalls groß. Vocale: a, e, i, o, u, zum Theil mit Trübungen; Conſonanten: k, kh (χ), h, h' (arab. ح) k' (ق) g, r' (غ), ng; t, th (ث) d, d' (ذ) t' (ط), dh (ض), n; f, b, m; ç (ص), tsch, dsch, ts, dz, s, z (= weich s), sch, ž, ñ; l, r, y, w. Die Wohllauts-(Sandhi-)Geſetze beſchränken ſich faſt ganz auf den Conſonantismus. — Gleich ſeinen Schweſterdialekten verfügt das Kabyliſche über einen Formenapparat, der in ſeiner Mannichfaltigkeit an den ſemitiſchen gemahnt; es hat Vocalwandel und Conſonantenverdoppelung im Wortſtamme und überdies Prä- und Suffixe. Es beſitzt zwei Genera, Masculinum und Femininum, letzteres in den meiſten Fällen auch das ſächliche Geſchlecht vertretend, und zwei Numeri, Singular und Plural. Das Genus findet auch in den Fürwörtern der 2. und 3. Perſon und in den Verbalformen für die 2. pers. pl. und die 3. pers. sing. und pl. Ausdruck. Die Formen für Geſchlecht und Zahl ſind mannichfaltig, z. B. ul, Herz: ulaun, Herzen; ikerri, Schaf: akraren; akli, Neger: aklan; amschisch, Katze: imschasch; igider, Adler: igudar. Das Femininum der Subſtantiva wird meiſt mittels vor- und nachgefügten th abgeleitet: igider, Adler: thigiderth, weiblicher Adler; im Plural wird lediglich th dem Plural des Masculinums vorgefügt: igudar, die männlichen Adler: thigudar, die weiblichen Adler, — oder es finden Wechſel des Inlautes und Suffixe Anwendung. — Eine eigene Caſusform findet ſich nur bei Subſtantiven, welche mit a anlauten. Wenn dieſe als Subject hinter dem Verbum ſtehen oder eine der Caſuspartikeln b (Genitiv), i (Dativ) oder seg (Ablativ) vor ſich haben, ſo verwandelt ſich ihr Anlaut in u oder ua. Der Genitiv wird ſonſt noch, je nach dem betreffenden Subſtantivum oder Pronomen, durch die Hülfswörter g, en, ne, in, n, a ausgedrückt; der Accuſativ ergibt ſich aus der Wortſtellung. — Die perſönlichen Fürwörter erſcheinen in drei Formen: einer ſelbſtſtändigen und zwei affigirten, je nachdem ſie als Poſſeſſive einem Subſtantivum oder als Objecte einem Verbum nachgefügt werden. Dazu kommen die ſubjectiven Pronominalſuffixe und Präfixe der Verbalconjugation. Letztere iſt bei aller Mannichfaltigkeit in den Formbildungen doch arm; der Wortſtamm vertritt den Imperativ, das conjugirte Wort iſt zeitlos (Aoriſt), ein ihm vorgefügtes ad', at bildet das Futurum. Sonſtige Tempora und Modi

Digitized by Google

ſowie das Paſſivum fehlen; dagegen iſt kein Mangel an Mitteln zur Bildung abgeleiteter Verba. Die Syntax iſt einfach: das Prädicat kann ſowol hinter als vor dem Subjecte ſtehen, das Attribut ſteht nach, und das Object folgt auf das regierende Verbum. Satzverbindungen ſind durch Relativwörter darſtellbar, aber wenig gebräuchlich, — bloße Aneinanderreihung bildet die Regel. Ein Verbum ſubſtantivum und einige copulative Partikeln dienen zum Ausdruck der Modalität. Hülfsmittel: *A. Hanoteau*, Essai de grammaire Kabyle. Constantine 1858. 8. (*J. H. Delaporte*), Dictionnaire français-berbère. Paris 1844. 4. *Creuzat*, Essai de dictionnaire français-kabyle (Zouaoua). Alger 1873. 12. (*G. von der Gabelentz.*)

**KACHELN**, aus gebranntem Thon dargeſtellte, vierkantige, weiß, grün, braun u. ſ. w. gefärbte Platten, mit denen der Hauptkörper der thönernen Oefen (*Kachelöfen*) hergeſtellt wird. Auf der Vorderſeite ſind ſie entweder eben oder gerade und heißen dann *Platt-* oder *Tafelkacheln*, welche die größten Seitenflächen des Ofens bilden, oder ſie ſind mit Vertiefungen (*Roſtkacheln*) oder mit Reliefs verſehen. Außerdem unterſcheidet man *Eck-*, *Fries-* und *Geſimskacheln*, welche den oberen und unteren Rand des Ofens bilden. Zur Abwechſelung werden zwiſchen letzteren Kacheln ſchmale *Leiſtenkacheln* angebracht. Die Kacheln ſind auf der Vorderſeite theils glaſirt, theils unglaſirt. Erſtere nennt man *Schmelz-* oder *Glanz-*, letztere *Biscuitkacheln*. Die auf der inneren Seite glaſirten werden *matte Kacheln* genannt; dieſelben werden zu den mehr Ruß anſetzenden Zugöfen verwendet, weil ſich der Ruß von glaſirten Kacheln leichter abkehren läßt. An der Rückſeite haben die Kacheln einen erhöhten Rand mit Wulſt, den ſogenannten Hals oder Rumpf. In die dadurch gebildete Vertiefung wird Lehm gedrückt, oder es werden Eiſenklammern oder Drähte zur Verbindung der einzelnen Kacheln eingelegt. In der Herſtellung farbigglaſirter und reich mit Ornamenten und Figuren verzierter Kacheln war das Mittelalter weit vorgeſchritten; ſpäter gab man den weißglaſirten Kacheln den Vorzug, während man in neueſter Zeit, namentlich in Villen, häufig wieder farbige, reich mit Reliefs verſehene Kacheln verwendet.

(*William Löbe.*)

**KACHETIEN** oder bei den Eingeborenen Kisiqui, eine Landſchaft in dem Sakawkasky Krai (Transkaukaſiſcher Gegend) des aſiatiſchen Rußlands. Unter dieſem Namen verſtand man die zur Provinz Georgien gehörige Gegend, welche den öſtlichen Theil des jetzigen Gouvernements Tiflis und zwar die Kreiſe Sakatalsk, Signach, Telaw und einen Theil des Kreiſes von Eliſawetpol bildet. Kachetien wurde von den Orientalen „Gurdiſchan" (vom Fluſſe Kur) genannt. Die Ruſſen verdrehten dieſen Namen in Gruſija, die Weſteuropäer nannten es Georgien, weil die Einwohner gute Ackerbauer waren; die Armenier nennen es Wraſtan oder Uraſtan. Nach der Meinung einiger Gelehrten ſoll der Name Kachetien perſiſchen Urſprungs ſein und „Goldenes Blatt" bedeuten, vom perſiſchen Kahet, d. h. Firman, den die nach Georgien Reiſenden von dem perſiſchen Schah erhielten. Doch iſt dieſe Ableitung unſtreitig irrthümlich. Den weſtlichen Theil dieſer Provinz oder des alten Königsreichs Georgien nennen die Einwohner Karthweli, die Ruſſen und andere Europäer Kartalinien. Die Einwohner, größtentheils Gruſinier, werden eingetheilt in 1) Adel, 2) Geiſtlichkeit, 3) Familien der niederen Stände, wozu die Kaufleute, Handwerker und Ackerbauer gehören. Eine Ausnahmeſtellung nehmen die deutſchen Coloniſten in Marienfeld und Peterhof ein. — *Kirchenleute* ſind die Bauern, welche durch die gruſiniſchen Zaren den Kirchen und Klöſtern zugeſchrieben ſind. Ihre Zahl beläuft ſich auf c. 10000 Seelen. Sie beſitzen die beſten und ausgedehnteſten Ländereien in Kartalinien und Kachetien.

Der Kreis von Signach, eingeſchloſſen vom Kur-Fluſſe und vom kaukaſiſchen Gebirgsrücken, beginnt von den Ufern des Kur und iſt eine wellenförmige, von Hügeln durchzogene Fläche. Der Boden wird in Hinſicht der Fruchtbarkeit in den oberen und niederen eingetheilt. Der letztere hat nach den äußeren Zeichen eine größere Tragbarkeit. Starke Hitze im Sommer und ſehr mäßige Kälte im Winter machen ihn geſchickt, alle Erzeugniſſe warmer Länder hervorzubringen, allein im allgemeinen iſt der Boden zu trocken, ſodaß er im gegenwärtigen Zuſtande faſt nur Korn hervorbringt. In den niedrigen Gegenden, beſonders um Alaſan, die auch durch Canäle bewäſſert werden, iſt die Fruchtbarkeit größer; jedoch gibt es auch ganz wüſte und unbewohnte Gegenden in dieſem Kreiſe. Die Abhänge der Berge werden vom Vieh beweidet. Andere Gegenden ſind ſumpfig, namentlich die Gegend von Zimachara am Fuße der Gebirge und im Diſtrikte Dampala am Laufe der Jora. Die Ebene von Schiran hat einen ſehr guten Boden, aber die große Hitze macht ſie auch ſehr unfruchtbar, ſodaß ſie ſelbſt nur in geringer Menge von Rindern beweidet werden kann. Das Klima iſt im Sommer ſehr heiß, im Winter ſteigt die Kälte zuweilen bis auf 15° R. Heftige Winde und ſtarke Nebel und Regenſchauer wechſeln miteinander ab und machen das Klima von Signach beſonders im Februar, März und April unangenehm. Im Sommer iſt wegen der großen Hitze der Auguſt und September die beſchwerlichſte und für die Geſundheit gefährlichſte Zeit. Gewäſſer ſind hier nur die beiden Flüſſe Alaſan (Alazonius der Alten) im Oſten und die Jora (Cambyſes bei den Alten) im Weſten. In beiden Flüſſen werden Störe, Welſe und Lachsforellen gefangen; den Hauptnutzen aber gewähren ſie durch fette Viehweiden an beiden Seiten. Außer den Hausthieren gibt es Wölfe, Füchſe und Schakale faſt überall; Panther und andere wilde Thiere ſind nicht einheimiſch, kommen aber oft aus anderen Gegenden herüber. Unter den wilden Vögeln ſind beſonders die ſchönen Faſanen bemerkenswerth. Eichen, Linden, Ahornbäume, Eſchen, Buchen ſind die gewöhnlichſten Waldbäume. Der Wald beginnt an der nördlichen Grenze des Telawskiſchen Kreiſes am Alaſan und in den öſtlichen Theilen an dem ſogenannten Zariſchen Brunnen. Mineralien werden nicht gewonnen,

Digitized by Google

doch gibt es einige Salz-, Schwefel- und Eiſenquellen, welche zur Heilung von Krankheiten benutzt werden. Die meiſten Einwohner wohnen in Dörfern, welche im ganzen Kreiſe zerſtreut ſind. Derjenige Theil, welcher die hügeligen Erhebungen am Kur bewohnt, heißt Ulanamchara, der andere, welcher auf die Ebene beſchränkt iſt, Zinamchara. Die an der öſtlichen Seite liegenden Dörfer heißen Kyſych. Die Einwohner letzterer, von Lesgiſchem Stamme, waren von jeher gefürchtet als grauſame Verwüſter der Umgegend; allein ſeit der Einnahme Gruſiens durch die Ruſſen iſt die Sicherheit wiederhergeſtellt. Das Land liefert reiche Ernten an Weizen, Gerſte, Hirſe, Mais, Baumwolle und Maulbeeren. Mit beſonderem Erfolge wird der Weinbau betrieben. Kachetien iſt die einzige transkaukaſiſche Gegend, wo guter Wein wächſt. Das Vieh der Kachetier beſteht in Büffeln, Rindern, Pferden, Schafen, Eſeln und Schweinen. Das dortige Rindvieh iſt vortrefflich. Unter den Pferden ſind die Karabachskiſchen die vorzüglichſten. Auch die Bienenzucht iſt von Bedeutung. Die Jagd liefert Marder und Füchſe; der Fiſchfang iſt unbedeutend. Unter den Städten iſt die bedeutendſte die Kreisſtadt Signach (10320 Einw.), unter dem 41° 6′ N. B. und 63° 19′ O. L. am Flüßchen Anagiskewi. Sie hat eine bedeutende Feſtung auf einem hohen, von tiefen Schluchten umgebenen Berge. Sie wurde vom byzantiniſchen Kaiſer Heraclius erbaut, um die Kachetier gegen die räuberiſchen Einfälle der Lesgier zu ſchützen. Neben der Stadt befindet ſich eine große Menge von ſchönen Weingärten. Handel wird getrieben mit ruſſiſchen Fabrikaten, perſiſcher Seide, lesgiſchen Tüchern, baumwollnen Waaren, Stahl- und Kupferfabrikaten, Fiſchen, Salz, Zucker, Thee und Rum.

Der Kreis von Telaw iſt gebirgiger als der von Signach. Die Berge beſtehen größtentheils aus ſandigem Kalkſtein, der zur Uebergangs-Bildung gehört. Der höchſte Theil des Gebirges iſt der Berg Ziwa, welcher ſich am Anfange des Octobers mit Schnee bedeckt. Die Berge ſind größtentheils mit Laubwäldern aus Eichen, Buchen, Erlen, Haſelnüſſen, Pflaumen und Schlehen bedeckt. Der ſchönſte Theil des Telawskiſchen Kreiſes iſt das große Kachetiſche Thal, aus zwei kleineren Thälern beſtehend, Schiginiti Kacheti und Piraketi. Eine Merkwürdigkeit derſelben iſt, daß häufige Hagelwetter das Thal heimſuchen. Die Regenwolken ziehen über die kalten Gebirge des Kaukaſus und ſchlagen ſich als Hagel nieder. Die Hauptflüſſe ſind wie im Signachſchen Kreiſe der Alaſan und Jorafluß. Der Alaſan iſt hier kaum 3—4 Fuß tief und 140 Fuß breit. Von der linken Seite fallen in denſelben die Bäche: Burſa, Duritſch, Kuizkaro, Tſchelti, Zabori, Lopota und Stori, von der rechten Seite: Ilto, Turdo, Kiſiſhewi. Alle dieſe Bäche fließen in breiten ſteinigen Betten, die im Sommer faſt trocken ſind. Die Jora fließt parallel mit dem Alaſan und iſt oft bis 350 Fuß breit. Sie iſt reißender und tiefer als der Alaſan. Schiffbar ſind beide Flüſſe nicht, doch wird Bauholz darauf nach dem Signachſchen Kreiſe geflößt. Producte ſind hier Hornvieh, Pferde und Schweine, in den Waldgebirgen: Hirſche, Steinböcke, wilde Ziegen, Schakale, Füchſe und Haſen; von Pflanzen: Weizen, Gerſte, Hirſe, Mais, Färberröthe, Safran und Hopfen. Von Bauholz kommen Eichen, Buchen, Erlen, Wallnüſſe-, Birnen-, Pflaumen-, Aepfel-, Süßkirſchen-, Kaſtanien- und Aprikoſenbäume vor; aus dem Mineralreiche: Thonerde, Kalk, Salz und Steinöl. Eine Schwefelquelle befindet ſich zwiſchen dem Dorfe Schasriany und den Ruinen der alten Stadt Gremi. Die Einwohner bewohnen das Land ſparſam, ſodaß nur c. 8—9 männliche Seelen auf die □Meile kommen. Sie ſind mit der ruſſiſchen Regierung zufrieden, weil ſie Ordnung und Sicherheit ſtatt der Willkür einführte, ſie ſind indeß nicht ſehr bildſam. In der Stadt Telaw (6209 Einw.) iſt eine geiſtliche Schule, wo ruſſiſche und gruſiniſche Sprache, Religion und Rechnen gelehrt wird. Die Natur bietet hier alle Bequemlichkeiten des Lebens dar, doch ſind die Wohnungen mehr Kellern oder Ställen ähnlich, obgleich ein Ueberfluß an Bauholz iſt. Die Hauptbeſchäftigung der Einwohner beſteht aus Weinbau, theilweiſe auch aus Seidenbau. Die Weinernte iſt Mitte September oder beſſer im October. Es gibt weiße, große längliche und dunkle Beeren, letztere, Saperawi genannt, liefern den beſten Wein. Die beſten kachetiſchen Weine im Telawſchen Kreiſe werden gebaut bei den Dörfern Kondoli, Zinodali und Quareli, Gulgula und Achmet. Die Viehzucht iſt aus Mangel an Weiden gering; Fiſchfang iſt im Alaſan, wo er der Krone gehört. Der Haupthandel beſteht in Wein nach Tiflis.

Vgl. Klaproth, Beſchreib. der ruſſ. Prov. S. 60—69. Haxthauſen, Transkaukaſien, I, 123, 130. Eichwald, Reiſe auf dem caſp. Meer und in dem Kaukaſus, 2 Bd., 1834—1838, I, Abth. II, S. 411. (*A. v. Wald.*)

KACHEXIE nennt man einen krankhaften Zuſtand des Menſchen, welcher ſich durch ein fahles, elendes Ausſehen und allgemeine Abmagerung und Erſchlaffung kennzeichnet, und auch meiſtens mit einem gewiſſen Grade geiſtiger Depreſſion verbunden iſt. Derſelbe beruht auf einer hochgradigen Ernährungsſtörung, welche durch eine im Verhältniß zur Ausgabe nicht hinreichende Zufuhr von Nährmaterial bedingt iſt. Die Kachexie iſt entweder die directe Folge von hochgradigen Säfteverluſten (nach ſchweren Krankheiten, exceſſiven Blutungen, geſchlechtlichen Ausſchweifungen, namentlich Onanie), oder ſie iſt als Folge von chroniſchen Erkrankungen des Geſammtorganismus, den ſogenannten Dyskraſien, zu betrachten. In letzterer Hinſicht ſind beſonders zu erwähnen: Skrofuloſe, Syphilis, Tuberkuloſe, Krebs, Leukämie, Bronzehaut (Addiſon'ſche Krankheit der Nebennieren), Malariainfection, ſowie verſchiedene Metallintoxicationen (Blei, Queckſilber, Arſen; Berg- und Hüttenkrankheiten), endlich der Misbrauch geiſtiger Getränke (namentlich des fuſelhaltigen Branntweins). Eine Heilung der Kachexie iſt nur da möglich, wo es möglich iſt, die Ernährungsſtörung, beziehungsweiſe die zu Grunde liegende Dyskraſie zu beſeitigen; Beſſerung dagegen wird nicht ſelten erzielt, wenn der Kranke unter in jeder Hinſicht paſſende

Digitized by Google

hygieiniſche Verhältniſſe gebracht werden kann. Im allgemeinen iſt demnach die Vorherſage günſtiger bei der direct bedingten Kachexie.

Als beſondere Form iſt noch zu erwähnen die *Kachexia exophthalmica*, Baſedow'ſche oder Graves'ſche Krankheit, eine Erkrankung, welche höchſt wahrſcheinlich auf einer Affection des ſympathiſchen Nervenſyſtems beruht und durch das gleichzeitige Vorkommen von Hervortreibung der Augäpfel (Glotzauge), Anſchwellung der Schilddrüſe (Kropf) und geſteigerte Thätigkeit des Herzens charakteriſirt iſt. (*Alfr. Krug.*)

KADES (a. Geogr.), hebr. Qādēsch, vollſtändig Kadēs-Barnēa, Oertlichkeit in der Wüſte ſüdlich von Paläſtina. Daß Kadēs-Barnēa mit Kades gleichbedeutend iſt, lehrt z. B. 4 Moſ. 32, 8, vergl. mit 13, 26; 5 Moſ. 9, 23, vergl. mit 4 Moſ. 20, 2 fg. Nach 4 Moſ. 13, 26 entſandte Moſe von Kades aus Kundſchafter in das Land Kanaan, ohne Zweifel, um ſodann direct nördlich vorzudringen; das Murren des Volkes nöthigte ihn zum Aufgeben dieſes Entſchluſſes (vergl. darüber auch 4 Moſ. 32, 8; 5 Moſ. 9, 23 und Joſ. 14, 7). Eine von Kades aus an den Edomiterkönig gerichtete Bitte, daß er Israel den Durchzug durch ſein Land geſtatten möge, blieb erfolglos (4 Moſ. 20, 14 fg.; Richter 11, 16 fg.), und ſo ſah ſich Moſe genöthigt, von Kades aus wieder ſüdlich zu ziehen, um das Land der Edomiter zu umgehen. Nach Kades wird von der Ueberlieferung auch der Tod und das Grab Mirjam's, der Schweſter Moſe's (4 Moſ. 20, 1), und die Geſchichte vom Haderwaſſer (4 Moſ. 20, 2 fg.; 27, 14; 5 Moſ. 32, 51; Ezech. 47, 19; 48, 28) verlegt. Jedenfalls beruht es auf richtiger Erinnerung, daß ſich zu Kades lange Zeit das Lager (oder richtiger Hauptquartier) des aus Aegypten ausgewanderten Volkes befand (4 Moſ. 20, 1; 5 Moſ. 2, 14, wo die 38 Jahre, die bis zur Ueberſchreitung des Baches Sared verfloſſen, faſt ganz auf den Aufenthalt in Kades gerechnet ſind). Fraglich iſt dagegen, ob der Name Kades, der eigentlich „Heiligthum" bedeutet, ſchon vor Moſe exiſtirte oder erſt in Erinnerung an den Standort der ſogenannten Bundeslade daſelbſt aufkam. Nach 1 Moſ. 14, 7 wäre der alte Name ēn mischpat, d. i. „Gerichts- oder Entſcheidungsquelle", geweſen. Dies könnte auf eine uralte Orakelſtätte deuten; wahrſcheinlicher iſt jedoch, daß ſich auch dieſer Name nur auf die Wirkſamkeit Moſe's in Kades bezieht.

Trotz der häufigen Erwähnung von Kades iſt es bis jetzt noch nicht gelungen, die Lage deſſelben definitiv zu beſtimmen. Aus 1 Moſ. 14, 7 ergibt ſich, daß es nördlich von El Paran lag, daher es 4 Moſ. 13, 26 in die Wüſte Paran verlegt wird. Wenn es dagegen 4 Moſ. 20, 1; 33, 36 der Wüſte Zin zugetheilt wird (Pſalm 29, 8 iſt ſogar von einer beſonderen Wüſte von Kades die Rede), ſo erklärt ſich dies einfach aus dem Schwanken in der Benennung dieſer Wüſtenſtriche bei den verſchiedenen Pentateuchſchriftſtellern. Aus 1 Moſ. 16, 14 iſt nichts zu entnehmen, ebenſo wenig aus den Grenzbeſtimmungen 4 Moſ. 34, 4; Joſ. 15, 3; Ezech. 47, 19; 48, 28. Wenn dagegen 4 Moſ. 20, 16 Kades als eine „Stadt an der Grenze des Edomitergebietes" bezeichnet wird, ſo ſcheint dies für eine Lage weſtlich von der ſog. Arabah, der ſüdl. Fortſetzung des Todten Meeres, zu ſprechen. Robinſon (Paläſtina III, 140 fg., 171 fg.) hielt daher Kades für identiſch mit dem heutigen Ain-el-Waibe (Wēbe), ca. 60 Kilometer SSW. vom Todten Meere. Für eine ſo weit öſtliche Lage könnte vielleicht auch Joſ. 10, 41 angeführt werden; aber die ganze Hypotheſe verträgt ſich kaum mit 5 Moſ. 1, 2, nach welcher Stelle vom Horeb bis Kades elf Tagereiſen gerechnet wurden. Dies führt auf eine Lage weiter nach Weſten zu und zu einer ſolchen ſtimmt auch 1 Moſ. 20, 1. Rowlands fand 1842 in den Azâzimeh-Bergen eine Quelle Namens Ain Qudēs (vergl. *Williams*, The holy city I, 464) und dieſe iſt ſeitdem von den meiſten mit dem alten Kades identificirt worden. Die Oertlichkeit wurde 1870 von Palmer näher unterſucht und die Lage der drei Quellen, die nach ihm Ain Gadis heißen, auf 30° 34′ nördl. Breite und 40° 41′ öſtl. Länge beſtimmt; vergl. *Palmers*, The desert of the Exodus (Cambridge 1871), S. 269 fg. der deutſchen Ausgabe (Gotha 1876). Eine dritte Hypotheſe hat Wetzſtein (Excurs III zu Delitzſch Commentar über die Geneſis, 4. Aufl., Leipzig 1872, S. 574 fg.) ſehr ſcharfſinnig zu begründen verſucht. Nach ihm iſt Kades identiſch mit dem Qâdûs, welches der arabiſche Geograph Maqdiſi eine Tagereiſe von Hebron in der Richtung nach Petra zu anſetzt. Wetzſtein beſtimmt dieſes Qâdûs auf ca. 31° 5′ nördl. Breite und 52° 45′ öſtl. Länge (von Ferro); aber ſo viel Triftiges er auch für ſeine Hypotheſe geltend gemacht hat, ſo unterliegt ſie doch noch ſtärkeren Bedenken als Robinſon's Identificirung von Kades mit dem weit ſüdlicher liegenden Ain-el-Waibeh. (*E. Kautzsch.*)

KADET. In Frankreich wurden in alter Zeit Jünglinge angeſehener Familien, meiſt die jüngſten Söhne adeliger Geſchlechter, welche gewiſſer militäriſcher Vorrechte theilhaftig waren, z. B. in einem regulären Corps ohne Beſoldung und unter Bedingungen verhältnißmäßiger Unabhängigkeit zu dienen, cadets genannt. Das Militärinſtitut der Kadetten reicht bis in den Anfang des 17. Jahrh. zurück, aber bis zu Ende dieſes Jahrhunderts war es ein beſchränktes, denn z. B. eine Ordonnanz von 1670 verbot, gleichzeitig mehr als zwei Kadetten in irgend einer Compagnie zuzulaſſen. In dieſer Eigenſchaft begannen Vauban und Fabert ihre Laufbahn. Aber 1682 erhielt die Inſtitution eine Ausdehnung, da Ludwig XIV. in dieſem Jahre mehrere Compagnien junger Edelleute bilden ließ, um ihnen die Ausbildung zum Kriegsmanne angedeihen zu laſſen. Der König beſoldete für jede Compagnie einen Lehrer der Mathematik, einen Zeichenlehrer, einen Lehrer der deutſchen Sprache, einen Tanzlehrer und zwei Fechtmeiſter. Dieſe Compagnien Kadetten waren Schulen, in welche Söhne von Aeltern, die „nobel" lebten, im Alter von 15 bis 20 Jahren Aufnahme fanden und wenn ſie die Fähigkeit zur Befehlsführung erlangt hatten, zu Unterlieutenants, Fähnrichen und Cornets ernannt wurden. Die vom Miniſter Louvois er-

Digitized by Google

richteten ſechs Kadettencompagnien bildeten das corps de cadets, welches ſchon in den erſten Jahren 4000 Kadetten zählte, deren Unterhalt faſt ausſchließlich vom Könige beſtritten wurde. Das Inſtitut erfreute ſich daher großen Beifalls; als aber 1687 etwa ein Drittel der Kadetten mit dem Officierpatent in die Regimenter eingereiht wurde, gingen von den Oberſten unzählige Klagen über die Neuangeſtellten ein, weil dieſe den Geiſt der Indisciplin und der Verſchwendung in die Truppentheile getragen hatten. Gleichzeitig zwangen den König die bedeutenden Koſten der Kriege, alle nicht durchaus erforderlichen Ausgaben zu beſchränken, und man dachte daran, die Unterhaltungskoſten für die Kadetten zu vermindern. Schon hatte man angefangen, die ſich Präſentirenden nicht mehr unentgeltlich aufzunehmen, von ihnen eine Penſion von 50 Thalern zu fordern und ſie zu zwingen, ihre Einberufung vom Hofe zu erbitten. Die dadurch erwachſenden Koſten ſchreckten viele ab und veränderten ſelbſt den Charakter der Inſtitution, da man unter den neuen Bedingungen auch Jünglinge aufnahm, die nicht Edelleute waren. Von 1692 ab wurden keine neuen Zöglinge mehr aufgenommen, ſodaß nach zwei Jahren die Compagnien aufgelöſt waren. Im J. 1726 erneuerte der Miniſter Leblanc den Verſuch Louvois' und errichtete 6 Compagnien Kadetten zu Metz; jeder, der in dieſelbe eintreten wollte, mußte den Beweis ſeines Adels führen oder der Sohn eines im Dienſte befindlichen Officiers ſein. Eine Ordonnanz von 1729 reducirte dieſe 6 Compagnien auf zwei, ohne indeß den Geſammtetat zu vermindern; eine weitere Ordonnanz von 1732 ſchmolz das Ganze in eine Compagnie um. Der zweite Verſuch war demnach noch weniger glücklich als der erſte, ſodaß ein Decret vom 22. Dec. 1733 zum zweiten male die Kadettencompagnien aufhob. Der Cardinal Fleury ſah zwar von einer Erneuerung der Schöpfung Ludwig's XIV. ab, theilte aber jedem Regimente eine Anzahl Kadetten zu, d. h. Jünglinge, welche das Officiersbrevet erſtrebten und dieſes unter der ausſchließlichen Leitung von zu dieſem Zwecke deſignirten Geiſtlichen erlangen ſollten. Das Miniſterium Argenſon unterdrückte dieſe Einrichtung des Cardinals Fleury. Inzwiſchen war 1751 auf dem Champ de Mars zu Paris eine Militärſchule gegründet worden, die alle Erwartungen, welche man von den Kadettenſchulen gehegt, erfüllen konnte; ſie wurde aber bald von dem Kriegsminiſter Grafen Saint-Germain infolge der Misbräuche, zu denen ſie Anlaß gegeben, und des ſchlechten Geiſtes, der in ihr herrſchte, unterdrückt. An ihrer Stelle wurde durch Ordonnanz vom 25. März 1776 in jeder Compagnie der Infanterie, der Cavalerie, der Dragoner und der Chaſſeurs die Stelle eines cadet-gentilhomme begründet. Die Inhaber dieſer Stellen ſollten nach dem Eingehen der Officiere à la suite die Function von Souslieutenants erfüllen; ſie mußten adeliger Geburt oder Söhne von Officieren höheren Grades ſein, zuerſt den Dienſt eines Gemeinen mit Ausnahme der Arbeitsdienſte thun, waren unter der Aufſicht eines von dem Oberſt auserwählten Officiers caſernirt, trugen die Uniform mit beſonderen Abzeichen und mußten alle Unterofficiersgrade durchlaufen, bevor ſie Officiere wurden. Eine königliche Ordonnanz beſtimmte, daß die cadets-gentilhommes durch die Officiere rückſichtsvoll und als Kameraden behandelt würden, und daß die Soldaten ſtets des Unterſchiedes eingedenk ſein ſollten, welcher zwiſchen ihnen und den cadets-gentilhommes bezüglich der Geburt und der Beſtimmung beſteht. — Dieſe Einrichtung beſtand nicht lange, denn ſchon am 17. Juli 1777 erſchien eine Ordonnanz, welche die Wiedererrichtung eines Corps der cadets-gentilshommes zu Paris und die Bildung eines Unterrichtscurſus für dieſe jungen Edelleute befahl. Die Kadetten wurden aus den beſten Eleven der Militärſchulen der Provinzen ausgewählt und frei erzogen, erhielten das Souslieutenantspatent mit vollendetem 16. Lebensjahre, konnten aber zur Vervollſtändigung ihrer Ausbildung noch in der Schule bleiben. In den Gebäuden, die noch heute die Militärſchule des Champ de Mars heißen, zählte man höchſtens 120 Kadetten. Mit der Revolution verſchwanden die Kadetten in Frankreich.

Von Frankreich aus iſt mit der Inſtitution auch der Name Kadet in die meiſten Staaten Europas übergegangen und zwar in den beiden Formen, die ſich dort abwechſelnd gefolgt ſind, nämlich die *Kadettenſchulen*, *Kadettenanſtalten*, *Kadettencorps* einerſeits und die *Regimentskadetten* andererſeits. Bei den erſteren liegt die Abſicht vor, die Kadetten von der Erlernung des Kriegsdienſtes in Reih und Glied, alſo in ſteter Berührung mit unebenbürtigen Genoſſen, zu befreien; bei den letzteren fällt dieſe Rückſicht fort. Die Kadettenſchulen waren daher anfänglich weſentlich Exercirſchulen; erſt im Laufe der Zeit legte man ihnen den Charakter wiſſenſchaftlicher Schulen bei, die daneben auch die ſoldatiſche Ausbildung der Zöglinge im Auge behielten. Gegenwärtig bilden die Kadettenanſtalten meiſt Erziehungsinſtitute mit Internat, die ihren Eleven den wiſſenſchaftlichen Unterricht guter Schulen bieten und dieſelben von Jugend auf an Ordnung und Gehorſam gewöhnen, ſie durch Turnen, Fechten, Schwimmen, Reiten, Tanzen, Exerciren körperlich für ihren ſpäteren Beruf vorbereiten und zu treuen Dienern ihres Fürſten und Vaterlandes erziehen ſollen. Sie haben ſomit den Zweck, einen geeigneten Erſatz des Officiercorps ſicherzuſtellen, bilden aber gleichzeitig eine Art von Wohlthätigkeitsanſtalten, indem ſie verdienten Officieren und Staatsbeamten die Erziehung ihrer Söhne erleichtern.

Die Begründung des preußiſchen Kadettencorps geſchah durch den Großen Kurfürſten, der in Colberg, Magdeburg und Berlin Kadettenanſtalten in einer Stärke von zuſammen 80 Kadetten errichtete. König Friedrich Wilhelm I. vereinigte 1716 die Colberger und 1719 die Magdeburger Anſtalt mit der Berliner, während Friedrich II. 1764 ein Kadettenhaus in Stolpe und 1776 ein anderes in Culm errichtete und auch mit dem Waiſenhauſe zu Potsdam eine Kadettenanſtalt verbinden ließ. König Friedrich Wilhelm II. geſtattete, daß in dem Kadettenhauſe zu Potsdam auch Söhne nichtadeliger Officiere aufgenommen werden könnten, und errichtete 1793 eine

Digitized by Google

Kadettenanſtalt zu Kaliſch. Friedrich Wilhelm III. genehmigte für alle Anſtalten die Einreihung der Söhne adeliger und nichtadeliger Officiere, ließ nach dem Frieden von Tilſit die Zöglinge der Kaliſcher und Culmer Anſtalt nach Berlin und Stolpe überführen, löſte 1811 das Kadettenhaus an letzterem Orte auf und ſtellte nach dem Frieden die Anſtalt in Culm wieder her. Während der dem Pariſer Frieden folgenden Jahre machte ſich die Nothwendigkeit der Errichtung neuer Kadettenhäuſer geltend, die in Wahlſtatt und Bensberg begründet wurden, und nach der infolge der Ereigniſſe des Jahres 1866 eingetretenen Vergrößerung des Staatsgebietes und der Armee fand die Neuerrichtung von Kadettenhäuſern in Ploen und Oranienſtein ſtatt, ſodaß gegenwärtig außer der inzwiſchen im October 1878 von Berlin nach Groß-Lichterfelde verlegten Hauptkadettenanſtalt ſechs Voranſtalten zu Bensberg, Culm, Oranienſtein, Ploen, Potsdam und Wahlſtatt beſtehen; letztere können zuſammen über 1200 Zöglinge aufnehmen, während die Hauptanſtalt einen Faſſungsraum für 800 Eleven gewährt. Der Lehrplan des Kadettencorps iſt infolge der königlichen Cabinetsordre vom 18. Jan. 1877 mit demjenigen einer Realſchule I. Ordnung (mit Latein) ſo weit in Uebereinſtimmung gebracht, als es die eigenthümlichen Verhältniſſe des Kadettencorps irgend zuläſſig erſcheinen ließen. Die Voranſtalten enthalten die Klaſſen Sexta bis Tertia, die Hauptanſtalt außer Secunda und Prima auch eine Selecta, in welcher Unterricht in den militäriſchen Disciplinen nach dem Lehrplan der Kriegsſchulen ertheilt wird. Die Kadetten treten als Portepéefähnriche oder als Officiere in die Armee und liefern etwa 42 Proc. des Erſatzes für das Officiercorps der preußiſchen Armee; von ihnen wurden in letzterer angeſtellt 1877 — 215, 1878 — 199, 1879 — 186, 1880 — 179, 1881 — 204. In die preußiſchen Kadettenanſtalten werden auch die Söhne der Angehörigen der übrigen deutſchen Staaten mit Ausnahme Baierns und Sachſens, welche ihre eigenen Kadettenanſtalten beſitzen, aufgenommen. Eine Geſchichte des preußiſchen Kadettencorps von v. Crouſaz erſchien 1857 zu Berlin.

In Baiern errichtete Kurfürſt Maximilian III. zu München das Kadettencorps und ließ es am 1. Juli 1756 eröffnen. Daſſelbe beſtand unter dieſem Namen bis 1778, lebte dann unter verſchiedenen Schickſalen in der herzoglich Marianiſchen Landesakademie 1778—1790, darauf in der Militärakademie 1790—1805 fort, und erhielt 1805 ſeinen urſprünglichen Namen zurück. Am 1. Juli 1856 feierte es den Tag ſeines hundertjährigen Beſtehens, aus welchem Anlaß Oberlieutenant Freiherr v. Schönhueb eine Geſchichte des Kadettencorps (München 1856) erſcheinen ließ.

Die Gründung des ſächſiſchen Kadettencorps zu Dresden läßt ſich auf den von 1691—94 regierenden Kurfürſten Johann Georg IV. zurückführen, während 1725 eine Kadettencompagnie errichtet wurde. Die neueſte Reorganiſation des Dresdener Kadettencorps datirt von 1867 und ſind für daſſelbe die meiſten in Preußen gültigen Reglements adoptirt.

In England werden die Zöglinge der 1741 unter der Regierung Georg's II. begründeten Royal Military Academy zu Woolwich, welcher die Ausbildung der Officiere der Artillerie und des Ingenieurcorps obliegt, ſowie die Eleven des Military College zu Sandhurſt, welches die allgemeine militäriſche Ausbildung vermittelt, Kadetten genannt. Denſelben Namen führen auch die Beſucher der einzigen ſtaatlichen Militärbildungsanſtalt der Vereinigten Staaten Amerikas, der Militärakademie zu Weſtpoint, welche in ihrem Weſen einige Verwandtſchaft mit den preußiſchen Kadettenanſtalten zeigt.

In der öſterreichiſchen Armee wurden 1763 die ſogenannten Fahnen-Kadetten-Stellen eingeführt, jedoch zu Anfang des 19. Jahrh. wieder aufgehoben, worauf die ſogenannten kaiſerl.-königlichen Kadetten ins Leben traten. Dieſe Stellen, deren jedes Linien- und Grenz-Infanterie-Regiment 6, das Bombardircorps 36 zählte, waren nur für Söhne von Officieren beſtimmt und wurden vom Kriegsminiſterium vergeben. Dieſe Kadetten, im Stande des Regimentsſtabes geführt, verrichteten wie die anderen ſogenannten Regimentskadetten den Dienſt bei den Compagnien, wurden nach ihren Fähigkeiten zu Unterofficiersdienſten verwendet und nach ihrem Range zu Oberofficieren befördert; jede im Regiment eintretende vierte Vacanz zum Unterlieutenant war für die kaiſerl.-königlichen Kadetten beſtimmt. Früher war es den Regimentsinhabern geſtattet, dienſttaugliche junge Leute — meiſt adelig oder Söhne von Officieren und höheren Beamten, welche Fähigkeiten beſaßen — als ſogenannte Regimentskadetten, ohne Verpflichtung einer Dienſtzeit und ohne Rückſicht auf die Zahl, bei jedem Truppenkörper aufzunehmen, wogegen Söhne von niederen Beamten und anderen Familien, ſowie Jünglinge, welche von der Militärſtellung nicht befreit waren, als ſogenannte Expropriis-Gemeine eingeſtellt werden konnten. Am 1. Jan. 1851 wurde jedoch die Einſtellung der letzteren beſeitigt und mußten von da ab junge Leute, welche das 16. Jahr erreichten und Kadettenſtellen erſtrebten, ſich bei den Inhabern um die Aufnahme bewerben und ſich mit dieſer Bewilligung beim nächſten Armeecorps-Commando melden. Erſt wenn der Aſpirant die vorgeſchriebene Prüfung beſtanden, konnte ſeine Einſtellung in den von ihm gewählten Truppenkörper erfolgen. Einzelne Regimentscommandeure hatten bei ihren Regimentern aus eigener Initiative die Kadetten in ſogenannten Regiments-Kadettenſchulen vereinigt, ſo z. B. Kinsky bereits 1777; andere Regimenter hatten dies nachgeahmt, doch wurden dieſe Bildungsanſtalten während der Feldzüge am Anfang des 19. Jahrh. unterbrochen, bildeten ſich dann wieder, fingen aber erſt in den J. 1820—1826 an, allgemein zu werden und einige Regelmäßigkeit zu erlangen, waren dabei aber immer von der perſönlichen Initiative Einzelner abhängig. Inzwiſchen hatte man aber auch die Zuſammenfaſſung der Kadetten in vom Staate gegründete Kadettenhäuſer in Angriff genommen und 1808 eine Kadettencompagnie in Olmütz, wenige Jahre darauf eine zweite in Graz und 1841 in Mailand ein drittes Kadettenhaus errichtet, welches letztere 1848 einging. Die betreffenden Kadetten wurden zwiſchen



Digitized by Google

dem 13. und 15. J. von einem Regiment angenommen, aber ſofort der Anſtalt überwieſen, in der alle Bedürfniſſe des Unterrichts, Kleidung, Koſt u. ſ. w. für ſie vom Staate beſtritten wurden. Nach vollendetem Lehrcurſus traten die Kadetten in die Regimenter ein, um den praktiſchen Dienſt zu erlernen und dann zum Officier befördert zu werden.

Die vorſtehend ſkizzirten Inſtitutionen haben im Laufe der Zeit manche Wandlungen erfahren, aber erſt die im J. 1868 ins Leben gerufenen Wehrgeſetze, welche die allgemeine Wehrpflicht einführten, haben einen gründlichen Umſchwung der Verhältniſſe zur Folge gehabt. Auf die früher bei den Regimentern unter der Leitung der Regimentscommandeure beſtehenden Kadettenſchulen hatte die Heeresverwaltung bezüglich deren einheitlicher Regelung nicht den geringſten Einfluß zu üben vermocht, da die Ernennung der Officiere zu den Rechten der Regimentsinhaber gehörte. Jetzt ſchritt man nach mancherlei Verſuchen in dieſer Richtung zur Aufſtellung ſtabiler Kadettenſchulen nach einem einheitlichen Plane in der Abſicht, die nöthige Anzahl einheitlich gebildeter Officiere zu gewinnen. Die Beſchaffung der erforderlichen Räumlichkeiten, die Schulung des Lehrperſonals, die Regelung des Zuzuges der Schüler bedingten ein ſchrittweiſes Vorgehen in dieſer Richtung und die inzwiſchen zu Tage tretenden Erfahrungen auch manche Aenderungen der bereits in Function getretenen Schulen.

Ende 1880 befanden ſich die nachfolgenden Kadettenſchulen in Thätigkeit:

für Infanterie: zu Wien, Budapeſt, Prag, zu Lobzow bei Krakau, zu Karthaus bei Brünn, Hermannſtadt, Preßburg, Lemberg, Agram, zu Liebenau bei Graz, Innsbruck, Trieſt, Temesvar, Kaſchau;

für Cavalerie: zu Weißkirchen in Mähren;

für die Genietruppe: zu Wien;

für Pioniere: zu Hainburg.

Die Zahl der Frequentanten iſt zwiſchen 120—400 für jede Schule normirt, nur die Pionier-Kadettenſchule zählt deren 80. Im Ganzen waren bei Beginn des Schuljahrs 1878—79 in allen Schulen 4340 Frequentanten vorhanden. Die Frequentanten theilen ſich in Truppen-Eleven, welche im Alter vom 14. bis zum vollendeten 17. Lebensjahre ſtehen, und in Frequentanten des Soldatenſtandes vom 17. Jahre angefangen. Alle ſind caſernirt, beziehen Löhnung, Menage und Brotgebühr mit einiger Aufbeſſerung und haben ſeit Anfang 1877 eine beſondere Adjuſtirung mit ſpeciellem Abzeichen erhalten.

In Rußland beſteht mit dem betreffenden Namen nur das Finniſche Kadettencorps, welches den Adeligen des Großfürſtenthums Finland die Mittel in die Hand geben ſoll, ihre Söhne erziehen und militäriſch ausbilden zu laſſen. Etatsmäßig hat daſſelbe 120 Zöglinge, von denen nach abſolvirtem achtjährigem Curſus alljährlich etwa 10 austreten. In die Kategorie der Kadettenanſtalten gehört aber auch das Pagencorps Sr. Kaiſerl. Majeſtät, welches bezweckt, den Söhnen verdienter Perſonen eine Erziehung und eine militäriſche Ausbildung zu geben, welche für den Dienſt in der Garde nothwendig iſt. Von den etatsmäßigen 120} Zöglingen kommen jährlich etwa 10 nach abſolvirtem ſiebenjährigem Curſus zur Entlaſſung.

Die in verſchiedenen Schriften mit Kadettenanſtalten in Parallele geſtellten ruſſiſchen Junkerſchulen haben weſentlich andere Zwecke als die erſteren, denn ſie ſollen Infanterie-, Cavalerie- und Koſaken-Junkern, Unterofficieren und Urjadnik's (Koſaken-Unterofficiere), mögen ſie nun Freiwillige oder Leute des Dienſtſtandes ſein, die den Officieren nöthige wiſſenſchaftliche wie auch militäriſche Bildung geben. Dagegen haben die Militärgymnaſien und die Militärprogymnaſien mehrfache Analogien mit Kadettenanſtalten. Erſtere bereiten die Kinder von Adeligen, welche im Militärdienſt ſtehen, in einem ſechsjährigen Curſus zum Eintritt in die Kriegsſchulen vor, während letztere die Söhne von Officieren und Militärbeamten für den Eintritt in die Junkerſchulen geeignet machen ſollen und dieſelben direct zum Dienſte als Unterofficiere entlaſſen. Ende 1880 beſtanden von Militärgymnaſien 18 mit zuſammen 6560 Zöglingsſtellen, und zwar 3 in Petersburg, 3 in Moskau und je 1 in Plotzk, Niſhnij-Nowogrod, Orel, Poltawa, Woroneſch, Kiew, Orenburg, Omsk, Simbirsk u. ſ. w., und von Militärprogymnaſien 8 mit zuſammen 1700 Zöglingsſtellen und zwar in Petersburg, Moskau, Pſkow, Jaroslaw, Jeliſawetgrad, Orenburg, Omsk und Simbirsk.

Ganz eigenartig iſt das Kadettenweſen in der Schweiz geſtaltet. Hier werden die Schüler der Elementarſchulen, der Realſchulen und der Gymnaſien, wenn ſie das Alter von 12 Jahren und dabei die erforderliche körperliche Geeignetheit erreicht haben, im Frühjahr und Herbſt an mehreren Abenden der Wochentage durch Officiere und Exercirmeiſter militäriſch geübt. Die betreffenden Jünglinge werden dann Kadetten genannt. Dieſe Einrichtung iſt eine ſehr alte, denn ſchon 1631 wurde zu Winterthur die erſte Kadettenabtheilung gebildet; jetzt zählt man 78 verſchiedene Corps, von denen 66 der Infanterie und 12 der Artillerie angehören und die im Ganzen etwa 8000 Eleven umfaſſen. Für die Kadetten wird ein eigenes, ſehr leicht conſtruirtes Gewehr vom Staate geliefert; die einzelnen Corps haben verſchiedene Uniformen. Ueber den Nutzen, welchen die Eidgenöſſiſche Armee aus dieſer Geſtaltung des Kadettenweſens zieht, gehen die Meinungen weit auseinander; jedenfalls liefern die Schweizer-Kadetten nur ein ſehr geringes Contingent an Officieren und Unterofficieren.

Auch in der Marine hat ſich der Ausdruck Kadet eingebürgert und zwar als die Benennung der Officiers-Aſpiranten. Bei der deutſchen Marine werden dieſe Aſpiranten als Kadetten zur See theilweiſe in der Marineſchule zu Kiel wiſſenſchaftlich, theilweiſe an Bord beſonderer Schulſchiffe praktiſch ausgebildet. Nach abgelegtem Examen werden ſie zu Seekadetten mit dem Range eines Portepéefähnrichs der Landarmee ernannt und erhalten dann ihre weitere praktiſche Ausbildung an Bord in Dienſt geſtellter Schiffe oder auch auf Schulſchiffen; nach geſammter dreijähriger Fahrzeit auf See beſuchen ſie dann behufs Ablegung des Officierexamens

Digitized by Google

die Marineſchule. Die von der kaiſerlichen Admiralität herausgegebene Rang- und Quartierliſte der kaiſerlichen Marine für das J. 1882 führt 36! Kadetten und 80 Seekadetten namentlich an. — Analoge Einrichtungen beſtehen in den Marinen faſt aller Staaten, wenn auch unter verſchiedener Benennung. In Oeſterreich werden die jungen Leute, welche ſich der Seecarrière widmen, Seeaſpiranten, in England naval cadets genannt, letztere werden dann zu Midshipmen ernannt, welche in gewiſſem Sinne den deutſchen Seekadetten entſprechen, aber den Secondelieutenantsrang der Landarmee beſitzen.

(*von Löbell.*)

**KADI** iſt der aus dem Arabiſchen in ſämmtliche islamitiſche Sprachen übergegangene Titel eines Richters, welcher nach dem Scher'i-ſcherif, dem aus dem Koran und ſeinen Commentaren abſtrahirten göttlichen Recht der Mohammedaner, ſeine Entſcheidungen trifft. Wie die Mufti oder Rechtsgelehrten und die Imame oder Moſcheengeiſtlichen, werden die Kadi als Softa, theologiſche Studenten, auf den mohammedaniſchen Hochſchulen, den Medreſſe, für ihren Beruf vorbereitet; mit beiden zuſammen bilden ſie das Corps der Ulema, als deſſen vornehmſte Mitglieder ſie gelten, obwol das allgemeine Oberhaupt, der Scheich-ul-Islam oder Großmufti, immer den Gelehrten entnommen wird. Die vom Kadi erlaſſene Sentenz iſt, weil ſie als religiöſe Satzung gilt, inappellabel, und da ihm zur Begründung eines Urtheils nach dem Scher'i-ſcherif die Ausſage zweier mohammedaniſcher Zeugen ohne Rückſicht auf deren Zuverläſſigkeit genügt, ſo iſt klar, daß ihm eine große Misbräuche ermöglichende Amtsgewalt zuſteht. Dagegen iſt ſein Forum nicht obligatoriſch, und ebenſo iſt er nicht befugt, in contumaciam zu urtheilen; auch dauert ſeine Amtirung an einer Stelle nur ein Jahr. Die ſich von ſeiner Misgunſt bedroht glaubende Partei kann alſo vor erfloſſener Sentenz den Fall bei dem höchſten Gerichtshofe, dem Ars-Odaſſi zu Conſtantinopel anhängig zu machen ſuchen, oder ſich bis zum Amtsantritt des Nachfolgers außerhalb des Jurisdictionsbezirkes aufhalten. Die am höchſten ſtehenden Kadi ſind die in Conſtantinopel reſidirenden Kadiaskjer von Rumelien und Anatolien; dann folgen der Kadi von Conſtantinopel, derjenige von Mekka, diejenigen von Adrianopel, Bruſſa, Beirut und Kairo, endlich diejenigen von Galata, Ejub (einer Vorſtadt Conſtantinopels), Smyrna, Jeniſchehr, Salonik und Aleppo. Weiter ſind die Dewrije, d. h. die abwechſelnd mit beſtimmten richterlichen Commiſſionen betrauten, und die Mufettiſch, die mit Streitſachen über Wakuf (Todte Hand)-Güter beſchäftigten Specialrichter, zu erwähnen, auf welche dann die gewöhnlichen Kadi folgen. Solcher gibt es in der Hauptſtadt jedes größern Verwaltungsbezirks; überall ſteht ihnen eine Mechkemeh, ein islamitiſcher Gerichtshof zur Seite, welchem der Kadi präſidirt. Nach dem Ehrentitel der vornehmeren Kadi, Mola, werden die Jurisdictionsbezirke derſelben Mewlewije genannt; man rechnet deren in der Türkei 24. In die ſeinem Bezirk angehörigen Diſtricts-Vororte entſendet der Kadi ſeine Naibs, Delegirten. In dem mohammedaniſchen Theile Oſtindiens, wo dieſelben Einrichtungen beſtehen, war früher die Stellung dieſer Naib noch eine ſo hervorragende, daß die Engländer aus der arabiſchen Mehrzahl des Wortes, nämlich „Nawwab", ihr „Nabob" gemacht haben. — Schon längſt hatte ſich fühlbar gemacht, daß zu den modernen Verhältniſſen, wie ſie in der Levante in Handel und Wandel, ja ſogar im innern Staatsrecht, der Stellung der verſchiedenen Religionsgeſellſchaften zueinander, zur Geltung gelangt waren, der Kadi mit ſeinen dem frühen Mittelalter entſtammenden ſtarren Rechtskategorien nicht mehr paſſe, und ſo wurden denn zunächſt in Conſtantinopel, dann aber auch an anderen Haupt-Verkehrsſtellen für Straffälle Criminalgerichte (Dſchenajet-Medſchliſſi) und für Handelsſachen Handelsgerichte (Tidſcharet Mechkemeſſi) eingeſetzt, auf welche ein großer Theil der früheren Competenz des Kadi überging. Nur in Verlaſſenſchafts- und Ehe-Streitigkeiten und den häufigen auf Wakuf bezüglichen Fällen blieb ſeine Autorität vorläufig unbeſtritten. Seine Einnahmen beſtehen außer einem kleinen Gehalt in nach Procenten von dem Werthe des Streitobjects berechneten Sporteln; ſie gelten bei manchen Aemtern als recht erheblich. Durch die in den letzten Jahren geſchehene Einſetzung von erſtinſtanzlichen Gerichten (Bedajet Mechkemeſſi) in den Sandſchaks und von Appellhöfen (Iſtinaf Mechkemeſſi) in den General-Statthalterſchaften, ſowie die Ernennung von Staatsanwälten (Mudda'i'umumi) für dieſelben, dürfte die völlige Beſeitigung der Kadi angebahnt ſein.

(*G. Rosen.*)

Kähdingerland, ſo viel wie Kehdingen (ſ. d.).

**KADJAK** (Kadiak geſprochen) iſt ein zum ehemaligen ruſſiſchen Amerika gehörender Archipel in 58° n. Br. und zwiſchen 152 und 154²/₃° weſtl. L. v. Gr., von der Halbinſel Aliaska durch die Aliaska- oder Schelikoff-Straße getrennt und in der Fortſetzung der gebirgigen, auch Gold führenden Kenai-Halbinſel gelegen. Einſchließlich der im 160. Meridian gelegenen Schumagin-Inſeln umfaſſen ſie 162,₂₅ g. □M. (das wäre etwa die Größe von Corſica). Der Name ſcheint von dem Eskimo- oder Innuit-Namen Kaniág abzuſtammen Zuſammengeſetzt iſt der Archipel aus den Inſeln Kadják Afognák, Tugidak, Sitkinak, Murmelthier-Inſel (Jeráskin), Tannen-Inſel (Jelówy), Wald-Inſel (Lésnoi), Schirikoff-Inſel oder Ukamok. Eine kleine Gruppe im N.W. von Schirikoff heißt die Sémidi-Inſeln; eine andere am Eingange der Cooks-Einfahrt die Barren-Inſeln (Bezplodnoi); und im Nord-Oſten von dieſen liegt die Gruppe der drei Schugatz-Inſeln (nicht zu verwechſeln mit dem Schugaſch-Golfe oder dem Prinz-William-Sunde). — Zahlreiche längere und kürzere Fjorde ſchneiden ringsum in die gebirgige Inſel ein, deren Geſteinsarten, namentlich vielfach Talk- und Chloritſchiefer, mit denen der Kenai-Halbinſel übereinſtimmen. Die geſchützteren Theile der Inſel ſind mit ſchönem Wald beſtanden und enthalten, nebſt den Küſten von Cooks-Einfahrt, einen großen Theil der beſten Anſiedelungs- und Gras-Ländereien. Sie ſind gut bevölkert und ſind Handelsmittelpunkt des Alaska-



Digitized by Google

Territorium. St.-Paul iſt nach Lage und Wichtigkeit der Hauptort und verdient viel mehr als Sitka Hauptſtadt von Alaska zu ſein. Es iſt zu verſchiedenen Zeiten Haupt-Depot der Compagnie geweſen, aber aus politiſchen Gründen hielt man den Hauptort ſo ſüdlich als möglich. Außer St.-Paul ſind noch drei Dörfer vorhanden an der Drei-Heiligen-Bai, Afognak, Fichten- und Wald-Inſel, und eine Anzahl von Anſiedelungen Eingeborener. Das Depot der Eis-Compagnie befindet ſich auf der Wald-Inſel. Ein häufiger und merkenswerther Grundzug in dieſem Theile der Küſte ſind die Nadel-Felſen, welche ſich faſt allenthalben vorfinden. — Auf den weſtlich von Kadjak gelegenen Semidi-Inſeln und auf Schirikoff oder Ukamok hatte die Compagnie eine Factorei. Das Murmelthier (Arctomys *Parryi*) war hier eingeführt worden und hat ſich dermaßen vermehrt, daß man eine Anzahl von Perſonen von Sitka als Strafen für leichte Vergehen hierher ſchickte, um die Felle zuzurichten. Auf Popoff und Unga in der Schumagin-Gruppe befinden ſich Anſiedelungen; Unga hat zwei vortreffliche Häfen. Kohlen-Hafen an der Nordſeite iſt überreich an Kabliaus und für die Fiſcher ein gewöhnlicher Platz zum Zuſammentreffen.

Im Jahre 1763 entdeckte Glötoff die Inſel Kadjak, wo er überwinterte, obwol die Eingeborenen ſich feindlich erwieſen; im Mai 1764 verließ er Kadjak. 1794 wurden die erſten Anſiedler aus Sibirien hierher geſchafft, 265 Perſonen nebſt Waaren, und da viele bald ſtarben, noch 90. Beim erſten Cenſus, im Jahre 1795, zählte man 3600 erwachſene Eingeborene männlichen und weiblichen Geſchlechts. 1796 wurde die erſte ruſſiſch-griechiſche Kirche gebaut. 1825 verlegte Schiſtakoff, der Nachfolger Murawjew's, das Hauptdepot der Compagnie von Sitka nach St.-Paul auf Kadjak. Seit 1850 zog man mit Erfolg Rinder auf Kadjak und an Cooks-Einfahrt. 1861 wurde die Regierung ausſchließlich in die Hände des Hauptdirectors der Compagnie gelegt, und das Territorium wurde in ſechs Diſtricte getheilt: 1) Sitka, vom Elias-Berge ſüdlich. 2) Kadjak, vom Elias-Berge bis zur Briſtol-Bai, incl. der Schumagin-Inſeln. 3) St.-Michaels, einſchl. Norton-Sund, den Jukon und den Kuſkoquim. 4) Unalaſchka, von den Schumagin-Inſeln bis Pribyloff, einſchl. der Fuchs-Inſeln. 5) Atka, einbegriffen die Reihe der übrigen Aleuten- und Commandeur-Inſeln. 6) Kurilen. Der geiſtliche Hauptort blieb Sitka, und es beſtanden ſieben Miſſions-Diſtricte: Sitka, Kadjak, Unalaſchka, Atka, Kenai, Nuſchergak und Kwikhpak. Die Kirchen wurden durch freiwillige Gaben erhalten. 11 Prieſter und 16 Dekane waren vorhanden. 1846 gab es 531 chriſtl. Thlinkiten, 1854 nur 38, 1859 nur 42. Schelikoff richtete die erſte und zweite Schule in Kadjak ein, in welcher ruſſiſche Sprache, Rechnen und Religion gelehrt wurde. 1841 wurde in Sitka eine geiſtliche Schule eröffnet, welche 1845 zum Range eines Seminars erhoben ward: alles aber in ſehr ſchlechtem Zuſtande. In Sitka war ein Hoſpital mit 40 Betten, in Kadjak mit 10 eingerichtet; in letzteres waren 1860 eingetreten 550 Kranke, und 12 ſtarben. (*W. H. Dall*, Alaska and its Resources. Boston 1860.)

(*G. A. v. Klöden.*)

KADJAKEN (Kadjakisch). Das Kadjakiſche iſt eine dem Eſkimo nahe verwandte Sprache. Wenjaminow, dem wir eine dürftige Grammatik dieſer Sprache zu verdanken haben, theilt dieſelbe in ſechs Mundarten: Kadjakiſch, Alegmutiſch, Tſchugaziſch, Tſchnagamutiſch, Malegmutiſch und endlich die Mundart der ſeßhaften Tſchuktſchen oder Namollen (wohl zu unterſcheiden von den nomadiſirenden Tſchuktſchen, welche ſprachlich in gar keiner Beziehung zu jenen ſtehen).

Da Wenjaminow's Angaben über die kadjakiſchen Lautverhältniſſe höchſt ungenügend ſind, läßt ſich nur vermuthungsweiſe ſagen, daß dieſelben im Weſentlichen mit denen der Eſkimo-Sprache übereinſtimmen. Dort wie hier iſt die Gutturalreihe die beſtentwickelte (q, γ, χ, k, g, ṅ). Unter den Vocalen kennt das Kadjakiſche nur die folgenden: a, e, i, u, ein Laut, welcher, wol ähnlich dem ſchwediſchen o zwiſchen o und u die Mitte hält, und y, welches dem dumpfen i-Laut der ſlawiſchen Sprachen entſpricht. Das e ſcheint überdies nur in Verbindung mit folgendem i vorzukommen, ſodaß es möglicherweiſe als bloße Schwächung des a anzuſehen iſt.

Seinem Baue nach gehört das Kadjakiſche zu den agglutinirenden Sprachen. Die Wort- und Formenbildung findet ausſchließlich auf dem Wege der Suffigirung ſtatt. Gleich dem Grönländiſchen beſitzt das Kadjakiſche außer dem Singular und Plural noch einen Dual. Das Poſſeſſivverhältniß wird durch gewiſſe Poſſeſſivſuffixe zum Ausdruck gebracht, z. B. ádaq, Vater; adáya, mein Vater; adán, dein Vater; adtí, ſein Vater u. ſ. w. Das Verbum ſoll eine große Anzahl von Formen aufzuweiſen haben; doch läßt ſich hierüber nichts Beſtimmtes mittheilen, da Wenjaminow leider unterlaſſen hat, auf dieſen Punkt näher einzugehen.

Die folgende Tabelle der Zahlwörter von 1 bis 10 mag das Verhältniß des Kadjakiſchen zum Grönländiſchen und Namolliſchen veranſchaulichen.

| | Grönländiſch. | Kadjakiſch. | Namolliſch. |
|---|---|---|---|
| 1 | atauseq | alinuk | atašek |
| 2 | maχdluq | maluk | malχok |
| 3 | piṅasut | piṅayun | piṅayu |
| 4 | sisamat | tšitaman | ištamat |
| 5 | tadlimat | taliman | tatlimat |
| 6 | aχfineq-atauseq | aχuinlṅin | aχwinljaq |
| 7 | aχfineq-maχdluq | malχuṅin | malχuk |
| 8 | aχfineq-piṅasut | iṅljulin | piχayunyn |
| 9 | aχfineq-sisamat | kulṅuyan | aχpinlik |
| 10 | qulit | qulin | kule |

Quellen: *S. Wenjaminow*, Zaměčanija o Kološenskom i Kadjakskom jazykach. Sanktpeterburg 1841. Fr. Müller, Grundriß der Sprachwiſſenſchaft, II, 1, S. 179. (*W. Grube.*)

Digitized by Google

**KADLUBEK** (Vincentius). Mit dieſem Namen wird der um 1160 in Opatow geborene polniſche Chroniſt Vincentius benannt (der Name Kadlubek wurde ihm als Patronymicum beigegeben). Er war, nachdem er ſich auf einer italieniſchen oder franzöſiſchen Univerſität den Magiſtergrad erworben hatte, — als Magiſter Vincentius tritt er zuerſt in einer Urkunde von 1189 auf — Probſt der Collegiatkirche zu Sendomir, und nach dem Tode des Biſchofs Fulco von Krakau deſſen Nachfolger. Als Biſchof von Krakau (1208—1218) betheiligte er ſich 1215 an der Krönung des ſiebenjährigen ungariſchen Prinzen Koloman und der jungen Tochter des Herzogs Leszek von Krakau zum König von Halicz. Nach mehrjährigen Kämpfen der Ungarn und Polen miteinander und gegen ruſſiſche Fürſten um den Beſitz des Fürſtenthums Halicz nach dem Tode des haliczer Fürſten Roman, der bei Zawichoſt gegen die Polen gefallen war (1205), verbanden ſich der ungariſche König Andreas II. und der Herzog Leszek zu einem gemeinſamen Vorgehen, nach welchem Koloman mit Salomea, der Tochter Leszek's, ſich vermählen und unter dem Schutze von Ungarn und Polen über Halicz herrſchen ſollte. Nach einer ſpäteren, aber glaubwürdigen Nachricht erhielt der krakauer Biſchof Vincentius den Auftrag, Salomea nach Halicz zur Krönung zu geleiten, welche von dem vom Papſte Innocenz III. dazu beauftragten Erzbiſchof von Gran unter Theilnahme des krakauer Biſchofs vorgenommen wurde. Wenige Jahre ſpäter, 1218, entſagte Vincentius freiwillig der Biſchofswürde und zog ſich in das von ihm durch eine Schenkung bedachte Ciſterzienſerkloſter Jędrzejow (Morimundus minor) zurück, wo er im Jahre 1223 ſtarb und begraben wurde. Die Zeit ſeiner Muße, die er in dieſer ſtillen Zurückgezogenheit fand, benutzte er zur Abfaſſung ſeiner polniſchen Chronik, welche in vier Büchern die ſagenhafte Urgeſchichte und die beglaubigte Geſchichte der Polen ſeit der Einführung des Chriſtenthums bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts enthält. Die Form der erſten drei Bücher, in welchen der Erzbiſchof von Gneſen, Johann, und Matthäus, der Biſchof von Krakau, über die Urgeſchichte und die ältere chriſtliche Geſchichte Polens ſich unterhalten, von denen der zweite die polniſchen Geſchichten erzählt, der erſte aber Analogien aus der Geſchichte des Alterthums anführt, hat Lelewel zu der Annahme veranlaßt, der Verfaſſer dieſes Theiles der Chronik ſei Matthäus, deſſen Arbeit Kadlubek ſeinem Werke einverleibt habe (Ueber Matthäus vom Geſchlecht der Cholewa, Wilna 1811), eine Annahme, welche durch die Ausgabe der Chronik des Vincentius nach dem Codex Eugenianus von Przezdziecki und durch Zeißberg's Buch über Vincentius Kadlubek, Wien 1869, beſeitigt worden iſt. Der Umſtand, daß Johann als Biſchof von Breslau und der krakauer Biſchof Matthäus beſonders eifrige Verehrer und Förderer des Ciſterzienſerordens in Polen waren, hat Kadlubek, der ſelbſt durch ſeine Schenkungen an die Ciſterzienſerklöſter Jędrzejow und Sulejow und noch mehr durch ſeinen Eintritt in die Gemeinſchaft der Mönche zu Jędrzejow ſeine Anhänglichkeit an dieſen Orden bekundet hatte, bewogen, ſie als Gewährsmänner und Interpreten der ältern polniſchen Geſchichte einzuführen. — Das Werk, die erſte von einem Polen in lateiniſcher Sprache geſchriebene polniſche Chronik, iſt eine rhetoriſch gehaltene, durch Reminiſcenzen aus Juſtin, Lucan, Cicero, Seneca, Quintilian, Ovid und einer Alexanderſage ausgeſchmückte Chronik, die in der älteren Partie auf Gallus, ſeit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts auf eigener Information beruht, und für dieſe Zeit die einzige umfängliche Quelle für die polniſche Geſchichte iſt. Die Urgeſchichte des erſten Buches iſt nach den Ausführungen v. Gutſchmidt's (im 17. Bande des Archivs f. öſterr. Geſchichtsforſchung) die durch gelehrte Interpretation verunſtaltete altpolniſche Sage. — Ausgaben der Chronik des Vincentius ſind: die von Herburt in Dobromil 1612; die von Kownazki 1824; die vom Grafen Przezdziecki, Krakau 1862; die von A. Mułkowski, Krakau 1864. — Vgl. Zeißberg: Ueber Vincentius Kadlubek in „Polniſche Geſchichtſchreibung des Mittelalters", Leipzig 1873, S. 49—78. (*W. Nehring.*)

**KADMEA** (ἡ Καδμεία), der älteſte Theil der Stadt Theben in Böotien, welcher der Tradition nach von Kadmos, dem eponymen Heros des wahrſcheinlich orientaliſchen (ſemitiſchen?) Volksſtammes der Καδμεῖοι oder Καδμεῖωνες gegründet iſt und nachdem weitere Stadttheile hinzugefügt und nach der Sage von Amphion und Zethos ummauert worden waren, als Akropolis der ganzen Stadt diente (vgl. *Paus.* IX, 5). Sie nahm den weſtlichſten der von den Mauern des ſiebenthorigen Theben umſchloſſenen Hügel ein, ſodaß die an ihrem weſtlichen Rande ſich hinziehende Befeſtigungsmauer zugleich einen Theil der Ringmauer der Stadt mit dem nach ſeiner Lage αἱ Ὕψισται πύλαι genannten Stadtthore bildete; ſie war aber auch an den übrigen Rändern gegen die Unterſtadt durch eine aus großen Blöcken von ziemlich unregelmäßiger Form erbaute Ringmauer abgeſchloſſen, ſodaß eine in der Kadmeia liegende Beſatzung ſich auch gegen die untere Stadt längere Zeit halten konnte, wie dies beim Aufſtand der Thebaner gegen Alexander d. Gr. im Jahre 335 der Fall war (vgl. *Arrian.* Anab. I, 7, 9). — Außer den Befeſtigungen enthielt die Kadmeia noch verſchiedene Heiligthümer: des Zeus Hypſiſtos, des Zeus Ammon (mit einer von Pindar geweihten, von Kalamis gearbeiteten Bildſäule), der Tyche (welche den Knaben Plutos tragend dargeſtellt war), der Aphrodite (mit drei alten Schnitzbildern der Göttin, welche als Weihgeſchenke der Harmonia, der Gattin des Kadmos, betrachtet wurden) und der Demeter Thermophoros; das letztere nahm nach der Tradition die Stelle ein, auf welcher einſt das Wohnhaus des Kadmos und ſeiner Nachkommen geſtanden haben ſollte. Zu der Zeit, als Pauſanias Theben beſuchte, d. h. in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr., befand ſich vor dieſem Heiligthume der Demeter der ſtädtiſche Marktplatz; es war nämlich damals die bewohnte Stadt auf dem Hügel der Kadmeia, den auch das jetzige Städtchen Thiva einnimmt, verbrannt, der übrige Raum der Stadt verlaſſen und mit

Digitized by Google

Ausnahme der Heiligthümer verödet. — Vgl. *Paus.* IX, c. 8, 5; c. 12, 3 fg.; c. 16, 1 fg.; dazu Burſian, Geographie von Griechenland I, 227 fg.

(*C. Bursian.*)

KADMILOS (Kasmilos), ſ. Kadmos und Kabiren.

KADMOS, Cadmus. Den richtigen Weg zur Erkenntniß der verſchiedenen in der griechiſchen Götter- und Heroenſage auftretenden Weſen dieſes Namens[1]) hat bereits O. Müller gezeigt, Orchom.$^{2}$ S. 111—115 (vgl. Proleg. S. 149 fg.), durch den Nachweis der geſchichtlichen und religionsgeſchichtlichen Verhältniſſe, unter denen jene aus einheitlicher Grundform ſich herausgeſtaltet haben; Welcker's Abhandlung „Ueber eine kretiſche Colonie in Theben" bezeichnet bei vielen glücklichen Einzelbemerkungen dem gegenüber im Ganzen einen Rückſchritt. Aus der ſonſtigen Literatur ſind hervorzuheben Unger's „Thebana paradoxa" als Fundgrube entlegener und unberückſichtigter Notizen, beſonders aber die einſchlägigen Partien aus H. D. Müller's „Mythologie der griechiſchen Stämme", in denen O. Müller's Unterſuchungen in weſentlichen Punkten berichtigt und ergänzt werden (I, 7. 235 fg.; 293—314; II, 312—328).

Auszugehen iſt mit O. Müller von der Tradition, daß Hermes von den Böotern, insbeſondere den Thebanern, ſowie von den Tyrſenern — d. h. den tyrſeniſchen Pelasgern — Kadmos und Kadmilos oder Kasmilos[2]) genannt wurde (*Lycophr.* 162. 219 mit *Tzetzes* und *Scholl.*; *Etym. Gud.* s. v.; Neuhäuſer „Cadmilus" p. 49 sq.). Dazu ſtimmt, daß der auf den wichtigſten Cultſtätten der tyrſeniſchen Kabiren (Imbros, Lemnos, Samothrake) nachweisbare kabiriſche Kadmos-Kadmilos ausdrücklich mit Hermes identificirt wird, deſſen Dienſt ſich nach den im Artikel „Kabiren" zuſammengeſtellten Thatſachen als Hauptbeſtandtheil der Kabirenreligion erweiſt (*Scholl. Apoll. Rhod.* I, 917; *Herod.* II, 51). Endlich fällt Kadmos auch im Mythos mit Hermes zuſammen, wenn er, wie ſonſt der Gott, dem Zeus im Kampfe gegen Typhoeus zur Seite ſteht, wie ſchon Piſander von Kamira, ſpäter Nonnos berichtete (Lobeck, Aglaoph. p. 1253 sq.; H. D. Müller, Myth. I, 302). Es iſt alſo eine wohlbezeugte Thatſache, daß Kadmos eine Bezeichnung des thebiſchen Hermes war, unter welchem die argiviſchen Kadmeer, ſchon nach Ausweis ihres Namens, ihren Stammgott verehrten; von ihnen ſcheinen dann die tyrſeniſchen Pelasger Cult und Namen angenommen und auf ihre Inſelſitze übertragen zu haben (H. D. Müller I, 294 fg.). Indem nun die Mythen dieſes Gottes von den Nachfolgern der Kadmeer in Theben und Umgegend, den Böotern, nicht mehr in ihrer urſprünglichen Bedeutung verſtanden und empfunden, ſondern als geſchichtliche Vorgänge aufgefaßt und daher mit verwandten Elementen aus der Stammſage der Kadmeer verſchmolzen wurden, entſtand nach O. Müller's einleuchtender Vermuthung (Orchom. S. 113) der ſcheinbar ſo verſchiedene Heros Kadmos, deſſen am überſichtlichſten von *Apollodor.* III, 1. 4 erzählten Mythus wir jetzt betrachten wollen.

Agenor, Sohn des Poſeidon und der Libya und Bruder des Aegypterkönigs Belos, hatte in Europa (*παραγενόμενος εἰς τὴν Εὐρώπην*) die Telephaſſa geheirathet und mit ihr den Kadmos, Phoinix und Kilix gezeugt, ſowie die Europa, welche nach anderer und älterer Tradition vielmehr Tochter des Phoinix ſein ſollte.[3]) Als nun Zeus die Europa in Thiergeſtalt nach Kreta entführt hatte, ſandte Agenor ſeine Söhne aus, um ſie zu ſuchen, mit dem Bedeuten, ohne ſie nicht zurückzukehren; Telephaſſa aber zog mit ihnen, ebenſo Thaſos, der bald als ihr Oheim, bald als Bruder oder Geſchwiſterkind erſcheint. Aber alle Bemühungen der Ausgezogenen ſind vergeblich, und da ſie ſich den Weg zur Heimat verſchloſſen ſehen, ſo gründen ſie ſich neue Heimſtätten, Phoinix in Phönikien, Kilix am Pyramosfluſſe im ſpäteren Kilikien, Thaſos auf der nach ihm benannten Inſel, Kadmos, dem Telephaſſa folgt, in Thrakien. Hier ſtarb Telephaſſa; Kadmos beſtattete ſie und zog nach Delphi, um das Orakel wegen der Schweſter zu befragen. Der Gott antwortete, er ſolle um die Schweſter nicht weiter ſorgen, ſondern ſich eine durch weiße mondförmige Flecken zu beiden Seiten des Rückens gekennzeichnete Kuh aus den Heerden des Pelagon in Phokis zur Führerin wählen und da eine Stadt gründen, wo ſie ermüdet niederſinken werde.[4]) Kadmos entführte oder kaufte dieſe Kuh, wie ihm befohlen, und folgte ihr nach in das ſpätere Böotien, wo ſie ſich niederlegte an dem Platze, auf dem ſpäter Theben gegründet wurde. Um die Kuh der Athene zu opfern, ſchickte er einige ſeiner Genoſſen an die Quelle des Ares nach Waſſer. Dieſe bewachte ein Drache, Sohn des Ares und der Erinys Tilphoſſa[5]), der den Zugang verwehrte und die Abgeſandten umbrachte. Da zog Kadmos ſelbſt hin und tödtete das Ungeheuer. Auf Athenens Rath aber pflügte er den anſtoßenden Acker (*Hyg.* fab. 178; *Ovid.* Met. III, 104) und ſäete die Zähne des Drachen, worauf gewappnete Männer

1) Eine ſichere Deutung iſt noch nicht gegeben. Vielen Beifall hat Welcker's Herleitung von κάζω (= Bildner, Ordner gefunden (Kret. Kol. S. 23 fg.), vgl. O. Müller, Proleg. S. 151; ähnlich noch neuerdings H. D. Müller, Indogerm. Sprachbau S. 207. J. Baunack faßt κα = κατά (wie in *Κασταλία* u. a.: Curtius, Studien X, 109 fg.) und erkennt in -δμος die Wurzel δαμ (δάμνημι), vergl. Ἄδμης; ſodaß ſich eine für den Heros wie den Gott des ſiegreich eindringenden Stammes gleich paſſende Bedeutung ergeben würde; vergl. jedoch den Künſtlernamen *Εὔκαδμος*. Die Ableitungen aus ſemitiſchem Sprachgebiete hat gut zurückgewieſen Neuhäuſer, Cadmilus p. 64 sq., während ſeine eigene Deutung „procurator, administer" (von κήδω) wenig glücklich erſcheint. 2) In dem Deminutivum erkennt Welcker, Kret. Kol. S. 31, vielleicht mit Recht, ein Zeugniß von der Auffaſſung des Hermes als Kind, wodurch dem Kabirendienſte ein neues Element der altargiviſchen Stammreligion (H. D. Müller II, 355) zugewieſen würde.

3) Vgl. *Hom.* Il. XIV, 34; *Apollod.* a. a. O.; *Paus.* VII, 4, 2; H. D. Müller, Myth. I, 305. Ueber die an die Spitze geſtellte Genealogie vergl. H. D. Müller I, 57 fg. 4) Vgl. noch *Scholl. Eur. Phoen.* 608; *Arist.* Ran. 1256; *Paus.* IX, 2, 1; Unger p. 3 sq., dissertat. Halens. IV p. 27 sq. 5) *Schol. Soph. Ant.* 126. Vergl. K. Tümpel, Fleckeiſen's Jahrbb. Suppl. XI, 695. 706 fg.

Digitized by Google

aus der Erde hervorwuchſen, die man Sparten nannte. Dieſe erſchlugen einander, entweder weil ſie unter ſich in Streit geriethen oder, nach Pherekydes, weil Kadmos, wie Jaſon, Steine unter ſie warf und ſie meinten, das hätten einige unter ihnen gethan. Nur fünf blieben am Leben und ſchloſſen untereinander und mit Kadmos Frieden und Freundſchaft: Echion, Udaios, Chthonios, Hyperenor, Pelor, nach Timagoras *Schol. Eur. Phoen.* 670. 942 auch Kreon. Die Blutſchuld, die Kadmos durch den Mord des Drachen und der Drachenſöhne auf ſich geladen[6], mußte er dem Ares erſt durch achtjährige, den Zeitraum des „großen Jahres" ausfüllende Knechtſchaft abbüßen. Darauf überwies ihm Athene die Herrſchaft von Theben, Zeus aber gab ihm Harmonia, die Tochter des Ares und der Aphrodite (nach andern Elektra: Unger S. 273) zum Weibe. Zur Hochzeitsfeier ihrer Schützlinge ſtiegen alle Götter vom Olymp hernieder zur Kadmea, welche Kadmos und ſeine Genoſſen im Verein mit den Sparten (Unger S. 13) gebaut hatten.[7]

Auf den erſten Blick erkennt man, daß in dieſem Mythencomplex — den Verfaſſer abſichtlich in engſtem Anſchluß an den antiken Mythographen wiedergegeben hat, ohne die leichterkennbaren Fugen und Unebenheiten zu verdecken und zu glätten — ganz verſchiedenartige und widerſtrebende Elemente verbunden und in Eins verarbeitet ſind. Als Grundlage ergibt ſich jener bei Gelegenheit der ſamothrakiſchen Kabiren beſprochene religiös-ſymboliſche Mythus der Kadmeer und Tyrſener, in welchem Hermes-Kadmos[8] die während der Winterszeit verſchwundene Demeter-Europa ſuchte, wiederfand und ſich mit ihr in heiliger Ehe vermählte.[9] Daß dieſer Mythus urſprünglich in Böotien heimiſch war, beweiſt, abgeſehen von den oben beſprochenen religionsgeſchichtlichen Verhältniſſen, die thebiſche Localtradition vom Verſtecke der Europa auf dem teumeſſiſchen Berge[10], ſowie die Thatſache, daß ſich Europa in alterthümlich-religiöſer Geltung nur in Lebadeia, vielleicht auch in Kopai erhalten hat.[11] Ein Ueberbleibſel religiöſer Symbole iſt wol in der durch mondförmige Flecken gekennzeichneten Kuh zu erkennen, der Kadmos in dem hiſtoriſch aufgefaßten Mythus folgt, wie urſprünglich der kuhgeſtalteten Göttin ſelbſt.[12] Dieſer religiöſe Kern iſt nun völlig überwuchert und verdeckt durch legendenartige und hiſtoriſche Elemente, in welchen Kadmos als Stammheros der argiviſchen Kadmeer aufgefaßt und in durchſichtiger Symbolik ihre von Norden her erfolgte Einwanderung in Theben berichtet wird. In der Stadt hauſten vorher neben den Tyrſenern als Herrſcher die thrakiſchen Aonen und verwandte Volkselemente (*Paus.* IX, 5, 1), Verehrer des Ares und der durch tyrſeniſchen Einfluß zur Aphrodite Apoſtrophia gewordenen Erinys Tilphoſſa.[13] Ihnen gehörte vermuthlich der urſprüngliche naturſymboliſche Mythus vom Drachenkampf, ſowie die durchſichtige etymologiſche Legende vom autochthonen Urſprung der edeln Spartengeſchlechter.[14] Als nun die Kadmeer in Theben eindrangen, trat zunächſt an Stelle eines analogen Weſens aus der Aresreligion[15] Hermes-Kadmos als Ueberwinder der durch den Drachen ſymboliſirten finſteren Gewalten, zugleich aber gewann der Mythus hiſtoriſche Bedeutung, indem der Drache als Repräſentant der alten Einwohnerſchaft gefaßt wurde (Welcker, Kret. Kol. S. 78[176]). So ſcheint ſich denn auch im Verhalten der Drachenſöhne gegenüber Kadmos das Schickſal der Aonen widerzuſpiegeln, die — wenn die Tradition bei *Paus.* IX, 5, 1 Glauben verdient — nach blutigem Kampfe mit den Kadmeern Frieden ſchloſſen und ſich in ihr Gemeinweſen aufnehmen ließen.[16]

6) Die Worte Apollodor's ἀνθ' ὧν ἔκτεινεν können nicht auf den Drachen allein bezogen werden. 7) Die Gründung der Kadmea wird in allen beſſeren Quellen vom Bau der Mauern durch Amphion und Zethos unterſchieden (Unger p. 15 sq.), ſodaß man die immerhin fragliche Beziehung der ſieben Thore auf ſemitiſche Religion nicht für das Phönikerthum des Kadmos anführen darf. 8) Die Identität des Heros Kadmos mit dem als Gemahl der Demeter erwieſenen Gotte wird beſtätigt durch die Tradition, daß Kadmos im Tempel der Demeter Thesmophoros gewohnt habe (*Paus.* IX, 16, 5). 9) Europa war Beiname der Demeter in Lebadeia (*Paus.* IX, 39, 4); die Beziehung der beiden im Mythus eng verbundenen Namen auf zuſammengehörige Gottheiten ſowie die ſamothrakiſche Feſtfeier erhebt die oben wiedergegebene Auffaſſung über allen Zweifel. Harmonia iſt nach H. D. Müller nur als Stellvertreterin der von anderer Seite in Beſchlag genommenen Europa zu betrachten. Ueber die zuletzt von Duncker, Geſch. V[3], 51 erneuten Verſuche, Kadmos und Europa-Harmonia als göttliche Weſen der phönikiſchen Religion zu vindiciren, vgl. H. D. Müller I, 299 fg. 10) Europa ſoll hier, wie in Kreta, von einem Hunde, nach zweifelhafterer Tradition auch von einem Drachen bewacht geweſen ſein (Unger p. 399 sq.; Uſener, Rhein. Muſ. XXIII, 337), wodurch ihr Aufenthalt deutlich als unterweltlich gekennzeichnet wird. So würde mit Kadmos dem Drachentödter, der auch als Herr des Hundes genannt wird (Unger p. 401), Hermes Kynanches Kandaules Argeiphontes ſich berühren (Uſener S. 335).

11) Vgl. Welcker, Kret. Kol. S. 21[42], wo aus einer kopaiſchen Münze mit dem Stierſymbol auf Europadienſt geſchloſſen wird; merkwürdig genug, daß auch das mythologiſche hapax legomenon einer Demeter Tauropolos aus Kopai ſtammt (Keil zur Sylloge inscr. Boeot. S. 584). 12) Preller ſieht in der Kuh II, 27 ein „Symbol der Anſiedelung"; ganz richtig, nur ſcheint die Wahl des Symbols aus einer Anzahl von gleich möglichen durch den alten religiöſen Zuſammenhang beſtimmt, wie in analogen Fällen der Aeneasſage: Klauſen, Aen. S. 354; Welcker, Kret. Kol. S. 74. 166. Sonſt bliebe auch jenes Zeichen unerklärt, welches dem Gottſtiere der Europa gleichfalls zugeſchrieben wird (*Moschos*, Eur. 84—88). Eine ganz ähnliche Sage von den thebiſchen Gephyräern: *Eustath.*, *Hom.* Il. III, 222, p. 408. 13) Vgl. hierüber K. Tümpel in Fleck. Jahrbb. Suppl. XI, 696—722 und Verfaſſer daſ. 123, 295—300. 14) Näheres über die Entſtehung und den Charakter der Spartennamen bei H. D. Müller II, 325 fg. und Tümpel S. 708. 713 fg. Dem Kadmos ſtehen die Sparten fremd gegenüber; für ihre Zugehörigkeit zu den thrakiſchen Aonen ſpricht auch noch ihre Verwandtſchaft mit den Aloiden. 15) Erhalten in Perſeus, wenn er die Gorgonen mit Schlangenhaar und Eberzahn tödtet, in deren Geſtalt ſich alle chthoniſchen Symbole der Aresreligion (wie beſonders Eber und Schlange) verbinden: Fleck. Jahrbb. 123, S. 304[47]. Ueberraſchender Weiſe legen auch die nur von *Tzetzes*, Lycophr. 1206 überlieferten Namen der vom Drachen bezwungenen Gefährten des Kadmos, Deileon und Seriphos (vergl. den Aresheros Perſeus auf Seriphos) Beziehungen auf Ares nahe. 16) Vergl. Tümpel S. 712 fg. Ganz aber geht ſo die Rechnung nicht auf, insbeſondere bleibt unerklärt, warum die Sparten — auch hierin

Digitized by Google

Unter den Einfluß der nämlichen hiſtoriſchen Verhältniſſe iſt die nach Maßgabe der ſamothrakiſchen Frühlingsfeier urſprünglich entſchieden naturſymboliſch gemeinte Ehe des Kadmos und der Harmonia getreten: Harmonia, als Gattin mit dem ſiegreich eindringenden Kadmos verbunden, wird zugleich als Tochter an das Götterpaar der unterliegenden Aonen angeſchloſſen und ſo die friedliche Vereinigung beider Stämme mythiſch dargeſtellt. Als jüngſten Anſatz an den böotiſchen Stamm des Mythus wird man die Knechtſchaft des Helden betrachten müſſen, die wol mit Recht von O. Müller, Dor. I, 237 aus analogen Gebräuchen des Apollocultus zu Delphi hergeleitet iſt, zumal Kadmos mit dem dortigen Orakel ausdrücklich in Verbindung geſetzt wird (anders O. Müller, Orchom. S. 213 und H. D. Müller II, 324). Die in der Kadmosſage auftretenden Gottheiten Ares und Erinys Athena Demeter hat K. Tümpel (Fleckeiſen's Jahrbb. Suppl. XI, 685—722) nachgewieſen in der räthſelhaften auf der Kadmea verehrten Cultgruppe des Ares und der drei Aphroditen, ſodaß auch in dieſer Hinſicht nicht ſowol dichteriſche Willkür wie religionsgeſchichtliche Verhältniſſe die Ausgeſtaltung des Mythus beſtimmt zu haben ſcheinen.

Mit der Wanderung argiviſch-kadmeiſcher oder überhaupt böotiſcher Volkselemente wurden bald auch andere, zum Theil weit entlegene Orte in den Kreis des urſprünglich auf Böotien beſchränkten Mythus gezogen[17], und ſo verwandelte ſich Kadmos, ähnlich wie Perſeus und die Helden der Argonautenſage, aus dem Stammheros allmählich in den ſeefahrenden Abenteurer. Von größter Bedeutung iſt hier die kretiſche Sage von der Entführung der Europa durch Zeus, die H. D. Müller II, 317 fg. mit großer Wahrſcheinlichkeit auf eine Wanderung argiviſch-kadmiſcher Coloniſten unter achäiſcher Führung gedeutet hat.[18] Der bei Gortyna und auf dem dictäiſchen Berge localiſirte Europamythus[19]) gewann auf dem ſagenberühmten Eilande beſonders durch die Verbindung mit dem hohen Nationalgotte eine ſolche Bedeutung, daß die böotiſche Localtradition dadurch ganz in Schatten geſtellt und Europa von Kadmos in dem Vulgärmythus für immer getrennt wurde. In Kreta iſt ferner nach H. D. Müller (I, 306 fg.) auf organiſchem Wege durch Berührung mit den mythiſch als Phönikier aufgefaßten Karern die Ueberlieferung von dem phönikiſchen Urſprung zunächſt der Europa, ſpäter des Kadmos erwachſen, welche nach der ſeit O. Müller (Orchom. S. 113) herrſchenden Anſicht lediglich durch Trugſchlüſſe der Logographen entſtanden ſein ſoll.[20] Dem phönikiſchen Kadmos hat man dann — und das iſt wol die jüngſte Schicht der Sage — die Einführung der Buchſtabenſchrift, der Metallbearbeitung und andere Kunſtfertigkeiten zugeſchrieben[21]), ſodaß der Held im ſpäteren Nationalbewußtſein in der That als der Culturbringer und Bezwinger der Barbarei erſcheint, worin ältere und neuere Forſcher vielfach ſeine Grundbedeutung geſehen haben.

Mehr äußerlich an den beſprochenen Mythus angehängt als mit ihm verſchmolzen iſt die in ihren Grundzügen von *Apollodor.* III, 5, 4 (vergl. Unger S. 44—52) erzählte Sage von Kadmos und Harmonia in Illyrien. Nachdem Kadmos lange Jahre in Theben regiert und mit Harmonia Autonoe, Ino, Semele, Agaue und Polydoros[22]) gezeugt hatte (*Hes.* Theog. 975 fg.), verließ er Theben, von Dionyſos vertrieben oder aus Kummer über das Schickſal ſeines durch den verſchmähten Gott hart geſtraften Hauſes[23]), und zog mit ſeiner Gattin auf einem Stiergeſpann (*Eurip.* Bacch. 1333; *Steph. Byz.* s. v. *Βουδόη*) nach Illyrien. Hier verhalf er den von den Illyriern bedrängten Encheleern zum Siege und wohnte hinfort unter ihnen als ihr König. Nach langer glücklicher Regierung wurden er und ſein Weib in Schlangen verwandelt und beide lebten entweder an der Grabſtätte fort (*Callim.* fr. 104 fg.; *Ovid.* Met. IV, 600) oder wurden von Zeus ins Elyſium (auf die ſeligen Inſeln) verſetzt (*Scholl. Pind. Pyth.* III, 153; *Eurip.* Bacch. 1339); ihr Sohn und Nachfolger in der Herrſchaft war der gewaltige, von einer Schlange genährte Illyrios (Unger S. 51). Das Grabmal des Königspaares zeigte man bei Dyrrhachion (*Steph. Byz.* s. v.) am Drilonfluſſe, und in der Nähe ſcheint ſich ein Heiligthum, wie in

---

den Aloiden verwandt — ſich gerade gegenſeitig morden. H. D. Müller's Anſicht, daß hier eine prototypiſche Beziehung auf alte Feſtbräuche zur Sühne des Drachenmordes anzunehmen ſei, ſcheint um ſo wahrſcheinlicher, als *Servius*, Aen. I, 317, einen ganz ähnlichen Brauch zur Sühnung des Mordes der thrakiſchen Harpalyke poſitiv überliefert („ut ad eius tumulum . . . propter expiationem per imaginem pugnae concurrerent").

17) Nach Sparta (wo Kadmos nach *Paus.* III, 15, 6, ein Heroon hatte) und Thera ſcheint die Sage durch die thebiſchen Aegiden verpflanzt zu ſein; über Kadmos in Illyrien und Samothrake (Thaſos, Thrakien) unten mehr. 18) Die Stiergeſtalt des Zeus iſt der Symbolik der Kadmeer entlehnt, vgl. Anm. 11, 12. 19) Welcker, Kret. Kol. S. 4 fg. Europa am Fluſſe Lethaeus (wiederum unterweltlich) nach *Solin.* XI, 9, nach *Vibius Sequ.* vielmehr Harmonia (L. . . . ita dictus quod Harmonia . . . Cadmon ibi oblita dicitur), ſodaß beide Geſtalten wieder ineinander überſpielen.

20) Ueber das Griechenthum des Kadmos ſind ſich wol alle Mythologen von Fach (vgl. noch Preller-Plew, II, 27 und Schömann, Gr. Alterth. I, 43) einig. Nur die Hiſtoriker haben, von den unleugbaren ſemitiſchen Elementen in der griechiſchen Cultur ausgehend, meiſt an Kadmos dem Phönikier feſtgehalten, ſo außer Movers beſonders Brandis, Hermes II, 258 fg. und Duncker, Geſch. V⁴, 51. Die Sage proteſtirt geradezu dagegen, wenn Kadmos Bruder des Phoinix heißt (H. D. Müller I, 305) und Phoinix nach Phönikien zieht, wo alſo ſein Vater Agenor nicht geherrſcht haben kann. So verlegt denn auch Apollodor den Sitz des Agenor vielmehr nach Europa; in einer vereinzelten Tradition *Paroemiogr.* Gr. I app. V, 42 (= *Suid.* s. v. *'Ωγύγια κακὰ*) heißt Kadmos gar Sohn des thebiſchen Ogyges. Erſt die Logographen machten die Anſicht von der ausländiſchen — phönikiſchen oder ägyptiſchen — Herkunft des Kadmos zur herrſchenden: Welcker 64 fg.; Unger p. 12. 70. 21) Vgl. Jacobi, Wörterb. der Mythol. S. 516 Anm. Auch die Leitung der thebiſchen Quellen wird auf ihn zurückgeführt: Unger p. 111 extr. Merkwürdig, daß die Buchſtabenſchrift auch von dem mit Kadmos ſo eng verwandten Hermes erfunden ſein ſoll. 22) Vgl. Eudoros, Sohn des Hermes und der Polymele. 23) Unger p. 51 sq. 385. Nach der ſonderbaren euhemeriſtiſchen Tradition *Zenob.* IV, 45 wurde er gar von den Bürgern verbannt, weil er ſeinen Rivalen Linos erſchlagen hatte.

Digitized by Google

Theben und Sparta, befunden zu haben[24]); auch der Fluß Kadmos in Thesprotien (*Steph. Byz.* s. v. *Καμμανία*) ſcheint mit dieſem Zweige der Kadmosſage in Verbindung zu ſtehen. Eben dieſe localen Anknüpfungen machen es ſchwer glaublich, daß wir hier eine willkürliche Fiction vor uns haben, wie unter anderen Welcker, Kret. Kol. S. 89 (vergl. Tril. S. 116) annahm; vielmehr wird man mit Preller-Plew II, S. 26 die Sage mit der von Herodot V, 61 überlieferten Einwanderung vertriebener Kadmeer in Zuſammenhang bringen müſſen, die zwar gleichfalls angezweifelt iſt, aber in zahlreichen auf Böotien und ſpeciell Theben zurückweiſenden Spuren in und bei Dyrrhachion eine Stütze findet.[25]) Unter den Schützlingen des Kadmos, den Encheleern — nach Andeutung ihres Namens „Drachenſöhne" wie die thebiſchen Sparten[26]) — wären dann eben jene aoniſch-kadmeiſchen Volkselemente aus Theben zu verſtehen, welches einſt den Namen Encheleia getragen haben ſoll (*Joann. Ant.* fr. 8 = *Malal.* II p. 49, 6). Man bemerke übrigens, wie auch in dieſem Sagengewebe die beiden Hauptſymbole des thebiſchen Kadmosmythus, Kuh und Schlange (letztere mit deutlicher Beziehung aufs Jenſeit), nicht ohne Verſtändniß für den alten Sinn verwandt werden.

Endlich erzählte man auch auf Samothrake von Kadmos dem Heros und ſeinem Weibe Harmonia; die vermittelnden Träger der Sage waren hier, wie im Artikel „Kabiren" gezeigt iſt, die von Theben ausgegangenen tyrſeniſchen Pelasger. Die ſamothrakiſche Sage tritt nun, anders wie die kretiſche und illyriſche, in ſchärfſten Gegenſatz zur thebiſchen, indem ſie Harmonia als Schweſter des Dardanos und Jaſion, Tochter des Zeus und der Elektra, in das religiös-genealogiſche Syſtem der Umgegend herüberzieht, die berühmte Hochzeit auf die Inſel verlegt[27]) und Kadmos in Beziehung zur Kabirenweihe ſetzt und als einheimiſchen König behandelt (*Diod.* IV, 48, 5. 49; Unger S. 271 fg.). Es entſpricht das ganz den hohen Anſprüchen, welche die „heilige Inſel", die religiöſe Metropole der ganzen Umgegend, machte und machen konnte.[28])

Die nicht eben zahlreichen auf die Kadmosſage bezüglichen Kunſtwerke ſtellen meiſt den Drachenkampf dar und bieten dem Mythologen nichts weſentlich Neues.[29]) Von Intereſſe iſt nur, daß auf einer Hydria aus Vulci außer einem zahlreichen Götterperſonal dabei auch Harmonia erſcheint, ſodaß die Hand der Göttertochter hier — ganz anders und beſſer als bei Apollodor — allem Anſchein nach als Preis für die Tödtung des Drachen hingeſtellt wird.[30]) Freilich iſt ſchwer zu entſcheiden, ob man darin eine ſelbſtändige Erfindung des Künſtlers oder die Spur einer alten Sage wird erkennen müſſen, in der etwa Harmonia, ähnlich wie ihre Doppelgängerin Europa vom Unterweltshunde, von dem gleichbedeutenden Drachen bewacht wurde.[31]) (*O. Crusius.*)

**KADNIKOW**, Kreisſtadt im europäiſch-ruſſiſchen Gouvernement Wologda, 47 Kilom. nordöſtlich von Wologda, an der Poſtſtraße von Archangelsk nach Petersburg und Moskau und an der Sodima, einem Zufluſſe der Peſchma. Bei der Einrichtung des Gouvernements Wologda wurde das an dieſer Stelle gelegene Dorf Kadnikow zur Kreisſtadt erhoben. Kadnikow hat drei Kirchen, von denen die Kathedrale auf Koſten der Kaiſerin Katharina II. erbaut iſt, 43 Kaufläden, drei Schulen, drei Jahrmärkte und 1583 Einw. Weder in induſtrieller noch in commercieller Hinſicht iſt Kadnikow von Bedeutung, denn der Handel beſchränkt ſich auf den Aufkauf von Butter, Leinwand und Fellen (im Werthe von 15,000 Rubel), die von hier aus nach Wologda und Koſtroma geführt werden. Ebenſo unbedeutend ſind die Talglichtfabrik, die Bierbrauerei, die Färberei und eine Pfefferkuchenfabrik, in der jährlich 750 Pud Pfefferkuchen im Werthe von 2000 Rubel fabricirt werden. Der Import auf den Jahrmärkten beſteht aus Tuch, Seidenzeugen, Wolle, Pferden, Getreide, Flachs und Oel. (*A. v. Wald.*)

**KADOM**, bezirksloſe Stadt im Temnikowſchen Kreiſe des europäiſch-ruſſiſchen Gouvernements Tambow, 285 Kilom. im N.N.O. von Tambow an der ſchiffbaren Mokſcha in einer niederen Sandebene gelegen, auf der ſich zwei Sandhügel erheben, auf deren einem der Kirchhof der Stadt liegt. Kadom gehört zu den älteſten Städten Rußlands. Im J. 1426 wurde es vom Groß-

24) Vergl. jedoch Unger p. 50 sq. Auch zeigte man ſchlangenähnliche Steine, in welche das Paar verwandelt ſein ſollte: *Nonn.* Dion. 44, 116; *Dion. Perieg.* v. 395; Schneider, *Callim.* II, 365. 25) Epidamnus ſollte angelegt ſein wie Theben; auch die Amphion-Zethos-Sage war hier heimiſch: Unger p. 44 sq. (der wol auch von dieſen Traditionen zu gering denkt); nach dem Encheleiſchen Harpyia ſollte Baton, der Wagenlenker des Amphiaraos, übergeſiedelt ſein (*Steph. Byz.* s. Ἁρπ.) u. ſ. w. 26) Die ſprachliche Verwandtſchaft von ἔχις (vergl. Ἐχίων den Sparten) und ἔγχελυς liegt auf der Hand: Curtius, Grundz. der griech. Etym. Nr. 172. Die von Unger p. 23 bezweifelte Notiz *Schol. Lucan.* III, 189 (III, p. 201 W., anders bei Uſener I, p. 100) „enchelys dicitur draco" (vergl. *Nonn.* XIX, 332) wird der Hauptſache nach beſtätigt durch die Sage von Kiſſamis dem Koer (*Zenob.* IV, 64 = *Suid.* II p. 410), in der ein ἔγχελυς als Heerdenräuber und Unglücksdämon auftritt, ganz wie der mythiſche δράκων. Auch Illyrius erſcheint nach der oben mitgetheilten Sage (Unger p. 51) als Drachenſohn. 27) Das Nähere iſt im Artikel Kabiren gegeben Anm. 23. 28) Eine Vermittelung und Ausgleichung der thebiſchen und ſamothrakiſchen Tradition verſucht *Ephorus*, Schol. Eurip. Phoen. 7 = fr. 12, p. 235 M. Nach ihm war zwar Harmonia, Tochter der Elektra, auf Samothrake heimiſch, wurde aber von Kadmos geraubt und nach Theben entführt, wo ſie das elektriſche Thor zu Ehren ihrer Mutter benannt haben ſollte: Unger p. 271 sq.

29) Vergl. O. Müller, Handbuch der Arch. §. 412, Anm. 3; Welcker, Alte Denkm. III, 385—392; Heydemann, Archäol. Zeitung 1872, S. 35; Puchſtein, daſ. 1881, S. 238, Taf. 12. Die Beziehung des Albani'ſchen Reliefs auf die Hochzeit des Kadmos (Zoega) erſcheint zweifelhaft. 30) Vergl. Welcker a. a. O. S. 386 fg. Auf demſelben Vaſenbilde erſcheint die altthebiſche neben dem kabiriſchen Kadmos bezeugte Göttergruppe Hermes-Demeter (Kora): Welcker S. 389. 31) Vielleicht darf man für die letztere Möglichkeit den euhemeriſtiſchen Bericht des *Derkylos*, Schol. Eurip. Phoen. 7 anführen, in welchem Harmonia als Tochter eines thebiſchen Königs *Δράκων* bezeichnet wird, ὃν φονεύσας Κάδμος ἔγημεν Ἁρμονίαν: H. D. Müller II, 322.



Digitized by Google

fürſten Waſſilji Waſſiljewitſch der Familie Protaſſow geſchenkt, wurde ſpäter von den Polen eingenommen, im J. 1609 aber vom General Scheremetjew denſelben wieder abgenommen. Im J. 1708 wurde Kadom bei der Eintheilung Rußlands in 8 Gouvernements dem kaſanſchen Gouvernement zugezählt, 1719 dem aſowſchen, 1725 dem Gouvernement Woroneſch und erſt im J. 1779 zur Kreisſtadt des Gouvernements Tambow erhoben. 1787 verlor Kadom ſeine Stadtrechte. Gegenwärtig hat die Stadt vier Kirchen, 62 Kaufläden, eine Elementarſchule, ſieben Oelmühlen, drei Gerbereien, eine Eiſengießerei, drei Ziegelbrennereien und 7108 Einw. Aus dem bei der Stadt liegenden Hafen werden jährlich Waaren im Werthe von 52,000 Rubel verſchifft, namentlich Getreide, Hanfſamen, Spiritus und Hornvieh. Von geringer Bedeutung ſind die zwei, am 29. Juni und 1. Oct. (a. St.) ſtattfindenden Jahrmärkte. (*A. v. Wald.*)

KADSCHAREN, der ſeit 1794 durch Aga Mohammed Chan aus Maſenderan, wo er eine hohe Hofſtellung einnahm, in Perſien herrſchende türkiſche Stamm, nur mit 3800 Familien, welche aber den größten Theil der einträglichen Aemter innehaben und durch ihren Druck auf die übrige Bevölkerung ſich bei dieſer ſehr unbeliebt machten. Die Kadſcharen ſind Schähr-Nidſchin (Städtebewohner) und ihre Hauptorte Aſterabad und Teheran. (ſ. Näheres im Art. Perser). (*Richard Oberländer.*)

KADU (holländiſch Kadoe) oder Kedu iſt eine gebirgige Binnenprovinz in dem niederländiſchen Java, im Umfang von über 2050 □Kilom. und dicht bevölkert. Der fruchtbare Boden dieſer entzückend ſchönen und geſunden Landſchaft liefert durchweg reiche Ernten von Reis und Kaffee und den beſten Taback, und der Boden iſt ſo weit durchweg in Cultur, daß es bereits an Bauholz fehlt. Der Hauptort Magelang, in 384 m Höhe, mit 4000 E. und einem gemauerten Fort, liegt an dem ſtark ſtrömenden Progo in einer der ſchönſten Landſchaften Javas, zwiſchen dem weſtlich ſich erhebenden Doppel-Vulkan des 3385 m hohen gewaltigen Sumbing nebſt dem 3202 m hohen Sandoro, und dem öſtlich aufſteigenden Doppel-Vulkan des 2806 m hohen Merbabu und des 3115 m hohen Merapi. Auch die Orte Menoreh, Temangong, Medono, Muntielan und Pakkies, mit europäiſchen Baumgärten, ſind alle ſehr hoch gelegen. Die Pferde ſind hier größer und ſtärker als im übrigen Java. — 37 km im Nordoſten von dem Hauptorte und dem Progo-Fluſſe erhebt ſich auf einer ziemlich anſehnlichen Höhe die größte und ſchönſte Tempelruine von ganz Java; obwol faſt 13 Jahrhunderte alt, ſind ihre Zierathen doch noch vortrefflich erhalten. Dieſer Buddha-Tempel heißt Boro-Budur, d. i. viele Buddhas. Das Bauwerk iſt eine flache, breite Pyramide, deren quadratiſche Seite 1516 m Länge hat, und es erhebt ſich in ſechs Terraſſen ſtufenförmig zu 30 m Höhe. Längs jeder Terraſſe bildet eine mit Skulpturwerken bedeckte Mauer die nächſt höhere Stufe. Auf der oberſten befinden ſich drei kreisrunde kleine Terraſſen übereinander mit 34, 24 und 14, in Summe 72 runden, glockenförmigen Tempelchen, in deren jedem ein Buddha ſitzt; und aus ihrer Mitte erhebt ſich eine 15,5 m im Durchmeſſer haltende, 8,2 m hohe Kuppel und darauf ſteht eine 9 m hohe Spitzſäule. Das Ganze beſteht aus künſtlich ineinandergefügten Trachyt-Quadern. Die Architektur in den Eingangsbögen, den Treppen und Niſchen und Kuppeln iſt großartig und zugleich zierlich, aber das Ganze durch eine Fülle von Basreliefs überladen. Auf einer Fläche von 4 und 3,5 Fuß (14 □Fuß) hat man mehr als tauſend Figuren gezählt, welche Ceremonien, Proceſſionen, Wagen-Rennen, Schlachten, Seegefechte u. ſ. w. darſtellen. Die äußere unterſte Wand enthält 480 Reliefs. Die ſchönſten Skulpturen befinden ſich an der inneren Wand der erſten Galerie. Alle ſenkrechten Wände ſind mit Reliefs, Arabesken und Guirlanden bekleidet. Die Zahl der großen Reliefs beläuft ſich auf 2000, die Geſammtzahl der Figuren auf den fünf Galerien auf etwa 20,000. Sämmtliche Mauern der Galerien tragen reichverzierte Niſchen, in denen überlebensgroße Buddhas thronen, im Ganzen etwa 500. Die Compoſitionen ſind ſehr mannichfaltig und ſinnig, und ſelbſt die kleinſten Einzelheiten von der ſorgfältigſten Ausführung. Man glaubt, daß dieſes Bauwerk aus der Zeit von a. 600 ſtamme; aber kein Javaneſe hat eine Ahnung, von wem und aus welcher Zeit es herrühre, ſo ganz haben Kriege, Revolutionen, Dynaſtienwechſel und Völkerwanderungen jede Tradition vernichtet. — Das auf Koſten der niederländiſchen Regierung 1874 publicirte großartige Werk, Text von Dr. C. Leemans, gibt auf 393 Tafeln in Rieſen-Folio-Format alle Einzelheiten dieſes merkwürdigen alten Bauwerkes wieder. 500 Exemplare des Werkes ſind in die Bibliotheken des In- und Auslandes vertheilt worden. (*G. A. v. Klöden.*)

Käfer, ſ. Caleoptera.

Kaferistan, aſiatiſche Landſchaft, ſ. Kafir.

KÄFERNBURG. Die Grafen von Käfernburg (Kefernburg) bilden ein altes mächtiges Grafengeſchlecht, deſſen Stammburg öſtlich von Arnſtadt, dem heutigen Schwarzburg-Sondershauſenſchen Amte, noch als Ruine vorhanden iſt. Als erſter Graf erſcheint der von Bonifacius zum Chriſtenthum bekehrte Hugo, eifriger Bekenner und Wohlthäter des neubegründeten nachbarlichen Kloſters Ohrdruff, der ſelbſt ſein Leben im geiſtlichen Stande beſchloß. Um 1040 finden wir Sigbart, auch Sizzo genannt, hervorragend betheiligt an der Stiftung des Naumburger Doms. Einer ſeiner Nachfolger, Günther († 1196), verpfändete 1188 das Schloß und Gebiet Elgersburg an die Grafen von Henneberg, vermehrte dagegen ſeinen Beſitz durch Heirath mit der Grafſchaft Hallermund. Dieſer Günther hinterließ fünf Söhne, von denen ſich zwei dem geiſtlichen Stande widmeten: der eine, Albrecht, hatte von 1205 bis 1232, der jüngere, Wilbrand, von 1235 bis 1254 den erzbiſchöflichen Stuhl von Magdeburg inne. Die andern drei Brüder theilten das Geſchlecht in drei Hauptzweige: Günther IV. ſetzte die Hauptlinie von Käfernburg fort, Rudolf gründete diejenige von Hallermund (dem ehemalig mütterlichen Beſitzthum), die im Jahre 1436 mit dem Biſchof Wilbrand von Minden erloſch, und Heinrich ſchließlich die

Digitized by Google

Schwarzburger Linie, deren erlauchte Abkommen derzeit noch in zwei getrennten Fürſtenthümern die Stammlande beherrſchen, auf deren nähere Geſchichte einzugehen hier aber zu weit führen würde; wir verweiſen dafür auf den Artikel „Schwarzburg". Zur Hauptlinie zurückzukehren, ſo theilten Günther's IV. Söhne den väterlichen Beſitz; Günther V. folgte dem Vater im Familien-Erbe, während Albrecht die neuerworbene Grafſchaft Crabenswald erhielt und im Jahre 1259 mit Hinterlaſſung von drei Söhnen und einer Tochter ſtarb. Schon in dieſer Generation erloſch der Crabenswalder Zweig, da keiner der drei Söhne männliche Nachkommen hatte. Durch des zweiten Sohnes Friedrich († 1309) Tochter kam im Erbe die Herrſchaft Wiehe an die Grafen von Orlamünde, während die von dem dritten Sohne Bertold erſt durch des Grafen Otto von Hardegg Wittwe, Wilburg, geborene Gräfin von Helfensheim, erheirathete Hardegger Grafſchaft durch Giſela, des Bruders Bertold Erbin, an die Burggrafen von Magdeburg aus dem Stamme der Herren von Querfurt fiel. Obiger Günther V. war der Vater von zwei Söhnen, von denen der ältere, Graf Günther VI., in der Theilung Elgersburg und die Hälfte von Ilmenau erhielt, Elgersburg (das bereits ſeit c. 100 Jahren verpfändete) jedoch ſeiner großen Schulden wegen bald an die Henneberger Grafen verkaufte. Der jüngere Sohn, auch Günther, und zwar der ſiebente des Namens, bekam Arnſtadt, die andere Hälfte von Ilmenau, Wachſenburg und Schwarzwald, ſtarb 1302 und hinterließ ſeinen Beſitz, da ihm kein Sohn ward, mit Bewilligung des Landgrafen Albrecht ſeinen beiden Tochtermännern, den Grafen Heinrich von Hohnſtein und Otto von Orlamünde, die ihn indeß bald an die Grafen von Schwarzburg abtraten und ſomit dem alten Stamme wieder zuführten. — Dem Grafen Günther VI. folgte im Jahre 1293 ſein Sohn Günther X., dieſem 1308 ſein Sohn Günther XIII., der bis 1354 lebte und einen Sohn Georg hinterließ, der noch 1376 erſcheint und Vater war Günther's XIV., des letzten Grafen von Käfernburg, welcher im Jahre 1385 auf einer Pilgerreiſe ins Heilige Land ſtarb und ſein berühmtes Geſchlecht beſchloß. — Der noch vorhandene, allerdings ſchon arg zuſammengeſchmolzene Beſitz fiel dem Landgrafen Balthaſar von Thüringen zu, der ihn jedoch den Grafen von Schwarzburg überließ, die dieſe Wiege ihres Geſchlechts bis in die Neuzeit zu halten verſtanden haben. — Unter den frommen Stiftungen der Käfernburgs ſei noch beſonders Kloſter Georgenthal erwähnt, in deſſen Mauern die ſterblichen Ueberreſte zahlreicher Glieder des Hauſes ruhen. — Der Name iſt geſchwunden, das Wappen der Grafen, ein gekrönter goldener Löwe im blauen Felde, blüht fort als Schildzeichen der Fürſten von Schwarzburg an die gemeinſame Abſtammung gemahnend.

*(H. v. Borwitz und Harttenstein.)*

**KÄFERTHAL**, Pfarrdorf im Kreiſe und Amtsbezirk Mannheim, Großherzogthum Baden, 5 Kilometer von Mannheim, ſeit dem 1. Mai 1880 Station der Strecke Frankfurt-Mannheim der Heſſiſchen Ludwigsbahn, mit Geleiswaage und Telegraphenamt. Zwiſchen hier und Mannheim führt eine eiſerne, auf vier ſteinernen Pfeilern ruhende Brücke über den Neckar. Die Zahl der Einwohner, die 1861 erſt 2611 betrug, war bis 1880 auf 4400 geſtiegen, darunter 2700 Katholiken und 1700 Proteſtanten; Juden ſind nicht vorhanden. Dieſen Aufſchwung verdankt der Ort lediglich der hier blühenden induſtriellen Thätigkeit. Früher beſtand eine chemiſche Fabrik, jetzt ſind vertreten: eine großartige Spiegelfabrik mit 700 Arbeitern, deren Producte nach allen Ländern der Erde gehen. Die Fabrik hat Niederlagen in Amerika und Auſtralien. Ferner iſt eine Anilin- und Anilinfarbenfabrik mit 150 Arbeitern in Betrieb. Die Fabrikate gehen nach allen Theilen Deutſchlands. In kleinerem Maßſtabe arbeiten eine Malzfabrik nach dem neueſten Syſtem mit 20 und eine Knopffabrik mit 6 Arbeitern. Einen erheblichen Zuwachs ſeiner Induſtrie erhält der Ort durch zwei in Entſtehung begriffene Anlagen: eine große Fabrik für Chinin und eine Dampfziegelbrennerei. Der mit der größten Sorgfalt gehandhabte landwirthſchaftliche Betrieb, der früher durch eine Muſterwirthſchaft unterſtützt wurde, die aber längſt eingegangen iſt, findet ſeinen Mittelpunkt im Tabacksbau, deſſen Production ſich auf jährlich 5000 Centner beläuft, die nach Mannheim, Rheinheſſen, Heidelberg und Rheinpreußen verkauft werden. Von öffentlichen Gebäuden ſind neben den beiden Kirchen und dem Rathhauſe beſonders das 1877—78 errichtete Schulhaus, ein Muſter- und Prachtgebäude mit den neueſten Einrichtungen, hervorzuheben. Im Allgemeinen macht der Ort mit ſeinen freundlichen Häuſern und ſeiner ſorgfältig gehandhabten Reinlichkeit einen ſehr vortheilhaften Eindruck. Von Anſtalten iſt zu nennen eine Rettungsanſtalt für ſittlich verwahrloſte Kinder, geleitet von Barmherzigen Schweſtern.

Käferthal wird in einer Urkunde Ludwig's, Pfalzgrafen bei Rhein, Herzogs in Baiern, vom J. 1227 zuerſt als Cheverndal genannt. In zwei Urkunden Otto's des Erlauchten, Pfalzgrafen bei Rhein und Herzogs in Baiern, von 1230 und 1236 werden die Bauern von Keverndal wegen einer Beſitzſtreitigkeit mit dem Kloſter Schönau als Zeugen aufgeführt. Die einſt einen beſonderen Anziehungspunkt von Käferthal bildenden engliſchen Park- und Gartenanlagen des Freiherrn von Reibold wurden 1835 bei Ausſterben der Familie von der Gemeinde erſtanden, parcellirt und verſteigert. Das Reibold'ſche Wohnhaus, ebenfalls in Privateigenthum übergegangen, iſt merkwürdig, weil Schiller während des Aufenthalts in Mannheim darin öfter verkehrte und gern in einer Ausſicht auf die Bergſtraße gewährenden Eremitage weilte, weshalb auch der Hügel, auf dem dieſelbe ſtand, früher Schillerhügel genannt wurde.

*(A. Schroot.)*

**KAFF**, Spreu, die beim Entkörnern der Strohfrüchte gewonnene Umhüllung der Samen. Die Spreu iſt ein gutes Futtermittel, die von Hülſenfrüchten nahrungsreicher als die von Getreide. Da aber die Spreu die entarteten und kranken Samen, die krankhaft ver-



Digitized by Google

änderten Blatt- und Stengeltheile, die Befallungspilze und eine Menge Schmutz enthält, ſo iſt ſie nicht ſelten die Urſache des Milzbrandes. Sie muß deshalb vor der Verfütterung ſorgfältig geſiebt werden. (*William Löbe.*)

**KAFFA**, Kâfa (Sidâma, d. h. Geiſt in der Gallaſprache), ein reich bewaldetes, namentlich mit wilden Kaffeebäumen beſtandenes wildes Bergland im Süden von Abyſſinien, eine Fortſetzung der abyſſiniſchen Alpen. Der auf 5200 m geſchätzte höchſte Gipfel, der Woſcho, überragt ſelbſt die höchſten Alpenhörner Abyſſiniens.

Früher zu Abyſſinien gehörig, bildet Kaffa gegenwärtig ein den mohammedaniſchen Gallavölkern, die, 1537 aus den Savannen des mittleren Südafrika kommend, zuerſt in Abyſſinien einfielen, unterworfenes eigenes, meiſt von chriſtlichen Gongas bewohntes, ſogenanntes Königreich Kaffa, außerdem beſteht es aber auch noch aus einer Anzahl kleiner, voneinander unabhängiger Reiche und Republiken, welche ſämmtlich, ähnlich wie kleine Feſtungen, mit Wallgräben umzogen ſind und befeſtigte Eingangsthore haben. Soweit die Gongas noch nicht zum Chriſtenthum bekehrt ſind, entwickelt unter ihnen die katholiſche Kirche eine lebhafte Miſſionsthätigkeit.

Hauptſtadt iſt Bonga (7° 12′ nördl. Breite und 53° 43′ öſtl. Länge) am Zuſammenfluß des Gôtſe mit dem Godſcheb gelegen; es beſteht zwar nur aus weit zerſtreuten Hütten, iſt aber der wichtigſte Ort dieſes Theiles von Afrika und treibt lebhaften Handel mit Zibeth u. ſ. w., namentlich aber mit Kaffee; haben wir doch in Kaffa die eigentliche Heimat des Kaffees zu ſuchen.
(*Richard Oberländer.*)

Kaffa, Stadt im ruſſiſchen Gouvernement Taurien, ſ. Feodosia.

Kaffeebaum und Kaffee, ſ. Coffea und Coffea Arabica.

Kaffeebitter, ſ. Coffeestoff.

Kaffeesurrogate, ſ. Coffeesurrogate.

**KAFFERN**, vom arab. Kâfir, d. h. Ungläubiger, ein zu den Bantu gehöriges weitverzweigtes Volk in Südafrika. Alle Bantuſtämme haben eine dunkle, ſchwärzlich pigmentirte Haut und wolliges Haar, deſſen Länge und Beſchaffenheit ſehr verſchieden iſt, aber nie ſchlicht oder ſtraff wird. Die ebenfalls ſehr veränderliche Hautfarbe geht durch die verſchiedenſten Schattirungen vom tiefen Sepia bis zum Blauſchwarz; fahle, matte und röthliche Pigmentirungen kommen häufig genug vor und ſind als abnorm zu bezeichnen. Der Körper iſt meiſt kräftig entwickelt, der Schädelbau dolichokephal und hoch, die Geſichtsbildung bei keiner Raſſe nie wirklich europäiſch, ſondern zeigt einen abweichenden Typus. Mit den Europäern haben ſie die hohe Stirn und den erhabenen Naſenrücken, mit den Hottentotten die hervorragenden Backenknochen, mit den Negern die aufgeworfenen Lippen gemein; der Bartwuchs iſt ſchwach.

Die Kaffern zerfallen in fünf Völkerſchaften: Die Ama-tonga im Norden der Kafferregion, ſüdlich von ihnen folgen die Ama-ſwazi, Ama-zulu, Ama-mpondo und Ama-oſa. Die im Oſten des Kaffergebietes wohnenden Ama-oſa und Ama-zulu bezeichnet man als eigentliche Kaffern, während die in der Mitte wohnenden Stämme als Betſchuana und die weſtlichen als Ovaherero oder Damara gekannt ſind. Da die Coloniſten die vielen fremdartigen Stammnamen nicht gut behalten konnten, ſo pflegten ſie dieſen Theil der Bantu-Raſſe nach Art der Araber Kaffern zu nennen; doch hören die Schwarzen dieſe Bezeichnung ungern.

Die Ama-zulu oder, wie ſie ſich nach einem früheren Häuptling ſelbſt nennen, die A-Bantu-ba-kwa-Zulu haben den Typus am reinſten bewahrt.

Der Kaffer iſt ein ehrlicher Menſch und verabſcheut den Diebſtahl innerhalb ſeines Stammes, Europäern gegenüber, die er ja als Eindringlinge betrachtet, wird es damit nicht immer ſo genau genommen; aber von Natur iſt er keineswegs diebiſch. Sein ganzes Trachten iſt darauf gerichtet, einen Viehſtand zu errichten und denſelben zu vermehren. Im Umgang zeigt er ſich leutſelig und geſprächig; er hat viele Worte der Liebkoſung und der Schmeichelei. Sein Selbſtbewußtſein tritt ſtark hervor; man wird handgreiflich gegen den, welcher es verletzt. Er iſt ſorglos und denkt wenig an den folgenden Tag, weil er weiß, daß er ſtets alle ſeine Bedürfniſſe befriedigen kann. Zum Ackerbau hat ihn die Natur nicht geſchaffen, dagegen iſt er ein vortrefflicher Rinderhirt. Als Krieger zeigt er ſich unerſchrocken und tapfer, er iſt von Haus nicht etwa ein blutgieriger Barbar. Der Kaffer iſt ſcharfſinnig bis zum Spitzfindigen und im hohen Grade zweifelſüchtig. Er ergeht ſich gern in Streitfragen und in ſeinen Frageſtellungen geht er ſchlau zu Werke, um die Gegner zu verwickeln und zu verwirren. In der Familie gehorchen alle Angehörigen dem Hausvater unbedingt; ebenſo iſt der Häuptling innerhalb ſeines Stammes unumſchränkter Gebieter, und ſein Anſehen bleibt, ſolange er den hergebrachten Ueberlieferungen und Gewohnheiten entſpricht. Der Kaffer iſt insgemein ein hübſcher, ſchlank und kräftig gebauter Menſch, muskelſtark und in ſeinem ganzen Auftreten liegt viel Elaſtiſches. Dagegen ſind die Frauen, ſobald die erſte Jugendblüte vorüber iſt, nichts weniger als hübſch und im höheren Alter werden ſie geradezu häßlich.

Eine nationale Eigenthümlichkeit ſind die künſtlich geformten Haartouren, deren bizarre Art viel zu dem wilden Ausdruck der Geſichter beiträgt. Bei den jungen Burſchen hängt das Haar wild um den Kopf herum in dünnen, verfilzten Strähnen; das Abzeichen der verheiratheten Männer aber iſt der Ring oder Kranz. Zur Anfertigung deſſelben wird der ganze Kopf geſchoren und nur rund um den Scheitel bleibt ein Kranz von Haaren ſtehen, welcher unter Benutzung von Sehnen zu einem feſten Ringe geſtaltet wird. Man überzieht ihn mit einem Gemiſch von Akaziengummi und Kohlenpulver und ſobald er trocken geworden iſt, gibt man ihm mit Fett den gehörigen Glanz. Die Mädchen halten das Haar ohne alle Künſtelei einfach kurz; bei Frauen ſchert man den Kopf bis auf den höchſten Theil des Scheitels. Dort bleibt ein Haarbüſchel ſtehen, welcher durch Einreiben mit Ocker und Fett zu einer dichten Maſſe, zu einem auſtdicken Wulſte oder Knopf

Digitized by Google

wird. Der Kaffer trägt einen ſchmalen Schurz, an welchem in gewiſſen Abſtänden gedrehte Streifen langhaariger Felle oder die geringelten Schwänze der wilden Katze hängen. Bei ungünſtigem Wetter trägt man den auch bei anderen ſüdafrikaniſchen Völkern üblichen Fellmantel (Karoß). Bei friedlichen Gelegenheiten, zu Feſtlichkeiten, Kriegstänzen und zum Kriege putzen ſich die Männer in abenteuerlicher Weiſe auch mit recht grellen Farben heraus und ſchmücken den Haarkranz mit langen Kranichfedern. Dazu kommen noch Gehänge von Fellſtreifen, welche die Bruſt bedecken, ein Gürtel von Katzenſchwänzen und weiße Fellbüſchel an Oberarm und Waden. Gleich dem Knaben geht das junge Mädchen bis auf ein Stück gefärbter und bemalter Haut, welches bis kaum an das Knie reicht, gänzlich unbekleidet einher. Dagegen wird der Körper reichlich mit Fett eingerieben und allerlei Schmuckgegenſtände mit Vorliebe getragen.

Die Wohnung der Kaffern trägt im Allgemeinen den ſüdafrikaniſchen Typus, d. h. die bekannte Bienenkorbform mit niedriger Einkriechethür. Bei den Kaffern muß Alles zirkelrund ſein, Hütte, Umzäunung, Feuerſtätte u. ſ. w., es ſcheint, als ob ihm die Fähigkeit mangele, eine gerade Linie herzuſtellen. Das Innere der Hütte iſt meiſt ſauber und nett gehalten, Milchgefäße aus Binſen, waſſerdicht geflochten, ſtehen umher; Wurfſpieße oder auch Schießgewehre hängen an den Wänden. Eine Gruppe von Kaffernhütten nennt man einen Kraal. Man baut den Kraal am liebſten auf einer geneigten Fläche, damit das Waſſer ablaufen kann. Ringsum wird die Gegend gelichtet, damit man die Bewegungen eines herandringenden Feindes überſehen kann. Zunächſt wird ein Raum für das Vieh mit einem $2\frac{1}{2}$ Meter hohen, recht ſtarken Zaun umfriedigt, dies iſt die Iſibaya, eine den Kaffern geheiligte Stätte. Rundum ſtehen die Hütten, deren gewöhnlich zehn bis vierzehn einen kleinen Kraal bilden. Die, welche dem Eingange zunächſt ſtehen, werden von den Dienern bewohnt, dem ſehr engen Eingange gegenüber, der nachts durch Pfähle geſchloſſen wird, ſtehen die Hütten des Häuptlings. Den Tag über iſt die Heerde unter Obhut der jungen Burſchen draußen auf der Weide, abends treibt man ſie in die Umzäunung, woſelbſt auch von den Männern das Melken der Kühe beſorgt wird.

Der Kaffer pflegt ſein Lieblingsvieh auf alle mögliche Weiſe zu ſchmücken und fällt dabei manchmal auf Zierathen, welche dem armen Thiere ſehr ſchmerzhaft ſein müſſen; ſo ſchneidet er zum Beiſpiel Streifen aus der Haut, welche er in Stränge flicht, er ſtutzt die Ohren, bringt die Hörner in allerlei abenteuerliche Geſtalten u. ſ. w. Der Ochs wird nicht blos als Zug- und Laſtthier verwandt, ſondern auch zum Reiten benutzt.

Für die Bewaffnung iſt ein $1\frac{1}{3}$ bis $1\frac{1}{2}$ Meter hoher, ovaler Schild charakteriſtiſch; er beſteht aus roher Ochſenhaut, iſt von regelmäßigem Zuſchnitt und ſauberer Arbeit und hat einen langen Stab in der Längsachſe als Stütze, der oben mit dem geringelten Felle eines Leopardenſchwanzes oder anderem Pelzwerke verziert iſt. An dieſen Stab wird die Haut mit Stücken aus roher Haut befeſtigt. Die Wurfkeule, Kirri, iſt allgemein in Gebrauch, aber eigentliche nationale Angriffswaffe iſt der Wurfſpieß, der Aſſagai.

Vielerlei Geräthſchaften haben die Kaffern nicht. Als Gefäße benutzen ſie Kalebaſſen, flache Schüſſeln und Töpfe von Holz, Melkeimer u. ſ. w. In Herſtellung von Flechtwerk haben ſie eine beſondere Geſchicklichkeit. Was man in einem anderen Lande zuſammenleimt, ineinanderfalzt, mit Nägeln oder eiſernen Bändern vereinigt, wird von ihnen durch Bindewerk zuſammengefügt; aus dem hochgewachſenen zähen Cypergraſe (Cyprus textilis) flechten ſie Gefäße, welche völlig waſſerdicht ſind.

Die Stämme ſtehen unter erblichen, voneinander unabhängigen Häuptlingen; die Verwaltung wird durch eine Anzahl Unterhäuptlinge oder Räthe beſorgt, die auf der linken Seite des Kopfes eine Meſſingplatte tragen. Bei begangenen Verbrechen iſt zumeiſt die ganze Sippe des Uebelthäters für die Unthat mit verantwortlich.

Die Seele der Böſen dauert nach dem Tode fort und ſucht die Lebenden zu tödten. Gegen die Anfechtungen dieſer böſen Geiſter dienen Amulete; auch gibt es Wunderdoctoren, die als Zauberer und Regenmacher in großem Anſehen ſtehen. Kranke legt man bei einigen Stämmen außerhalb der Umzäunung nieder, damit der Kraal bei ihrem Tode nicht verunreinigt werde. Nach dem Tode wird der Menſch zu einem Geiſte, der in der Unterwelt dieſelben Dinge, Häuſer, Kühe u. ſ. w. findet, wie hier, doch viel kleiner, denn auch der Menſch iſt dann eine Art Zwerg. Nach anderer Anſicht verwandelt ſich der Menſch nach ſeinem Tode in ein Thier, am liebſten in eine Schlange; der tapfere Häuptling wird zum Löwen oder Elefanten.

Der gewöhnliche Kaffer begnügt ſich meiſt mit einer Frau; die Häuptlinge und ſonſt vermögenden Männer haben deren mehrere, je nach ihren Mitteln. Thut ein Liebhaber die erſten Schritte um ein Mädchen, und es findet ſich ein Nebenbuhler, ſo beginnt eine förmliche Verſteigerung in der Art, daß die Bewerber Rinder zu zweien oder dreien dem Brautvater zuſenden und damit ſo lange fortfahren, bis der eine nichts weiter ſendet. Dann wird das Vieh beider Parteien einer genauen Prüfung unterzogen und die Wahl getroffen. Der abgewieſene Liebhaber hat dann wenigſtens die Genugthuung, daß ihm das Mädchen ſelbſt, mit dem beſten Schmuck angethan, ſein Vieh wieder zurücktreibt. Die Hochzeitsgebräuche beſtehen darin, daß die älteren Frauen der Sippe des Bräutigams die Braut gründlich ſchlecht machen, und letztere ihr Müthchen an dem Bräutigam kühlt, indem ſie ihn höhnt, ſchlägt und beſchimpft. Letzteres geſchieht, damit er wiſſe, daß er bis jetzt noch gar nichts zu befehlen habe. Einige Tage ſpäter würde es ihr freilich ſchlecht bekommen, wenn ſie ſich dann noch ſolche Freiheiten herausnehmen wollte. Bei der Hochzeitsceremonie haben der Vater der Braut und der Bräutigam Ochſen zum Beſten zu geben. Mit ſeiner Schwiegermutter darf der Mann niemals ein freundliches Wort ſprechen, ja er darf ſie nicht einmal anſehen. Will

Digitized by Google

er durchaus mit ihr reden, ſo muß dies aus einiger Entfernung geſchehen und mit ſehr lauter Stimme; hat er aber etwas zu ſagen, was kein dritter hören ſoll, dann ſtellen beide Theile ſich hinter einen Zaun, der ſo hoch iſt, daß ſie einander nicht ſehen können.

Den Coloniſten haben die eingeborenen Kaffern viel zu ſchaffen gemacht. Die Holländer und Engländer wären zwar bereit geweſen, ihnen Ländereien abzukaufen, feſte Grenzen zu beſtimmen und Dein und Mein ſtreng zu ſcheiden; allein den Kaffern war der Begriff des Kaufens nicht deutlich zu machen. Sie räumten gegen ſo und ſo viel Stück Vieh den Weißen beſtimmte Gebiete ein, aber ſie hielten dieſes Land dennoch für ihr Eigenthum und wollten nach wie vor die Oberherrſchaft darüber ausüben. Da ſelbſtverſtändlich nur von Seiten der Weißen ſchriftliche Contracte aufgeſetzt werden konnten, und beide Parteien in Sprache und Anſchauungen voneinander durchaus verſchieden waren, ſo gab es bei allen derartigen Unterhandlungsverſuchen unausgeſetzt Misverſtändniſſe, und als ſich nun die Boers (holländiſche Bauern) trotzdem um Graaf Reynett anſiedelten, kam es 1811 zum *erſten Kaffernkriege*. Die Wilden überfielen die Anſiedler, um ihnen das Land wegzunehmen, und dieſe wandten ſich Hülfe ſuchend an die Regierung. Die engliſche Behörde übernahm das Amt eines Schiedsrichters, aber freilich eines ſehr parteiiſchen Schiedsrichters: ſie vertheilte den ſtreitigen Grundbeſitz, den man Diſtrict Zurveldt nannte, unter die Boers. Damit war natürlich der Friede nicht hergeſtellt, ſondern der Kampf entbrannte auf beiden Seiten um ſo erbitterter, bis ſchließlich die Schwarzen über den großen Fiſchfluß zurückgedrängt und alles Gebiet jenſeit des Stromes in den Händen der vereinigten Holländer und Engländer war.

Nach dem bald darauf folgenden *zweiten Kaffernkriege* zwang Lord Charles Somerſet die Kaffern im J. 1819 den Keiskammafluß als Grenze anzuerkennen. Alle Stämme, die dieſſeit des Stromes wohnen blieben und ſich häuslich niedergelaſſen hatten, wurden britiſche Unterthanen. Im J. 1835 brach der ſehr blutige *dritte Kaffernkrieg* aus. Die Eingeborenen, wol 12,000 an der Zahl, richteten unter den am Keiskammafluß wohnenden Landleuten und Viehzüchtern ein entſetzliches Blutbad an, raubten, ſengten und plünderten und verließen, mit reicher Beute beladen, das Land. Der engliſche Statthalter, Benjamin d'Urban, konnte dieſen Frevel nicht ungeahndet laſſen, und ein heftiger Krieg war die Folge, in dem Tauſende von Menſchen ihr Leben verloren und große Summen Geldes, ſowie auf beiden Seiten großes Beſitzthum verſchlungen ward. Schließlich gelang es dem Gouverneur, die Schwarzen zu beſiegen und ihnen ein Stück Land wegzunehmen, das alsbald unter die weißen Anſiedler vertheilt ward. Im Mutterlande aber misbilligte man das Verfahren und, trotz aller Proteſte ſeitens des Gouverneurs und der Coloniſten, mußte den Kaffern das Land, das bereits von weißen Anſiedlern beſetzt war, wieder zurückgegeben werden. Nicht Friede, ſondern dauernde Reibereien waren die Folge der Maßregel, denn dieſe unüberlegte Handlungsweiſe wiegte die Kaffern in den Wahn ein, die Engländer hätten im Gefühl ihrer Schwäche den ihnen abgejagten Raub fahren laſſen und wünſchten um jeden Preis Frieden. In der Hoffnung, die verhaßten Fremden bis zur See zurückdrängen zu können, brachen die Kaffern den nächſten (*vierten*) *Krieg* vom Zaune. Das alte Schauſpiel wiederholte ſich; in beiden Heerlagern gab es große Verluſte an Leben und Eigenthum. Aber nur ein Jahr vermochten die Wilden der Kriegskunſt der höheren Raſſe Widerſtand zu leiſten; dann mußten ſie ſich ergeben und Frieden ſchließen. Ein Theil der Kaffern ward in engliſche Bürger verwandelt, denn nun erfolgte zum zweiten male die Annexion jenes Bezirks, den man ihnen bereits einmal fortgenommen und, von falſchem Mitleid getrieben, wieder eingeräumt hatte. Der Keifluß ward als Grenze angeſetzt; zwiſchen dieſem Strome und dem Keiskamma gründete man im J. 1847 eine Provinz, die den Namen *Britiſh-Kaffraria* erhielt. Das Land zwiſchen dem Keiskamma und der Colonie Natal verblieb den noch nicht beſiegten Eingeborenen und erhielt den Namen *Frei-Kaffraria*.

Während in Britiſh-Kaffraria, woſelbſt ſich viele Deutſche angeſiedelt haben, ſich der Wohlſtand mehrte, und namentlich die *Fingos*, die treueſten farbigen Anhänger der Capcoloniſten, einen ſehr zufriedenen Theil der Einwohnerſchaft bilden, geſtaltete ſich das Leben in Frei-Kaffaria viel unruhiger, denn die Kaffern ſannen fortwährend auf blutige Rache. Namentlich machte anfangs der „Prophet" Makanna den Engländern lange Zeit viel zu ſchaffen, ſpäter im J. 1857 geſtalteten ſich unter dem Propheten und Häuptling Krili die Angelegenheiten noch viel ernſter, bis endlich den engliſchen Waffen ein ſchwer erkaufter Sieg zutheil ward und Ruhe eingekehrt ſchien.

Da ließ im J. 1871 England ſeinen Annexionsgelüſten die Zügel ſchießen und nahm unter einem Scheingrunde die auf dem Gebiete des Oranjefreiſtaats entdeckten Diamantfelder in Beſchlag. Die dadurch hervorgerufene allgemeine Misſtimmung benutzten die Kaffern unter Krili zu einem abermaligen Aufſtande, in welchem ſie indeſſen in mehreren Schlachten geſchlagen wurden. Bald waren ſie nicht mehr bedacht, Eroberungen zu machen, da ſie ihr Hab und Gut, ihre Freiheit und ihr Leben zu vertheidigen hatten. Krili mußte flüchten, die Engländer proclamirten ſeine Abſetzung und bemächtigten ſich ſeines Landes, das ſie an ihre Unterthanen vertheilten. Trotz energiſcher Gegenwehr ſeitens der Nachfolger Krili's blieb dieſe Annexion zu Recht beſtehen, und ſeit Juni 1878 ſteht ganz Kaffraria vom Caplande bis zur Colonie Natal unter britiſcher Herrſchaft, die Bezeichnung „Frei" iſt geſtrichen.

Die am 12. April 1877 erfolgte Annexion der Republik Transvaal ſeitens der Engländer war ein weiterer Schritt zur Verwirklichung der offenkundigen Abſicht dieſes Volkes, ganz Südafrika in britiſches Gebiet zu verwandeln, und erregte den Zorn nicht nur der Kaffern, ſondern auch der holländiſchen Anſiedler, der Boers. Zunächſt hatte dieſelbe den Krieg mit Ketſchwayo, dem Häuptling der Zulukaffern, zur Folge, der, am 11. Jan. 1879 beginnend, nach harten Kämpfen, in denen das Glück

Digitized by Google

nicht immer auf Seite der Engländer war, am 21. Aug. desſelben Jahres mit der Gefangennahme Ketſchwayo's endete. (*Richard Oberländer.*)

KAFFERN (ſprachlich). Kaffriſche oder Bantuſprachen im weiteren Sinne ſind die ſämmtlichen mehrſylbigen, präfigirenden Sprachen der ſogenannten Kaffernraſſe. Sie zerfallen in drei Gruppen: 1) eine öſtliche: Käfir, Zulu, die Sprachen der Barotſe, Bayeye und Maſchona, ferner das Kiſuaheli, Kikamba, Kinika, Kipokomo und Kihiau umfaſſend; 2) eine mittlere: Setſchuana, Seſuto, Sehlapi, Serolong, Tekeza und 3) eine weſtliche: Bunda, Londa, Herero, Kongo, Dikele, Iſubu, Dualla, Mpongue u. ſ. w. in ſich begreifend. Ba-ntu = Menſchen iſt ein in dieſer Sprachenfamilie weit verbreitetes Wort. Man hat dieſe Sprachen nach ihrem hervorſtechendſten Merkmale alliterirende genannt. Sie beſitzen nämlich außer den Pronominibus 1. und 2. Perſon noch deren bis zu acht für die 3. Perſon, welche je im Singular und Plural und in beiden Numeris wiederum je in ſechs verſchiedenen Formen auftreten, einer ſelbſtändigen, ſubſtantiviſchen, einer präfigirten, einer ſubjectiven (der vorigen verwandt), einer ſuffigirten, einer objectiven und einer poſſeſſiven. Eine eigenthümliche Congruenz dieſer Elemente bringt nun die Prädicats-, Attributs-, Objects- und Genitivverhältniſſe zum Ausdruck, und dies verleiht den Bantuſprachen ihr merkwürdiges ſyntaktiſches und lautliches Gepräge. Das Lautweſen dieſer Sprachen iſt einfach und harmoniſch entwickelt; nur das eigentliche Käfir und einige benachbarte Dialekte haben drei der hottentottiſchen Schnalzlaute angenommen, den dentalen ǀ, den palatalen ǂ und den lateralen ǁ. Der Accent ruht meiſt auf der vorletzten Silbe. Folgende Tabelle zeigt die wichtigſten unter dreizehn Sprachen herrſchenden Lautverſchiebungen.

| Kafir | Tekéza | Setschuâna | Tette, Sena | Makua | Kisuaheli | Kinika | Hereró | Angola | Kongo | Mpongwe | Benga | Isubu, Dualla |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| k | k | χ h' g | k | y | k | k | k | k | k | g | . . . | k |
| k | | | | | g | g | | | | | | |
| ṅk | ℵ h | kχ kh' | ṅg | k g | ṅg | ṅg | ṅg | ṅg | nz | k | . . . | . . . |
| ṅg | ṅg | k | ṅg | ṅg | ṅg | ṅg | ṅg | ṅg | ṅg | ng | . . . | . . . |
| ℵ | [illegible] | | | | | | | | | g | | |
| t | r | r | t | r | t | h | t s | t | t | r | l | l |
| nt | n | th | ntt | tt | t | t | nd | t | nt | . . . | t | t |
| ti | | | | | | | ti | tschi | | | | |
| d | l | l | t | . . . | . . . | . . . | t | nd l | . . . | l | . . . | . . . |
| nd | nd | t | . . . | . . . | nd | nd | nd | nd | . . . | nd | . . . | n |
| p | ℵ h | f h | p | v | p | h v | p | b | . . . | v | . . . | w |
| p | bz | p | | | | | | [illegible] | | | | |
| mp | m | ph | p | p | . . . | . . . | . . . | . . . | . . . | . . . | . . . | . . . |
| b | b v | b | ℵ mb | ℵ p | w | ℵ | p v | b ℵ | ℵ | v | b | b |
| ba | | | | | ba | ba | | | | | | |
| mb | mb | p | . . . | . . . | mb | mb | mb | mb | . . . | mb | mb | mb |
| mb- | mob- | m- | . . . | . . . | | | | | | | | |
| f | f | f h | p | v | f | f | ϑ' (s) | f ff | f | w | v | . . . |
| f | | | v | l r | | | | | | | | |
| fu | | | fu ku | ku tu | | | t | fu | | | | |
| v | f | b r | . . . | . . . | f | f | ϑ' (s) | f | . . . | . . . | . . . | . . . |
| v | | ku tschu | | | | | | | | | | |
| mv | nf | p | | | | | mb | nf | nv | | | |
| mvu | | | | | | | ndnd ϑ' | | | | | ṅgu |
| χ'l | . . . | . . . | s | s | t | ts | k h | s | ss t | t | . . . | . . . |
| s | s tsch | s ts | s | h ℵ | s (ss) | s (ss) | t ty | s k | k ss | zy nty ℵ kz | h | s |
| z | t | ts, χ̀l | dz | d r | dsh z | ts z | ϑ' h | sch (g) | z | g s dsh | d | r |
| z | | | | | | | y r | ℵ l | | | | |
| nz | t | ts | . . . | . . . | dy | ts | . . . | . . . | nz | ndsh | ℵ | d |
| nz | mf | p | | | | | | | | | | |
| l | l | l | r | l | l ll ℵ | r, rr l | r | l r | l | n nl ny | d ℵ | d l ℵ |
| n | n ny | n | . . . | . . . | n | n | n | n | n | n | n | n |
| m | m | m | . . . | . . . | m | m | m | m | m | m | m | m mb |
| nχ'l | . . . | . . . | . . . | . . . | nd | ns nts | ndy | nz | nz | ndsh | ndsh | ndsh |

Digitized by Google

Die Wortſtämme ſind meiſt mehrſilbig; verbale und nominale Ableitungen werden durch Suffixe, ſeltener durch Präfixe oder Reduplication geſchaffen. Nachſtehende Tabelle zeigt die eben erwähnten Präfixe der 3. Perſon in ihren vollſten Formen.

| | I. | | II. | | III. | | IV. | | V. | | VI. | | VII. | VIII. | IX. | X. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | sing. | plur. | sing. | plur. | sing. | plur. | sing. | plur. | sing. | plur. | sing. | plur. | | | | |
| Kafir . . | m | ba | m | mi | li | ma | si | zi | n | zin | lu | — | (ka) | bu | ku | — |
| Zulu . . | mu | ba | mu | mi | li | ma | si | zi | n | zin | lu | — | (ka) | bu | ku | — |
| Seχ'lapi · | mo | ba | mō | me | le | ma | se | ri | n | rin | lo | — | (χa) | bo | χo | — |
| Sesuto . . | mo | ba | mō | me | le | ma | se | li | n | lin | le | — | (k'a) | bo | h'o | — |
| Tekeza . | mŭ | va | mū | mi | ri | ma | tschi | — | n | thin | li | — | — | bu | ku | — |
| Tette . . | mu | va | mu | mi | zi | ma | tschi | psi | n | zin | — | tu | ka | u | ku | pa |
| Sena . . | mu | va | mu | mi | ri | ma | tschi | pi | n | zin | — | tu | ka | u | ku | pa |
| Makua . | mu | a | mu | mi | ni | ma | ki | — | n | — | — | — | ka | u | u | — |
| Kibiau. . | mu | va | mu | mi | li | ma | ki | vi | n | n | lu | — | — | u | ku | pa |
| Kikamba . | mu | a | mu | mi | i | ma | ki | i | n | n | u | tu | ka | u | ku | wa |
| Kinika . | mu | a | mu | mi | — | ma | ki | vi | n | n | lu | — | ka | u | ku | va |
| Suaheli . | mu | wa | mu | mi | — | ma | ki | vi | n | n | u | — | — | u | ku | pa |
| Sambala . | mu | wa | mu | mi | — | ma | ki | vi | n | n | lu | — | ka | u | ku | ha |
| Bayeye . | mu | ba | mu | me | li | ma | se | — | n | zin | lo | — | ka | o | ko | — |
| Hereró . | mu | va | mu | mi | e,ori | ma | tyi | vi | n | ϑ'on | ru | tu | ka | u | ku | po |
| Sindonga . | mu | a | mu | mi | e,ori | ma | schi | vi | n | ϑ'o, n | lu | tu | ka | u | ku | — |
| Nano . . | mu | va | mu | mi | e,ori | va | tyi | vi | n | ϑ'on | lu | — | ka | u | gu | — |
| Angola . | mŭ | a | mū | mi | ri | ma | ki | i | n | schin | lu | tu | ka | u | ku | — |
| Kongo . . | mu | a | mu | mi | ri | ma | ki | i | n | zin | lu | tu | ka | u | ku | — |
| Mpongwe. | om | a | om | in | i | am | ez | i | n | sin | o | — | — | — | — | — |
| Dikele . . | mu | ba | mi | mi | di | ma | vi | bi | n | — | la, ϑ'a | la | dsh, a | bo | — | — |
| Benga . . | mo | ba | mw | mi | di | ma | vi | bi | n | n | — | lo | e | bo | — | — |
| Dualla . . | mu | ba | mo | mi | di | ma | i | bi | n | n | l | lo | e | bo | — | — |
| Isubu . . | mo | ba | mu | mi | di | ma | dsh | bi | n | n | l | lo | e | bo | — | o |
| Fernando Po | bu | ba | bu | bi | di | ba | si | bi | n | n, i | lu | to | e | bo | — | — |

Zu bemerken iſt aber, daß nicht in einer jeden der Sprachen die Singular- und Pluralpräfixe ſich genau wie unter I.—VI. angegeben entſprechen, und daß daſſelbe Wort nicht nothwendig in allen Sprachen der nämlichen Klaſſe angehören muß. Allgemeine Grundſätze nach Art der Genusregeln in unſern Grammatiken dürften ſich nur für einzelne, verhältnißmäßig wenige Kategorien von Subſtantiven aufſtellen laſſen. So z. B. gehören die Namen von Nationen unter Klaſſe I, die von Sprachen unter Klaſſe IV:

mosuto, der Suto, basuto, die Suto, sesuto, die Sutoſprache;
u-muzulu, der Zulu, a-bazulu, die Zulu, i-sizulu, die Zuluſprache;
o-muhereró, der Herero, o-vahereró, die Herero, o-tyihereró, die Hereroſprache,
mukamba, der Kamba, akamba, die Kamba, kikamba, die Kambaſprache u. ſ. w.

Wie nun dieſe Pronominalelemente den Bau der Sprache beherrſchen, ergeben folgende Beiſpiele aus der Zuluſprache:

Kl. I. ntu, Menſch: *u-mu*-ntu *w*-etu *o-mu*-χ'le *u*-ya-bonakala, si-*m*-tanda.
Mann unſer ſchöner erſcheint, wir-ihn-lieben.

Plur. *a-ba*-ntu *b*-etu *a-ba*-χ'le *ba*-ya-bonakala, si-*ba*-tanda. —
Leute unſere ſchönen erſcheinen, wir-ſie-lieben.

Variationen hierauf:

Kl. II. ti, Baum: *u-mu*-ti *w*-etu *o-mu*-χ'le *u*-ya-bonakala, si-*wu*-tanda.
Plur. *i-mi*-ti *y*-etu *e-mi*-χ'le *i*-ya-bonakala, si-*yi*-tanda.

Kl. III. zwe, Land: *i-li*-zwe *l*-etu *e-li*-χ'le li-ya-bonakala, si-*li*-tanda.
Plur. *a-ma*-zwe etu *a-ma*-χ'le *a*-ya-bonakala, si-*wa*-tanda.

Kl. IV. zwe, Volk: *i-si*-zwe *s*-etu *e-si*-χ'le *si*-ya-bonakala, si-*si*-tanda.
Plur. *i-zi*-zwe *z*-etu *e-zi*-χ'le *zi*-ya-bonakala. si-*zi*-tanda.

Digitized by Google

Kl. V. tombi, Mädchen: *i-n*-tombi *y*-etu *e-ṅ-χ*'le *i*-yabonakala, si-*yi*-t.
Plur. *i-zin*-t. *z*-etu *e-zin-χ*'le *zi*-yabonakala, si-*zi*-t.
Kl. VI. tanda, Liebe: *u-ku*-tanda *ku*-etu *o-ku*-kulu *ku*-ya-bonakala. *a-ba*-ntu *ba-ku*-bona, si-*ku*-bonakaliſa.
Liebe unſere große erſcheint. Die Menſchen ſie dieſelbe ſehen, wir ſie zeigen.

Das Zahlenſyſtem iſt decimal; doch weichen die Ausdrücke für die Zahlen 6—9 ſo ſtark voneinander ab, daß man auf ein älteres, quinäres Syſtem zurückſchließen darf.

Literatur: *W. H. J. Bleek*, Comparative Grammar of South African Languages, Pt. I, Phonology, Pt. II, Sect. I, The noun. London 1862 und 1869. 8., iſt leider unvollendet geblieben. Einzelſprachliche Grammatiken und Wörterbücher beſitzen wir dagegen in großer Menge. — *W. B. Boyce*, A Grammar of the Kaffir Language, 2d ed. Lond. 1844. 8. — *J. W. Appleyard*, The Kafir Language. King William's Town 1850. 8. — *J. Ayliff*, A Vocab. of the Kafir Language. London 1846. 8. — J. A. Bonatz, Anleitung zum Erlernen der Kaffern-Sprache. Gnadau 1862. 8. — (*Colenso*), First steps in Zulu-Kafir. Ekukanyeni 1859. 8. — Derſ. Zulu-English Dict. Pietermaritzburg 1861. 8. — *L. Grout*, The Isizulu, a Gramm. of the Zulu lang. Natal 1859. 8. — *J. L. Krapf*, Outline of the Elem. of the Kisuáheli Lang., with special reference to the Kiníka Dialect. Tübingen 1850. 8. — *E. Steere*, Handb. of the Swahili lang. Lond. 1870. 12. — Derſ. Collections for a Handb. of the Yao Lang, Lond. 1871. 12. — Derſ. Collections . . . Shambala Lang. Zanzibar 1867. 12. — Derſ. Coll. . . . Nyamwezi Lang. London s. a. 12. — *E. Casalis*, Études sur la langue Séchuana. Paris 1841. 8. — *J. Archbell*, A Gramm. of the Bechuana Lang. Grahamstown 1837. 8. — *J. Frédoux*, A sketch of the Sechuana Gramm. Cape Town 1864. 8. — H. Hahn, Grundzüge einer Gramm. des Hereró. Berlin 1857. 8. — *H. Brusciotto à Vetralla*, Regulae quaedam pro difficillimi Congensium idiomatis faciliori captu. Rom 1659. 8. — A Gramm. of the Mpongwe lang. New York 1847. 8. — *Le Berre*, Gramm. de la l. Ponguée. Paris 1873. 12. — (Les missionnaires du Gabon) Dictionnaire français-pongoué. Paris 1877. 12. — A Gramm. of the Bakĕle Lang., with vocab. New York 1854. 8. — *J. Merrick*, A Gramm. of the Isubu tongue. Bimbia 1854. 8. — *J. L. Mackey*, A Gramm. of the Benga lang. New York 1855. 8. — *B. M. de Cannecattim*, Collecçaõ de observaçoẽs grammaticaes sobre a lingua Bunda ou Angolense. Lisboa 1805. 4. — Derſ. Dicc. da la l. Bunda ou Angolense. Lisboa 1804. 4. — *J. Clarke*, Introd. to the Fernandian tongue. Berwick-on-Tweed. 1848. 8.

(*G. von der Gabelentz.*)

KAFIR und KĀFIRISTĀN (كافر). Kafir nennt der Araber jeden Ungläubigen, der nicht den Satzungen des Koran folgt; Kāfiristān (كافرستان) bedeutet im Perſiſchen das Land der Ungläubigen im Hindukuſch-Gebirge. Dieſes Land iſt eine wahre terra incognita: kein Europäer iſt dahin eingedrungen; alles, was wir darüber wiſſen, beruht auf Ausſagen von Afghanen und von Eingeborenen der indiſchen Grenzgebiete.

Geographiſche Ueberſicht. Das Land bildet ein unregelmäßiges Viereck zwiſchen 34° 50′ und 36° 15′ nördl. Br., 70° und 71° 50′ öſtl. Länge v. Gr. Es iſt ein Alpengebiet, das in ſeinen zum Kabulſtrom hinabreichenden Berggehängen den Uebergang zu Indien bildet. Der mächtige Kamm des Hindukuſch, die Waſſerſcheide zwiſchen dem Oxus und dem Indus, gehört mit ſeinem mittleren Theile vom Paſſe Khawāk an bis zum Paſſe Dō-rāh (16,500 engl. Fuß), oder vom Uebergange aus dem oberen Thale des Panğhīr nach Andar-āb bis zum Uebergange aus dem Thale Hinġigān in Ober-Čitrāl in das Gebiet von Munğān, zu Kafiriſtan. Pamirähnliche Hochflächen, die nur im Spätſommer gangbar ſind, ausgebreitete Schneefelder, welche zahlreiche nord- und ſüdwärts abfließende Bergſtröme nähren, charakteriſiren dieſe Hochregion, deren niedrigſte Abhänge (bis 10,000′ hinauf) dichte Nadelwaldungen bedecken. Von der Hauptkette läuft nach Nordoſten mitten durch Bādakhšān ein Gebirgskamm aus, der im Dašt-i-Gargaš und Dašt-i-Khūš hart an der Biegung des Kokča-Fluſſes endigt; zahlreicher und mächtiger ſind die Gebirgsäſte, welche ſüdwärts zu dem Zwillingsſtrome von Kābul und von Čitrāl ſtreichen. Die maſſivſte dieſer Abzweigungen bildet die Waſſerſcheide zwiſchen dem Unterlaufe des Stromes von Čitrāl und einem Hauptzufluß des Kabulſtromes, dem Alingār; ſie trägt zahlreiche Gipfel von 14—16,000′ und endigt in dem aus Urgeſtein beſtehenden Maſſiv des Sān oder Khund (14,000′), das durch einen Granitrücken mit dem weiter im Südweſten ſich erhebenden Kašmund (10,000′) verbunden wird. Ein nicht minder mächtiger Zweig ſtreicht weiter im Oſten aus der Gegend des Paſſes Dō-rāh und endigt gegenüber Asmār und Čaghān-sarāī; es iſt die Waſſerſcheide zweier bedeutender Zuflüſſe des Stromes von Čitrāl. Ein dritter Gebirgsaſt zieht ſich gegen Kila-Nagar hin. Auch auf der Weſtſeite des Alingār bis zum Panğhīr-Thale gehen mächtige radiale Ketten vom Hindukuſch aus; eine derſelben endigt im Kōh-Kāriṅg (12,000′) oberhalb Laghmān. Alle dieſe Ausläufer verzweigen ſich auch der Quere nach und bilden ein complicirtes Syſtem von Gebirgszügen, die durch Eroſionsthäler (Kaf. gāl, gul; Čitr. gol, bedeutet auch „Canton“) in allen Richtungen voneinander geſchieden ſind. Der Kāriṅg und das Syſtem des Khund mit dem Kašmund ſind als die ſüdlichſten von Weſten nach Oſten verlaufenden Querriegel, welche gegen die Alluvialebene des Kabulſtromes terraſſenförmig abfallen, zu betrachten. — Was die Flüſſe (Kaf. nandī, nannī; Čitr. sinn) betrifft, ſo kennen wir nur die Einmündungen der be-

deutenderen Zuflüſſe des Kabulſtromes genauer. Genannt ſeien der Nigr-āw, der Tagh-āw (vielleicht der Badr-āw Baber's), der Alingār und der Strom von Čitrāl. Der Alingār, im Oberlaufe auch Sūnah und Kóu genannt, entſpringt nach Baber in dem Canton Gewār; von ſeinen Zuflüſſen aus dem Khund-Maſſiv ſind die Bäche von Čitali und Pariāna bekannt; wichtiger iſt der weſtliche Zufluß, der Ališang, der nach Baber in dem Canton Meīl entſpringt; er vereinigt ſich mit dem weit ſtärkeren Alingār bei Tri-garī in Laghmān. Der Strom von Čitrāl wird im Unterlaufe auch Fluß von Kāmah, von Kunar, von Čaghān-sarāī genannt; in Čitrāl ſelbſt führt er den Namen Khō, was ſehr an Χόης bei Arrianos und Κώας bei Ptolemaios erinnert; dem Lande der Kafirs gehören nur ſeine weſtlichen Zuflüſſe an, deren Namen uns unbekannt ſind. Alle dieſe Ströme und deren Zuflüſſe haben im Oberlaufe ein ſehr ſtarkes Gefälle; Stromſchnellen und Waſſerſtürze ſind hier überaus häufig; die Schneemaſſen der Gebirgskämme führen reichlich Waſſer zu, bedeutende Mengen von Transportgeſchieben gelangen in die unteren Regionen; hier und da wird ſilber- und goldhaltiger Sand ausgewaſchen. Die Thäler ſind meiſt ſchmal, der Humusboden (Kaf. būm, pällāl) iſt auf wenige Striche eingeſchränkt; gähnende Abgründe und enge Schluchten, welche mit Holzſtegen (Kaf. séu, súe; Čitr. ser = Skr. sétu) mühſam überbrückt werden, erſchweren die Communication. — Die Jahreszeiten haben ungefähr denſelben Verlauf wie in Mittel-Europa, daher die Viertheilung im Gegenſatz zum tropiſchen Indien: Frühling (Kaf. wäsunt, Kal. basun, Čitr. bosún), Sommer (Kaf. ninga, aus Skr. nidāgha, Čitr. grišpah), Herbſt (Kaf. sūru, šūru; Čitr. šarah) und Winter (Kaf. zē̃, ziū, éran. W.; Kaf. heman, Čitr. yomún). Der Regenfall (Kaf. waš, Kal. bāšik, Čitr. bošik) iſt am ſtärkſten im Frühjahr und in den Monaten Auguſt und September; Hagelwetter ſind häufig, im Winter Schneeſtürme; zur Zeit der Schneeſchmelze und der Lawinenſtürze (Čitr. rešt) äußert ſich die Kraft der Gießbäche verheerend; die Menge der Niederſchläge iſt im Kafirgebiet ſtärker als in Čitrāl und Yasīn. In den ſüdlicheren Niederungen herrſcht im Sommer große Hitze, während die höheren Regionen ſich eines gemäßigten, alpinen Klimas erfreuen; daraus ergeben ſich bedeutende Gegenſätze für die Vegetation. Am Fuße des Khund ſind reiche Beſtände von Eichen und Nadelbäumen, in den Thalniederungen Oliven- und Granatenpflanzungen, Walnußbäume und Weizenfelder; darüber erhebt ſich eine Region dichten Schwarzwaldes mit Fichten aller Art, darunter auch abies Smithiana; weiter hinauf wächſt nur Knieholz, ſpärliche Juniperus-Geſträuche und etwas Futtergras; noch höher ſind die Felſen kahl und öde, die Gipfel weiß von Schnee (Kaf. zīm, šim, mit éran. Anlaut; Čitr. hīm, Paſchai īm). Dichte Nadelholzwaldungen ſollen namentlich in den oberen Thälern gegen den Hindukuſch, z. B. am Nigr-āw und weſtwärts von Lut-khō, vorherrſchen; die ſüdlicheren Striche und die günſtiger gelegenen Thäler der Mittelzone beſitzen eine Flora, welche die Griechen unter Alexander als die heimiſche wiedererkannten; immergrüne Sträucher, die mediterranen Fruchtgattungen herrſchen hier vor; der Weinſtock wird überall gezogen, das Getränk ſoll jedoch übel munden. Von Cerealien wird Weizen, Gerſte und Hirſe angebaut, Reis gedeiht nur in den feuchten und heißen Niederungen Laghman's. Die Felder ſind auf den ſchmalen Terraſſen künſtlich angelegt, die mangelnde Humuserde wird durch Sand und Dünger erſetzt, jedes Fleckchen Landes wird ausgebeutet, die Irrigation iſt ſorgſam; die Agricultur erfordert viel Fleiß und Geduld, der Ertrag iſt gleichwol für die dichte Population ungenügend. Die Bevölkerung Kafiriſtans wird ungefähr auf 130,000 Seelen geſchätzt.

Wir führen hier einige die Flora charakteriſirende Wörter aus den Hindukuſch-Sprachen an:

„Apfel", Kaf.: pārura, parra, palla; Čitr.: pálogh; (Skr.: phāla).

„Birne", Kaf., Čitr.: tōng; Gowrō: tāngu.

„Granatapfel", Kaf.: amār, amaruk; Paſchai: amirik.

„Aprikoſe", Kaf.: tsīra, tsīri; vergl. Kaſchm.: tsér; Didgah: čiré; Balt.: čūli.

„Walnuß", Kaf.: yū̃, yamū̃; Paſchai: ambū.

„Weintraube", Kaf.: drās, drāš; Čitr.: droč; Paſchai: dāšik (Skr.: drākšā); vgl. Δραστόκα, Ort in Kabuliſtan bei Ptolemaios.

„Gerſte", Kaf.: žau, žū; Gowrō: yau (Skr.: yava).

„Weizen", Kaf.: gūm, gōm (Skr.: gōdhūma).

Auch hinſichtlich der Fauna treten Gegenſätze zwiſchen der Natur Indiens und der Alpennatur hervor; in den ſüdöſtlichen Strichen gibt es mehrere Arten von Affen, ferner Löwen, Tiger, Leoparden, Hyänen, Schakale, Maina's und Papagaien, Moskitos; höher hinauf finden ſich Bären, Wölfe, Füchſe, wilde Katzen, Wildſchweine, Stachelſchweine, Igel, Flußottern (beſonders in Čitrāl), Murmelthiere; Adler, Geier und Falken ſind überaus häufig, auch Wildgänſe, Enten; ferner: Rebhühner, Waldhühner, Tſchikörs, Faſane, Wachteln, Singvögel aller Art. Pferde und Eſel ſind bekannt, werden aber nur in den breiten Thälern (z. B. in Katār und Gambir) gezüchtet. Das Rind der Niederungen iſt unanſehnlich, höckerlos; in den Bergen gut entwickelt, großbuckelig. Die Schafzucht iſt nur bei den Wāma's von Belang; die Ziegen dagegen ſind von vortrefflicher Raſſe und bilden den Hauptreichthum der Kafirs. Der Reichthum an Rothwild iſt hervorzuheben; Antilopen, Steinböcke, Hirſche (bara-šingas und uriyāls), wilde Schafe, Moſchusthiere werden in Menge erlegt. Im Ganzen herrſcht die Alpenwirthſchaft vor; Fleiſch, Milch, Käſe, Butter bildet die Hauptnahrung der nördlicheren Stämme; auch Honig und Wachs wird in großen Quantitäten gewonnen. Nagethiere und Reptilien ſind durch zahlreiche Arten vertreten; die Schlangen gelten für dämoniſch und werden nie getödtet (vgl. die Verehrung der Schlangengötter im alten Udyāna). Läuſe ſind gewöhnlich, dagegen ſollen Flöhe fehlen.

Digitized by Google

Anbei folgen einige Thiernamen:

„Hund“, Kaf.: šū̃, šūn, ṣōn; kuṛi, Laghm.: khuḍink.

„Pferd“, Kaf.: ušp, haš; Čitr.: istór (éran. W.); Kaf.: gūṛā, gōṛa; Paſchai: ghōḍā (Skr.: ghōṭa).

„Eſel“, Kaf.: gŭḍḍā; Čitr.: gordok (Skr.: gardabha; Prākr.: gaḍḍaha).

„Rind“, Kaf.: gō, gā, gāo; Kun. Nar.: gōlang; „Kalb“, Kaf.: watsala.

„Schaf“, Kaf.: wāmī, vgl. Skr. vāma, „Gut, Habe“; daher der Canton: Wāmastān? Baſchg.: wī; Kal.: mēš; „Widder“, Baſchg.: nī (aus nīr „Männchen“); „Lamm“, Kaf.: barū.

„Ziege“, Kaf.: wŭsā; Čitr.: pai; Nar.: plăng u. ſ. w.

„Steinbock“, „Antilope“, „Reh“, überh. „Rothwild“, Kaf.: marang, mrang, maṛā; Čitr.: mroi (Skr.: mṛga).

„Bär“, Kaf.: rīč, rīts; Kal.: its; Koh.: ū̃č; Čitr.: orts (Skr.: ṛkša; Prākr.: riččha, aččha, ikka).

„Affe“, Kal.: markrō; Čitr.: mukkúl; Paſchai: makaḍik (Skr.: markaṭa).

„Wilde Katze“, Kaf.: pisās, pišuš, puṣak; Paſchai: pišúndik; Čitr.: puši.

„Fuchs“, Kaf.: ālwākī; Koh.: lambāhī.

„Tiger“, Čitr.: purdúm.

„Huhn“, Kaf.: kikūṛ, kŭkūṛ; Baſchg.: kŭkkŭk.

„Rebhuhn“, Kaf.: ẓū, ẓúwai; Čitr.: kulu; Yid.: žōržah.

Die wichtigſten Metallnamen ſind:

„Eiſen“, Kaf.: čīmā; Čitr.: čimúr; Paſchai: čummār; Nar.: čīmer; Tir.: tsimbar.

„Kupfer“, Čitr.: tŭrŭm (Acc.: tŭrmo); Torw.: tambā.

„Meſſing“, Kal.: harila; vgl. harilek, „gelb“.

„Silber“, Čitr.: droχŭm (Acc.: droχmo), d. i.: δραχμή; Kaf.: arūa, ryū (Skr.: rūpya); čitta, „weiß“.

„Gold“, Čitr.: sorŭm (Acc.: sormo); Kaf.: surun, sūn, sōna (Skr.: svarṇa).

Ethnographiſche Stellung der Kāfirs. Der phyſiſche Typus der Kafirs bietet manches Eigene. Die Körpergröße iſt im Durchſchnitt geringer als bei den Tāğik's und Afghanen, dagegen zeichnen ſich die Kafirs der Ebene durch ſanftere und gefälligere Geſichtszüge, die der Gebirge durch ſtark entwickelte Muskulatur aus; die Kopfform iſt oval, die Geſichtsfarbe röthlich angehaucht; die Farbe der Augen braun oder grau, nicht ſelten dunkelblau; die Wimpern ſind lang, die Brauen verlaufen in regelmäßigen ſchmalen Bogen und nähern ſich ſtark an der Naſenwurzel; die Farbe des Kopfhaares wechſelt zwiſchen ſchwarz, kaſtanienbraun und lichtbraun, unter den Knaben und Mädchen ſoll es auch Flachsblonde geben. Kröpfe finden ſich in einigen Bergcantonen eben ſo häufig wie bei den Kulūta's im Himālaya. Die Hinneigung zu dem blonden Typus bildet ein unterſcheidendes Merkmal der Kafirs gegenüber den Eingeborenen Indiens und Afghaniſtans; wir dürfen annehmen, daß ſich der Typus der ariſchen Raſſe in dem alpinen Hindukuſchgebiete getreuer und länger bewahrt hat als in den ſüdlicheren Klimaten unter den Drawida's und Kuſchiten. Dieſelbe Beobachtung können wir auch in den benachbarten éraniſchen Regionen machen: der ſiniſche Pilger Hwan-Thſang berichtet von den Einwohnern von Khwāndād in Wakhān, daß ſie die blaugrüne Färbung der Augen von allen Aſiaten unterſcheide; der Jeſuit Benedikt Goës traf auf dem Wege von Andar-āb nach Bādakhſchān Galča's an, deren Kopf- und Barthaar blond war wie bei den Niederländern; in unſern Tagen bezeugt Ujfalvy den blonden Typus der Yaghnōbi's im Sarāfſchānthale. — Daß die Kafirs dem indiſchen Zweige der Arier angehören, ergibt ſich aus ihrer Sprache; daß ſie das Kabulthal bis zum Hindukuſch hinauf nicht erſt in neueren Zeiten occupirt haben, ſondern daſelbſt ſeit Beginn der Geſchichte hauſen, lehren die Berichte; nur ob ſie den Weg vor oder nach ihren Stammesbrüdern, die wir am Indus und Ganges finden, genommen — ob ſie ſich aus dem Kabulthale hinauf oder über den Hindukuſch hinab allmählich verbreitet haben, bleibt unaufgeklärt. Ohne Zweifel haben ſie überall Aboriginerſtämme vorgefunden, überſchichtet und abſorbirt; als einen vereinzelten Ueberreſt ſolcher vor-ariſcher Einwohner haben wir das Volk der Khağūna's in Dardiſtān zu betrachten, dem eine agglutinirende Sprache und die vigeſimale Zählmethode eigen iſt; letztere finden wir merkwürdigerweiſe auch bei den Kafirs und Darada's ja ſelbſt bei den éraniſchen Galča's, vielleicht als Erbſtück dieſer anariſchen Aboriginer.

Geſchichte. In den indiſchen Schriftwerken finden wir kein Volk genannt, das mit Sicherheit für den alten Grundſtock der Kafirs zu halten wäre; die Gandhāra's gehören dem Unterlaufe des Kabulſtromes (Skr. Kubhā) an, die Muraṇḍa's hatten die Thäler am obern Pangkōra und Swāt inne, die Darada's ſaßen auf beiden Seiten der Indusbiegung; einzig die Lampāka's ſtehen zu den Kafirs in nahen Beziehungen. Bei Ptolemaios nehmen die Λαμβάγαι das ganze Gebiet zwiſchen dem Κώας und dem Κώφης ein und reichen nordwärts bis zu den Κωμῆδαι im Pamir; mit Sicherheit läßt ſich jedoch der Name nur auf das heutige Gebiet von Laghmān oder Lamegān, zwiſchen den Paſſagen von Bādpaš im Weſten und Darūṭa im Oſten, beziehen. Vielleicht gehörten auch einige Bergſtämme dazu; im indiſchen Epos (M. Bh. II. p. 703) kämpfen die Lampāka's, gleich den Darada's und Khaça's, mit Stangen und Knütteln; derſelben Waffen bedienen ſich noch jetzt die Paruna-Kafirs im nördlichen Wāmaſtān. Mit Unrecht hat Laſſen die Kāmbōğa's in den heutigen Kafirs von Kāmōts geſucht: jene werden im Epos wegen ihrer Roſſe und Elefanten geprieſen, dieſe beſitzen keine von beiden. Bei den Utsavasankēta's, den in ſieben Stämme getheilten Huldigern der Feſtgelage und Liebeszuſammenkünfte, werden wir allerdings an die Kafirs erinnert.

So viel iſt ſicher, daß ſeit den älteſten Zeiten der Geſchichte das Kabulbecken indiſchen Stämmen angehört hat; eine indiſche Gründung, Kapiçā (Skr.: „rothbraun“)



Digitized by Google

an der Vereinigung des Ghōrband- und Panğhir-Thales, hatte bereits Kyros in ſeine Gewalt bekommen; Dareios unterwarf das Kabulbecken und das Fünfſtromland, ſelbſt die Khaça's und Darada's huldigten ihm; die Provinz am Kabulſtrom führt in den Keilinſchriften nach dem Hauptvolke der Ebene den Namen Gandāra, die aſſyriſche Verſion hat dafür Paruparanisana, d. i. Παροπαρνασός, Παροπανισός der Griechen. Als Alexander gegen Indien zog, fand er am untern Kabulſtrome das gandariſche Volk der Açvaka's vor; die Nachrichten über Nyſa und Meros ſind allerdings mythiſcher Natur, aber den nächſten Anlaß dazu gab die Cultur der Weinrebe und der mediterranen Obſtgattungen, ſowie das dionyſiſche Leben der indiſchen Bewohner; ſonſt könnte bei dem dreigipfeligen Meros (Skr.: Mēru, Tri-kakud, -kakubh) auch an den Tirič-mīr in Ober-Čitrāl, bei Nyſa an den Canton Nišā in Wāmaſtān gedacht werden. — Wir übergehen die Herrſchaft der indo-baktriſchen Könige und gedenken nur des großen Einfalls der Çaka's und Turuška's nach Indien; einer der mächtigſten Fürſten aus dieſer fremden Raſſe war Kaniška, der um Chriſti Geburt über Kapiçā, Gandhāra, Kaçmīra und zahlreiche Nachbargebiete herrſchte und die Lehre Buddha's nach Kräften beförderte; der Buddhismus ſtand noch in Flor, als Hwan-Thſang die indiſchen Lande beging (630—640); damals ſcheint das Berggebiet von Lampāka eine Dependenz von Kapiçā gebildet zu haben; der Pilger beſuchte außer Laghmān auch Čitrāl (Sin.: Šang-mi, Khūi-wei) und ſämmtliche Thalgebiete am obern Oxus, ins Herz des Kafirlandes drang er jedoch nicht ein. Während bereits die Araber im Weſten ſiegreich auftraten, erſtanden in Kabul und im Panǧāb brahmaniſche Herrſchaften; dieſen machte der mohammedaniſche Amīr von Ghazna, Sabuk-tegīn, ein Ende (978 fg.) und zugleich drangen afghaniſche Horden in die bis dahin ausſchließlich von Indern bewohnten Niederungen des Kabulbeckens ein; in Lamegān und Peſchāwer wurden alle Spuren der indiſchen Cultur vernichtet und gegen die „Ungläubigen" der Gebirge Glaubenskriege (ghaziyyas) eingeleitet. Seit neun Jahrhunderten ſind die Kafirs ringsum von fanatiſchen Mohammedanern eingeſchloſſen, die Blutfehden ſind an der Tagesordnung, und es geht das alteinheimiſche Volkselement immer mehr ſeinem völligen Niedergang entgegen. — Noch einmal ſehen wir indiſches Volksthum nach dem Weſten vordringen in den ſtillen Wanderungen der Zigeuner oder Rōm (= Ḍama, Ḍamāra) vom oberen Ganges; Kaſchmir und Kabuliſtan waren die nächſten Haltſtationen dieſer verachteten Raſſe. — Marco Polo (1260) kennt ſüdlich vom Hindukuſch nur die Regionen Pašai (d. i.: Čitrāl mit Kunar) und Dīr; erſteren Namen bietet auch Ibn-Batuta. Als Timur gegen Indien zog (1408), unternahm er vom Paſſe Khawāk aus einen Zug gegen die Kafirs von Kaṭawar (j. Kaṭī); auch Baber (1507—1527) kämpfte mitunter gegen die indiſchen Kafirs des Kabulbeckens. Als der Jeſuitenpater Benedictus Goës (Ende 1603) von Pēšāwar nach Čārikār und Parwān zog, um von da den Hindukuſch zu überſchreiten, hörte er von dem Lande „Cafiristan, in quam Saracenis aditus minime permittitur, adeuntes vero capite puniuntur; agrum esse feracem et uvae copiam reperiri", und koſtete von dieſem Weine; in den Kafirs vermuthet er Chriſten. Zwei Jahrhunderte ſpäter (1808) zog Mountſtuart Elphinſtone die erſten ausführlichen Nachrichten über die Kafirs ein.

**Topographie der Kāfir-Tribus.** Einen indigenen Geſammtnamen haben die Kafirs nicht; die Worte Kapira und Sapi haben ſie von den Mohammedanern adoptirt; die Perſer gebrauchen die von der ſchwarzen oder weißen Kleidung hergenommene Benennung Siyah-pōš, Safēd-pōš; ebenſo reden die Afghanen von Tōr- und Spīn-Kāfirs. Außer den echten „Ungläubigen" gibt es zahlreiche Stämme, welche äußerlich den mohammedaniſchen Glauben angenommen, die alten Sitten jedoch unverfälſcht bewahrt haben; man faßt ſie als „Halblinge", Perſ. Nīmča's, zuſammen; dazu gehören z. B. die Kalāši's, die von Tanner beſchriebenen Čugāni's. Die Ṣāfī's (Kaf. Sāpi) dagegen oder die „Reinen" verbinden mit mohammedaniſchem Glauben auch mohammedaniſche Sitten; obwol gleicher Abſtammung, ſind ſie dennoch die geſchworenſten Feinde der Kāfirs ſowol wie der Nīmča's. — Elphinſtone bietet zahlreiche Cantonnamen der Kāfirs, es iſt aber ſchwer, dieſelben auf der Karte zu fixiren; noch mehr gilt dies von Raverty's Angaben. Nach Biddulph zerfallen die echten Kāfirs in vier große Abtheilungen: 1) Rām- oder Lām-gali's, in der weſtlichen Hälfte des Landes; 2) Wāī-gali's, im Centrum und in dem gegen Čaghān-sarāī ſtreichenden Thale; 3) Bāš-gali's, im Nord-Oſten gegen Čitrāl; auch auf der Nordſeite des Hindukuſch im Quellgebiete des Kokča-Oxus gibt es eine Kāfir-Tribus; 4) die Kaṭī-gali's. Alle dieſe Abtheilungen zerfallen in zahlreiche Gaue und Clans, die Wāī-gali's z. B. zählen deren 18; die Namen endigen meiſt auf -gal (Kaf. „Thal, Bachufer") und -dēš („Bezirk, Land"). — Am ungenaueſten iſt der weſtliche Theil bekannt; hier ſcheint der Islam bereits ſehr tief ins Land gedrungen zu ſein; der Unterlauf der Flüſſe iſt ausſchließlich von Afghanen, Tāǧik's und Ṣāfi's bewohnt, welch letztere das Parāčī und das Pašai reden, Dialekte des mit dem Panǧābī und Hindi am meiſten verwandten Kōhistāni, wozu auch das Lāghmani und Kunari gehört. Am Niǧrāw liegt der Ort Išpī, nördlicher die Veſte Timur-hiṣār, auf mohammedaniſchem Boden. Der von Baber angeführten Cantone Meīl am oberen Ališang, Gewār am oberen Alingār wurde bereits gedacht; Raverty führt die Tribus Askīn und Ašpīn an, ferner den Stamm Pandū mit den Orten Mukūwatū, Niwlī, Teīlī, Panḍū und Parmawāl. Das Thal Ingār (= Alingār?), ebenſo Tapa-gal, Māišṭa-gal, Wadīū, Sālāo, ſind bereits von Wāma's bevölkert; die zwei Afghanen, welche 1864 Wāmasthān beſucht haben, drangen dahin über Laghmān vor; ſie erwähnen das eiſige Gebirge Walimand, die Kafirorte Šaider-lām, Muz-gal und Girdalarus. Am Südabhange des Khund-Maſſivs wohnen die zum Islam bekehrten Čugāni's, etwa 23,000 Seelen ſtark;

Digitized by Google

ſie beſitzen Čitali, Pariāna (1000 Häuſer) gegen Weſten, Kandak und Šemāl am oberen Nūr-darra, Si-gal am oberen Dāmenč, Šulut am Bache gleichen Namens, Aret (1200 Häuſer) am oberen Māzār, Čilās am oberen Čōki gegen Süden, endlich Kordar am oberen Péč-darra gegen Oſten. Die Bäche von Nūr an, welchen Ort Baber wegen ſeiner Naturreize und Fruchtbarkeit preiſt, ergießen ſich in den Unterlauf des Kunarſtromes; Baber berichtet, die Kafirs von Pīč („gewunden") erzeugten den ſtarken Wein Khīm unter Beimiſchung von ſtarken Kräutern (= haoma?). Die unteren Thalniederungen im Weſten und Oſten haben jetzt Ṣāfi's inne. Nördlich vom Khund-maſſiv wohnen die Kafirs von Sāñu oder Sāu, ihr Hauptort heißt Sāñu-glām; vom Khund oder Sān gelangt man dahin über Di-gal oder Déo-gal, Sir, Kordar, Drōñak. Weiter hinauf gegen Nord-Oſten liegen Nišā-grām, Čanēš, Pandēš, Mandēš, Ranč-gal, Mundi-gal, Wāile-gal, Baira-gal und andere Orte der Wāma's, ſowie der Wāī-gali's. Die Thalgebiete der letzteren werden von einem mächtigen Zufluſſe des Kunarſtromes bewäſſert, welcher oberhalb des Péč-darra gegenüber Čaghān-sarāī einmündet; nahe dem Strome liegen die Cantone Kaṭār (Kaf. Kaṭa, bei Baber Katōr) — hier werden Roſſe gezüchtet —, ferner Gambīr (Skr. gambhīra „tief"), Trai-gāma („Dreidorf") mit je 1000 Häuſern, weiter entfernt gegen Norden Harāns (3000 Häuſer), Čūmiā, Amēšots, Pandiṭ, endlich der Hauptort Wāī-gal (6000 Häuſer). Die am Kunarſtrome zunächſt hauſenden Nīmča's und Kāfirs fordern von den Caravanen, welche aus Čitrāl nach Čaghān-sarāī ziehen, den Zoll oder Tribut ein; dieſe ſchlagen daher lieber den öſtlicheren Umweg über Dīr ein. Im nördlichen Wāmasthān ſoll eine wilde Tribus Páruna hauſen, welche mit Keulen und Stangen ſich wehrt; ihr Hauptort heißt Kištoki („Holzingen"); noch weiter hinauf wohnt die Tribus Wāī oder Pāniṣṭa, und jenſeit des Hindukuſchkammes die Tribus Kaṭi oder Kaṭi-gali, auch Wiṛi-gali genannt; ihr Hauptort iſt Kalār; ſie gehört zu den Safēd-pōš, wozu auch die aus Laghmān eingewanderten Mandul und Šamāğīl gezählt werden. In dem Sattel Kandah-i-nīl ſoll die Kokča-Quelle des Oxus entſpringen, ihr nach Nord-Oſten gerichtetes langes und ſchmales Eroſionsthal bildet die natürliche Einfallsſtraße der Kaṭi's nach Ulur, Kurān, Čirm und Bādakhšān; nach Nord-Weſten jenſeit eines vom Hindukuſch auslaufenden Gebirgsaſtes finden wir die von éraniſchen Galča's bewohnten Hochthäler von Ašangān (bei Firdauſī: Šangān), Anğumān, Murasač, Pēškān, Paryān, Khwāst und Andarāb, aus denen der Warsač, Farkhār, Bangī und andere Zuflüſſe des Oxus ihren Ausgang nehmen; oſtwärts vereinigt ſich mit der Kokča bei Čirm der Fluß Darra-Yamgān, welcher Mungān bewäſſert und beim Paſſe Dō-rāh entſpringt. — Oeſtlich von dem Gebirgsrücken, der das Gebiet der Wāī-gali's begrenzt, finden wir einen anderen Zufluß des Stromes von Čitrāl, deſſen Haupt- und Seitenthäler die Bāš-gali's bewohnen; ihre Anſiedelungen reichen bis Bīr-kot am Strome; die nördlichere Abtheilung deſſelben bewohnt den Canton Kām-ōts (ōts „ober", Skr. učča) oder Kām-dēš mit dem Hauptort Brag-āma-tal (Čitr. Lut-déh „großer Ort") und den Dörfern Ama-drōña, Luluk, Šuya, Absai, Šaid-gal, Abrōns, Madad-gal; die ſüdlichere den Canton Kām-tōz mit zahlreichen Anſiedelungen. Die Bāšgali's ſind ſeit geraumer Zeit dem Herrſcher von Čitrāl unterworfen, d. h. ſie leiſten einen Jahrestribut, beſtehend aus einigen hundert Centnern Butter, Honig und Wachs, aus Fellen und groben Filzdecken, ſilbernen Gefäßen und Halsbändern, Rindern und weiblichen Sklaven; auch hat bereits der Islam wenigſtens äußerlich Eingang gefunden. Aehnliches gilt von den Kalāši's, einem vormals mächtigen, jetzt aber ſehr herabgekommenen und zum Islam bekehrten Stamme, deſſen Gebiet von jenem der Bāšgali's durch einen Gebirgskamm getrennt wird, den die Čitrāli's von Bumburét aus in einem ſteilen Paſſe zu überſteigen pflegen; die nordlichere Abtheilung bewohnt Kalaš-grām, Bumburét, Broana, Budirik, Rongmū, Biriū, Ghaïrét; die ſüdlichere Čingurét, Sawair, Loi, Šiši und andere Dörfer zwiſchen Darōš und Nagar am Strome. — Die Anwohner des Fluſſes von Čitrāl huldigen ſeit lange dem Islam, vormals waren ſie jedoch der Parſi-Religion, dem brahmaniſchen Glauben, der Lehre Buddha's ergeben. Wir nennen zuerſt die Gabr's in Gabrek (vgl. Perſ. gabr, gaur, „Feueranbeter") an der Oſtſeite des Stromes von Ašrét ſüdwärts bis Šāl, in den Orten Nārīsat, Langarbat, Gad, Pasinger, Maïmena, Nawakila, Kalman, Harnoi; die Leute, durch ſpärlichen Haarwuchs bemerklich, ſprechen das Narisati (bei Baber Gabrī genannt), das die Mitte hält zwiſchen dem Bašgali und den Dialekten am oberen Swat. — Von Ašrét bis Darōš hinauf wohnen Dangārik's, deren Sprache ebenſo wie das Gowrō am Indus dem Šinā oder Dardi nahe ſtehen ſoll. — Dann kommen die eigentlichen Čitrāli's am oberen Khō und deſſen Zuflüſſen. Mūḷ-khō, Tōri-khō und Lut-khō (hier von Drušp an bis Sōghat); ſie ſprechen das Khōwāri, den eigenthümlichſten aller indiſchen Dialekte. Die anariſchen Nachbarn in Yasīn nennen die Čitrāli's Arina, was an das Volk Alina im Rigveda erinnert. — Die indiſchen Dialekte am oberen Swāt und Pañkōra, das Torwālāk und Baškārik, lehnen ſich bereits an das Panǧābi an und ſind Ueberreſte der Sprache von Udyāna (Prākr. Uǧǧānaka), alſo Dialekte der alten Gandhāra's, ebenſo wie das Tiṛai ſüdlich von Pēšāwer. — Schließlich ſei noch der Thatſache gedacht, daß in Ober-Čitrāl neben dem alterthümlichen Khōwāri auch noch ein höchſt intereſſanter éraniſcher Dialekt in Blüte ſteht, das Yidghah, das im Thale Yidakh oder darrah-i-Hinğigān vom Paſſe Dō-rāh ſüdoſtwärts auf beiden Seiten des oberen Lut-khō bis Drušp hinab geſprochen wird; die Bewohner ſind ſeit geraumer Zeit aus dem Gebiete von Munğān oder dem Yamgān-Thale über den Paß hinabgewandert und haben ſich als Keil zwiſchen die Bašgāli-Kāfirs und die Čitrāli's eingeſchoben; das kleine Vocabular, welches Biddulph bietet, weiſt Wortformen auf,

Digitized by Google

die eine Mittelſtellung zwiſchen dem Altbaktriſchen und dem heutigen Paštō einnehmen.

**Sprache der Kāfirs.** Faſt jede Tribus ſpricht ihren eigenen Dialekt; gleichwol haben alle Dialekte daſſelbe lautliche Gepräge und denſelben Urſprung; es iſt eine ungetrübte, ungemiſchte Prākritſprache, welche die reichen Flexionen des Sanſkrit abgelegt und durch Agglutination ſelbſtändiger Elemente erſetzt hat; ſie theilt mit ihren Schweſtern die Vorliebe für naſalirte Vokale (ã, ĩ, ũ), für die Aſpiraten (ph, bh u. ſ. w.) und die Cerebralen (ṭ, ḍ, ṛ u. ſ. w.); eine Beſonderheit iſt der häufige Abfall eines Schluß-r.

Die Zählmethode nach Stiegen zu zwanzig, ſodaß z. B. 70 durch 3 × 20 + 10 (Kaf. tré-wiši-dos, tre-biši-daš, Čitr. troi-bīšer-ǧoš,[1] Yid. šaroi-wīst-u-las, Khagun. iski-älter-tōrom) ausgedrückt wird, bis zur höchſten Zahl 400, d. i. 20 × 20 (Kaf. wiši-wisi, biši-biši), haben alle Hindukuſch- und Pamirſprachen gemein; wir ſuchen darin eine gemeinſame an-ariſche Grundlage (ſ. o.). Daß jedoch das Kafiri, gleich dem Čitrāli, verglichen mit dem Literatur-Prākrit Central-Indiens, alterthümlichere Formen aus der ariſchen Epoche aufbewahrt hat, lehrt ſchon die Betrachtung des Ind. Präſ. des Verb. Subſt.:

| | Kaf. | Čitr. | vergl. Zigeun. | Pali |
|---|---|---|---|---|
| | sūm | asûm | isóm, sóm | asmi, amhi |
| | sis | asûs | — | asi |
| | sĕ, sī | asûr | isí, sí | atthi |
| Pl. | simiš | asûsi | isám, sám | asma, amha |
| | sik | asûmi | — | attha |
| | san, sin | asûni | isán, sán | santi |

Wie mannichfachem Wechſel eine und dieſelbe Grundform auch in den prākritiſchen Sippen an der Kubhā und im Hemagiri mit Naturnothwendigkeit ausgeſetzt iſt, dafür einige Beiſpiele:

„Herz" (Skr. hṛdaya, Prākr. hiyaya) Čitr. hardī, Kal. héṛā, Nar. hiḍā, Gowrō héyō, Šin. hīō, Torw. hū.

„Ei, Hode" (Skr. aṇḍa), Kal. ondrak, Torw. ān.

„Bruder" (Skr. bhrātā, Prākr. bhāyā), Čitr. brār, Baſchg. brā, Kaf. brār, burā, blā, Tir. bhrā, Torw. bhā, Nar. blāyō, Kal. bhāyā, Paſchai lāyā, Kun lē.

„Schweſter" (Skr. svasar), Čitr. ispasár (wie ispá „wir ſelbſt" aus Skr. sva), Tir. spaz, Baſchk. išpō, Kaf. sussi, sūs, Šin. sās, Torw. šū.

„Sohn" (Skr. putra), Tir. putur, Kal. putr, Baſchg. puðr, Kun. pušl, Paſchai pult', Torw. pū, Šin. puč.

„Dorf" (Skr. grāma, Prākr. gāma), Kaf. grām, grōm, glām, lām, Šin. Torw. gām, Paſchai Nar. lām.

„Lang" (Skr. dīrgha, Pāli dīgha, Prākr. dīha), Kal. Tir. drīga, Paſchai liga, Nar. ligālo, Šin. ẓīgo, Torw. ẓīk, Baſchk. lūk, Čitr. drung (éran.)?

„Recht, gerade" (Skr. ṛǧuka, Prākr. uǧǧuya, Baktr. erezu), Čitr. 'orsk, Kal. ūǧek, Yid. 'orzuk, 'orzu, Wakh. wurz.

„Weiß" (Skr. çveta), Čitr. išpéro, Kaf. čitta, Šin. šéo u. ſ. w.

**Quellennachweis.** Hinſichtlich der Sprache vergleiche die von Leech geſammelten Vocabularien aus den Dialekten des Kabulbeckens (Journ. of the Asiat. soc. of Bengal, Vol. VII, Calcutta 1838, p. 731, 780—785); die von Raverty gebotenen Kafiri- und Kohiſtāniwörter (ebenda, Vol. XXXIII, 1865, p. 267—278); das Vocabularium aus dem Kaláša und dem Arina (= Čitrāli, Khōwāri), das Leitner ſeinem Werke „The races and languages of Dardistan", Lahore 1876, einverleibt und jüngſt (Lahore 1880) unter dem Titel „Kafiristan, Sect. I." ſeparat abgedruckt hat; endlich die kurzen grammatikaliſchen Abriſſe und Wörterſammlungen über die Dialekte Oſt-Kabuliſtans und der oberen Indusregion, die wir Biddulph verdanken „Tribes of the Hindoo koosh", Calcutta 1880, App. p. III—CLX. E. Trumpp's Arbeit über die grammatiſche Stellung des Kafiri (Zeitſchr. d. Deutſchen morgenl. Geſ. B. XX, 1866, 377—418; Journ. of the royal Asiat. soc. of Great-Brit. Vol. XIX, p. 1 sqq.) iſt der einzige wiſſenſchaftliche Verſuch über dieſe Frage; derſelbe Gelehrte hat die Bearbeitung des von Col. Tanner bei den Cugāni's und Sāūu's geſammelten Sprachmaterials für das citirte londoner Journal übernommen und wird ſo die genauere Erkenntniß des Hindukuſch-prākrit begründen. — Die Lebensweiſe und die Gebräuche der Kāfirs ſind noch immer am beſten geſchildert in dem von Elphinſtone niedergelegten Berichte des Mulla Naǧīb (An account of the kingdom of Caubul. Lond. 1815); brauchbare Notizen finden ſich ferner in den Reiſewerken von Burnes, Vigne, Wolfe, Maſſon, Lumsden, Wood, Bellew und in Aufſätzen von Raverty; den Bericht der beiden Afghanen über die Wāma's hat Trumpp veröffentlicht. Major J. Biddulph behandelt in dem lehrreichen Buche „Tribes of the Hindoo koosh" die ethniſchen und ſocialen Verhältniſſe der oberen Indusgebiete, über die Bāsgali-Kāfirs gibt es Notizen in Chap. X (p. 126—133). Das Gebiet der Cugāni's hat zur Zeit der britiſchen Expedition nach Afghaniſtan Tanner beſucht und darüber ausführlich berichtet (Proceedings of the royal geographical soc. 1881, p. 278—301). Die beſten Karten über Citrāl und das Kabulbecken finden ſich bei Leitner, Biddulph, Tanner; doch bleibt hinſichtlich des eigentlichen Kāfirgebietes faſt alles unſicher.

**Lebensweiſe und Gebräuche der Kāfirs.** — Die **Nahrung** iſt vorwiegend animaliſch: gekochtes oder halb roh gebratenes Fleiſch (Kaf. ándā, annā, andár; Kal. moss, Tir. mās u. ſ. w.) der Rinder, Schweine, Schafe, vor allem der Ziegen, dann auch aller Waldthiere, z. B. der Bären, Rebhühner; Fiſche werden verabſcheut. Die Hausthiere liefern Milch (Kaf. zū, zū, zuṛ; čer, čīr), Lab (Kaf. niū, niwa), Butter (Kaf. nūnī, Kal. práčono) und Käſe (Kaf. kela, kila, Kal. piṇḍa); die Bienen Honig (Kal. mačerik), die Oliven Oel (Kaf. anau, anū). Die Obſtfrüchte werden friſch und

Digitized by Google

getrocknet genoſſen. Mehl wird mit der Handmühle bereitet, der dünne ungeſäuerte Brotkuchen bildet die Zukoſt (Kaf. āū, äwú). Das Quellwaſſer iſt friſch und vortrefflich; Wein (Kaf. čukara, eig. „ſauer", Kal. čukra, Skr. çukta; tin, eig. „ſcharf", Skr. tīkšṇa) wird pur und gewäſſert in großen Quantitäten von allen getrunken; er wird in Ziegenſchläuchen oder in Felsciſternen aufbewahrt. Die Mahlzeiten werden von den Männern ſippenweiſe, oft im Freien, genommen; das Anſehen und der Rang beſtimmt die Sitzordnung; man ſitzt auf trommelartigen, in der Mittelhöhe ausgeſchnitzten, mit Ziegenfellen überzogenen Holzblöcken; man greift mit der Hand oder mit Spießen zu; der ſilberne Weinhumpen geht vom Höchſten zum Niedrigſten in der Runde. Die Leute, ſtark und geſund, werden meiſt alt. — **Kleidung.** Die Männer waſchen ſich niemals, auch die Kleider werden niemals gereinigt. Der echte Kafir trägt auf bloßem Leibe ein Wams aus vier ſchwarzen Ziegenfellen mit dem Haare nach außen, meiſt ohne Aermel oder mit weiten, aufgetrennten, über den Elnbogen reichenden Aermeln. Die Reichen tragen darunter noch ein Hemd aus grober Baumwolle und weite Hoſen aus gleichem Stoffe, beide mit Blumen in rother und ſchwarzer Wolle ausgenäht; Hoſen und Wams hält ein Gurtriemen zuſammen. Die Wāma's und Bāšgali's tragen aus ſchwarzen Ziegenhaaren gewobene Röcke und Hoſen; ſchwarze, indigo-blaue und braune Wollkleider aus Pešāwer ſind bei den Nīmča's verbreitet. Die Weiber haben lange vom Hals bis zu den Fußknöcheln reichende Kleider, aus Ziegenhaaren gewoben, loſe gegürtet, mit langen Aermeln und farbiger Schärpe; oder ein nur bis zum Knie reichendes Oberhemd aus grober Wolle, gegürtet, darunter enge Hoſen, unter dem Knie ſchwarz, über demſelben weiß. Beide Geſchlechter gehen oft barfuß, meiſt tragen ſie Halbſtiefel und Schuhe aus Ziegenleder oder Ziegenhaaren (Kaf. čāruk). Die Männer gehen barhaupt; erſt wenn ſie Feinde erſchlagen haben, tragen ſie rothe Mützen mit Federſchmuck oder Käppchen aus Baumrinde oder, wie die Cugāni's, braune Filzhüte mit ſchmaler Krämpe; Turbans haben die Sāfi's. Die Kāfirs ſcheren die Haare bis auf zwei Locken an den Schläfen und einen langen Schopf von 3 Zoll Durchmeſſer, der vom Scheitel auf den Rücken fällt. Die Weiber flechten ihr Haar und ſchlingen die langen dünnen Zöpfe auf dem Scheitel zuſammen; ein farbiges Wollkäppchen bedeckt den Wulſt, meiſt hängt eine Flechte mitten auf die Stirn hinab. Der Kopfputz iſt mit einem Silberband umzogen und mit Münzen, Perlen und Kauri-Muſcheln (cypraea moneta) verziert. Bei den Bāšgali's tragen nach Biddulph die Eheweiber eine ſchwarze Kappe mit Zipfeln, aus denen zwei gegen einen Fuß lange Hörner aus Holz, die mit ſchwarzem Zeug umwickelt ſind, aufragen; denſelben Hornſchmuck fand Sang-yün (520 n. Chr.) bei den baktriſchen Ye-tha's Hwan-Thſang bei den Tukhāra-Weibern in Hematāla (j. Darrah-i-Aīm in Bādakhšān). Die Kalāša-Weiber haben breite Kappen mit herabhängenden Zipfeln, belegt mit Kauris, aber ohne Hörner. Beide Geſchlechter tragen mit Vorliebe Ohr-, Hals-, Arm- und Fingerringe aus Eiſen, Kupfer, Meſſing, ſeltener aus Silber und Gold; die Armſpangen haben ſchlangenkopfartige Verzierungen; aller Schmuck wird zur Zeit der Trauer abgelegt. — Die **Waffen** ſind primitiv. Die Bogen (Kaf. drū, Bašg. Čitr. drōn, Yid. drun) ſind aus Holz, ſelten aus Horn (šing-drū), 4½ Fuß lang, mit einer Darmſehne (Kaf. ghī); die Pfeile (Kaf. kān, Kal. bru, Čitr. wešū) von Rohr, leicht, 2 Fuß lang, die eiſernen Spitzen und Widerhaken bisweilen vergiftet; der Köcher am Rücken, aus Leder, enthält 12 Pfeile; die Kāfirs ſchießen wunderbar ſicher und kräftig auf 60 Ellen Diſtanz. Als Schutzwaffe dient der Schild (Kaf. karai). Im Ledergurt tragen ſie rechts einen langen, breiten, etwas gekrümmten Dolch (Kaf. kātrā, kāṭarī) von ausgezeichneter Arbeit, mit eiſernem Griff und mit Meſſingbuckeln geſchmückt; links ein ſcharfes Meſſer (kātā, Laghm. šelt' = Skr. çastra) ſammt Flint und Zunderrinde. Flinten (tupaka, türk. W.) kommen immer mehr in Gebrauch, ſie ſtammen aus Khokān und Kašghār; krumme Säbel (Kaf. tarwālī, Čitr. kangūr) dagegen werden aus Swāt und Afghaniſtan eingeführt. Eine nationale Waffe iſt auch die Streitaxt (Bašg. kašē) und die Keule. — Die **Häuſer** (Kaf. āma, āmā) an den ſteilen Böſchungen der Bergwände ſind immer mehr als ein-, oft vier- bis ſechsſtöckig; man ſteigt von einem Stock zum andern auf einem ſchiefen, mit eingehauenen Fußtritten verſehenen Balken hinauf. Die Dächer ſind flach. Der Unterbau (Kal. dighra) beſteht aus Stein und Holzwerk, der Oberbau nur aus Holz; Thüren (Kaf. dō), Pfoſten und das Getäfel ſind mit hübſchem Schnitzwerk verziert; Kellerräume für Wein, Eſſig, Butter und Käſe ſind vorhanden. Feuer wird in der Mitte der Zimmer (Kaf. hannu, Kal. hand) angezündet, der Rauch entweicht durch die Lichtöffnungen ſo gut er kann; den Hausrath bilden Wandbänke (Bašg. bāṇ), Stühle (stā), Tiſche, niedrige Bettgeſtelle (khāt), Truhen, Filzteppiche, Trinkgeſchirre aus gebranntem Thon oder aus Erz mit griechiſchen Henkeln und Hälſen, Gefäße zur Käſe- und Mehlbereitung, Werkzeuge und Waffen. Im Hochgebirge gibt es auch Wohnungen in Höhlen. Die Dörfer (Kaf. glām; pātala) ſind faſt ſtets an den Berggehängen terraſſenförmig gebaut, ſodaß das Dach eines Hauſes die Straße bildet, die in das obere Haus führt; die Häuſerzahl variirt von 500 bis 1000, einige Orte zählen deren bis 6000. Alle Orte ſind offen und nur durch die Lage geſchützt; Veſten gibt es nur am Kabulſtrome, in Laghmān, Kunar und Čitrāl. — Die Kāfirs haben die Gemüthsanlage eines echten Naturvolks; ſie ſind harmlos, gutherzig, geſprächig und geſellig, Freunde der Muſik, des Geſanges und Tanzes; Märchen und Feenſagen ſind bei ihnen im Schwunge; beide Geſchlechter und alle Lebensalter nehmen an den geſellſchaftlichen Unterhaltungen Theil. Ihre Gaſtlichkeit iſt berühmt, Verrath und Wortbruch unbekannt; der Gaſt wird von Haus zu Haus geführt und bewirthet; mitunter überläßt der Wirth ſeinem Gaſt das eigene Weib für die Nacht. Krämer und Bettelmönche aus Hinduſtan finden immer Einlaß; ſie verkehren ſelbſt mit den Mohammedanern außer den

Digitized by Google

Zeiten der Blutfehde. Diebſtähle ſind unbekannt; die Häuſer läßt man unbewacht. Mit den Sitten ſoll es das weibliche Geſchlecht nicht ſehr genau nehmen; der Ehemann begnügt ſich, den Verführer durchzuprügeln und ihm einige Werthſachen oder eine Kuh abzufordern. Im Herbſt, wenn alle Vorräthe geſammelt ſind, werden die meiſten Gelage abgehalten; ſie dauern 20 bis 40 Tage, den Schluß bildet eine mitternächtige Orgie, wobei nach Auslöſchung der Kienfackeln Burſche und Männer, Weiber und Mädchen ohne Wahl der Sinnenluſt huldigen. Zu Beginn des Frühlings halten die Burſchen und Mädchen ein Spiel ab, wobei ſich die Mädchen außerhalb des Dorfes verſtecken, von den Burſchen aufgeſucht werden und ſich mit Gerten tüchtig wehren. Mit Fug gelten daher die Burſchen und Mädchen eines Ortes für verſchwiſtert, die Heirathen finden immer zwiſchen entfernteren Dörfern ſtatt. Die Muſik iſt lärmend, aufregend, wild; in den Lärm der Cymbeln, Trommeln und Pfeifen miſcht ſich der ſchrille Geſang der Tänzer. Getanzt wird von allen, bald einzeln, bald paarweiſe, bald in Gruppen gegeneinander oder in verſchlungenem Reigen um die Spielleute herum; dabei werden die Schultern gehoben, die Glieder und Köpfe geſchüttelt, der Boden mit Heftigkeit geſtampft; die Männer zücken die Meſſer, ſchwingen die Streitärte und Keulen über dem Kopfe oder feuern die Flinten ab; einige accompagniren mit Schellen und Caſtagnetten. — Außer dem Spiele, der Jagd und dem Ackerbau iſt es der Krieg, der die Männer beſchäftigt. Fehden unter den einzelnen Tribus ſind häufig, die Blutrache iſt an der Tagesordnung; allgemein iſt jedoch der Kampf mit den Mohammedanern der Grenzgebiete; die Käfirs ſkalpiren ihre Feinde, die Gefangenen opfern ſie unter Ceremonien ihren Götzen, Tödtung eines Säfi gilt für die rühmlichſte Handlung. Hat ein Stamm den Rachezug beſchloſſen, ſo verſammelt ſich alles wie zu einem Feſte, ein Barde begeiſtert die Männer (wirē) durch Aufzählung aller von den Mohammedanern verübten Blutthaten zur Rache; die Streitbaren ziehen von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, ſingen und trinken Wein; ſie ſuchen den Feind unvorbereitet zu überfallen; gar mancher fällt in die Hände des Gegners, weil ſie die Wachen in der Nacht vernachläſſigen; verfolgt, ſpannen ſie den Bogen ab und machen mit ihm unglaubliche Sätze von Fels zu Fels. Bei der Heimkehr werden die Streitbaren von den Mädchen erwartet, welche Obſt im Buſen bergen; wer einen Feind erſchlagen hat, darf ſich der Früchte bemächtigen; die Beuteloſen dagegen werden von den Weibern mit Kuhmiſt und Aſche beworfen, beim Mahle erhalten ſie knappe Portionen über den Rücken hingereicht. Wer viele Feinde erſchlagen hat, erhält eine rothe Stirnbinde mit einer gleichen Zahl von Kauris, oder eine Silberkette, bei den Opfermahlen doppelte Portionen, und das Recht, bei Tänzen die Streitaxt zu ſchwingen; allgemein iſt auch die Sitte, daß die Braven ſich Pfähle (kul) errichten mit ſo vielen Querbolzen (sänt) und Ringen, als die Zahl der von ihnen erſchlagenen und verwundeten Säfi's beträgt. Wenn zwei Männer einen Streit haben, wird derſelbe vor allen Clangenoſſen durch einen Ringkampf entſchieden, die Gegner umarmen ſich zuletzt. Wird mit einem Säfi ein Friedensbund geſchloſſen, ſo wird eine Ziege geſchlachtet, beide genießen das zubereitete Herz des Thieres, beide beißen dann einander ſanft in die Herzgegend; oder es wird ein Goldſchmuck in ein Waſſergefäß getaucht, beide laſſen einige Tropfen eigenen Blutes hinein und trinken davon — und der Vertrag iſt geſchloſſen (sün-wäräk, -äwu, „Goldwaſſer"). Zum Gruße werden nach europäiſcher Art die Hände geſchüttelt. — Stände. Könige und erbliche Stammhäupter gibt es nicht; Timur hatte ſolche allerdings vorgefunden (ōdā, ōdā-sū). Gegenwärtig gibt es nur einen durch Heldenthaten und durch Feſtgelage erreichbaren Adel. Wer wenigſtens 4 Feinde erſchlagen hat, muß, um als Held (bahādur) zu gelten, noch 200 Ziegen, 6 Rinder, einige Centner Korn, Reis und Käſe, und ſehr viel Wein dem Clane ſchenken. Um Häuptling (surūnwālī, sōninwālī, „Geldvogt") oder Machthaber (ğēṣṭa, vgl. Skr. ğyaiṣṭha „der Stärkſte") zu werden, muß er innerhalb der nächſten 3 Jahre 80 Feſte geben, wobei immer mehr Ziegen geſchlachtet und immer größere Quantitäten an Brod, Käſe und Wein verſchenkt werden; bei der Ernennung wird die große Trommel (mandū, mandūr) gerührt und viel getanzt; bei den Mahlzeiten hat er den erſten Platz, eine lange maſſive Silberkette iſt ſein Schmuck. Alles wird durch Berathſchlagung der Dorfälteſten und der reichen Machthaber entſchieden; dieſe ſind die Führer im Kampfe. Ein Reicher beſitzt im Durchſchnitt 1000 Ziegen, 300 Rinder, 10 Geſindeſklaven. Kaſten gibt es nicht; ſelbſt die Prieſterwürde verleiht kein beſonderes Anſehen. Nur eine Art Heloten iſt vorhanden, die Abkömmlinge der Aboriginer des Landes; ſie beſchäftigen ſich mit der groben und feinen Schmiedearbeit, mit Weberei, Lederbereitung, Holzſchnitzerei und mit dem Tragen der Laſten (daher ihr Name bārī). Zahlreich ſind auch die Geſindeſklaven (lāwā, Baṡg. pātsā), die ſich aus den Gefangenen eigenen Stammes rekrutiren; ſie werden gut behandelt und begleiten den Herrn im Kampfe. — Die Heirathsgebräuche ſind ſehr verſchieden. Hat ein Burſche unter den Mädchen eines benachbarten Dorfes ſeine Wahl getroffen, ſo ſchickt er dem Vater der Erwählten eine Ziege; wird dieſe geopfert, ſo iſt der Antrag angenommen und der Bräutigam darf ſeine Braut fortan ungehindert beſuchen. Am Hochzeitstage ſchickt dieſer die Hochzeitsgeſchenke, Ziegen, Schmuck und Hausrath, Kienfackeln und Victualien für den Schmaus; das Feſt wird in beiden Dörfern abgehalten. Iſt der Schmaus und der Tanz beim Vater der Braut zu Ende, ſo erhält dieſe ihre Ausſtattung und dazu einen Korb mit ſüßen Früchten; vom ganzen Dorf unter Singen und Tanzen begleitet, begibt ſie ſich in das Dorf und Haus des Bräutigams und gilt ohne weiteres für ſein Weib (istrī, strī, Kal. strī-gā), höchſtens, daß der Ehebund hier und da durch Zuſammenbindung zweier Fichtenreiſer von der Größe der Brautleute ſymboliſch bekräftigt wird; wird die Ehe nachmals gelöſt, werden die Reiſer gebrochen. Am nächſten Morgen ſchickt der Vermählte dem

Digitized by Google

Schwiegervater den eigentlichen Kaufpreis — oft bis 20 Kühe; die Braut darf ihres Vaters Haus vor fünf Jahren nicht beſuchen. Die Burſchen heirathen zwiſchen dem 20. und 30., die Mädchen im 15. oder 16. Jahre. Vielweiberei iſt erlaubt; jedoch geſtatten ſich nur die Begüterten dieſen Luxus und bringen es auf 4 bis 5 Weiber. Die Stellung der Frau iſt frei von allen Extremen; ſie arbeitet redlich im Hauſe und beſtellt den Acker; der Mann pflegt die Hausthiere, jagt, ficht und nimmt an den Dorfverſammlungen Theil. Die Zeit der Reinigung und des dreißigtägigen Wochenbettes verbringen die Weiber in Gemächern außerhalb des Dorfes; ſie werden dann gebadet und unter Tanz und Muſik ins Haus zurückgebracht. Der Säugling erhält den Namen desjenigen ſeiner Vorfahren, bei deſſen Nennung er zu ſaugen beginnt. Vater (Kaf. tāla, tāt) und Mutter (āī, mōr, nān) genießen hohe Achtung, ebenſo die Geſchwiſter der Aeltern und die Schwiegeraltern (súsur, „Schwiegervater"); von den Geſchwiſtern werden die Erſtgeborenen und älteren beſonders ausgezeichnet. — Todtengebräuche. Stirbt ein Kāfir, ſo wird der Leichnam gebadet und in reine Tücher gehüllt; daneben liegen die Waffen, ein hölzernes Abbild des Todten und der Sarg oder die Schachtel aus Fichtenholz; während die Weiber und Geſindeſklaven weinen, ſtellen die Männer Gefechte an und preiſen die Thaten des Verſtorbenen; nach ein oder zwei Tagen wird der Leichnam rund um das Dorf getragen und zu einer von Bäumen beſchatteten Höhle auf die Berge gebracht; dort wird er in den Sarg gelegt, dieſer mit Holznägeln geſchloſſen und mit großen Steinen beſchwert; das Begräbniß ſchließt ſtets mit Schmaus, Geſang und Tanz; beim Tode von Machthabern wird die große Trommel gerührt, auch die Pfähle mit den Symbolen der erſchlagenen Feinde werden beim Sarge eingerammt. Einmal im Jahre wird ein Gedenkfeſt gefeiert, wobei die Manen Speiſung erhalten. Die Ausſetzung des Todten erinnert an alt-eraniſche Sitten; ſie findet ſich aber auch bei ſibiriſchen Völkern (Türken, Samojeden, Tunguſen). — Religion. Die Kāfir's ſind nach den Berichten der Mohammedaner būt-Verehrer; gleichwol ſtellen ſie an die Spitze der Götzen eine unſichtbare Hauptgottheit, die ſie verſchieden benennen, bald Yamrāi, Im-rā, Imb-rā (d. i. Yama-rāğa?), bald Di-gān oder Déogān (Skr. dēva-ghana, „großer Gott"), bald thakur („ehrwürdig"), oder einfach dē, dī („Gott, Himmel"). Der Imrā von Kāmdēš wurde auf einer Anhöhe in Geſtalt eines vier Fuß hohen, einen halben Fuß breiten ſteinernen Pfoſtens (Imrā-thān) verehrt; die Stätte (Imrā-āmā) galt für heilig, alle Opfer wurden hier verrichtet. Zuerſt wird das heilige Feuer aus Zweigen der Kāčar-Fichte bereitet, dann wirft der Opferprieſter (ōtā, hazār-malik) Waſſer, Butter, Körner oder Weizenmehl, das Blut des Opferthieres, endlich Wein — Salz mangelt dem Lande — dreimal durch die Flamme an den heiligen Pfoſten, wobei er und die Gemeinde Weiheformeln recitiren. Außer Ziegen werden auch Kühe geſchlachtet, das Blut wird auf dem Feuer gekocht, das Fleiſch hinzugeworfen und dann halb roh verzehrt; zuletzt werden die Knochen verbrannt; Wein wird viel getrunken. In Sāūu-glām befindet ſich ein Tempel (but-tsida) des Di-gān mit einem Idol aus geſchnitztem Holze; es reckt die Zunge, ſchneidet Grimaſſen und ſchwingt zum Schlage ausholend die Keule; die Stelle des Augapfels iſt vergoldet; im Tempel hängen Weihegaben und Beuteſtücke, Waffen und Gefäße vieler Decennien. Im Dorfe Muzgal wird ein Holzidol mit Silberaugen, Pulis-panu („Mannweſen"?) verehrt; ihm opfern die Wāma's bei Miswachs und Krankheiten Ziegen; Weiber dürfen nur aus der Ferne zutreten; dieſe wenden ſich an das Steinidol Matika-panu („Mutterweſen"?) im Dorfe Šaiderlām in allen Familienangelegenheiten; ein drittes Steinidol Adrak-panu („unſichtbares Weſen"?) befindet ſich in Girdalares. In ſilberner Vogelgeſtalt wird der Gott Tārāšīn („Sternfalke"? Garuda?) verehrt; andere Holzidole ſind Surūya, Lāmānī, Pandū. Außerdem werden vierhundert mal vierhundert Dämone, männliche und weibliche, hölzerne und ſteinerne, angerufen; es ſind theils Naturgeiſter aller Art (faſt jedes Gewäſſer, jedes Gehölz hat ſeinen Schutzgeiſt), theils verſtorbene Helden und Machthaber, die ſich durch ihre Thaten und Feſtſpenden den Weg zum Pantheon der Kāfirs erſchloſſen haben. Bei Elphinſtone finden wir zahlreiche Namen ſolcher Genien, z. B. Gež, Bāgež, Māni oder Mandi, Pārsu, die ſieben Brüder Parādik und ebenſo viele Parūn's, die Erdmutter Kumāi (kumārī? Citr. kumoro, „Mädchen"), Sarangu, Ništi, Mara-sūrī (surya, „Sonne"?), Inderči (vgl. Indra?). Jede Tribus hat ihre eigenen Heroen. (*Wilhelm Tomaschek.*)

KAFTAN iſt im Türkiſchen die Benennung eines bis über die Waden hinabreichenden, ſchlafrockähnlichen Männer-Kleidungsſtücks, welches mit ſeinem Namen Gemeingut wie der verſchiedenen Türkenſtämme und der von ihnen beeinflußten centralaſiatiſchen, ſo der oſteuropäiſchen Völker geworden iſt. Der urſprüngliche Stoff des Kaftans iſt ein Baumwollen- oder Seiden-Zeug, reſp. ein halb-baumwollener Seidenatlas, welcher, in lebhaften Farben geſtreift, für dieſen Zweck an verſchiedenen Stellen der Levante, namentlich in Bruſſa und Damaskus, in großer Menge producirt wird. Man hat ſich daher den Kaftan zunächſt als Unter- oder Hauskleid und für den Verkehr im Freien mit einem Pelze oder doch einem aus Wollſtoff verfertigten, den atmoſphäriſchen Einflüſſen unmittelbar ausgeſetzten Rocke überdeckt vorzuſtellen. Eine beſondere Bedeutung gewann der Kaftan, als die zum Islam übergetretenen und die Sitten und Gebräuche der alt-mohammedaniſchen Culturvölker ſich aneignenden Türkenſtämme ihren Kaftan mit dem Chýl'a, dem arabiſch-perſiſchen Ehrenkleide, identificirten, welches längſt von den orientaliſchen Dynaſtien als Anerkennungszeichen in der Weiſe unſerer Ordensdecorationen conferirt worden war und in der vulgär-arabiſchen Ausſprache Chāl'a uns das Wort Gala gegeben hat. Der Kaftan wurde ſomit ein vor dem Publicum mit Stolz zu tragendes Prunkgewand; auch unterſchied man ſeitdem einen Üſt-Kaftān, Ober-Kaftan, und einen Itſch-Kaftān, Unter-Kaftan. Die im Serai von Conſtantinopel bis Anfang



Digitized by Google

dieſes Jahrhunderts feſtgehaltene Fiction, daß die Geſandtſchaften der chriſtlichen Mächte Huldigungsgeſchenke darbringende Vaſallen-Botſchaften an den Sultan als „Schatten Gottes auf Erden" ſeien, machte den Kaftan auch für die europäiſche Diplomatie bedeutſam. Die fremden Vertreter durften vor dem Großherrn nur, ſozuſagen, in ſeiner eigenen Uniform erſcheinen und mußten es ſich gefallen laſſen, bei feierlichen Audienzen den Degen abzulegen und mit ihrem Gefolge den ihnen zu dieſem Behufe verabfolgten ſogenannten Ehrenkaftan anzuthun, gewöhnlich ein wenig werthvolles Kleidungsſtück aus dünnem Baumwollengewebe von weißlicher Farbe mit großen blaßgelben Blumen in durchwirkter Flockſeide und faſt bis zur Erde herabhängenden Scheinärmeln, unter denen ein Schlitz den Armen freien Durchgang gewährte. Durch die ſeit den dreißiger Jahren unſers Jahrhunderts zur Geltung gekommene neue türkiſche Tracht, den Sürtük, iſt der Gebrauch des Kaftans ſehr beſchränkt worden, jedoch wird er von den Ulema, von dem Handwerker- und Krämerſtande in den Städten und in vielen Gegenden Anatoliens von der Landbevölkerung noch feſtgehalten.

(*G. Rosen.*)

**KAGENECK.** Das noch jetzt in Ruinen ſichtbare Bergſchloß dieſes Namens unweit Colmar im Elſaß iſt die Wiege dieſes alten ritterbürtigen Geſchlechts. Nach Zerſtörung der Burg ſiedelte es um 1250 nach Straßburg über, wo es durch Jahrhunderte hohe Würden im Stadtregimente bekleidete. Als erſter Stammherr der beglaubigten Filiation erſcheint Ritter Claus, der ſich 1258 im Stadtregimente befand. Als im J. 1261 die Domherren zu Straßburg bei damaligen Streitigkeiten des Biſchofs mit den Bürgern des Erſteren Partei hielten und viele davon aus der Stadt zogen, waren die Kageneck auch mit darunter. Hans v. Kageneck war 1271 Stadtmeiſter, Nicol 1337 Probſt zum Jungen Peter in Straßburg. Erhard befand ſich unter den funſzehn Rittern des Unterelſaß, welche über den gemachten Landfrieden 1355 einen Landtag zu Colmar hielten. Stephan, unter dem Heere Leopold's von Oeſterreich kämpfend, fiel 1386 bei Sempach, Thomas und Claus erſchienen auf dem großen 1390 zu Straßburg gehaltenen Turnier. Hans ritt 1414 mit dem Markgrafen Bernhard zu Baden nach Coſtnitz zum Concil, nachgehends war er wegen der Stadt Straßburg als Unterhändler bei dem Vertrage, in dem ſich die Schweizer mit dem Herzoge von Savoyen verglichen. Ein anderer Hans wurde 1451 von der Stadt Straßburg mit 300 Pferden dem Kaiſer Friedrich III. zur Krönung nach Italien beigegeben und ein dritter Hans ſammt ſeinem Bruder Moritz in dem Kriege wider Herzog Karl den Kühnen von Burgund, da ſowol die Stadt als der Biſchof von Straßburg nebſt den Vorderöſterreichiſchen Landen, Elſaß und Breisgau, den Eidgenoſſen Hülfe leiſteten, am Tage vor der Schlacht bei Murten 22. Juni 1476 wegen tapferen Verhaltens zu Rittern geſchlagen. Des genannten Moritz Sohn, Reimbold v. Kageneck, iſt der nähere Stammvater der noch heute blühenden Linie. Seine Nachkommen des jüngeren Zweiges verblieben zum Theil im Elſaß, nachdem ſie daſelbſt von der franzöſiſchen Krone unterm 6. Aug. 1773 den Freiherrenſtand anerkannt erhalten hatten, bis zur Revolution, die ihnen ihre linksrheiniſchen Beſitzungen raubte, ſie ſelbſt aber nach Baden vertrieb. Der ältere Zweig hatte durch Ausſterben der Herren v. Pforr im Breisgau großen Beſitz geerbt, ſich dieſerhalb dorthin gewendet, den Beſitz durch Kauf wie Belehnungen (beiſpielsweiſe die wichtige Wald-Vogtei über den Schwarzwald) ſeitens des Hauſes Oeſterreich gemehrt und war zu großem Anſehen in der neuen Heimat gediehen.

Dem entſprechend erhob Kaiſer Leopold I. den Johann Friedrich v. Kageneck, Herrn zu Munzingen, Mösdingen und Höbsheim, mittels Diploms d. d. Wien 22. Sept. 1671 und mit der Titulatur „Wohlgeboren" in den Reichsfreiherrenſtand. Erwähnenswerth von ſeinen Nachkommen ſind Johann Heinrich Hermann Freiherr v. Kageneck (geſt. 1744), Landcomthur des Deutſchen Ordens und kaiſerlicher ſowie hoch- und deutſchmeiſteriſcher Geheimer Rath, ſpäter kurpfälziſcher Statthalter des Herzogthums Neuburg, geheimer Conferenzminiſter und zuletzt Oberhofkammerpräſident; dann Franz Heinrich Wendelin, ein Sohn des Freiherrn Georg Sebaſtian Reinhard und der Joſepha Maria Franziska geborenen Freiin von Ulm zu Mittel-Bibrach, der ſich dem geiſtlichen Stande widmete und 1733 als Domherr von Eichſtädt und Augsburg erſcheint; ſchließlich der k. k. Kämmerer Friedrich Fridolin Freiherr v. Kageneck, der am 8. Jan. 1771 den Reichsgrafenſtand an ſein Haus brachte. Dieſer iſt der Vater des Grafen Heinrich Hermann (geſt. 1790), ſowie einer Tochter Beatrix Antonie Aloyſia (geb. 1755, geſt. 1828), der Mutter des Fürſten Clemens Metternich. Graf Heinrich Hermann theilte durch zwei Söhne ſeinen gräflichen Stamm in zwei Zweige, deren älterem das in und um Freiburg im Breisgau gelegene Fideicommiß des Hauſes zuſteht, während der jüngere ſeinen Wohnſitz zu Schloß Weiler bei Stegen hat, aber beiden Linien gemeinſam die Grundherrſchaften Munzingen, Bleichheim, Stegen und Unter-Ibenthal gehören. Das geſammte Geſchlecht bekennt ſich zur katholiſchen Lehre und hat viele treue Diener der Kirche hervorgebracht. Sein altes Stammwappen zeigt einen ſilbernen Schrägrechtsbalken im rothen Felde; aus dem Helm wächſt ein roth gekleideter Mannsrumpf in rother Stulpmütze, der auf Bruſt und Mütze mit ſilbernem Schrägrechtsbalken belegt iſt.

(*H. v. Borwitz und Harttenstein.*)

**KAGOSIMA** (auch Kiusiu), befeſtigte Hafenſtadt der ſüdlichſten der größeren japaniſchen Inſeln, liegt im Hintergrunde des gleichnamigen Golfes, der ſchönen Inſel Sakura gegenüber. Wegen Ermordung des Engländers Richardſon durch die Begleitung des Fürſten Schimadſu und wegen Vertragsbruches ward die Stadt im J. 1863 beſchoſſen und unter ſchwere Contribution gelegt. Bekannter und in jeder Beziehung wichtiger iſt die auf derſelben Inſel gelegene Stadt Nagaſaki (ſ. d.).

(*Richard Oberländer.*)

**KAGUL** oder Formosa, Stadt in der europäiſch-ruſſiſchen Provinz Beſſarabien, $4^1/_2$ Kilom. vom Pruth entfernt, liegt in einer öden baumloſen Steppe, hat eine

Digitized by Google

griechiſch-orthodoxe und eine Raskolnikenkirche, zwei Synagogen, eine männliche und eine weibliche Volksſchule und 4916 Einw., darunter 713 Raskolniken verſchiedener Sekten und 353 Juden. Die Einwohner treiben Ackerbau und Getreidehandel mit dem Auslande. Kagul gehörte bis zum J. 1856 zum ruſſiſchen Beſſarabien, kam dann an Rumänien und iſt ſeit dem berliner Vertrag vom 13. Juni 1878 wieder ruſſiſch geworden. *(A. v. Wald.)*

**KAHATH**, der zweite Sohn des Levi (1 Moſ. 46, 11; 4 Moſ. 3, 17; 1 Chron. 5, 27; 6, 2 fg.; 23, 6. 12) und ſomit Enkel des Patriarchen Jakob. 2 Moſ. 6, 17 fg. (4 Moſ. 3, 17 fg.) werden als Söhne Kahath's genannt: Amram, Jizhar, Hebron und Uziel. Von Amram ſtammten Aaron und Moſe, von Jizhar unter anderen Korah. Infolge deſſen wird weiterhin z. B. Joſ. 21, 4 fg. unterſchieden zwiſchen ſolchen Kahathitern oder Söhnen Kahath's, welche (als Söhne Aaron's) prieſterliche Befugniſſe hatten, und ſolchen, welche nur Levitendienſte verrichteten. Nach 4 Moſ. 3, 27 lagerten die 8600 Kahathiter an der Südſeite der Stiftshütte und hatten die Geräthe des inneren Heiligthums zu verſorgen (vergl. die genaue Detaillirung ihrer Pflichten 4 Moſ. 4, 4 fg. und 7, 9). Joſ. 21, 4 fg. und 1 Chron. 6, 39 fg. werden die Städte aufgezählt, welche an die Kahathiter abgetreten werden ſollten (13 an die prieſterlichen, 10 an die übrigen Söhne Kahath's). Nach 1 Chron. 6, 18 ſtammte der davidiſche Sangesmeiſter Heman aus den Kahathitern; 2 Chron. 29, 12 wird ihrer unter Hiskia (im 8. Jahrh.), 34, 12 unter Joſia (um 624) gedacht. — Alle die vorſtehend erwähnten Stellen gehören indeß erſt den ſpäteſten Beſtandtheilen der altteſtamentlichen Geſchichtsbücher (nämlich im Pentateuch und Joſua dem ſogenannten Prieſtercodex) an, was ſchon daraus hervorgeht, daß bis zum Exil von einer Scheidung in Prieſter und dienende Leviten ſonſt nirgends die Rede iſt, vielmehr wird dieſelbe erſt Ezech. Kap. 44 angekündigt. Deshalb ſind jedoch die oben erwähnten Namen keineswegs eine bloße Fiction des Prieſtercodex, ſondern nur eine Zurückdatirung der levitiſchen Geſchlechter und Familien, wie ſie nach dem Exil unterſchieden wurden, auf die moſaiſche Zeit. Nur aus dieſer Anlehnung an noch beſtehende Verhältniſſe erklärt ſich, wie 1 Chron. 6, 7 fg. die Genealogie der Söhne Korah's, des Enkels Kahath's, bis zum 8. Gliede verfolgt werden konnte, während doch 4 Moſ. 16, 32 alle Korachiten von der Erde verſchlungen worden waren. Letztere Angabe würde nicht ignorirt worden ſein, wenn ſie nicht durch die thatſächliche Exiſtenz von Korachiten noch in nachexiliſcher Zeit widerlegt geweſen wäre. *(E. Kautzsch.)*

Kahira, ſ. Kairo.

**KAHLA**, Stadt im Saal-Eiſenberger- oder Weſtkreiſe des Herzogthums Sachſen-Altenburg, in ſchöner Lage an der Saale, über die eine 1563 erbaute Steinbrücke mit eiſernem Zwiſchenbau führt, 14 Kilom. von Jena, 23 Kilom. von Rudolſtadt entfernt, Station der Saaleiſenbahn mit feſter Laderampe, Telegraphenſtation, Amtsgericht, Steuer- und Rentamt, Schiedmannsamt, Fortbildungsſchule, Kleinkinderbewahranſtalt, Hospital. Die Zahl der Bewohner, die 1875 2758 betrug, war 1880 auf 2999 geſtiegen, darunter 2995 Proteſtanten und 4 Katholiken. Den Haupterwerbszweig der Stadt bildet die induſtrielle Thätigkeit, die verhältnißmäßig mannichfaltig iſt. In größerem Maßſtabe wird aber nur die Porzellanfabrikation betrieben, die in zwei Etabliſſements 225 Arbeiter zählt. Außerdem gibt es eine Pappenfabrik mit 10, eine Wollſpinnerei mit 15, eine Maſchinenfabrik mit 6, eine Räucherkerzenfabrik mit 6, eine Buntlederfabrik mit 4 Arbeitern. Der ziemlich lebhafte Handelsverkehr (Vertrieb der Fabrikate, Butterverſand u. ſ. w.) wird durch 5 Viehmärkte, 4 Jahrmärkte und die ſogenannten Faſtenmärkte gehoben. Als Sehenswürdigkeit der Stadt iſt die Sammlung des Alterthumsforſchenden Vereins, enthaltend Waffen, Münzen, Gefäße, Sculpturen, Fahnen, Manuſcripte u. ſ. w. zu erwähnen. Die ſchöne Umgebung der Stadt lockt viele Touriſten an, namentlich die herrliche Fernſicht vom Bergſchloß Leuchtenburg, welche das Saalthal und darüber hinaus bis zum Thüringer Wald umfaßt (ſ. unten). Außerdem ſind hübſche und merkwürdige Punkte: der Pornitzberg, Pfaffenberg, Birkenhain und der am rechten Saalufer ſchroff ins Flußbett abfallende Dohlenſtein, der 1780 und 1828 furchtbare Bergſtürze ins Thal ſandte und viele Weinberge vernichtete.

Der Urſprung von Kahla, in alten Urkunden Kael, Koahel, Kole, Calo u. ſ. w. genannt, iſt, wie der ſo vieler anderer Städte Thüringens und der Lauſitz, auf eine gegen das Vordringen der Slawen errichtete Befeſtigung zurückzuführen. Dieſe Befeſtigung wurde ſpäter in eine Burg umgewandelt, von der aber jetzt nur noch ausgedehnte Kellerräume und der Name des „die Burg" genannten Stadttheils Zeugniß gibt. Dieſer Stadttheil erhebt ſich auf dem nordöſtlichen Ausläufer des Walpersberges (Walpurgisberg), da, wo er ſteil gegen die Saalaue abfällt. Die Burg wird, ſoviel bekannt, zuerſt in zwei Urkunden aus den Jahren 1333 und 1411 genannt. Nach der erſtgenannten Urkunde überlaſſen die Herren von Leuchtenburg das Haus Leuchtenburg, Schloß und Stadt Kahla, die Stadt Roda, die Ravensburg u. ſ. w. den Grafen zu Schwarzburg um zwölfthalbhundert Schock Groſchen Prager Pfennige. In dieſem Stadttheil befindet ſich auch die der heiligen Margaretha geweihte Kirche, die in ihrer jetzigen Geſtalt in den Jahren 1411—1413 gebaut worden iſt. In dieſer Kirche predigte Luther am 23. Aug. 1524. Die Gottesackerkirche wurde 1486 vollendet. Ein Godeſcalcus de Kale tritt als orlamündiſcher Vaſall urkundlich 1184—1206 auf. Nach dem Chroniſten Nicolaus v. Syghen wird Kalne civitas sive oppidum 1344 im Grafenkriege erobert und zerſtört. Eine erfurter Chronik, im Verein mit dem ſchwarzburger Chroniſten Jovius, verſetzt dieſe Zerſtörung in das Jahr 1345. In dem den Grafenkrieg beendigenden Frieden verzichtet der damalige Beſitzer der Stadt Kahla, Graf von Schwarzburg, Herr zu Arnſtadt, auf Kale Haus und Stadt zu Gunſten des Siegers, Landgrafen Friedrich von Thüringen. In Kahla wurde am 1. Sept. 1554



Digitized by Google

der Erbvertrag abgeſchloſſen, nach welchem die gefürſtete Grafſchaft Henneberg gegen Uebernahme von 130,470 Fl. Schulden der letzteren, nach Ausſterben des Hauſes Henneberg in den Beſitz des Erneſtiniſchen Hauſes überging. Kaiſer Karl V. ertheilte dieſem Erbvertrage am 22. Jan. 1555 zu Brüſſel ſeine Beſtätigung. Im Jahre 1528 beſtätigte Kurfürſt Johann die Privilegien der Stadt mit der Bemerkung, daß er wohl verurſacht geweſen ſei, dieſelben wegen der vor Kurzem ſtattgehabten Empörung (Unfug 1524, veranlaßt durch Karlſtadt) aufzuheben. Infolge einer 1636 zu Jena graſſirenden Peſt ward die dortige Univerſität auf kurze Zeit nach Kahla verlegt.

Die Leuchtenburg erhebt ſich eine halbe Stunde von der Stadt auf dem rechten Saalufer, auf einem ſchroffen, die ganze Gegend beherrſchenden Bergkegel. Das impoſante Bauwerk iſt von fünf Thürmen überragt, von denen jedoch nur der Hauptthurm, zu deſſen Höhe 152 Stufen führen, aus der älteſten Zeit ſtammt. Merkwürdig iſt ein uralter 350 Fuß tiefer Ziehbrunnen. Das Ganze iſt mit einer 1400 Fuß im Umfang meſſenden Mauer umſchloſſen. Auf dem Burghof befindet ſich eine geſchmackvoll eingerichtete Reſtauration, welche im Sommer vielfach zu längerem Aufenthalt benutzt wird. Die herrliche Ausſicht umfaßt zunächſt das Saalthal, in dem Jena mit dem Fuchsthurm und der Lobdaburg, Orlamünde, Schloß Weißenburg und Rudolſtadt als Glanzpunkte hervortreten. Oeſtlich ſchweift das Auge bis zu den voigtländiſchen Bergen und weſtlich über den Thüringer Wald bis zum Schneekopf und dem Kickelhahn. Die Leuchtenburg wurde im 9. Jahrh. als Bollwerk gegen die Sorben erbaut. In alten Zeiten gehörte die Feſte den Herren v. Lobdaburg; ſo wird 1221 Hartmann v. Leuchtenburg, Herr des obern Schloſſes Lobdaburg, Präſident des Landgerichts u. ſ. w. genannt. Im thüringiſchen Grafenkrieg wurde die Burg ſammt Kahla 1345 vom Landgrafen Friedrich genommen und geſchleift. Wieder aufgebaut kamen Stadt und Veſte in den Beſitz der Herren von Witzleben, bis ſie 1392 durch den Markgrafen Friedrich von Meißen erobert wurden und nun an Sachſen fielen. Im J. 1365 kommt Otto Hold als Vogt zur Leuchtenburg vor. Später heißen die Vögte Amtmann und endlich Burgrichter. Der letzte war Friedrich Franz Julius Meißner 1844—1849. Dann diente die Burg zur Civilverſorgung und war zuletzt Strafanſtalt, die 1871 aufgehoben wurde.

(*A. Schroot.*)

KAHLDEN, KALDEN (Kalende), ein altes adeliges Geſchlecht der Inſel Rügen, das hier bedeutenden Grundbeſitz beſaß und zum Theil noch innehat. Schon in den früheſten Zeiten hat es ſich von Pommern einerſeits nach der Lauſitz und Schleſien, andererſeits nach Mecklenburg und Weſtfalen gewendet und in allen dieſen Landen ſtattliche Güter erworben. — Erich von Kalende auf Renz wurde nach der Ermordung des Landvogts von Rügen, des Ritters Ravan Barnekow, im Jahre 1471 an deſſen Stelle gewählt; ſein Sohn Jaroſlav v. Kalende bekleidete dieſelbe Würde 1536—54, ſowie ſein Enkel Erich von 1558—60 ein Zeichen, daß die Mitglieder dieſes Geſchlechtes neben ihrer Macht auch ſchon früh diejenigen perſönlichen Eigenſchaften beſaßen, die im Laufe der Zeiten der Familie Anſehen erhalten haben. Dieſer heimatlichen Linie entſproß der im Jahre 1713 geborene Henning Alexander v. Kahlden, der ſich in den Schleſiſchen Kriegen als preußiſcher General-Major und Inhaber eines Infanterie-Regiments durch ſeinen Muth wie ſeine umſichtige Führung einen vorzüglichen Namen erwarb. Seiner beſonderen Leibesgröße wegen hatte ihn König Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1738 als Fähnrich bei ſeiner potsdamer Rieſengarde (Leib-Regiment) angeſtellt. Hier avancirte er zum Lieutenant und wurde nicht lange darauf, als König Friedrich II. ſeine Leibgarde neu organiſirte, bei dieſer zum Premier-Lieutenant ernannt. Seine beſondere Befähigung brachte ihn in die unmittelbare Nähe des Königs, den er, nachdem er unter die Flügel-Adjutanten aufgenommen, in allen drei Schleſiſchen Kriegen begleitete. In der Schlacht bei Soor nahm er, obgleich bereits verwundet, eine feindliche Batterie; in den Schlachten von Reichenberg, Prag und Kollin, hier als Oberſt betheiligt, brachte der Tag von Kollin ihm neue Wunden. Am 5. December 1757 commandirte er bei Leuthen eine Brigade auf dem rechten Flügel und trug nach des Königs Anſicht nicht wenig zur Erringung des Sieges bei. Zorndorf ſetzte ſeiner glänzenden und ruhmreichen Laufbahn endlich ein Ziel. Als Führer der Avantgarde beim Beginn des Kampfes durch einen Schuß in den Fuß ſchwer verletzt, war er nicht zu bewegen, das Commando abzutreten, blieb in Thätigkeit bis zum Ausgange der Schlacht, ſtarb aber tags darauf während der Amputation am 22. October 1758. Der große König liebte ihn beſonders und gab ihm viele Beweiſe ſeiner perſönlichen Zuneigung. So hatte er ihn mit dem heimgefallenen Waldow'ſchen Lehen Gottberg im Kreiſe Pyritz belehnt. Durch ſeine am 12. Auguſt 1749 erfolgte Vermählung mit Sophia Friederika v. Kannenberg, Erbtochter des Oberhofmeiſters der Königin und Erbmarſchalls des Fürſtenthums Minden und ſeiner Gattin Charlotte Albertine, geborene Gräfin v. Finkenſtein, traten nach dem am 22. Mai 1762 erfolgten Tode ihres mütterlichen Großvaters ſeine beiden Söhne Leopold Wilhelm Ferdinand und Ernſt Friedrich Wilhelm Alexander v. Kahlden in den Beſitz des Kannenbergſchen Erbes, des Stammhauſes Kannenberg und des Gutes Buſchow, beide im Fürſtenthum Halberſtadt gelegen, ſowie von Himmelreich im Mindenſchen. — Der König übertrug hierauf unterm 15. Juni 1764 das Erbmarſchall-Amt des Fürſtenthums Minden an dieſen Zweig des Kahlden'ſchen Geſchlechts, vererblich nach dem Rechte der Erſtgeburt, was auch ſeitens König Friedrich Wilhelm's II. am 14. Januar 1787 beſtätigt wurde. Obgleich dieſe Linie noch derzeit zu Iden und Krumke blüht, beſitzt ſie das ſeit 1840 den Freiherren v. d. Reck zuſtehende Erbamt nicht mehr.

Von dem auf Rügen verbliebenen Stamme ſei noch Balthaſar Ernſt Alexander Ferdinand v. Kahlden erwähnt, der als Lieutenant bei den Ansbach-Baireuth-Dragonern von ſeinem mütterlichen Oheim, dem General

Digitized by Google

Major Georg Balthaſar v. Normann zu Landsberg, Herrn auf Poppelwitz auf der Inſel Rügen, zum Erben berufen, am 4. December 1789 die königlich-preußiſche Genehmigung erhielt, die Namen und Wappen beider Familien als „Kahlden v. Normann" zu verbinden. Die Wappenzuſammenſtellung zeigt uns den Schild geſpalten, in der vorderen Hälfte erſcheint Normann, hinten dagegen das Stammwappen; die beiden Helme dem entſprechend.

Stammwappen: Im ſilbernen Felde wie auf dem Helme ein vorwärts geſtellter rother Löwenkopf; Decken: roth-ſilbern. *(H. v. Borwitz und Harttenstein.)*

**KAHLENBERG** oder Kalenberg heißt gegenwärtig der vorletzte der nordöſtlichſten Berggipfel des an der ſteiermärkiſchen Grenze ſich durch Niederöſterreich bis zur Donau bei Wien hinziehenden Wiener Waldes. Der langgeſtreckte Rücken dieſes Sandſteinberges erreicht in ſeinem höchſten Punkte 438 Meter, iſt durch eine ſanfte bewaldete Einſattelung mit dem Leopoldsberge, welcher ſteil zur Donau abfällt, verbunden und führt auch den gegenwärtig weniger gebräuchlichen Namen Joſephsberg. Dieſe beiden Berge haben im Laufe der Zeit ihre Namen geändert, indem der Leopoldsberg dieſen Namen erſt ſeit dem Jahre 1694 von Kaiſer Leopold I. führt und früher Kahlenberg hieß, während der heutige Kahlenberg urſprünglich und zwar bis zum Jahre 1639 Schweinsberg hieß, von da an Joſephsberg und gegenwärtig allgemein Kahlenberg heißt. Auf der Wien zugekehrten ſteiler abfallenden Seite trägt der Kahlenberg das kleine Dörfchen Joſephsdorf, welches 32 Einwohner zählt, zu der eine Stunde entfernten Orts- und Pfarrgemeinde Kahlenbergerdorf am Fuße des Berges an der Donau gehört, dem Gerichtsbezirke Währing und dem politiſchen Bezirke Hernals zugetheilt iſt. In den älteren Zeiten gehörte der Kahlenberg unter dem Namen Schweinsberg dem Stifte Kloſterneuburg, welches denſelben im Jahre 1628 dem Kaiſer Ferdinand II. abtrat. Dieſer übergab ihn in demſelben Jahre den Camaldulenſern zu eigen und fügte dieſem Geſchenke 36,000 Gulden hinzu, ſodaß jene im Jahre 1629 mit dem Baue eines Kloſters beginnen konnten. Dieſes wurde in Geſtalt eines Vierecks aufgeführt und beſtand nach ſeiner Vollendung im Jahre 1639 aus 20 abgeſonderten Häuschen, einer Kirche und einem Priorate nebſt Gaſtgebäuden. Von nun an hieß der Berg Joſephsberg. Schon im Jahre 1683 wurde das Kloſter durch die Türken zerſtört. Im September 1683 beſetzte das Heer, welches zum Entſatze Wiens von den Türken unter dem Polenkönige Johann Sobieski erſchienen war, den Kahlenberg und in den Ruinen des Kloſters wohnten die Heerführer der Meſſe bei, bevor ſie zum entſcheidenden Kampfe hinabzogen. Das Kloſter erhob ſich alsbald wieder aus ſeinen Trümmern und beſtand bis zum Jahre 1782, in welchem es von Kaiſer Joſeph II. aufgehoben wurde. Der Kahlenberg wechſelte ſeit dieſer Zeit mehrmals ſeine Beſitzer und bietet ſeit dem Anfange unſeres Jahrhunderts mit ſeinen niedlichen Kloſterhäuschen infolge der geſunden und ſchönen Lage des Ortes und der Umgebung, ſowie der herrlichen Ausſicht, wiener Sommergäſten einen angenehmen Aufenthalt. In neueſter Zeit iſt der Kahlenberg in das Eigenthum der Kahlenberg-Eiſenbahn-Geſellſchaft übergegangen, welche im Jahre 1872 die Conceſſion zur Anlage einer doppelgleiſigen Zahnradbahn nach dem Syſtem Rigi erwarb, den Bau im folgenden Jahre begann, im Jahre 1874 beendete und dem Betriebe übergab. Die Bahn zieht ſich von Nußdorf an der Donau über Heiligenſtadt, Grinzing und Krapfenwaldl bis auf das Plateau des Berges zunächſt dem daſelbſt befindlichen Hotel. Das Neigungsverhältniß variirt zwiſchen 1 : 30 und 1 : 10. Die Curven haben den gleichen Radius von 180 Meter. Die Fahrzeit beträgt 30 Minuten. Das neue Hotel Joſephsdorf iſt ſeither mit allem Comfort, Reſtauration, Bädern, Ausſichtsthurm und 60 Fremdenzimmern verſehen worden. Faſt gleichzeitig mit der Zahnradbahn war eine Drahtſeilbahn angelegt worden, welche ſich von der Donau am nordweſtlichen Fuße des Leopoldsberges auf die Einſattelung hinaufzog, welche den Kahlenberg mit dem Leopoldsberge verbindet. Auf dieſer 760 Meter langen doppelgleiſigen Bahn verkehrten große Waggons mit je 100 Sitzplätzen, wovon immer gleichzeitig der eine ſich aufwärts, der andere abwärts bewegte. Die Fahrt, bei welcher die beträchtliche relative Höhe von 243 Meter erreicht wurde, währte fünf Minuten. Dem Publicum ſtanden ſomit für die Auf- und Abfahrt zwei verſchiedene Eiſenbahnen zur Benutzung. Da aber für zwei Verkehrsanſtalten die Frequenz zu gering war, brachte die Kahlenberg-Eiſenbahn-Geſellſchaft im Jahre 1876 die Drahtſeilbahn zum Zweck der Fuſion käuflich an ſich, legte aber die Conceſſion für dieſelbe, da die Bahnerhaltung unverhältnißmäßig große Geldopfer gekoſtet hätte, zurück und beſchränkte ſich ſeither auf den Betrieb der Zahnradbahn. Der Leopoldsberg, welcher ſich von dem 157 Meter hohen Donauſpiegel noch um 266—423 Meter über dem Meere erhebt, hat eine größere hiſtoriſche Vergangenheit als ſein Nachbar. Leopold III., der Heilige, erbaute ſich im Jahre 1101 auf demſelben eine Burg und verlegte ſeine Reſidenz dahin. Dieſe Burg war die nordöſtlichſte in der langen Reihe der Veſten, welche an den Thaleingängen in den Wiener Wald bis gegen den Semmering hin zum Schutze gegen die Einfälle der Magyaren angelegt waren. Von einem Fenſter dieſer Burg wurde der Gemahlin Leopold's III., der Markgräfin Agnes, im Jahre 1106 der Schleier entweht, deſſen Wiederauffindung acht Jahre ſpäter die Gründung des Chorherrnſtiftes Kloſterneuburg veranlaßte. Als Heinrich Jaſomirgott ſeine Reſidenz nach Wien verlegt hatte, diente der Leopoldsberg nur noch ſelten den Landesfürſten zum Aufenthalt. Die Burg wurde vor der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1529 geſprengt und Kaiſer Leopold I. erbaute an der Stelle derſelben im Jahre 1694 die Kirche, welche noch heute ſteht. Kahlenberg und Leopoldsberg haben heute hauptſächlich nur touriſtiſche Bedeutung, indem ſie eine herrliche Fernſicht bieten, deren Peripherie der Biſamberg, die Kleinen Karpaten, die Hundsheimer Berge,

Digitized by Google

das Leithagebirge, Roſaliengebirge, der Hochſchwabgipfel, Schneeberg, Göllen, Anninger u. ſ. w. bilden, innerhalb welcher der Blick zunächſt im Vordergrunde über ganz Wien und die Donau, ſowie über das Marchfeld und die wiener Ebene hinſchweift. Mozart, der ein häufiger Beſucher des Kahlenberges war, ſchrieb auf demſelben ſeine Zauberflöte. (Vgl. Groß, A. Z., Der Kahlenberg und ſeine Umgebung. Wien 1832; Vogl, J. N., Der Kahlenberg bei Wien und ſeine Bewohner. Zweite Auflage. Wien 1846.)

Nach dem Kahlenberge führt der nordöſtlichſte Theil des Wiener Waldes, welcher in ſchönſtem Waldesſchmucke prangt, ganz unpaſſend den Namen Kahlengebirge. Dieſes beginnt von der Senke zwiſchen Sievring und Weidling am Bach und fällt nach kurzem Verlaufe ſteil gegen die Donau ab. Sein höchſter Gipfel iſt der Hermannskogel, 542 Meter. Viele Schriftſteller haben den Mons Cetius der Alten mit dem Wiener Walde, dem Kahlengebirge und ſelbſt mit dem Kahlenberge identificirt. A. Schmidl iſt in einer in den Sitzungsberichten der kaiſerl. Akademie d. Wiſſenſchaften in Wien, phil. hiſt. Claſſe, Bd. XX, 1856, S. 338 ff., niedergelegten Abhandlung zu dem Reſultate gelangt, daß nach Ptolemäus, welcher für die Erklärung des Mons Cetius allein maßgebend iſt, unter dieſem Namen alles zwiſchen der Donau und den Karawanken längs der pannoniſchen Ebene ſich erſtreckende Gebirge zu verſtehen ſei. Die Vindicirung dieſes Namens für das Kahlengebirge iſt eine Erfindung ſpäterer Zeit, welche durch eine irrige Copie der Karten des Agathodämon veranlaßt wurde.

Von der Sulzwieſe in der Einſattelung zwiſchen dem Kahlenberge und Leopoldsberge führt durch die tief eingeſchnittene Schlucht des Boding- oder Waldgrabens ein Weg zur Ortſchaft Kahlenbergerdorf, welche 548 Einwohner zählt, mehrere hübſche Landhäuſer und Fabriken beſitzt und Stationsplatz der Franz-Joſephs-Bahn, ſowie der Local-Donau-Dampfſchiffahrt iſt. Hier ſoll der Pfarrer Weigand von Theben als der ſogenannte „Pfaff oder Pfarrherr von Kahlenberg", ein Günſtling Herzog Otto's des Fröhlichen, um 1330 gelebt und ſeine luſtigen Späße und Poſſen getrieben haben. Dieſe Schwänke wurden von einem ſonſt unbekannten Philipp Frankfurter, welcher zu Wien lebte, am Schluſſe des vierzehnten Jahrhunderts zu einem Gedichte verarbeitet und von Achilles Johann Widmann im „Peter Leu oder der andere Kahlenberger" im ſechzehnten Jahrhundert gewiſſermaßen fortgeſetzt. Die poetiſche Darſtellung iſt in beiden Gedichten etwas unbeholfen, im Ganzen aber lebendig und volksmäßig. Durch ihren Inhalt ſtehen dieſe zwei Gedichte in Verwandtſchaft mit Stricker's Amis und mit Salomon und Markolf. Daß die Helden beider Gedichte wirklich exiſtirt haben, iſt kaum zu bezweifeln. (Vgl. Narrenbuch. Herausgegeben durch v. d. Hagen (Halle 1811); Goedeke, Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung, S. 116; Koberſtein, Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur, 5. Aufl. Bd. I, S. 319; Wackernagel, Geſchichte der deutſchen Literatur, S. 277.) *(Ferd. Grassauer.)*

KAHLERT (Karl Wilhelm), Doctor der Medicin und Geburtshülfe, k. k. ordentlicher Profeſſor der Seuchenlehre und Veterinärpolizei zu Prag, wurde geboren im Jahre 1776, widmete ſich der Heilkunde und wurde an der Univerſität Prag als Profeſſor der Seuchenlehre und Veterinärpolizei angeſtellt. Seine Wirkſamkeit hat ſowol durch ſeine mündlichen Vorträge als durch ſeine Schriften den vortheilhafteſten Einfluß auf die Landwirthſchaft und insbeſondere die Viehzucht in Böhmen gehabt. Als Veterinär-Schriftſteller machte ſich Kahlert zuerſt vortheilhaft bekannt durch einzelne Fragmente über Thierheilkunde, welche in dem Wirthſchaftskalender auf die Jahre 1826, 1827 und 1828, herausgegeben von der k. k. patriotiſch-ökonomiſchen Geſellſchaft in Prag, enthalten ſind. Sehr verdient machte er ſich auch durch ſchriftliche Belehrungen über die Drehkrankheit der Schafe in eben jenem Kalender und durch ſeine Schrift „Praktiſche Anleitung zu einer naturgemäßen Geburtshülfe der landwirthſchaftlichen Thiere" (Prag 1830). Außerdem ſchrieb Kahlert noch „Die Euterkrankheiten der nutzbarſten Haus-Säugethiere" (Prag 1843); „Die Schafwollwäſche, eine ſyſtematiſch geordnete geſchichtliche Darſtellung aller bisherigen Ergebniſſe und Unternehmungen in Bezug auf Wollwäſche mit den neuen Mitteln, nebſt Beurtheilung ihrer Erfolge" (Leipzig 1842); „Die Hühnerpeſt, der Hühnertod" (Prag 1838); „Ein neues Kartoffelbüchlein zu dem alten mit verſuchsweiſer Beantwortung der Frage: Woher es kommen mag, daß unſere Kartoffeln heutigen Tages nicht mehr ſo haltbar ſind als ſonſt, leichter faulen und verderben? Nebſt einem Vorſchlage: Wie dieſem Uebel am eheſten abzuhelfen ſein dürfte" (Prag 1841). Kahlert ſtarb am 13. October 1844. *(William Löbe.)*

Kahlköpfigkeit, ſ. Alopecie.

KAHLUR, auch Kuhlur, eigentlich Bilâspur, iſt einer der kleinen Gebirgsſtaaten unter politiſcher Oberaufſicht der Pandſchâb-Regierung, zwiſchen 31° 12′ 30″ und 31° 35′ 45″ nördl. Breite und zwiſchen 94° 6′ und 94° 38′ öſtl. Länge, 14 geogr. □Meilen = 777 □Kilometer, mit einer 1876 auf 60,000 geſchätzten Bevölkerung. Die Gurkhas in Nipal haben zu Anfang des 19. Jahrhunderts das Land überfallen, wurden aber 1815 durch die Briten wieder vertrieben, die den Radſcha wieder in den Beſitz von Bilaspur einſetzten. Als 1847 bis 1848 das Pandſchâb erobert ward, wurde der Radſcha in dem Beſitz von Kahlur beſtätigt, das rechts am Satledſch liegt; er war mit den Sikhs verbündet geweſen und zahlte ihnen Tribut. Die britiſche Regierung verzichtete auf den Tribut, verlangte aber vom Radſcha, daß er den Tranſit-Zoll in ſeinem Gebiete abſchaffe. In Anerkennung ſeiner Dienſte während der Revolution erhielt der Radſcha ein Ehrenkleid im Werthe von 500 Pfd. Sterl. und das Recht auf eine Ehrenſalve von 7 Kanonenſchüſſen. Der gegenwärtige Radſcha, Hira Chand, ein Radſchpute, iſt um 1835 geboren. Sein Einkommen beläuft ſich auf 10,000 Pfd. Sterl. Die Hauptproducte des Ländchens ſind Opium und Korn; fabricirt werden Wollenwaaren. *(G. A. v. Klöden.)*

Digitized by Google

**KAHN** iſt ein verhältnißmäßig leicht und meiſtens aus Tannenholz gebautes, für Perſonen- oder Waarentransport beſtimmtes Flußfahrzeug ohne Kiel, mit flachem Boden und von verſchiedenen Dimenſionen. Während der gewöhnliche kleine Kahn zum Perſonenverkehr und zum Fiſchen 4—6 Meter lang iſt, gibt es auf unſern großen Strömen, der Elbe, Oder, Weichſel, ſolche für Waarentransport, welche mehrere tauſend Centner tragen. Bei gutem Winde fahren ſie unter einem Segel und haben zu dieſem Zwecke einen ſehr hohen Maſt, der ſich aber beim Paſſiren von Brücken u. ſ. w. niederlegen läßt. Zum Rudern ſind dieſe großen Kähne nicht eingerichtet, ſondern werden bei mangelndem Winde entweder mit Stangen geſchoben oder am Ufer mit Tauen durch Menſchen oder Pferde gezogen. Wegen ihres flachen Bodens haben die ſämmtlich vorn und hinten ſpitz geformten Kähne einen ſehr geringen Tiefgang, der trotz ſchwerer Belaſtung ſelten einen halben Meter überſteigt und deshalb das Befahren der Flüſſe auch bei ſehr niedrigem Waſſerſtande geſtattet. Das Wort Kahn iſt deutſchen Urſprungs. (*R. Werner.*)

**KAHNBEIN.** Dieſen Namen haben wegen ihrer Geſtaltung zwei Knochen des menſchlichen Körpers erhalten: a) Das Kahnbein (Os naviculare s. scaphoideum) der Handwurzel iſt der erſte Knochen der erſten Handwurzelreihe, welcher mit dem untern Ende der Speiche im Handgelenke in Berührung iſt, und außerdem an das Mondbein, das Kopfbein, das große und kleine vielwinkelige Bein ſtößt. b) Das Kahnbein (Os scaphoideum s. naviculare) der Fußwurzel liegt am innern Fußrande. Daſſelbe ſteht nach hinten mit dem Kopfe des Sprungbeins, nach vorn mit den drei keilförmigen Beinen in Verbindung, und es berührt auch noch durch eine kleine Stelle das Würfelbein.
(*F. W. Theile. — A. Winter.*)

**KAHNFÖRMIGE GRUBE.** In der Anatomie des Menſchen werden drei Stellen wegen ihrer länglichen, kahnförmigen Geſtaltung mit dieſem Namen belegt: a) die kahnförmige Grube (Fossa navicularis s. Morgagni) der männlichen Harnröhre; eine 4 bis 8 Linien (7.6—15.2 Millimeter) lange Erweiterung im Eicheltheile der Harnröhre, die ſich beim veneriſchen Tripper zuerſt zu entzünden pflegt und einen Anſammlungsort für den Tripperſchleim bildet. b) Die kahnförmige Grube (Fossa navicularis) der weiblichen Scham. Die beiden großen Schamlippen werden nämlich am hinteren Ende durch das ſogenannte Schambändchen oder Lippenbändchen vereinigt, ein dünnes queres Fältchen von der Breite einiger Millimeter und 1—1½ Linien (1.9—2.8 Millimeter) Höhe. Zwiſchen dieſem Bändchen und dem tiefer liegenden Scheideneingange findet ſich dieſe kahnförmige Grube, welche bei unverletztem Jungfernhäutchen tiefer erſcheint. Dieſelbe verſchwindet durch das bei der Geburt gewöhnlich erfolgende Einreißen des Schambändchens. c) Die kahnförmige Grube des äußern Ohres (Fossa scaphoidea s. navicularis s. innominata, Scapha). Dieſelbe verläuft zwiſchen den zwei Hervorragungen der Leiſte und Gegenleiſte. (*F. W. Theile. — A. Winter.*)

**KAI** (franz. Quai, engl. Quay) bezeichnet ein künſtlich gegen Abbruch und Ueberflutung geſichertes Ufer, welches insbeſondere der Vermittelung des Schiffsverkehrs mit dem Landverkehre dient.

In Deutſchland führen derartige geſicherte Ufer mitunter auch den Namen der Kaſen, Kajungen, Bollwerke. Das Wort „Bollwerk", unſtreitig älter als „Bohlwerk", iſt ſpeciell in der Nordſeegegend zwiſchen Ems und Elbe neben „Kaje" das gebräuchlichere für jede Uferbekleidung eines Hafens. Mehrfach finden wir das Wort Kai auch für die künſtlich geſicherten Ufer innerhalb Städten, für die ganze Straße und die ſie einſeitig begrenzende Häuſerreihe als Straßenbezeichnung benutzt, gleichgültig, ob das Ufer Handelszwecken dient oder nicht, ſo die neuen Kais in Prag u. ſ. w.

Zur Vermittelung des Land- und Waſſerverkehrs finden wir die Kais häufig mit Anlandevorrichtungen ausgeſtattet. Zum Befeſtigen der Schiffe ordnet man Schiffsringe in der Wand der Ufermauern, Schiffshalter oder Haltepfähle hinter der Kaimauer an. Zum Zweck vorübergehender Befeſtigung beim „Verholen" des Schiffes wickelt ſich die Leine deſſelben mitunter um eine am Quai-Ufer befindliche Winde, das Gangſpill, zum Schutz der Ufermauer beim Anlegen des Schiffes dienen die Reibhölzer, welche entweder vorübergehend angelegt, oder wie bei den Quaimauern von Portsmouth, Geeſtemünde, Kiel, feſt an denſelben angebracht ſind, oder durch eingerammte Prellpfähle, welche ſich durch zwiſchengelegte Polſter gegen die Mauer ſtützen, erſetzt ſind, endlich bei ſtarkem Waſſerwechſel durch ſchwimmende Hölzer repräſentirt werden.

Zur Vermittelung des Perſonenverkehres dienen für die Schiffsmannſchaft Leitern, welche auf je eine Schiffslänge, alſo auf mindeſtens 70—80 Meter je eine am Kai in der Mauer vertieft angebracht ſein müſſen, ferner Treppen zum Anlegen von Booten, welche feſt in der Mauer conſtruirt oder beweglich angeordnet ſein können. Den Verkehr mit größeren Schiffen vermitteln die Anlandebrücken, welche ſich mit dem einen Ende an den Quai, am andern auf das Schiff oder einen im Waſſer ſchwimmenden Ponton ſtützen. Mitunter iſt dieſer Ponton zu einer großen Plattform, einem ſchwimmenden Kai erweitert, ſo zu Hamburg, wo acht einzelne eiſerne Pontons in ihrer Länge zuſammengekuppelt einen 205 Meter langen ſchwimmenden Kai bilden, welcher zum Anlegen der Boote dient und mittels dreier Brückenklappen mit feſten Brückenpfeilern verbunden iſt. Die großartigſten Anlagen dieſer Art finden wir zu Liverpool und Birkenhead.

Die Conſtruction der Kais kann als Nothbehelf in Geſtalt einer hölzernen Ufereinfaſſung geſchehen, ſie wird zweckmäßiger, wie an den Victoriadocks zu London, als eiſerne Pfahlwand, meiſt aber als Ufermauer durchgeführt. Die Höhe der Kaimauer hängt von den verſchiedenen Waſſerſtänden, der durchſchnittlichen Größe der den Hafen beſuchenden Schiffe u. ſ. w. ab. Bei großen Seefahrzeugen liegt das Deck etwa 3—4,5 Meter über Waſſer. Kann die Terrainhöhe frei gewählt werden,

Digitized by Google

ſo iſt die Mauerkrone ſtets über den höchſten vorkommenden Waſſerſpiegel und 2,5—3,5 Meter über den gewöhnlichen mittleren Waſſerſpiegel zu legen. Die Kronenbreite der Kaimauern iſt, wo große Schiffe in Betracht kommen, nicht unter 1—1,5 Meter zu wählen, damit ſie dem Anprall der Fahrzeuge widerſtehen kann. Die Böſchung der waſſerſeitigen Mauerfläche hat zwei direct entgegengeſetzte Intereſſen zu vermitteln. Die Rückſichten der Stabilität, Materialerſparniß und gleichmäßiger Inanſpruchnahme des Baumaterials erfordern flache Doſſirungen, die Abnutzung durch die Verwitterung und das bequemere Anlegen der Schiffe erheiſchen das Gegentheil. Der gebräuchlichſte Anlauf der Mauern iſt 1:12; doch erſcheint auch noch 1:8 zuläſſig.

Beſonders wichtig iſt die Fundirung der Mauern, ſie kann im Trockenen oder unter Waſſer erfolgen; bei gutem Baugrunde wird das Mauerwerk direct auf den Baugrund geſetzt, bei minder tragfähigem kommen Betonfundamente, liegende Röſte, bei ſchlechtem Pfahlröſte, welche bei Conſtructionen dieſer Art oft ganz gewaltige Dimenſionen erreichen, in Anwendung.

Iſt in größerer Tiefe guter Baugrund zu finden, ſo verſenkt man das Mauerwerk pneumatiſch mittels Caiſſons, teuft Brunnen ab u. ſ. w. Man ſehe hierüber beſonders die einſchlägigen Artikel über Fundirung.

Literatur: Handbuch der Ingenieur-Wiſſenſchaften (Leipzig 1880), III. Band: Waſſerbau; Hagen, Handbuch der Waſſerbaukunſt (Berlin 1863), III. Band.

Im Uebrigen wird ſpeciell auf die Literatur über Häfen verwieſen. *(Fr. Steiner.)*

**KAIBALEN**, ein Volk, das im aſiatiſchen Rußland, Gouvernement Tomsk, am oberen Jeniſei jenſeit Abakan zu beiden Seiten jenes Fluſſes unweit der Sſajaniſchen Berge anſäſſig iſt und in 15 Stämme eingetheilt wird, die den Ueberreſt einer großen Horde ausmachen. Ihre Geſichtszüge verrathen mehr einen tatariſchen als ſamojediſchen Typus, ſowie auch ihre Sprache, wenn ſie auch viele ſamojediſche Ausdrücke enthält, eine tatariſche Mundart iſt. Sie beſchäftigen ſich zumeiſt mit Viehzucht und wohnen daher auch in beweglichen Zelten. Das Vieh muß ſich auch im Winter ſelbſt Nahrung ſuchen, nur das ſchwächlichere nehmen ſie unter ihre Zelte. Nur ſelten treiben die Kaibalen Ackerbau; dann bauen ſie ſich ſtatt der Jurten hölzerne Hütten und halten ſich wol auch Hausgeflügel, das man ſonſt bei einem nomadiſirenden Volke ſelten anzutreffen pflegt. In Hausgeräth, Kleidung, ſowie in ihren Sitten und der Bereitung ihrer Speiſen ſtimmen ſie vielfach mit den Krasnojarskiſchen Tataren überein, in deren Nähe ſie wohnen. Die Stricke und Taue zur Befeſtigung ihrer Zelte und zu anderen Zwecken verfertigen ſie aus wildem Flachs und aus Brenneſſeln.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren nur noch 400 Individuen männlichen Geſchlechts vorhanden, jetzt mögen ſie wol gänzlich ausgeſtorben ſein. Früher dem Schamaismus huldigend, waren ſie ſpäter ſämmtlich zur griechiſch-katholiſchen Religion bekehrt. *(Richard Oberländer.)*

**KAIDAK**, Alt-Kaidak oder Starye Kaidaki, ein Flecken im europäiſch-ruſſiſchen Gouvernement Jekaterinoſlaw, 13½ Kilom. ſüdöſtlich von der Stadt Jekaterinoſlaw. Der Flecken iſt deshalb wichtig, weil hier die berüchtigten Katarakte, Waſſerfälle, Porogen oder Stromſchnellen des Dnjepr beginnen, welche ſeit den älteſten Zeiten die Schiffahrt auf dem Dnjepr ſo ſehr erſchwerten. Dieſe Waſſerfälle entſtehen daraus, daß ſich von den Karpaten her eine Granitlage, die den Bug, Dnjepr, Ingul und Dnjepr durchkreuzt, von Weſten nach Oſten durch das ſüdliche Rußland zieht. Die Waſſerfälle vom Kaidakſchen Porog anfangend bilden eine Diſtanz von 10 Meilen, ſind zwar bei hohem Waſſerſtande im Frühling von kleinen Schiffen ſowol hinab als hinauf zu befahren, allein in älteren Zeiten wurden gewöhnlich die Schiffe ausgeladen und die Waaren zu Lande fortgeſchafft, bei den ſchwierigſten Stellen auch die Schiffe ſelbſt, und erſt nach Ueberwindung dieſer beſchwerlichen und wegen der räuberiſchen Völker auch gefährlichen Paſſage ſetzte man die Schiffe wieder ins Waſſer, um dann auf dem ruhigen Strome weiter zu fahren. Die Ufer des Fluſſes beſtehen an dieſen Stellen aus circa 70 Fuß hohen Granitfelſen. Die relative Höhe dieſer Waſſerfälle iſt folgende: 1) Bei Staroi Kaidak 8′ 6″; 2) die Woloſchnowa ſabor 2′ 9″; 3) der Porog Surskoi etwa 8 Kilom. weiter 3′ 6″; 4) der Porog Lachannoi 9′ 2″; 5) die Sabor Streltſcha, wo eine Felſeninſel ſich befindet, 1′ 1″; 6) der Porog Swonezkoi 4′ 9″; 7) der Porog bei Knjaginez am Einfluſſe der Worona, welcher auch Technizeskoi genannt wird, 4′ 2″; 8) der Hauptfall bei dem Dorfe Waſſiljewskoi, der Renaſytezkiſche Porog oder Renaſytez genannt, 12′ 2″. Hier ziehen die hohen Granitfelſen des rechten Ufers jochähnlich durch den Strom bis zum linken Ufer und zwar theilweiſe mit Waſſer bedeckt, theilweiſe ſich über den Waſſerſpiegel erhebend. Hier ſtoßen ſie an zwei Felſeninſeln, zwiſchen denen und dem Vorgebirge Monaſtyrkoi am rechten Ufer der Dnjepr in einer Länge von 2800 F. mit ungeheurer Schnelligkeit hindurchſtrömt. Unterhalb dieſer Inſeln zieht ſich vom linken Ufer eine ganze Reihe von 6—7 hohen Felſen durch den Strom. An dieſe ſchlägt das Waſſer mit ungeheurer Gewalt und Getöſe an, in Folge deſſen ſich am Ende des Waſſerfalles in der Mitte des Fluſſes ein Wirbel bildet, durch welchen das Fahrwaſſer geht. Dies iſt die gefährlichſte Stelle für die Schiffahrt, deshalb auch „Ad“ (Hölle) genannt. Ein Fahrzeug kann hier ſelbſt bei dem ſchwächſten Winde zertrümmert werden. 9) Der Fall bei Worona, Woronowa Sabor 2′ 2″; 10) die Kriwaja Sabor 2′ 4″; 11) der Porog Wolnyskoi 5′ 7″; 12) der Budilewskoi Porog 4′ 10″; 13) der Liſchnoi Porog 3′ 5″; 14) der Niſchnoi Wolny Porog 7′ 10″. — Nach Eroberung des ſüdlichen Rußlands ſuchte Katharina II. durch Sprengung der Felſen dieſe Hinderniſſe der Schiffahrt hinwegzuräumen, und die Kaiſerin war deshalb 1787 den 20. Mai ſelbſt in Kaidaki, allein durch den ſchnellen Abfluß des Waſſers wurden die wenigen fahrbaren Zwiſchenräume nur noch niedriger. Erſt in den J. 1811—1825

Digitized by Google

wurden die Bemühungen mit mehr Glück erneuert, namentlich der Kaidakſche Fall, 250 Faden lang, durch eine Kammerſchleuſe, und der Nenaſytiſche, 160 Faden lang, durch einen Derivationskanal fahrbar gemacht. — Neu-Kaidaki oder Koidaki, deutſche Colonie im europäiſch-ruſſiſchen Gouvernement Jekaterinoſlaw, am rechten Ufer des Dnjepr, $10^{1}/_{3}$ Kilom. ſüdöſtlich von der Stadt Jekaterinoſlaw, mit 1721 Einw. Am Ufer ſowol wie im Fluſſe befindet ſich hier eine ungeheuere Menge von Granitblöcken, die den Fluß faſt bis zur Hälfte ausfüllen und dämmen, doch beginnen die eigentlichen Waſſerfälle erſt zwanzig Werſt weiter abwärts bei Staryje Kaidaki.
(*A. v. Wald.*)

KAIEN, ſeemänniſcher Ausdruck für Kippen mit Bezug auf die Raaen. Wenn dieſe an ihre Plätze an den Verlängerungen der Maſten (Stengen) gebracht oder von dieſen herab an Deck genommen werden ſollen, ſo kann dies nur in nahezu lothrechter Lage geſchehen, während ſie zum Gebrauch nur wagerecht hängen können. Letzteres wird durch die Toppenanten vermittelt, Taue, welche von den Enden der Raa nach der Spitze des Maſtes oder der Stengen führen. Außer dieſen Toppenanten hängt die Raa in der Mitte auch noch an einem andern Taue, dem Fall. Bindet man dies etwas nach der einen Seite der Raa feſt und läßt die Toppenant an der entgegengeſetzten Seite los, ſo kippt oder kait die Raa, ſie hängt auf und nieder und kann nach Abſtreifen der Toppenanten am Fall auf das Verdeck niedergelaſſen werden. In umgekehrter Weiſe kait man die Raa, wenn ſie aufgebracht iſt, indem man ſie horizontal in die vorher in geeigneter Länge befeſtigten Toppenanten fallen läßt. (*R. Werner.*)

KAIFA, ein Städtchen der ſyriſchen Küſte, ungefähr in der Mitte zwiſchen der Einmündung des Kiſon in das Meer und dem Karmel-Cap auf der nördlich das Karmelgebirge umſäumenden Ebene gelegen, heißt eigentlich Ḥaifa und verdankt die Umgeſtaltung des Namens theils der Schwierigkeit für die Paläſtina beſuchenden Romanen, das ſtark aſpirirte ḥ der Araber auszuſprechen, theils der Aehnlichkeit mit dem Namen des aus dem Neuen Teſtament bekannten Hohenprieſters Kaiphas, zu deſſen Geburtsort die kritikloſe Legende es hat machen wollen. Kaifa iſt Vorort einer nach ihm benannten Nahije des ehemaligen Paſchaliks, jetzigen Sandſchaks Akka, welches nach der neuen Provinzialorganiſation der Türkei ſelber dem Wilajet, d. i. der Generalſtatthalterſchaft Suria (Syrien) unterſteht. In Akka befindet ſich auch das erſtinſtanzliche Gericht (Nedajet-Mechkeme-ssi), an welches die Bewohner Kaifas ſich zu wenden haben. Man rechnet die Bevölkerung auf wenig über 1000 Seelen, darunter etwa 10 Proc. Melkiten (unirt-griechiſche Araber), welche eine kleine Gemeinde bilden; die übrigen ſind Mohammedaner und wenige magrebitiſch-jüdiſche Familien. Die Stadt lebt vom Landbau und Handel; der Fiſchfang und die Schiffahrt ſind nur gering. Etwas Getreide, Olivenöl und Baumwolle wird von da nach anderen Plätzen Syriens, ſelten unmittelbar nach Europa ausgeführt. — Das Alterthum kannte an derſelben Stelle eine Ortſchaft, welche anſcheinend wegen des dort betriebenen Feigenbaus den griechiſchen Namen Sykaminon führte. Der heutige Name kommt zuerſt bei Euſebius in der erſten Hälfte des 4. Jahrh. in der Form Hifa (Ἡφά) mit dem einen hauchenden Anlaut bezeichnenden spir. asper vor, woraus Hieronymus (Onom. s. v. Jafthie) mit Unterdrückung des Hauchlauts Epha machte. Die Form Cayphas ſtand in der Kreuzfahrerzeit ſchon völlig feſt; ſo ſchreiben Saewulfus, ſo Willermus Tyr., ſo Jacobus de Vitriaco u. ſ. w. Der Ort wird im Mittelalter häufig erwähnt, gelangte aber nie zu erheblicher Bedeutung. In neueſter Zeit iſt Kaifa wegen der Nähe des Karmel-Kloſters, welches von da aus beſucht zu werden pflegt, und ſeit der regelmäßigen Befahrung der ſyriſchen Küſte durch europäiſche Dampferlinien wegen ſeiner Rhede häufiger genannt worden, welche letztere, wenn auch ſandig und nach Weſten offen, doch wegen des Vorgebirges gegen ſüdliche und ſüdweſtliche Stürme Sicherheit bietet und demnach den für Akka und Jafa beſtimmten Fahrzeugen gelegentlich einen Ankerplatz gewährt. Ein Verſuch, Ende der ſechziger Jahre von würtembergiſchen Sektirern gemacht, in der Umgegend Kaifas eine deutſche Colonie zu gründen, mußte, nachdem Mißernten die Betriebsmittel verſchlungen und Krankheiten viele Theilnehmer hingerafft hatten, wieder aufgegeben werden.
(*G. Rosen.*)

KAI-FONG, Kaï-fung-fu, gut gebaute, ſtark befeſtigte Hauptſtadt der chineſiſchen Provinz Che-nan oder Ho-nan (ehemals Yen und Yu, die Mitte Chinas), unter 34° 52′ nördl. Br. und 132° 13′ öſtl. L. unweit des Gelben Fluſſes (Hwang-ho) gelegen. Da die Stadt unter dem Niveau des Fluſſes liegt, iſt ſie ſchweren Ueberſchwemmungen häufig ausgeſetzt. In einer derſelben ſollen 300,000 Menſchen in den Fluten umgekommen ſein,; ſeit jener Zeit hat die Stadt niemals wieder ihren früheren Glanz erlangt, und beherbergt jetzt vielleicht kaum noch 80,000 Einwohner. Früher als Sitz der Juden in China bekannt, ſoll die jüdiſche Gemeinde zur Zeit nur noch kaum 200 Köpfe zählen. Unter der Dynaſtie Sang war Kai-fong deren Reſidenz und Landeshauptſtadt; jetzt treibt ſie blühenden Handel und zeichnet ſich durch den Gewerbfleiß ſeiner Bewohner aus.
(*Richard Oberländer.*)

KAIK nennt man in der Türkei ein zum Befahren jeder Art von Gewäſſern beſtimmtes Boot, welches ſich von den verwandten Fahrzeugen, der Maona und Feluka, hauptſächlich durch langgeſtreckte Bauart auszeichnet, und demnach wegen der Fortbewegung mehr auf Ruder als auf Segel angewieſen iſt. Der Kaik, welcher faſt ausſchließlich für den Transport von Perſonen und nur ausnahmsweiſe von Waaren benutzt wird, ſetzt ein verhältnißmäßig ruhiges Fahrwaſſer voraus, wie es, abgeſehen von Flüſſen und Landſeen, z. B. der Bosporus und die Propontis bieten, deren in der Nähe Conſtantinopels gelegene Küſtenortſchaften, ſofern ſie nicht von Dampfſchiffen berührt werden, täglich mittels der ſogenannten Baſarkaiks



Digitized by Google

(Marktkähne) zahlreiche Geſchäftsleute mit in Handgepäcks-
form verpackten Landesproducten der Hauptſtadt zuſenden.
Bekannter und wichtiger ſind die Kaiks, welche den Ver-
kehr über das Goldene Horn und den Bosporus vermitteln;
dieſelben ſind für Conſtantinopel ebenſo charakteriſtiſch wie
die Gondeln für Venedig. Dieſe Kaiks ſind gegen ihre
Länge beſonders ſchmal und ſo leicht gebaut, daß die
Fahrgäſte, um nicht umzuſchlagen, ſorgfältig das Gleich-
gewicht beobachten und ſich ſitzend oder liegend verhalten
müſſen. Die Form des hinten und vorn ſpitz zulaufenden
Bootes iſt ſehr elegant und wird noch gehoben durch ge-
ſchmackvolle Bemalung der Außenbords mit Oelfarbe
und gelegentliche Verzierung mit Vergoldung. Für den
oder die Bootführer, Kaiktſchi geheißen, ſind in der Mitte,
quer die Seitenwände verbindend, ein oder mehrere Sitz-
breter angebracht. Die gefällig geſchnitzten Ruder werden
durch einen unter dem Griff befindlichen ovalen Holzwulſt
mit dem kurzen innern Theile gegen den langen äußern
in Gleichgewicht geſetzt; ſie bewegen ſich an Lederriemen,
welche ſie an aus der Bootswand vortragenden Pflöcken
befeſtigen. Indem der Kaiktſchi ſie handhabt, wendet er
dem im Hintertheil auf dem Boden ſitzenden Fahrgaſte
das Geſicht und der Spitze des Bootes den Rücken zu;
er hat alſo beim Fahren beſtändig die Augen nach rechts
und links hinter ſich zu wenden, um auf den belebten
Waſſerflächen nirgends anzuſtoßen. Die Bewegung iſt
leicht und ſehr raſch. Die kleinſten Kaiks nehmen nur
*einen* Fahrgaſt, die größeren mehrere auf. Nach der
Zahl der Ruderbänke wird das Boot birtſchift, ikitſchift,
ütſchtſchift u. ſ. w., d. h. Ein-, Zwei-, Dreipaarer genannt
und verſchieden klaſſificirt; mit dem Vierpaarer beginnt
das Staatsboot. Während bis zum Dreipaarer je ein
Kaiktſchi beide zuſammengehörigen Ruder handhabt, kommt
bei höhern Zahlen auch wol auf jedes Ruder ein Mann.
Die höchſten Pfortenbeamten, die Botſchafter und Geſandt-
ſchaftschefs pflegen mit ſieben Paaren und einem hinter den
Fahrgäſten am Steuerruder ſitzenden Steuermann, Reïs,
zu fahren. Die kleinen bedürfen keines Steuers, und
werden durch entſprechende Bewegungen des Ruders ge-
lenkt. Eines Zehnpaarers bedient ſich nur der Großherr,
welcher auch allein das Recht hat, einen Baldachin zu
führen. Sein Kaik, weiß, mit reicher Vergoldung, vorn
mit großem goldenem Adler verziert und unter beſagtem,
auf Goldſäulen ruhendem Baldachin den Herrſcher zum
Freitagsgottesdienſt nach irgendeiner Moſchee führend, ge-
währt von 20 in weißen Atlas und Seidengaze gekleideten,
wegen ihrer Schönheit, Kraft und Geſchicklichkeit erleſenen
Jünglingen gerudert, einen von den Beſuchern Conſtan-
tinopels viel bewunderten Anblick. (*G. Rosen.*)

**KAIMAKAM**, aus dem Arabiſchen Kaim-makâm,
an der Stelle (Jemandes) ſtehend, bedeutet im Türkiſchen
im allgemeinen einen Stellvertreter und iſt ſeit Einfüh-
rung des Tanſimat zum Titel des Präfecten eines Sand-
ſchaks oder Departements geworden. Die Sandſchaks, in
welche die osmaniſchen Eroberer die neu gewonnenen
Gebiete zerlegt hatten, und deren Statthalter als Sandſchak-
Beys urſprünglich direct von der Staatsregierung reſſor-
tirten, waren in ſpäteren Zeiten zu größern Verwaltungs-
körpern, Ejalets oder Wilajets (ungenau Paſchaliks) ge-
heißen, unter Wâlis, Generalſtatthaltern, gewöhnlich mit
dem Titel Paſcha, vereinigt worden und hatten dann von
den letzteren ernannte und durchaus abhängige Vögte,
die Muſſellime oder Muteſſellime, als Adminiſtratoren
erhalten. Die neuere türkiſche Provinzialorganiſation be-
ließ nicht nur die Eintheilung in Wilajets, ſondern bil-
dete noch durch Zuſammenfaſſen mehrerer ſolcher den geo-
graphiſchen Ländernamen entſprechende Geſammtverwal-
tungen; den Wâlis aber wurden im Intereſſe größerer
Centraliſation der Staatsgewalt weſentliche Befugniſſe
entzogen. Unter andern wurden die Muſſellime abgeſchafft,
und die Pforte ernannte in den Sandſchaks ſelber die
Adminiſtratoren, für welche nunmehr der Titel Kaimakam,
gleichſam Vertreter des Wâli, aufkam, und welche zu dem
letzteren in das Verhältniß lediglich amtlich untergeord-
neter Staatsdiener traten. — Chriſtliche Sandſchak-Prä-
fecten haben wol den gleichwerthigen Titel Bey erhalten;
als geringere Titel für denſelben Poſten gelten Muhaſſil
und Emir, als ein höherer Muteſſarrif.*) Wie dem
Wâli, ſo ſteht auch dem Kaimakam ein aus den orts-
eingeſeſſenen Notabeln gebildetes Medſchlis (Regierungs-
collegium) zur Seite. Gegen ſeine Entſcheidungen geht
die Berufung an den Wâli, welcher ihn auch durch ſeinen
Kapu Kjaja bei der Pforte vertritt und überhaupt die
Geſammtintereſſen der Provinz wahrnimmt. Kaimakam
iſt nur ein amtlicher, nie ein perſönlicher Titel, wie ſolche
in der Türkei dem Namen des Inhabers angehängt wer-
den; man findet unter den Kaimakam Paſchas, Beys,
Efendis und Agas. Ein in dem hohen Range eines
Muſchir ſtehender Kaimakam iſt in ſeltenen Fällen wol
zum Wâli ernannt und ſomit vorübergehend der betreffende
Sandſchak aus ſeinem Wilajet-Verbande gelöſt worden.
— Kaimakam iſt auch ein militäriſcher Titel und bedeutet
als ſolcher den Oberſtlieutenant als Vertreter des Mira-
lai, d. h. Oberſten. (*G. Rosen.*)

Kaiman (Zool.), ſ. Crocodilus.

**KAIMASCHEN**, Kamatschinzen, Kamassin-
zen, ein beinahe ausgeſtorbener Stamm des ſamojedi-
ſchen Zweiges der uralaltaiſchen Völker, nomadiſiren im
aſiatiſchen Rußland um Abakanſk und Kanſk (ſ. Sa-
mojeden). (*Richard Oberländer.*)

**KAIN** (bibliſche Geſchichte), hebr. Qâjin, nach
1 Moſ. 4, 1 fg. der erſtgeborene Sohn des Adam und
der Eva. Herangewachſen bebaut er den Acker, während
ſein Bruder Abel die Schafe hütet. Ergrimmt darüber,
daß Gott das Opfer Abel's gnädig aufnimmt, das ſeinige
dagegen verſchmäht, erhebt er ſich trotz der an ihn ergange-
nen göttlichen Warnung meuchleriſch wider ſeinen Bruder
und erſchlägt ihn. Ungeachtet ſeines frechen Leugnens
wird er hierauf von Gott hinweggeflucht von dem Boden,
der das Blut ſeines Bruders aufgenommen; ja die Erde
ſoll ihm, dem unſtet und flüchtig Umhergetriebenen, über-
haupt keinen Ertrag mehr geben. Als ſodann Kain klagt,
daß ihm Unerträgliches auferlegt ſei, und daß er wol der

*) Nach dem neueſten türk. Sâlnâme (Staatskalender) ver-
drängt dieſer Titel den des Kaimakam.

Digitized by Google

erſten beſten Mörderhand zum Opfer fallen werde, wird ihm ſiebenfältige Beſtrafung deſſen verheißen, der ſich an ihm vergreifen würde, und dieſe Verheißung noch durch ein beſonderes Zeichen verbürgt. Dieſes ſogenannte *Kainszeichen* iſt nicht nothwendig ein Zeichen an Kain (ein Brandmal, ſcheuer Blick u. dergl.), ſondern kann nach dem Hebräiſchen auch ein Wahrzeichen bedeuten, welches Gott dem Kain gab; allerdings auch ein Merkzeichen für andere, „damit ihn nicht erſchlüge Jeder, der ihn fände". Verbannt aus dem Angeſichte Gottes wendet ſich Kain nach dem Oſten und wohnt im Lande Nod (d. i. „Flucht"). Hier erzeugt er einen Sohn und benennt denſelben Chanokh (Henoch); ebenſo benennt er auch eine bald darauf erbaute Stadt. Durch Chanokh wird Kain der Ahnherr der ſogenannten *Kainiten* oder Kainitiſchen Linie (1 Moſ. 4, 17 fg.) im Gegenſatz zu der Sethitiſchen Linie (1 Moſ. 5, 3 fg.; ſ. darüber unten). Der fünfte der Kainiten iſt Lamech, dem von zwei Weibern drei Söhne geboren werden, und zwar von Ada Jabal, der Stammvater aller Nomaden, und Jubal, der Stammvater aller Harfen- und Schalmeiſpieler; von Zilla dagegen Tubalkain, der Meiſter in allerlei Erz- und Eiſenarbeit.

Dieſe uralte Erzählung hat frühzeitig mancherlei Fragen und nicht minder mancherlei verkehrte Erklärungen veranlaßt. Schon der Name Kain hat ſehr verſchiedene Deutungen erfahren, da das Wort ſonſt im Hebräiſchen der Speer bedeutet, anderſeits an das aramäiſche qênaj „Schmied" oder an das hebr. qîna „Trauerlied" anklingt. 1 Moſ. 4, 1 wird der Name auf den Stamm qânâ „ſchaffen, erwerben" zurückgeführt. Sprachlich näher liegt der nach Ausweis des Arabiſchen gleichbedeutende Stamm qûn oder qîn, und ſo erhalten wir für Kain die einfache Bedeutung „Geſchöpf" (Sohn); dies iſt um ſo wahrſcheinlicher, als neuerdings auch Abel (hebr. hâbel) in dem aſſyriſchen hablu „Sohn" als Appellativum wieder aufgefunden worden iſt. Für gänzlich müßig halten wir dagegen die Verſuche, in Kain und dem von ihm Erzählten die Reſte heidniſcher Theogonien, reſp. meteorologiſcher Mythen nachzuweiſen (vgl. z. B. Goldziher, Der Mythus bei den Hebräern, Leipzig 1876, S. 129 fg.; nach welchem der Bruderzwiſt als Naturmythus eigentlich den Kampf des Taghimmels, d. i. Kain, mit dem dunkeln Nacht- oder Wolkenhimmel abbildet). Geſetzt auch, daß dem Mythus von Kain und Abel jemals in vorhebräiſcher Zeit eine ſolche Bedeutung innegewohnt hätte, ſo iſt doch in der bibliſchen Geſtalt der Erzählung jede Spur davon verwiſcht und darum auch jede Möglichkeit der Herausdeutung eines anderen Sinnes als des in den Worten ſelbſt liegenden geſchwunden. Dieſer Sinn aber ergibt ſich deutlich aus dem Zuſammenhalt mit 1 Moſ. 3, welches Kapitel von demſelben Erzähler herrührt. Es ſoll in dem Bilde Kain's die Steigerung der Sünde von bloßer Uebertretung eines beſtimmten Gebots zu blutiger Gewaltthat geſchildert werden. Die Sünde iſt als eine objective Macht hingeſtellt, die einem reißenden Thiere gleich vor der Thür lauert, um den unbedacht Heraustretenden zu überfallen; dennoch aber vermag der Menſch durch das rechte Verhalten die Herrſchaft über ſie zu behaupten (1 Moſ. 4, 7). Dagegen ſteigert ſich mit der Größe des Verbrechens zugleich der Trotz des Sünders nach der That, aber nicht minder auch der Fluch, der ihn trifft. Sollte Adam im Schweiße ſeines Angeſichts den Ertrag des Bodens genießen, ſo ſoll die Erde dem Kain überhaupt ihre Früchte verweigern. Unſtet und flüchtig ſoll er umherirren, ein ſteter Zeuge von der Macht des böſen Gewiſſens. Gegenüber der Wichtigkeit dieſer Lehren kommen die Widerſprüche nicht in Betracht, die ſofort auftauchen, wenn man den Maßſtab ſtrenger Geſchichtlichkeit an die Erzählung legen wollte; ſo die Furcht Kain's vor der Blutrache (Vers 14), während doch außer ihm nur ſeine Aeltern auf der Erde ſind. Daß dem frömmeren Bruder der Beruf des Hirten, dem gottloſen dagegen die Bebauung des Ackers zugeſchrieben wird, mag mit der uralten Verachtung zuſammenhängen, die der freie Nomade dem an die Scholle gebundenen Bauer zollt; keinesfalls aber waltet dabei zugleich die Tendenz vor, das wirkſamere blutige Opfer von Abel, das geringere Speiſeopfer dagegen von Kain darbringen zu laſſen. Vielmehr kann nach dem ganzen Context der Erzählung die ungnädige Aufnahme des Opfers Kain's nur in der mangelhaften ſittlichen Beſchaffenheit des Opfernden erblickt werden, und eine ſolche wird Vers 7 deutlich vorausgeſetzt.

Daß bei der ganzen Erzählung vom Brudermord in ihrer jetzigen Geſtalt das religiös-ethiſche Moment Hauptſache, alles andere Nebenſache iſt, lehrt vor allem die Unbefangenheit, mit der der Erzähler Vers 17 fg. den Faden der Urüberlieferung wieder aufnimmt. Der unſtet und flüchtig Umherirrende erſcheint jetzt auf einmal als Familienvater und Städtebauer (der Name der Stadt deutet vielleicht auf das indiſche Kanoge); in das ſechſte Glied ſeiner Nachkommen fällt der Urſprung des Nomadenthums, die Erfindung der Muſikinſtrumente und der Metallbearbeitung. Und zwar werden Jabal, Jubal und Tubalkain als Ahnherren aller Nomaden, Muſiker und Metallarbeiter bezeichnet, unbekümmert darum, daß nachher die ganze Menſchheit bis auf eine Familie von der Flut verſchlungen wird. Nach der üblichen Auffaſſung nun ſoll 1 Moſ. 4, 17—24 gelehrt werden, daß Städtebau, Vielweiberei und Künſte (zu denen ſich freilich auch das Nomadenthum geſellt!) von der gottentfremdeten Linie der Kainiten ausgegangen und daher von vorn herein mit dem Fluche Gottes behaftet geweſen ſeien; in dem ſogenannten Lamechsliede werde dann obendrein das freche Pochen auf die rohe Gewalt der Waffen verherrlicht. Dies alles aber liegt unſerem Erzähler offenbar fern, denn er kennt eben nur dieſe Patriarchenlinie; überdies hat man längſt erkannt, daß die 1 Moſ. 5, 3 fg. (aus anderer Quelle) mitgetheilte Linie der frommen Patriarchen, die an Adam's dritten Sohn Seth anknüpft, faſt ganz dieſelben Namen enthält. Aber nur auf Grund dieſer anderweitigen Geſtaltung der Urgeſchichten war es möglich, daß man von Kainiten im Gegenſatz zu den Sethiten redete.

(*E. Kautzsch.*)



Digitized by Google

Kainardschi, Ort in Bulgarien, ſ. Kûtschûk-Kainardschi.

KAINATSCH, ein großer See auf der Halbinſel Kamtſchatka im irkutſkiſchen Gouvernement (ruſſ. Aſien), der nebſt dem kulchkoljangiſchen See daſelbſt nach dem Aberglauben der Kamtſchadalen durch einen Roßtritt im Geſteine des Berges Schweliz (wie bei den Griechen die Hippokrene auf dem Helikon durch den Hufſchlag des Pegaſus) entſtanden ſein ſoll. Die Kamtſchadalen erzählen, daß durch dieſen ihren Pegaſus der Berg Schweliz, ſich von ſeiner früheren Stelle erhebend, in drei Sätzen geſprungen ſei und nach dem dritten Satze ſich auf der gegenwärtigen Stelle feſtgeſetzt habe. (*Richard Oberländer.*)

KAINIT, monoklin kryſtalliſirendes, meiſt aber derb, in ſelbſtändigen oft mächtigen Schichten vorkommendes Mineral, zu den ſogenannten Abraumſalzen der Steinſalzlager von Staßfurt und von Kalusz in Galizien gehörig. Es beſteht aus ſchwefelſaurer Magneſia mit Chlorkalium und Waſſer, von der Formel: $MgSO_4 + KCl + 3aq$, entſprechend 32,2 Schwefelſäure, 16,1 Magneſia, 15,7 Kalium, 14,3 Chlor und 21,7 Waſſer. Der Kainit iſt eins der werthvollſten Abraumſalze und wird zur Gewinnung von ſchwefelſaurem und kohlenſaurem Kali benutzt. Im Jahre 1869 wurden nahe 14 Millionen Kilogramm Kainit in Staßfurt gefördert. Zum Düngen wird er theils in rohem Zuſtande verwandt, theils auch durch einfaches Calciniren als „rohe Kali-Magneſia" in den Handel gebracht. (*E. Geinitz.*)

KAINITEN (auch Kajaner oder Kainisten) iſt der Name eines Zweiges der gnoſtiſchen (ſ. d. Artikel Gnosticismus) Sekte der Ophiten (ſ. d. Artikel). Indem die Ophiten den Jaldabaoth oder Weltſchöpfer allerdings aus der Sophia hervorgehen und daher an ihrer Lichtkraft in gewiſſem Grade theilnehmen, aber zugleich mit der Behauptung, er ſei der unabhängige Beherrſcher der Welt, der Erkenntniß des in Wahrheit höchſten Princips entgegenarbeiten laſſen, lag es nahe, in der Geſchichte des Alten Teſtaments diejenigen Handlungen und Perſonen als ſchlechte anzuſehen, welche das Wohlgefallen des Weltſchöpfers gewinnen, als gute dagegen diejenigen, welche von ihm gehaßt und beſtraft werden. Vor allem die Schlange konnte nicht mehr als Werkzeug oder Incarnation des böſen Princips, als Verführerin zu Irrthum und Sünde aufgefaßt werden, ſondern als Incarnation Chriſti oder der Sophia ſelbſt, welche die Menſchen eben durch den Ungehorſam gegen den Weltſchöpfer zum Guten und zur wahren Erkenntniß hinführen wollte. Dieſen Gedanken haben die Kainiten[1]) beſonders durchgeführt, weshalb es auch wahrſcheinlich iſt, daß die Verehrung der Schlange und die Benennung „Ophiten" urſprünglich nur bei ihnen ſich gefunden habe und erſt ſpäter auf verwandte Sekten übertragen worden ſei, auf welche ſie nicht paßten. (Vgl. beſonders d. Artikel Sethiten und Peraten.)

Auch ſie ſtellen (vgl. *Epiphanius* Haer. XXXVIII) an den Anfang der Geſchichte zwei Mächte, eine ſtärkere und eine ſchwächere. Jene iſt die Weisheit, *σοφία*, dieſe der Weltſchöpfer, den ſie *ὑστέρα* = uterus nannten, nach Baur[2]), um die Schöpfung als die Welt des Geburtswechſels zu charakteriſiren. Beide Kräfte verbanden ſich mit der Eva; die ſtärkere zeugte mit ihr den Kain, die ſchwächere den Abel. Deshalb ſtritten auch beide miteinander und Kain, der Sohn der ſtärkeren Kraft, tödtete Abel, den Sohn der ſchwächeren. Gleichwie Kain, ſo ſtammen von der höheren Macht auch Eſau, die Korachiten und Sodomiten, deren Verwandtſchaft die Kainiten ſich rühmen. Dieſe hätten die wahre Erkenntniß beſeſſen, und da der Weltſchöpfer ſie verfolgt, habe die Weisheit ſie zu ſich gezogen in ihr höheres Reich. Unter den Apoſteln ehren ſie vor allen den Judas. Denn mögen einige von ihnen Chriſtus von der niederen Macht ableiten, andere in ihm den Geſandten der höheren Macht ſehen, durch deſſen Kreuzestod die Weltfürſten ihrer Macht entkleidet wurden, jedenfalls ward Judas, mag er nun in Chriſtus die niedere Macht bekämpft, oder infolge ſeiner höheren Einſicht den Tod Chriſti beſchleunigt haben, durch ſeinen Verrath der Urheber unſers Heils. Deshalb ſtand unter ihnen im höchſten Anſehen eine Schrift „Evangelium des Judas" genannt. Neben anderen Schriften gegen den Weltſchöpfer benutzten ſie noch das „Anabaticon Pauli". Daſſelbe enthielt die „unſagbaren Worte", welche Paulus nach 2 Cor. 12, 4 vernahm, als er in den dritten Himmel entzückt ward.

Auch ſchandbare Laſter werden den Kainiten als Folgerung aus jenen Anſchauungen ſchuld gegeben. Jeder müſſe die höhere Macht ergreifen und von der niederen ſich losſagen; das aber könne er nur, wenn er die ganze Stufenleiter der Laſterhaftigkeit durchmache (ſ. d. Artikel Karpokrates). Ja, ſie lehren, daß jedem Laſter ein beſonderer Engel vorſtehe, den ſie bei Ausübung der That ſelbſt anrufen. Als Anrufungsformel überliefert Epiphanius, Haer. XXXVIII, c. 2: *Ὁ δεῖνα ἄγγελε, καταχρῶμαί σου τὸ ἔργον· ἡ δεῖνα ἐξουσία, πράττω σου τὴν πρᾶξιν*, Irenaeus I, 31: O tu angele, abutor opere tuo. O tu illa potestas, perficio tamen operationem. — Weitgehender Antinomismus lag ja freilich in der Auffaſſung gerade der verworfenſten Perſonen des Alten Teſtaments als Träger der höheren, wahren Erkenntniß, als Vorläufer der im Chriſtenthum zum Durchbruch kommenden Offenbarung begründet, dennoch wird ſich nicht mehr feſtſtellen laſſen, wie weit die Anſchuldigungen kirchlicher Gegner begründet ſind, welche die Kainiten in ihren Verſammlungen die wildeſte Sodomiterei treiben und von jedem Eintretenden fordern laſſen, daß er den Namen Jeſu verfluche. (*B. Pünjer.*)

KAINSK, Kreisſtadt im aſiatiſch-ruſſiſchen Gouvernement Tomsk, unter 52° 27' nördl. Breite und 36° öſtl. Länge, 583 Kilometer Weſtſüdweſt von Tomsk, an dem Einfluſſe des Flüßchens Kamenka in den Om,

1) Den ausführlichſten Bericht über ſie gibt *Epiphanius*, Haer. XXXVIII, dagegen *Hippolytus*, Phil. VIII, erwähnt ſie kaum; auch Irenäus I, 31 und Theodoret, h. f. I, 1. haben wenig Eigenthümliches. 2) Vgl. Baur, Die chriſtliche Gnoſis. S. 199. Anm. Tüb. 1835.

Digitized by Google

in einer ſumpfigen und wenig bevölkerten Gegend gelegen. In geringer Entfernung von der heutigen Stadt war im Jahre 1722 eine kleine hölzerne Feſtung, unter dem Namen Kainski-Pas, zum Schutze gegen die räuberiſchen Ueberfälle der Kalmücken und Kirgiſen angelegt. Die bei dieſer Feſtung entſtandene Anſiedelung wurde im Jahre 1772 nach dem Orte verlegt, wo das heutige Kainsk ſteht, und 1804 zur Kreisſtadt des neu eingerichteten Gouvernements Tomsk erhoben. Die Stadt hat zwei Kirchen, 34 Kaufläden, drei chriſtliche und zwei jüdiſche Schulen, eine Talgſchmelzerei, eine Seifenſiederei, fünf Talglichtfabriken, zwei Gerbereien, eine Ziegelbrennerei. Die Einwohnerzahl beträgt 5524, die hauptſächlich Ackerbau und Viehzucht treiben. Viele Einwohner beſchäftigen ſich auch mit dem Waarentransport auf der großen ſibiriſchen Poſtſtraße, an der Kainsk gelegen iſt.

Der Kreis Kainsk zählt auf einem Flächenraume von 1411½ □Meilen nur etwa 90,000 Einwohner, von denen der größte Theil aus Verbannten beſteht. (*A. v. Wald.*)

KAIPHAS, richtiger Kajaphas (*Καϊάφας*), iſt der Beiname des jüdiſchen Hohenprieſters Joſeph, der bei der Verurtheilung Jeſu eine Rolle ſpielte. Im Neuen Teſtament erſcheint Kaiphas (d. i. wahrſcheinlich das aramäiſche kajepha, „Unterdrückung“, keinesfalls ſo viel als kēpha, „Fels“) nur unter dieſem ſeinem Beinamen; doch verräth Matth. 26, 3 Bekanntſchaft mit ſeinem wirklichen Namen. Nach Joſephus (Antiquitt. 18, 2, 2) wurde Kaiphas um 18 n. Chr. von dem römiſchen Procurator Valerius Gratus eingeſetzt und erſt 36 n. Chr. durch den Proconſul Vitellius wiederum beſeitigt (vgl. Antiquitt. 18, 4, 3). Dieſe lange Amtsdauer erſcheint um ſo auffälliger, als ſich vor und nach Kaiphas nur wenige Hoheprieſter länger als ein Jahr in ihrer Würde behaupteten, indem von 15—70 n. Chr. nicht weniger als 18 amtirten. Nimmt man hinzu, daß Kaiphas auch während der ganzen Herrſchaft des grauſamen und willkürlichen Pontius Pilatus (26—35 n. Chr.) im Amte blieb, ſo wird man nicht zweifeln können, daß er lediglich wegen ſeiner Schwäche und Charakterloſigkeit ſo lange geduldet wurde. Auch die Evangelien laſſen es an verſchiedenen Stellen durchblicken, daß während jener ganzen Zeit nicht Kaiphas, ſondern der 15 n. Chr. abgeſetzte Hannas oder Ananos (nach Joh. 18, 13 Schwiegervater des Kaiphas) als der eigentliche Hoheprieſter betrachtet wurde; vgl. Luk. 3, 2, wo Hannas und Kaiphas nebeneinander als Hoheprieſter genannt werden, und Apoſtelgeſch. 4, 6, wo ſogar Hannas allein als ſolcher bezeichnet wird. Ebenſo ſcheint es Joh. 18, 15—23; doch zeigt Vers 13, daß dem Evangeliſten trotzdem Kaiphas als der wirkliche Hoheprieſter galt (vgl. hierzu die gründliche Erörterung von Schürer, „Die *ἀρχιερεῖς* im Neuen Teſtamente, Theologiſche Studien und Kritiken“, 1872, S. 593—657). Daß der Beſchluß, Jeſum gefangen zu nehmen und hinzurichten, wenigſtens mit auf Veranlaſſung des Kaiphas gefaßt wurde, ergibt ſich aus Matth. 26, 3 und Joh. 11, 49 fg.; nach letzterer Stelle ſprach er dabei unbewußt das prophetiſche Wort aus, es ſei beſſer, daß ein Menſch für das Volk ſterbe, als daß das ganze Volk verderbe. Wenn Jeſus nach der Gefangennehmung laut Joh. 18, 13 zuerſt zu Hannas und nicht (wie Matth. 26, 57 berichtet) zu Kaiphas geführt wurde, ſo könnte es ſich dabei nur um ein Privatverhör gehandelt haben. Jedenfalls war es Kaiphas, der das entſcheidende Verhör anſtellte und durch das Zerreißen ſeiner Kleider das Signal zur Verurtheilung gab (vgl. Matth. 26, 59 fg., Mark. 14, 63 fg.). Wie bei dieſer Gelegenheit, ſo muß Kaiphas auch bei dem Verhör des Petrus und Johannes (Apoſtelgeſch. 4, 6) als Hoherprieſter den Vorſitz geführt haben. (*E. Kautzsch.*)

KAIRO, die Hauptſtadt Aegyptens, heißt eigentlich Myṣr-elkâhira, Myṣr die Siegreiche, und verdankt den aus dem Beiwort umgebildeten, ſchon zur Zeit der Kreuzfahrer bei den Culturvölkern des Weſtens zu allgemeiner Geltung gelangten Namen dem Einfluß der italieniſchen Seeſtaaten, welche damals den Handel mit dem Orient beherrſchten. Lateiniſch wurde derſelbe durch Cayrum wiedergegeben, während in dem Franzöſiſchen le Caire ſich eine Erinnerung an den arabiſchen Artikel erhalten hat. Bei den Einheimiſchen hat die Stadt immer Myṣr, im Vulgärarabiſchen der ſpäteren Zeit zu dem heutigen Namen Maṣr verderbt, geheißen, in welchem Worte ſich der altſemitiſche Landesname Aegyptens, bei den Juden wegen der Zweitheilung in Ober- und Unterägypten in der Dualform Mizraim, erhalten hat. Daß aber das Epitheton an die Stelle des eigentlichen Namens getreten, iſt aus dem Vorhandenſein eines andern Myṣr (ſ. u.) zu erklären, welches von den Arabern durch das Beiwort el'atika unterſchieden wird. — Kairo liegt 12 Kilometer oberhalb der großen Bifurcation des Nils und des beginnenden Delta auf dem rechten Stromufer da, wo die Vorhöhen des Mukattam-Gebirges in die gegen das Mittelmeer ſich vorſtreckende reiche Niederung auslaufen, in einer für die Landeshauptſtadt vorzugsweiſe geeigneten Gegend, und bildet den natürlichen Vereinigungspunkt der beiden großen Adminiſtrativkörper, in welche das heutige Aegypten zerfällt, d. h. des Saïd oder Rîf, Oberland, wie die ſüdlich von der Stadt belegenen Gebiete genannt werden, und des Dſchôf, Tiefland, die nördlichen Gebietstheile und vornehmlich das Delta. Nur 7 Kilometer weiter ſtromaufwärts auf dem linken Ufer hatte das alte Memphis gelegen und dieſem gegenüber auf der rechten Stromſeite die nach dem Untergange des alten unterägyptiſchen Königreichs in der römiſchen Kaiſerzeit zu Bedeutung gelangte Stadt Babylon, welche von den Arabern Babliûn, jedoch auch Myṣr genannt wurde, und deren Einnahme durch Amr Ibn-el-Âs unter dem Khalifat Omar's im J. 638 die Unterwerfung Aegyptens durch den Islam entſchied. Seit Jahrtauſenden iſt das Land ſomit gewohnt geweſen, in ein und derſelben Gegend ſeinen eigentlichen Schwerpunkt zu ſehen. Von der Zerſtörung durch das Heer Amr's erholte ſich Babylon nicht, und an ſeine Stelle trat eine Stadt, die aus dem Feldlager der Araber entſtand, und demnach urſprünglich Foſtât, Gezelt, genannt wurde, auf welche ſich aber bald der Name Myṣr übertrug. Als

Digitized by Google

Sitz der arabiſchen Statthalter des reichen Landes, welche ſchon in abbaſſidiſcher Zeit, zum Theil nur dem Namen nach abhängig, über die Einkünfte frei verfügten, gelangte dieſe Stadt zu hoher Blüte. Nichtsdeſtoweniger legte 330 Jahre ſpäter der fatimidiſche Kaid (Feldherr) Dſchohar, als er ſich im J. 969 Aegyptens bemächtigt hatte, wenige Kilometer nördlicher eine neue Stadt an, auf welche er von vornherein mit dem Namen Myſr den Charakter einer Landeshauptſtadt übertrug, und der er, weil die Gründung unter dem Horoſkop des Planeten Mars geſchah, den die Araber el Kâhir, den Siegreichen, nennen, den Beinamen el Kâhira ertheilte. So entſtand Kairo, nach welchem der fatimidiſche Khalif Moïſ-lidi-nillah bei ſeiner Ueberſiedelung von Kairowan in der Berberei nach Aegypten im J. 973 ſofort ſeine Reſidenz verlegte, während Foſtât, das ſeitherige Myſr, nunmehr mit dem ſchon erwähnten Beiwort el'atîka, das Alte, belegt, ſeine Bedeutung verlor und nur als Sitz des koptiſchen Patriarchats ferner das Daſein einer Landſtadt friſtete. Heute heißt es bei den Arabern Maſr elkadîma, bei den Europäern Altkairo. — Die neue Stadt wurde in einer ſchon damals reich angebauten, mit Dörfern überſäeten Ebene angelegt, deren zwei gleich in ſie aufgenommen wurden; ſie umfaßte ſogar Birkehs, Teiche, von ſolcher Ausdehnung, daß, nachdem der Nil, welcher zur Zeit ſeiner Ueberſchwemmung auch ſie mit Waſſer füllte, in ſein Bett zurückgekehrt war, die gewöhnlichen Feldfrüchte in ihnen gebaut wurden. Einen ferneren Zuwachs erhielt ſie noch durch Saladin, welcher u. a. das jetzige Südquartier Tailûn, damals eine geſonderte Ortſchaft, mit dem ehemaligen Reſidenzſchloß und großer Moſchee der Tuluniden, hinzufügte und ſich auch ſonſt um ſie verdient machte, indem er, um ſie gegen Angriffe der Kreuzfahrer zu ſichern, ihre urſprüngliche Lehmmauer in eine noch jetzt vorhandene feſte ſteinerne verwandelte und ihr mittels eines hölzernen Aquäducts von Foſtât her Nilwaſſer zuführte. Ihren größten Glanz entfaltete die Stadt gegen den Schluß und bald nach Beendigung der Kreuzzüge unter den Mamlukenſultanen, als der Handel Europas mit der Levante eine früher nie geahnte Ausdehnung gewonnen hatte, und Aegypten ausſchließlich den europäiſch-indiſchen Waarenaustauſch vermittelte. Die Entdeckung des Seewegs nach Oſtindien durch die Portugieſen und noch mehr die Eroberung Aegyptens durch die Türken that der Weltſtellung Kairos großen Abbruch; doch blieb es, nachdem es, eine nach der anderen, die Dynaſtien der Fatimiden, der Ejubiten, der Bahriten und der Circaſſier in ſeinen Mauern geborgen und jahrhundertelang die Hauptſtadt eines vom Nil bis zum Euphrat ſich erſtreckenden Reiches geweſen war, auch als Centralpunkt des nach ihm benannten, in einer gewiſſen Autonomie belaſſenen türkiſchen Wilajet Myſr immer von großer Bedeutung, und einen ungeahnten Aufſchwung erfuhr es, ſeitdem es im Anfange dieſes Jahrhunderts durch Mehemed Ali wieder zum Sitze einer die Hülfsquellen Aegyptens mit Kraft zur Geltung bringenden Dynaſtie geworden iſt. Vor Mehemed Ali hatte die zurückgegangene Bevölkerung den für Wohnungen beſtimmten Raum innerhalb der ſaladiniſchen Umfaſſungsmauer nicht mehr angefüllt; jetzt wuchs und verdichtete ſich das ungeheure Straßennetz. Unter andern wurde die Esbekijeh, der größte der alten Birkehs, ein Platz von 450,000 □-Fuß, welcher bisher in der trockenen Jahreszeit zu nationalen Luſtbarkeiten und Feſtaufzügen gedient hatte, im Winter aber zu Saaten benutzt worden war, gegen die Ueberſchwemmung geſichert und allmählich in einen von herrlichen Boulevards durchzogenen, mit ſchattender Baumallee gezierten Stadttheil verwandelt. Bald faßte die Mauer nicht mehr das Häuſermeer; nach dem 3 Kilometer von der Stadt entfernten Gartenſchloß von Schubra mit prächtigen Anlagen und der benachbarten Hafenſtadt Kairos, Bulak, bildete ſich eine Villenſtraße; es entſtand eine ganz europäiſche Vorſtadt, Ismailia, mit Paläſten, Theatern, eleganten Läden, Hôtels und Kaffeehäuſern, ſodaß das heutige Kairo einen Raum von faſt 28 □-Kilometern einnimmt. — Was die Bevölkerung der Rieſenſtadt anbetrifft, ſo iſt dieſelbe eine ſehr gemiſchte. Schon in Foſtât, der erſten großen arabiſchen Niederlaſſung auf ägyptiſchem Boden, hatte ſich der ethnographiſch bemerkenswerthe Proceß vollzogen, durch welchen die koptiſche Nation dem Einfluß der griechiſchen Bildung entzogen wurde, um dafür viel vollſtändiger demjenigen des Araberthums zu erliegen. Die Aſſimilirung war faſt vollendet, als die Stadt Dſchohar's das arabiſch redende, mit Nationalarabern verquickte Aegyptervolk aufnahm. Das Koptiſche erhielt ſich nur in der Kirche, und für dieſe blieb Foſtât der Mittelpunkt. Mit den Fatimiden erfolgte eine maſſenhafte Berbereinwanderung nach Kairo. Auch die ägyptiſchen Fellahs des geſammten Nilthals und die Nubier des Südens ſind ſeit Jahrhunderten dahingeſtrömt. Dazu kamen nordiſche Volkselemente; Kurden, Kaukaſier, Seldſchuken und osmaniſche Türken wurden zu verſchiedenen Epochen von den Gewalthabern in großer Zahl dort angeſiedelt; dann ſind noch die Juden zu erwähnen und ſeit der Eroberung Selim's die Griechen, ſowie die den Kopten confeſſionsverwandten Armenier, die Abeſſinier und die zahlreichen Neger aus dem Sudan. Den Schluß macht die allerdings mehr fluctuirende als eigentlich ſeßhafte, aber nichtsdeſtoweniger einflußreiche und wichtige europäiſche Colonie, zu welcher Italien, Frankreich und England, in neuerer Zeit auch die Schweiz und Deutſchland ihre Contingente geliefert haben. Die Zahl der nicht-orientaliſchen Fremden wurde im J. 1872 auf 19,120 Perſonen angegeben. Die allgemeine Verkehrsſprache war immer und iſt noch heute die arabiſche; doch hört man auch viel türkiſch, und von europäiſchen Sprachen italieniſch, franzöſiſch und engliſch reden. Die Geſammtbevölkerung betrug im J. 1846 rund 200,000 Perſonen, darunter 121,000 Mohammedaner, 60,000 Kopten, 4000 Juden, 8500 Europäer incl. der Griechen, 2000 Armenier und 4000 mit der römiſchen Kirche unirte Orientalen (Kopten, Griechen und Armenier). Im J. 1872 zählte man 349,883 Einwohner; gegenwärtig dürfte das vierte Hunderttauſend längſt überſchritten ſein.

In den alten Stadttheilen zeigt ſich der allgemein orientaliſche Charakter, wenn auch durch locale Beſonder-

Digitized by Google

heiten, wie ſie Klima und Geſchmacksrichtung bedingten, vielfach modificirt, in ſeltener Vollkommenheit. Die Straßen ſind eng und unregelmäßig, aber ſie überraſchen ebenſo ſehr durch die mannichfaltige Originalität der baulichen Einzelheiten wie durch die in ihnen ſich bewegenden Menſchen. An den Privathäuſern fallen am meiſten die vorſpringenden Holzerker, Maſchrabijeh, mit ihren fein geſchnitzten Fenſtergittern auf, welche in den Nebenſtraßen hier und da ſo weit gegeneinander vorragen, daß gegenüber Wohnende ſich dadurch die Hände reichen können. Wie ſomit die Straße ſchattig, ſo iſt das Innere der Wohnungen ſtilvoll und dem regenloſen Lande angemeſſen, die Dächer ſind flach. Die Baſarſtraßen, häufig gegen die Sonne durch ein Schirmdach von Holz oder nur durch übergeſpannte Matten und Teppiche geſchützt, ſind zahlreich; die berühmteſte iſt die Muski, an welcher zuerſt auch Europäer wohnen und Läden eröffnen durften, welche aber ſeit dem Aufblühen des Esbekijehviertels ihre Wichtigkeit verloren hat. Außer der Muski ſind bemerkenswerthe: Baſare el-Ghorijeh und Chân Chalîl für Kleider, Stoffe, Stickereien und Waffen; el Hamſaui für europäiſche Manufacturen, Tuche und Seide; el Terbijeh für magrebiniſche Waaren, Feß, Burnus u. ſ. w.; el Akkadi für Wolle, Baumwolle, Bettwaaren; Sûk-eſſilâh für Waffen aller Art; Sûk el Dſchum'a, der Freitagsmarkt, für Geflügel. Beſonders reich iſt Kairo an Prachtbauten aus den verſchiedenſten Epochen, namentlich Moſcheen, Mauſoleen, Sebils (öffentlichen Brunnen), Paläſten und Thoren. Die älteſte Moſchee iſt die Tailunijeh, von Ahmed Ibn Tulun, autonomem abbaſſidiſchem Statthalter Aegyptens, ſchon im J. 879, alſo 70 Jahre vor Gründung der Stadt, erbaut und ſammt dem gleichnamigen Quartier erſt von Saladin mit letzterer vereinigt. Der Plan derſelben iſt von jeher als demjenigen des Harâm von Mekka, allerdings ohne den eigentlichen Kern dieſes, nämlich das in der Mitte des Hofes befindliche Beit-Allah mit dem Kaaba-Stein, nachgebildet betrachtet worden und findet ſich auch ſonſt in islamitiſchen gottesdienſtlichen Bauten jener frühen Epoche wieder. Wie in Mekka, ſo tritt auch hier der Gläubige nicht in einen geſchloſſenen Raum, ſondern auf einen viereckigen Freihof von ungefähr 250 Fuß im Geviert, von eleganten, auf ſchlanken Säulen ruhenden Arcaden umgeben, letztere auf der nördlichen, weſtlichen und ſüdlichen Seite mit doppelter, auf der Mekka zugewandten öſtlichen Seite aber mit fünffacher Säulenreihe. Die Arcaden ſind durchweg im Spitzbogenſtil, wenn auch mit leiſer Annäherung an die runde, die Baſis verengende Hufeiſenform, das älteſte Beiſpiel jenes Stils, welcher ſich drei Jahrhunderte ſpäter in Europa einbürgerte und dort in der Gothik eine neue, Staunen erregende Verwerthung erhielt. Dieſelbe Bodenerhebung, auf welcher die Tailunijeh ſteht, el-Kataïjeh, trug auch das Reſidenzſchloß der Tuluniden, von welchem intereſſante Reſte unter dem hiſtoriſch nicht aufzuklärenden Namen Kal'at-el-Kabſch, Widderburg, gezeigt werden. — Die älteſte Moſchee der Fatimidenzeit iſt die Aſ'har, im J. 970 von Dſchohar, dem Gründer der Stadt, ſelber angelegt, aber nachher vielfach umgebaut und vergrößert, ein der Tailunijeh ähnlicher, aus ſtattlichen Säulengängen beſtehender Bau, mit einer ausgezeichneten Bibliothek und berühmter Hochſchule verbunden, welche für arabiſche Philologie und Gottesgelahrtheit als die beſte des Orients betrachtet wird. Zu derſelben Gattung von Moſcheen gehört noch diejenige des dritten fatimidiſchen Khalifen, Hakim-bi-emr-Illah, im J. 1003 im öſtlichen Stadttheile erbaut, aber leider zum Theil in Ruinen liegend. Einen vollkommenern Bauſtil weiſt die nun folgende Haſſanijeh auf, im J. 1356—59 von dem Bachriten-Sultan el-Melik-en-Nâſir Haſſan, einem Enkel Kalaûn's, erbaut und als die ſchönſte aller Moſcheen Kairos betrachtet, ein quadratiſches Hypäthrium mit reich ornamentirten, hoch überwölbten Hallen nach den vier Seiten, der größten und prachtvollſten an der Oſtſeite, und durch dieſe mit dem herrlichen Dom des Mauſoleums Haſſan's in Verbindung geſetzt. Unter den übrigen, nach Hunderten zählenden Moſcheen der Stadt ſind noch beſonders beachtenswerth diejenige des Sultans Kalaûn, 69 Jahre vor der Haſſanijeh im J. 1287 erbaut, mit einem Irrenhauſe, dem Muriſtan, verbunden und das Grab des Erbauers einſchließend, ferner diejenige des circaſſiſchen Sultans Berkûk, um 1393 erbaut, diejenige des unglücklichen Sultans el Ghori, welcher 1517 bei Aleppo gegen Selim II. fiel, und deſſen Leichnam in dem daneben befindlichen Mauſoleum beſtattet worden ſein ſoll, endlich diejenige Mehemed Ali's, auf der von Saladin angelegten Citadelle, dem hochaufragenden ſüdöſtlichſten Stadttheil, errichtet, ein wol wenig origineller, aber fernhin ſichtbarer, ſtattlicher Bau mit weitfaſſender Kuppel in dem Stile, welchen die türkiſche Kunſt nach dem Muſter der alten Sophienkirche zu Conſtantinopel für Prachtbauten jener Art zur Geltung gebracht. — Die Grabdenkmäler Kairos reichen weniger weit zurück als die Moſcheen; von den Fatimiden iſt keins, von den Ejubiten nur eins, dasjenige des Salih Ejûb, geſt. 1250, erhalten. An Mauſoleen der bachritiſchen und circaſſiſchen Mamluken aber iſt ſowol das Innere der Stadt wie auch ihre Umgebung reich; es ſind dieſe letztern, welche den Reiſenden als Khalifengräber gezeigt zu werden pflegen. Ausgezeichnete Bauwerke dieſer Art ſind in der Stadt das Grab des Baibar, geſt. 1277, ſowie dasjenige des Nâſir Mohammed, im J. 1299 errichtet und außerhalb des Oſtthores in einem jetzt vom Wüſtenſande überwehten Terrain gelegen, bemerkenswerth wegen der die Kuppel tragenden, an die Gothik erinnernden und dem ſarazeniſchen Stil ſonſt fremden Pfeilerbündel; ferner das Grab des el Aſchraf Abu-n-Naſr Kaitbai, des 19. Sultans der circaſſiſchen Mamluken (geſt. 1496), dasjenige des Berkûk u. a. m. Ebenfalls außerhalb der Stadt, aber in ſüdlicher Richtung, befindet ſich das von Saladin erbaute und mit einer Moſchee verbundene Mauſoleum des Imam Schafe'î, des Stifters der nach ihm benannten orthodoxen Gelehrtenſekte, ſchon aus der Ferne an dem hochaufragenden Dome kenntlich, und in der Nähe deſſelben die Grabſtätte Mehemed Ali's und ſeiner Familie, ein aus zwei mittels Corridors verbundenen Kuppelgemächern beſtehendes Gebäude. — Die öffentlichen Brunnen von Kairo ſind im

Digitized by Google

allgemeinen eine reiche Fundgrube für das Studium der ſarazeniſchen Ornamentik; eine beſondere Erwähnung verdienen zwei neuere, der Sebil des Tuſſûn Paſcha und derjenige des Ismail Paſcha, zweier Söhne Mehemed Ali's. Weniger zeichnen ſich des eklektiſchen Charakters ihrer Anlage wegen die Paläſte aus; auch werden die meiſten mehr wegen der Koſtbarkeit der inneren Einrichtung als der Gebäude wegen beſucht. Aus den Fenſtern des von Mehemed Ali angelegten Reſidenzſchloſſes auf der Citadelle genießt man eine herrliche Ausſicht über die Stadt mit ihren unzähligen Kuppeln und Minarets und über das Nilthal bis zu den Pyramiden von Giſeh und Sakâra. Leider iſt der von Dſchohar erbaute Palaſt der fatimidiſchen Khalifen, el Kaſrein, die Doppelburg genannt, welchen nachher Saladin glänzend ausbauen ließ, bis auf einen noch als Mechkemeh, Gerichtsſaal, benutzten Theil, eine Ruine. Beſſer erhalten ſind von den Bauten Saladin's die in der Umfaſſungsmauer deſſelben angebrachten geſchmackvollen Thore, namentlich Bab Suaileh, durch welches man nach dem Stadttheil Tailunijeh gelangt und Bab-en-Naſr, das öſtliche Thor, durch welches alljährlich der Auszug der Pilger nach Mekka geſchieht. Zu den Sehenswürdigkeiten Kairos in weiterem Sinne gehören die auf Ausflügen von da zu erreichenden Punkte: Heliopolis mit ſeinem Obelisk, Altkairo, die Inſel Roda mit dem alten Nilmeſſer, der verſteinerte Wald im Mukattam-Gebirge, endlich Giſeh, Abukir und Sakâra, je mit Pyramiden, Sphinxen, Koloſſen und Felſengräbern.

Der gewaltige Einfluß moderner europäiſcher Ideen drängt das orientaliſche Leben Kairos immer mehr in den Hintergrund. Während daſelbſt dem Altägyptiſchen das gelehrte Intereſſe der ganzen civiliſirten Welt zu Hülfe kommt, wird das arabiſche Mittelalter ungebührlich vernachläſſigt. Herrliche Denkmäler ſarazeniſcher Kunſt fallen in Trümmer und verſchwinden, ohne daß die Regierung davon Notiz nimmt. Auch die orientaliſche Gelehrſamkeit erfährt dorther keine ſonderliche Anregung, und ſchwerlich dürfte deshalb die Hochſchule der Aſ'har-Moſchee hinfort viele Blüten treiben. Dagegen geſchieht Alles, um die Stadt mehr und mehr den Anforderungen der heutigen Weltcultur gerecht werden zu laſſen. Kairo iſt die Reſidenz des Khedive und der Sitz der Regierung, ſowie der höchſten Civil- und Militärbehörden Aegyptens. Sämmtliche Großmächte und mehrere Mächte zweiten Ranges ſind daſelbſt durch Generalconſulate und diplomatiſche Agentſchaften vertreten. Eiſenbahnen verbinden die Stadt mit Alexandria und Damiette, mit Suez und mit Suit. Der 1877 eröffnete Kanal Ismaïlia erleichtert den Austauſch der Natur- und Kunſterzeugniſſe anderer Welttheile gegen die unerſchöpflichen Reichthümer der Nilländer. Durch ein in Kairo beſtehendes internationales Tribunal ſind die Rechte des fremden Kaufmannſtandes gegen die Unſicherheit der orientaliſchen Juſtizpflege geſchützt worden. Kairo beſitzt ein Muſeum*), deſſen Schätze an ägyptiſchen Alterthümern noch beſtändig durch neue Funde vermehrt werden, eine geographiſche Geſellſchaft, eine mediciniſche Hochſchule, eine Kriegsakademie, viele arabiſche Volksſchulen, zwei Hospitäler, eine Börſe, eine Bank und mehrere Theater. Die bereits von Saladin angelegten Aquäducte ſind neu ausgebaut und vermehrt worden und verſorgen die Stadt ausreichend mit dem wohlſchmeckenden Nilwaſſer. Die nach dem Muſter der pariſer Boulevards aufgeführten neuen Straßen haben Trottoirs und Gasbeleuchtung und werden von Staats- und Geſchäftswagen befahren wie diejenigen einer europäiſchen Großſtadt. Als commerzieller Mittelpunkt von Nordoſt-Afrika, als Hauptetappe des europäiſchen Verkehrs mit Indien und Hinteraſien, als Ausgangsſtätte der wiſſenſchaftlichen Erforſchung der Länder des ägyptiſchen Alterthums, ſowie der ethnographiſch ſo wichtigen Nachbargebiete, als einheimiſche Hochſchule der arabiſchen Philologie, endlich als nachhaltigſte Muſterſammlung zur Kenntniß der Entwickelung der ſarazeniſchen Baukunſt beſitzt es eine von Jahr zu Jahr mehr anerkannte Bedeutung, welche in der raſchen Zunahme der Bevölkerung und dem immer mehr geſteigerten Fremdenverkehr ihren Ausdruck findet. (*G. Roſen.*)

*) In der Hafenvorſtadt Bulak.

KAIRWÂN, KIRWÂN, KAIRUAN, den Mohammedanern heilige Stadt im Innern von Tunis, nach Tunis die größte und volkreichſte Stadt dieſes Landes, in ſumpfig-ſalziger, ungeſunder Ebene, der Centralpunkt eines nicht unbedeutenden Handels und bekannt durch die hier gefertigten vortrefflichen gefärbten Saffiane, Wollwaaren, kupferne Gefäße u. ſ. w. Die heilige Stadt, welche kein Andersgläubiger betreten darf, iſt gegen früher ſehr herabgekommen und zählt nur kaum noch 12,000 Einwohner.

Im J. 675 durch Okbah-ben-Nâfi mitten in einem Urwald gegründet, iſt Kairwân in ſpäteren Jahren trefflich gebaut und ſtark befeſtigt worden. Von ihrem einſtigen Glanze zeugen noch einige 20 Moſcheen, unter denen die Große oder Okbah-Moſchee, die auf 500 Granitſäulen ruht, für die heiligſte in ganz Nordafrika gehalten wird; außer den Moſcheen finden ſich in Kairwân noch einige 50 Zabias (den Heiligen geweihte Kapellen) oder Marabu-Kubbas. (*Richard Oberländer.*)

KAISARIEH, d. h. Caeſarea, iſt der (nach griechiſcher Ausſprache) unverändert gebliebene Name der Hauptſtadt einer Landſchaft im innern Anatolien, ſowie durch eine, in der Türkei herkömmliche Uebertragung, dieſer Landſchaft ſelbſt, welche, einen Theil des alten Kappadociens einnehmend, nach der gegenwärtigen Provinzialorganiſation der Türkei einen Sandſchak der Generalſtatthalterſchaft Angora bildet. Dieſer räumlich nicht ſehr ausgedehnte Sandſchak erſtreckt ſich über die Waſſerſcheide zwiſchen dem Kyſyl-Yrmak, dem alten Halys, im Norden, und den Samantia-Sui, einem dem Saihûn, dem Sarus der alten Geographen, in Cilicien zuſtrömenden Gewäſſer im Südoſten und umfaßt nach dem türkiſchen Staatshandbuche (Sâlnâme vom J. 1297 d. Fl.) die folgenden Kaſas und Nahien: 1) Kaiſarieh mit Sary-Oghlân, 2) Deweli, 3) Gjöſtereh, 4) Indſcheſu, 5) Kara Hiſſâr.

Digitized by Google

Die größte Merkwürdigkeit der Landſchaft iſt der ſich in ihr erhebende 3841 Meter hohe Ardſchiſch Daghy, der Argäus der Alten, ein erloſchener Vulkan und unſtreitig der höchſte Berg Kleinaſiens, von deſſen Gipfel, wie dem Strabo verſichert wurde, man zugleich das Schwarze und das Mittelländiſche Meer zu erblicken glaubte. Die Bodenbeſchaffenheit des Sandſchaks iſt ſehr verſchieden, weite Strecken ſind mit vulkaniſchen Schlacken, mit Lava, Trachyt, Baſaltblöcken und Porphyrgeröll derartig überſäet, daß von Anbau nicht die Rede ſein kann; außerdem umlagern den Argäuskegel weite Sumpfſtellen, die ſich im Winter zum großen Theil durch ſtagnirende Gewäſſer in Seen verwandeln, und deren Miasmen im Sommer Krankheiten erzeugen. Die den beſagten Uebelſtänden nicht unterliegenden Stellen, leider der bei weitem geringere Theil der Bodenfläche, ſind ausnehmend fruchtbar und da, wo Incurſionen räuberiſcher Nomaden, der Kurden von Oſten und der Turkmenen von Weſten, nicht ſtattfinden, vortrefflich angebaut. Unter den Bodenerzeugniſſen iſt nebſt den gewöhnlichen Getreide- und Obſtarten, Wein, Feigen, Granaten, Melonen und Paſteken hauptſächlich die Gelbbeere (Rhamnus tinctorius) zu erwähnen, welche mit Galläpfeln, Tragant, Krapp und Sultana-Roſinen den vornehmlichſten Exportartikel bildet. Auch viel Steinſalz und Gips wird gewonnen, dagegen iſt gutes Trinkwaſſer ſelten. Die Einwohner des Sandſchaks ſind vorwiegend mohammedaniſche Türken; jedoch bilden auch die Armenier ein ſtarkes Bevölkerungselement; weniger zahlreich iſt die griechiſche Nationalität vertreten. Die Hauptſtadt Kaiſarieh ſoll 8000 Häuſer zählen, darunter 5000 türkiſche, 2500 armeniſche und 500 griechiſche. Die Armenier beſitzen zwei Kirchen, die Griechen ein Kloſter, in welchem das Grab des heiligen Baſilius gezeigt wird. Die Stadt liegt auf den nördlichen Vorhöhen des Ardſchiſch, oberhalb der Niederung des Flüßchens Karaſu, des Melas der alten Geographen, welchen Strabo irrigerweiſe zu einem Nebenfluß des Euphrat macht, während er ſich in Wirklichkeit der natürlichen Bodengeſtaltung gemäß nach kurzem nördlichem Laufe mit dem Sarymſakly-Su vereinigt und ſo weſtwärts dem benachbarten Halys zuſtrömt. Kaiſarieh, von jeher ein wichtiges Emporium für den kleinaſiatiſchen Binnenhandel, iſt ein ſehr alter Ort. Sein urſprünglicher Name war Mazaka; unter demſelben wird es nicht ſelten als die Hauptſtadt, ja die einzige Stadt Kappadociens erwähnt. Den Namen Caeſarea, welcher ohne auf Jahrhunderte den früheren zu verdrängen, allmählich der vorwiegende geworden iſt, erhielt es zu Ehren des Kaiſers Tiberius; Strabo, welcher zu Auguſtus' Zeiten ſchrieb, konnte es daher nur als Mazaka kennen. Unter den römiſchen Kaiſern gelangte es zu großer Blüte, hatte aber gelegentlich von den mit den Römern in faſt ununterbrochenem Kriege befindlichen Perſern zu leiden. Nach der Niederlage Valerian's wurde es von dem Saſſanidenkönig Sapor theilweiſe zerſtört, aber in der erſten Hälfte des 6. Jahrhunderts von Juſtinian glänzend wieder aufgebaut. Im J. 1067 wurde es von dem Seldſchukiden Kutlumiſch erobert und folgte nun den wechſelnden Geſchicken des Reiches Rum, bis es an die Osmanen kam, welche es gegen 500 Jahre beſeſſen haben. Der Mittelpunkt eines größern Verwaltungsbezirks ſcheint es unter türkiſcher Herrſchaft nie geweſen zu ſein, dagegen hat es immer mit den umliegenden Diſtricten einen beſondern Sandſchak gebildet, welcher bisweilen der Generalſtatthalterſchaft von Konia, bisweilen, wie gegenwärtig, derjenigen von Angora, beigefügt wurde. Zur Zeit iſt Kaiſarieh Sitz eines Muteſſarrif und eines erſtinſtanzlichen Gerichtes, welches dem Appellationsgerichte von Angora unterſteht. (*G. Rosen.*)

Kaiser, ſ. Kaiserthum.

KAISER (Friedrich), dramatiſcher Schriftſteller der wiener Volksbühne, ward am 3. April 1814 als Sohn eines öſterreichiſchen Offiziers zu Bibrach geboren, beſuchte das akademiſche Gymnaſium in Wien und abſolvirte den philoſophiſchen Curſus der wiener Univerſität. Die als Praktikant beim k. k. Hofkriegsrath begonnene Beamtenlaufbahn gab er auf, um ſich der Theaterdichtung zu widmen, einer Laufbahn, welche er ſchon 1835 mit der Poſſe „Hans Haſenkopf" betreten hatte. Von 1839—59 war er officiell angeſtellter Theaterdichter des Leopoldſtädter Theaters unter den Directionen von Carl, Neſtroy und Traumann. Seine Fruchtbarkeit war außerordentlich, wurde aber zum guten Theil von materiellem Bedürfniß erpreßt. Außer einem Monatsgehalt von 24 Gulden erhielt er nur 48 Gulden Honorar für ein neues einen Abend füllendes Werk. Die Erfolge, welche in der langen Reihe ſeiner Poſſen und Volksſchauſpiele den Dramen: „Wer wird Amtmann?" (1840), „Die Schule des Armen", „Der Raſtelbinder oder zehntauſend Gulden", „Ein Fürſt", „Junker und Knecht" (ſämmtlich 1850 im Druck erſchienen, aber früher aufgeführt), ferner den ſpäteren „Die Frau Wirthin" (1861), „Zwei Teſtamente" (1862), „Des Krämers Töchterlein" (1862), „Palais und Irrenhaus" (1863), „Der Menſch denkt" (1866), „Leute von der Bank" (1867), „Hans Rohrmann oder Cajus und Sempronius" (1867), „Der bairiſche Hieſel" (1868), „Alte Schulden" (1868), „Pater Abraham a Santa Clara" (1870), „General Laudon" (1874) zutheil wurden, vermochten nicht, den Autor in eine behagliche Lebenslage zu verſetzen, er kämpfte fortgeſetzt mit der kläglichſten Armuth. Auch die Verſuche, welche er machte, ſich durch einige andere literariſche Arbeiten, wie den hiſtoriſchen Roman „Ein Pfaffenleben" (1872, eine Bearbeitung des Lebens Abraham a Santa Clara's, das er ſchon früher dramatiſirt hatte) und „Unter dem alten Fritz und Kaiſer Joſeph" (Wien 1873) oder die aus perſönlichen Erinnerungen geſchöpften Schriften „Theaterdirector Carl, ſein Leben und Wirken" (Wien 1854), „Friedrich Beckmann, Heiteres, Ernſtes und Trauriges aus ſeinem Leben (Wien 1866), „Unter fünfzehn Theaterdirectoren; bunte Bilder aus der wiener Bühnenwelt" (Wien 1871) aus der Abhängigkeit vom Theater einigermaßen zu befreien, blieben vergeblich. Während in jüngeren Jahren Kaiſer eine populäre Figur Altwiens geweſen (am 15. März 1848 hatte er hoch zu Roß, von Trompetern begleitet, die Conſtitution verkündigt), lebte er in ſpäterer Zeit vergeſſen, bedrängt, mußte Schulden halber



Digitized by Google

ein paarmal aus Wien flüchten und ſtarb am 7. November 1874 in einer wiener Vorſtadt in ſolcher Dürftigkeit, daß er nicht einmal ein Bett hatte, ſondern auf ein paar Stühlen liegend ſein Ende fand. Die Dramen Kaiſer's entbehren freilich jeder poetiſchen Vertiefung und künſtleriſchen Ausführung, aber es war immerhin eine wenn auch nicht zur Reife gelangte Erfindungskraft und mancherlei Lebensbeobachtung in ihnen enthalten, um ihnen momentane Bühnenerfolge zu ſichern, und auf alle Fälle verſchafften in ſpäterer Zeit ſchlechtere Stücke als die Kaiſer'ſchen ihren Verfaſſern Wohlſtand, während dieſer Autor beſtändig mit dem drückendſten Mangel zu kämpfen hatte. Seine Entwickelung fiel in den Umſchwung des wiener Localgeiſtes und wiener Lebens, in den er ſich nicht vollſtändig zu finden vermochte, und die lange Reihe ſeiner Arbeiten enthält keins jener Elemente, welche poetiſchen Werken die Dauer ſichern. (*Adolf Stern.*)

KAISER (Friedrich), ſehr bedeutender holländiſcher Aſtronom und Profeſſor in Leyden, geb. 10. Juni 1808 in Amſterdam, wurde im J. 1826 Obſervator an der Sternwarte in Leyden, ohne jedoch in dieſer Stellung Gelegenheit zu finden, in der Wiſſenſchaft, deren Zierde er einſt werden ſollte, umfaſſendere Studien zu machen, da die dortige Sternwarte nicht nur aller Hülfsmittel damals entbehrte, ſondern ihm auch von ſeiten ſeines Vorgeſetzten abſichtlich Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Seinen Ruf als Aſtronom begründete er durch eine im J. 1835 herausgegebene Abhandlung über den Kometen von Halley, welche ſowol wegen ihrer Deutlichkeit wie auch wegen ihrer Vollſtändigkeit als muſterhaft anerkannt wurde; denn der Weg, welchen der Komet am Himmel beſchrieb, ſtimmte genau mit der von Kaiſer gegebenen Berechnung. Im J. 1837 wurde er Director der Sternwarte in Leyden, die ſich von dieſer Zeit an aus ihrem Verfall erhob, und zwei Jahre ſpäter Mitglied der Royal Aſtronomical Society in London. Mit Hülfe des Mikrometers begann er die wiederholte Meſſung einer Reihe von 39 Doppelſternen, die von Beſſel und Struve einige Jahre vorher, und zwar von jedem beſonders, gemeſſen worden waren; in der kleinen Abhandlung: „Erſte Meſſungen mit dem Mikrometer", wies Kaiſer zur Evidenz nach, daß die wahrſcheinlichen Fehler ſeiner Meſſungen kleiner waren als die der beiden genannten Aſtronomen. In weiteren Kreiſen wurde ſein Name aber erſt durch ſein populäres Werk: „Der Sternhimmel" bekannt (De Sterrenhemel, Amſterdam 1843, 2 Theile), ein Werk, das verſchiedene Auflagen erlebte. Als Fortſetzung zu dieſem Werk ſchrieb er „Geſchichte der Entdeckungen der Planeten", ein Werk, das eine äußerſt intereſſante und angenehme Lektüre darbietet, obwol gerade dieſe Arbeit weniger allgemeine Anerkennung fand als ſein „Sternhimmel". In praktiſcher Hinſicht machte er ſich durch die Verbeſſerung des Prismazirkels verdient, und die Einrichtung der leydener Sternwarte mit ihren von Kaiſer theils erfundenen, theils verbeſſerten und in höchſt zweckmäßiger Weiſe aufgeſtellten Inſtrumenten erregte die Bewunderung aller fremden Beſucher. Seine Abhandlungen über die Conſtruction und den Werth der verſchiedenen Inſtrumente ſind deshalb auch die ſchönſten Producte ſeines ſcharfen Verſtandes, ſo beſonders ſeine Unterſuchung über den Mikrometer mit doppelten Bildern von Airy, mit deſſen Hülfe er Secchi's Annahme von der elliptiſchen Geſtalt des Saturnringes erfolgreich widerlegte. Mit dieſer praktiſchen Seite ſeiner Thätigkeit hing auch ſeine Ernennung zum Verificator der Inſtrumente der niederländiſchen Marine zuſammen, in welcher Stellung er die erſprießlichſten Dienſte leiſtete und namentlich durch eine Verbeſſerung des Compaſſes ſich ein großes Verdienſt erwarb. Erſt im J. 1860 ſah Kaiſer ſeinen Lieblingswunſch, die Erbauung einer neuen Sternwarte, erfüllt, die denn auch vollſtändig nach dem von ihm entworfenen Plane eingerichtet wurde. Von dieſer Zeit an datiren ſeine meiſten und wichtigſten Beobachtungen, die in den 1868, 1870 und 1872 erſchienenen „Annalen der Sternwarte in Leyden" (Haag) veröffentlicht ſind. Im J. 1867 wurde Kaiſer von der niederländiſchen Regierung als Bevollmächtigter zu den in Berlin geführten Verhandlungen über die europäiſche Gradmeſſung geſandt und hier zum Präſidenten der aſtronomiſchen Commiſſion und zum Mitgliede der ſtändigen Commiſſion ernannt, welche mit der Regulirung der zur Ausführung der Gradmeſſung vorzunehmenden Arbeiten betraut war. Kaiſer ſtarb am 28. Juli 1872. Im J. 1840 war er zum Profeſſor in Leyden und 1843 zum Mitglied der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften ernannt worden.

Kaiſer war durchaus Autodidakt, einen eigentlichen Lehrer in der Aſtronomie hat er nicht gehabt, und die überraſchenden Reſultate, die er trotz der Beſchränktheit und Unvollkommenheit ſeiner Hülfsmittel zu Wege brachte, erhöhen ſeine Bedeutung nur deſto mehr. Trotz ſchwächlicher Geſundheit entfaltete er doch eine rieſenhafte Arbeitskraft; die lange Reihe der von ihm verfaßten Abhandlungen und der unermüdliche Eifer, mit dem er alle ſeine Beobachtungen, Entdeckungen und Berechnungen bekannt machte, würden ihm allein einen Ehrenplatz unter den Aſtronomen aller Zeiten ſichern.

Vgl. „Levensschets van *Frederik Kaiser* door J. A. C. Oudemans" im Jaarboek van de Koninklyke Akademie der Wetenschappen, 1875, p. 39 fg. (*Th. Wenzelburger.*)

KAISERCHRONIK iſt der erſt ſpäter aufgekommene und üblich gewordene Titel eines dem 12. Jahrhundert angehörenden mittelhochdeutſchen Gedichts in kurzen Reimpaaren, das in 17,296 Verſen die Geſchichte der römiſchen Kaiſer und deutſchen Könige von Cäſar bis auf Konrad III. (geſt. 1147) behandelt. Es iſt in zahlreichen Handſchriften des 12.—15. Jahrhunderts überliefert. Die dem urſprünglichen Text am nächſten ſtehende Vorauer Handſchrift iſt von Diemer herausgegeben (1. [einziger] Thl., den Text enthaltend, Berlin 1849). Eine kritiſche Ausgabe nach allen Handſchriften hat Maßmann veranſtaltet (3 Thle., Quedlinburg und Leipzig 1849—54), aber in willkürlicher Textesgeſtaltung, ohne das Handſchriftenverhältniß feſtgeſtellt zu haben. Er führt als von ihm benutzt 12 Handſchriften und eine Anzahl Bruchſtücke

Digitized by Google

auf (III, 4 fg.). Fernere Bruchſtücke wurden veröffentlicht von Diemer (Sitzungsber. d. Wiener Akad., Phil.-hiſt. Kl., Jahrg. 1851, S. 450—61), Lexer (Zeitſchr. f. deutſches Alterth., XIV, 503—525) und Schönbach (daſ. XIX, 208—210). Von den vollſtändigen Handſchriften haben acht den älteren Text, beginnend: In des almehtigen gotis minnen, vier enthalten eine bis auf Friedrich's II. Tod (1250) fortgeführte (eine reicht noch weiter bis auf Rudolf von Habsburg 1274) und bald danach entſtandene Umarbeitung mit einer neuen Vorrede, beginnend: Hôch gelopter Altissimus. Dieſe Umarbeitung iſt hauptſächlich aus den größeren Anſprüchen einer ſpäteren Zeit mit Rückſicht auf Versmaß und Reim hervorgegangen. Ein Streben, den Reim zu glätten, tritt auch ſchon in den noch den alten Text enthaltenden Handſchriften gelegentlich hervor. Der Versbau des urſprünglichen Werkes iſt, wie in den Gedichten der damaligen Zeit, noch ſehr ungeregelt, das Maß von vier Hebungen wird nicht immer erreicht, öfter überſchritten, namentlich am Schluß eines Abſchnittes in der Erzählung ſcheinen übermäßig lange Verſe beliebt zu ſein. Auch ſind ungleich lange Zeilen durch den Reim gebunden. Der Reim ſelber iſt vielfach unvollkommen, ſowol vocaliſch als auch conſonantiſch ungenau; beſonders alterthümlich iſt, daß in zweiſilbigen Worten bisweilen noch blos die Endungen reimen.

Der poetiſche Werth der Kaiſerchronik, als Dichtung im Ganzen aufgefaßt, iſt ſehr gering, als Geſchichtswerk iſt ſie für die Quellenforſchung faſt ganz unbrauchbar, doch iſt ſie wichtig als erſtes Geſchichtsbuch in deutſcher Sprache, noch bedeutſamer als durch Alter und Umfang hervorragende, den Geſchmack der Zeit kennzeichnende Sammlung von Sagen, Legenden und Novellen. Denn die Kaiſergeſchichte iſt vielfach nur der Faden, an dem in buntem Wechſel dieſe Erzählungen aufgereiht ſind, die in ihrer häufig die ſeltſamſten Schickſale vorführenden wunderbaren Verknüpfung charakteriſtiſch ſind für das an eigenen wunderbaren Erlebniſſen reiche Zeitalter der Kreuzzüge. Das eigentlich Hiſtoriſche iſt dabei auf die willkürlichſte Art behandelt. Die Reihenfolge der Kaiſer iſt vielfach geſtört, ihre Namen ſind entſtellt, viele fehlen ganz, Thaten des einen ſind auf den andern übertragen, das Chronologiſche liegt vollſtändig im Argen, Begebenheiten, die Jahrhunderte auseinanderliegen, werden in geſchichtlichen Zuſammenhang gebracht, auch an Widerſprüchen im Einzelnen fehlt es nicht. So folgt, um ein Beiſpiel dieſer abenteuerlichen Geſchichtſchreibung anzuführen, auf Nero ein Kaiſer Tarquinius, der von dem Fürſten Collatinus aus Trier getödtet wird, wodurch Gelegenheit geboten iſt, die Geſchichte der Lucretia des breitern einzuflechten. In ähnlicher Weiſe finden ſich von Sagen des Alterthums noch die von Marcus Curtius, der hier Jovinus heißt, unter Cajus, von Mutius Scävola, Odnatus genannt, unter Vitellius, die Geſchichte von dem ehernen Stier des Phalaris von Nerva erzählt. So iſt nun auch eine große Anzahl von Legenden und legendariſchen Erzählungen eingeſchaltet. Einige dieſer epiſodiſchen Erzählungen wachſen vollſtändig aus dem Rahmen der Kaiſergeſchichte heraus, insbeſondere der Roman von Fauſtinianus (an Kaiſer Claudius' Stelle als deſſen Bruder tretend) und ſeinen Söhnen in Verbindung mit der Disputation zwiſchen Simon Petrus und Simon Magus, die Sage von Herzog Adelger von Baiern mit der eingeflochtenen Thiermäre vom herzloſen Hirſch (unter Severus), die Silveſterlegende unter Conſtantin, endlich die Geſchichte der Crescentia, Tochter des angeblichen Kaiſers Narciſſus (auf Heraclius folgend). Letztere hat einen Umfang von beinahe 1500 Verſen; der an die Recognitiones S. Clementis ſich anlehnende Fauſtinianus und der Silveſter füllen bald je 3000 Verſe. In der letzten Partie der Kaiſerchronik nach Karl dem Großen, wo die geſchichtliche Wahrheit größer wird und die richtige Reihenfolge der Kaiſer beobachtet iſt, treten auch dieſe epiſodiſchen Erzählungen zurück. Der Verfaſſer ſcheint zum Schluß zu eilen, der trockene Chronikenſtil hebt ſich ſichtlich ab von der ſtellenweiſe zu poetiſcher Lebendigkeit ſich erhebenden behaglichen Breite in den Epiſoden.

Es liegt nahe, ſich dieſe ſchon vor der Kaiſerchronik als ſelbſtändige Dichtungen exiſtirend zu denken (vgl. dazu Scherer in den Quellen und Forſchungen zur Sprach- und Culturgeſch. der German. Völker, VII, 31 fg. und XII, 85 fg.). Am Ende des Silveſter findet ſich auch mitten in der Chronik ein vollſtändiger Schluß:

10634 fg. Swer daz liet virnomen habe,  
der sol ein pater noster singen  
in des heiligen geistis minne  
ze lobe sanctô Silvestrô dem heiligen hêrren u.s.w.

die Abſchnitte von Adelger und von Crescentia finden ſich in einigen ſpäteren Handſchriften in Umdichtung ſelbſtändig herausgehoben; Schade (Crescentia, Berlin 1853) hat letztere für ſich als Gedicht in ſechszeiligen Strophen hergeſtellt herausgegeben; während er denſelben Strophenbau auch im Adelger durchzuführen ſucht, nimmt Welzhofer (Unterſuchungen über die deutſche Kaiſerchronik, München 1874, S. 18 fg.) in anderen, ebenfalls der bairiſchen Localgeſchichte angehörenden Partien Lieder von zwölf- und achtzeiligen Strophen an; Rödiger (Ztſchr. f. dtſch. Alterth., XVIII, 157—159) hat innerhalb der Disputation der Silveſterlegende ein Lied in ſechszeiligen Strophen mit daktyliſchem Abgeſang entdecken wollen. Es iſt aber überall ſehr leicht, aus kurzen Reimpaaren, in denen die Kunſt des „Reimebrechens" minder geübt iſt, wenn man noch dazu nachhilft, Strophen von einer gewiſſen Länge zu bilden. Es iſt daher ſchwer zu ſagen, in welchem Umfange die Kaiſerchronik ältere Gedichte aufgenommen hat. So viele Parallelen zu den in ihr behandelten Geſchichten ſich auch nachweiſen laſſen, ſo iſt doch bisher noch kein deutſches Gedicht aufgetaucht, das ſich mit Sicherheit als directe Quelle derſelben darſtellte. Das in Reſten einer trierer Legendenhandſchrift gefundene umfängliche Bruchſtück einer Silveſterlegende (veröffentlicht von Rödiger, Zeitſchr. f. d. A., XXII, 145—209), das vielfach wörtlich zu der Kaiſerchronik ſtimmt, erweiſt ſich deutlich als daraus geſchöpft, da es, eines eigenen Anfanges entbehrend, ſtatt eines ſolchen die Einleitung der geſammten Kaiſerchronik (V. 1—



Digitized by Google

42) herübernimmt, diejenigen Verſe (15—26) weglaſſend, worin der Chroniſt ſeine Aufgabe näher beſtimmt. Eine ältere deutſche Chronik als Grundlage beider mit Rödiger zu ſtatuiren, iſt nicht nöthig, da der trierer Silveſter ſehr wohl neben der Kaiſerchronik noch die muthmaßliche Quelle derſelben, die Vita des Heiligen im Sanctuarium des Mombritius, ſelbſtändig benutzt haben könnte.

Für die Compoſition der Kaiſerchronik kommt beſonders in Betracht das Verhältniß zu dem deutſchen Loblied auf den h. Anno, Erzbiſchof von Köln (geſt. 1075). Mit ihm hat die Kaiſerchronik einen längeren Abſchnitt von den vier Weltmonarchien und den Kämpfen Cäſar's gegen die Deutſchen und gegen Pompejus gemeinſam, zum Theil zwar abweichend und in anderer Anordnung, zum Theil aber wörtlich übereinſtimmend. Die frühere Annahme, daß das Annolied erſt nach 1183 (Aufhebung der Gebeine Anno's) entſtanden ſei und aus der Kaiſerchronik geſchöpft habe, iſt jetzt allſeitig aufgegeben und anerkannt, daß daſſelbe ſchon wegen der Alterthümlichkeit der Sprache und des Versbaues weit früher zu ſetzen ſei, mindeſtens in den Anfang des Jahrhunderts. Während aber die einen es als ein vorzügliches Gedicht aus Einem Guß und Fluß hochpreiſen, tadeln andere ſeine Compoſition und wollen in ihm nur eine ſchwächliche Compilation erblicken. Holtzmann (in der Germania, II, 1—48) hatte zuerſt ausführlich zu begründen geſucht, daß das Annolied ſowol der 1100—1105 von einem Siegburger Mönch verfaßten Vita Annonis (Monum. Germ., SS. XI, 465—514) als auch der Kaiſerchronik vorgelegen habe. Welzhofer (S. 22 fg.) kehrt das Verhältniß zur Vita wieder um und nimmt für die Kaiſerchronik und das Annolied eine gemeinſame Quelle an. Seine nicht ausreichend bewieſene Anſicht, welcher Debo (Ueber die Einheit der Kaiſerchronik, Graz 1877, S. 36 fg.) zuſtimmt, hat auch Kettner (Unterſuchungen über das Annolied in der Ztſchr. f. dtſch. Philol., IX, 257—337), der ſie im Einzelnen genauer zu begründen ſucht (S. 266—283 und 296—304), nicht zu völliger Gewißheit erheben können. In ähnlicher Weiſe ſtreitig iſt das Verhältniß zu dem Gedicht des Prieſters Arnold von der Siebenzahl zum Lobe des heiligen Geiſtes (Diemer, Deutſche Gedichte des 11. und 12. Jahrh., S. 333—357), mit dem die Kaiſerchronik in der Darſtellung der Regierungszeit des Auguſtus zum Theil wörtliche Uebereinſtimmung zeigt. Während Maßmann (III, 257) in der Kaiſerchronik die Quelle des Prieſters Arnold ſah, laſſen Holtzmann (S. 11), Müllenhoff (Denkmäler, 2. Aufl., S. 458), Scherer (Quell. u. Forſch., XII, 85) den Chroniſten ausſchreiben; Welzhofer (S. 30 fg.), Debo (S. 36) und Kettner (S. 283 fg.) nehmen hier wieder dieſelbe gemeinſame Vorlage an wie beim Annolied.

In ihrem Inhalt berühren ſich ferner mit dem erſten Theile der Kaiſerchronik die Fragmente einer älteren deutſchen Legendenhandſchrift (veröffentlicht von Schade, Fragmenta carminis theotisci veteris, Königsb. i. Pr. 1866, und Barack in der Germania, XII, 90—96), die Anklänge ſind aber ſo ſchwach (vgl. Scherer, Quell. u. Forſch., VII, 39 fg.), daß an einen Zuſammenhang nicht zu denken iſt.

Für den Anfang der Kaiſerchronik kommt als etwaige Quelle noch in Betracht ein von Maßmann (III, 296 fg.) in einer ſtuttgarter Handſchrift aufgefundenes proſaiſches lateiniſches Bruchſtück, das in genauer Uebereinſtimmung mit der Kaiſerchronik (Vers 43—232) von den ſieben Wochengöttern der Römer und den Bildſäulen der unterjochten Länder handelt. Ebenſo läßt ſich in der Schilderung der Kämpfe Cäſar's um Trier mit Dulcimar (Induciomarus) und Signator (Cingetorix) ein Zuſammenhang mit den Gesta Treverorum nicht verkennen. Aber während das Verhältniß zu den letztern nicht genauer beſtimmt werden kann, iſt es für das ſtuttgarter Bruchſtück wahrſcheinlicher, in demſelben mit Kettner (S. 276) vielmehr eine gedrungene Ueberſetzung nach der Kaiſerchronik zu ſehen. Maßmann hatte in ihm den Reſt einer ſowol von der Kaiſerchronik, wenigſtens in ihrem erſten Theile, wie von den Gesta Treverorum benutzten lateiniſchen ſagenhaften Kaiſergeſchichte erblicken wollen.

Für die Reihe der deutſchen Könige nach Karl dem Großen ſucht Welzhofer (S. 33 fg.; vorher ſchon Gieſebrecht, Geſch. d. dtſch. Kaiſerz., IV, 399—401) das Chronicon Wirciburgense (Mon. Germ. SS. VI, 17 fg.) als eine wenn auch nicht unmittelbare Quelle der Kaiſerchronik zu erweiſen. Bernhardi (Jenaer Literaturz., Jahrg. 1875, S. 77—80) leugnet jedes nähere Verhältniß beider, und in dem von Welzhofer behaupteten Umfange iſt es gewiß nicht vorhanden; aber bei einzelnen Kaiſern läßt ſich eine gewiſſe Verwandtſchaft nicht verkennen, deutlich genug iſt ſie namentlich in dem die Jahre 1055—57 umfaſſenden Stücke der Würzburger Chronik, wo dieſe ganz ſelbſtändig auftritt (Welzh. S. 44 fg.). Ganz unerwieſen iſt die Benutzung einer Reihe anderer lateiniſcher Geſchichtswerke, die Welzhofer noch vergleicht, da ſporadiſche Uebereinſtimmungen nichts beſagen können. Für die Regierungszeit Lothar's des Sachſen nimmt Schum (Forſchungen zur deutſchen Geſchichte, XV, 610—617) eine engere Beziehung zwiſchen der Kaiſerchronik und den Paderborner Annalen an. Der Nachweis einer directen Quelle bleibt alſo auch für dieſe ganze Partie noch ausſtehend.

Die Kaiſerchronik ſelbſt beruft ſich in der Einleitung auf ein deutſches Gedicht, das ſie bis zur Gegenwart fortführen wolle (Vers 15—26), wenigſtens ſind ſo die Worte am natürlichſten zu verſtehen, indem man am Schluß von Vers 22 einen Punkt ſetzt und Vers 23 zu dem folgenden zieht (vgl. Debo, S. 23 fg.):

Ein buoch ist ze diute getihtet,
daz unsich rômiskes riches wol berihtet:
geheizen ist iz Crônicâ.
iz kundet uns dâ
von den bâbisen unde von den kunigen
beidiu guoten unde ubelen,
die vor uns wâren
unde rômiskes riches phlâgen.
unz an disen hiutegen tac,
sô ich allir beste mac,
sô wil ich iz iu vorzellen:
iz verneme swer der welle.

Digitized by Google

In den Worten von den bâbisen einen Widerſpruch mit dem Inhalt der Kaiſerchronik zu finden (Welzhofer, S. 14 fg., Scherer, Ztſchr. f. d. A., XVIII, 301, und mit Einſchränkung Debo, S. 26 fg.) iſt nicht nöthig, denn es iſt in ihr doch auch viel von Päpſten die Rede: Clemens, Gregorius, Sixtus, Sylveſter, Leo werden ausführlich behandelt, andere, wie Bonifacius, gelegentlich erwähnt. Wie aber das Verhältniß des Verfaſſers zu ſeiner Vorlage zu denken iſt, bleibt ganz im Unklaren. Debo (S. 25 fg.) nimmt, hauptſächlich auf Stilverſchiedenheiten geſtützt, an, daß die (etwa in den Anfang des 12. Jahrh. zu ſetzende) ältere Chronik bis Trajan, bis wohin die Kaiſerreihe (abgeſehen von den Einſchiebſeln im Allgemeinen eingehalten iſt, gereicht habe, von dem Fortſetzer aber interpolirt ſei, der namentlich den Fauſtinianus hinzugedichtet habe. Kettner (S. 284 fg.) ſcheidet ebenfalls ſcharf zwiſchen dem erſten, die ſpeciell römiſche Geſchichte behandelnden und dem mehr hiſtoriſchen zweiten Theile. Innerhalb des erſtern aber ſondert er als Grundlagen des Gedichts drei Beſtandtheile aus: eine deutſche Weltchronik von ſchlichter Kürze (dieſelbe, die auch dem Annolied und dem Loblied des Prieſters Arnold vorlag), eine chronologiſch geordnete deutſche Legendenſammlung, und eine Quelle, welche die eingeflochtenen Sagen enthielt. Seine Hauptſtütze für dieſe Aufſtellung, die jedem der angenommenen Beſtandtheile eigenthümlichen wiederkehrenden gleichen Wendungen, wollen aber nicht viel beweiſen, da ſie einfach aus der verſchiedenen Natur und dadurch bedingten Stilgattung der drei Elemente des Gedichtes hervorgehen: der trockenen Chronik, der lebendigen Kampfesſchilderung, der frommen Legende. Daß die Kaiſerchronik eine Compilation iſt, kann bei der Ungleichartigkeit der Theile im Allgemeinen nicht zweifelhaft ſein, aber die Art der Zuſammenſetzung im Einzelnen nachzuweiſen, namentlich auch, wie weit der Verfaſſer ſeine Vorlage einfach herübernahm oder bearbeitete, dürfte ſehr ſchwierig ſein. Eine von Scherer (Quell. u. Forſch., VII, 38) begonnene und von Debo (S. 8 fg.) fortgeführte genauere Unterſuchung der Reime des Gedichtes ergibt nur, daß die Creſcentia durch größere Reimgenauigkeit und in der Art der am häufigſten zugelaſſenen ungenauen Reime von den übrigen Partien ſich weſentlich unterſcheidet.

Da die Beziehungen auf andere Werke keinen Schluß auf die Abfaſſungszeit der Kaiſerchronik zulaſſen, muß man in dem Gedichte ſelbſt Kriterien dafür zu gewinnen ſuchen. Die Worte der Einleitung unz an disen hiutegen tac ſind für eine Zeitbeſtimmung nicht verwendbar, da das urſprüngliche Ende der Chronik nicht mit Sicherheit zu beſtimmen iſt. Die meiſten alten Handſchriften geben bis zu den Vorbereitungen Konrad's III. zum Kreuzzuge (1146); da aber hier jeglicher Schluß fehlt, vielmehr faſt im Satze abgebrochen wird, ſo kann von einem planmäßigen Aufhören an dieſer Stelle nicht die Rede ſein. Nun findet ſich hundert Verſe vorher mit Lothar dem Sachſen (geſt. 1137) ein vollkommener Schluß, womit auch zwei Handſchriften aufhören:

17178 fg. Swer daz liet virnomen habe,
der sol ein pater noster singen
dem almehtigen gote ze minnen
des kaisers Lutheres sêle u. s. w.

Welzhofer (S. 12), Scherer (Ztſchr. f. d. A., XVIII, 299) u. a. nehmen daher hier einen urſprünglichen Abſchluß des Werkes an, das ſpäter eine Fortſetzung fand, während andere, wie Gieſebrecht, Bernhardi, Rödiger (Ztſchr. f. d. A., XXII, 209), Debo (S. 35), dies nicht für nothwendig halten wegen des ganz ähnlichen Schluſſes am Ende der Silveſterlegende (ſ. o.). Aber während dieſer dort als einfach mit herübergenommener Schluß eines urſprünglich ſelbſtändigen Liedes oder als Abſchluß eines erſten Theiles des ganzen Gedichts begreiflich wird, iſt hier dieſe Erklärung nicht ſehr wahrſcheinlich. Andererſeits iſt mit der Annahme eines Abſchluſſes mit Lothar's Tode unvereinbar, daß ſchon unter Heinrich IV. bei der fabelhaften Erzählung der Kreuzfahrt einer Herzogin Agnes von Baiern, die in Rohas (Edeſſa) Mutter des Sangwin (Zenki) wird, mit den Worten (16631 fg.): swenne iz kumit an die stat, so bescheiden wir die rede baz, deutlich auf die ſpätere Behandlung der Eroberung Edeſſa's durch Zenki (1144) hingewieſen wird, man müßte denn in jener epiſodiſchen Erzählung eine Interpolation des Fortſetzers erblicken wollen. Ueber einen größeren oder geringeren Grad der Wahrſcheinlichkeit kommt man bei dieſem Dilemma nicht hinaus. Welzhofer's Annahme einer dreimaligen Redaction des Gedichts um 1100, 1140, 1170 (S. 29 fg.) iſt ſehr complicirt und nicht genügend motivirt. Lachmann (Ueber Singen und Sagen, S. 8) hatte die Abfaſſungszeit um 1160 angeſetzt, da mit den Verſen:

393 fg. daz die Megenzêre
nie nich eineme irm hêrren
ganzen trûwen wonten mite:
noch halden sie den alten site

auf die Ermordung des Erzbiſchofs Arnold von Main (1160) angeſpielt ſei. Auf dieſe Anſicht iſt neuerdings Bernhardi (a. a. O.) zurückgekommen. Die letzte Zeile iſt aber einzig in der heidelberger Handſchrift überliefert, die anderen leſen vorher mit triwen mite waren, alſo nur zwei Zeilen mit ungenauem Reim (hêrren: wâren), damit iſt dieſe hiſtoriſche Beziehung ganz unſicher (vgl. Kettner S. 281). Noch einen entſcheidenderen Beweis für die Abfaſſungszeit um 1160 glaubt Bernhardi gefunden zu haben in den Verſen:

16234 fg. den strît den geschieden sie alsus,
daz der keiser der Franken herzentuom
gap dô ûf daz bistuom,
swer den gwalt besitzet
daz er in iewederme teile rihtet:
er ist herzoge unde biscof.
daz urkunde habent sie noch.

Hieraus ſoll folgen, daß der Dichter die zwiſchen den Jahren 1159 und 1165 gefälſchte Urkunde Heinrich's II. über den oſtfränkiſchen Ducat gekannt habe; andererſeits aber, da er Karl den Großen nirgends heilig nennt (ka-

Digitized by Google

noniſirt 1165), könne er auch nicht ſpäter als 1165 geſchrieben haben. Abgeſehen davon, ob die Beziehung zutreffend iſt, braucht dem Ausdrucke urkunde gar nicht die begrenzte techniſche Bedeutung des heutigen Wortes zuzukommen, wie er an anderen Stellen nicht ſo zu verſtehen iſt, und ſicher auch nicht 16133 fg.:

> suo Präge was ein biscof,
> daz urkunde ist an den buochen noch,
> geheizen was er Albrecht.

Und überhaupt ein unſicheres Kriterium für Datirungen nach beiden Richtungen ſind die (vorhandenen oder fehlenden) Heiligkeitsprädicate. So muß hier die Hauptſache noch unentſchieden bleiben. Es fehlt, da alles ſchwankend iſt, an einem feſten Punkt, von dem aus das Uebrige mit einiger Sicherheit gruppirt werden könnte. Nur im Allgemeinen auf die Mitte des Jahrhunderts ſieht man ſich durch den Sprachcharakter und die Beziehungen des Gedichtes hingewieſen.

Größere Uebereinſtimmung herrſcht in Bezug auf den Entſtehungsort der Kaiſerchronik. Maßmann's Vermuthung, der ſie nach Trier verſetzen wollte, iſt nicht genügend begründet, vielmehr in Baiern, genauer in oder um Regensburg der Dichter (oder letzte Bearbeiter) zu ſuchen. Welzhofer (S. 16—21) hat die für Regensburg ſprechenden Gründe im Weſentlichen zuſammengeſtellt, ſie ſind nicht alle treffend, aber örtliche Anſpielungen und Kenntniſſe, die beſondere Heranziehung bairiſcher Geſchichten und Sagen und der bairiſche Localpatriotismus, der mehrfach und vornehmlich in dem Lobe Heinrich's des Stolzen (1126—39) hervortritt (vgl. Scherer, Quell. u. Forſch., XII, 83 fg.), weiſen hierhin. Die Sprache des Gedichts iſt dem nicht entgegen, welche, wenn ſie auch der ungenauen Reime wegen ſich nicht genauer beſtimmen läßt, ſich entſchieden als fränkiſch ausweiſt.

Daß der Verfaſſer ein Geiſtlicher iſt, kann nach der ganzen Haltung des Gedichts, auch wenn man den vielfach eingeſtreuten lateiniſchen Brocken keine Beweiskraft zuerkennen will, kaum zweifelhaft ſein. Welzhofer (S. 57 fg.) hat ihn mit dem Dichter des ebenfalls in Baiern, wahrſcheinlich unter Heinrich dem Stolzen, entſtandenen Rolandsliedes, dem Pfaffen Konrad, zu identificiren geſucht. Dieſe Hypotheſe hat er ganz ohne Beweis gelaſſen. Die in beiden Gedichten vorkommenden gleichen Wendungen ſind nichts Auffallendes, ähnliche Parallelen finden ſich in gleichzeitigen Gedichten genau ſo. Vielmehr ſprechen ein paar wörtliche Uebereinſtimmungen (K. 14773 fg. = R. 23, 11 fg.; K. 14937 fg. = R. 259, 20 fg.) eher für eine directe Benutzung des Rolandsliedes durch die Kaiſerchronik. Daß der Dichter der letzteren das erſtere gekannt habe, iſt bei der nahen örtlichen und zeitlichen Verwandtſchaft beider ſehr wahrſcheinlich. Darauf deuten auch die Verſe der Kaiſerchronik:

> 15085 fg. Solden wir sine wundir alle sagen,
> so muosen wir die wile haben.
> des zitis inist nû niht.
> Karl hât ouch anderiu liet,

worin es ſchwer fallen wird, mit Welzhofer ein Verſprechen des Dichters zu finden, ſpäter Karl noch beſonders zu beſingen.

Das lange Fortleben der Kaiſerchronik erweiſt ſich, außer durch die bis ins 15. Jahrh. reichenden Handſchriften, in einer rohen Bearbeitung, welche die bereits erwähnte Umreimung des 13. Jahrh. noch im J. 1594 durch Chriſtoph Tegernſeer erfuhr (Maßmann III, 26 fg.). In die großen gereimten Weltchroniken des 13. und 14. Jahrhunderts Janſen Enenkel's und Heinrich's von München wurde die Kaiſerchronik theilweiſe mit aufgenommen. Eine Proſaauflöſung des älteren Textes der Kaiſerchronik findet ſich unter dem Titel: Der künige buoch gewöhnlich mit dem Schwabenſpiegel verbunden.

(*R. Hügel.*)

KAISERGEBIRGE. Die nordtiroliſchen Kalkalpen folgen öſtlich auf die Vorarlberger und Algäuer Alpen, von denen ſie durch die Zürcheralpe und den Lech geſchieden ſind, und enden an der Saal (Saalach) bei Lofer. Ihre ſüdliche Grenze iſt die Arlberger Straße von Stuben bis Landeck, der Inn von Landeck bis Wörgl und die zwiſchen Wörgl und Saalfelden über Elmau, St.-Johann, den Grieſenpaß und das Leogangthal führende Straße. Der culminirende Punkt iſt die 9600 Fuß hohe Parſeierſpitz im Nordweſten von Landeck. Die zu Baiern gehörigen Theile dieſes Gebirgsabſchnittes werden unter dem Namen des „baieriſchen Oberlandes" zuſammengefaßt. Einzelne, durch Höhe oder Abgeſchloſſenheit auffallende Theile dieſes 25 geographiſche Meilen von Weſten nach Oſten ſich erſtreckenden Gebirgscomplexes führen beſondere Namen; die bemerkenswertheſten darunter ſind: das Wetterſteingebirge mit der Zugſpitze; die ſüdlich davon gelegenen Miemingerberge mit dem Wanneck und dem Hochmundi; das Karwendelgebirge zwiſchen der Iſar und dem Rießthale; die Solſteinkette nördlich von Innsbruck; endlich das Kaiſergebirge bei Kufſtein, zwiſchen dem Inn und der Kitzbühler Ache. Dieſe ganze Kalkalpenkette zeichnet ſich durch häufige, tiefe und oft bis auf die Baſis des Gebirges hinabreichende Zerſpaltungen und Continuitätsſtörungen aus, wodurch in manchen Regionen ſogar eine ſtockförmige Gliederung des Gebirges zur Ausbildung gelangt, d. h. jene Auflöſung des Gebirgsmaſſivs in relativ kleine, unter ſich nur ſchwach oder auch gar nicht verbundene Stöcke, die zuweilen die urſprüngliche Kammanlage nicht mehr erkennen laſſen und eine rationale Eintheilung in größere Gruppen mehr oder weniger erſchweren.

Das öſtlich von Kufſtein jenſeit des Innfluſſes gelegene Kaiſergebirge iſt ein ſolcher iſolirter Gebirgsſtock des Hochkalkes, ein Zahn der Kalkalpen. Sein Mittelpunkt iſt der Treffauer Kaiſer, ſo benannt nach der über Scheffau gelegenen Häuſergruppe Treffau. Es beſteht aus zwei Bergketten, dem Vorderen Kaiſer, dem ſüdlichen hohen Zug, und dem Hinteren Kaiſer, der ſich nach Norden zu erſtreckt und niedriger iſt. Beide ſind durch ein Querjoch verbunden, welches ein weſtliches, zum Inn gehendes Kaiſerthal, und ein öſt-

Digitized by Google

liches Kaiſerthal, das zur Kitzbühler Ache führt, ſcheidet. Der Vordere Kaiſer, als der höhere, kehrt ſeine ganze Kette in ihrer wilden Großartigkeit und Zerriſſenheit dem Straßenzuge, von Söll bis Waidring, der von Innsbruck nach Salzburg und Wien führenden ſogenannten Kaiſerſtraße zu. Der weſtliche Theil des Kaiſergebirges führt auch den Namen Wilder Kaiſer. Unter dem öſtlichen Ende deſſelben zieht aus dem Thale von Waidring herüber, durch das Kitzbühler Achenthal unterbrochen, eine niedere Terraſſe, der Niederkaiſer genannt, unter ſeinen Felſenſtirnen hin, theils bemattet, theils mit Krummholz überwuchert, nur zu oberſt eine wegen ihrer Schichtung merkwürdige Felſenkante zeigend. Die Hauptſpitzen ſind: der Treffauer Kaiſer (7320 Fuß), der Scheffauer Kaiſer (7339 Fuß), die Hochkaiſerſpitz (6271 Fuß) und das Stripſenjoch (5047 Fuß). Der größte Ort innerhalb des ſüdlichen Gebietes des Kaiſergebirges iſt das kleine Kirchdorf Scheffau (2299 Fuß), deſſen Bewohner Getreidebau, Obſt- und Viehzucht als Hauptgewerbe treiben; außerdem befinden ſich hier zwei nicht unbedeutende Senſenſchmieden. Am ſüdlichſten Fuße liegt das romantiſche Becken des Hinterſteiner Sees (2904 Fuß), von Bauernhöfen umgeben. Ueberragt von den grotesken Maſſen des Kaiſer gewährt der 50 Morgen große See ein überaus reizendes Bild.

Was die klimatiſchen Verhältniſſe des Kaiſergebirges betrifft, das zum größten Theil aus unterem Keuperkalk (auch Hallſtädter- oder Wetterſteinkalk genannt) beſteht und einen Gehalt von Bleierzen aufweiſt, ſo treten innerhalb dieſes Gebirgscomplexes dieſelben Erſcheinungen auf wie in den öſtlichen Nordalpen überhaupt. Während die weſtlichen Nordalpen ſich durch eine verhältnißmäßig längere Vegetationszeit und durch eine allmähliche Steigerung der Wärme zu mäßiger Höhe auszeichnen, iſt hier die Steigerung der Wärme zu hohen Temperaturgraden ſehr raſch, und die Vegetationszeit daher eine ſehr eingeengte; der Frühling iſt bedeutend kühler, der Schnee bleibt bei gleicher Höhe länger liegen, und der Beginn der vegetativen Entwickelung iſt entſchieden mehr hinausgeſchoben als im Weſten. Gegen den Hochſommer zu wendet ſich aber dieſes Verhältniß zum Gegentheil, und die Temperatur iſt dann hier etwas höher als im weſtlich gelegenen Alpenflügel; im Herbſte machen ſich jedoch wieder analoge Verhältniſſe wie im Frühling geltend. Es finden daher hier Pflanzen eine Heimat, die während ihrer Vegetationszeit verhältnißmäßig hoher Temperaturmaxima bedürfen, die auch demzufolge von dem weſtlichen Flügel der Nordalpen ausgeſchloſſen ſind.

*(Ferdinand Moesch.)*

**KAISER-FRANZ-JOSEPH-LAND.** Der hochnordiſche Archipel des Kaiſer-Franz-Joſeph-Landes gehört zu den ſpäteſt entdeckten arktiſchen Landmaſſen. Am 30. Aug. 1873 wurden ſeine Südgeſtade zuerſt von den Mitgliedern der zweiten Oeſterreichiſch-ungariſchen Nordpolar-Expedition erblickt und ſeine Küſtengebiete dann im Frühjahre 1874 durch mehrere Schlittenfahrten, deren eine bis über 82° nördl. Breite hinausführte, von Julius Payer erforſcht.[1] Nachdem ſpäter am 7. Sept. 1879 A. de Bruyne auf der holländiſchen Expedition des „Willem Barents" die ſüdlichen Inſeln in Sicht bekommen hatte, wurden dieſelben zum zweiten mal im Auguſt 1880 von B. Leigh-Smith erreicht und um mehrere Längengrade weiter nach Weſten hin verfolgt, als es den Oeſterreichern geglückt war.[2]

Franz-Joſeph-Land iſt neben Grant- und Hall-Land die nördlichſte bisher entdeckte Landmaſſe. Unter 80—82° nördl. Breite und etwa 42—62° öſtl. Länge von Greenw. gelegen, beſitzt es, nach den bisherigen Forſchungen, etwa die Größe Spitzbergens. Wie dieſes ſtellt es einen Complex von Inſeln dar, unter denen namentlich zwei einen größeren Umfang zu beſitzen ſcheinen: das Zichy-Land im Weſten und das Wilczek-Land im Oſten. Beide ſind durch eine buchten- und inſelreiche, meiſt von Eis bedeckte Meeresſtraße, den Auſtria-Sund, voneinander getrennt, welcher im Norden durch das Kronprinz-Rudolf-Land in zwei Arme getheilt, ſich gegen das von Payer im äußerſten Norden erblickte Petermann- und König-Oskar-Land hinzuziehen ſcheint. Von zahlreichen Fjorden durchſchnitten und durch enge Fjordſtraßen zerſtückelt, erheben ſich die Küſten meiſt mit ſteilen Abſtürzen terraſſenförmig nach dem von mächtigen Inland-Eismaſſen bedeckten Innern, von dem ausgedehnte Gletſcher in breiten Strömen bis zum Meeresſpiegel herabreichen und (wie namentlich an dem gewaltigen Dove-Gletſcher) mit ihren über 30 Meter hohen Abſtürzen auf weite Strecken hin die Geſtade umſäumen. Zahlreiche Einzelberge ragen inſelartig aus den ſelbſt die kleineren Eilande überſpannenden Eiswüſten bis zu Höhen von 600 bis 1000 Meter empor. Im Süden ſteigt die Richthofenſpitze, als höchſte bisher bekannte Erhebung des Archipels, bis zu 1600 Meter unmittelbar an der Küſte des Zichy-Landes auf. Alle dieſe Berge beſtehen aus vulkaniſchen Geſteinen, aus Baſalt und Dolerit (Hyperſthenit), welche theils deckenförmig ausgebreitet ſind und dann ſchroff umrandete Tafelberge bilden, theils ſich zu Kegel- und Dom-Vulkanen erheben. Neben dieſen vulkaniſchen Geſteinen deuten namentlich Sandſteine der Braunkohlenformation mit allerdings nur ſpärlichen Kohlen-Einſchlüſſen auf die geologiſche Verwandtſchaft dieſes Archipels mit Theilen von Oſt-Grönland und Spitzbergen. Wie die Küſten dieſer letzteren, ſo tragen auch die des Franz-Joſeph-Landes in muſchelführenden Strandterraſſen, welche die Küſte „gleich hypſometriſchen Curven" einfaſſen, Merkmale eines in jüngſter Vorzeit erfolgten Emportauchens des Landes aus dem Meere.

Das Klima des Archipels iſt ein kalt-feuchtes. Bei einer mittleren Jahrestemperatur von etwa —16° C. ſank das Thermometer auf dem „Tegetthoff" im März 1874 auf —48° C. als Minimum und hob ſich in demſelben Monat auf —1,25° C. als Maximum der faſt halbjährigen

1) Payer, Die öſterreichiſch-ungariſche Nordpol-Expedition in den Jahren 1872—1874 in Petermann's Mittheilungen, 1874, S. 381 u. 1876, S. 201 mit Karte: Tafel 11. 2) daſ. 1880, S. 264 mit Karte.

Digitized by Google

Beobachtungsreihe. Die Feuchtigkeit der Luft gibt ſich namentlich in der Eisincruſtirung ſelbſt der ſchroffſten Felswände, in der ungeheuern Entwickelung des Inlandeiſes, in der oft mehrere hundert Meter meſſenden Mächtigkeit der ſich nicht nur aus den Thälern, ſondern auch über die Berglehnen herabſenkenden Gletſcherſtröme, in dem Herabrücken der Firngrenze bis auf 300 Meter Meereshöhe zu erkennen.

Trotz dieſes hocharktiſchen Charakters der Natur aber entwickelt ſich doch auch hier im Hochſommer an ſchnee- und eisfreien Gehängen eine verhältnißmäßig üppige Vegetation von Gräſern, Alpenkräutern, Mooſen und Flechten. Ja ſchon im Frühjahr fand Payer auf ſeinen Schlittenreiſen zwiſchen dichten Moospolſtern und Flechtenfeldern einzelne arktiſche Kräuter, wie Saxifraga oppositifolia, Silene acaulis, Cerastium alpinum, Papaver nudicaule. Das Thierleben beſchränkt ſich im Süden auf eine Reihe von Vögeln und auf den Eisbär. Weiter im Norden wurden zahlreiche Spuren des Polarfuchſes und des Polarhaſen beobachtet. Die Felsgeſtade ſind umſchwärmt von Alken, Tauchern, Teiſten, grauen und weißen Möven, die namentlich das „Alken-Cap" wie einen „rieſig bevölkerten Vogelbauer" beleben. Die Fiſchfauna der Küſtenmeere ſcheint wenig reich zu ſein, nur die Gattungen Gadus und Liparis wurden durch das Schleppnetz zu Tage gebracht. Dagegen wurden Weißwale, Walroſſe und namentlich Seehunde in größerer Zahl beobachtet. Der Archipel iſt völlig unbewohnt. Nur an einer Stelle am Strande des Wilczek-Landes fand Payer neben ſpärlichen Treibholzreſten einen Kreis großer Steine, welche in ihrer Aufſtellung denjenigen glichen, die Payer in Oſt-Grönland bei verlaſſenen Eskimo-Anſiedelungen geſehen hatte.

Wenn aber auch dieſer von Schnee- und Eismaſſen ſtarrende Archipel unbewohnt und der Cultur entrückt iſt, ſo iſt die Bedeutung der Entdeckung und Erforſchung deſſelben nichtsdeſtoweniger eine außerordentlich hohe. Die Gruppirung der Inſeln, Küſtengliederung, Oberflächenformen, geologiſcher Bau — alles deutet auf eine nahe Verwandtſchaft des Franz-Joſeph-Landes mit Spitzbergen ſowol wie mit Gillis-Land und König-Karl-Land, „ein wichtiges Moment, welches anzudeuten ſcheint, daß wir es hoch im Norden Europas, ähnlich den Erſcheinungen im Norden Amerikas, mit einem ausgedehnten Inſel-Complexe zu thun haben". Ueberdies aber bietet Franz-Joſeph-Land bei ſeiner weiten Erſtreckung nach Norden eine vortreffliche Operationsbaſis für weitere Forſchungsreiſen nach dem höchſten Norden und nach dem Nordpol ſelbſt. Von dieſer Anſicht ausgehend, hat Leigh-Smith im Sommer 1881 wiederum das Franz-Joſeph-Land zum Ausgangspunkt einer Nordpol-Expedition gewählt, von welcher wir eine weitere Durchforſchung des bisher doch nur in einzelnen Partien bekannten Archipels erwarten dürfen. (*Rudolf Credner.*)

KAISERGROSCHEN. Groſchen, auch wol Schilling, war der Name des in Oeſterreich-Ungarn bis Ende October 1858 ausgeprägten Silbercourantmünzſtückes zu 3 Kreuzern oder $\frac{1}{20}$-Gulden des früheren Conventionsfußes oder 20-Guldenfußes. Streng geſetzmäßig nach der am 21. September 1753 mit Baiern abgeſchloſſenen Münzconvention wurden aus der ehemaligen Kölniſchen Mark rauh $137\frac{1}{2}$ Stück geprägt, ſodaß das Gewicht 1,7010 Gramm war. Die Feinheit betrug nach dieſer Convention $5\frac{1}{2}$ Loth oder $343\frac{3}{4}$ Tauſendtheile, und demnach gingen auf die Kölniſche Mark fein Silber 400 Stück, ſodaß das Feingewicht 0,5847 Gramm war. Später, im Jahre 1820, wurde die Feinheit auf 5 Loth oder $312\frac{1}{2}$ Tauſendtheile herabgeſetzt, das Gewicht aber entſprechend erhöht, indem nun aus der Kölniſchen Mark rauh nur 125 Stück geprägt wurden, während das Feingewicht das vorherige blieb. Der Werth des Stückes war 0,0526 jetzige öſterreichiſche Silbergulden oder 5,26 Kreuzer (Neukreuzer) = 1 Silbergroſchen 0,6 Pfennige im vormaligen norddeutſchen 14-Thalerfuße = 3 Kreuzer 2,7 Pfennig im früheren ſüddeutſchen $24\frac{1}{2}$-Guldenfuße. Eine Rechnungsſtufe zu $\frac{1}{4}$ Kaiſergroſchen oder $\frac{3}{4}$ Kreuzern wurde Gröſchel genannt. — Kaiſergulden war in Oeſterreich-Ungarn gleichbedeutend mit Gulden des Conventions- oder 20-Guldenfußes. (*Fr. Noback.*)

KAISERKANAL, chineſiſch Yun-ho, d. h. Transportfluß oder Tſcha-ho, der große 975 Kilometer lange, 80—320 Meter breite Kanal von Hang-tſcheu-fu nach Peking in China. Er vereinigt ſich mit dem Hoang-ho und trennt ſich wieder von ihm, um ſich bei Kuat-ſcheu mit dem Jang-tſe-Kiang zu verbinden. Von der Dynaſtie Yuen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten des Terrains mittels mächtiger Erd- und Steindämme über Moräſte und Thäler geführt, dient der Kaiſerkanal beſonders dazu, dem Norden des chineſiſchen Reiches die Producte des Südens und der Hauptſtadt Getreide zuzuführen. (*Richard Oberländer.*)

Kaiserkrone, ſ. Tritillaria.

KAISERLING, KAISERPILZ (Agaricus caesareus *Schaeffer* [nicht *Linné*]) iſt einer der wohlſchmeckendſten Pilze, welcher ſchon den alten Römern bekannt war und von ihnen ſehr geſchätzt wurde. Außer in Italien findet er ſich in Frankreich, Ungarn, Oeſterreich (nördlich etwa bis Prag) und in Süddeutſchland ſowol in Laubwäldern als auch auf Weideplätzen, beſonders nach ſtarken Gewitterregen, einzeln oder geſellig. Er beſitzt einen hochrothen, glänzenden, gewölbten, am Rande deutlich gefurchten, mit weißlichen, ziemlich großen Lappen beſetzten Hut. Die Lamellen (Blätter) auf der Unterſeite des Hutes ſind blaßgelb oder ſpäter ſchwefelgelb. Der Strunk iſt gleichfalls gelbgefärbt, oben mit dem herabhängenden Ringe verſehen, am Grunde von der weißen, zerriſſenen Wulſt umgeben. Von dem Fliegenpilz (Agaricus muscerius *L.*), mit welchem er zu der Abtheilung Amanita gehört, die hin und wieder nach Fries' Vorgange als beſondere Gattung von Agaricus abgetrennt wird, unterſcheidet er ſich durch die gelbe Farbe der Lamellen, des Ringes und des Strunkes, durch die weißen, breiteren, aber in geringerer Zahl vorhandenen Lappen auf der Oberfläche des Hutes, welche

Digitized by Google

jedoch ebenſo wie bei dem Fliegenpilz bisweilen ganz fehlen, und im erſten jugendlichen Zuſtande durch die glatte, ungeſchuppte, reinweiße Wulſt, welche beim Fliegenpilz ſchuppig und von dem mit zahlreichen kleinen Warzen bedeckten kopfförmigen Hute deutlich abgeſetzt iſt. (*Garcke.*)

KAISERRECHT, Jus Caesareum, ein Ausdruck der mittelalterlichen Rechtsſprache, bedeutete zunächſt ganz allgemein das Recht der Kaiſer, und zwar ſowol das in Juſtinian's Corpus juris enthaltene römiſche Recht, wie auch die deutſchen Reichsgeſetze; ſodann beſonders den Schwabenſpiegel (ſ. d.), welcher deutſches Reichsrecht mit römiſchen Rechtsſätzen zu verarbeiten ſuchte. Ein eigenes Geſetzbuch dagegen iſt das im Gegenſatze zum Schwabenſpiegel ſogenannte Kleine Kaiſerrecht, ein Rechtsbuch von unbekannter Herkunft, welches wahrſcheinlich gegen Ende des 13. oder zu Anfang des 14. Jahrhunderts (vielleicht unter Rudolf von Habsburg) im mittlern Deutſchland verfaßt worden, urſprünglich in hochdeutſcher Mundart geſchrieben und in vier Bücher eingetheilt iſt. Es iſt ein ſelbſtändiges, nach doctrinären Formeln ausgearbeitetes Werk mit der Tendenz, ein Allgemeines Reichsrecht zu ſein. Vielleicht erklärt ſich daraus die öftere Hinneigung deſſelben zum rhein-fränkiſchen Rechte; denn eine örtliche Beziehung auf die Gegenden, in welchen das letztere gilt, ſcheint das — nach den Handſchriften zu ſchließen — über weitere Kreiſe verbreitete Rechtsbuch wenigſtens nicht zu beabſichtigen. Sein Werth iſt übrigens nur ein geringer. Neueſte und beſte Ausgabe von Endemann (Kaſſel 1846) eine ſyſtematiſche Darſtellung ſeines Inhalts gibt von Goſen, Das Privatrecht nach dem Kleinen Kaiſerrecht (Heidelberg 1866). (*Albrecht Just.*)

KAISERSBERG oder Kayſersberg iſt ein Städtchen im Elſaß, Regierungsbezirk Ober-Elſaß, Kreis Rappoltsweiler, in dem weſtlich von Colmar gelegenen Canton Kaiſersberg, in 246 Meter Höhe an der Weiß oder dem Alensbache, in einem fruchtbaren und maleriſchen Thale am Eingange zu den Thälern Orbey und Lapoutroie, beherrſcht von zwei Bergen, auf deren einem eine Schloßruine ſteht. Die Stadt hat 2588 Einwohner, beſitzt Baumwollſpinnerei und Weberei, Korn- und Lohmühlen, Holzſchneidemühle, Papierfabrikation, Gerberei, Ziegelei, Brauereien, Kerzenfabrik, eine Hammerſchmiede und baut guten Wein. — Aus der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts ſtammt das große Schiff der Kirche, von 1604 das Stadthaus. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts baute der Präfect Wölfelin auf Befehl Friedrich's II. Schloß und Stadt; dieſe wurde Freie Reichsſtadt und Sitz eines Reichsvogtes. Im Jahre 1247 bemühte ſich der Biſchof von Straßburg, Heinrich von Stahleck, vergeblich, die Stadt zu erobern; im nächſten Jahre nahm ſie der Herzog Matthias von Lothringen, und 1261 Rudolf von Habsburg. Als Kaiſer kam dieſer 1285 wieder zur Stadt. Im J. 1331 verpfändete ſie Ludwig von Baiern dem Könige von Böhmen, und nahm ſie 1333 nach einer Belagerung wieder. Karl IV. befreite ſie 1354, und hielt hier eine Verſammlung der Freien Städte des Elſaß zur Berathung der Mittel für Erhaltung des öffentlichen Friedens ab. Im J. 1525 nahmen die aufrühreriſchen Bauern ſie, verließen ſie aber ſofort wieder, um bei Scherwiller den Herzog Anton von Lothringen zu bekämpfen. Vom Schloſſe, das wol auf der Stelle römiſcher Befeſtigungen erbaut iſt, ſteht noch ein kleiner Theil der Wälle und der impoſante runde Donjon. — Der Reformation war die Stadt nicht geneigt; ihren Pfarrer Hillner ließ ſie 1523 köpfen, weil er der neuen Lehre zugethan erſchien. — Hier befand ſich eine Komthurei der Ordensritter und ein Franziskanerinnen- (Recollecten-) Kloſter (bis 1483) im Thale von St.-Jean, hinter Alspach, deſſen Kirche noch ſteht, aber leer. In 2 Kilometer Entfernung ſtand vor der Franzöſiſchen Revolution das Clariſſen-Kloſter von Alsbach (Alwisbach, Alosbach, Alaspach, Alenspach), welches der Graf von Eguisheim im 11. Jahrhundert für Benedictiner gegründet hatte, und das 1282 den Clariſſinnen von Kienzheim verkauft wurde. — Kaiſersberg iſt der Geburtsort des erſten evangeliſchen Predigers von Straßburg, Mathias Zell (1477 bis 1548); des Gelehrten Joſeph Lang, Profeſſor der griechiſchen Sprache zu Freiburg (1612). Ferner ward hier zwar nicht geboren, aber von frühſter Jugend von ſeinem Großvater erzogen der berühmte Johann Geiler, darum Geiler von Kaiſersberg genannt (ſ. in dieſem Werke unter Geyler), geſt. 1510 als Domprediger zu Straßburg. (*G. A. v. Klöden.*)

KAISERSCHNITT (Sectio caesarea oder Laparo-hysterotomia) nennt man diejenige chirurgiſch-geburtshülfliche Operation, durch welche die Frucht durch einen in die Bauchdecken und in die vordere Gebärmutterwand gemachten Schnitt aus dem Leibe der Schwangeren genommen wird. Nach geſetzlichen Beſtimmungen, welche bis auf die dem Numa Pompilius (700 v. Chr.) zugeſchriebene Lex regia zurückreichen, muß der Kaiſerſchnitt an der Todten ausgeführt werden, wenn eine Schwangere nach Ablauf der 27. Schwangerſchaftswoche ſtirbt. Da die Friſt vom Tode der Schwangeren bis zu dem der Frucht eine kurze iſt, ſo muß die Operation nach dem Tode der Schwangeren binnen wenigen Minuten ausgeführt ſein, wenn man eine lebende Frucht erhalten will. Es gibt jedoch einzelne wenige verbürgte Fälle, in denen nach plötzlichem Tode der Mutter eine lebende Frucht durch den Kaiſerſchnitt entwickelt worden iſt. Nach der Verſicherung des Plinius ſoll Cäſar auf dieſe Weiſe zur Welt gebracht worden ſein (daher Partus caesareus); doch leitet man die Bezeichnung der Sectio caesarea lieber von caedere (ſchneiden) ab. Ging jedoch dem Tode der Schwangeren eine Krankheit voran, ſo wird die Vorherſage für die Frucht noch ſchlechter; denn entweder iſt ſie vor oder zugleich mit der Mutter abgeſtorben oder ſtirbt bald, nachdem ſie durch den Kaiſerſchnitt zur Welt befördert worden iſt. Nichtsdeſtoweniger verlangte die chriſtliche Kirche überhaupt bei geſtorbenen Schwangeren, alſo auch nach ſicherem Tode des Fötus, die Vornahme des Kaiſerſchnitts der Taufe wegen, und zwar bereits am zwanzigſten Tage nach der Conception.



Digitized by Google

An der Lebenden wurde der Kaiſerſchnitt in Deutſchland zuerſt durch den Chirurgen Trautmann in Wittenberg (1610) gemacht, während das erſte Werk über den Kaiſerſchnitt bereits 1554 von François Rouſſet in Paris herausgegeben wurde.

Die Operation iſt unbedingt angezeigt bei ſo hochgradigen Beckenverengerungen, daß die Frucht weder ganz noch verkleinert auf natürlichem Wege aus der Gebärmutter entfernt werden kann, ohne daß das Leben der Mutter in ebenſo hohem Grade bedroht wird als durch den Kaiſerſchnitt. Außerdem ſoll die Ausführung des Kaiſerſchnitts von dem Wunſche der Mutter abhängig gemacht werden in den Fällen, in welchen eine Beckenverengerung vorhanden iſt, welche die Frucht zwar nicht unverſehrt, alſo nicht lebend, wohl aber ohne Schaden für die Mutter nach vorhergängiger Verkleinerung (ſ. Kephalothrypſie und Perforation) oder Zerſtückelung (Embryotomie) auf natürlichem Wege zur Welt zu bringen geſtattet. Der Kaiſerſchnitt an der Lebenden iſt ſtets in hohem Grade gefährlich für die Mutter; erſt in neuerer Zeit hat ſich die Vorherſage für dieſelbe je nach der Wahl der Operationsmethode etwas gebeſſert. Während früher mindeſtens 50 Procent der Operirten entweder ſofort an dem Blutverluſte oder in den erſten zwei bis drei Tagen am Kindbettfieber oder an Bauchfellentzündung (traumatiſcher Peritonitis) zu Grunde gingen, wurden durch Einführung des aſeptiſchen Verfahrens und beſonders durch die Ausſchneidung des Uterus und deſſen Anhänge günſtigere Reſultate erzielt. Trotzdem iſt aber auch aus früheren Zeiten die Zahl der glücklich verlaufenen Operationen eine nicht geringe und es ſind mehrere Berichte über Fälle vorhanden, in denen die Operation an einer und derſelben Frau mehrmals mit günſtigem Erfolge ausgeführt wurde, wenn auch der von G. A. Michaelis in Kiel berichtete Fall, in welchem dieſelbe viermal gleich glücklich ablief, als Unicum daſteht. Meiſt werden die Kinder lebend zur Welt gebracht, wenn die Operation wegen Beckenenge zur richtigen Zeit, d. h. nach Beginn der Wehenthätigkeit, aber bei noch vorhandenem Fruchtwaſſer ausgeführt werden kann.

Was die Methode des Kaiſerſchnitts anlangt, ſo wurde früher die Wunde der Gebärmutter nach Herausnahme der Frucht nicht genäht, wobei man aber immer feſthalten muß, daß früher eben der Kaiſerſchnitt nur an Todten ausgeführt wurde. Erſt ſeit Lebas de Moulleron in Paris (1769) wurde die ſorgfältige Naht der Gebärmutterwunde zur Regel gemacht, auch für die Fälle, in denen der Kaiſerſchnitt an der Todten ausgeführt worden war. In neuerer Zeit ſind verſchiedene Verbeſſerungsmethoden des Kaiſerſchnitts zu verzeichnen. Die erſte bezog ſich auf die Anwendung der Chloroformnarkoſe, die zweite auf die des antiſeptiſchen Verfahrens nach Liſter, welches jetzt bei allen chirurgiſchen Operationen zur unumgänglichen Bedingung gemacht zu werden verdient. Ein dritter Fortſchritt beſteht in der Abtragung des Uterus nach Ausführung des Kaiſerſchnitts. Schon Storer in Boſton hatte dieſelbe (1868) wegen eines großen fibröſen Tumors der Gebärmutter mit unglücklichem Ausgange für die Mutter ausgeführt. Glücklicher war Porro in Pavia (1876), welcher, nachdem er die lebende Frucht mittels Kaiſerſchnitts aus dem Uterus entfernt hatte, wegen hochgradiger Beckenverengerung den Uterus nebſt Eileitern und Eierſtöcken exſtirpirte und die Mutter, welche dadurch fortpflanzungsunfähig gemacht wird, am Leben erhielt. Seitdem wurde die Porro'ſche Operation bereits gegen ſechzigmal ausgeführt und wird dies ſtets werden müſſen, wenn entweder das mütterliche Becken ſo hochgradig verengt iſt, daß man mit Gewißheit vorherſagen kann, daß eine erneute Schwangerſchaft nur ebenfalls wieder mit dem Kaiſerſchnitt beendet werden könnte, — oder wenn der Uterus den Urſprungsort für eine große Neubildung abgegeben hat. Dieſe Operationsmethode iſt aber bereits noch weiter verbeſſert worden, indem ſie durch Peter Müller in Bern (1878) zur faſt unblutigen Operation gemacht worden iſt. Er zog nach Eröffnung der Bauchhöhle den Uterus aus letzterer hervor, um den Bluterguß in dieſelbe zu verhüten, ſchnürte dann den Mutterhals mit einem Conſtrictor zuſammen, worauf er erſt die Gebärmutter ſelbſt eröffnete und ſie nach der Elimination der Frucht oberhalb der Klammer amputirt. Die Nachbehandlung iſt ſtets eine rein chirurgiſche. *(E. Kormann.)*

Kaisersheim, ſ. Kaisheim.

KAISERSLAUTERN, bairiſche Bezirkshauptſtadt im Bezirksamt und Amtsgericht Kaiſerslautern (Regierungsbezirk Rheinpfalz), mit katholiſcher Pfarrei und Dekanat im Bisthum Speier und proteſtantiſcher Pfarrei und Dekanat, liegt auf der an die weſtliche Abdachung des Hardtgebirges ſtoßenden Vogeſiasebene, an der eine halbe Meile ſüdöſtlich von Kaiſerslautern aus ſtarken Quellen entſpringenden Lauter, an den Hauptſtraßen Mainz-Saarbrücken und Kaiſerslautern-Neuſtadt, ſowie an der Eiſenbahnlinie Ludwigshafen-Bexbach. Es hatte (1880) 26,323 Einwohner, vier Kirchen (darunter die nach 1288 neu aufgeführte proteſtantiſche Stiftskirche, der wichtigſte Bau der Gothik in der Pfalz, als deren Anhang die nahe, gegen 1300 vollendete Franziskanerkirche zu betrachten iſt), ein Bezirksrabbinat, eine Local-Krankenanſtalt, eine Kreis-Realſchule, eine Induſtrie-Schule, ein proteſtantiſches Schullehrer-Seminar, eine (iſolirte) Latein-Schule, eine Baugewerk-Schule mit Gewerbe-Muſeum, eine Präparanden-Schule, eine ſtädtiſche höhere Töchter-Schule, ein Inſtitut für Erziehung weiblicher Jugend, eine Erziehungsanſtalt für verwahrloſte Jugend, proteſtantiſche und katholiſche Volksſchulen, ein ſtädtiſches Theater, ein Bezirksgericht, ein Bezirksamt mit den Amtsgerichten Kaiſerslautern, Otterberg und Winnweiler (in Mitte der Pfalz, 11,73 Quadratmeilen = 189,855 Tagwerken Flächeninhalt, davon 96,627 Tagwerke Waldung, mit zuſammen 69,868 Seelen in 3 Städten, 1 Markt, 63 Dörfern [darunter 20 Pfarrdörfer], 32 Weilern, 166 Einöden; im Ganzen 264 Ortſchaften und 64 Gemeinden), ein Rentamt, ein Forſtamt, eine Baubehörde, ein Central-Gefängniß (Zuchthaus) mit einem Detachement Infanterie (Garniſon Zweibrücken), ein Bezirks-Gefängniß, eine Polizei-Anſtalt, eine Poſt-Verwaltung

Digitized by Google

mit Poſthalterei, eine Telegraphen-Zwiſchenſtation, ein Nebenzollamt I. Klaſſe (Haupt-Zollamt Zweibrücken), eine Eiſenbahnſtation; vier Notare und ſechs Advocaten. Zur Gemeinde Kaiſerslautern gehören, außer der Stadt Kaiſerslautern, 36 Orte mit zuſammen 41,120 Einwohnern.

Kaiſerslautern bildet ſich allmählich zu einer reinen Fabrikſtadt aus. Schlot um Schlot ſteigt in die Höhe; daher erſcheint es auch unfertig, denn die Bauluſt iſt groß, eine Straße entſteht nach der anderen, die Vorbedingungen zu einer größeren Stadt ſind vorhanden. Sandſteinbrüche in nächſter Nähe liefern treffliches Baumaterial, die ergiebigen Waldungen „Gab- und Bauholz", die Lebensmittel ſind nach Verhältniß immer noch billig, und der Bürgerſtand rührt ſich und iſt ſtrebſam, wenn auch vorerſt noch die materielle Seite vorherrſcht. Das Gemeindevermögen ſteht glänzend, der Bürger opfert willig und gern. Vieles iſt ſchon geleiſtet, wie die 1846 vollendete große Fruchthalle (von Voit in München entworfen) mit ihrem prachtvollen Saale; anderes iſt im Entſtehen, ſodaß bei den noch unvermittelten zahlreichen Gegenſätzen der eigentliche bauliche Charakter der Stadt ſchwer zu beſtimmen iſt.

Induſtrie und Handel nehmen in Kaiſerslautern einen mächtigen Aufſchwung. Es beſitzt unter anderem eine Actien-Baumwollſpinnerei und Weberei mit Bleicherei, Druckerei und Färberei; eine Fabrik bunter Baumwollgewebe, roher, gebleichter und gefärbter Neſſel- und Blaudruckwaaren; eine Kammgarnſpinnerei; eine Streichgarnſpinnerei mit Wollweberei und Strickerei; Fabrikation von Halbwollen-Waaren; Maſchinenfabrik und Eiſengießerei; chemiſche und Farbenfabrik, zwei Gasanſtalten mit bedeutendem Conſum; eine Actien-Ultramarinfabrik; Uhrglasfabrikation; Steingutfabrikation; eine Actien-Düngerfabrik; eine Calciniranſtalt; bedeutende Bierfabrikation; Eſſigſiedereien; Stärkefabrikation; Tabackfabrikation u. ſ. w. Auch hat Kaiſerslautern einen ſehr bedeutenden Fruchtmarkt, und der Holzhandel iſt gleichfalls von Wichtigkeit.

Was das gegenwärtige öffentliche Schulweſen anlangt, ſo iſt daſſelbe ziemlich neuen Datums. Wie die ganze Pfalz hatte nämlich auch Kaiſerslautern ſchon ſeit 1664 Schweres durch die Ländergier Ludwig's XIV. von Frankreich zu erdulden, beſonders aber 1673 bis 1679 durch die mordbrenneriſchen franzöſiſchen Horden, dann während der ſchmachvollen Reunionen, im Orleans'ſchen Kriege und ſpäter. Unter dem Schutze der Bajonette ſiedelten ſich in Kaiſerslautern Franziskaner an, die proteſtantiſchen Kirchen- und Schulgüter wurden weggenommen, Prediger und Lehrer fortgeführt oder verjagt, die Schulgebäude durch die Brandfackel der Franzoſen in Aſche gelegt. Erſt in der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde in Kaiſerslautern die höhere reformirte Schule wiederhergeſtellt, während die Franziskaner ſchon ſeit 1727 eine Latein-Schule unterhielten, für welche die Stadt ein Schulhaus bauen mußte. Durch königliche Verordnung erhielt Kaiſerslautern 1817 ein Progymnaſium, welches durch die Schulordnung von 1830 in eine Lateinſchule umgewandelt wurde. Außerdem wurde dort durch Miniſterial-Verordnungen von 1830 und 1836 eine Landwirthſchafts- und Gewerbeſchule mit drei Curſen eingerichtet und zur Kreisanſtalt erklärt; 1844 erhielt dieſelbe, auf Antrag des Landraths, mit einem eigenen Rectorat eine ſelbſtändige Stellung, wozu 1851 eine „Vorſchule", 1851 eine Handelsabtheilung, und 1864 eine beſondere landwirthſchaftliche Abtheilung (Ackerbauſchule) trat. In der neueſten Zeit iſt die Gewerbeſchule in Kaiſerslautern, wie alle ähnlichen Schulen in Baiern, in eine Realſchule umgewandelt worden. Das dortige Schullehrer-Seminar (für proteſtantiſche und iſraelitiſche Zöglinge) wurde durch Regierungsverordnung vom Jahre 1817 errichtet.

Nach einer geſchichtlichen Sage ſoll Kaiſerslautern, einer der urälteſten Päſſe der Pfalz, von Julius Cäſar erbaut, dann vom Hunnenkönige Attila zerſtört worden, aber auch ſo groß geweſen ſein, daß das heutige eine halbe Wegſtunde entlegene Dorf Moorlautern (damals „Vorlautern" geheißen) eine Art Vorgaſſe gebildet habe. Nach anderen ſei während der Chriſtenverfolgung unter Diocletian und Maximian eine fromme Frau, Namens Lutrina, aus einem edlen Geſchlechte der Aſſyrier, von Trier ausgewandert, mit ihrem Hofgeſinde lange Zeit in den Wäldern umhergeirrt, bis ſie ſich endlich in einer von einem Klausner bewohnten Wildniß bei Kaiſerslautern, welche noch jetzt „Einſiedel" heiße, eine Hütte gebaut und ſolche nach ihrem Namen Lutrea (Lautern) genannt habe.

Obgleich, außer vielen römiſchen Todtenhügeln in den nahen Wäldern, ſich ſonſt noch keine anderen Denkmale ergaben, weil der Platz, den gegenwärtig Kaiſerslautern einnimmt, zur Römerzeit noch ſehr ſumpfig war, ſo war doch damals ſchon, wie noch heute, in der Nähe der jetzigen Stadt, eine für den Verkehr äußerſt wichtige Stätte, indem daſelbſt ſieben römiſche Thalſtraßen ihren Vereinigungspunkt hatten. Erſt in den folgenden Zeiten ſcheint der Boden, der die urſprüngliche Stadt trägt, allmählich entſumpft und der Waldlauter ihr gegenwärtiges Bette bereitet worden zu ſein.

Um den Reſt des größtentheils in fremden Beſitz übergegangenen alten Wormsgaues in dortiger Gegend dem Reiche zu erhalten, ließ Kaiſer Friedrich I., Rothbart, unmittelbar nach ſeiner Thronbeſteigung (1152) an dem Ufer der Lauter, wo ſich vielleicht früher ſchon einige Höfe befunden haben mögen, eine feſte Burg oder einen mächtigen Palaſt errichten, um welchen ſich in kurzer Zeit viele Bewohner anſiedelten. Unmittelbar an dieſe Burg grenzte ein großer Teich, der „Kaiſerswoog" genannt, deſſen Anlage wol zur Sicherheit des Palaſtes und zur Entwäſſerung des umherliegenden Terrains beſtimmt geweſen ſein mag und an den ſich einige gemüthvolle Sagen in Betreff Barbaroſſa's knüpfen. In dem neu entſtandenen Burgflecken mußte jener Monarch infolge der immer mehr zunehmenden Bevölkerung bald auch ein Spital für Arme und Gebrechliche gründen, das er dem Prämonſtratenſer-Orden zur Aufſicht übergab und welches ſpäter in eine Kloſteranſtalt verwandelt

11*

Digitized by Google

ward. Dies iſt der Urſprung der Stadt Lautern, die man zur Ehre und zum Gedächtniß ihres Gründers in der Folge *Kaiſerslautern* nannte.

Zu jenem Palaſte oder jener Burg wurde das zwiſchen der jetzigen Kaiſerſtraße und dem Blies- und Nahegaue gegen Weſten gelegene Land geſchlagen, worin nachher, durch Ausroden der mächtigen Wälder, mehr als 20 Dörfer und Weiler entſtanden, und dem man den Namen *Reichsland* beilegte, das den Burggrafen von Lautern untergeben war. Südlich von Lautern lagen große Waldungen, die Friedrich I. ebenfalls dem Reiche ſicherte und die daher heute noch der *Reichswald* heißen. Der Rothbart, ſein Sohn und ſein Enkel, Heinrich VI. und Friedrich II., hielten ſich öfters im kaiſerlichen Palaſte zu Lautern auf, und letzterer veranlaßte daſelbſt die Stiftung eines Barfüßerkloſters.

In der Burg zu Lautern befand ſich das kaiſerliche Gericht für das Reichs- und Königsland, ſowie für die nächſte Umgebung, bei deſſen Verhandlungen die Burgmannen, unter Vorſitz angeſehener Männer aus dem Grafen- oder Dynaſtenſtande, als Beiſitzer mitwirkten, deren Urtheilsſprüche ſchon ſeit 1220 bekannt ſind. Erſt durch den Habsburger Rudolf I. erhielt jedoch Lautern im Jahre 1276 Privilegien, Freiheiten und Gerechtſame, und wurde in die Reihe der *Freien Städte* des Deutſchen Reiches eingeſetzt. Sowol König Adolf von Naſſau als auch deſſen Nachfolger, Albrecht I., beſtätigten die Freiheiten Kaiſerslauterns, und letzterer machte der geſammten Bürgerſchaft für ihre erprobte Treue und Anhänglichkeit im Jahre 1303 die Waldungen zum Geſchenk, in deren Beſitz die Stadt heute noch iſt und wodurch eigentlich der ſtädtiſche Wohlſtand begründet ward.

Dieſer Reichsfreiheit erfreute ſich Kaiſerslautern nicht lange, da Ludwig der Baier unmittelbar nach Beendigung des langwierigen Kampfes mit ſeinem Gegenkönige Friedrich dem Schönen von Oeſterreich, auf deſſen Seite die lauterer Bürgerſchaft geſtanden hatte, 1322 die Städte Kaiſerslautern und Wolfſtein (das Haupt des Königslandes), an ſeinen Schwager, König Johann von Böhmen, um 10,000 Pfund Heller verſetzte. Dadurch büßten jene Städte ihre Reichsunmittelbarkeit ein. Sieben Jahre nachher gab der Böhmenkönig die beiden Städte dem Grafen Jofried von Leiningen in Afterpfandſchaft, und 1332 trat er dieſelben, nach Rücktritt des Grafen, dem Erzbiſchof Balduin von Trier unterpfändlich ab, dem die Bürgerſchaft nun auch als ihrem Herrn huldigen mußte. Im J. 1351 verſetzte der Erzbiſchof von Trier die beiden Städte an den Grafen Heinrich zu Veldenz, allein Kaiſer Karl IV. brachte dieſelben im Jahre 1357 durch Einlöſung von Trier wieder an ſich und das Reich. Aber noch in demſelben Jahre gelangten ſie, nebſt anderen Städten, unterpfändlich an den Verwandten des Kaiſers, den mächtigen Kurfürſten Ruprecht I. von der Pfalz, mit deſſen Landen ſie endlich (1407) eigenthümlich vereinigt wurden. Mit der Reichsherrlichkeit Lauterns ging auch die der kaiſerlichen Hohenſtaufenburg daſelbſt ein, welch letztere jetzt fortwährend der Sitz der pfälziſchen Beamten oder Burggrafen blieb.

Außer einigen Streitigkeiten des Rathes von Kaiſerslautern mit dem dortigen Prämonſtratenſerkloſter (oder dem Stifte) und mit der nahen Abtei Otterberg, ſowie mit den pfälziſchen Beamten und dem umliegenden Adel ſtörte nun nichts den friedlichen Gang der Stadt; doch als zwiſchen Rath und Bürgerſchaft öfters Zwiſtigkeiten ausbrachen, vornehmlich im Jahre 1441, ſetzte der Vormund des minorennen Kurfürſten, Ludwig's V., der Herzog und Pfalzgraf Otto von Mosbach, die Glieder des Rathes eigenmächtig ab, ernannte 12 andere an deren Stelle und gab dieſen 2 aus jeder der 11 Zünfte, alſo 22 Männer von ſeiten der Gemeinde, zur Berathung bei, ordnete überhaupt das geſammte ſtädtiſche Gerichts-, Verwaltungs- und Rechnungsweſen aufs neue, was indeß nicht verhinderte, daß ſpäter, namentlich 1498, 1510 u. ſ. w., wiederholt tiefgehende Uneinigkeiten zwiſchen Rath und Gemeinde eintraten, die gewöhnlich durch den Kurfürſten als Landesherrn geſchlichtet werden mußten.

Im Bauernkriege, 1525, blieb die Stadt Kaiſerslautern, ihrer feſten Mauern und Thürme wegen, unangefochten; die Reformation hingegen fand dort, nachdem das Prämonſtratenſerſtift nebſt dem Barfüßerkloſter eingegangen war, bereitwilligſte Aufnahme, und die verbeſſerte evangeliſche Lehre ward unter den Kurfürſten Otto Heinrich und Friedrich III., wie im geſammten kurpfälziſchen Staate, alſo auch in Kaiſerslautern und in dem dazu gehörigen Amte vollſtändig eingeführt.

Der im Jahre 1576 verſtorbene Kurfürſt Friedrich III. hatte ſeinem zweiten Sohne, dem Herzoge und Pfalzgrafen Johann Kaſimir, in ſeinem letzten Willen die zwei Oberämter Neuſtadt und Lautern zugeſchieden, vorzüglich aus dem Grunde, damit die in Frankenthal, St.-Lambrecht und Otterberg angeſiedelten niederländiſchen und walloniſchen Auswanderer, zu denen ſich ſpäter noch die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten geſellten, in der Ausübung ihrer Religion und Entfaltung ihres Wohlſtandes durch ſeinen älteren Sohn und Nachfolger Ludwig VII. nicht geſtört und beeinträchtigt werden möchten, worauf Herzog Johann Kaſimir die Verwaltung jener beiden unter dem Namen *Fürſtenthum Lautern* miteinander verbundenen Oberämter 1576 übernahm und ſeine Reſidenz in der dortigen kaiſerlichen Burg aufſchlug, die er bedeutend vergrößerte und verſchönerte. Allein dieſer einſichtsvolle Fürſt zog, nach dem frühzeitigen Tode ſeines Bruders, Ludwig's VII., als Vormund von deſſen Sohne, Friedrich IV., nach Heidelberg und ſtarb dort kinderlos zu Anfang des Jahres 1592, worauf ſeine Beſitzungen wieder mit dem Kurſtaate vereinigt wurden.

Während des Dreißigjährigen Krieges, der wie überall in der Pfalz auch in Kaiſerslautern den blühenden Wohlſtand vernichtete, zogen ſchon 1620 die Spanier unter Spinola vor Lautern, welch letzterer ſein Winterquartier daſelbſt nehmen wollte, allein die Bürger ſchlugen ſeinen Angriff muthig zurück; kaum war aber des Reiches Acht über den pfälzer Kurfürſten 1621 verhängt, ſo bemächtigte ſich der General Don Corduba Lauterns. Im folgenden Jahre mußten die Bürger einen fehlgeſchlagenen Verſuch gegen die Spanier zu Gunſten ihres von Kaiſer und

Digitized by Google

Reich ſchwer mishandelten rechtmäßigen Fürſten ſchwer büßen, und von da an hauſten die fremden Dränger 10 Jahre lang in den Mauern Kaiſerslauterns unter Ausübung ihres allbekannten materiellen und geiſtigen Druckes. Die ſchwediſchen Waffen ſtellten zwar ſeit 1631 die Ruhe und Ordnung wieder her, jedoch nur auf kurze Zeit, denn nach der Schlacht bei Nördlingen, 1634, legte Herzog Bernhard von Weimar eine ſchwediſche Beſatzung nach Kaiſerslautern, um ſeine Vereinigung mit Lothringen und Frankreich zu decken, aber im Sommer 1635 wurde die Stadt durch das kaiſerliche Heer unter Gallas erſtürmt, die ſchwediſche Beſatzung bis auf den letzten Mann niedergehauen, und zu gleicher Zeit 1500 Einwohner, Greiſe, Männer, Weiber und Kinder, durch den ſiegenden Feind ſchonungslos erwürgt, alles rein ausgeraubt, und was noch von Menſchenleben übrigblieb, in den darauf folgenden Jahren durch Hunger und Peſt größtentheils aufgerieben. Im Jahre 1644 verjagten endlich die Schweden und Franzoſen die Kaiſerlichen aus Lautern und blieben dort bis zum Weſtfäliſchen Friedensſchluſſe.

Kurfürſt Karl Ludwig that ſeit 1652 ſein Möglichſtes, um der entvölkerten und ruinirten Stadt wieder aufzuhelfen, allein der kleine Krieg, den er ſelbſt 1668 und 1669 gegen den Herzog von Lothringen wegen der Schlöſſer Landſtuhl, Hoheneccken und Falkenſtein, die letzterer beſetzt hielt, führte, bereitete den Bürgern wieder vieles Ungemach, weil die Stadt eben dieſes Krieges wegen durch Anlegung mehrerer Bollwerke in einen kräftigeren Vertheidigungszuſtand gebracht worden war und eine Beſatzung mit einem Commandanten einnehmen mußte, der im Verein mit dem pfälziſchen Oberamtmann oder Landſchreiber, trotz des Widerſtandes des Rathes und der Bürgerſchaft die Stadt Kaiſerslautern ſchließlich um den Reſt ihrer Gerechtſame brachte. Im September 1688 rückten endlich, wegen der Orleans'ſchen Erbforderungen, auch noch die Franzoſen vor Lautern, nahmen es und ſetzten ſich darin feſt, nachdem die pfälziſche Beſatzung ausgezogen und die kurfürſtlichen Beamten ſich entfernt hatten. Sie ließen die erſt 1679 vollendeten Bollwerke und ſonſtige Feſtungsbauten der Stadt ſchleifen, das Schloß größtentheils demoliren, und die Einwohner ſeufzten unter dem franzöſiſchen Soldatendrucke bis zum Frieden von Ryswick 1697, jedoch wurde Kaiſerslautern mit Brand verſchont.

Nach geſchloſſenem Frieden ward Lautern ſeinem Landesherrn, dem Kurfürſten von der Pfalz, wieder eingeräumt, das verfallene Schloß für den Wohnſitz des pfälziſchen Landſchreibers nothdürftig hergerichtet, auch die Mauern der Stadt ausgebeſſert, welche aufs neue eine pfälziſche Garniſon erhielt und, mit Ausnahme eines feindlichen franzöſiſchen Ueberfalls im Jahre 1713, in ihrem gedeihlichen Entwickelungsgange nicht geſtört wurde. Kurfürſt Karl Theodor that manches zum Beſten und zur Verſchönerung der Stadt, indem er unter anderem den ſeit 1769 in Kaiſerslautern und Umgegend wirkenden ſogenannten Bienenverein, der auch landwirthſchaftliche Gegenſtände in ſeinen Bereich gezogen hatte, zu einer phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft erhob, welche er 1774 in eine hohe Kameral- oder Staatswirthſchafts-Schule mit fünf ordentlichen Lehrern verwandelte, die jedoch 10 Jahre ſpäter nach Heidelberg verlegt und mit der dortigen Facultät vereinigt ward.

In dem franzöſiſchen Revolutionskriege, während deſſen Dauer Kaiſerslautern gleich dem übrigen linken Rheinufer vieles ausſtehen mußte, erlangte die Stadt noch eine beſonders traurige Berühmtheit durch die am 29. und 30. November 1793 zwiſchen den Preußen unter dem Herzoge von Braunſchweig und den Franzoſen unter General Hoche daſelbſt vorgefallene Schlacht, die zum Nachtheil der letzteren ausfiel. Als eine Folge jenes Krieges kam die linke Rheinſeite an Frankreich; Lautern wurde unter den Franzoſen eine Bezirksſtadt mit einer Unterpräfectur und einem Tribunal, das als Bezirksgericht noch beſteht. Die ſpäteren Truppenzüge, vornehmlich die ſeit 1810 angelegte ſogenannte Kaiſerſtraße, beförderten den Wohlſtand der Bürger, allein unter der nachfolgenden königlich bairiſchen Herrſchaft, an welche 1814 und 1815 die Pfalz und damit Kaiſerslautern kam, hob und vergrößerte ſich dieſe Bezirksſtadt ſeit 1816 noch viel mehr. Im Mai 1849 war Kaiſerslautern der Herd und Mittelpunkt des pfälziſchen Aufſtandes, ohne daß dadurch im Innern eine Aenderung herbeigeführt wurde, und im Beginn des Deutſch-franzöſiſchen Krieges von 1870/71 war die Stadt kurze Zeit das Hauptquartier des preußiſchen Prinzen Friedrich Karl, nachmaligen Feldmarſchalls, und der Hauptſtützpunkt der II. Deutſchen Armee. (*Ferdinand Moesch.*)

KAISERSTUHL, ein iſolirtes Gebirge vulkaniſchen Urſprungs im badiſchen Kreiſe Freiburg (Breisgau) zwiſchen Alt-Breiſach und Endingen, nordweſtlich von der Stadt Freiburg. Es iſt durch das flache Dreiſamthal vom Schwarzwald geſchieden und ſtößt mit ſeinen weſtlichen Vorbergen an den Rhein. Aus etwa 45 Kegelbergen beſtehend, bietet es auf dem kleinen Raume von zwei Quadratmeilen (110 Quadratkilometern) eine Fülle und Mannichfaltigkeit von landſchaftlichen Schönheiten, verbunden mit einer Ueppigkeit der Vegetation, wie ſie in Deutſchland in dieſem Verhältniß nicht wiedergefunden werden. Auch hat es die dichteſte Bevölkerung nicht nur in Baden, ſondern in ganz Deutſchland, ſofern eben ländliche Bezirke in Betracht kommen, denn es zählt auf ſeinen 2 Quadratmeilen über 30,000 Einw. in 30 größeren und kleineren Ortſchaften. Haupterwerbszweige ſind Wein- und Obſtbau, Waldwirthſchaft und Viehzucht. Der Getreidebau wird aus Mangel an ausreichenden Flächen nur in beſchränktem Maße betrieben. Wohlhabenheit herrſcht trotz der dichten Bevölkerung durchgehends. Die Blüte des Landſtriches wird noch erhöht durch günſtige Verkehrsverhältniſſe. Außer von der ſchiffbaren Waſſerſtraße des Rheines wird der Kaiſerſtuhl noch von zwei Linien der Badiſchen Staatsbahn berührt.

Seinen Namen führt der Kaiſerſtuhl von dem Umſtande, daß Kaiſer Rudolf von Habsburg, wenn er in Breiſach Hof hielt, bei ſeinen Jagden im Gebirge auf

Digitized by Google

der höchſten, ſpeciell Kaiſerſtuhl genannten Spitze deſſelben zu raſten pflegte und dort auch zuweilen öffentlich Gericht hielt. In den Urkunden des 14. Jahrhunderts kommt er als Sedes imperialis vor. Aber auch aus dem Grunde mag dem Gebirge dieſer Name zukommen, weil Rudolf's Wiege hier geſtanden hat, indem er am 1. Mai 1218 auf der Limburg, über dem Dorfe Sasbach am Rhein, das Licht der Welt erblickte. Mächtige Trümmer bezeichnen die Stelle, die auch deshalb hiſtoriſch merkwürdig iſt, weil hier im J. 1078 Herzog Berthold I. von Zähringen, der Stammvater der badiſchen Herrſcherfamilie, ſtarb. Der Kaiſerſtuhl, auch Todtenkopf, Mahlberg und Zu den neun Linden genannt, mißt 1763 pariſer Fuß oder 573 Meter über dem Meer, 1138 pariſer Fuß oder 370 Meter über dem mittleren Rheinſpiegel, der alſo in dieſer Breite 625 Fuß oder 203 Meter beträgt. Der Berg zeigt oben eine ebene Fläche, von der man die herrlichſte das Rheinthal von Straßburg bis Baſel, den Schwarzwald und die Vogeſen umfaſſende Rundſicht genießt. Außerdem ſind zu erwähnen: der Katharinenberg, 1564 Fuß (508 Meter) mit einer Kapelle, der Teufelsberg, 1124 Fuß (365 Meter). Der höchſtgelegene Ort im Kaiſerſtuhl iſt das Pfarrdorf Achkarren, 1119 Fuß oder 363 Meter über dem Meer. Der merkwürdigſte Ort im Gebiet des Gebirges iſt Breiſach, gewöhnlich Altbreiſach genannt, zur Unterſcheidung von Neubreiſach im Elſaß. Er iſt Endpunkt der Linie Freiburg-Altbreiſach der Badiſchen Staatsbahn, die hier mittels der über den Rhein geführten Brücke mit den Elſaß-Lothringiſchen Bahnen zuſammenſtößt. Seine Geſchichte verliert ſich in das keltiſche Alterthum, es blühte als römiſche Niederlaſſung und war ſpäter ſtark befeſtigt, bis die Werke 1805 geſchleift wurden. Von hier aus zwang die badiſche Artillerie in den Tagen vom 2. bis 6. November 1870 das Fort Mortier zur Capitulation. Die Stadt treibt Handel mit den Producten des Gebirges. An der Eiſenbahn liegen außerdem noch: Ihringen, 5 Kilometer von Breiſach, und Waſenweiler, 3 Kilometer weiter, ſowie Riegel auf der Oſtſeite des Gebirges, 23 Kilometer von Freiburg entfernt. Ihringen und Riegel ſind mit feſten Laderampen verſehen und ebenfalls ſtark an der Ausfuhr der Gebirgsproducte betheiligt, von denen ſowol Wein als Obſt durch ihre Güte und Feinheit weitberühmt ſind. Die beſten Weine bringen die Ortſchaften Waſenweiler, Ihringen, Königſchaffhauſen, Biſchoffingen, Achkarren, Bickenſohl hervor. Durch Viehzucht zeichnet ſich beſonders Forchheim aus. Die Rebe wurde aller Wahrſcheinlichkeit nach von den Römern am Kaiſerſtuhl angepflanzt. In der fränkiſch-alamanniſchen Zeit erſcheinen urkundlich als Weinorte: Bötzingen 670 und 769, Burgheim 778, Endingen 774, Riegel 781. Neben dem Weinbau wird auch in anſehnlichem Maße Branntweinbrennerei aus Zwetſchen, Kirſchen, Treſtern und Kartoffeln betrieben. Der Holzbeſtand des Gebirges, größtentheils aus Buchen und Eichen beſtehend, wird von den Bewohnern als Bau- und Brennmaterial verwerthet.

Der Kaiſerſtuhl beſteht größtentheils aus Dolerit, der aber häufig in Trachyt, Baſalt und Klingſtein übergeht. In dieſen Geſteinen finden ſich viele zum Theil ſeltene Mineralien und zwar: Olivin, Augit, Veſuvian, Leucit, Melanit, Hornblende, gemeiner und glaſiger Feldſpat, Baſaltjaspis, Meſotyp, Stilbit, Analcim, Nephelin, Glimmer, Arragonit, Bitterkalk, Titaneiſen, Magnetkies, Gelbtitanerz u. a. Dieſer Beſchaffenheit des Bodens, reſp. den aus ihm gebildeten Verwitterungsproducten, verdankt der Kaiſerſtuhl den hohen Grad von Fruchtbarkeit, welche ihn den geſegnetſten Landſtrichen der gemäßigten Zone zugeſellt. (*A. Schroot.*)

KAISERSTUHL, ein alterthümliches Städtchen mit ſteilen Gaſſen, einem alten dicken Thurm und einer Rheinbrücke, liegt 371 Meter über dem Meer, 35 Kilometer nordöſtlich von Aarau im Bezirk Zurzach des Cantons Aargau, am Rhein und der Nordoſtbahnlinie Winterthur-Waldshut und zählte (1880) 366 meiſt katholiſche Einwohner (11 Procent Proteſtanten), deren Haupterwerbsquelle der Acker- und Weinbau iſt.

Kaiſerſtuhl ſoll an der Stelle der römiſchen Gerichtsſtätte Forum Tiberii liegen, welche 256 n. Chr., wie die übrigen römiſchen Caſtelle am Oberrhein, von den Alamannen zerſtört wurde. Im Mittelalter wird das Städtchen, nach welchem ſich das Geſchlecht der „Schenke von Kaiſerſtuhl" nannte, vom 10. Jahrhundert an erwähnt. Am Ende des 13. Jahrhunderts ging es durch Kauf von den Freiherren von Regensberg an die Biſchöfe von Conſtanz über, deren Obervögte bis 1798 in dem am rechten (badiſchen) Ende der Rheinbrücke gelegenen Schloſſe Röteln reſidirten. 1415 kam es durch Eroberung an die Eidgenoſſen, welche es der gemeinen Herrſchaft Baden zutheilten und die hohe Gerichtsbarkeit dem Landvogt derſelben übertrugen, die niedere Gerichtsbarkeit dagegen dem biſchöflichen Obervogt beließen. 1798 wurde das Städtchen dem Canton Baden der Helvetiſchen Republik, 1803 dem neuen Canton Aargau einverleibt. (Vgl. Müller, Der Aargau, 2 Bde. Zürich und Aarau 1870.) — Den Namen Kaiſerſtuhl tragen in der Schweiz außerdem noch ein Bergſtock und ein Hügelrücken im Canton Unterwalden. Jener, auch Kaiſerſtock genannt, erhebt ſich zwiſchen dem Schönegg- und dem Bannalppaſſe an der Grenze von Nidwalden und Uri zu 2401 Meter und iſt ein Kalkſtock, deſſen ſteil abfallende Felswände, ähnlich dem Tafelberge der Capſtadt, von einem ebenen Plateau gekrönt ſind; dieſer liegt, wie auch der gleichnamige Weiler, nördlich vom Lungernſee in Obwalden an der Brünigſtraße, welche in drei großen Windungen die Steigung des Kaiſerſtuhls überwindet. (*A. Wäber.*)

KAISERSWERTH iſt ein preußiſches Städtchen der Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düſſeldorf, Landkreis Düſſeldorf, am Rhein, in 34 Meter Höhe, mit 218 Wohngebäuden und darin 403 Haushaltungen; die Zahl der Bewohner iſt 2365, welche Schiffahrt und Seidenweberei betreiben. Der Ort hat eine große Seidenfabrik. Er iſt ſehr alt, denn ſchon im J. 710 predigte dort Suitbert, deſſen Grabmal ſich in der Stiftskirche befindet. Auf einer Rheininſel erbaute Pipin von Heriſtal ein Schloß und ein Kloſter; im J. 1062 entführte Erzbiſchof Hanno von Cöln von hier den zwölfjährigen Heinrich IV. Im Mittelalter war es eine in verſchiedenen Händen be-

Digitized by Google

findliche Feſtung. Einen beſondern Ruf hat der Ort erlangt durch ſeinen Prediger Th. Fliedner, welcher 1822 die ärmliche evangeliſche Pfarrſtelle zu Kaiſerswerth erhielt. Mittels reichlich ihm zufließender Beiträge gründete er 1826 den Bibelverein und den rheiniſch-weſtfäliſchen Gefängnißverein zu Düſſeldorf, 1833 ein Aſyl für entlaſſene weibliche Gefangene, und zwar in ſeinem Gartenhauſe; darauf 1835 zu Düſſeldorf eine der erſten Kleinkinderſchulen, ſpäter eine Strickſchule und ein Seminar für Kleinkinder-Lehrerinnen. 1836 am 13. October eröffnete er die erſte Diakoniſſen-Anſtalt, das Mutterhaus für viele ähnliche Anſtalten; er verband damit ein Magdalenenſtift, ein Krankenhaus (jetzt mit 120 Betten), ein Waiſenſtift für Mädchen mittlerer Stände, ein Seminar für Lehrerinnen und eine Heilanſtalt für weibliche Gemüthskranke. Jetzt iſt das Gartenhaus zu Straßen mit ſtattlichen Häuſern geworden, in denen täglich mehr als 500 Menſchen beköſtigt werden. — 1879 gibt der 42. Jahresbericht über den Stand der Dinge Nachricht: Das Mutterhaus zu Kaiſerswerth hatte im März 1879: 447 eingeſegnete Diakoniſſen und 117 Probeſchweſtern, ferner 16 Diakoniſſen-Schülerinnen, in Summa 580. Die 8 Tochterhäuſer in Preußen waren beſetzt mit 38 Schweſtern; die 78 Stationen der Rheinprovinz mit 181 Schweſtern; die 37 Stationen in Weſtfalen mit 91 Schweſtern; die 6 Stationen in Heſſen-Naſſau mit 23, die 10 Stationen in Brandenburg mit 46, die 3 Stationen in Schleſien mit 10, die 1 Station in Oſtpreußen mit 1, die 2 Stationen in Sachſen mit 2 Schweſtern; 2 Stationen (in Detmold und in Speier) mit 8 Schweſtern. Mit 23 Schweſtern die Stationen in Bukareſt, Conſtantinopel, Peſt und Florenz; mit 42 Schweſtern die Stationen in Beirut, Jeruſalem und Smyrna; mit 9 Schweſtern die in Alexandrien; mit 1 Schweſter die zu Rocheſter in Nordamerika. Die Zahl der 1878 von kaiſerswerther Diakoniſſinnen verpflegten Perſonen wird folgendermaßen angegeben: in Krankenhäuſern 23,844; in Verſorgungshäuſern 621; in Familien 15,000; einzelne Kranke 1900; in Waiſen- und Erziehungshäuſern 672; in Penſionaten 534; in Elementarſchulen 464; in Handarbeits-, Flick- und Sonntagsſchulen 4046; in Kleinkinderſchulen 2703; in Mädchenanſtalten und Logirhäuſern 2565; in Aſylen und Gefängniſſen 96; in Summa 52,445 Perſonen. Dazu kommen noch in den Hospitälern von Alexandrien 29,064, in Beirut 11,821, in Jeruſalem 4800, zuſammen 45,685. Aus den Krankenhäuſern in Aachen, Neunkirchen u. ſ. w. iſt die Zahl der Behandelten nicht bekannt. Die polikliniſchen Behandlungen geſchehen ganz unentgeltlich, meiſt wird auch die Arznei unentgeltlich verabreicht. Die ganz ſelbſtändigen Diakoniſſen-Mutterhäuſer Breslau, Bielefeld, Halle a. S., Königsberg i. Pr., Speier, Paul Gerhard-Stift in Berlin haben nur die vorſtehende Schweſter vom Kaiſerswerther Mutterhauſe erhalten.

Die inländiſchen Töchterhäuſer ſind: die ſeit 1868 beſtehende Diakoniſſenſchule zu Kaiſerswerth (15 Schweſtern); der Erholungsort für geneſende und müde Schweſtern in Salem; das Kinder-Geneſungsaſyl und der Erholungsort für Schweſtern auf Haus Wallbaum bei Hattingen; die evangeliſche Mägdeherberge und Mägdebildungsſchule in Düſſeldorf; die Mägdeherberge und Mägdebildungsſchule auf Marthashof in Berlin; das Waiſenhaus zu Altorf bei Pleß in Oberſchleſien; das Lehrhaus und die höhere Töchterſchule in Hilden; das Aſyl für Gefallene und Entlaſſene in Brandenburg a. d. H. — Töchterhäuſer und Arbeitsfelder im Auslande ſind: das Hospital in Jeruſalem; das Erziehungshaus Talitha-Kumi in Jeruſalem; das Penſionat und Waiſenhaus in Smyrna; das Hospital in Conſtantinopel; das Diakoniſſen-Krankenhaus in Alexandrien; die Diakoniſſenarbeit in Beirut am Libanon; die deutſch-evangeliſchen Mädchenſchulen und die Kleinkinderſchule in Bukareſt; das Diakoniſſen-Krankenhaus in Peſt; das Diakoniſſen-Lehrhaus in Florenz.

33 Hülfs- und 56 Zionsvereine ſtützen das Werk. 1878 beliefen ſich die Einnahmen auf 277,014 M. 99 Pf., die Ausgaben auf 263,492 M. 64 Pf. Leider iſt noch eine Kapitalſchuld von 180,000 M. vorhanden, für welche der Zinſenaufwand anſehnlich iſt.

Die Wohlthaten, welche dieſen Inſtituten zu verdanken ſind, kann man nicht verkennen, nicht allein für die Kranken und zu Beſſernden, ſondern auch dadurch, daß unverheiratheten weiblichen Perſonen ein ſchöner Beruf und ſegensreicher Wirkungskreis geöffnet iſt, wenn ſie ſich dem Diakoniſſenamt widmen, natürlich ganz freiwillig und mit voller Hingabe der Seele. Freilich müßte ihnen der Austritt auch gewährt ſein, ſobald ſie erkennen, daß ſie hier nicht den für ſie geeigneten Beruf oder Lebensweg gefunden haben. Leider aber ſcheint die Tendenz zu beſtehen, die Eingetretenen ebenſo unlösbar feſtzuhalten, wie es die katholiſchen Klöſter thun, und zwar auf Wegen und durch Mittel, wie ſie nicht zu rechtfertigen ſind. Da iſt denn die Klage nicht zu verwundern, daß dem Verlangen und Bedürfniſſe an Diakoniſſen in ſo ſehr vielen Orten wegen der geringen Zahl von ſolchen, die ſich zum Eintritt melden, in keiner Weiſe genügt werden kann. (*G. A. v. Klöden.*)

KAISERTHUM. Die vornehmſte und erhabenſte aller politiſchen Inſtitutionen der civiliſirten Welt iſt ohne Zweifel die Würde und der Beruf des Kaiſers. Denn während das Königthum an und für ſich der höchſte Ausdruck für die äußere oder formelle Darſtellung der ſtaatlichen Einheit iſt, verknüpft ſich mit dem Begriffe Kaiſerthum hiſtoriſch ſtets der Gedanke einer gewiſſen Steigerung des Königthums, einer Ausdehnung deſſelben über die Grenzen des ſtrengen Einheitsſtaates hinaus, einer Neigung zur Weltherrſchaft, zu einer Art von völkerrechtlicher Hegemonie. In dieſem Sinne tritt uns die Idee des Kaiſerthums, oder wenigſtens das Streben nach der Verwirklichung eines ſolchen, ſeit den älteſten Zeiten der Geſchichte entgegen. Schon der Perſer Cyrus erſcheint als ein Träger dieſer Idee, wie der regierende Sohn des Himmels in China und der indiſche Großkönig, dem es gelingt, unter Anlehnung an die Einheit des Brahmanismus eine größere Anzahl von indiſchen Stämmen eine Zeit lang unter ſeiner Herrſchaft zu vereinigen. Und wie der griechiſche Gedanke

Digitized by Google

der Weltherrſchaft oder des Kaiſerthums in Alexander ſeinen glänzendſten, wenngleich raſch vorübergehenden Ausdruck gefunden hatte, und das römiſche Volk jedenfalls ſchon durch Cäſar zu einigem Bewußtſein dieſes Gedankens wie zu der Ahnung einer beſtimmten, nicht im Königthume allein liegenden Form für denſelben erweckt worden war, ſo leuchtet im Mittelalter ein Schein der Idee bereits hervor aus dem gothiſchen Geſammtkönigthum und aus dem frühen Eingehen der Germanen auf die Traditionen des Occidentaliſchen Kaiſerthums wie in der gleich frühen Nachahmung des orientaliſch-kaiſerlichen Hofes und Regiments.

Jedes Kaiſerthum muß ſich an ein allgemein menſchliches Princip anlehnen, welches es innerhalb eines größeren Kreiſes von im übrigen eigenthümlich ausgebildeten und mehr oder weniger ſelbſtändigen Völkerindividualitäten darzuſtellen ſucht, indem es dieſe Völker ſelbſt wieder zu einer beſondern, gerade durch das Kaiſerthum individuell charakteriſirten höheren Einheit zuſammenfaſſen und alſo inſofern wenigſtens beherrſchen will. Demnach muß jedes Kaiſerthum ſeinem Grundgedanken nach auf einer Oberherrſchaft entweder durch den Glauben, oder durch neue Geſellſchaftsideen, oder endlich durch materielle Machtverhältniſſe beruhen. Man darf dies nicht ſo auffaſſen, als müſſe jedes Kaiſerreich entweder ein Cäſareopapismus, oder ein rationaliſtiſch-revolutionäres Protectorat, oder ein militäriſches Großkönigthum ſein. In der Regel wird aber in jedem Kaiſerthume etwas von jeder der drei angegebenen Grundideen enthalten ſein, gleichviel, an welche von ihnen daſſelbe ſich zuerſt und vorzüglich angeſchloſſen hatte. Da aber für die Dauer des Beſtandes Colliſionen zwiſchen dem Kaiſerthum und den ihm angehörenden Gliederſtaaten nicht ausbleiben können, ſo wird ſchließlich meiſt die materielle Macht über die Forteriſtenz des Kaiſerthums zu entſcheiden haben.

Zur äußern Charakteriſtik des Kaiſerthums gehört zunächſt der im kaiſerlichen Titel liegende höhere völkerrechtliche Rang. An ſich freilich enthält dieſer kaiſerliche Titel durchaus keine beſondern ſtaatsrechtlichen Machtvollkommenheiten oder völkerrechtlichen Befugniſſe. Das Staatsrecht berührt er an und für ſich gar nicht, und im Staatenverkehr oder nach Völkerrecht begründet er den ihn anerkannt habenden Mächten gegenüber nur einen höheren Rang. Deshalb hatten der byzantiniſche wie der römiſch-deutſche Kaiſer zuerſt nur einen einzigen Genoſſen ihres völkerrechtlichen Ranges, und dieſer war, ſonderbarerweiſe, der Erbfeind der Chriſtenheit, der Sultan, der Oberherr aller wahren Muſelmanen, wie der Kaiſer der der Chriſtenheit. Da aber der Rang im Verkehre überhaupt, und namentlich im Völkerverkehre, um ſo bedeutender iſt, je mehr er durch Ideen und entſprechende Mittel getragen wird, ſo muß derjenige Staat, welcher die Conſequenzen irgendeines Kaiſerthums mit ſeiner Stellung nicht vereinigen kann, demſelben entweder die Anerkennung verweigern, oder ihm ſeine eigene Krone als eine ebenſowol kaiſerliche mit dem Anſpruch auf gleichen Rang gegenüberſtellen; denn im höheren Range liegt ſtets eine Gefahr für die völkerrechtliche Gleichheit, da derſelbe Prätenſionen nahelegt, welche leicht über die Grenzen eines bloßen Ehrenvorrechts hinausgehen. Im Zuſammenhange mit den hier angedeuteten Geſichtspunkten ſteht denn auch ein beſonderer, namentlich bei feierlichen Gelegenheiten ſich kundgebender Glanz der äußern Erſcheinung des Kaiſerthums, wie er einmal in der Kleidung (Ornat), Hofhaltung und im ganzen Auftreten des jeweiligen Trägers der Würde, ſodann aber vorzugsweiſe auch in einem gewiſſen, dem Kaiſerthum in noch höherem Grade als dem Königthum eigenthümlichen, religiöſen Charakter (Salbung, Krönung) hervorzutreten pflegt.

Ungleich wichtiger als dieſe Aeußerlichkeiten ſind nun aber diejenigen Eigenſchaften des Kaiſerthums, welche daſſelbe innerlich charakteriſiren, da von ihnen die tiefere Bedeutung der äußern Erſcheinung abhängt. Das wahre Kaiſerthum, als das Reſultat einer nach außen gehenden Expanſion der Kraftüberfülle eines Einheitsſtaates muß ſich vorzüglich gerade auf letzteren ſtützen. Es iſt dabei gleichgültig, welchen Grad innerer Vollendung der eigentliche Hauptſtaat bereits erlangt hat oder von früherher noch behauptet; es genügt, wenn derſelbe relativ, d. h. im Verhältniß zu den Nebenvölkern, den am ſtärkſten organiſirten Staat repräſentirt, denn ein Kaiſerthum, welches der erfolgreichen Thätigkeit der Expanſivkraft vorausgeht oder nach deren Abſterben noch fortbeſteht, iſt noch nicht oder iſt nicht mehr ein wahres Kaiſerthum. Dieſes aber wird, will es nicht etwa in ein vergrößertes Königthum oder vollkommenes Einheitsſtaatsweſen zurückfallen, ſich zu gewiſſen föderativen Conceſſionen gezwungen ſehen, d. h. das Kaiſerthum muß ſeinen einzelnen Völkern und Ländern einen gewiſſen Grad von Selbſtändigkeit laſſen oder geben. Dieſe Nothwendigkeit bringt jedoch die wichtigſten Conſequenzen mit ſich. Je kaiſerlicher nämlich eine Regierung iſt, deſto mehr Kraft braucht ſie, um die Einheit größerer und in einem hohen Grade autonomer Theile zuſammenzuhalten. Allein gerade in dieſer Selbſtändigkeit oder Freiheit, welche das Kaiſerthum ſchließlich dem Hauptvolke, aus dem es hervorgegangen, nicht wird verſagen können, liegt eine große Gefahr für ſeinen, d. h. den einheitsſtaatlichen Beſtand, da die Neigung zum Föderalismus leicht überwiegt und in ihren weiteren Conſequenzen zur Auflöſung führt. Nur mächtige Ideen, getragen von mächtigen Perſönlichkeiten, können demnach einen dauernden und lebenskräftigen Beſtand eines Kaiſerthums ſichern, und alles, was zur Vollkommenheit der Form des Einheitsſtaates gehört und aus dieſer reſultirt, wird ſelbſt unter dieſen Vorausſetzungen minder vollſtändig vorhanden ſein. Aber auch die innere organiſche Durchbildung des Reiches wird vom Standpunkte der Einheitlichkeit aus um ſo weniger eine vollkommene ſein können, je individuell verſchiedener und damit zur organiſchen Verſchmelzung ungeeigneter die einzelnen Theile an ſich ſind. Schon aus dieſen Gründen ſchwebt das Kaiſerthum ſtets zwiſchen der Gefahr der Auflöſung in eine Staatenmehrheit und der des Rückfalles in das Einheitskönigthum. Dazu kommt, daß das Kaiſerthum, obgleich es ſeinem Weſen nach in mancher Beziehung mehr Freiheit gewährt als das Königthum,

Digitized by Google

wegen ſeines Fortſtrebens nach außen nicht nur der inneren Freiheit in andern Beziehungen gefährlicher werden muß als das Königthum, ſondern auch vermöge ſeiner Ideen und deren Anziehungskraft immer etwas Drohendes nach außen hin an ſich hat, was natürlich durch mächtige kaiſerliche Perſönlichkeiten noch geſteigert wird. Die Nothwendigkeit, innerlich immer mehr zu centraliſiren, zwingt es, gewiſſermaßen ſeinen eigenen Boden zu zerſtören, und der Drang, durch Eroberungen ſich äußerlich zu vergrößern, läßt es mit ſeinem eigenen Grundgedanken auch in dieſer Richtung in Widerſpruch gerathen. Will man auch die geſchichtlich nachweisbare Schwäche der inneren Organiſation der Kaiſerreiche oder doch deren meiſt nur mechaniſchen Zuſammenhang überſehen, will man keinen beſondern Werth darauf legen, daß die geſchichtlichen Kaiſerreiche in der Regel von dem Ideal eines organiſchen Staates in demſelben Maße weit entfernt ſind, als deren Idee eine erhabene geweſen — ein Geſichtspunkt wenigſtens kann hier nicht ganz unbeachtet bleiben, der nämlich, daß das Kaiſerthum ſeiner föderaliſtiſchen Neigung wegen ſtets mit einer Art von Feudalismus verbunden zu ſein pflegt. Die rechtliche Unbeſtimmtheit der Beherrſchungsform, die rechtliche Unſelbſtändigkeit des Herrſchers und im Zuſammenhange hiermit die große Unſicherheit der Nachfolge oder der rechtlichen Continuität in der Oberherrſchaft ſind die geſchichtlich vorliegenden Folgen jener Thatſache.

Diejenigen Erſcheinungsformen des Kaiſerthums, welche hier in ihrem hiſtoriſchen Zuſammenhange und gewiſſermaßen als deſſen einzelne Entwickelungsſtufen des nähern berührt werden müſſen, ſind folgende: 1) das Römiſch-occidentaliſche; 2) das Römiſch-griechiſche; 3) das Fränkiſche; 4) das Römiſch-deutſche Kaiſerthum oder das der deutſchen Könige.

1) Das Römiſch-occidentaliſche Kaiſerthum. Dem glücklichen Erben Cäſar's, Octavius Auguſtus, gelang es, die geſammte römiſche Staatsgewalt in ſeiner Perſon zu vereinigen. Von da an verehrt das römiſche Weltreich in dem Kaiſer ſein einiges Haupt. Als Großneffe und Teſtamentserbe Cäſar's führte Octavius auch den Namen Cäſar. Aber noch bedeutete derſelbe nicht die Kaiſerwürde. Einen feſten Namen dafür gab es anfänglich überhaupt nicht. Die erſten Kaiſer nannten ſich zunächſt mit ihren Perſonennamen und fügten dieſen die verſchiedenen römiſchen Würden bei, deren Concentration die weſentlichen Attribute der Kaiſer in ſich begriff. Sie betonten ihre imperatoriſche Gewalt und ihr tribuniciſches Anſehen. Der Kaiſer war regelmäßig auch pontifex maximus und princeps senatus und zog auch die cenſoriſche Gewalt der Sittencenſur an ſich. Von Zeit zu Zeit ließ er ſich außerdem die Würde des Conſuls übertragen, deſſen ſtellvertretende (proconſulariſche) Gewalt er fortwährend beibehielt. Durch die alten Namen republikaniſcher Aemter wurde ſo die neue monarchiſche Hoheit in den Augen des Volkes gleichſam ermäßigt und die Verbindung der neuen Verfaſſung mit der alten ſichtbar dargeſtellt, ähnlich wie unſere heutigen Könige die Titel untergegangener mittelalterlicher Reichsfürſtenämter fortzuführen pflegen. Wollte man die kaiſerliche Machtvollkommenheit mit einem Worte bezeichnen, ſo bediente man ſich mit Vorliebe der Ausdrücke imperator oder princeps, oder perſönlicher noch des Ehrennamens Auguſtus, der allmählich dem Namen Cäſar den Vorſprung abgewann und noch im Mittelalter neben demſelben ſich lange behauptete. Erſt zuletzt erbleichte er vor dem größeren und individuelleren des Kaiſers und kam dann ganz in Vergeſſenheit. Die kaiſerliche Würde war jedoch nicht erblich und ſchon dadurch unterſcheidet ſie ſich von der gewöhnlichen Königswürde, die faſt immer mit einer Dynaſtie erblich verbunden war. Der Kaiſer bedurfte eines Senatsſchluſſes und eines Volksgeſetzes, durch welche ihm die höchſte Gewalt übertragen ward. Die Römer waren überhaupt allen Erbämtern abgeneigt, ſie verlangten für alle öffentlichen Würden individuelle Tüchtigkeit; ganz vorzüglich aber ſchien der cäſariſche Beruf höchſter individueller Begabung zu bedürfen, wie ſie das Erbrecht nicht zu gewährleiſten vermag. Thatſächlich freilich hielten ſich die Römer ſo viel als möglich an die Familie des letzten Kaiſers, ja ſie ließen ſich ſogar einen Schwachkopf wie Claudius gefallen, weil er der kaiſerlichen Familie entſtammte. Aber vom Standpunkte des römiſchen Staatsrechts aus war es nicht im mindeſten anſtößig, wenn ein glücklicher Empörer an der Spitze der Legionen die Stufen des Kaiſerthrones erſtieg, denn eben durch ſeine Erfolge erwies er ſeine cäſariſche Begabung. Wichtiger noch iſt folgender Geſichtspunkt. Schon im Alterthum gilt das Königthum für eine weſentlich nationale Inſtitution, es iſt ſeiner Natur nach in der Regel beſchränkt auf ein beſtimmtes Volk und auf ein begrenztes Land. Das römiſche Kaiſerthum dagegen iſt eine univerſelle Würde. Seine Idee umfaßt die Menſchheit und ſeine Autorität will ſich über die ganze Erde erſtrecken. Im höchſten Sinne des Wortes gibt es daher nur einen Kaiſer und viele Könige. Der Zug der Römer zur Weltherrſchaft, der alle Völker der Erde ſich unterordnen müſſen, hat im römiſchen Kaiſerthum ſeinen höchſten Ausdruck gefunden. Der Kaiſer iſt die römiſche Weltherrſchaft in Perſon. Alle öffentliche Macht gipfelt zuletzt in ihm und ſeine oberſte Gewalt breitet ſich ſchrankenlos nach unten aus, ſoweit er es im öffentlichen Intereſſe für nöthig hält. Das römiſche Volk und der römiſche Kaiſer, das ſind die beiden großen, abſoluten Autoritäten, welche der Römer verehrt, und zwar erſcheint die Autorität des römiſchen Volkes als die urſprüngliche, die des Kaiſers als die hieraus abgeleitete. Im Volkswillen findet das Kaiſerthum ſeine rechtliche Begründung, und die Volkswohlfahrt iſt ſeine Aufgabe. Aber in der Regel verhält ſich das Volk ſelbſt nur paſſiv, und alle wahre politiſche Action geht vom Kaiſer aus, der die Macht des römiſchen Volkes ſchrankenlos beſitzt und beliebig übt. Denn der Kaiſer iſt durch kein Geſetz gebunden und er wird durch kein Geſetz beſchränkt. Aber er ſteht nicht außerhalb des römiſchen Volkes, ſondern er findet im Geiſte und im Charakter des Römerthums eine höhere Macht als ſelbſt die ſeinige. Er kann das römiſche Recht um der Staatswohlfahrt willen aus-

nahmsweiſe durchbrechen, aber er muß es als Lebensregel beachten. So dictatoriſch ſein Imperium iſt, ſo muß er ſich doch vor Uebelthaten und Misregierung hüten, durch welche das Volk zu trotzigem Aufſtande gereizt würde, denn dann iſt ſeine Macht und ſein Leben in äußerſter Gefahr. Die salus publica iſt die Quelle, die Schranke und der Zweck aller römiſchen Kaiſermacht.

2) Das Römiſch-griechiſche Kaiſerthum. War in dem älteren Kaiſerthum wenigſtens formell noch die Verbindung verſchiedener republikaniſcher Magiſtraturen ſichtbar, ſo ging auch dieſe Erinnerung ſpäter unter, und das Kaiſerthum wuchs ſich völlig zu einer einheitlichen und untheilbaren Monarchie aus. Ebenſo verſchwanden die übrigen Magiſtraturen der Republik mit ihrem relativ ſelbſtändigen Imperium nach und nach, und es gab in dem weiten Reiche nur noch kaiſerliche Aemter und kaiſerliche Beamten. In der Gründung von Neu-Rom auf griechiſchem Boden (Byzanz) hatte der innere Gegenſatz beider Civiliſationen, die im römiſchen Weltreiche verbunden waren, der helleniſchen und der römiſchen, ein zweites, griechiſches, Centrum gefunden, deſſen wachſende Bedeutung bald die der alten italiſchen Hauptſtadt weit hinter ſich ließ. Damit war auch die Spaltung des Kaiſerthums in ein weſtrömiſches und ein oſtrömiſches veranlaßt. Zwar gehörten noch immer Occident und Orient zuſammen. Dem Princip nach war es immerhin nur ein Kaiſerthum, ein Reich, aber die Größe deſſelben erforderte zwei Träger der kaiſerlichen Gewalt, die überdies noch in den ſogenannten Cäſaren ſich Theilhaber der Macht, Gehülfen und Nachfolger erwählten. Thatſächlich waren es alſo zwei beſondere Reiche; der Occident wurde gewöhnlich von Rom aus, der Orient von Conſtantinopel aus regiert. Der Abſolutismus dieſes ſpäteren Kaiſerthums war noch viel ungehemmter als der des früheren, weil die republikaniſchen Ideen und Uebungen im Volke vollends abgeſtorben waren, und weil in Conſtantinopel nun die orientaliſchen Vorſtellungen und Gewohnheiten herrſchend wurden. Wie vor einem Gotte warf ſich der Orient vor ſeinem Despoten in den Staub, und auch das kaiſerliche Hofceremoniel bekam nun einen vollſtändig orientaliſchen Anſtrich. Nur in einer Beziehung erhielt das Kaiſerthum eine vorher nicht gekannte Schranke. Seit Conſtantin der Große das Chriſtenthum angenommen hatte, waren die chriſtlichen Kaiſer genöthigt, eine höchſte Autorität anzuerkennen, die in keiner Weiſe auf das römiſche Volk zurückgeführt werden konnte. Chriſtus und die Apoſtel galten ihnen in religiöſen Dingen doch mehr als der Wille der Römer. Dem Imperium trat daher als eine neue, weſentlich ſelbſtändige — wenn auch in allen äußeren Beziehungen dem Kaiſer unterthänige Macht — das Sacerdotium an die Seite. Der neuen Sorge für das Chriſtenthum und für den orthodoxen katholiſchen Glauben unterzogen ſich aber die Kaiſer ſelbſt. Sie waren die Wächter der kirchlichen wie der ſtaatlichen Einheit, ihre Würde bekam zu einem guten Theil einen religiöſen Charakter, ſie wurden Verkünder und Schützer des Dogmas. Mit dem Titel „De trinitate“ eröffnet der Kaiſer Juſtinian bedeutſam ſeine Sammlung kaiſerlicher Geſetze; die Schirmung des orthodoxen Glaubens und ſeine möglichſte Verbreitung bildeten die vorwiegende Aufgabe des byzantiniſchen Kaiſerthums.

3) Das Fränkiſche Kaiſerthum. Auf römiſchem Boden erhob ſich das große Reich der deutſchen Franken. Die fränkiſche Monarchie, aus römiſchen und deutſchen Elementen gemiſcht, bildet denn auch den Uebergang aus der antiken in die mittelalterliche Weltordnung. Viel mächtiger als ein altgermaniſcher König iſt der fränkiſche König, doch weder ſo abſolut noch ſo übermächtig wie der römiſche Kaiſer. Die Ideen des germaniſchen Rechts und der germaniſchen Freiheit haben ſich gewiſſermaßen vermählt mit dem Gedanken der römiſchen Staatshoheit und Macht, und aus dieſer Verbindung iſt jene monarchiſche Inſtitution hervorgegangen, wie wir ſie in der Zeit Karl's des Großen in voller Kraft entwickelt ſehen. Eine Reihe von Gründen wirkte zuſammen, um die einheitliche Macht der Karolingiſchen Könige zu ſtärken: vorerſt die merkwürdige Folge individuell ausgezeichneter und glücklicher Herrſcher, ſodann die wachſende Ausdehnung eines großen Reiches, für welches ein umfaſſendes und ſtarkes politiſches Regiment Bedürfniß ward, ferner die Nothwendigkeit einer ſtets verfügbaren großen Kriegsmacht, und die Siege, welche durch ſie erfochten wurden, endlich die Verbindung mit den romaniſchen Unterthanen, die ſeit Jahrhunderten in der Cultur des römiſchen Staates erzogen und an die Vorſtellungen und durchgreifenden Einrichtungen des letzteren gewöhnt waren. In einer Beziehung freilich machte die Inſtitution der Monarchie eher einen Rückſchritt. Das Princip der Erblichkeit nämlich der königlichen Würde, neben welcher die frühere Kur zu einer ziemlich bedeutungsloſen Formalität zuſammenſchrumpfte, wurde allzu ſehr nach der Weiſe der privatrechtlichen Erbfolge ausgeübt, und zum Nachtheil des Staates und der Nation das Geſammtreich unter mehrere Söhne des verſtorbenen Königs ſo vertheilt wie die liegenden Güter, die ein Privatmann hinterlaſſen hatte. Damit war aber der politiſche und ſtaatsrechtliche Charakter der Thronfolge, welcher die fortdauernde Einheit des Staates conſervirt, gänzlich verkannt und wurde dem privatrechtlichen Princip, daß die Herrſchaft im Staate wie ein Vermögen des Individuums und der Familie aufzufaſſen ſei, d. h. dem ſogenannten Patrimonialprincip in dieſer Hinſicht gehuldigt. Anlangend die Geſetzgebung, ſo vermochte natürlich der römiſche Grundſatz, daß jede beliebige Willensäußerung des Kaiſers in Rechtsſachen Geſetzeskraft habe, beim germaniſchen Volke der Franken weder Billigung noch Geltung zu finden; aber die in den meiſten Fällen maßgebende Vorbereitung der Geſetzentwürfe wurde nun gewöhnlich im königlichen Cabinet mit Hülfe der königlichen Räthe vorgenommen und die Geſetze ſelbſt im Namen des Königs erlaſſen, deſſen Sanction erſt den Entwürfen Geſetzeskraft verlieh. Von größter Bedeutung aber war es, daß die Berathung, beziehungsweiſe die Zuſtimmung der auf den Reichstagen verſammelten geiſtlichen und weltlichen Großen der Ariſtokratie in der Sitte und in dem Rechte als unentbehr-

Digitized by Google

lich betrachtet wurde für die Geſetzgebung. Die Billigung durch das Volk ſelbſt hatte dagegen nur noch eine untergeordnete Bedeutung, und galt in den meiſten Fällen, insbeſondere wenn es ſich um ſtaatliche oder kirchliche Organiſation handelte, nicht mehr für nöthig; nur wenn das eigentliche Volksrecht verändert werden ſollte, wurde auch die Gutheißung des Volkes ſelbſt noch erfordert. In jener Mitwirkung der Optimaten aber iſt der erſte Anſatz der ſtändiſchen Repräſentation zu erkennen, welche in den ſpäteren Jahrhunderten eine ſo großartige Ausbildung erlangt und den repräſentativen Staat hervorgebracht hat. Auch eine ſtarke Regierungsgewalt ſtellte ſich bei der Größe des Staates und der damaligen Umgeſtaltung der öffentlichen Zuſtände bald als unabweisbares Volksbedürfniß heraus. Der Idee, für die Handhabung des Friedens und die Aufrechthaltung des Rechts zu ſorgen, geſellte ſich die Rückſicht auf die öffentliche Wohlfahrt bei. Indeſſen war den germaniſchen Vorſtellungen das römiſche Imperium ein zu fremder und unerträglicher Begriff, als daß derſelbe hätte adoptirt werden können. Vielmehr erhob ſich die neue Regierungsmacht im Geiſte der einheimiſchen Mundſchaft (mundium). Dieſe königliche Mundſchaft verhält ſich auf dem Gebiete des Staatsrechts zu dem römiſchen Imperium gerade ſo wie die Vormundſchaft des deutſchen Ehemannes und Vaters zu der römiſchen potestas im Familienrechte. Sie iſt nicht eine abſolute Herrſchergewalt, ſondern der Schutz der Rechte des Volkes und der Unterthanen, und die Sorge für deren Wohl ſind die Ideen, welche ſie beleben. Die Vorſtellung der Pflicht wird mit der des Rechts unauflösbar verbunden und ſchrankenloſe Willkürgewalt nicht geſtattet. Der neue Gedanke iſt freilich noch nicht nach allen Seiten klar geworden, aber der Kern deſſelben iſt geſund und einer wahrhaft ſtaatlichen Entwickelung fähig. Von dieſem Standpunkte aus darf und ſoll der König auch gebieten. Das Gebot äußerte ſich in der Form des ſogenannten Bannes. Der König hatte ſowol den Heerbann, infolge deſſen er über die geſammte Kriegsmacht des Reiches verfügte, wie auch den Gerichtsbann, d. h. die erſtarkende Staatsordnung beſchränkte nun die früher in viel weiterem Umfange geübte Selbſthülfe und Rache in privatrechtlichen Streitigkeiten wie in Straffällen, und über das ganze Land breitete ſich der ſogenannte Königsfrieden unter dem Schutze des Königsbannes aus und erſetzte den vormals leichter zu ſtörenden gemeinen Frieden. Ganz beſonders aber iſt hier ſchließlich noch die enge Beziehung des fränkiſchen Königthums ſowie der weſtrömiſchen Kaiſerwürde, welche durch Karl den Großen mit demſelben verbunden wurde, zu der Ausbreitung des Chriſtenthums und zu der chriſtlichen Kirche hervorzuheben. Karl der Große hatte zu Rom die Kaiſerkrone aus der Hand des Papſtes empfangen, und auf Jahrhunderte hinaus erhielt ſich der Gebrauch der Kaiſerkrönung durch den Papſt. Dieſes Hervortreten einer geiſtlichen Auctorität war neu und von größtem Einfluß. In ſpäteren Jahrhunderten hat die kirchliche Doctrin darauf ſogar eine Ueberordnung des Papſtes über den Kaiſer zu begründen verſucht; allein die hiſtoriſche Kritik hat längſt den Irrthum dieſer Meinung aufgedeckt. Karl der Große war, bevor er die Kaiſerkrone empfing, Herr von Rom und übte auch nachher die fürſtliche Oberhoheit über den Papſt aus. Die Kaiſerkrone gehörte niemals dem Papſte und es kam dieſem nicht zu, die Kaiſerwürde nach ſeinem Ermeſſen zu verleihen; wenn deſſenungeachtet damals der Papſt den König der Franken zum Kaiſer proclamirte und ihm huldigte, ſo erkannte er durch dieſen Act im Grunde nur die Umgeſtaltung der Weltverhältniſſe an und benutzte die politiſche und kirchliche Situation, um die neuen Zuſtände in die Form der römiſchen Rechtsanſchauung hinüberzuleiten und durch ſeine religiöſe Weihe die Veränderung gutzuheißen. Er war dabei der Zuſtimmung der romaniſchen wie der germaniſchen Völker ſicher. Das byzantiniſche Kaiſerthum war zu jener Zeit in Italien machtlos, nur von den Frankenkönigen konnte Rom Schutz und Sicherheit erwarten. Religiös waren die Römer damals mit dem byzantiniſchen Hofe zerfallen, die Frankenkönige huldigten der römiſch-katholiſchen Lehre. In den Augen der Oſtkaiſer war jener Act ein Abfall von der legitimen Auctorität, in den Augen der Römer der naturgemäße Fortſchritt der Zeit. Nachdem aber ſo der Staat ein chriſtlicher geworden war und das Königthum durch Prieſterhand die göttliche Weihe und Heiligung empfangen hatte, fühlte der König ſich verpflichtet, für die Erhaltung und Ausbreitung des reinen chriſtlichen Glaubens in ſeinem Reiche zu ſorgen, und als Kaiſer, ſoweit ſeine Macht reichte, das Heidenthum zu vertilgen und die Ketzerei auszurotten: eine Verpflichtung, welche Karl der Große in großartigem Umfange und mit Strenge vollzog. Die Chriſtenheit ſelbſt galt als ein zuſammengehöriger Körper mit zwei Ordnungen, der prieſterlichen und der königlichen, der kirchlichen und der ſtaatlichen. Obwol aber der König nur das Haupt der letzteren war, ſo handhabte er doch auch dem Klerus gegenüber die einmal erkannte chriſtliche Ordnung. Er berief Synoden, beaufſichtigte die Biſchöfe und die Klöſter und erließ eine Reihe von Geſetzen und Verordnungen von kirchlichem Inhalte. Umgekehrt wirkte der Geiſt der Hierarchie hinwieder auf die Geſtaltung der politiſchen Einrichtungen und auf die Rechtsgrundſätze der weltlichen Ordnung bedeutend ein.

4) Das Römiſch-deutſche Kaiſerthum. Der Verſuch Karl's des Großen, als König der Franken und römiſcher Kaiſer eine neue Weltmonarchie zu errichten, hatte doch nur einen vorübergehenden Erfolg. Das große einheitliche Reich ging bald wieder in Stücke, zum Theil aus Schwäche der regierenden Dynaſtie, deren Familienintereſſen ſich der politiſchen Staatseinheit nicht fügten und wiederholte Theilungen forderten, zum Theil auch aus Widerſtreben der verſchiedenen Volksſtämme und ihrer Fürſten, welche nach Unabhängigkeit trachteten. Als aber der deutſche König Otto der Große, nachdem er mit dem Schwerte in der Hand die italieniſchen Zuſtände neu geordnet und ſeine Macht über Rom erſtreckt hatte, ſich neuerdings vom Papſte zum Kaiſer krönen ließ und damit die Kaiſerkrone von den Weſt- an die Oſtfranken oder Deutſchen brachte, bekam die Würde wieder einen



Digitized by Google

größeren Glanz. Länger als acht Jahrhunderte hindurch blieb ſie nun mit Deutſchland verknüpft. Wer von den deutſchen Fürſten zum deutſchen Könige erwählt war, der wurde zugleich König der Römer und hatte ein Recht darauf, ſich in Rom zum Kaiſer krönen zu laſſen. Die erſte Bedingung der Entſtehung des Römiſch-deutſchen Kaiſerthums war natürlich die Ausſcheidung Deutſchlands aus dem Frankenreiche, ein Ereigniß, welches wir als den erſten Anfang einer Entwickelung größerer ſelbſtändiger Nationalitäten innerhalb der Karolingiſchen chriſtlichen Welt- und Völkereinheit zu betrachten haben. Wirkt aber auch in dem deutſchen Reiche die fränkiſch-romaniſche Idee fort, ſo iſt es doch etwas weſentlich anderes als das Karolingiſche Reich. Karl der Große erſcheint als der Culturheros der neuen Welt auf der dreifachen Grundlage des Germanismus, Romanismus und des Chriſtenthums. Die deutſchen Könige und Kaiſer aber ſind die eigentlichen Heroen des chriſtianiſirten Germanismus, welche in der Form ihrer Zeiten die Gleichberechtigung des Romanismus leugnen und, ohne deſſen Dienſte vorkommenden Falls abzuweiſen, für die Weltſuprematie des germaniſchen Elements den Rieſenkampf unternehmen. Der Uebergang des Kaiſerthums auf Deutſchland unter den Ottonen erfolgte unter der Entwickelung derſelben natürlichen Geſetze und politiſchen Erwägungen, wie ehedem der Uebergang deſſelben auf Karl den Großen, und was immer das deutſche Kaiſerthum von Byzanz und von den Karolingern, namentlich in Hinſicht auf die äußere Erſcheinung, entlehnte — immer blieb es weſentlich deutſch und zwar auch dann, wenn es den Schwerpunkt ſeines äußeren Daſeins in Rom ſuchen zu müſſen glaubte. Fromm und idealiſtiſch, klug und politiſch, ſtark, glänzend und kriegeriſch iſt es nicht nur der getreue Abdruck des deutſchen Nationalcharakters, ſondern auch in ſeinem Streben nach einer gewiſſen Weltſuprematie, in der Laxheit der Verbindung ſeiner Theile, in ſeiner Anlehnung an das Chriſtenthum, in ſeinem Charakter als Wahlreich ſelbſt ohne einen feſten Mittelpunkt, in der Unbeſtimmtheit oder doch geringen Sicherheit der centralen Wirkſamkeit ſeiner Einrichtungen, in ſeiner Abhängigkeit von den kaiſerlichen Perſönlichkeiten und in einer gewiſſen Willkürlichkeit des Regiments der wahre Typus des Kaiſerthums, wie wir daſſelbe weiter oben charakteriſirten. Im Kaiſerthum der deutſchen Könige ſind nun aber zwei Hauptphaſen zu unterſcheiden. Die eine umfaßt den Zeitraum, wo es mit aller Macht aufwärts ſtrebt zur Verwirklichung ſeiner Weltbeherrſchungsidee und dabei mit der Kirche in Kampf geräth. Im Papſtthume beginnt die Kirche wenn nicht eine höhere, ſo doch eine in kirchlichen Dingen ebenſo abſolute Weltherrſchaft wie das Kaiſerthum zu erlangen, und es entſteht eine um ſo bedenklichere Colliſion, als die Kirche, des weltlichen Armes bedürftig, im Kaiſer den advocatus ecclesiae erkennt, der Kaiſer aber als Chriſt der Kirchengewalt untergeordnet iſt. Rechnet man hierzu die verſchiedenen Anſichten, welche über die durch die Kaiſerkrönung dem Papſte, oder durch die deutſche Königswahl dem Kaiſer zuſtehenden Rechte zur Verleihung der Kaiſerkrone und über die daraus hervorgehenden Folgen beſtanden, erwägt man ferner die Entſtehung mächtiger, ihrer Eigenthümlichkeit und Selbſtändigkeit bewußter europäiſcher Staaten, die zuerſt mit Eiferſucht, dann mit entſchiedenem Widerwillen die Suprematie des deutſchen Kaiſerthums betrachteten, ſo iſt im Zuſammenhange mit der ganzen Organiſation des deutſchen Reiches einerſeits und der römiſchen Kirche andererſeits die Geſchichte des aufſtrebenden Kaiſerthums klar genug. Zwiſchen ihm und dem Papſtthume fehlte das ausgleichende Element, und bei ihrer unverträglichen und doch unauflöslichen Verbindung mußte der Kampf ſo lange dauern, bis das eine oder das andere von ihnen ſeine abſolute Suprematie verloren, damit aber freilich auch den Sieger ſelbſt weſentlich geſchädigt hatte. In dieſer Periode, welche mit dem tragiſchen Ende der Hohenſtaufen abſchließt, gehen alle Tendenzen der vielen großen Kaiſer nur auf das Kaiſerthum; dieſes allein iſt Zweck, alles Uebrige iſt nur Mittel. Die Bekämpfung der Stammesherzoge, die Bereicherung der kaiſerlichen Hausgüter, die Züge nach Italien, die Anerkennung der particularen Autonomien, das Streben nach Erblichmachung der deutſchen Königskrone, ſelbſt die Annahme von Lehen ſeitens des päpſtlichen Stuhles — alles das, wie widerſprechend es auch erſcheint, ſoll den Umſtänden gemäß demſelben Zweck, der Erhöhung des Kaiſerthums, dienen. Aber alles mislang; ja, alles ſchlug am Ende zum geraden Gegentheil deſſen aus, was man beabſichtigte. Deutſchland war kein feſter Kern für das geträumte Weltreich, und die ſtaatliche Entwickelung, in welcher die nichtdeutſchen Völker das Deutſche eben deshalb überflügelten, weil ihre Kraft auf das Königthum und nicht auf das Kaiſerthum gerichtet war, machte die Expanſion des letzteren über ſie mehr und mehr unmöglich. Allerdings lagen in Deutſchland die politiſchen Verhältniſſe von Haus aus weit ungünſtiger als im ehemaligen Frankenreiche. Letzteres repräſentirte ohne Frage eine viel einheitlichere Monarchie als das heilige römiſche Reich deutſcher Nation. Die Karolingiſchen Kaiſer hatten wol noch eine gräfliche Ariſtokratie, aber keine größeren Fürſten mehr zu beachten. In Deutſchland aber gab es zu Anfang die mächtigen Stammesherzoge, die nur durch lange und ſchwere Kämpfe zur Unterordnung unter die königliche Auctorität zu bringen waren, und ſpäter Landesfürſten, welche den Widerſtand von neuem und nun mit größerem Erfolg wieder aufnahmen. In Italien kamen zu den Fürſten, die ihre Selbſtändigkeit zu erhalten und zu erweitern ſuchten, noch die Städte hinzu, welche die Unabhängigkeit von den deutſchen Königen erſtrebten; und ſo konnte es denn nach alledem nicht ausbleiben, daß die Päpſte nach und nach eine höhere Stellung errangen, als ſie vormals einzunehmen gewagt hatten. Die urſprüngliche Allianz zwiſchen Kaiſer und Papſt ſchlug, wie ſchon angedeutet, zunächſt in eine Rivalität der beiden oberſten Gewalten um. Im erſten Jahrhundert der deutſchen Könige war zwar das Kaiſerthum noch überwiegend, aber ſchon ſeit Gregor VII. konnten die Päpſte mit den Kaiſern um die Oberherrlichkeit in Italien und

Digitized by Google

um den Vorrang in Deutſchland ringen, und ſchließlich endigte der große mittelalterliche Kampf mit dem entſchiedenen Siege des Papſtthums. In dem Hohenſtaufer Friedrich II., dem geiſtreichſten Fürſten des ganzen Mittelalters, leuchtete noch einmal die untergehende Sonne des Kaiſerthums in wunderbarer Pracht auf; dann kam die Nacht, welche dieſe erſte, glänzende Periode des deutſchen Kaiſerthums abſchloß. Das Papſtthum hatte doch einen breiteren Boden in der Chriſtenheit gewonnen als das Kaiſerthum, und leichter konnten die Könige der nichtdeutſchen Völker die Oberhoheit des Kaiſers ablehnen, als der kirchlichen Auctorität des Papſtes widerſtehen. Erſt in den Zeiten der Hohenſtaufen wurde wieder entſchiedener ein weltlicher Ausgangspunkt für das kaiſerliche Recht behauptet. Die Juriſten ſtellten der Lehre der Theologen eine neue Theorie gegenüber. Das römiſche Recht, welches unabhängig von der Kirche auf dem noch heidniſchen Boden des römiſchen Staates erwachſen war, und welches als ſelbſtändige ſtaatliche Auctorität dem kanoniſchen Rechte gegenübertrat, ward nun zum Fundamente der kaiſerlichen Rechte und Anſprüche gewählt; das Staatsprincip erhob ſich wieder mächtiger und bewußter als zuvor. Aber die Verflechtung mit der kirchlich-religiöſen Weltanſchauung des Mittelalters und mit den kirchlich-römiſchen Inſtitutionen war doch zu groß, als daß es zu einer principiellen Ausſcheidung des Staates von der Kirche und zu einer freien Entwickelung des erſteren hätte kommen können; man blieb auf halbem Wege ſtehen und wurde gelegentlich wieder zurückgedrängt. Der erheblichſte Unterſchied endlich des Römiſch-deutſchen Kaiſerthums von der ehemaligen fränkiſchen Monarchie liegt darin, daß dieſe weſentlich noch eine bloße Staatsinſtitution geweſen war, jenes aber mehr und mehr zu einer ausgeſprochen völkerrechtlichen Inſtitution heranreifte. Auch dieſer Gegenſatz war nur zum Theil ein bewußter und gelangte nicht zu völliger Durchbildung; aber der Fortſchritt in der Idee war doch zu erkennen und dieſer Fortſchritt iſt dem germaniſchen Rechtsgefühl zuzuſchreiben. Die antike Kaiſeridee nämlich bedeutete abſolute Staatsherrſchaft über die Welt. Damit iſt die Selbſtändigkeit und Freiheit der Völker unverträglich. Sie negirt das Recht der Nationalitäten, ſie uniformirt die Menſchheit. Auch im Mittelalter ſprach nun zwar die Theorie dem Kaiſerthum das imperium mundi oder das dominium mundi zu, aber man verſtand darunter nicht mehr eine durchgreifende und ausſchließliche monarchiſche Staatsgewalt und noch weniger ein Obereigenthum am geſammten Erdboden. Nicht einmal in Deutſchland und Italien war eine derartige Anſchauung möglich, geſchweige denn im übrigen Europa. Man verſtand vielmehr unter jenen Ausdrücken lediglich die Sorge für den Weltfrieden, die Handhabung des europäiſchen Völkerrechts. Die Weltherrſchaft in ſolchem völkerrechtlichen Sinne aber bedrohte die fremden Nationalitäten nicht, ſondern ſie ſchützte ſie vor Gewalt und Unterdrückung; ſie griff die ſtaatliche Selbſtändigkeit der verſchiedenen Königreiche, Fürſtenthümer, Republiken nicht an, ſondern ſie achtete und ſchirmte deren Recht. Eine lehensartige Oberhoheit freilich war damit wol vereinbar und entſprach nach den Anſichten des Mittelalters durchaus dem Ideale der neuen chriſtlich-römiſchen Weltordnung; aber der Kaiſer konnte auch darauf verzichten, ohne damit dem kaiſerlichen Berufe untreu zu werden, und in der That war er nicht ſo mächtig, um die franzöſiſchen und engliſchen Könige mehr als vorübergehend zur Anerkennung ſeiner Lehenshoheit zu bewegen. Heinrich III. und Heinrich VI., Barbaroſſa's Sohn, errangen in der praktiſchen Durchführung dieſer Lehensherrlichkeit die vergleichsweiſe größten Erfolge; aber die Oberhoheit ſelbſt dieſer mächtigſten Kaiſer wurde keineswegs von allen Königen des Abendlandes anerkannt. — Ueber die zweite Phaſe des deutſchen Kaiſerthums, welche mit der Zeit des beendigten Interregnums beginnt und den Kaiſergedanken in ſeinem Niedergange zeigt, kann hier kürzer hinweggegangen werden. Zwar leuchtet im Anfang noch ein paar Mal das alte Feuer auf, aber im Vergleich zu früher ſind es nur die Eruptionen eines erlöſchenden Kraters. Zunächſt ſuchte Rudolf von Habsburg, ſo gut es nach dem heftigen Sturze der Königsmacht noch möglich war, die königlichen und kaiſerlichen Rechte wieder zu erneuern; allein die große Veränderung zeigte ſich ſchon darin, daß er nie nach Rom ging und daher auch den Namen des Kaiſers nicht führte. Später aber nahmen die deutſchen Könige unbedenklich den Titel römiſcher Kaiſer an, ſobald ſie von den Kurfürſten gewählt und in Deutſchland gekrönt waren. Die päpſtliche Krönung zu Rom erſchien demnach nicht mehr erforderlich; das Kaiſerthum löſte ſich mehr und mehr von Italien ab und zog ſich auf Deutſchland zurück. Auch die völkerrechtliche Bedeutung der kaiſerlichen Oberhoheit erloſch allmählich völlig und der Kaiſername wurde zu einem bloßen Titel, der die deutſchen Könige vor andern Königen auszeichnete und ihnen den erſten Rang in Europa ſicherte. Als die letzten Trümmer des griechiſchen Kaiſerthums um die Mitte des 15. Jahrhunderts durch die Türken hinweggefegt waren, konnten ſie ſich rühmen, allein als römiſche Kaiſer in der Welt übriggeblieben zu ſein; aber das Misverhältniß zwiſchen den Anſprüchen der „Cäſariſchen Majeſtät" und der realen Macht der Kaiſer war zu groß, als daß man ſich über die gänzliche Veränderung der Inſtitution hätte täuſchen können. Das Kaiſerthum hatte aufgehört, eine univerſelle Auctorität zu ſein, es war im weſentlichen nur noch eine Zierde des deutſchen Königthums, und auch dieſes letztere ging, dank einerſeits dem beſonders ſeit dem Weſtfäliſchen Frieden mehr und mehr hervortretenden Streben der Territorialgewalten nach voller Souveränetät, dank andererſeits den von außen her andrängenden, namentlich franzöſiſchen, Einflüſſen unaufhaltſam der Auflöſung entgegen. Schwache Perſönlichkeiten erlangen jetzt den Kaiſerthron, der, noch durch die Goldene Bulle rechtlich zwar zum Throne eines Wahlreiches erklärt, bald aber thatſächlich im Hauſe Habsburg erblich, nur vorhanden zu ſein ſcheint, um die Entwickelung ſeiner Theile zu voller ſtaatlicher Selbſtändigkeit zu decken; der Glanz und das Anſehen des Kaiſerthums erblaßt zugleich mit der Idee der advocatia ecclesiae durch das Aufkommen mächtiger Staaten und deren,

Digitized by Google

die Anerkennung einer neuen, ſich vom Papſtthum losſagenden Kirche vermittelndes Eingreifen in den Weltgang. Man ſucht die deutſche Kaiſerkrone als Mittel zur Beförderung dynaſtiſcher Zwecke, und ſchließlich iſt es nur noch die habsburgiſche Hausmacht, welche einem blos nominellen und innerlich morſchen Weltreiche zur Stütze dient, dem die gewaltſamen Erſchütterungen im Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts auch formell ein ruhmloſes Ende bereiten. — Man kann darüber ſtreiten und es iſt unendlich viel darüber geſtritten worden, ob der Erwerb des Kaiſerthums für die deutſche Nation ein Segen oder ein Unheil geweſen ſei. Sicher iſt, daß die deutſchen Könige durch die glänzende Würde verleitet wurden, ſich an Aufgaben zu wagen, welche ihre Kräfte überſtiegen. Deutſches Blut wurde in Italien in Strömen vergoſſen, aber der Reichthum und die Bildung Italiens waren nicht die Früchte der deutſchen Opfer noch die Wirkung der kaiſerlichen Oberherrſchaft. Indem die italieniſchen Städte ihre Unabhängigkeit von den Kaiſern erkämpften, wurden ſie groß und mächtig und entfaltete ſich das geiſtige und künſtleriſche Leben des Landes. Nur im Süden Italiens wirkte der Einfluß der Hohenſtaufen, aber mehr als Landesfürſten denn als Kaiſer, wohlthätig ein. Deutſchland ſelbſt aber verlor in den gewaltigen Kämpfen zwiſchen Kaiſer und Papſt ſeine Einheit und ſeinen innern Frieden, die Ariſtokratie der Fürſten theilte ſich in das Reich und verdrängte allmählich das Königthum aus dem Beſitze der Macht. Allein auf der andern Seite bedeutet es wie für den Einzelnen ſo auch für ein Volk ein reicheres Leben, mit Ernſt nach dem Größten zu ſtreben, als in beſcheidener Entſagung nur das nahe und ſichere Ziel zu verfolgen. Es iſt doch nichts Geringes, daß die deutſche Nation die Ehre erwarb, ſchon im Mittelalter an der Spitze aller Völker zu ſtehen. Indem ſie unter der Führung der Kaiſer den Rieſenkampf aufnahm wider die päpſtliche Theokratie, deren ſich die Romanen damals ſchwerlich erwehrt hätten, rettete ſie die Zukunft der Staatsidee und erwarb ſich damit ein bleibendes Verdienſt um die Menſchheit. Jener Kampf war die Vorbedingung der ſpäteren Befreiung des Geiſtes und der Wiſſenſchaft; ohne ihn wäre dieſe Freiheit ſchwerlich errungen worden. Und wer vermag zu beſtimmen, wie viel wir jenem kaiſerlichen Ehrgeiz in unſerer geſammten Cultur zu verdanken haben? Jener Ehrgeiz war es, der die Brücken baute, welche vom Alterthum in die neuen Zeiten herüberführten, der die Kanäle grub, in denen die römiſche und die italieniſche Civiliſation auch nach Deutſchland herübergeleitet werden konnte. War das deutſche Volk nicht ſtark und noch nicht geiſtig bewußt genug, um die größten politiſchen Probleme zu löſen, ſo war es wenigſtens tapfer genug, ſich daran zu wagen, und ausharrend genug, um die Löſung zu fördern. Auf alle Fälle erſcheint das deutſche Kaiſerthum in ſeiner glänzenden erſten Phaſe als der erſte und herrliche Träger der deutſchen Nationalität in ihrer höchſten Expanſivkraft, als der erſte Ausdruck für die große providentielle Culturaufgabe der deutſchen Nation in der damals zeitgemäßen Form. Aber auch das verfallende Kaiſerthum noch hatte ſeine große Aufgabe. Dem deutſchen Herzogthum als dem Träger des deutſchen Stammesbewußtſeins und damit dem Kern deutſchen Weſens, den deutſchen Marken als deſſen Schale gegenüber blieb das Kaiſerthum die Perſonification des Gedankens der Einheit beider, ein Hinderniß undeutſcher abſolutiſtiſcher Staatscentraliſation in der Zeit der Unmündigkeit der Völker und, in Ermangelung eines ausgebildeten Völkerrechts, namentlich nach Verfall der völkerrechtlichen Auctorität des Papſtthums durch die Glaubenstheilung, der wenn auch ſchwache Repräſentant eines internationalen rechtlich-ſittlichen Zuſtandes aller Völker.

Nachdem in vorſtehender Darſtellung die Idee des Kaiſerthums in ihrer geſchichtlichen Entwickelung und in ihrem geſchichtlichen Zuſammenhange gewürdigt wurde, erübrigt zum Schluß dieſer Beſprechung noch ein kurzes Eingehen auf die modernen Erſcheinungsformen des Kaiſergedankens. Vorauszuſchicken iſt, daß diejenigen Beherrſcher europäiſcher Großſtaaten, welche in neuerer Zeit den Kaiſertitel angenommen haben, damit zunächſt weder eine Wiederherſtellung des antiken, noch auch eine Erneuerung des mittelalterlichen Kaiſerthums andeuten wollten. Die moderne Kaiſerwürde erſcheint vorerſt nur als eine nationale, nicht als eine univerſelle Würde, als eine Staats-, nicht als eine völkerrechtliche Inſtitution. Die mächtigſten europäiſchen Monarchen führen den Kaiſertitel als die vornehmſte monarchiſche Bezeichnung; an ſich gibt derſelbe keine Rechte über die eigene Staatsſouveränetät hinaus. Gleichwol iſt nicht zu überſehen, daß im Kaiſernamen doch mindeſtens die Erinnerung an eine höhere Bedeutung fortlebt, und daß vielleicht auch der Keim zu einer neuen höheren Bedeutung darin fortwirkt, ein Keim, der ſich unter günſtigen Umſtänden auch in der Zukunft wol noch zu einem fruchtbaren und ſegensreichen Gebilde entfalten könnte. Denn der Gedanke des „Reiches" im Sinne einer an die Schranken der Nationalität nicht gebundenen, mehr oder weniger univerſellen Staatsform iſt in Europa keineswegs erloſchen. So nennen ſich, nachdem ſchon in früherer Zeit verſchiedene Könige von Spanien vorübergehend den Kaiſertitel geführt hatten, die Zare von Rußland neuerdings und zwar ſeit 1721 Kaiſer aller Reußen, wobei ihnen die Idee einer gewiſſen Fortſetzung des Griechiſch-orientaliſchen Kaiſerthums vorſchwebt. Fort und fort richtet die ruſſiſche Eroberungspolitik ihren Blick auf Conſtantinopel, und der Kaiſername wird ihr zu einem Rechtstitel für die angeſtrebte Herrſchaft über das Erbe der byzantiniſchen Kaiſer. Freilich dürfte durch die jüngſten politiſchen Ereigniſſe und die hierdurch bedingte Verſchiebung der Machtverhältniſſe auf der Balkanhalbinſel jenen ruſſiſchen Beſtrebungen einſtweilen ein wirkſamer Riegel vorgeſchoben ſein. Napoleon I., der 1804 den Titel eines Kaiſers der Franzoſen annahm, hegte ſogar den ausgeſprochenen Vorſatz, das Reich Karl's des Großen in moderner ſtaatlicher Form zu erneuern, und wäre es ihm gelungen, die Weltherrſchaft, welche das Ziel ſeines Ehrgeizes war, zu befeſtigen, ſo hätte der Kaiſertitel eine weit höhere als blos franzöſiſche Bedeutung erlangt.

Digitized by Google

Napoleon III., der 1852 das franzöſiſche Kaiſerthum ſeines Oheims erneuerte, erſtrebte wenigſtens eine politiſche Auctorität, welche weit über Frankreichs Grenzen hinausgriff und hinauswirkte. Er dachte ſich das Kaiſerthum als eine moderne völkerrechtliche Auctorität, deren neue Begründung er — eine Zeit lang mit Glück — verſuchte; das Ziel ſeines Strebens war die Stellung eines oberſten Schiedsrichters im europäiſchen Staatenſyſteme, eines Schiedsrichters und Vermittlers, der für die neue Weltordnung ſorgt und dieſelbe zu realiſiren ſich bemüht. Auch das Haus Habsburg-Lothringen, welches 1804 ſeine geſammten Erblande zu einem Kaiſerthum Oeſterreich (ſeit 1867 die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie genannt) vereinigte, wurde hierbei von dem Streben geleitet, die in Deutſchland erloſchene Majeſtät des Kaiſernamens den ſlawiſchen, magyariſchen und romaniſchen Völkern des halbbarbariſchen Oſtens gegenüber geltend zu machen, mit Hülfe der Kaiſeridee jene Länder an ſich zu ziehen, und ſo einen habsburgiſch-öſterreichiſchen Kaiſerſtaat aus einer Reihe kleinerer Staaten zuſammenzufügen; noch durch die jüngſten politiſchen Ereigniſſe hat dieſe Tendenz nach ſüdöſtlicher Richtung hin einen bemerkenswerthen, den ruſſiſchen Plänen nicht gerade günſtigen Ausdruck gewonnen. Daß übrigens im öſterreichiſchen Kaiſerthum ein ſtarker Reſt von mittelalterlich-theokratiſchen, ja ſelbſt von byzantiniſchen Vorſtellungen ausdrücklich aufbewahrt wird, iſt aus dem vom gegenwärtigen Kaiſer erneuerten Titel der „apoſtoliſchen Majeſtät" erſichtlich. Die Krone von Großbritannien und Irland dagegen hat zwar den Königsnamen nicht mit dem Kaiſertitel vertauſcht, aber ſie ſprach, als Repräſentantin einer Weltmacht, völkerrechtlich von jeher kaiſerlichen Rang an, und ſie hat durch die 1876 erfolgte Annahme des Nebentitels „Kaiſer von Indien" dieſen Anſpruch auch äußerlich bekräftigt. Endlich hat auch 1877 der Beherrſcher des verfallenden Reiches der Gläubigen den früheren Namen des Sultans officiell in den Titel eines osmaniſchen Kaiſers umgewandelt.

Von ungleich größerer Bedeutung als die eben erwähnten modernen Verkörperungen des Kaiſergedankens erſcheint nun aber und wirkt weit über Europas Grenzen hinaus die 1871 durch den letzten Deutſch-franzöſiſchen Krieg erfolgte Errichtung des aus dem vormaligen Norddeutſchen Bunde hervorgegangenen *Deutſchen Kaiſerthums*. Wurde dieſelbe auch vielfach als eine „Erneuerung" des mittelalterlichen Kaiſerthums, als eine „Wiederherſtellung" von Kaiſer und Reich aufgefaßt und bezeichnet, ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß dieſe Anſchauung ſich weniger als eine politiſche und ſtaatsrechtliche Wahrheit, ſondern mehr als eine, wir möchten ſagen, poetiſche Fiction darſtellt, freilich als eine Fiction, die vom deutſchen Standpunkte aus eines nationalen Hintergrundes und einer naheliegenden hiſtoriſchen Tradition nicht entbehrt. In Wirklichkeit unterſcheidet ſich das neue Deutſche Kaiſerthum vom ehemaligen Römiſchen Reiche deutſcher Nation durch eine ganze Reihe höchſt weſentlicher Momente. Zunächſt nämlich bedeutet daſſelbe nicht mehr eine univerſelle, ſondern eine nationale Inſtitution. Der neu-deutſche Kaiſer erhebt nicht mehr, wie vormals der römiſch-deutſche, den Anſpruch auf Weltherrſchaft, auf das imperium mundi; er iſt das Haupt des deutſchen Volkes, nicht der Herr der Welt. Sodann empfängt der deutſche Kaiſer ſeine Krone nicht mehr aus der Hand des Papſtes. Er iſt vollkommen frei von jeder prieſterlichen Auctorität und berufen, den religiöſen Frieden und die Freiheit der deutſchen Nation zu ſchützen wider prieſterliche Herrſchſucht; er bedarf und will keine kirchliche Weihe. Weiter iſt der deutſche Kaiſer auch nicht mehr, wie der vormalige römiſche Kaiſer, Oberlehnsherr der deutſchen Fürſten, und dieſe ſind nicht ſeine Vaſallen, ſondern ſeine Verbündeten, als Landesherren von ihm unabhängig und durch die ſtaatliche Landesverfaſſung mit ſelbſtändigen Kronrechten und Kronpflichten ausgeſtattet, aber als Reichsfürſten zu reichsverfaſſungsmäßiger Unterordnung verpflichtet. Des fernern iſt die Grundlage der Kaiſermacht nicht mehr, wie im Mittelalter, das deutſche Königthum, ſondern zunächſt das Königthum von Preußen, als der deutſchen Hauptmacht, dann aber auch die noch im Wachsthum begriffene Fülle von militäriſchen und finanziellen Befugniſſen, welche dem deutſchen Kaiſer durch die Reichsverfaſſung zuerkannt worden ſind. Mit dem einen Fuße ſteht derſelbe auf dem alten Boden der preußiſchen Landesherrſchaft, und inſofern iſt das Kaiſerthum eine föderative Inſtitution; mit dem andern Fuße ſteht er auf neuem Reichsboden, und inſofern hat das Kaiſerthum einen nationalen Charakter. Die Selbſtändigkeit der Länderſtaaten und die Einheit des Reiches ſind ſonach in der Perſon des Königs von Preußen und deutſchen Kaiſers einheitlich dargeſtellt. Endlich iſt aber das deutſche Kaiſerthum nicht mehr Wahlmonarchie, ſondern Erbmonarchie, und zwar im Anſchluß an das preußiſche Erbkönigthum. Erſcheint nach alledem das neue deutſche Reich kaum nach irgendeiner materiellen Richtung hin dem weiland Römiſchen Reiche deutſcher Nation vergleichbar, ſo tritt uns gleichwol eine gewiſſe innere, ethiſche Verwandtſchaft zwiſchen beiden inſofern entgegen, als jenes europäiſch-internationale, zum Theil ſogar kosmopolitiſche Schiedsrichteramt, welches ſeit dem Verfall des Reiches von Frankreich gehandhabt wurde, nunmehr ganz entſchieden auf das neu-deutſche Kaiſerthum wieder zurückgekehrt iſt und zu immer allgemeinerer Anerkennung gelangt. Wie zur Zeit der Staufen erhebt auch heute Deutſchland, das große Reich des Friedens im Herzen Europas, ſeine entſcheidende Stimme im Rathe der Weltpolitik. Waltet es des von der Vorſehung ihm zurückgegebenen Amtes als Schiedsrichter und Vermittler auch in Zukunft mit Würde, Unparteilichkeit und Energie, ſo wird es für die heilſame Entwickelung des Völkerrechts und der Völkerfreiheit eine ſichere Gewähr, eine unantaſtbare Auctorität bleiben, und der Weltfriede wird gegen Deutſchlands Willen kaum irgendwo dauernd geſtört werden.

Auf die übrigen außereuropäiſchen Kaiſerreiche (China, Japan, Marokko, Braſilien, vorübergehend auch Mexiko u. ſ. w.) braucht aus naheliegenden Gründen hier nicht weiter eingegangen zu werden. Nur bezüglich Bra-

Digitized by Google

ſiliens möge die kurze Bemerkung platzgreifen, daß dieſes Reich wenigſtens dem ſtillen Ehrgeiz einer zukünftigen Vereinigung des geſammten ſüdamerikaniſchen Continents unter ſeinem kaiſerlichen Scepter wol nicht ganz fern ſteht. (*Albrecht Just.*)

Kaiser-Wilhelm-Spende, ſ. Wilhelm I., Kaiſer von Deutſchland.

Kaiserwurz, Pflanzeng., ſ. Imperatoria.

KAISHEIM, KAISERSHEIM, bairiſch-kathol. Pfarrdorf im Amtsgerichte Donauwörth (Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg), zum katholiſchen Dekanat Burgheim und proteſtantiſchen Dekanat Ebermergen gehörig, liegt in einem engen Thale zwiſchen drei Bergen am Kaibache, 1½ Stunden von Donauwörth, an der Straße nach Nürnberg. Es hatte (1880) 1303 Ackerbau und Viehzucht treibende Einwohner, ein Zuchthaus mit Curatie, und zur Bewachung der Gefangenen 1 Compagnie Infanterie, ein Strafarbeitshaus mit Convent des Ordens der Barmherzigen Brüder zum heiligen Bernhard, Aerarialrevier und Poſterpedition. Zur Gemeinde Kaisheim gehören außer dem Pfarrdorfe Kaisheim noch die 3 Einöden Bertenbreit, Neuhof und Schabernackmühle.

Die jetzige Strafanſtalt (Strafarbeitshaus) befindet ſich ſeit 1816 in den Gebäuden der ehemaligen, 1133 von Graf Heinrich II. von Lechsgemünd und ſeiner Gemahlin Luitgarde geſtifteten reichen Ciſtercienſerabtei (Abbatia Caesariensis), die 1345 mit der Grafſchaft Graisbach durch Heirath an Baiern kam, nach entſtandenen Streitigkeiten aber von Kaiſer Karl IV. für reichsunmittelbar erklärt wurde. Im J. 1511 kam es zwiſchen Baiern und dem Kloſter zu einem Vergleich, doch 1757 trat das letztere, ungeachtet des Widerſpruchs Baierns, unter den Schutz des ſchwäbiſchen Kreiſes, bis es 1803 nach dem Lüneviller Frieden infolge Reichsdeputations-Hauptſchluſſes in Baierns Beſitz gelangte. Die aus grauem Sandſtein in ernſtem, einfachem Stile gehaltene Kloſterkirche wurde zwiſchen 1352 und 1387 neu erbaut. Sie hat einen ſtattlichen Mittelthurm und Thürme an der Façade und enthält neben herrlichen Grabmälern auch den Grabſtein des Stifters. (*Ferdinand Moesch.*)

KAITAG oder Kaitago-Tabaſaranſki, Bezirk im nördlichen Theile des ruſſiſch-kaukaſiſchen Gebiets Dagheſtan mit einem Areal von 57 □Meilen, grenzt öſtlich an das Kaspiſche Meer und iſt mit den Ausläufern des kaukaſiſchen Gebirgsrückens bedeckt. Der höchſte Berg desſelben Tſchufut-Dag befindet ſich im ſüdweſtlichen Winkel des Gebiets und hat eine abſolute Höhe von 9908 Fuß. Zwei Zweige erſtrecken ſich vom Tſchufut-Dag, ein ſüdlicher in der Richtung Südoſt bis zum Berge Fit-Dag (9354 Fuß), ein nördlicher in der Richtung Oſtnordoſt zwiſchen den Flüſſen Rubas-Tſchai, Aſchti und Bugan-Ullu. Letzterer Zweig endet in der Umgegend von Derbent in dem 2356 Fuß hohen Berge Dzal. Außerdem erſtrecken ſich in das nördliche Kaitag hinein noch Gebirgszweige aus dem Darginskiſchen Bezirk, von denen der eine in einiger Entfernung vom Kaspiſchen Meere in die breite, fruchtbare Terekemeiskiſche Ebene ausläuft. Der Boden des Bezirks beſteht größtentheils aus Sand und Lehm, ſtellenweiſe auch aus fruchtbarer Humuserde. Unter den Flüſſen, die ſich alle in das Kaspiſche Meer ergießen, ſind die bedeutendſten: der Kara-Oſen, der die nördliche Grenze des Bezirks bildet, der Gamri-Oſen, Baſchly-Bugan oder Ullu-Tſchai, Darbaſch, Rubas und Tſchirach-Tſchai, der Kaitag von dem Kjurinskiſchen Khanat trennt. Kleine Seen und Sümpfe finden ſich vorzugsweiſe an der Küſte des Kaspiſchen Meeres. Der größte See iſt der Adſchi (Gadſchi), welcher Salz ausſcheidet, das von den Bewohnern der Umgegend conſumirt wird. Dort befindet ſich auch, etwa 3500 Schritte vom Meere, eine heiße Schwefelquelle mit einer Temperatur von 32° R., die von Abich chemiſch unterſucht iſt und als Geſundbrunnen benutzt wird. Auch gibt es mehrere Naphtha- und Salzquellen am Fuße der Gebirge. Waldungen finden ſich ſowol auf dem Gebirge als auch in der Ebene vor, ſodaß an Bau- und Brennmaterial kein Mangel iſt.

Der Bezirk Kaitag wurde 1859 aus zwei früher abgeſonderten Theilen des Kaitag oder Kara-Kaitag und Tabaſaran gebildet. Kaitag, das früher in das freie, obere und untere eingetheilt geweſen war, bildete eine beſondere Uzmiiſtwo, welche von einheimiſchen Uzmien (Fürſten) verwaltet wurde. Die Uzmien kamen mit den Ruſſen ſchon unter Peter dem Großen in Berührung, der Achmed-Khan zwang, die Oberhoheit der ruſſiſchen Krone anzuerkennen. Im J. 1774 nahm Emir-Chamza den ruſſiſchen Akademiker Gmelin gefangen; als Strafe dafür verwüſtete General Mengden das ganze untere Kaitag. Nach dem Verrathe Adel-Khan's (1821) wurde die Würde der Uzmien aufgehoben. Tabaſaran war auch in zwei Theile getheilt, in das obere und untere, und wurde von Meiſſumis verwaltet, deren Würde im J. 1828 aufgehoben wurde. Gegenwärtig wird das nördliche Tabaſaran vom Kadi Eldar-Bek, das ſüdliche vom Sultan Achmed-Bek verwaltet. Im J. 1859 bildeten beide Herrſchaften Kaitag und Tabaſaran den einen Bezirk Dagheſtan, der in das nördliche und ſüdliche Kaitag und in das nördliche und ſüdliche Tabaſaran eingetheilt wird und circa 100,000 Einwohner enthält, von denen der größte Theil Lesghier ſind, die den mohammedaniſchen Glauben wenigſtens äußerlich angenommen haben und in 254 Anſiedelungen mit circa 17,000 Häuſern (von Stein) leben. Die Lesghier ſind ein ſchöner und kräftiger Menſchenſchlag; ihre Kleidung iſt tatariſch; die Sprache iſt nicht überall die gleiche. Im ſüdlichen Tabaſaran ſpricht man die kjurinskiſche Sprache, im nördlichen Tabaſaran tatariſch; im Kaitag theilweiſe tatariſch, theilweiſe die karakaitagkiſche, akuſchinskiſche, urakliniſiſche und awariſche Sprache. Früher beſtand die Hauptbeſchäftigung der Einwohner in Räuberei; ſeit Beginn der ruſſiſchen Herrſchaft fingen ſie aber an, ſich mit Ackerbau, Viehzucht und Seidenbau zu beſchäftigen. Die vorzüglichſten Landesproducte ſind: Weizen, Gerſte, Mais, ſehr ſchöne Obſtarten, Saffran, Färberröthe, Rindvieh, Pferde, Schafe, Ziegen, Wild aller Art, beſonders Hirſche, wilde Schweine, Wölfe und Bären. Im Dorfe Kubatſchi werden vortreffliche Gewehre verfertigt. Tabaraſſan iſt außerdem reich an Nußwal-

Digitized by Google

bungen und Birnbäumen. Viele Einwohner treiben Handel über Tarki nach Kaukaſien und Südrußland, oder über Derbent zur See nach Aſtrachan, beſonders mit Getreide, Färberröthe und Mais. Die Küſte des Kaspiſchen Meeres iſt von vielen für die Schiffahrt gefährlichen Sandbänken umgeben. Vergl. Bodenſtedt, Die Völker des Kaukaſus. I, 318. (*A. v. Wald.*)

KAJANA (finniſch Kajani), Kreisſtadt im Uleåborgſchen Gouvernement des Großfürſtenthums Finland. Sie liegt 356 Kilometer ſüdlich von Uleåborg am ſüdlichen Ufer der Kajana, 686 Kilometer von Petersburg. Kajana erhielt die Stadtgerechtigkeit im J. 1651. Man zählt in der Stadt 742 Einwohner. Sie hat einen Magiſtrat unter einem Bürgermeiſter, eine Schule, eine Kirche und zwei Jahrmärkte. Auf dem im Februar ſtattfindenden Jahrmarkte wird ein bedeutender Handel mit Flachs mit den aus dem Gouvernement Archangelsk anreiſenden Kaufleuten getrieben. Fabriken und Manufacturen beſitzt die Stadt nicht. — Kajana, der Kreis, hat 20,000 □Werſt, von denen der größte Theil mit Wald bedeckt iſt. Er umfaßt drei Kirchſpiele. Gegen Sawolax iſt das Land gebirgig und ſämmtliche Flüſſe fließen von hier dem Bottniſchen Meerbuſen zu. Auch bilden ſich hier mehrere größere und kleinere Landſeen. Die Einwohner, circa 23,500, beſchäftigen ſich hauptſächlich mit Viehzucht, beſonders der Renthierzucht. In den Quellen findet ſich Ocker und Vitriol, in den Flüſſen auch Perlen. Das Land iſt dürr und trocken und wenig zum Ackerbau geeignet. Der ganze Boden iſt mit Sand und kleinen Steinen bedeckt. Die früheren Einwohner, die Lappen, haben ſich nach Norden zurückgezogen. Statt deren ſind jetzt Einwohner aus Karelien und Sawolax eingewandert. Es wird viel Pottaſche verfertigt und Breter werden in großer Menge geſägt und ausgeführt. (*A. v. Wald.*)

KAJÜTEN nennt man an Bord von Schiffen die größeren Wohnräume für den Kapitän, die Offiziere und die Paſſagiere. Für die erſteren und die vornehmeren Paſſagiere befinden ſich die Kajüten gewöhnlich im hintern Theile des Schiffes, weil dieſer ſowol als der vornehmere gilt, als auch beſſer gegen die Unbilden der Witterung geſchützt iſt, da bei ſchlechtem Wetter das Seewaſſer hauptſächlich vorn über das Schiff ſtürzt. Die Kajüten werden zum gemeinſchaftlichen Aufenthalte benutzt; als Schlafzimmer dienen die Kammern oder Kojen, welche nur den allernothwendigſten Raum haben und in denen ſich oft mehrere Bettſtellen neben- und übereinander befinden.

Die Kajüten waren in früherer Zeit ſehr einfach eingerichtet; jetzt werden ſie jedoch, namentlich auf den Paſſagierſchiffen, auf das prachtvollſte ausgeſtattet und laſſen an Bequemlichkeit für die Reiſenden nichts zu wünſchen übrig. Auf den großen transatlantiſchen Dampfern gibt es Kajüten von 20—25 Meter Länge und 10—15 Meter Breite. Ihr Licht erhalten ſie entweder von den Seiten durch ſehr ſtarke runde Fenſter, die ſogenannten Ochſenaugen, oder durch Oberlicht. (*R. Werner.*)

KAKADU iſt der aus dem Malayiſchen ſtammende Name («kaka-tua», alter Vater) einer Papagaiengruppe, welche durch einen faltigen aufrichtbaren Federbuſch (Schopf oder Haube), äußerſt kräftigen, meiſt ebenſo hohen wie langen Schnabel, lange und ſpitze Flügel und meiſt breiten, geraden, ſelten abgerundeten oder ausgerandeten Schwanz ausgezeichnet iſt. Wegen des faltbaren Federbuſches nannte Vieillot die Hauptgattung der Familie *Ptyctolophus* (πτυκτός, faltig), welcher Name aber durch einen Druckfehler (in der Analyse d'une nouvelle Ornithologie) in *Plyctolophus* entſtellt und ſeitdem in den verſchiedenartigſten Schreibweiſen (*Phlyctolophus*, *Plictolophus* u. ſ. f.), ſämmtlich ohne Etymologie und ohne Sinn, nachgeſchrieben worden iſt. Der Oberſchnabel hat hinter der Spitze eine Ausbuchtung und Feilkerben, die Firſte iſt abgeflacht oder gekielt, ſelten abgerundet. Das Verbreitungsgebiet der Kakadus erſtreckt ſich von Vandiemensland über Auſtralien bis zu den Philippinen und von Timor und Flores über Neuguinea bis zu den Salomonsinſeln. Einzelne Arten ſind zuweilen auf beſondere Inſeln beſchränkt. Sie gehören zu den am anſprechendſten, weiß oder roſa, ſelten trübe oder dunkel gefärbten Papagaien, leben in der Regel in großen Scharen, welche ſich des Nachts meiſt in den dichten Kronen der höchſten Bäume aufhaltend, bei Tage die benachbarten Fruchtfelder nach Nahrung (Früchte, Körner, Sämereien, ſeltener Knollen, Zwiebeln u. ſ. f.) durchſtreifen. Sie ſind die gelehrigſten und liebenswürdigſten Formen der ganzen Ordnung. Den Stamm der Familie bildet die Gattung *Ptyctolophus* (fälſchlich „*Plictolophus*“) mit etwa 17—18 Arten, von denen der weiße, roſa angehauchte Molukken-Kakadu, eine der größten, auf die Inſel Ceram beſchränkte Art, am häufigſten nach Europa kommt. Seltener iſt der in Auſtralien lebende Inka-Kakadu (*Pt. Leadbeateri*), weiß und roſa mit hochrother Federhaube, durch deren Mitte quer ein gelbes Band zieht. Durch hellen Schnabel, mit ſehr langem Oberſchnabel, und befiederte Naſenlöcher weicht die Gattung *Licmetis*, der Naſenpapagai, von den genannten ab. Meiſt ſehr große Arten mit langen Flügeln, langem Schwanze und ſehr ſtarkem Schnabel, der höher als lang iſt, werden in der Gattung *Calyptorhynchus* vereinigt. Zu ihr gehört der dunkel ſchiefergraue, licht quergewellte Helm-Kakadu (*C. galeatus*), deſſen Kopf, Nacken, Backen und Haube ſcharlachroth ſind. Von Ptyctolophus weicht die Gattung *Callipsittacus Ag.* (*Nymphicus* Vieill.) durch kantige Schnabelfirſte, kurzen, keilförmigen Schwanz mit vorragenden Mittelfedern ab (*C. Novae Hollandiae*). Zwergformen, mit kurzem, dickem Schnabel, deſſen Spitze ſehr lang, Firſte gekielt iſt, ohne Haube, mit langen ſpitzen Flügeln, mit vorſpringenden ſteifen Schäften der Steuerfedern, bilden die Gattung *Nasiterna* Wagl. (Neuguinea und benachbarte Inſeln bis zu den Salomonsinſeln). Die letzte der hierher zu rechnenden Gattungen, *Microglossus*, iſt durch den koloſſalen Schnabel ausgezeichnet, welcher viel länger als hoch iſt, mit weit vorragender Spitze und ſich nur an der Spitze berührendem Ober- und Unterſchnabel. Hierher gehört einer der größten Vögel der Familie, der Arara-Kakadu oder Rasmalos (*M. aterrimus*), durch ſchwarze Farbe, breit



Digitized by Google

abgerundete Federn und nackte, faltige, rothe Wangen ausgezeichnet. (*J. Victor Carus.*)

Kakerlaken, ſ. Albinos.

Kakochylie; Kakochymie, ſ. Dyskrasie.

Kakodämon, ſ. Dämonologie.

**KAKODYL**, Arſendimethyl, ein organiſches Radical, beſtehend aus 2 At. Arſen und 4 At. Methyl: $As_2(CH_3)_4$. Man erhält daſſelbe durch Einwirkung von Zink auf Kakodylchlorür ($As(CH_3)_2Cl$) unter Ausſchluß der Luft als eine farbloſe, dünne, ſtark lichtbrechende Flüſſigkeit von knoblauchartigem Geruch, welche im Waſſer inſoluble, in Alkohol und Aether leicht löslich iſt und ſich an der Luft von ſelbſt entzündet. Bei ſehr allmählichem Luftzutritt oxydirt es ſich zu Kakodyloxyd und Kakodylſäure. Erſteres (Alkarſin) wird am beſten dargeſtellt durch trockene Deſtillation eines Gemenges von gleichen Theilen arſeniger Säure und eſſigſauren Kalis, wobei es mit Kakodyl verunreinigt als farbloſe Flüſſigkeit übergeht (Cadet's rauchende Flüſſigkeit); in reinem Zuſtande raucht es nicht an der Luft, nimmt aber Sauerſtoff daraus auf und geht in Kakodylſäure über. Es iſt ſchwerer als Waſſer, in dieſem unlöslich, in Alkohol und Aether leicht löslich, riecht durchdringend und ſehr unangenehm. Seine Formel iſt: $As_2(CH_3)_4O$; mit Salzſäure behandelt gibt es Kakodylchlorür $As(CH_3)_2Cl$, eine farbloſe Flüſſigkeit von äußerſt heftigem, betäubendem Geruch. Die Kakodylſäure (Alkargen) $As(CH_3)_2O.OH$ iſt eine in Waſſer leicht lösliche ſtarke Säure, welche aus Alkohol ſchön kryſtalliſirt und auch zum Theil kryſtalliſirbare Salze bildet. Die Kakodylverbindungen ſind giftig, doch iſt die Wirkung, wenigſtens kleiner Mengen, nicht andauernd. Außer den Arſendimethylverbindungen ſind auch noch Arſenmonomethylverbindungen, Trimethylarſin- und Tetramethylarſonium- oder Arſenmethyliumverbindungen bekannt, ſowie ſolche, welche an Stelle des Methyls andere Alkoholradicale (Aethyl, Propyl ꝛc.) enthalten. Vgl. beſonders: Bunſen, Annalen d. Chem. u. Pharm. 31, S. 175; 37, S. 1; 42, S. 14; 46, S. 1, ſowie Kolbe, Lehrb. d. org. Chemie, IIIa, 734; Gmelin-Kraut, Handb. d. org. Chem. 4. Aufl. V, 50 und Suppl. I, 123; Beilſtein, Handb. d. org. Chem., S. 154; Neues Handwörterb. d. Chem. I, S. 763. (*E. Drechsel.*)

**KAKOVUNI**, d. i. ſchlechtes Gebirge, nannten die Türken zur Zeit ihrer Herrſchaft, noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts, den ſüdlichſten Theil der mittleren Halbinſel an der Südſeite des Peloponnes, jetzt Maina oder Mina genannt, in welcher die ſüdliche Verlängerung des Pentedaktylon oder Taygetos als ſteiles, kahles, wildes Felsgebirge fortſetzt, von einem berüchtigten Stamme von Land- und Seeräubern, den heutigen Mainoten, bewohnt, welche die Türken K a k o v u n i o t e n nannten. Dieſelben haben ſich in neuerer Zeit an das Königreich Griechenland angeſchloſſen. Der Name Kakovuni iſt verſchollen; 1810 hat ihn Ukert noch in ſeiner Reiſe; ſeitdem nennen ihn Bücher und Karten nicht mehr. (Siehe die Art. Maina und Mainoten.) (*G. A. v. Klöden.*)

Kalabasse, ſ. Crescentia.

**KALAFAT** iſt ein rumäniſches Uferſtädtchen an der Donau, in dem zur ehemaligen Kleinen Walachei gehörigen Kreiſe Dolzi (Dolz) mit Hauptſtadt Krajowa, gelegen, und zählt gegen 5000 Einwohner. Der Ort unterhält einen lebhaften Schiffsverkehr und beſitzt eine Agenzie der K.k. Oeſterreichiſchen Donau-Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft; wegen ſeiner günſtigen Lage für Ein- und Ausfuhr erfreut er ſich eines blühenden Handels und iſt ſtark im Anwachſen begriffen. Seine geſchichtliche Bedeutung indeſſen verdankt Kalafat der Nähe der auf dem rechten Donauufer gelegenen, früher türkiſchen und ſeit dem Berliner Frieden vom 13. Juli 1878 bulgariſchen Feſtung Widdin, für welche es früher als eine Art Brückenkopf und als das Ausfallsthor bei den häufigen türkiſchen Kriegseinfällen in die Walachei zu dienen hatte. In dieſer Weiſe nahmen im Frühjahr 1828 die Türken daſelbſt Aufſtellung, um die Flanke des gegen die Donau anrückenden ruſſiſchen Heeres zu beunruhigen, indeſſen wurden ſie am 8. Juli des Jahres an Ort und Stelle von dem Corps des Generals Geismar angegriffen, geſchlagen und nach Widdin zurückgeworfen. Beſondere Wichtigkeit erlangte Kalafat im Beginn des Ruſſiſch-türkiſchen Krieges von 1853—56. Nachdem die Ruſſen den 2. Juli 1853 den Pruth überſchritten hatten, um, wie ſie ſagten, ſich der Fürſtenthümer als eines Pfandobjects zu bemächtigen, ſetzten ſich die Türken von Widdin aus zunächſt auf der vor Kalafat gelegenen Donauinſel feſt (17. Oct. 1853) und landeten acht Tage ſpäter in Kalafat, woſelbſt ſie nach blutiger Vertreibung der daſelbſt aufgeſtellten ruſſiſchen Truppen ein verſchanztes Lager für 20,000 Mann einrichteten. Bis zum 6. Jan. 1854 hielten ſie ſich unthätig in dieſer Stellung, dann aber ergriffen ſie die Offenſive und ſchlugen bei Cetate den General Grafen Anrep Elmpt, welcher gegen ſie angerückt kam. Auch gegen General Ciprandi, welcher mit größerer Macht die Schanzen von Kalafat nehmen wollte, behaupteten die Türken ſich ſiegreich, ja ein wiederholter Angriffsverſuch (den 17. April 1854) wurde ſo nachdrücklich abgewieſen, daß die Ruſſen ſich genöthigt ſahen, die Kleine Walachei zu räumen, und ſich (den 21. April) über Krajowa zurückzogen. Als nachher die Ruſſen im Auguſt 1854 aus den Donaufürſtenthümern abzogen und Oeſterreich mit Genehmigung der Pforte dieſelben beſetzte, wurde die Stellung der Türken bei Kalafat als überflüſſig aufgegeben. — Die günſtige politiſche Lage der Pforte, welche ihr in den Jahren 1853/54 die militäriſche Ausnutzung der Stellung von Kalafat möglich gemacht hatte, fand während des ruſſiſch-türkiſchen Krieges von 1877/78 nicht ſtatt; nicht nur daß keine der großen Mächte der Türkei Vorſchub leiſtete, es war auch inzwiſchen die Stellung der norddanubiſchen Länder eine andere geworden. An die Stelle der b e i d e n Fürſtenthümer, der Moldau und Walachei, welche als autonome t ü r k i ſ c h e Provinzen betrachtet wurden, war das Geſammtfürſtenthum Rumänien mit dem Anſpruch eines lediglich tributpflichtigen ſouveränen Staats getreten, der ſeine Politik lediglich dem eigenen Intereſſe anpaßt. Rumänien aber hatte ſich auf Rußlands Seite geſtellt, ſodaß die Türken

Digitized by Google

den Boden von Kalafat nicht mehr als den einer privilegirten Provinz, ſondern als Feindesland würden haben betreten müſſen. Um mögliche Landungen türkiſcher Truppen zu verhüten, welche die vortheilhafte Flankenpoſition Widdins hätten zur Geltung bringen können, war demnach Kalafat von der rumäniſchen Regierung ſtark befeſtigt worden. Nachdem am 23. Mai 1877 Rumänien der Pforte den Krieg erklärt hatte, begannen eben da die Feindſeligkeiten in Form eines reſultatloſen Kugelwechſels, welcher damals ſpottend die Feuertaufe des Fürſten Karol genannt wurde. Nach der Idee der politiſchen Strategie des St.-Petersburger Cabinets ſollte ſich die Betheiligung Rumäniens an dem Kriege auf die Bewachung Kalafats gegen einen türkiſchen Flankenangriff beſchränken, und in der That nahm auch die rumäniſche Armee von Kalafat bis Simnitza Aufſtellung, bis ſie nach der ruſſiſchen Niederlage von Plewna ſchleunig zu activem Eingreifen berufen wurde. — Der Name Kalafat iſt türkiſch und bedeutet Kalfaterei; wahrſcheinlich iſt der Ort, über deſſen älterer Geſchichte ein Dunkel ſchwebt, als Schiffsbau- und Kalfater-Stätte (Kalafatjeri) von Widdin aus gegründet worden.

(*G. Rosen.*)

**KALAHARI**, eine ausgedehnte, 1000 Meter über dem Meere liegende Wüſtenfläche in Südafrika, welche im Süden bis an den Oranjefluß, im Norden bis an und über den Ngamiſee reicht und im Weſten in die Landſchaft der Namaqua, Damara und Ovaherero hineingreift. Die Kalahari iſt eine brennendheiße, ſandige Einöde, trotzdem nicht ſo pflanzen- und thierarm wie die Sahara. Dies kommt daher, daß die Wüſte ein Baſſin bildet, deſſen Ränder von Felſenriffen und Hügelland eingeſäumt ſind, ſodaß aus weiter Ferne her ſich unterirdiſche Waſſeradern unter der Erde hinziehen mögen. Die Möglichkeit hierzu gewährt eine nicht tief unter der Oberfläche ſtreichende Schicht harten Sandes oder jungen Sandſteins, welche beim Graben nach Waſſer ſorgfältig geſchont werden muß, denn wird dieſelbe aus Unvorſichtigkeit durchbrochen, ſo verſchwindet das Waſſer unwiederbringlich in die Tiefe.

Das Gras, das die Kalahari größtentheils bedeckt, erreicht eine erſtaunliche Höhe. Es ſteht in getrennten Gruppen; die Zwiſchenräume ſind, ſoweit ſie nicht kahle Stellen bilden, mit einer mannichfachen Flora von kriechenden, knollenführenden Pflanzen, Waſſermelonen und Kürbiſſen überzogen; an anderen Stellen finden ſich große Gruppen von Gebüſch und ſelbſt Baumwuchs.

Der an den öſtlichen Rand der Wüſte angrenzende Landſtrich von Kuruman bis Kolobeng und auch noch weiter, faſt bis zum Ngamiſee, zeichnet ſich durch ein beſonders geſundes Klima aus. Der Winter iſt vollſtändig trocken, und da während dieſer Zeit, nämlich vom Anfang Mai bis Ende Auguſt, nicht ein Tropfen Regen fällt, ſo iſt nie Kälte mit Feuchtigkeit gepaart. Selbſt bei der größten Hitze hat die Atmoſphäre nie das Erſchlaffende und Niederdrückende wie in anderen Gegenden der Tropen. Die Abende ſind von angenehmer Kühle und eine erfriſchende Nacht folgt auch dem heißeſten Tage. Während mehrerer Monate im Jahre fällt kaum etwas Thau.

Das ungeheure ſandige, durſtige Flachland der Kalahari wird von Menſchenſtämmen ſpärlich bewohnt, die ſich in allen Stücken unähnlich ſind, außer daß Hitze und Durſt, dürftige Nahrung und anſtrengende Lebensweiſe ihnen in der Regel eine höchſt magere, ſehnige, ſkeletartige Körperbeſchaffenheit verliehen haben, wie ſie ſich höchſtens bei auſtraliſchen Eingeborenen wieder findet, die ſie aber gleichwol befähigt, große Anſtrengungen und Entbehrungen auszuhalten. Dieſe Leute ſind die Ba-Kalahari, d. h. „die (Männer) der Wüſte" und die Buſchmänner.

Die Bakalahari ſind augenſcheinlich ein alter Betſchuanenſtamm und ſollen ſich vor Zeiten in guten Umſtänden befunden haben, bis die eingewanderten Scharen ihres eigenen Stammes ihnen ihr Vieh und ihre Ländereien raubten und ſie in die Wüſte drängten. Sie haben trotz dieſes Schickſalswechſels ihre alte Liebe zu Ackerbau und Viehzucht nicht verloren, können aber freilich in der Wüſte nicht viel mehr thun, als ein Fleckchen mit Melonen und Kürbiſſen bepflanzen und einige Ziegen aufziehen, für welche ſie das Waſſer oft löffelweiſe ſammeln müſſen. Die Bakalahari ſind friedſame, ſchüchterne Leute, die ſich darauf beſchränken, ihrem Unterhalt nachzugehen. Ueber einen langen Wüſtenſtrich hin verſtreut, ſuchen ſie in der Regel unter benachbarten Betſchuanen einflußreiche Gönner, damit ſie im friedlichen Tauſchverkehr ſich Scheren, Waſſer, Tabak und Hunde verſchaffen können, wofür ſie als Gegenwerth allerlei Thierfelle liefern, unter denen beſonders die Felle einiger kleiner katzenartiger Raubthiere als ſchönes Pelzwerk geſchätzt ſind und in weiter Ferne Abſatz finden. Den wärmſten Pelz liefert eine Schakalart, „Molotſe" genannt (Megalotis capensis oder Kap-Fennek), den ſchönſten der „Pukuje" (Canis mesomelas und Canis aureus). Nächſtdem gelten als die werthvolleren Felle die des Tſipa oder kleinen Ozelot (Felis niripes), des Luchſes (Tuane), der wilden und der gefleckten Katze. Aber auch Felle vom Puti (Duiker) und Puruhuru (Steinbock), ſowie von Löwen, Leoparden, Panthern und Hyänen ſuchen ſich die Bakalahari zu verſchaffen. Die Betſchuanen gerben dieſe Felle und nähen ſie in Karoſſe (Pelzmäntel) zuſammen, für die ſie ſtets willige Abnehmer finden und die eigentlich der Haupthandelsartikel jener Gegenden ſind.

Die Furcht vor räuberiſchen Ueberfällen der Betſchuanen und Buſchmänner veranlaßt die feigen Bakalahari, ihre Wohnſitze weitab vom Waſſer anzulegen; nicht ſelten auch verbergen ſie das Waſſer, das ſie ſich ergraben haben, indem ſie das Loch wieder mit Sand füllen. Soll aus ſolchen unterirdiſchen Vorräthen Waſſer entnommen werden, ſo kommt die Frau mit einem Sack oder Netz leerer Straußeneier und höhlt eine Vertiefung aus, ſoweit der Arm reichen will. Dahinein ſtellt ſie ein Schilfrohr, an welches unten ein Büſchel Gras gebunden iſt, rammt das Loch mit dem herausgenommenen, feuchten Sande wieder feſt zu und fängt an, an dem Rohre



Digitized by Google

zu ſaugen. Das in dem Grasbüſchel ſich ſammelnde Waſſer tritt allmählich in dem Rohre in die Höhe, und die Pumpe kommt in Gang. Ein Mund voll nach dem andern wird herausgezogen und an einem Strohhalme in ein daneben liegendes Straußenei abgelaſſen. Sind in dieſer Weiſe 20—30 Eier gefüllt und die Oeffnungen derſelben mit Gras verſtopft, ſo trägt man ſie nach Hauſe und vergräbt ſie ſorgfältig. (*Richard Oberländer.*)

KALAÏS, Sohn des Boreas und der Oreithyia. Mit ſeinem Bruder Zetes iſt er aufs unzertrennlichſte verbunden. Sie werden deshalb auch wol Zwillingsbrüder genannt (*Ovid*, Metam. VI, 712 gemellos, *Lactant*, Narr. fab. VI, 8 geminos, cf. *Orph.* Argon. 219), treten faſt nie[1]) einzeln auf und werden unter dem Namen Boreaden zuſammengefaßt. Ueber ſie hat erſchöpfend, mit vollſtändiger Angabe der reichen Literatur, gehandelt: Ludolf Stephani, Boreas und die Boreaden. Mémoires de l'académie des sciences de St.-Pétersbourg. VII. Série. Tome XVI. No. 13. St.-Pétersbourg 1871. Sie ſind Perſonificationen von Winden, wie hervorgeht 1) aus ihrer Herkunft, 2) aus ihren Namen, die den Zetes als den ſtärker Blaſenden, Kalaïs als den milder Wehenden bezeichnen (Schol. zu Pind. Pyth. IV, 325 Ἴσως δὲ τὰ ὀνόματα πεποιημένα ἀπὸ τοῦ πατρός, οἷον Ζήτην τὸν ἄγαν ἄοντα καὶ πνέοντα καὶ Κάλαϊν οἷον καλῶς ἄοντα. Lobeck, Paralipomena grammat. graecae I, 159: ὁ καλὸς πνέων. Pape, Wörterbuch der Griech. Eigennamen führt auch als Ableitung an: καλα ἴς, ſchönhart, ſchönkräftig); 3) aus den ihnen faſt ausnahmslos[2]) gegebenen Flügeln, die entweder am Kopf (*Orph.* Argon. 222) oder an den Füßen (*Apollon. Rhod.* I, 219), an den Schultern (*Pindar.* Pyth. IV, 182, der ſie πορφύρεοι nennt; andere Stellen bei Stephani a. a. O. S. 16, Anm. 1; ſo ſtellen ſie auch die meiſten Bildwerke dar) oder an Kopf und Füßen (*Hygin.* Fab. 14) oder auch an Schultern und Füßen (auf der Vaſe in den Monumenti dell' Instituto di corrisp. archeol. X, t. VIII) hafteten. Auch ihre dunkeln (*Ap. Rh.* κυάνεαι, *Hyg.* caerulei) Haare ſollten ihnen in wunderbarer Weiſe beim Fliegen behülflich geweſen ſein (*Hygin.* l. c. qui pervio aere usi sunt; *Tzetzes*, Chil. I, 210. XII, 441); 4) durch die vielfach an ihnen gerühmte Schnelligkeit, die bei den Leichenſpielen des Pelias dem Kalaïs im Diaulos, dem Zetes im Dolichodromos zum Siege verhalf (*Hygin.* Fab. 273), den Herakles unterliegen machte (Schol. zu Ap. Rhod. I, 1304), während die Brüder bei dem Todtenfeſte für Thoas allerdings von Erginos beſiegt wurden (Schol. zu Pind. Ol. IV, 26. 29. 32); 5) durch ihren Kampf mit den tobende Windsbraut und ſchädliche Winde perſonificirenden Harpyien.

Mit den Harpyien treffen die Boreaden zuſammen auf ihrem Zuge mit den Argonauten, unter denen ſie Hygin (Fab. 14) als Oberſte der Rudermannſchaft (toecharchi) fungiren läßt. Sie ſtoßen zu den nach Kolchis ziehenden Helden, entweder, nach Apollonius Rhod. und anderen (ſ. Schol. zu Ap. Rhod. I, 211), aus Thrakien, welches Land gewöhnlich als ihre Heimat genannt wird, nach Herodot aus Daulis, nach Duris und Phanaedikos aus dem Lande der Hyperboräer, wo (nach *Aelian.* de nat. anim. XI, 1) auch drei Söhne des Boreas und der Chione das Heiligthum des Apollo verwalten ſollten. Als Theilnehmer am Argonautenzuge laſſen die alten bildenden Künſtler die Boreaden in verſchiedenen Scenen auftreten. Als Inſaſſen der Argo erſchienen ſie bei der Weiſſagung des Meergottes Glaukos (auf dem Bilde *Philostrat.* Imag. II, 15, vgl. Gaedechens, Glaukos der Meergott, S. 82 f.), finden ſie ſich dargeſtellt bei dem Kampfe mit Talos (Vaſe in der Archäol. Zeitung 1846, Taf. 44. 45, vgl. Stephani, a. a. O. S. 19, Nr. 9); ſie aſſiſtiren einer Unterredung des Jaſon mit der Medea (nach O. Jahn's im Rhein. Muſeum VI, S. 293 gegebenen richtigen Deutung einer Vaſe bei Gerhard, Apuliſche Vaſenbilder Taf. X); ſie ſchauen dem Schickſal des Bebrykerkönigs Amykos zu (Vaſe aus dem Beſitz des Duc de Luynes, in Gerhard's Auserleſenen Vaſenbildern, Taf. CLIII, nicht unwahrſcheinlich auch mit ihrem Vater auf der Ficoroni'ſchen Ciſte, ſ. Stephani a. a. O. S. 17, Anm. 3; S. 20, Anm. 3), dem Kampfe des Jaſon mit dem Drachen wohnen ſie bei, bald zuſchauend (auf Vaſen: a) Ann. d. Instit. XX. tv. d'agg. G.; b) Millingen, Peint. de div. coll. pl. 6, weitere Nachweiſe bei Stephani, a. a. O. S. 19, Nr. 7 u. 8), bald eingreifend (Vaſe in den Monum. dell' Inst. V, tv. XII).

In eigentliche Action treten ſie aber nur nach der Landung der Argonauten zu Salmydeſſos, deſſen König Phineus ihnen verſchwägert war, indem er ihre Schweſter Kleopatra als Gattin heimgeführt hatte, durch welche Ehe wol nur die ſtürmiſche Natur jener Gegend bezeichnet werden ſollte (Preller, Griechiſche Mythologie II, 225). Sie finden den König[3]) durch Zeus geblendet, durch die vom erzürnten Apollo geſendeten Harpyien gequält, die dem Blinden alle vorgeſetzten Speiſen beſudeln oder entführen. Ein Orakelſpruch hatte die Möglichkeit der Vertreibung dieſer Unholde durch die Boreaden zwar prophezeit, zugleich aber den Tod der letzteren verkündet, wenn ſie jene nicht einzuholen vermöchten (*Apollodor.* I, 9. 21). Vereinzelte Notizen laſſen denn auch die Brüder bei dieſem Abenteuer umkommen (*Apollodor.* III, 15. 2, mit den Harpyien zugleich *Tzetzes*, Chil. XVIII, 5), nach der gewöhnlichen Sage aber (die zahlreichen Schriftſtellen hat Stephani a. a. O. S. 17, Anm. 6 geſammelt), gelingt ihnen die Vertreibung, ſie verfolgen die Flüchtigen mit ihren Schwertern[4]); ehe ſie dieſelben aber erreichen,

---

1) Nur auf einigen Vaſen erſcheint ein einzelner Boreade. 2) Lediglich auf einer Vaſe, bei Gerhard, Archäol. Ztg. 1846, Taf. 44. 45, kommen die inſchriftlich bezeugten Boreaden flügellos vor.

3) Auf Phineus und die Boreaden ſind einige Denkmäler: Vaſen, ein Spiegel, ein Relief bezogen, doch iſt dieſer Deutung theils durch Stephani (a. a. O. S. 21 fg.), theils von Robert (nach einer Notiz in der Archäologiſchen Zeitung 1879, S. 114) und Flaſch (daſelbſt 1880, S. 141 fg., Anm. 6) wol mit Recht widerſprochen. 4) Auf den Vaſenbildern haben ſie entweder Schwerter oder Lanzen oder beide Waffenarten zugleich.

Digitized by Google

veranlaßt ſie eine Stimme (*Valerius Flaccus* IV, 477 fg.) oder, von Zeus geſendet, Iris (*Apoll. Rh.* II, 177 sq., *Servius* zu Verg. Aen. III, 209) oder Hermes (Schol. zu Apoll. Rh. II, 296) zur Umkehr, unter der Zuſicherung, daß Phineus künftig von den Harpyien unbehelligt bleiben werde. In den Tragödien des Aeſchylos („Phineus") und des Sophokles („Phineus oder die Tympaniſten". Ueber beide ſ. Welcker, Aeſchyliſche Trilogie, S. 477 fg., und Griechiſche Tragödie, S. 329) wird dieſer Mythos ausführlich behandelt worden ſein. Auch in der alten bildenden Kunſt war die Vertreibung und Verfolgung der Harpyien durch die Boreaden kein unbeliebter Gegenſtand. Sie war ſowol an der Lade des Kypſelos (nach *Pausanias* V, 17: *Φινευς δὲ ὁ Θρᾷξ ἐστὶ καὶ οἱ παῖδες οἱ Βορέου τὰς Ἁρπυίας ἀπ' αὐτοῦ διώκουσιν*), wie an dem von Bathykles gefertigten Thron des Amykläiſchen Apello (*Pausanias* III, 18: *Κάλαϊς δὲ καὶ Ζήτης τὰς Ἁρπυίας Φινέως ἀπελαύνουσιν*) dargeſtellt. Dieſelbe That zeigen drei erhaltene figurenreiche Vaſen: a) Früher im Beſitz von Feoli, jetzt im Muſeum zu Würzburg. Schwarze Figuren auf rothem Grund, die Boreaden ausnahmsweiſe bärtig. Monum. d. Inst. X, tav. VIII, Flaſch in den Annali d. Inst. 1874, p. 3 sq. und Archäol. Zeitung 1880, S. 138 fg. b) Amphora aus der Sammlung Jatta in Ruvo. Rothe Figuren, ſchwarzer Grund. Monum. d. Inst. III, tav. XLIX, Duc de Luynes, Ann. d. Inst. 1843, p. 12—15, Flaſch l. c., p. 140 sq. c) In der Nähe Athens gefunden. Rothe Figuren auf ſchwarzem Grunde. Millingen, Ancient unedited monuments I, pl. XV; Stackelberg, Die Gräber der Hellenen, Taf. XXXVIII, deſſen Zweifel an der Richtigkeit der Deutung widerlegt ſind, vgl. Duc de Luynes l. c., p. 15 sq., Stephani S. 19, Flaſch p. 139 sq.[5])

Erſcheinen hier die Boreaden dem Phineus hülfreich, ſo gab es auch eine völlig damit contraſtirende Sage, nach der ſie ihm ſtrafend nahen. Danach hatte er ſich ſchwer gegen das Geſchlecht des Boreas vergangen, indem er deſſen Tochter Kleopatra, ſeine Gattin, verſtieß und, auf Antrieb ſeiner zweiten Frau, die mit jener erzeugten Söhne mishandelte, einkerkern, gar blenden ließ. Für dieſe Frevel ſtraft ihn nun Boreas (*Diod.* IV, 44, *Serv.* zu Verg. Aen. III, 209) oder dieſer vereint mit den Argonauten (*Apollodor.* I, 9, 21, III, 15, 3) oder auch die Boreaden (*Diod.* l. c., *Orph.* Argon. 674 sq.).

Ihren Tod fanden die Brüder durch die Hand des Herakles. Die Urſache ſeines Grolls wird ſehr verſchieden angegeben (Schol. zu Ap. Rhod. I, 1304). Apollonius gibt ihnen ſchuld, daß auf ihren Antrieb die Argonauten die Rückkehr des in Myſien auf der Suche nach dem geraubten Hylas (an der jedoch *Propert.* I, 20, 15 die Boreaden theilnehmen läßt) zurückgebliebenen Herakles nicht abgewartet; nach Semos zürnte er ihnen, weil ſie ihn im Laufe beſiegt, nach Steſimbrotos neidet er ihnen die reichen von Jaſon geſpendeten Geſchenke, nach Nikander von Kolophon rächt er ſich durch ihren Tod an Boreas, weil dieſer ihn auf der Rückkehr nach Kos aufgehalten, nach Anaiſidemos ſtraft er ſie, weil ſie ihm nachgeſtellt. Genug, Herakles tödtet ſie mit ſeinen Pfeilen (*Hygin.* 14, *Seneca*, Medea III, 634) auf der Inſel Tenos (*Akusilaos* bei Apollodor. III, 15, 2, Schol. zu Ap. Rh. l. c., *Antipater* in der Anthol. Palat. IX, 550), wo man ihre Grabſtätten und auf dieſen zwei Säulen zeigte, welche (beide *Hyg.* l. c. oder nur eine derſelben Schol. zu Ap. Rhod. l. c. *ὧν ταν ἑτέραν*) beim Nordwind durch den klagenden Vater Boreas bewegt werden ſollten.

Die Gründung der campaniſchen Stadt Cales wird dem Kalaïs (bei *Silius Ital.* VIII, 515) wol nur wegen der Aehnlichkeit des Namens zugeſchrieben.

(*R. Gaedechens.*)

KALAIT oder Türkis, ein Edelſtein von himmelblauer bis ſpan- und apfelgrüner Farbe, ſeiner chemiſchen Zuſammenſetzung nach waſſerhaltige phosphorſaure Thonerde mit wenig phosphorſaurem Kupfer- und Eiſenoxyd; die Zuſammenſetzung iſt nicht in allen Varietäten die gleiche. Es iſt ein amorphes Mineral, in Trümmern, Adern, nierenförmigen Ueberzügen und kleinen Geröllen vorkommend; von muſcheligem bis unebenem Bruch, der Härte 6, ſpecifiſchem Gewicht 2,62—2,8; grünlichem Strich; ſehr wenig glänzend, undurchſichtig bis ſchwach kantendurchſcheinend. Vor dem Löthrohr unſchmelzbar färbt es die Flamme grün, im Kolben erhitzt zerkniſtert es und wird ſchwarz, mit Borax und Phosphorſalz gibt es zu klarem Glaſe geſchmolzen heiß die grüne Eiſenfärbung und nach dem Erkalten die blaue Kupferreaction; in Säuren löslich. — Der Name Kalait ſtammt von callaïs (Plinius), Türkis wahrſcheinlich daher, daß er aus Perſien durch die Türken zu uns kam. — Das Mineral findet ſich in den ſchönſten Varietäten im Orient: bei Meſched nord-weſtlich von Herat, auch im Megarathal am Sinai; ferner in Schleſien, bei Oelsnitz in Sachſen und in den Cerillos-Bergen in Mexico, theils in Kieſelſchiefer, theils in Porphyr, theils ſeltener in Sandſtein. — Neben dieſem ſogenannten Mineraltürkis oder orientaliſchen Türkis findet ſich noch der Zahn- oder occidentaliſche Türkis, welcher organiſchen Urſprungs iſt, nämlich aus gefärbten foſſilen Zähnen beſteht, beſonders dem Schmelz von Maſtodon- und Dinotheriumzähnen, und ziemlich die Härte und Farbe des Mineraltürkis hat, aber mit Säuren benetzt aufbrauſt, beim Erwärmen einen animaliſchen Geruch verbreitet und durch Reiben leicht elektriſch wird; außerdem iſt er leichter als der Mineraltürkis. Er findet ſich beſonders häufig im ſüdlichen Frankreich (Simorre, Dep. du Gers); in Sibirien werden auch durch Blaueiſenerde, reſp. Kupferoxyd, gefärbte Mammuthzähne dazu verwendet. — Vielleicht ſchon im Alterthume bekannt, war der Kalait oder Türkis beſonders im Mittelalter hoch geſchätzt; wunderbare Gaben wurden ihm beigelegt; er ſollte vor Unglücksfällen ſchützen, zankende Eheleute verſöhnen u. ſ. w. Gegenwärtig iſt er noch ein beliebter Edelſtein für Ringe und Nadeln, Colliers u. ſ. w., auch zum Einfaſſen anderer Steine

5) Auf a und b erſcheint nur ein Boreade.

Digitized by Google

und Perlen. Sein Preis iſt jetzt geringer als früher, Farbe und Größe der Stücke beeinfluſſen den Werth. — Neuerdings werden auch Nachahmungen hergeſtellt durch Glasflüſſe und auch auf andere Weiſe, die zum Theil ſogar chemiſch nahezu mit dem natürlichen Türkis identiſch ſind, ganz abgeſehen von Farbe, Härte, Glanz u. ſ. w. J. Pohl hat zur Unterſcheidung eine Glühprobe angegeben (ſ. N. Jahrb. f. Mineralogie u. ſ. w. 1878, S. 364); der echte Stein zeigt beim Erhitzen bis zum Rothglühen ein ſtarkes Verkniſtern und zerfällt in ein tief braun-ſchwarzes erdiges Pulver; der künſtliche verkniſtert dabei nicht, ſondern ſchmilzt zu einem Glaſe oder frittet zu einem harten Körper zuſammen. (*E. Geinitz.*)

KALAMÄ im Peloponnes heißt der Hauptort der nach ihm benannten Eparchie, welcher zugleich Hauptort der Nomarchie Meſſenien iſt. Im Alterthume führte es den Namen Pherä oder Pharä, und ſeit der Zeit der venetianiſchen Herrſchaft hieß es Kalamata. In dem ſchmalen, aber ſehr fruchtbaren Mündungsgebiete des Nedon, am Buſen von Koron, liegt, etwa 20 Minuten vom Meere entfernt, nach der Zählung von 1870 mit 6327 Einwohnern, der Ort umgeben von Oliven-, Orangen- und Citronenhainen, von rieſigen Feigenbäumen, Cypreſſen, Agavehecken, ſelbſt Palmen in Gärten, welche berühmt ſind und von der auffallend rührigen Bevölkerung gut verſorgt werden. Die Stadt iſt Sitz eines Erzbiſchofs, hat ein Gymnaſium, einen gut verſehenen Bazar, treibt Seidenzucht und Tabacksbau und neben der Schiffahrt einen ganz anſehnlichen Handel mit Südfrüchten, Feigen, Olivenöl und Seidencocons. Ein Hafen iſt nicht vorhanden, ſondern nur eine offene Rhede, und deshalb müſſen die Schiffe während der ſtürmiſchen Winterzeit den kleinen Hafen von Armyros als Ankerplatz aufſuchen; dieſes Dorf liegt 6 Kilometer entfernt an einem ſtarken Bache mit ſalzhaltigem Waſſer, nach welchem es den Namen trägt. Bei der Stadt finden ſich keine Alterthümer; das alte Kalamä lag wol eine halbe Stunde entfernt im Nord-Oſten auf dem etwa 10 Stunden weiten Wege nach Sparta, wo am Fuße des Taygetos an einem Kalami genannten Hügel ſich antike Reſte einer Doppelmauer herumziehen und auch Hausplätze auf dem künſtlich geebneten Felsboden zu erkennen ſind. Das alte Pherä ſoll ganz nahe dem Meere gelegen haben, es müßte alſo der Küſtenſtreif um 2—3 Stadien ſeitdem an Breite zugenommen haben.

„Die ſchon in den Homeriſchen Gedichten erwähnte Stadt beſtand auch unter der lakedämoniſchen Herrſchaft fort, trennte ſich im Jahre 182 v. Chr. zugleich mit ihren beiden Nachbarorten gegen Norden und Süden, Thuria und Abia, vom übrigen Meſſenien, wurde durch Auguſtus zu Lakonien geſchlagen, aber durch Tiberius wieder mit Meſſenien vereinigt. Abia, angeblich das Homeriſche Ire, lag etwa drei Stunden ſüdlicher auf einer Anhöhe hart am Meere." (Burſian.) — Im 13. Jahrhundert war Kalamä eine ſtarke Feſtung, welche bei der Eroberung des Peloponnes im Jahre 1205 durch die Franken in den Beſitz Villehardouin's und deſſen Nachkommen kam; von ſeiner Burg ſteht die impoſante Ruine noch oberhalb der Stadt. Im Jahre 1685 nahmen die Venetianer ſie den Türken weg; ſie fiel aber 1718 mit dem ganzen Peloponnes durch den Frieden von Poſcharewatz wieder den Türken zu. Im Jahre 1821 war ſie eine der erſten Städte, welche durch den Aufſtand der Griechen befreit wurden, und am 9. April deſſelben Jahres wurde hier die erſte griechiſche National-Verſammlung, unter dem Namen des Senates von Meſſenien, eröffnet. Im J. 1825 haben die Truppen Ibrahim-Paſcha's bei ihrem Vernichtungszuge durch den Peloponnes auch dieſe Stadt zerſtört; ſie hat indeß jetzt wieder einen gewiſſen Wohlſtand erlangt. (*G. A. v. Klöden.*)

KALAMAIKA, eigentlich Kolomyjka, ein Tanz der galiziſchen Kleinruſſen, benannt von der Stadt Kolomyja (Kolomea) am Pruth in Galizien. Eine beſondere Gattung Lieder wird dazu geſungen, von denen eine große Anzahl veröffentlicht bei *Golovackij*, Narodnyja pěsni galickoj i ugorskoj Rusi, namentlich Band II, S. 247; vergl. auch Żegota Pauli, Pieśni ludu ruskiego w Galicyi II, 165. Die Kalamaika hebt bei einer wehmüthigen, ſehnſüchtigen Melodie langſam ſchleifend an, geht dann immer raſcher (2/4 Takt), bis der Burſche das vor ihm ausweichende Mädchen ergriffen hat. Zu den Slowaken iſt der Tanz unter dem Namen Kalamajka ebenfalls übergegangen und auch in Böhmen bekannt; eine Melodie hat *Erben*, Napěvy prostonár. písní českých, Prag, 1862, Nr. 231. (*R.*)

KALAMIS wird als einer der angeſehenſten griechiſchen Bildhauer der Uebergangszeit aus dem ſtrengen in den freien Stil genannt; er gehört vermuthlich der attiſchen Schule an, da er für Athen eine Reihe von Werken geſchaffen und einen Athener (Praſias) zum Schüler hatte, auch ſeinem Kunſtcharakter nach ſich den Attikern anſchließt. Seine Blütezeit wird gegen Ol. 78 (468—464 v. Chr.), als er aus weiter Ferne den Auftrag bekam, einen olympiſchen Sieg des Hieron von Syrakus durch die Statuen von Knaben auf Rennpferden zu verherrlichen, ihren Höhepunkt erreicht haben. Seine Thätigkeit in Athen trifft mit der Verwaltung des Kimon zuſammen, zu dem er in ähnlichem Verhältniß geſtanden zu haben ſcheint wie Phidias zu Perikles.

Die Liſte der Werke des Kalamis iſt eine ziemlich umfängliche, ſie weiſt Götter- und Heroenbilder, aber auch Gegenſtände aus dem menſchlichen Kreiſe und mehrfach Darſtellungen von Pferden auf, welche letzteren dem Künſtler nach dem ausdrücklichen Zeugniß des Plinius (N. H. 34, 71) u. A. in vorzüglicher Weiſe gelangen. Ein Cultusbild des Zeus Ammon von der Hand des Kalamis weihte der berühmte Dichter Pindar, der Ol. 84, 3 (442 v. Chr.) im höchſten Alter ſtarb, in Theben (*Paus.* 9, 16, 1). Statuen des Apollon arbeitete Kalamis mehrmals: einmal für Apollonia am Pontus in Erz (nach Klein's Vermuthungen Arch.-epigr. Mittheilungen aus Oeſterreich V, 86 aus Goldelfenbein) und als Koloſſalfigur von 30 Meter Höhe, ein Werk, welches M. Lucullus nach Rom entführte (*Plin.* 34, 39), dann für Athen einen fluchabwehrenden Apollon

Digitized by Google

(Alexikakos), deſſen Widmung man ſpäter als durch das Aufhören der großen Peſt Ol. 87, 3 (430) veranlaßt erklärte. Ein dritter Apoll aus Marmor findet ſich bei Plinius (36, 36) unter den Arbeiten eines Toreuten Kalamis erwähnt, wird aber, wie dieſe ſelbſt, von Brunn vielleicht nicht mit Unrecht dem berühmten Bildhauer zugeſchrieben. Die Stadt Tanagra in Boiotien beſaß von dem letzteren im Dionyſos-Tempel eine Gruppe aus pariſchem Marmor, Dionyſos ſtehend und unbekleidet, mit dem Thyrſosſtabe und einem Kantharos und ihm zu Füßen ein Triton, wie ſich aus der Nachbildung des Werkes auf einer tanagraeiſchen Erzmünze des Marc Aurel (Huber's Numism. Zeitſchr. 1877, S. 32 fg., *Paus.* 9, 20, 4) erkennen läßt. Ebendaſelbſt befand ſich im Tempel des Hermes Kriophoros ein Bild des Gottes mit dem Widder auf den Schultern, welches Kalamis aus Anlaß einer Seuche geſchaffen haben ſollte (*Paus.* 9, 22, 1) und von dem uns Münztypen der Stadt (Numism. Zeitſchr. a. a. O., S. 29; vgl. Ann. d. i. 1879, S. 119 fg.) noch eine ungefähre Vorſtellung geben. Einen unbärtigen Asklepios aus Gold und Elfenbein mit dem Scepter in der einen und einem Pinienapfel in der anderen Hand bildete Kalamis für Sikyon (*Paus.* 2, 10, 3), für Olympia eine ſogenannte „ungeflügelte Siegesgöttin" (Nike Apteros), richtiger eine Athena Nike, eine Wiederholung des Holzbildes im Nike-Tempel auf der Burg zu Athen, die möglicherweiſe ebenfalls von Kalamis herrührte (Benndorf, Ueber das Cultusbild der Athena Nike, S. 44). Zu einer Figur der Erinnys des Kalamis in Athen, wol im Heiligthum der Semnae beim Areopag befindlich, fügte ſpäter der berühmte Skopas zwei andere hinzu, um die Dreizahl dieſer Göttinnen zu vervollſtändigen (*Clem. Alex.* Protr. 47). Am Aufgange zur Akropolis ſtand ein noch in der Kaiſerzeit viel bewundertes Werk des Kalamis, ein Weihegeſchenk des reichen Kallias, die unter dem Namen Soſandra mehrfach erwähnte Statue der Aphrodite. Auch Gegenſtände aus dem Heroenkreiſe hat Kalamis wiederholt und, wenn Plinius' Urtheil (N. H. 34, 71) nicht eine der beliebten epigrammatiſch zugeſpitzten Wendungen iſt, mit vollem Glück behandelt. Er führt eine Erzfigur der Alkmene, Pauſanias (X, 16, 4) ein Weihgeſchenk der Lakedämonier, das Standbild der Hermione, des Menelaos Tochter, in Delphi an. Aus dem Bereich rein menſchlicher ſowie der Thierbildung werden verſchiedene Zwei- und Viergeſpanne erwähnt, — vermuthlich die Weihgeſchenke für Siege in den Wettkämpfen, darunter eine Quadriga, zu welcher ein Praxiteles — ungewiß, ob der große Künſtler dieſes Namens oder ein ſonſt unbekannter Zeitgenoſſe des Kalamis — einen Wagenlenker machte (*Plin.* N. H. 34, 71)*). Zwei Rennpferde mit den ſie zügelnden Knaben darauf arbeitete er für Hieron, der ſie in Olympia zu Seiten eines Viergeſpannes von der Hand des Onatas aufſtellen ließ (*Paus.* 6, 12, 1). Bedeutender war ein ebendort befindliches Werk des Kalamis, das den Sieg der Agrigentiner über die Bewohner von Motya verherrlichte und einen Chor betender Knaben in Erzfiguren darſtellte (ib. 5, 25, 5).

*) Nach Benndorf's Vermuthung (a. a. O., S. 46) ſtand das Viergeſpann auf der Burg von Athen und war ein Weihgeſchenk der Athener für den Sieg über Chalkis auf Euboia (*Paus.* I, 18, 2. *Herod.* V, 77). Vergl. die darauf bezügliche Baſisinſchrift im CIA. I, 334.

So zeigt ſich Kalamis als ein ſehr vielſeitiger, auch in der Technik vielgewandter Meiſter. Er bildete in Gold und Elfenbein, in Marmor wie in Erz und ſcheint ſich auch mit der Kleinkunſt beſchäftigt zu haben, wenn eine Notiz des Plinius (34, 47), daß ein Kalamis als Caelator in Silber berühmt war und mit zweien ſeiner Becher noch das Copiſtentalent der Kaiſerzeit herausforderte, hierher zu ziehen iſt.

Wenig präcis, wie zumeiſt, ſind die Angaben der Alten über den Stil des Kalamis. In den Vergleichungen der Rhetoriker (*Dion. Hal.*, Isocr. 3) ſpielt der Künſtler eine gewiſſe Rolle, indem er mit Kallimachos und Polygnot zuſammen als Vertreter jener eigenthümlichen Zierlichkeit und Anmuth genannt wird, welche attiſche Werke aus der letzten Zeit des Archaismus auszeichnete. Da ſie in den Reliefs eines kleinen Altars aus Athen (Ann. d. Inst. 1869 tv. J. K.) mit Darſtellungen eines widdertragenden Hermes und einer verſchleierten Frau beſonders deutlich hervortritt, ſo hat man in ihnen Anlehnung an Werke und Stil des Kalamis erkennen wollen. Den hohen Reiz feinſter Durchbildung und durchbrechender Beſeelung der Geſichtszüge innerhalb der Grenzen einer noch etwas gebundenen Formengebung charakteriſirt auch das der Soſandra ertheilte Lob, ſie erſcheine im Schmuck verſchämter Züchtigkeit und mit ehrbarem und unbewußtem Lächeln. Unter dem erhaltenen Statuenvorrath iſt es noch nicht gelungen, ſichere Nachbildungen von Werken des Kalamis nachzuweiſen. Die Pembroke'ſche Marmorſtatuette in Wilton-Houſe (Overbeck, Geſch. d. gr. Plaſt.$^{3}$, Fig. 52) weicht von dem Münztypus nicht unweſentlich ab und iſt auch der noch ſehr alterthümlich gehaltenen Stellung nach für die Kunſt des Kalamis nicht reif genug. In wie weit die ſich an den atheniſchen ſogenannten Apoll auf dem Omphalos (Conze, Beiträge zur Geſchichte der griechiſchen Plaſtik, Thl. 3—5) anſchließenden Werke zu dem Stil des Meiſters Beziehung haben, bedarf noch der Aufklärung. (*Th. Schreiber.*)

KALANDERN oder Calandriren (vom franzöſiſchen calandrer) heißt ein beſonders bei der Appretur der Gewebe angewendetes Verfahren, bei welchem die Wirkung eines oder mehrerer Paare von Preßwalzen dazu benutzt wird, dem Stoffe Glätte und Glanz, zuweilen auch, indem die einzelnen Fäden glatt gedrückt werden, den Schein größerer Dichtheit zu geben. Die Conſtruction der hierzu dienenden Vorrichtung, des Kalanders, beruht im allgemeinen darauf, daß von den in einem ſtarken gußeiſernen Geſtell in horizontaler Anordnung übereinandergelagerten Walzen, zwiſchen welchen der Stoff flach ausgeſpannt hindurchgeführt wird, je zwei zuſammen arbeiten, von denen die eine aus hartem, die andere aus elaſtiſchem Material hergeſtellt iſt. Während für die erſtere ein in hohem Grade politurfähiges

Digitized by Google

Metall — Gußeiſen, Gußſtahl oder noch beſſer Hartguß — verwendet wird, ſind für die letztere mit den verſchiedenartigſten Stoffen, Kokosfaſer, Jute, Baumwollenzeug, comprimirten Hobelſpänen — Verſuche gemacht worden; am gebräuchlichſten ſind jedoch für dieſen Zweck die Papierwalzen, deren Anfertigung in der Weiſe ſtattfindet, daß eine große Anzahl Papier-, reſp. Pappſcheiben, auf eine eiſerne Achſe geſchoben und ſtark gegeneinander gepreßt werden, worauf der zwiſchen zwei eiſernen Scheiben eingeſchloſſene Papierkörper ſehr genau abgedreht wird. Sämmtliche Walzen, mit Ausnahme der unterſten, müſſen ſich etwas heben und ſenken können, wenn Gewebe von verſchiedener Stärke hindurchgehen oder wenn der zwiſchen den Glättwalzen hindurchgegangene Stoff auf eine Walze aufgewickelt wird. Je nach der Anzahl der Walzen unterſcheidet man zwei-, drei-, fünf- und ſiebenwellige Kalander. Am häufigſten findet der dreiwellige Kalander Anwendung, bei welchem meiſt die mittlere Walze aus Metall hergeſtellt iſt. Der Stoff tritt hier zwiſchen der obern Papierwalze und der Metallwalze ein, umſchlingt die letztere bis zur Hälfte ihres Umfangs und tritt zwiſchen ihr und der untern Papierwalze wieder aus, ſodaß er zweimal dem Drucke unterworfen wird. Genügt der einmalige Druck, ſo können zwei Stücke gleichzeitig bearbeitet werden, indem das eine zwiſchen Ober- und Mittelwalze, das andere zwiſchen Mittel- und Unterwalze hindurchgeht. Bei den fünf- und ſiebenwelligen Kalandern, in denen ein vier-, reſp. ſechsmaliger Druck zur Anwendung kommt, ſind gewöhnlich die obere und untere Walze aus Metall, die übrigen ſelbſtverſtändlich abwechſelnd aus Papier und Metall hergeſtellt. Die erforderliche Preſſung wird mittels Hebel- oder Schraubendrucks meiſt durch Uebertragung von Dampf- oder Waſſerkraft hervorgebracht. Bei zweiwelligen Kalandern erfolgt der Antrieb von der Transmiſſionswelle mittels Riemen direct auf die Metallwalze; bei drei-, fünf- und ſiebenwelligen Kalandern wird mittels Riemen zunächſt eine Vorlegewelle betrieben und dann durch zwei Räder auf die Metallwalze, reſp. auf eine derſelben, überſetzt, während die übrigen Walzen vermöge der Reibung mitgenommen werden. Um dem Gewebe Glanz zu geben, können die hohlen Metallwalzen durch glühende Bolzen, Dampf oder Gas geheizt werden. Der eigentliche Glanzkalander, auch Frictionskalander genannt, iſt derart conſtruirt, daß die Walzen durch Zahnräder eine verſchiedene Umdrehungsgeſchwindigkeit erhalten, ſodaß die ſchneller gehende auf dem Stoff gleitet und hierbei, ähnlich dem gewöhnlichen Plätteiſen, außer durch Druck auch durch Reibung wirkt. Ein wellenartiger Schimmer (Moirirung) wird durch das Kalandern erzeugt, indem man entweder zwei übereinanderliegende Stücke zuſammen zwiſchen den Walzen hindurchführt, oder dem einfachen Stoffe durch einen beſondern Mechanismus während des Durchgangs eine links- und rechtsſeitige Verſchiebung ertheilt, oder auch indem man das Gewebe vor ſeinem Eintritt zwiſchen die Walzen ſtraff ausgeſpannt über die wellenförmig geſchweifte Kante einer eiſernen Schiene ſtreichen läßt, wodurch eine geringe Verſchiebung der Einſchlagfäden bewirkt wird. Baumwollene und leinene Gewebe erhalten eine ſehr ſchöne, matte, zartgewäſſerte Moirirung durch die Behandlung auf dem Stampf- oder Stoßkalander, in welchem der Stoff, auf eine harte hölzerne Walze gewickelt, während der langſamen Umdrehung derſelben der Wirkung einer Reihe hölzerner Stampfen ausgeſetzt wird. Auf dem gleichen Princip — weil einer ähnlichen Aufgabe dienend — wie die zur Appretur der Gewebe gebräuchlichen Kalander baſirt die in der Papierfabrikation verwendete Maſchine, gleichfalls Kalander genannt, durch welche dem Papier ein hoher Grad von Glätte und ein ſeidenartiger Glanz ertheilt wird. Von der gewöhnlichen Conſtruction derſelben weicht der ſogenannte Bogenkalander nur inſofern ab, als hier das Papier nicht in Form eines endloſen Streifens, ſondern bogenweiſe zwiſchen den Walzen hindurchgeht. (*W. H. Uhland.*)

KALANDSWIESEN ſind ſolche Wieſen, welche man an Landwirthe überläßt unter der Bedingung, daß dafür alljährlich eine gewiſſe Abgabe entrichtet wird. Zuweilen liegt dieſer Verleihung eine Art Erbpacht zu Grunde, ſodaß dann die Wieſe vom Vater auf den Sohn übergeht. Der Name Kalandswieſe rührt von den Kalandsbrüdern (ſ. Caland) her. (*William Löbe.*)

KALARASCH, die Hauptſtadt des zu der ehemaligen Großen Walachei gehörigen rumäniſchen Kreiſes Jalomnitza, liegt wenig oberhalb des Beginns der Biegung, welche von der Donau in ihrem untern Laufe durch Verlaſſen der weſtöſtlichen Richtung und Verfolgen einer ſüdnördlichen beſchrieben wird, an dem ſchmalen linksſeitigen Bortſcha-Arme des Stromes in der Nähe des Landſees, welcher nach ihr den Namen See von Kalaraſch führt. Die Einwohnerzahl der Stadt wird auf 3500 angegeben. In neueſter Zeit iſt dieſelbe Stirbey umgenannt worden nach dem Namen des letzten Hospodars der Walachei vor dem Krimkriege (Barbo Demeter Bibesko Fürſt Stirbey, geboren 1801, zum Hospodar erwählt 1848, demiſſionirte 1854, geſt. 1869 zu Nizza), welcher ſich ſchon vor ſeiner Thronbeſteigung als Miniſter ſeines Bruders, des Hospodaren Bibesko, um die Sanirung der untern Donauländer große Verdienſte erworben. — Kalaraſch verdankt ſeine Bedeutung den Umſtänden, erſtlich, daß es, in einer weit und breit an Verſumpfung leidenden Stromniederung gelegen, auch zur Zeit der jährlichen Ueberſchwemmungen der Donau mit Truppen und Train zu erreichen iſt, und zweitens, daß nur der Strom und die Balta-Inſel es von Siliſtria, ehemals der wichtigſten unter den türkiſchen Donaufeſtungen, trennt, was ihm bei den periodiſchen Angriffskriegen Rußlands wider die Pforte eine hervorragende kriegsgeſchichtliche Rolle geſichert hat. Beſonders viel genannt wurde es im erſten Stadium des ſogenannten Krimkrieges im J. 1854. Schon im November 1853 waren die Ruſſen unter General Anrep von da ſtromaufwärts nach Oltenitza gerückt und hatten die bei letzterem Orte aufgeſtellten türkiſchen Truppen zum Rückzug über die Donau genöthigt. Als ſie dann aber, vom Feinde nicht beläſtigt, bei Kalaraſch Batterien gegen Siliſtria zu errichten anfingen, ging den 4. März ein ſtarkes türkiſches Corps über den Strom, griff dieſe Werke an

Digitized by Google

und zog ſich erſt zurück, nachdem es ſie zum größten Theil zerſtört hatte. Die ruſſiſchen Arbeiten wurden dadurch ſo ſehr aufgehalten, daß erſt den 7. Mai die Beſchießung der Uferbatterien von Siliſtria beginnen konnte. Am 11. Mai traf der greiſe Fürſt Paskewitſch, der berühmteſte ruſſiſche Stratege jener Zeit, von Warſchau her in Kalaraſch ein, um den Oberbefehl der Belagerung zu übernehmen, mit deren unmittelbarer Betreibung von der linken Flußſeite her General Schilder, auf der Landſeite dagegen am rechten Flußufer der von Karaſu herangerückte General Lüders befaßt war. Um ein beſſeres Zuſammenwirken beider Heere zu ermöglichen, wurde unterhalb Kalaraſch eine Brücke über die Donau geſchlagen. Indeſſen erwieſen die von den Ruſſen gemachten ungeheuern Anſtrengungen ſich als vergeblich; Siliſtria hielt ſich und nach einundvierzigtägiger Belagerung ſah Rußland ſich genöthigt, der Feſte zu entſagen und ſeine ſchwer mitgenommenen Truppen nach der Walachei zurückzuziehen.
(*G. Rosen.*)

KALAU heißt ein Kreis und eine Kreisſtadt in der preußiſchen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt. Der Kreis Kalau, 17,98 geogr. □Meilen oder 99,017 Hektaren groß, iſt ein langgeſtrecktes Land zwiſchen dem ſüdlich gelegenen ſumpfigen Thale der Schwarzen Elſter und dem nördlich vorliegenden Spreewalde. Hindurch führen die Berlin-Görlitzer Bahn mit Lübbenau und Betſchau, und der Zweig Lübbenau-Grenze mit Kalau, Altdöbern und Senftenberg; die Halle-Sorau-Gubener Bahn mit Kalau; die Kottbus-Großenhainer Bahn mit Drebkau, Petershain und Senftenberg. Die fünf Städte dieſes Kreiſes ſind die geſperrt gedruckten. Die Zahl der Bewohner war 1880: 52,778, die der Landesgemeinden 157, der Gutsbezirke 98, der Wohnhäuſer 7275, der Haushaltungen 10,956; männlich waren 25,839, weiblich 26,939. 1819 war die Zahl der Bewohner 31,892. 1867 zählte man im öſtlichen Theile 6760 Wenden. — Die an der Dobra gelegene Stadt Kalau hat 3003 Einwohner (1816: 1529) und 264 Wohnhäuſer. Sie liegt 15 Kilometer von Lübbenau und 24 Kilometer von Kottbus, hat eine Waſſerleitung und in der Nähe eine ſchwefelhaltige Stahlquelle. Sie ſoll ſchon im J. 950 ummauert geweſen ſein. Ein groſser Theil der Bewohner treibt das Schuhmachergewerbe. Von den zur Stadt gehörenden 732 Hektaren Fläche ſind 575 Hektare Ackerland. — Im Nordweſten liegen die von Patow'ſchen Güter: Groß-Jehſer, 102 (Dorf 176) Einwohner, Gliechow 75 (Dorf 50) und Zinnitz 42 (Dorf 258) Einwohner. Letzteres war ehemals eine nach dem Jahre 1000 vom Polenkönige Boleslaus angelegte Feſtung. (*G. A. v. Klöden.*)

KALAUER, ein Ausdruck für Witzreden untergeordneter Art, der ſich in neuerer Zeit von Berlin aus über Deutſchland verbreitet hat. Man denkt dabei zunächſt an die Art des Witzes, die in den Geſprächen zwiſchen Müller und Schulze im „Kladderadatſch" und in den berliner Poſſen vorherrſcht. Die Herkunft des Wortes iſt unſicher; einige behaupten, es ſei eine Verdrehung des franzöſiſchen Wortes Calembourg. Der Begriff des Calembourg iſt jedoch ein etwas engerer; es wird darunter ausſchließlich ein Wortwitz verſtanden. Büchmann meint, es habe bei der eigenthümlichen Umbildung des Fremdwortes auch der Gedanke an die Stadt Kalau (ſ. d.) mitgewirkt, eine kleine Stadt, die wegen der dort betriebenen Fabrikation von Schuhwerk für die unteren Volksklaſſen bekannt iſt. (*W. Creizenach.*)

KALAURIA (*Καλαύρεια*, *Καλαυρέα* und *Καλαυρία* geſchrieben) war der antike Name der jetzt Poros genannten Inſel im Saroniſchen Meerbuſen, welche nur durch einen ſchmalen Meeresarm von der Oſtküſte von Argolis (dem Gebiete der alten Stadt Troizen) getrennt wird. Dieſelbe beſteht aus zwei geologiſch ganz verſchiedenen Theilen: einer von Weſten nach Oſten 10 Kilometer langen Bergmaſſe aus Kalkſtein, von welcher ſich ein ſchmaler Bergrücken weit nach Norden hinauszieht, und einer mit der Südſeite der Hauptinſel nur durch einen ſchmalen Landſtreifen verbundenen kleinen Halbinſel von dreieckiger Form, deren Geſtein (Trachyt) auf vulkaniſchen Urſprung hinweiſt. An der Süd- und Weſtſeite dieſer kleinen Halbinſel, in welcher einige neuere Geographen mit Unrecht die von Pauſanias (II, 33, 1) neben Kalauria genannte Inſel Sphäria haben erkennen wollen, liegt das moderne aus dem griechiſchen Befreiungskampfe bekannte Städtchen Poros; dieſelbe Stelle ſcheint auch die im Periplus des ſogenannten Skylax (§. 52) und mehreren Inſchriften (C. i. gr. n. 1188; Annali dell' instituto 1829, S. 155; Lebas, Inscriptions n. 1754 = K. Keil im Philologus, 2. Supplementband S. 623) erwähnte Stadt (*ἁ πόλις ἁ τῶν Καλαυρεατᾶν*) mit ihrem Hafen eingenommen zu haben. Dieſe Stadt war aber gewiſſermaßen nur ein Anhängſel eines weithin berühmten Heiligthumes, auf welchem ausſchließlich die Bedeutung der Inſel im Alterthum beruhte, des auf einer breiten Hochfläche ungefähr in der Mitte der Hauptinſel gelegenen, von einem weiten Temenos mit verſchiedenen Nebengebäuden (Wohnungen für die Prieſter und Tempeldiener, Einkehrhäuſer für Fremde u. dergl.) umgebenen Tempels des Poſeidon, welcher der Sage nach die Inſel von ihrem früheren Beſitzer Apollon gegen Delphi (oder von Leto gegen Delos) eingetauſcht haben ſollte (vgl. *Paus.* II, 33, 2; *Strab.* VIII, p. 373). Dieſes Heiligthum des Poſeidon Kalaureatas war ſeit früher Zeit der Mittelpunkt einer Amphiktyonie, d. h. eines unter den ſpeciellen Schutz dieſer Gottheit geſtellten Bundes von ſeefahrenden Städten, welche ſich zum gemeinſamen Schutze und zur gemeinſamen Erhaltung des Heiligthums verpflichtet hatten. Als Mitglieder dieſes Bundes nennt Strabon (VIII, p. 374), dem allein wir unſere Kenntniß davon verdanken, folgende 7 Städte: Hermione, Epidauros, Aegina, Athen, Praſiä, Nauplia und das minyiſche Orchomenos; für Nauplia ſind (nach Austreibung der alten dryopiſchen Bevölkerung) die Argiver, für Praſiä (nach Annexion der urſprünglich zu Argolis gehörigen Oſtküſte der Parnonhalbinſel durch Lakonien) die Lakedämonier eingetreten. Im Widerſpruch mit dieſer ausdrücklichen Angabe Strabon's will E. Curtius („Der Seebund von Kalaurea", im Hermes, Bd. X, S. 385 fg.) nicht das minyiſche, d. h. boiotiſche, ſondern das arkadiſche Orchomenos als

Mitglied des Bundes angeſehen wiſſen, welchen er als eine von Pheidon von Argos geſtiftete Coalition gegen das Uebergewicht des mit Elis verbündeten Sparta, überhaupt des ſtreng doriſchen Elements im Peloponnes, betrachtet; die Erwähnung der Nauplier und Praſier unter den Mitgliedern des Bundes erklärt er durch die Annahme, daß Pheidon in dieſe beiden von ihren früheren ſpartanerfreundlichen Bewohnern geräumten Städte neue Anſiedler geſandt habe. Gegenüber dieſer, wie es mir ſcheint, durchaus willkürlichen Annahme glauben wir an der Anſicht feſthalten zu müſſen, daß der Bund ſchon vor der Einwanderung der Dorier in den Peloponnes zur Erleichterung und Sicherung des Verkehrs zwiſchen den Oſtküſten des Peloponnes und des mittleren Griechenlands geſtiftet worden iſt und, nachdem er durch das Ueberwiegen des doriſchen Elements, durch den Eintritt der beiden bedeutendſten doriſchen Staaten im Peloponnes, ſeine politiſch-commerzielle Bedeutung verloren, zum Schutze des Heiligthums und ſeines Aſylrechtes fortbeſtanden hat. Dieſes Recht des Heiligthums, den Verfolgten eine ſichere Zufluchtsſtätte zu gewähren, genoß im Alterthum ſo allgemeine Achtung und Anerkennung, daß ſelbſt Archias von Thurioi, der Häſcher des Antipater, es nicht wagte, den Demoſthenes, der, von ſeinen Mitbürgern auf Befehl der makedoniſchen Gewalthaber geächtet, ſich in das Heiligthum geflüchtet hatte, mit Gewalt aus demſelben hinwegzuführen, ſondern ihn auf gütlichem Wege durch Zureden zu bewegen ſuchte, die heilige Stätte zu verlaſſen — eine Aufforderung, der Demoſthenes erſt nachkam, nachdem er aus ſeinem Griffel ein raſch wirkendes tödliches Gift geſogen hatte, ſodaß er ſofort nach ſeinem Austritt aus dem Tempel niederſank und ſeinen Geiſt aufgab (*Plutarch.*, Demosth., c. 29; vgl. A. Schäfer, Demoſthenes und ſeine Zeit, Bd. III, Abth. 1, S. 357 fg.). Die Kalaureaten beſtatteten die Leiche des großen Redners und Staatsmannes innerhalb des Peribolos des Heiligthums und errichteten ihm ein Denkmal, das noch dem Pauſanias (II, 33, 3) gezeigt wurde. Das Heiligthum, in welchem neben dem Poſeidon (als deſſen Prieſterin nach Pauſ. a. a. O. eine Jungfrau fungirte) auch Zeus Soter und Aphrodite verehrt wurden (ſiehe die Inſchriften bei Lebas, Inscriptions n. 1754 und 1755), wurde ebenſo wie viele andere hochgeehrte und reiche Cultſtätten Griechenlands im 1. Jahrhundert vor Chriſto von den kilikiſchen Seeräubern geplündert und verheert (ſ. *Plutarch.*, Pompei., c. 24), bewahrte aber bis in die ſpätere römiſche Kaiſerzeit ſein altes Anſehen und iſt jedenfalls erſt durch die Herrſchaft des Chriſtenthums der Verödung anheimgefallen. Seine jetzt von den Umwohnern mit dem Namen „Palatia" (die Paläſte) bezeichnete Trümmerſtätte iſt dann jahrhundertelang von den Bewohnern von Poros, Hydra und anderen Orten als Steinbruch benutzt worden; infolge deſſen ſind jetzt nur noch unſcheinbare Reſte der ausgedehnten alten Baulichkeiten erhalten, von welchen Lebas (Voyage archéologique en Grèce et en Asie mineure. Itineraire, pl. 15) einen Situationsplan entworfen hat. — Vgl. E. Curtius, Peloponneſos, II, 443 fg.; Burſian, Geographie von Griechenland, II, 92 fg. (*C. Bursian.*)

KALAUSS, auf Tatariſch die Grenze der Städte, ein Fluß im kaukaſiſchen Gouvernement Stawropol, der rechts in den Manytſch mündet, welcher unter dem Namen Sargamyſch bekannt iſt. Er durchſtrömt anfangs den Pätigorskiſchen und dann den Stawropolſchen Kreis. Der Kalauß entſpringt auf den Worowskolesklſchen Bodenerhebungen und mündet in den Manytſch bei dem Kurgan Kara-ul-Tjube; ſeine Richtung iſt von Süden nach Norden, ſeine Länge 270 Kilometer, ſeine Breite in der oberen Strömung 7—15 Fuß, in der mittleren und unteren 25—112 Fuß, ſeine Tiefe ſchwankt überall zwiſchen 2 und 7 Fuß, im Sommer aber trocknet er von ſeiner Quelle an bis zur Mündung des Flüßchens Jankubi ganz aus. Der Boden des Fluſſes iſt ſchlammig und lehmig, ſein Waſſer von keiner guten Beſchaffenheit, da es Kalktheile enthält. Das Thal, durch welches der Kalauß fließt, hat eine Breite von 2—17 Kilometer. — Von der Quelle des Fluſſes an bis zum Einfluß des Ku-ai-gura in ihn iſt das rechte Ufer hoch und ſteil, das linke niedrig. Unterhalb des Ku-ai-gura ſind beide Ufer flach und deshalb im Frühjahr überſchwemmt. Alle Zuflüſſe des Kalauß ſind unbedeutende Bäche, die nur im Herbſt voll Waſſer ſind. (*A. v. Wald.*)

KALAVRYTA, d. h. Schönbrunn, iſt ein griechiſches Städtchen im Peloponnes, der Sitz des Erzbiſchofs in der gleichnamigen Eparchie der Nomarchie Achaja und Elis. Es liegt in 700 Meter Höhe in einer 6 Kilometer langen fruchtbaren Ebene, die ſich am nördlichen Fuße des Veliagebirges von Weſten nach Oſten erſtreckt und durchſtrömt wird von einem waſſerreichen, in der Kleitoria entſpringenden, durch einen Spalt zwiſchen dem weſtlichen Ende der Aroania- und dem öſtlichen der Erymanthoskette in die Ebene eintretenden Fluſſe, dem Eraſinos der Alten, welcher jetzt der Fluß von Kalavryta genannt wird. Wahrſcheinlich lag an dieſer Stelle das alte Kynätha; die Ebene und die Abhänge der ſie umſchließenden Gebirge bildeten das Gebiet der Kynätheis. Das von den Ruinen einer fränkiſchen Burg überragte Städtchen liegt anmuthig zwiſchen Gärten. Ueber der Hinterſeite der Stadt iſt der weſtliche Gipfel des ſchneebedeckten Chelmós ſichtbar. Zwei Katakomben in der Nähe ſind die einzigen vorhandenen Reſte aus alter Zeit. Ein vielfach gewundener Pfad führt in $2^1/_2$ Stunden von hier zu einer mächtigen, von einer 200 Meter hohen ſteilen Felswand überragten Höhle, in welche das größte und reichſte Kloſter Griechenlands, Megaſpiläon, d. h. die große Höhle, hineingebaut iſt. — Kalavryta wurde im J. 1459 vom Despoten Thomas, und 1460 von Mohammed II. erobert. Schon bei dem im J. 1770 durch die Ruſſen veranlaßten und betriebenen Aufſtande der Griechen im Peloponnes, der ſo unglücklich endete, erhob zuerſt Kalavryta die Fahne des Aufruhrs; und am 4. April 1821 brach in Morea der Aufſtand unter Andrea Zaimis aus Kalavryta aus, in deſſen Folge am 9. April die proviſoriſche Regierung zu Kalamata eingeſetzt ward.

(*G. A. v. Klöden.*)

Digitized by Google

**KALB** (Charlotte von), bekannt als Freundin Schiller's, wurde am 25. Juli 1761 zu Waltershauſen im Grabfeld geboren. Ihr Vater war Johann Friedrich Philipp Marſchalk von Oſtheim, ihre Mutter Wilhelmine Roſine geb. von Stein. Sie verlor früh ihre Aeltern und wuchs heran durchaus auf ſich ſelbſt angewieſen, ohne in ihrer Umgebung jemand zu finden, der ihr eigenthümliches Seelenleben richtig verſtanden hätte. Ihr Naturſinn hatte ſchon frühzeitig durch das Leben auf dem väterlichen Landſitze Nahrung erhalten. Die Beſchäftigungen, die ſonſt der Kinderwelt Freude gewähren, zogen ſie wenig an; ſie erzählt ſelbſt, ſie habe dem Spielen mit Puppen niemals Geſchmack abgewinnen können. Nach dem Tode der Aeltern lebte ſie zuerſt im Hauſe des Herrn von Türk in Meiningen, dann bei ihrem Oheim Herrn von Stein auf Nordheim. Mit dem geräuſchvollen geſelligen Leben, das im Hauſe des Oheims herrſchte, vermochte ſie ſich nicht zu befreunden; ihr liebſter Umgang waren Männer, die auf ihre literariſchen Intereſſen eingehen konnten, wie der meiningiſche Bibliothekar Reinwald und der meiningiſche Hofprediger Pfranger, bekannt als Verfaſſer des gegen Leſſing's „Nathan" gerichteten Dramas „Der Mönch vom Libanon". Ihre Bildung ſtrebte ſchon frühzeitig über den durch die franzöſiſche Literatur begrenzten geiſtigen Intereſſenkreis der höheren Stände hinaus. So brachte ſie auch Schiller als Menſchen wie als Schriftſteller eine innige Theilnahme entgegen; bei ihrem erſten Zuſammenſein während Schiller's Aufenthalt in Bauerbach (November 1782 bis Juli 1783) wurde allerdings noch nicht der Grund zu dem ſpäteren innigen Seelenbunde gelegt.

Noch im Jahre 1783 vermählte ſich Charlotte mit Heinrich von Kalb, der als franzöſiſcher Offizier den nordamerikaniſchen Befreiungskrieg mitgemacht hatte und eben damals zurückkehrte. Die Verbindung wurde auf Antrieb des Präſidenten von Kalb, Heinrich's Bruder und Gemahl von Charlottens Schweſter Leonore, geſchloſſen, der durch dieſe Ehe einen Einfluß auf Charlottens Antheil am Familienvermögen wahren wollte. Nachdem ſie den erſten Winter ihrer Ehe in Baireuth verlebt hatte, reiſte ſie im Mai 1784 mit ihrem Gemahl nach deſſen Garniſonsorte Landau; unterwegs trafen ſie in Mannheim mit Schiller zuſammen. Es wird erzählt, daß Schiller am 9. Mai, am Tage nach Charlottens Ankunft, als im Theater „Kabale und Liebe" geſpielt werden ſollte, aus Rückſicht auf die Gäſte die Schauſpieler veranlaßt habe, den Namen des Hofmarſchalls von Kalb nicht auszuſprechen. Sie verließ indeß Landau ſchon Ende Juli, da ſie, wie die meiſten franzöſiſchen Offiziersfrauen, nicht in der Garniſonsſtadt des Mannes leben mochte, und nahm für die nächſte Zeit ihren Aufenthalt in Mannheim. Dort wurde ihr 1784 der älteſte Sohn geboren. Sie erhielt indeß häufig Beſuch aus Landau von ihrem Manne und deſſen Freunden, unter denen einer, William Hugo, auch in ihren Memoiren erwähnt wird. Aus ihrem Verkehr mit Schiller entwickelte ſich bald eine tiefe Neigung. Die Gedanken über den Conflict der Convention und des Pflichtgebots mit der Leidenſchaft, die Schiller in den Gedichten „Kampf" und „Reſignation" niedergelegt hat, haben ſich ohne Zweifel im Verkehr mit Charlotte von Kalb im Dichter entwickelt. Auch für die Königin Eliſabeth im „Don Carlos", den Schiller damals zu dichten begann, ſcheint er einige Züge aus Charlottens Charakter entlehnt zu haben. Was die Freundin ihm damals war, hat Schiller ſelbſt in ſpäterer Zeit ſchön und treffend dargethan, wenn er bald nach der Vollendung des „Wallenſtein" an Charlotten ſchreibt (22. April 1799): „Damals trugen Sie das Schickſal meines Geiſtes an Ihrem freundſchaftlichen Herzen und ehrten in mir ein unentwickeltes, noch mit dem Stoffe unſicher kämpfendes Talent. Nicht nur das, was ich war und was ich wirklich geleiſtet hatte, ſondern auch das, was ich vielleicht noch werden und leiſten konnte, war Ihnen werth."

Die Verbindung der beiden wurde indeß durch Schiller's Abreiſe nach Leipzig im April 1785 zunächſt aufgelöſt; ihre Empfindungen bei der Trennung hat Charlotte in dem Dialog „Maya und Fimanté" geſchildert. Sie fand indeß einigen Troſt im Zuſammenſein mit Sophie von Laroche, die damals im benachbarten Speier lebte; in Heidelberg befreundete ſie ſich mit dem geiſtesverwandten Jung-Stilling. In Mannheim hing ihr der Schauſpieler Beck, Schiller's zurückgebliebener Freund, mit warmer Verehrung an.

Indeß geſtalteten ſich damals, infolge eines langwierigen Proceſſes, die Verhältniſſe ihres älterlichen Familienvermögens ſehr ungünſtig, ſodaß der Präſident von Kalb, der den Proceß für die Familie führte, in ſie drang, den koſtſpieligen Aufenthalt in Mannheim aufzugeben. Im Frühjahre 1786 ſiedelte ſie nach dem Gute ihres Schwiegervaters, Kalbsrieth in Thüringen, über, wo ſie, von allem geräuſchvollen Welttreiben abgeſchloſſen, ſich ganz der Erziehung ihres Knaben und der Lektüre widmete. Vor allem fühlte ſie ſich zu dem Studium der Werke Herder's hingezogen, der ihr durchaus congenial war; „ſie ſpricht gerade ſo, wie Herder in den Briefen über Humanität ſchreibt", hat Jean Paul in ſpäterer Zeit einmal von ihr geſagt. Damals begannen ſchon die erſten Anzeichen ihres Augenleidens, das ſich ſpäterhin bis zu völliger Erblindung ſteigerte.

Der Wunſch nach lebendigerem, angeregterem Verkehr ließ ſie im April 1787 die Einladung einer Verwandten, der Frau von Uechtritz, nach Gotha annehmen. Sie trat dort in den Kreis von geiſtig angeregten Perſönlichkeiten ein, die damals dem geſelligen Leben in dieſer Reſidenzſtadt ein durchaus eigenartiges Gepräge verliehen. Der tonangebende Mann in dieſem Kreiſe, Gotter, war freilich nicht im Stande, ſie völlig zu würdigen. Tiefere und nachhaltigere Anregungen empfing ſie, als ſie wenige Monate ſpäter nach Weimar überſiedelte, zumal da Schiller am 21. Juli gleichfalls dorthin kam. Er hatte ſeit ſeiner Abreiſe von Mannheim mit Charlotten in brieflichem Verkehr geſtanden, und jetzt war es auch vor allem ihre Anweſenheit, was ihn nach Weimar zog. Mit geſteigerter Heftigkeit wandte ſich von neuem ihre Neigung dem Dichter zu, ja ſie trug ſich



Digitized by Google

damals mit dem Gedanken, das Ehebündniß mit dem ungeliebten Manne zu löſen und ſich mit Schiller zu vermählen. Die Liebe Schiller's zu Charlotte von Lengefeld (Sommer 1788) riß ſie aus dieſen Zukunftsplänen heraus und bereitete ihr eine ſchmerzliche Enttäuſchung. Ihr Verhältniß zum Dichter blieb indeß noch während der nächſten Zeit ein freundſchaftliches. Die Nachricht von Schiller's bevorſtehender Vermählung hat ſie freilich tief ſchmerzlich berührt; ſie hat damals ihre Briefe von Schiller zurückverlangt und den Flammen überliefert. Den Gedanken einer Trennung ihrer Ehe gab ſie nun wieder auf. Troſt und Erhebung fand ſie in dieſen traurigen Tagen vor allem im Umgange mit Herder. Auch ſonſt blieb ſie in Weimar nicht vereinſamt; Goethe und die beiden Herzoginnen Anna Amalia und Luiſe brachten ihr innige Theilnahme entgegen.

Ebenſo wurde bald mit Schiller ein würdiges Verhältniß wiederhergeſtellt. Schiller empfahl ihr auch ſeinen Landsmann Friedrich Hölderlin als Hauslehrer für ihren Sohn (1793). Wie alle, die in ihren Geſichtskreis traten, ſo wurde nun auch Hölderlin von der Fülle und Tiefe ihres Geiſtes bezaubert. Indeß empfand er in Waltershauſen, wo ſich damals die Familie von Kalb aufhielt, bald die Sehnſucht nach einem Orte, der reichere Belehrung und mannichfaltigern Umgang gewährte; er gab die Hauslehrerſtelle Ende 1794 wieder auf und wandte ſich nach Jena.

Noch eine ſchmerzliche Enttäuſchung ſollte ihr in den nächſten Jahren bevorſtehen. 1796 lernte ſie in Weimar Jean Paul kennen: die ſchwärmeriſche Neigung, die beide zueinander faßten, ſteigerte ſich noch, als er Ende 1798 ſeinen Beſuch in Weimar wiederholte; abermals erwog ſie die Möglichkeit einer Eheſcheidung und einer neuen Vermählung. Im Laufe des Jahres 1799 zeigte es ſich jedoch, daß Jean Paul dieſen Schritt nicht wagen mochte; er zog ſich von ihr zurück. Charlotte wurde ihm indeß das Vorbild zur Linda in ſeinem Romane „Titan".

Die nächſten Jahre brachten ihr neues ſchweres Unglück. Ihre Vermögensverhältniſſe geſtalteten ſich immer ungünſtiger. Sie dachte daran, ihre Lage durch Gründung einer Erziehungsanſtalt zu verbeſſern, unterließ jedoch die Ausführung dieſes Plans, nachdem Schiller ihr vorgeſtellt hatte, daß ſie zum erzieherlichen Berufe nicht geeignet ſei (1800). 1802 wollte ſie von Waltershauſen wieder dauernd nach Weimar überſiedeln; ſie blieb jedoch an ihrem frühern Aufenthaltsorte, wie aus einem Briefe Schiller's hervorzugehen ſcheint, weil ſie die Koſten des weimarer Aufenthalts nicht beſtreiten konnte. Der große Proceß um den Familienbeſitz wurde zu ihrem Nachtheil entſchieden (1804); ſie gerieth in die äußerſte Noth. Selbſt die Heilmittel zur Pflege ihres Augenleidens mußte ſie ſich verſagen. Im Jahre 1806 erſchoß ſich ihr Gemahl in Verzweiflung über die zerrütteten Vermögensumſtände. Schon im Jahre 1804 hatte ſie ſich nach Berlin gewendet, wo ihr Hufeland und Fichte freundliche Theilnahme bezeigten; dann hielt ſie ſich einige Zeit in Frankfurt und Würzburg auf, ſchließlich kam ſie wieder nach Berlin zurück. Sie lebte hier in ſehr beſchränkten Verhältniſſen, dabei nahm ihr Augenleiden zu; im Jahre 1820 erblindete ſie völlig. In demſelben Jahre wurde ihr auf Verwendung der Prinzeſſin Marianne von Preußen eine Wohnung im königlichen Schloſſe angewieſen; dort verbrachte ſie den Reſt ihres Lebens. Häufige Beſuche von Freunden und Freundinnen — worunter mehrere literariſch bekannte Perſönlichkeiten — hielten ſie mit den geiſtigen Intereſſen der Zeit in Zuſammenhang und halfen ihr ihr ſchweres Geſchick leichter tragen. Sie ſtarb am 12. Mai 1843.

In den Lebenserinnerungen, die ſie während ihrer letzten Lebenszeit dictirte, hat ſie ein literariſches Denkmal hinterlaſſen. Dieſe Erinnerungen erſchienen nach ihrem Tode in wenigen Exemplaren als Manuſcript gedruckt unter dem Titel „Charlotte. Für die Freunde der Verewigten", von neuem herausgegeben und allgemein zugänglich gemacht durch Palleske (Stuttgart 1879). Dieſes Werk der blinden Greiſin iſt in einer dunkeln, wunderlichen, oft kaum zu enträthſelnden Sprache geſchrieben, indeß iſt es doch zu hart, wenn man ſie als „einen 200 Seiten währenden Vernichtungskampf gegen Grammatik, Orthographie, Natur und geſunden Menſchenverſtand" bezeichnet hat. Viele Stellen zeugen — wie der Unterzeichnete bereits in einer Beſprechung des Palleske'ſchen Buches („Centralblatt" 1880, S. 357) zu bemerken Gelegenheit hatte — von einer überraſchenden Feinheit und Tiefe der Beobachtung, manche Schilderungen ſind voll plaſtiſcher Anſchaulichkeit und die Aeußerungen über literariſche Dinge laſſen uns in Charlotten die würdige Freundin der weimarer Dichter und Denker erkennen. Charlottens Roman „Cornelia", den ſie gleichfalls in ihrer Blindheit dictirte, war mir nicht zugänglich. Er enthält Beziehungen auf perſönliche Erlebniſſe der Verfaſſerin. Zu ihren Lebzeiten hat ſie, ſoviel ich weiß, nichts durch den Druck veröffentlicht außer einem Trauergedicht auf ihre mütterliche Freundin und Pflegerin Frau von Türk, das in Wieland's „Deutſchem Merkur" 1782 (2. Quartal, S. 86 fg.) erſchienen iſt.

Eine Monographie über Charlotte von Kalb mit ſorgfältiger Benutzung ihrer Lebenserinnerungen veröffentlichte E. Köpke („Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe", Berlin 1852); eine durch Sachkenntniß und Unparteilichkeit ausgezeichnete Würdigung enthält Sauppe's Aufſatz im „Weimariſchen Jahrbuch", Bd. I, S. 372 fg. Palleske hat in ſeiner Schillerbiographie mit beſonderer Vorliebe bei Charlotten verweilt. Eine ungerechte Voreingenommenheit zeigt Adolf Stahr („Schiller's Frauengeſtalten", Weſtermann's „Monatshefte", 1876, December, S. 246 fg.). Wittmann in ſeinen intereſſanten und lehrreichen Feuilletons über Charlotte von Kalb („Neue Freie Preſſe" 1876, Nr. 4349, 4351, 4356 fg.) neigt ſich gleichfalls auf die Seite der Gegner, von ihm rührt auch das oben angeführte Urtheil über ihre Lebenserinnerungen her. Er wurde dafür, ebenſo wie Stahr, von Palleske in der Einleitung zu

Digitized by Google

ſeiner Ausgabe der Lebenserinnerungen heftig angegriffen; er vertheidigte ſich in der „Neuen Freien Preſſe“ 1879, Nr. 5243.

Briefe Charlottens enthält das Sammelwerk „Charlotte von Schiller und ihre Freunde“ (Stuttgart 1862); Wittmann l. c. theilt einen Brief mit, den Charlotte am 11. Mai 1785 von Mannheim aus an Schiller nach Leipzig richtete, den dieſer nicht zurückgab und dadurch vor der Verbrennung rettete, ferner aus der Zeit nach Schiller's Vermählung zwei auf die Hauslehrerangelegenheit bezügliche Briefe; Briefe an Jean Paul bei Spazier, „Jean Paul Friedrich Richter“ (Bd. IV) und in der „Voſſiſchen Zeitung“ Sonntagsbeilage 1882, Nr. 16 fg.

Charlottens Kinder waren: 1) Karl Friedrich Heinrich Alexander von Kalb, gewöhnlich Fritz genannt, geb. 1784, der Zögling Hölderlin's, ſpäter Ulanenrittmeiſter in Düſſeldorf; Todesjahr unbekannt; 2) Amalie Rezia Eleonore Adelaide, genannt Edda, Hofdame der Prinzeſſin Wilhelm von Preußen in Berlin, Herausgeberin der Schriften ihrer Mutter, geſt. 23. Januar 1874, welcher Palleske werthvolle Nachrichten verdankt; 3) Auguſt Wilhelm von Kalb, geb. 1793, geſt. 1825; eine kurze Notiz über ſeinen Lebenslauf bei Palleske, S. 258; 4) Eleonore Suſanne Amalie Henriette, geb. 1795, geſt. wenige Wochen nach ihrer Geburt.

Wir beſitzen von Charlotte zwei Bildniſſe, ein Paſtellbild, auf welchem ſie in eigenthümlichem Rococo-Aufputz, ein Buch in der Hand haltend, dargeſtellt iſt; Nachbildungen findet man unter andern in Wurzbach's „Schillerbuch“ und in Düntzer's Leben Schiller's; ferner ein Oelgemälde, auf Schloß Waltershauſen befindlich, eine photographiſche Nachbildung vor Palleske's Ausgabe der Lebenserinnerungen. Die Zeichnung ihrer Todtenmaske, die Palleske („Schiller's Leben und Werke“, 10. Aufl., Stuttgart 1879, Bd. I, S. 483) erwähnt, iſt, ſoviel ich weiß, nicht reproducirt. (*W. Creizenach.*)

KALB (Johann), General im amerikaniſchen Revolutionskriege, wurde am 29. Juni 1721 zu Hüttendorf bei Erlangen in der damaligen Markgrafſchaft Baireuth geboren, als zweiter Sohn des dortigen Bauern Johann Leonhard Kalb und ſeiner Ehefrau Margaretha, geborenen Seiz von Eſchenbach, vorher verwittweten Puz zu Hüttendorf. Seine Jugendgeſchichte iſt in tiefes Dunkel gehüllt. Es iſt von ihm nur bekannt, daß er ſeine Kinderjahre im väterlichen Hauſe verlebte und ſeinen erſten Unterricht in der Schule zu Kriegenbronn erhielt. Darauf wurde er Kellner und ging als ſolcher, kaum 16 Jahre alt, in die Fremde. Von hier an fehlt für lange Jahre jede Nachricht über ihn. Er muß aber bald nach Frankreich und unter die Soldaten gegangen ſein, denn gegen Ende des Jahres 1743 taucht der ehemalige Bauernjunge Hans Kalb zuerſt als Jean de Kalb und als Lieutenant im franzöſiſchen Infanterieregiment Löwendal wieder auf. Wie er ins Ausland gerieth, und wie er ſich hier ſeinen Weg bahnte, insbeſondere wie es ihm ermöglicht wurde, ſich diejenigen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und Formen des geſelligen Verkehrs anzueignen, welche zur erfolgreichen Behauptung des von ihm angemaßten Adels nothwendig waren, iſt bei dem Mangel an zuverläſſigen Quellen unbekannt geblieben. Die Geſchichte hat es jedenfalls fortan nur mit dem Offizier, dem Baron von Kalb, zu thun. Unter dem Marſchall von Sachſen, dem größten europäiſchen Feldherrn zwiſchen dem Prinzen Eugen und Friedrich dem Großen, kämpft Kalb in Flandern gegen England, Holland und Oeſterreich. Sein Regiment hat Antheil, oft entſcheidenden, an faſt allen Erfolgen der franzöſiſchen Waffen. Ueberhaupt gibt es mit Ausnahme der Schlacht von Lafeld und Raucoux kaum ein hervorragendes Ereigniß, bei welchem ſich das Regiment Löwendal in den niederländiſchen Feldzügen nicht ausgezeichnet hätte. In zu untergeordneter Stellung, als daß ſein Name in den Berichten jener Zeit beſonders erwähnt wäre, iſt Kalb jedoch ſchon damals ein fleißiger und ſtrebſamer Offizier, der unabläſſig an ſeiner Ausbildung arbeitet und neben den neueren Sprachen beſonders die Mathematik in ihrer Anwendung auf die Belagerungskunſt und die innere Organiſation der verſchiedenen Heereskörper ſtudirt. Dieſer Strebſamkeit entſpricht auch ſeine ſchnelle, im Jahre 1747 erfolgte Beförderung zum Hauptmann und Regimentsadjutanten. Zugleich wird er mit den Dienſtleiſtungen eines officier de détail betraut. Dieſe für einen ſo jungen Offizier ehrenvolle, aber auch höchſt verantwortliche Stellung, welche in ſeiner Perſon die Pflichten eines Verwalters und Richters des Regiments vereinigte und ihm die Herrſchaft im Innern deſſelben verlieh, konnte nur ein umſichtiger, energiſcher und gewiſſenhafter Mann gut ausfüllen. Aber auch über das Niveau eines ſolchen ragte er bald hinaus. Im Jahre 1754, zu einer Zeit, wo die officielle Welt Frankreichs ſich mit dem Plan der Landung einer franzöſiſchen Armee in England trug, legte Kalb dem Marineminiſterium den Entwurf zur Errichtung eines aus Fremden angeworbenen Marineregiments für die Landung in England vor, welcher nicht nur von außergewöhnlicher, militäriſcher Einſicht, ſondern auch in hohem Grade von Geſchichtskenntniß und politiſchem Scharfblick zeugte. Dieſer bis ins Detail ausgearbeitete Entwurf verſchaffte ihm zwar die Anerkennung ſeiner Vorgeſetzten, wurde jedoch nicht verwirklicht. Vielleicht hätte derſelbe mehr Ausſicht auf Erfolg gehabt, wenn Kalb nicht zu ſtolz geweſen wäre, ſich, wie ihm gerathen wurde, an den Anhang der Pompadour zu wenden. — Beim Beginn des Siebenjährigen Krieges iſt Kalb Major im Regiment Löwendal. In der Schlacht bei Roßbach gehörte daſſelbe zum Corps des Herzogs von Broglie, welches den Preußen bei Merſeburg den Saale-Uebergang wehren ſollte, indeſſen nach tapferem Widerſtande total geſchlagen wurde, dann aber mit dem Corps des Grafen St.-Germain die Franzoſen auf dem Rückzuge vor Vernichtung ſchützte. Im Jahre 1760, nachdem das Regiment Löwendal aufgelöſt und in den Regimentern Anhalt und la Marck aufgegangen war, wurde Kalb durch den Marſchall, Herzog von Broglie, zum Generalquartiermeiſter-Adjutanten (aide-maréchal général des logis) bei der Armee des Oberrheins ernannt. Durch dieſe ſeine neue Stellung, welche

Digitized by Google

er ſeit dem 19. Mai 1761 mit dem Range eines Oberſtlieutenants bis zum Ende des Krieges bekleidete, wurde Kalb in täglich nähere Berührung mit dem Oberbefehlshaber gebracht. So gewann Broglie eine beſondere Vorliebe für Kalb. Als infolge des Zerwürfniſſes, welches die in der Schlacht von Vellinghauſen ergriffenen Maßregeln zwiſchen Soubiſe und Broglie hervorgerufen hatten, dieſer dem Günſtling der Pompadour, Prinzen von Soubiſe, weichen mußte, drückte Kalb ſeinem Beſchützer und Freunde ſeine Theilnahme und ſeinen Schmerz über dieſe ungerechte Zurückſetzung in ſo unzweideutigen Worten aus, daß Soubiſe ſein erklärter Feind wurde, ihn von ſeinem Poſten entfernen und als Major dem ſächſiſchen Hülfscorps beigeben wollte. Dieſer Plan gelang jedoch nicht, da die nächſten Vorgeſetzten Kalb's ihn nicht miſſen zu können verſicherten. Das perſönliche Verhältniß zwiſchen Broglie und Kalb blieb aber das alte und gleich innige für das ganze ſpätere Leben beider Männer. — Nach der folgenſchweren Schlacht bei Wilhelmsthal (24. Juni 1762), durch welche alle von Broglie errungenen Vortheile wieder verloren gingen, empfing Kalb für ſein tapferes und umſichtiges Verhalten bei dieſer Gelegenheit den Orden des militäriſchen Verdienſtes. Das franzöſiſche Hauptquartier befand ſich dann bis zum Frieden in und bei Frankfurt a. M. Während dieſer Zeit nahm ſich Kalb verſchiedener fürſtlicher und adeliger Familien an, welche ihre Forderungen an die franzöſiſche Armee geltend machten. Für dieſe ſeine Vermittelung ſcheint er entſprechend entſchädigt zu ſein, wenigſtens belief ſich bald darauf das Vermögen des vorher mittelloſen Mannes auf 52,000 Franken. — Nach Beendigung des Krieges wurde ſein für deſſen Dauer geſchaffenes Amt aufgehoben. Kalb konnte von Glück ſagen, daß er ſich bei Auflöſung des Regiments Löwendal eine Hauptmannsſtelle im Regimente Anhalt gekauft hatte, denn ſie ſicherte ihm fürs erſte einen feſten, wenn auch beſcheidenen Rückhalt. Mit dem Range eines Oberſtlieutenants war er nun Hauptmann. Seine Bemühungen in Paris, eine ſeiner bisherigen Charge angemeſſene Stellung zu erhalten, blieben fruchtlos. Indeſſen führte ſein pariſer Aufenthalt eine andere unerwartete Wendung ſeines Geſchickes herbei. Er lernte nämlich die Tochter des Enkels eines durch Colbert nach Frankreich berufenen und von Ludwig XIV. geadelten holländiſchen Tuchfabrikanten Peter van Robais kennen. Kalb heirathete ſie am 10. April 1764. Seine Ehe war bis zu ſeinem Lebensende eine ſehr glückliche und geſtaltete ſeine äußeren Lebensverhältniſſe zu glänzenden. Nach ſeiner Verheirathung lebte Kalb mit ſeiner jungen Frau in und um Paris und wurde auf ſein Anſuchen gegen Ende 1764 als Oberſtlieutenant mit entſprechender Penſion zur Dispoſition geſtellt. Aber ſchon nach Jahresfriſt behagte ihm die Ruhe nicht mehr. So trat er denn mit gewichtigen Empfehlungen des Herzogs von Broglie und ſeines Bruders, des Grafen von Broglie, verſehen, mit dem berühmten, aus der Kriegsſchule Friedrich's des Großen und des Herzogs von Braunſchweig hervorgegangenen Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe in Unterhandlung. Dieſer hatte während der letzten Jahre des Siebenjährigen Krieges in Portugal gedient und die Angriffe der Spanier erfolgreich zurückgeſchlagen. Als er im Jahre 1764 nach Deutſchland zurückgekehrt war, um hier drei deutſche Regimenter für Portugal zu werben, ſuchte ihn Kalb in Bückeburg auf. Die hier angeknüpften Verhandlungen zerſchlugen ſich jedoch, nachdem ſie ſich zwei Jahre lang hingezogen hatten. Mittlerweile hatte ſich Kalb ein ganz neuer Wirkungskreis erſchloſſen. Seit dem Ende des Jahres 1758 war der Herzog von Choiſeul (1719—1785) an die Spitze des franzöſiſchen Miniſteriums getreten. Bei dem Streben dieſes bedeutenden Staatsmannes, alle Politik und Waffen, alle Kampfluſt und allen Unternehmungsgeiſt ſeines Volkes gegen England zu richten, um den alten Glanz und die in den aufreibenden Kriegen der letzten Decennien verlorene Machtſtellung Frankreichs England wieder zu entreißen, waren ihm die aus dem Zwiſt mit den amerikaniſchen Colonien für das Mutterland erwachſenden Gefahren nicht verborgen geblieben. Hier war der Punkt, wo er den verhaßten Nebenbuhler empfindlich demüthigen, wo er ihn aus den Angeln zu heben hoffen konnte, hier fand ſich die ſo lange erſehnte und endlich eingetretene Gelegenheit, Frankreich wieder zu ſeinem früheren Einfluß und ſeiner ſchiedsrichterlichen Stellung in der europäiſchen Staatenfamilie zu erheben. Zunächſt galt es, die amerikaniſchen Verhältniſſe und den Grad der Gärung gründlich zu ermitteln. Zu dieſem Zwecke wurde Kalb von ihm in geheimer Miſſion nach Amerika geſandt, um daſelbſt möglichſt den wirklichen Stand der Dinge zu erforſchen. Mit dieſem Auftrag trat Kalb in die höhere Politik ſeiner Zeit und in durchaus neue Verhältniſſe ein, die für ſein ganzes ſpäteres Leben entſcheidend werden ſollten. Am 4. October 1767 tritt er von London aus die Reiſe nach Philadelphia an, wo er nach einer ſtürmiſchen Fahrt am 12. Januar 1768 ankommt. Seine Berichte aus den engliſch-amerikaniſchen Colonien, die er von Pennſylvanien über New-Jerſey und New-York bis nach Neu-England und Canada bereiſte, zeichnen ſich durch ſcharfe Auffaſſung und geſundes Urtheil vortheilhaft aus. Leider gelangten nur wenige von ihnen an den Ort ihrer Beſtimmung, ſodaß Kalb, der während ſeines ganzen damaligen amerikaniſchen Aufenthaltes nie eine Antwort von Choiſeul erhielt, Ende April 1768 von New-York aus nach Europa zurückkehrte. Hier erfuhr er die Kränkung, daß der Miniſter ihm vorwarf, Amerika zu ſchnell verlaſſen zu haben So ſah ſich Kalb wieder um die Belohnung ſeines Ehrgeizes getäuſcht. Er ſchien fortan alle militäriſchen und politiſchen Pläne aufgegeben zu haben, wie er denn auch einige Monate nach ſeiner Rückkehr von Amerika das Schloß Milon la Chapelle, drei Meilen von Verſailles, kaufte, wo er mehr als zwei Jahre in ländlichem Stillleben verbrachte. Im Jahre 1771 aber forderte ihn der Herzog von Brillière auf, nach Polen zu gehen und dort gleich ſo vielen franzöſiſchen Offizieren (Dumouriez) für die Conföderirten von Bar gegen die Ruſſen zu kämpfen. Kalb ſtellte jedoch ſeine Bedingungen und

Digitized by Google

verlangte namentlich den Rang eines Brigadiers und ein feſtes Gehalt ſeitens Frankreichs, worauf indeſſen das Miniſterium nicht einging. Er blieb alſo vorläufig zu Hauſe und ſchrieb, in ſeinem Ehrgeize nach einem größeren Felde der Thätigkeit verlangend, militäriſche Gutachten und Pläne. Erſt 1775 wurde ſeine erzwungene, wenn auch glückliche Ruhe duch einen kurzen viermonatlichen Garniſondienſt in Metz unterbrochen, den er wie alle zur Dispoſition geſtellten Offiziere zu thun hatte. Für dieſe ſeine Leiſtungen empfahl ihn ſein Vorgeſetzter, der jüngere Broglie, dem Kriegsminiſter Grafen St. Germain ſo vortheilhaft, daß dieſer ihn mit dem Range eines Maréchal de camp für die empörten Colonien Amerikas beſtimmte, während zugleich der amerikaniſche Geſandte Silas Deane ihn eigenmächtig als Generalmajor im Dienſte der amerikaniſchen Colonien anſtellte. Aber obſchon die franzöſiſche Regierung beſtrebt war, deren Unterſtützung zu verheimlichen, ſo wurde ſie von dem engliſchen Geſandten, Lord Stormond, doch durchſchaut, der über dieſe Miſſion eines „ſo äußerſt fähigen Mannes" wie Kalb nach London berichtete und dadurch die Ausführung der Expedition, die anfangs über Havre gehen ſollte, zunächſt vereitelte. Erſt der Beitritt Lafayette's, der in Bordeaux ein eigenes Schiff ausrüſtete, ermöglichte ſie, und am 20. April 1777 ſtach Kalb, dem Broglie den jungen Lafayette als Schützling beigegeben hatte, von Los Paſages in See und landete am 13. Juni an der Küſte von Süd-Carolina, etwa einen halben Grad nördlich von Charleſton.

Indem Frankreich den aufſtändiſchen Colonien ſeine Unterſtützung gewährte, hatte es weiter nichts im Auge, als Englands Macht zu ſchwächen. Amerika ſollte lediglich der Boden ſein, auf welchem ſeine im Siebenjährigen Kriege verloren gegangene Waffenehre wiederhergeſtellt würde. Das dort für ſeine Freiheit kämpfende Volk kam bei den leitenden Staatsmännern, als ſie Frankreichs Hülfe boten, in ihrer cyniſchen Geringſchätzung des Volkskrieges gar nicht in Betracht. Ein geiſtiges Verſtändniß der hohen Ziele dieſes Kampfes lag ihnen ſo fern wie der Schauplatz ſelbſt, wo das große Drama ſpielte. Am treffendſten wird dieſe ganze Anſchauungsweiſe durch die Inſtructien charakteriſirt, welche Broglie Kalb zukommen ließ. Nach dieſer ſollte letzterer darauf hinwirken, daß die höchſte militäriſche Gewalt einem mit Frankreich gemeinſame Sache machenden Manne übertragen würde, welcher in dieſer Stellung die Herrſchaft im Lande allmählich und unbemerkt an ſich reißen und zu Frankreichs Gunſten ausbeuten ſollte. „Das Weſentliche der Sendung", ſchreibt Broglie am 11. December 1776 von ſeinem Landgute Ruffec an Kalb, „mit welcher Sie beauftragt ſind, beſteht alſo darin, daß Sie den Nutzen oder vielmehr die unerläßliche Nothwendigkeit der Wahl eines Mannes klar machen, welchem man die Gewalt einräumen müßte, ſeine Gehülfen mitzubringen und jedem von ihnen die Stellung anzuweiſen, die er für paſſend erachtet. Der Rang des zu Erwählenden müßte ein ganz beſonders hervorragender ſein, wie z. B. derjenige des Prinzen von Naſſau; ſeine Thätigkeit dürfte ſich aber nur auf das Heer, nicht auch auf den Civildienſt erſtrecken, mit der einzigen Ausnahme vielleicht, daß er die politiſchen Verhandlungen mit den fremden Mächten zu leiten hätte. Indem Sie dieſen Mann vorſchlagen, müſſen Sie natürlich thun, als ob Sie nicht wüßten, daß er überhaupt eine ſolche Stellung nur wünſche; allein Sie müſſen zu gleicher Zeit zu verſtehen geben, daß er blos unter ganz außerordentlichen Bedingungen ſich zu den ihm zugemutheten Opfern entſchließen würde. Sie würden ferner auszubedingen haben, daß drei Jahre die längſte Zeit ſei, für die er ſich verpflichten könne, daß er auch nach Ablauf dieſer Zeit ein beſtimmtes Gehalt beanſpruche, und daß er ſich um keinen Preis für immer expatriiren wolle. Sie müſſen auf dieſem Punkte um ſo mehr beſtehen, als die Verſicherung, daß der Mann nach ſpäteſtens drei Jahren nach Frankreich zurückkehren will, jede Beſorgniß ob der ihm einzuräumenden Machtvollkommenheit und ſelbſt den Schein beſeitigt, als ſtrebe er in ſeinem Ehrgeiz danach, der Souverän der neuen Republik werden zu wollen. — Beſchränken Sie ſich alſo darauf, die militäriſche Autorität für den Anzuſtellenden zu fordern, der mit der Stellung eines Generals und Präſidenten des Kriegsrathes den Titel eines Generaliſſimus, Feldmarſchalls u. ſ. w. vereinigen würde. — Natürlich ſind große pecuniäre Vortheile für die Vorbereitungen der Abreiſe, für die Reiſe ſelbſt und ein bedeutendes Gehalt für die Zeit nach der Rückkehr, ungefähr in derſelben Art zu beanſpruchen, wie es für den Prinzen Ferdinand geſchehen iſt. Sie können die Verſicherung geben, daß eine ſolche Maßregel Ordnung und Oekonomie in die Ausgaben bringt, daß ſie hundertfach in einem Feldzug erſetzt, was ſie koſtet, und daß die Wahl von Offizieren, welche ihrem Führer blos auf ſein Wort hin und aus Anhänglichkeit folgen, mehr werth iſt als die Verſtärkung der Armee um wenigſtens zehn- oder zwanzigtauſend Mann. Sie kennen die Perſonen, welche dieſem Führer ergeben ſind, und die unbegrenzte Anzahl von tüchtigen Subalternoffizieren ſehr gut, ſind ſie doch keine Hofleute, ſondern ausgezeichnete erprobte Soldaten; Sie kennen beſſer als andere den großen Unterſchied, der zwiſchen dem einen Manne und dem andern obwaltet, und werden auf dieſe Punkte beſondern Nachdruck legen. Ebenſo wenig werden Sie die Wirkung hervorzuheben vergeſſen, welche eine ſolche Ernennung bei ihrem Bekanntwerden in Europa machen muß. Selbſt in einer guten europäiſchen Armee entſcheidet die Wahl des Oberbefehlshabers alles, um wie viel mehr alſo in einer Sache, in welcher alles erſt zu ſchaffen und zu ordnen iſt! Es iſt nicht leicht, einen Mann zu finden, der eine ſolche Aufgabe verſteht, ſie unternimmt und auszuführen weiß. Wenn die Dinge da hinten (là bas) ſich zum Guten wenden ſollten, ſo müßten Sie den Congreß veranlaſſen, daß er ſofort den kleinen Dubois Martin mit Befehlen und Vollmachten an Herrn Deane zurückſchickte. Dieſe Vollmachten dürften aber nur in dem einen Punkte beſchränkt ſein, daß ſie von vornherein jede Gefahr beſeitigten, die aus einer zu weit gehenden Ausübung der

Digitized by Google

bürgerlichen Machtbefugniſſe oder aus einem Ehrgeiz nach der Herrſchaft über die Republik hervorgehen könnte. Man will dieſer gern militäriſch und politiſch dienen, aber mit allen Ehren, Würden und Gewalten über die untergeordneten Beamten, überhaupt mit einer wohlgeordneten Macht. — Wenn Sie den kleinen Dubois zurückſchicken, ſo melden Sie mir zugleich den wahren Stand der Dinge und die Stimmung der Geiſter und zeigen Sie zugleich die Möglichkeit, das Gute zu thun. Geben Sie mir ferner Nachricht von den dem Agenten der Inſurgenten geſandten Vollmachten. Leben Sie wohl! Ich wünſche Ihnen und Ihrer Karavane eine gute Reiſe. Ich werde Ihre Aufträge beſorgen und bei meiner Ankunft in Paris mit Herrn von Sartines reden. — Zeigen Sie mir den Empfang dieſes Briefes und den Augenblick Ihrer Abfahrt an und ſchreiben Sie mir unter der Adreſſe des Abtes St.-Evrard, im Bureau des Herrn St.-Julien, Generalſchatzmeiſters des Klerus. Ich unterſchreibe nicht. Sie wiſſen ja, wer ich bin." — So Broglie an Kalb. Sobald jedoch dieſer in den Colonien angekommen war, erkannte er die abſolute Undurchführbarkeit der Broglie'ſchen Pläne und war klug genug, nie etwas von ihnen verlauten zu laſſen und nie einen Schritt zu ihrer Verwirklichung zu thun.

Statt des erwarteten herzlichen Empfanges fanden Kalb und ſeine Begleiter jedoch nur Kälte und Mistrauen. Die eingeborenen Offiziere wollten ſich nicht unter „die Fremdlinge" ſtellen, und nur dem Takte Kalb's gelang es, ſeine definitive Beſtätigung als Generalmajor durchzuſetzen. Das gleiche Patent hatte der Lieutenant Lafayette wegen ſeiner Repräſentation des franzöſiſchen hohen Adels bereits erhalten. Eine unglückliche Zeit war es, in der ſie in Amerika angekommen waren: Philadelphia war in britiſche Hände gefallen, das Treffen am Brandywine verloren, das bei Germantown ohne Erfolg geblieben, und die kleine Armee mußte Ende 1778 das bekannte traurige Winterlager von Valley-Forge in Pennſylvanien beziehen, wie im nächſten ebenſo thatenloſen Jahre das Lager bei Fiſhkill am mittleren Hudſon. — Die bitterſte Verſtimmung bemächtigte ſich Kalb's, und nur ſein Pflichtgefühl vermochte ſeine Sehnſucht nach Frankreich und ſeiner Familie zu überwinden. Seine Briefe an ſeine Frau und an den Grafen Broglie geben darüber Aufſchluß. Der tüchtige Soldat war unzufrieden mit dem Militärweſen der Colonien, den liederlichen Verpflegungsanſtalten und den gegenſeitigen Eiferſüchteleien der Generale. Dazu kam die große Theuerung aller Lebensbedürfniſſe, deren Ankauf das Gehalt, das er bezog, weit überſtieg, ſodaß der ſparſame Kalb, der doch weder Kaffee noch Wein genoß und an kriegeriſches Ungemach hinlänglich gewöhnt war, bittere Klagen führte, die durch die allgemeine Entwerthung des Geldes nur zu gerechtfertigt waren. Im Jahre 1780 galten 40 Papierdollars nur 1 in Silber oder Gold, ſodaß das 2000 Dollars betragende Gehalt eines Generalmajors ſich in der That nur auf 50 Dollars belief. Ein Hut oder ein Paar Stiefeln koſteten 400, ein mittelmäßiges Pferd 20,000 Dollars. Im Frühjahr 1780 zahlte Kalb für ein Nachtquartier mit ſchlechtem Abendeſſen und Grog für ſich und ſeine ſechs Begleiter in Petersburg in Virginien 850 Dollars! Und zu alledem die ſteten Intriguen der amerikaniſchen Generale gegen die fremden und die empörende Behandlung derſelben ſelbſt von ihren untergeordneten Waffengenoſſen. Als z. B. auf Kalb's Marſche nach dem Süden an der Spitze der Maryland-Diviſion dieſer Staat ſeinen Truppen eine Kiſte mit Zucker, Thee, Cognac u. ſ. w. zuſandte, ſtellte der Brigadier Smallwood eine Wache daneben auf mit dem Befehl, dem Generalmajor Kalb, als einem Nicht-Maryländer, nichts davon zu verabreichen. — Erſt im April 1780 verwirklichten ſich Kalb's Hoffnungen auf kriegeriſche Thätigkeit. Waſhington ſchickte ihn zum Schutze Carolinas ab, da die Engländer unter Clinton Charleſton bedrohten. Aber der gänzliche Mangel an Vorkehrungen zur Verpflegung und zum Transport ſeines nur 2000 Mann ſtarken Corps verzögerte ſeinen Marſch, und Kalb ſprach die Worte aus: „Ich finde keine Unterſtützung, keinen Glauben und keine Tugend in Virginien!" Da fiel Charleſton durch die Feigheit ſeiner toryiſtiſch geſinnten Bürger, und der Kongreß ernannte eiligſt den unverdient berühmt gewordenen Sieger von Saratoga und eiteln Nebenbuhler Waſhington's, General Gates, zum Obergeneral für den Süden. Kalb war von Herzen froh, ſeinen Oberbefehl los zu werden, denn er erwartete bei dem Mangel von Zufuhren und Verſtärkungen keine Erfolge mehr von der Expedition. Deſto ſiegesgewiſſer war Gates und beſchloß, wider die Vorſtellungen ſeiner Untergenerale, auf dem ſchnellſten Wege dem Feinde entgegenzugehen. Der Weg führte aber durch eine wüſte Gegend, in der kaum etwas Mais aufzutreiben war die Verſicherungen des Obergenerals, da und dort werde man Lebensmittel erhalten, erwieſen ſich als leere Vorſpiegelungen, und es trat in der unglücklichen Armee beinahe offene Meuterei ein, die nur durch die energiſchen Vorſtellungen der Offiziere geſtillt wurde. Eine kleine Quantität Mais und die Vereinigung mit der nordcaroliniſchen Miliz unter General Caswell belebte den Muth der Truppen aufs neue, welche nunmehr gegen Camden vorrückten, wo die Engländer unter Lord Rawdon ſtanden. Die ſtrategiſche Unfähigkeit des Generals Gates erlaubte dieſen die unbeläſtigte Vereinigung mit Lord Cornwallis und deſſen friſchen Truppen, während nur ein Häuflein undisciplinirter virginiſcher Milizen die ſogenannte amerikaniſche Armee verſtärkte. Alles in allem zählte dieſe am Morgen des 15. Auguſt 3052 Kampffähige, denen an 2500 kampfgeübte engliſche Truppen unter den bewährteſten Führern gegenüberſtanden. Die Schlacht war für beide Parteien eine Nothwendigkeit geworden; für die Amerikaner, um in bebautes Land zu kommen, für die Engländer, um nicht von der Seeküſte abgeſchnitten zu werden. So rückten denn in der Nacht zum 16. Auguſt beide Heere zum Angriff vor und ſtießen halbwegs aufeinander. Kalb allein war der Ordre Waſhington's gemäß für den Rückzug geweſen, aber überſtimmt worden. Die Engländer faßten ſich zuerſt und nahmen eine durch Sümpfe wohlgedeckte Defenſiv-

Digitized by Google

ſtellung ein, während Gates noch den Fehler beging, die rohen Milizen ins erſte Treffen zu ſtellen, was dem Blick eines Cornwallis nicht entging. — Der Kampf begann. Kalb befehligte den rechten Flügel, Caswell das Centrum und Stevens den linken Flügel. Gleich auf den erſten Stoß warfen die Virginier ihre noch geladenen Gewehre weg und verſtrickten auch die Nordcaroliner in ihre ſchimpfliche Flucht. Der Obergeneral Gates folgte ihrem Beiſpiel, um, wie er ſagte, „die Schurken zurückzuholen". So fiel die ganze Laſt der Schlacht auf die Maryländer und Delawarer der Diviſion Kalb's, die mit beiſpielloſer Tapferkeit fochten und dreimal zum Angriff vorgingen. Schon war Kalb das Pferd unter dem Leibe getödtet, ſchon blutete er aus einer Kopfwunde, aber wieder führte er zu Fuß ſeine Braven ins Feuer. Da ſank er von mehreren Kugeln zugleich getroffen; ſein Fall aber wurde das Zeichen zur Flucht der Amerikaner. Vergebens hatte Kalb's Adjutant, Dubuyſſon, ſich über den General geworfen und die Stöße der wüthenden Engländer mit ſeinem Leibe abgewehrt, der General ſtarb am 19. Auguſt 1780 an ſeinen 11 Wunden und wurde von ſeinen Feinden ehrenvoll beſtattet. Seit 1825 bezeichnet ein Denkmal die Stelle, wo er fiel. Der gerade zum Beſuch anweſende General Lafayette weihte es ein. Vierundzwanzig Granitſäulen, der Zahl der damaligen Staaten entſprechend, ſchließen die Aſche des Helden ein. — Kalb war ein kräftiger und ſchöner Mann, eine durch Ernſt und Milde imponirende Erſcheinung. Seiner äußern Geſtalt nach ein wahrer Hüne, mehr als ſechs engliſche Fuß groß, ertrug er die Leiden und Entbehrungen des Soldatenlebens mit ſpielender Leichtigkeit. Mit großer Mäßigkeit und Vorſicht verband er eine außerordentliche Geduld und jene phyſiſche Kraft und Zähigkeit, ohne die ein Held gar nicht denkbar iſt. Während des Krieges in Amerika ſtand Kalb gewöhnlich ſchon vor Tagesanbruch um 4 Uhr auf, arbeitete bis 7 Uhr und nahm dann ſein blos aus Brot und Waſſer beſtehendes Frühſtück. Dann arbeitete er wieder bis 12 Uhr, ritt oder ging aus und aß darauf zu Mittag. Seine ganze Mahlzeit beſtand aus Suppe, Gemüſe und Fleiſch, wozu er nur Waſſer trank. Abends begab er ſich ſehr früh zur Ruhe. Von ſeinen Soldaten wurde er wegen ſeiner Anſpruchsloſigkeit und Freundlichkeit wie ein Vater geliebt und geehrt. Kalb hatte einen geſunden Verſtand, einen klaren und hellen Blick, wußte ſich leicht und ſchnell ſelbſt in die ihm fremdeſten Verhältniſſe hineinzuleben und verband mit einem eiſernen Fleiß ein ſtrenges Pflichtgefühl. Er war kein genialer, großartig angelegter Menſch, allein ein ehrgeiziger, unternehmender und energiſcher Charakter, welcher vor keinem Opfer zurückſchreckte, wo er hoffen durfte, Ruhm, Auszeichnung und Beförderung zu erlangen. Kalb ſprach und ſchrieb Franzöſiſch ſehr fließend und leicht, wenn auch nicht ſo elegant wie ein Eingeborener. Inwieweit er des Deutſchen mächtig war, läßt ſich nicht ermitteln, weil ſich in allen ſeinen Papieren auch nicht eine einzige deutſche Zeile fand. Das Engliſche war ihm geläufig, obgleich er ſich etwas gezwungen und nicht frei darin ausdrückte. — Seine Ehe mit Anna Eliſabeth Emilie van Robais war eine glückliche. Es entſprangen derſelben drei Kinder, von denen der älteſte Sohn Friedrich, geboren am 18. Mai 1765 zu Paris, im October 1793 guillotinirt wurde, nachdem er beim Ausbruch der Revolution ſich den royaliſtiſchen Emigranten angeſchloſſen hatte, ſpäter aber nach Frankreich zurückgekehrt war, um die Rückgabe der confiscirten Familiengüter zu erwirken. — Die Tochter Anna Marie Caroline, geb. 25. Mai 1767, heirathete 1787 den ſchweizer Kapitän Lucas Geymüller und ſtarb 24. Januar 1829 als deſſen Witwe. Der zweite Sohn Kalb's, Elie, geb. 9. März 1769, ſtarb 7. September 1835 in Milon la Chapelle, nachdem er beim Ausbruch der Revolution ausgewandert und infolge der Amneſtie erſt 1802 in ſeine Heimat zurückgekehrt war. Beide Söhne hinterließen keine männlichen Nachkommen.

Vgl. Friedrich Kapp, Leben des amerikaniſchen Generals Johann Kalb (Stuttgart 1862), welche Schrift ſich durchweg auf bisher unbekannt geweſene deutſche, franzöſiſche und amerikaniſche Staatsſchriften und Quellen ſtützt. (*Friedrich Kapp.*)

KALB, das Junge des Hirſches und Rehes, insbeſondere aber des Rindviehes von der Geburt an bis zum zurückgelegten erſten Lebensjahre. Das männliche Kalb heißt Ochſen- oder Bullen-, das weibliche Kuhkalb. (*William Löbe.*)

KALBE iſt der Name eines Kreiſes der preußiſchen Provinz Sachſen, Regierungsbezirk Magdeburg, von der Elbe, Saale und Bode durchfloſſen und reich an Salz und Braunkohlen wie an Gewinnung von Zuckerrüben. Hindurch führt die Magdeburg-Cöthen-Halle-Leipziger Bahn mit Schönebeck, Gnadau; die Zweigbahn Schönebeck-Staßfurt mit Schönebeck, Eggersdorf, Eikendorf, Förderſtadt und Staßfurt; die Magdeburg-Erfurter Bahn. Der Kreisgerichtsbezirk Kalbe umfaßt dieſen Kreis und einen Theil von Wanzleben. Die Fläche des Kreiſes iſt 9559 □Meilen oder 52,607 Hektaren. Die ſechs Städte deſſelben ſind: Schönebeck, Staßfurt, Kalbe a. S., Barby, Aken und Groß-Salza; von den 41 Landesgemeinden zählen mehr als 2000 Bewohner: Biere, Atzendorf, Bernburger Vorſtadt von Kalbe und Förderſtadt. Die Zahl der Gutsbezirke iſt 15, die der Wohnhäuſer 9557, die der Haushaltungen 19,303; männlichen Geſchlechts ſind 42,282, weiblichen 42,331, alſo (1880) die Zahl der Bewohner 84,613 (1819: 36,621). — Die Kreisſtadt Kalbe an der Saale liegt in 54 Meter Höhe, 3 Kilometer vom Bahnhofe Saale und zählt 8522 Einwohner (1816: 3966). Die Bewohner ſind beſchäftigt in einer Streichgarn-Maſchinenſpinnerei, Tuch-, Papier-, Oel- und zwei Zuckerfabriken, Dampfmahlmühle, Spiritusbrennerei, Färberei, Braunkohlengruben und mit Ackerwirthſchaft, da $^{7}/_{8}$ des der Stadt gehörigen Bodens Acker iſt. — Kalbe an der Milde, in demſelben Regierungsbezirk, Kreis Salzwedel, an der Milde, 8 Kilometer vom Bahnhofe Bismark, zählt 1720 Einwohner (1816: 1273), die Garten-, Taback- und Hopfenbau betreiben. (*G. A. v. Klöden.*)

KALBE, FERSE, STARKE, das Rind weiblichen Geſchlechts im Alter von einem Jahre bis nach erfolgtem Kalben. (*William Löbe.*)

KALBEFIEBER, MILCHFIEBER, GEBAERFIEBER, Krankheit der Hausſäugethiere, insbeſondere der ſäugenden Kühe, kommt meiſt nur in Ställen vor, wo ſehr reichlich gefüttert wird, ohne daß man beſtimmte Erregungsurſachen anzugeben vermag. Gewöhnlich zeigt ſich die Krankheit 2—4 Tage nach dem Kalben; ſie kommt in manchen Jahren häufiger vor als in andern. Das kranke Thier frißt nicht mehr, zittert, trippelt mit den Hinterfüßen, legt ſich nieder und kann ſich nicht wieder erheben. Im höchſten Stadium der Krankheit liegt das Thier ausgeſtreckt auf der Seite mit dem Kopf auf der entgegengeſetzten Seite. Die Extremitäten werden kalt, das Thier ſtöhnt, brüllt, knirſcht mit den Zähnen, hat matten Blick, verdreht die Augen, ſchlägt mit den Hinterfüßen, die Milch verſiegt ganz, der Bauch iſt zuweilen aufgetrieben, der Wurf geſchwollen und heiß, und die Nachgeburt geht in der Regel nicht ab. Die Krankheit beſteht meiſt in Entzündung der Theile des Bauchfells, welche das innere Becken auskleiden, die daſelbſt gelegenen Organe überziehen und die breiten Mutterbänder bilden, oder es iſt zu gleicher Zeit eine Gekrös- und Darmentzündung damit verbunden. Das Fieber entſteht gewöhnlich kurz nach der Geburt und zeichnet ſich durch große Neigung zu Ausſchwitzungen in die Bauchhöhle und Verbindung mit nervöſem Fieber aus. Der Verlauf des Fiebers iſt oft ſo ſchnell, daß, wenn nicht ſofort ein zweckmäßiges Heilverfahren eingeleitet wird, der Tod binnen 24 Stunden erfolgt. Hat die Krankheit einen hohen Grad erreicht, ſo iſt es am gerathenſten, das Thier ſofort zu ſchlachten. Urſachen der Krankheit ſind entweder zu ſtarke Fütterung in der letzten Zeit der Trächtigkeit und in der erſten Zeit nach dem Kalben, oder ungeſchickte, rohe Hülfeleiſtung bei der Geburt. Um die Krankheit zu verhüten, darf man in der letzten Zeit der Trächtigkeit nicht zu ſtark füttern, muß nach der Geburt leicht verdauliches Futter und Kleien- oder Mehltränke geben; wenn die Milch zu frühzeitig eintreten und das Euter ſtark angefüllt ſein ſollte, die Milch noch vor dem Kalben abmelken. Wo das Kalbefieber häufig auftritt, ſoll man die Mutter, falls das Junge normal liegt, bei der Geburt nicht ſofort unterſtützen, und unmittelbar nach Austritt des Kalbes beide Schamlippen in der Weiſe mit einer Hand umfaſſen, daß die Scham völlig geſchloſſen wird und keine Luft eindringen kann. Unbedingt nothwendig iſt Vermeidung zu hitzigen Futters, namentlich der Abfälle von Brennereien und Brauereien, ſowie Roggenſchrot. Längere Zeit vor dem Kalben ſoll man die trächtigen Thiere ſich in der freien Luft bewegen laſſen. Nächſtdem ſoll man ſolche Kälber zur Zucht vermeiden, deren Mütter von dem Kalbefieber befallen worden ſind. Bei ausgebrochener Krankheit ſind die Thiere in einen zugfreien, warmen Stall auf hohe, trockene Streu zu ſtellen und mit einer Decke zu belegen. Jedem erkrankten Thiere werden ſofort 3 Kaffeelöffel Brechweinſtein, aufgelöſt in $2\frac{1}{2}$ Liter Waſſer, eingegoſſen. Nach einer Stunde wendet man daſſelbe Mittel in drei Gaben mit etwa zehn Minuten Unterbrechung an, aber nur 1 Kaffeelöffel Brechwein in einer Flaſche Waſſer; nach je zwei Stunden folgen weitere drei ſolche Gaben. Gleichzeitig reibt man die Kreuzgegend mit 45 Gramm eines Liniments ein, das aus 75 Gramm Oleum terebinth., 75 Gramm Liquor Ammon. Caust., 50 Gramm Oleum lini und 75 Tropfen Oleum croton beſteht. Auch die Kaltwaſſercur iſt hülfreich. Man übergießt den Kopf des kranken Thieres 12 Stunden lang und noch länger wiederholt mit kaltem Waſſer, beſonders in der Gegend des Gehirns. Innerlich gibt man bei dieſer Behandlung Kamillenthee mit Salzſäure, wendet ſchleimige Klyſtiere mit Salz an und reibt den Rücken mit warmem Eſſig ein. Die Homöopathie wendet ſofort Aconit. in Verdünnung, ſtündlich 12 Tropfen in Waſſerlöſung, an; tritt Beſſerung ein, abwechſelnd ſtündlich Aconit. und Bryonia alba. Sollte die Nachgeburt noch nicht abgegangen und die Bauchſeiten bei der Berührung noch etwas ſchmerzhaft ſein, ſo wird zweiſtündlich wechſelsweiſe Bryonia und Belladonna gegeben. (*William Löbe.*)

KALCHAS (urſprünglich, nach *Eust.* ad Il. II, 569, Chalcas, bei *Plaut.* Calcas), Sohn des Theſtor (Il. I, 69. Schol. zu Apoll. Rhod. I, 139. *Hygin.* Fab. 97. 190. *Quint. Smyrn.* VI, 57. 68), deshalb Theſtorides (z. B. *Zenodor.* 104 Düntzer), mehrfach auch lediglich durch dieſes Patronymikon bezeichnet (*Ovid.* Metam. XII, 19. 27. *Stat.* Achill. I, 497. 516), Bruder des Alkmäon (Il. XII, 394), Abkomme des Abas (*Eust.* ad Il. I, 70), war aus Megara (*Pausan.* I, 43. 1) oder Mykenä (*Hyg.* 97) gebürtig. — Von ihm handelte eine Schrift des Antiſthenes (*Diog. Laert.* VI. Segm. 17, p. 324 Meibom).

Auf des Kalchas berühmte Seherkunſt deutet ſchon ſein Name (über deſſen Flexion: Ebeling, Lex. Homer. s. v., Forcellini, Lexicon. Onomasticon II. XI, p. 61 de Vit, *Charisius*, Inst. gr. I, p. 50, Ritſchl, Prolegomena p. LXXXVII). Man leitete ihn von *κάλχη*, Purpurmuſchel, ab (*Eust.* l. c., Schol. zu Soph. Ant. 20), woher *καλχαίνειν:* purpurn färben, wie die Farbe der bewegten See, unruhig und bewegt denken (*Eurip.* Herakl. 40, *Soph. Ant.* l. c. mit den Bemerk. von Musgrave, Erfurdt, G. Hermann und des Schol.: *ἀντὶ τοῦ πορφύρουσα καὶ τεταραγμένως φροντίζουσα*), ſinnen, denken, weiſſagen (Etym. Magn. *παρα τὸ καλχαίνειν ὅ ἐστι κατὰ βάθος μεριμνᾶν — ὁ τα βάθη τῶν μαντειῶν ἐρευνῶν ἢ ὁ τοῖς βασιλεῦσι μαντεύματα φανερῶν.* *Eust.* l. c. *καὶ ὅτι καλχαίνειν ἔπος ἢ τὸ πορφύρειν κατὰ νοῦν βύθιον ὡς ἐκ τῆς χάλκης ἢ τὸ μαντεύεσθαι ὡς ἐκ τοῦ Κάλχαντος δῆλον ἀπο τῶν παλαιῶν.* *Henr. Steph.*, Thes. IV, 910: *καλχαίνων*, alte mente cogitans). Eigenthümlich Klauſſen, Aeneas und die Penaten, Anm. 2412: „ſinnende Sehnſucht.“

Apollo's Gunſt hatte ihm die Gabe der Mantik verliehen (Il. I, 72. 87. *Lykophr.* Cass. 426: *Κοίτου κύκνον* = Cubicularis Cygnum. *Stat.* Achill. I, 496. 552), die er vornehmlich als Vogelſchauer übte (Il. I, 69 sq.,

Digitized by Google

II, 300, *Zenodor.* 104, Düntzer: οἰωνοπόλων ὄχ' ἄριστος, *Cic.* De divinat. I, 40, De nat. D. II, 3. 7. *Ovid.* Met. XII. 19. *Hygin.* 97. 128); doch war er auch mit jeder ſonſtigen Art der Weiſſagung vertraut (vates *Virg.* Aen. II, 122, v. celeberrimus *Cic.* Leg. II. 3, divinandi arte peritissimus. *Ovid.* De arte amat. II, 737, futurorum praescius *Dict. Cret.* I, 15. II, 30, θεοπρόπος. *Tryphiodor.* Ἅλωσις Ἰλίου 172), ein Spiegel von guter Zeichnung im Museum Gregorianum (I, XXIX und Gerhard: Etrusk. Spiegel, Taf. CCXXIII, Text III, S. 212) zeigt ihn z. B. in der Ausübung der Extiſpicien; die ihm von dem Künſtler gegebene Beflügelung deutet auf hohen Geiſtesſchwung, die Vorſtellung als Greis (cf. *Tzetzes* zu Lyk. Cass. 426: Κύκνον — διὰ τὸ γηραιὸν καὶ τὸ μαντικόν. *Tzetzes*, Posthomerica 666 sq. gibt ſeine genaue Perſonalbeſchreibung) hat er mit allen Sehern gemein.

Sein Ruhm war ſehr groß, viele ehrende Beinamen werden ihm gegeben, er wird gern mit anderen bedeutenden Sehern zuſammengenannt (*Lucian*: διάλεξις πρὸς Ἡσίοδον 1. *Cic.* De nat. Deor. II, 3. 7), Weiſe und Weiſſagungskundige werden als Calchantes bezeichnet (Anthol. gr. VII, 688: δύο Κάλχαντες, *Plaut.* Merc. V. 1. 104 Calcas iste, etwa auch Gellius bei *Charis* Inst. gr. I, 50 huius Calchae).

Seine Hauptthätigkeit bewährte er im Trojaniſchen Kriege. Er hatte vorausgeſagt, daß nur unter des Achilleus Mitwirkung derſelbe glücklich beendigt werden könne (*Apollod.* III, 13. 8), und hatte durch ſeine Kunſt den Aufenthalt des Verborgenen angegeben (*Stat.* Achill. I, 516 sq.). Die verſammelten Griechen läßt er ſchwören, nicht abzuſtehen vom Kriege, bis Ilion und das ganze troiſche Reich gefallen (*Dictys. Cret.* I, 15). In den Kyprien wurde berichtet (nach *Proclus*, Chrestom. p. 235. 12 bei Weſtphal, Script. metr. gr.), wie er aus der Zahl der Sperlinge im Neſt, die von einer Schlange verzehrt wurden, die Zahl der Jahre, welche der Krieg dauern würde, gedeutet (auch in einer Erzählung in der Il. II, 322 sq., ferner bei *Ovid.* Met. XII. 19 sq. *Hygin* 97. *Eustath.* ad Il. I, 106. *Cic.* De divinat. I, 33. 72. *Macrob.* Sat. V, 14. 13, *Dict.* IV, 18, *Quint. Smyrn.* VIII. 475. *Tryphiodor.*, Ἁλ. Ἰλ. 132; *Apul.* De deo Socr. 18); in Aulis verlangt er, um den in fortdauernder Windſtille ſich offenbarenden Widerſtand der Götter zu heben, die Opferung der Iphigeneia (in den Kyprien nach *Proclus* l. c. p. 235. 25, *Paus.* IX, 19. 6. *Ptolem. Heph.* bei Phot. V, p. 190. Weſtermann, Myth. gr. *Eust.* l. c. I, 106. *Ovid.* XII, 27 sq. *Propert.* IV, 1. 111 sq. *Virg.* Aen. II, 116, *Dict.* I, 21, wo er vereint mit Odyſſeus und Menelaos ſie zum Opfer ſchmückt, *Euripides* Iphig. Taur. und Aul., ſ. darüber Welcker, Epiſcher Cyclus, I. S. 144, Anm. 79. *Ennius*, Iphigenia, ſ. Ribbeck, Die röm. Tragöd., S. 94 fg.). Auf den griechiſchen und römiſchen Bildwerken, die dieſe Scene mehrfach darſtellten (O. Jahn, Archäol. Beiträge, S. 378—393 und Overbeck, Gallerie berühmter Bildwerke S. 314—323), und unter denen das Gemälde des Timanthes (Ol. 76), auf welchem Kalchas „traurig" erſchien (*Valer. Max.* VIII, 11. 6), ſehr berühmt war, ſchickt der Seher ſich an, das Opfer zu vollbringen, während die Verſion, nach der Agamemnon ſelbſt der Opferer war (*Eurip.* Iph. Taur. 8. 360: ἱερεὺς δ' ἦν ὁ γεννήσας πατήρ. *Hyg.* 98 cum pater eam immolare vellet) von den Verfertigern der bezüglichen zahlreichen etruskiſchen Aſchenciſten (geſammelt bei Brunn, I Rilievi delle urne etrusche I. tv. XXXV —LXV, p. 40 sq.) adoptirt iſt, wie Jahn bemerkt, indem ſie das Opfer durch einen gerüſteten Mann bereiten laſſen.

Nachdem er fälſchlich allen Theilnehmern am Kriege glückliche Heimkehr verheißen (*Prop.* IV, 1. 109), beginnt die Seefahrt unter ſeiner Leitung (Il. I, 71: καὶ νήεσσ' ἡγήσατ' Ἀχαιῶν Ἴλιον εἴσω ἣν διὰ μαντοσύνην, cf. *Eustath.* ad h. l. und ad I, 59. *Apul.* De deo Socr. XVIII classem deduxit), die ihm wegen ſeiner Weisheit anvertraut wird (*Cic.* De divinat. I. 40. 87 ducem classium fuisse ad Ilium auspiciorum credo scientia, non locorum); doch haben Spätere aus dem ἡγεῖσθαι des Homer gefolgert, daß er ein Krieger geweſen, Dictys (I, 17) läßt ihn mit 20 Schiffen aus Akarnanien zu den Griechen ſtoßen, Tzetzes (Posthom. 645) ihn unter den 23 ἐπίδμονες ἄνδρες ἄρηος im hölzernen Roß Platz nehmen, während ihn Hygin (128) richtig unter den Beamten der Expedition aufzählt.

So ehrenvoll ſeiner mehrfach in der Ilias gedacht wird, tritt ſeine Thätigkeit bei Homer nur ſehr wenig hervor. Er erkennt als Urſache des Zornes des Apollo die ſeinem Prieſter Chryſes angethane Schmach (dieſer Moment iſt dargeſtellt auf der Tabula Iliaca, ſ. O. Jahn, Griechiſche Bilderchroniken, S. 11) und kündet ſie (Il. I, 92 sq. *Dict.* II, 30); ſonſt tritt er handelnd bei Homer nicht auf. Unter ſeiner Geſtalt erſcheint einmal Poſeidon bei den Griechen (Il. IV, 45. 70).

In den nach-Homeriſchen Gedichten ſpielt er eine weit bedeutendere Rolle. Auf ſeinen Rath greifen die Griechen den Helenos (*Conon*, Narrat. 34); er heiſcht den Raub des Palladium (*Sil. Ital.* XIII, 41 sq., vgl. damit die Lüge Sinon's bei *Virg.* Aen. II, 176 sq.), kündigt den baldigen Fall der Stadt (*Dict.* V, 7), beſteigt mit den andern Helden das hölzerne Roß (*Tzetzes*, Posthom. 645, *Tryphiodor.*, Ἁλ. Ἰλ. 645) und fordert den Tod des Aſtyanax und die Opferung der Polyxena (*Serv.* zu Virg. Aen. III, 489, *Seneca*, Troades 533. 592—636, auch im Astyanax des *Accius*, ſ. Ribbeck, Röm. Trag. S. 412—416, der, in Tragicorum Rom. fragm. p. 158. V., das arg verſehrte Fragment wiederhergeſtellt: tum Calcas quidem (iam) pridem religionem iactans desistet exercitum morari meque ab domum itione arcere tuo obsceno omine. — Auf der Darſtellung nach des Steſichoros Ἰλίου πέρσις auf der Tab. Iliaca iſt Kalchas bei der Opferung der Polyxena gegenwärtig, ſ. O. Jahn, Gr. Bilderchroniken. S. 37). Vielerlei dichtete über ihn Quint. Smyrnaeus, er läßt ihn dem fliehenden Aeneas weiſſagen (XIII, 333), mahnt



Digitized by Google

die Griechen, den ſteinernen Hund, in den Hekabe verwandelt iſt, mit in die Heimat zu führen (XIV, 352) u. ſ. w.

Von ſeinen Schickſalen nach dem Falle Ilions erzählten die Noſtoi (nach *Proclus*, Chrestom.; ſ. Stiele im Philologus VIII, S. 60 fg.). Während die übrigen Griechen ihre Heimfahrt zu Schiffe antreten, wandert er, Sturm bei den kaphariſchen Felſen fürchtend (*Quint. Smyrn.* XIV, 362—367) oder den morſch gewordenen Schiffen nicht vertrauend (*Theopomp.*, *Eustath.* und Schol. ad Il. II, 135), allein mit Amphilochos, des Amphiaraos Sohn (Heſiod. in der Melampodie nach *Strabo* XIV, 642. fr. 117 ed. Paris. Lehrs p. 59. *Quint. Smyrn.* XIV, 365 sq.) oder mit ihm und anderen Gefährten (*Proclus*: Calchas, Leontios, Polypoites u. a., *Tzetzes* ad Lyk. Cass. 426, cf. 980 mit Amphilochos, Leontios, Podalirius und Polypoites. Vgl. *Pausan.* VII, 3. 7. *Herodot.* VII, 91. *Strabo*, 668. 675. *Conon* 6) zu Fuß nach Pamphylien. Bei ihrer Ankunft am Heiligthum des klariſchen Apollo bei Kolophon erfüllt ſich ein früherer Orakelſpruch, welcher dem Kalchas den Tod verkündet hatte, wenn er auf einen Weiſſager treffe, deſſen Kunſt der ſeinigen überlegen ſei (*Soph.* Ἑλένης ἀπαίτησις bei *Strabo* 643, und *Kallinos* ibid. 668. *Tzetzes* ad Lyk. 426 sq. 980). Jenem Heiligthume ſtand Mopſos vor, Sohn des Kreters Rhakios oder des Apollo und der Manto. Kalchas trat ihm mit der Frage entgegen, ob er die Zahl der Früchte an einem wilden Feigenbaume angeben könne, was er ohne Säumen that (*Hesiod.* bei *Str.* 642, *Eust.* ad Il. I, 70, ad Od. XXI, 28, *Lyk.* Cass. 426 sq. und *Tzetzes* ad h. l. und ad 980. *Servius* zu *Virg.* Ecl. VI, 72, wo es aber heißt pomorum numero cuiusdam arboris contenderunt) und nun an Kalchas die Aufforderung ſtellte, die Zahl der Jungen anzugeben, welche eine vor ihnen ſtehende trächtige Sau gebären werde. Als Kalchas ſchwieg, nannte Mopſos eine Zahl, die ſich hernach als die richtige erwies (*Pherekydes* bei Strabo l. c., *Lykophron* mit *Tzetzes* l. c.). Oder Kalchas weiſſagte dem Amphimachos, dem König der Lykier, fälſchlich den Sieg, den Mopſos ihm abſprach (*Conon* Narr. 6. 5). Kurz, ſich überwunden ſehend (denn nur *Seneca*, Medea 655 sq. ſchreibt in dem Wettkampfe dem Kalchas den Sieg zu), ſtarb Kalchas aus Gram (*Hesiod.* bei Strabo l. c. *Eust.* ad Il. l. c., *Servius* und *Lykophron* l. c.), oder er legte ſelbſt Hand an ſich (*Conon* Narr. 6, *Tzetzes* 426). Er wurde dort von ſeinen Genoſſen beſtattet. Zwar ſagt der Wortlaut bei Proclus: οἱ περὶ Κάλχαντα — Τειρεσίαν ἐνταῦθα τελευτήσαντα θάπτουσι, und manche (wie Weſtphal bei *Proclus* Script. metr. gr. p. 240, Welcker, Epiſcher Cyclus, II, 289. 16) behalten dieſe Lesart bei; da aber der Tod des Kalchas zu Kolophon ſo vielfach bezeugt iſt, Teireſias dagegen nach den übereinſtimmenden Zeugniſſen der Alten anderswo geſtorben iſt, die Fügung im Originaltext des Proclus: οἱ περὶ Κάλχαντα . . Κάλχαντα Späteren leicht irrthümlich der Verbeſſerung bedürftig erſcheinen konnte, bei Tzetzes außerdem Κάλχαντα θάπτουσι ſteht, ſo iſt wol (mit Ritſch, Sagenpoeſie II, 1, S. 35, Schneidewin im Philologus I, S. 32, weitere Nachweiſe bei Stiele ebenda VIII, S. 60, Anm. 51) bei Proclus ſtatt Τειρεσίαν: Κάλχαντα zu leſen.

Andere verlegen den Tod deſſelben nach Mallos (Sophokles bei *Strabo* XIV, S. 675 und 642. *Quint. Smyrn.* XIV, 368), andere nach dem Siris (*Lyk.* Cass. 978) oder nach dem Hain des Apollo bei Grynoi an der Grenze Myſiens und Joniens (*Euphorion*, Fragm. 46, p. 401. Meineke. *Serv.* zu Virg. Georg. VI, 72), wo dem Weinreben pflanzenden Kalchas ein Weiſſager kündet, er werde den aus denſelben erzeugten Wein nicht trinken. Beim fröhlichen Mahle, zu dem er auch den Unglückspropheten geladen, ſetzt Kalchas juſt den vollen Becher an die Lippen, als jener ſeine Prophezeiung wiederholt, worüber Kalchas ſo ins Lachen geräth, daß er erſtickt. Nach Lykophron (l. c. 978 und Tzetzes dazu) aber ſollte Hercules auf ſeinem Zuge gegen Cacus den Kalchas erſchlagen haben, weil er ihn verlacht.

Dem Kalchas wird die Gründung von Selge in Piſidien zugeſchrieben (*Eustath.* 570), und in Lucanien, wo er einſt die Gegend um Atina beherrſcht haben ſollte (*Plin.* Nat. hist. III, 16. 5), war auf dem Gipfel des Hügels Drion in Daunia ein Heiligthum von ihm neben dem des Podalirios (*Lyk.* Cass. 1046). Dort opferten die Orakel Suchenden einen ſchwarzen Widder und empfingen, auf einem Fell ſchlafend, durch Incubation ihre Antwort (Strabo VI, 284). (*R. Gaedechens.*)

KALCKREUTH, ein altes deutſches Adelsgeſchlecht. Stammwappen ſind zwei kreuzweiſe gelegte Ziegenfüße (Inſtrumente zum Brechen des Kalkſteins). Den Namen hat das Geſchlecht von der Ortſchaft Kalckreuth in Mittelfranken, die ein Lehn deſſelben war. Spätere Nachrichten nennen Andreas von Kalckreuth als militäriſchen Baumeiſter des Kaiſers Max im Oberinnthal. Sein Sohn trat in den Deutſchen Ritterorden und fiel bei der Vertheidigung Wiens gegen die Türken (1529). Ein anderer Zweig der Familie wandte ſich Mitte des 12. Jahrhunderts nach der Markgrafſchaft Meißen und baute dort die Burg Kalckreuth bei Großenhain, die aber ſchon 1226 zerſtört wurde. Etwa 1280 wurden die Kalckreuth mit Dolzig belehnt. Auch in der Lauſitz bei Sagan wurde ein Dorf Kalckreuth gegründet. Böhmiſche Lehnbriefe bekunden den Beſitz der Familie daſelbſt. Dieſer ging im Dreißigjährigen Kriege meiſt verloren, wo ſie gegen den Kaiſer ſtand. Im 15. Jahrhundert gründete ſie im Herzogthum Croſſen die Linien Klemzig, Pommerzig und Golzen, welche noch blühen. Ein Zweig derſelben bekleidete hohe militäriſche und Hofämter in Dänemark, erloſch 1830. Von der Linie Pommerzig ging Heinrich von Kalckreuth nach Polen, und führte mit ſeinem Vetter Adam von Kalkreuth dem Johann Sobiesky Reitertruppen zu, welche die Leibgarde des Königs bildeten. Beide erwarben ſich dabei hohe Verdienſte im Kampf und wurden vom König dafür mit dem polniſchen Indigenat belohnt. Von der Familie exiſtiren jetzt noch die Linien: a) Linie Klem-

Digitized by Google

zig und Wolmersdorf mit den Häuſern Siegersdorf, Hackpfäffel, Hohenwalde, Lorzendorf, Ober- u. Niedermechau; b) die Linie Pommerzig mit den Häuſern Stentſch, Weißenſee, Kurzig, Obergörzig, Samſt, Egsdorf, Muchoczyn, Kammendorf, Arensdorf, Schönborn; c) Linie Zawada.

Beſonders zu erwähnen iſt aus dieſem Geſchlechte Friedrich Adolph Graf von Kalckreuth, königlich preußiſcher Feldmarſchall, geboren am 22. Februar 1737 zu Sottershauſen bei Sangerhauſen in Thüringen, geſt. am 10. Juni 1818 zu Berlin. Er war der Sohn des Herrn von Kalckreuth, Major in Dienſten des Herzogs Friedrich Adolph von Weißenfels. Kalckreuth verlor früh ſeinen Vater, wurde 1747 in das Seminar der Mähriſchen Brüder zu Neuſalza aufgenommen und kam von hier in eine Penſionsanſtalt der franzöſiſchen Colonie. Am 25. Januar 1752 trat Kalckreuth in das Regiment Garde-du-Corps ein und fand im Siebenjährigen Kriege vielfach Gelegenheit ſich auszuzeichnen. Er ward Adjutant des Prinzen Heinrich und erhielt 1762 in ſeinem 24. Lebensjahre den Rang eines Majors. 1786 beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's II. wurde Kalckreuth in den Grafenſtand erhoben. Dem Feldzuge gegen Holland 1787 wohnte er als Generalmajor bei. Vorzüglich machte er ſich durch die Einnahme der Feſtung Nieuwersluis verdient, die er an der Spitze von 120 Reitern und 740 Mann Infanterie nebſt einer 3pfündigen Kanone nahm, während man 54 Kanonen im Platze vorfand. Am 24. Auguſt 1790 avancirte Kalckreuth zum Generallieutenant und zeichnete ſich 1792 in dem Kriege gegen die franzöſiſche Republik vielfach aus. Er beſchleunigte die Uebergabe von Verdun und wurde nach der erfolgloſen Kanonade von Valmy im Anfang October zur Sicherung von Verdun entſendet, um dieſe Stadt zu decken. Das Aufgeben dieſer Feſtung war bei dem weitern Rückzuge der Armee nothwendig geworden, die diplomatiſche Gewandtheit Kalckreuth's aber brachte es dahin, daß die Franzoſen ſich dagegen verpflichteten, die preußiſche Armee auf ihrem ferneren Rückzuge nach Longwy nicht zu beunruhigen. Während ſich die verbündete Armee aus der Champagne zurückzog, eroberte der franzöſiſche General Cuſtine Mainz (am 21. October), und die Wiedereroberung dieſes wichtigen Platzes wurde das Hauptobject des nächſten Feldzuges; Kalckreuth übernahm den Oberbefehl des Belagerungscorps, welches 38,000 Mann ſtark war. Die engere Einſchließung von Mainz fand den 14. April 1793 ſtatt. In der Nacht zum 31. Mai unternahmen die Belagerer einen Ausfall gegen die Mitte der Einſchließungslinie, wo es ihnen beinahe gelungen wäre, den Grafen Kalckreuth in ſeinem Hauptquartier zu Marienborn aufzuheben. Die Ueberraſchung war vollſtändig, aber die Franzoſen benutzten die errungenen Vortheile nicht mit der gehörigen Energie und mußten ſehr bald der überlegenen Disciplin ihrer Gegner weichen. Am 19. Juni wurde die erſte Parallele eröffnet, am 28. Weißenau erobert und am 23. Juli ergab ſich die Feſtung. Kalckreuth bewilligte der noch 18,000 Mann ſtarken Beſatzung freien Abzug mit allen Kriegsehren unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen die verbündete Macht zu dienen. Am weiteren Verlaufe des Krieges war Kalckreuth ebenfalls rühmlich betheiligt, in der Schlacht von Kaiſerslautern (29. 30. November), die den Feldzug von 1793 beendigt, ward er durch den Streifſchuß einer Granate verwundet. 1794 am 23. Mai finden wir ihn wieder auf demſelben Schlachtfelde an der Spitze von 15 Bataillonen und 25 Escadronen das Gefecht von Kaiſerslautern entſcheiden. Der Separatfrieden zu Baſel endigte 1795 die weiteren Feindſeligkeiten gegen Frankreich.

Kalckreuth wurde nach dem Frieden zu verſchiedenen diplomatiſchen Sendungen verwendet, 1798 zum General der Cavalerie befördert und 1806 zum Gouverneur von Danzig und Thorn und Generalinſpecteur der in Preußen liegenden Cavalerieregimenter ernannt.

Nach den unglücklichen Schlachten von Jena und Auerſtädt, den 14. October 1806, vereinigten ſich die geſchloſſen gebliebenen preußiſchen Truppentheile bei Sömmerda und wurden unter den Befehl Kalckreuth's, welcher bei Auerſtädt zwei Diviſionen der Reſerve befehligt hatte, geſtellt. Am 16. October brach er von hier auf, fand in Weißenſee (1 Meile nordöſtlich von Sömmerda) franzöſiſche Cavalerie, und er, den ſonſt nie die Geiſtesgegenwart verließ, verlor durch dieſen unerwarteten Umſtand die Faſſung in einem ſolchen Grade, daß ohne die kräftigſten Vorſtellungen des Prinzen Auguſt von Preußen und des Generals Blücher ſchon hier eine Kataſtrophe eingetreten ſein würde. Bald aber gewann Kalckreuth ſeine Faſſung wieder, wußte den franzöſiſchen Anführer durch einen angeblich abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand (der König von Preußen hatte allerdings einen Offizier an Napoleon abgeſchickt, um einen Waffenſtillſtand zu erlangen) anfänglich zu täuſchen und ſpäter mit einer kleinen Arrièregarde die franzöſiſchen Truppen unter Soult bei dem Défilé von Greußen ($1\frac{1}{2}$ Meile nordweſtlich Weißenſee) ſo lange aufzuhalten, daß die Hauptmaſſen ungefährdet Nordhauſen erreichten, wo der Fürſt Hohenlohe eintraf und den Oberbefehl wieder übernahm. Die Truppen theilten ſich in 2 Colonnen, Hohenlohe marſchirte über Quedlinburg nach Magdeburg, Kalckreuth über Halberſtadt nach Rogatz ($8\frac{1}{2}$ Meilen von Magdeburg) und überſchritt an dieſem Orte die Elbe. Die Truppen vereinigten ſich mit dem Prinzen von Hohenlohe; Kalckreuth aber ging auf Befehl des Königs nach Preußen und übernahm bis zur Ernennung des Generals Leſtocq zum Oberbefehlshaber das Commando über die dortigen Truppen.

Kalckreuth ging hierauf nach Danzig, um die Vertheidigung dieſer wichtigen Feſtung zu übernehmen, da die Vorbereitungsmaßregeln des damaligen Gouverneurs von Mannſtein durchaus ungenügend erſchienen. Am 11. März langte er in Danzig an, verſtand das Vertrauen der Beſatzung und der Einwohner wiederherzuſtellen und mit Hülfe deſſelben den Franzoſen einen unerwartet hartnäckigen Widerſtand zu leiſten.

Erſt als durch die Sorgloſigkeit der Ruſſen der Holm in die Gewalt der Franzoſen gefallen, auf Entſatz nicht mehr zu hoffen war, der Verluſt des die Stadt dominirenden Hagelsberges unvermeidlich wurde und die Vor-

Digitized by Google

räthe an Munition aufgezehrt waren, übergab Kalckreuth die Feſtung dem Marſchall Lefebvre, nachmaligem Herzoge von Danzig, unter derſelben Bedingung, welche er 1793 der franzöſiſchen Garniſon von Mainz bewilligt hatte. Der König empfing ihn in Königsberg ſehr gnädig und verlieh ihm für die tapfere Vertheidigung die Feldmarſchallswürde.

Kalckreuth übernahm hierauf das Gouvernement von Königsberg und 1809 das von Berlin. Mehrmals leiſtete er dem Vaterlande durch ſeine diplomatiſchen Fähigkeiten Dienſte; ſo wurde er 1807 an Napoleon geſchickt, um den Frieden zu vermitteln, und 1811 dem Kaiſer zur Geburt des Königs von Rom Glück zu wünſchen. Körperlich zu ſchwach, um noch an den Freiheitskriegen thätigen Antheil zu nehmen, begnügte er ſich 1812—14 mit dem Gouvernement von Breslau. Nach dem Frieden kehrte er wieder als Gouverneur nach Berlin zurück und ſtarb daſelbſt am 10. Juni 1818 in ſeinem 81. Lebens-, ſeinem 67. Dienſtjahre. Ein vorzügliches Oelgemälde befindet ſich von ihm im Feldmarſchallsſaale des Cadettencorps.

Einer ſeiner Söhne, Graf Friedrich von Kalckreuth, geb. 15. März 1790, geſt. 15. December 1873, war dramatiſcher Schriftſteller (Dramatiſche Dichtungen, 2 B., Leipzig 1824) und gab die originellen Tagesbefehle ſeines Vaters unter dem Titel „Paroles du Feldmarschall K.“ (Paris 1844) heraus. *(R.)*

Kalden, ſ. Kahlden.

KALDENKIRCHEN iſt ein preußiſches Städtchen in der Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düſſeldorf, Kreis Kempen, und liegt an der niederländiſchen Grenze, 6 Kilometer im SO. von Venloo. Es zählt 3032 Einw. (1816: 1023) und hat 729 Wohnhäuſer mit 1270 Haushaltungen, eine evangeliſche und eine katholiſche Pfarrkirche. Die Bewohner, größtentheils katholiſch, treiben Acker- und Flachsbau und Baumwollzeugfabrikation.

*(G. A. v. Klöden.)*

KALEB AFENDOPOLO BEN ELIA iſt ein bedeutender jüdiſcher Gelehrter aus der Sekte der Karaiten, (ſ. unter dieſem Art.), deſſen Schriften ſich größtentheils handſchriftlich erhalten haben, jedoch erſt in jüngſter Zeit Gegenſtand näherer Mittheilung geworden ſind, leider nicht ohne verwirrende Irrthümer. Da ſie faſt die einzigen, im ganzen dürftigen, Nachweiſungen über die Lebensverhältniſſe des Verfaſſers enthalten, ſo wird die nachfolgende Zuſammenfaſſung der wichtigſten Momente auf die kritiſche Beſchaffenheit der zugänglichen Nachrichten näher eingehen müſſen, als für die Kürze und Sicherheit der Reſultate erwünſcht wäre.

Aeltere Quellen ſind angegeben in meinem Catalogus libror. hebr. in Bibl. Bodleiana (Berlin 1852—1860) s. v. p. 1571 und Addenda; dazu Catal. Codd. hebr. Bibl. Acad. Lugd. Batav. 1858, p. 232, woraus allein, ohne alle Kenntniß der Schriften ſelbſt, die weitſchichtige, zum Theil uncorrecte und unvollſtändige Darſtellung bei Jul. Fürſt (Geſch. des Karäerthums II, 1865, S. 316 fg. und Anm. S. 117 fg., wo die Mittelquelle oft übergangen iſt). Aus der Bibliographie des Simcha Iſak Luzki (1757) ſtammen die Schriftenverzeichniſſe bei M. Joſt (Geſch. des Judenthums II, 1858, S. 367) und A. B. Gottlober (בקרת etc. hebr. mit Titel: Krit. Unterſuchungen über die Geſch. der Karäer, Wilno 1865, S. 196, richtiger 186). Aus einem handſchriftlichen Katalog der erſten Sammlung Firkowitz, von dieſem verfaßt und nicht ohne grobe Irrthümer[1]), ſchöpft Neubauer (aus der Petersb. Bibliothek, 1866, S. 61, 62) einander widerſprechende Daten (ſ. unten n. 8). Auszüge aus jenen Handſchriften bei Jonas Gurland, in einer mir unzugänglichen ruſſiſchen Abhandlung über Mord. Comtino („Cumatiano“), nochmals abgedruckt in: ..גנזי ישראל „Neue Denkmäler der jüd. Literatur“ in St. Petersburg, 3. Heft, 1866, S. 14—28 (vgl. Heft 2, S. 38), bieten zuerſt brauchbares Material, beweiſen aber auch, daß jene Abſchriften nicht frei von Fehlern (oder Zuſätzen des Fälſchers Firkowitz?) ſind, namentlich in Jahrzahlen, welche vielleicht von Abſchreibern ſubſtituirt oder falſch geleſen ſind.

Kaleb nennt ſich vollſtändig Kaleb Afendopolo, oder Efendopulo[2]) ben Elia[3]) ben Jehuda. Der Vater wird 1487 und 1497 mit der Eulogie eines Lebenden bezeichnet.[4]) Kaleb ſcheint bald nach 1497, vielleicht 1498 oder 1499, geſtorben zu ſein[5]), das Geburtsjahr 1453 ergäbe ſich aus dem Epigraph zu Schrift 1, wenn die Zahlbuchſtaben richtig ſind. Kaleb nennt 1487 als verſtorbenen Lehrer — ohne Zweifel in der Mathematik — den ſonſt bekannten Aſtronomen Mordechai Comtino.[6])

1) Eine Copie liegt auch mir vor und citire ich dieſelbe als „Catal. Firk.“. 2) אפנדופולו, was E. Carmoly (Iſrael. Annalen, herausg. von M. J. Joſt, 1839, S. 397) durch Efendi (افندى) und ποῦλος Sohn erklärt. Hiernach wäre Efendi auf den Vater Elia zu beziehen; doch iſt die Bezeichnung Efendi bei Juden noch zu belegen. Was die Schreibung des Wortes betrifft, ſo iſt im Akroſtichon bei Gurl. S. 28 nur אפנדפלו (und zwar לו wol aus zwei Wörtern) gezeichnet, wenn man nicht das ו in דוד hinzunimmt; Z. 5 und 6 ſind nicht ganz klar, in 6 ſcheint הזקן zu ſtecken, welches dem Großvaternamen folgt, S. 14, 18, 21 und ſonſt. Was die Ausſprache betrifft, ſo muß איפנדופולו (das Jod ſonſt nirgends) nach dem Metrum zu Anfang mit Halbvocal, kurzem A oder E, geleſen werden. Ueber die Variante אפרודפולו ſ. unten Anmerk. 25. 3) Abbrevirt אב״א, alſo nicht „Abba“, wie noch Joſt l. c., und im Index „Kaleb Abba“. 4) 1487 ſ. unten n. 10 (bei Gurland S. 14), 20. Siwan 1497 beim Abſchreiber von n. 3 (Gurl. S. 19) und ſ. n. 9. — Ein Elia ben Jehuda verkauft Cod. Firk. 617 an Jakob ben Jehuda ha-Roſe (Schwiegerſohn Kaleb's?), ſ. unten Anmerk. 14. 5) 1498 bei Fürſt S. 311 iſt nur Hypotheſe, ſ. unten Schrift n. 18; das angebliche Geburtsdatum „um 1430“ iſt ohne alle Begründung. 6) In כלי רדבע (Gurl. S. 15), bei Fürſt (Anmerk. S. 113, n. 168) für Elia Baſchiatſchi angeführt; vgl. die widerſprechenden Angaben S. 298, 305, 311. Nach Fürſt S. 297 wäre Comtino um 1430 geboren (er war aber ſchon 1425 Schriftſteller, Cod. Paris 1084, im J. 1450. ſpäteſtens 1455, in Conſtantinopel als Greis bezeichnet, ſ. Hebr. Bibliogr. XV, 39, XVII, 111, 134) und lebte noch 1495 (S. 298 wegen S. 301 n. 8, iſt aber Datum der Abſchrift von Cod. Firk. 345—47, bei Gurland II, 6). Comtino wäre in Adrianopel der Lehrer Baſchiatſchi's und Kaleb's, nach Fürſt's Vermuthung (Anmerk. 704, S. 113). Vielleicht kam er 1453 infolge der Einnahme Conſtantinopels dahin? Den Com-

Digitized by Google

Im J. 1490 beweint er den Tod ſeines ebenfalls bekannten karaitiſchen Lehrers Elia Baſchiatſchi (vulgo Beſchitzi[7]), deſſen Schweſter Chryſoide[8]), die Frau Kaleb's, vielleicht ſchon 1487 geſtorben war.[9]) Kaleb hatte zwei Brüder: Samuel, genannt Ramati[10]), für welchen im Siwan 1497 eine Schrift Kaleb's (unten n. 3, Handſchr. Firk. 649) abgeſchrieben wurde, nach Catal. Firk. in Conſtantinopel, wohin allerdings Samuel aus Belgrad gekommen und zum „Chacham" (Schulhaupt) erwählt worden; ein Bruder und Schüler, Jehuda בלי[11]), war 1496 in Kaffa in der Krim.[12]) Eine ungenannte Schweſter hat wol den Jakob ben Jehuda aus Adrianopel geheirathet, bei deſſen Tod im Niſan 1481 Kaleb in Belgrad einen Troſtbrief an ſeinen eigenen Vater ſchreibt.[13]) Von dieſem zu unterſcheiden iſt der Schwiegerſohn Kaleb's, Jakob ben Jehuda ben Jakob הרופא[14]) in Adrianopel, für welchen Kaleb 1497 eine Abhandlung verfaßte.[15]) Drei Söhne: Salomo Jedidja (bekannter Doppelname), Moſe und Menachem, wovon erſtere Fragen an ihn richten, erſcheinen in der Schrift n. 8, wahrſcheinlich 1487.[16])

Ueber Stand und Gewerbe Kaleb's iſt faſt nichts bekannt; eine pariſer Handſchrift ſoll das eidliche Verſprechen eines ſeiner Schüler, Joſef ben Mordechai, enthalten, das Erlernte nicht ohne Genehmigung des Lehrers weiter zu lehren und auch dann nur unter gleicher Verpflichtung.[17]) Seine pecuniären Verhältniſſe können nicht ſchlecht geweſen ſein, da er viele und theuere Handſchriften abſchreiben ließ oder kaufte.[18]) Er copirte ſelbſt das überſetzte aſtronomiſche Werk des Arabers Dſchabir über Aflah 1482, in Cod. Paris 1024; nach dem Katalog hätte er ſelbſt auch daſſelbe Werk in Cod. 1025 im J. 1522 copirt, was nur ein Irrthum ſein kann. Im J. 1488 oder 1493 ſoll ein „Abraham fil. Afendopolo" ein Werk des Gazzali in Cod. Vatican. 346 copirt haben; wahrſcheinlich iſt die Abbreviatur א״בא falſch geleſen.[19])

Die bisher bekannten Schriften werden hier, wegen ungenügender Daten, nach dem Alphabet der hebräiſchen Titel geordnet.

---

mentar zu Jesod. Mora ſchrieb er nach längerem Aufenthalt in Adrianopel (Gurland S. 10), und zwar vor 1468, wo er jenen Commentar citirt (Cod. Paris 681, ³). Für Comtino iſt im Herbſt 1470 Cod. Paris 830 geſchrieben von Elia Miſrachi, den Fürſt (S. 311) ebenfalls zum Lehrer Kaleb's macht. — Eine Nachahmung Comtino's bei Elia Baſch. ſ. Hebr. Bibliogr. XX, 96, Anm. 15.

7) Elia ben Moſe ben Menachem ſtarb 23. Siwan (Gurland S. 25, ſ. unten n. 8). 8) כריסוידי, vgl. Chryſe bei Zunz, Geſ. Schriften II, 57; כרסולה Catal. Lugd. S. 165. 9) Neubauer S. 121 (vgl. S. 61) und Gurland (S. 24) gaben ein offenbar mehrfach corruptes Excerpt, welches ich nach bloßer Conjectur berichtigt hier inhaltlich wiedergebe. In der Nacht des Sonntags [fehlt: am 12.] Adar רמ״ז erhielt Kaleb in Belgrad (עיר לבן) ein Schreiben aus Conſtantinopel mit Trauernachrichten; es waren geſtorben: ſeine Frau Chr. am Dienstag 14. Adar, ſein mütterlicher Onkel (מכ״ספי, vgl. Catal. Codd. Lugd. 243 A. 2, wonach S. 246 für fruter sororis zu leſen: matris; Neubauer hat מכרכי mit Fragezeichen) Jehuda Rabbenu ben Kaleb, der Jüngling Moſe ben [fehlt Namen des Vaters, etwa Elia?] Baſchiatſchi [alſo Neffe? vgl. Hebr. Bibliogr. VII, 11], und ſeine Schwiegermutter (מחותנת, vgl. jedoch מחותן bei Neub. S. 123, Gurl. S. 32) קסטי (vielleicht Abkürzung von Hekaſte, vgl. Zunz, Geſ. Schriften II, 67, 68; Monatsſchr. 1879, S. 288), Tochter eines Kaleb aus פרווזמר. — Die Jahrzahl רס״ז 1507 iſt bei Neubauer S. 61 nur daraus erklärlich, daß er (nach Catal. Firk. 821) die Schrift unterſcheidet von derjenigen, die er 1490 verfaßt ſein läßt (ſ. unten n. 8). An das Todesjahr Kaleb's hat er nicht gedacht, wie Gurland. Die leichteſte Emendation iſt רמ״ז, 1487 (vgl. unten Anm. 13), wodurch ſich vielleicht auch erklärt, daß Kaleb 1490 Elia B. nur als Lehrer, nicht als Schwager bezeichnet. Der gleichzeitige Tod ſo vieler Familienglieder weiſt auf Peſt oder eine ſonſtige Calamität hin. Nach Juchasin f. 193ᵇ ed. Cracau wurde Adrianopel im J. 893 H. (beginnt 1. Dec. 1487) niedergebrannt; Adar fällt aber in den Frühling deſſelben Jahres, alſo vor dieſe Calamität. 10) Ueber dieſe Benennung und das Nachfolgende ſ. Hebr. Bibliogr. XX, 122. 11) Vgl. באלי bei Zunz, Geſ. Schriften II, 29 und Hebr. Bibliogr. XX, 96. 12) Catal. Bodl. S. 1472, Neub. S. 122, XXX und Gurl. S. 22. An erſter Stelle als Bruder „von väterlicher und mütterlicher Seite" bezeichnet; hatte Samuel eine andere Mutter? 13) Gurl. S. 24; Neub. S. 61 lieſt unrichtig 1501 (רסא für רמא), obwol das Buch (unten n. 8) 1490 verfaßt ſein ſoll! Vgl. oben Anmerk. 9. 14) Das letzte Wort (der Arzt) dürfte ſich auf den Großvater beziehen. Ein Arzt Jakob aus Luzk iſt nach Abraham Bali (vgl. Hebr. Bibliogr. XX, 96) bei Elia Baſchiatſchi (f. 32ᵇ Kap. 20, vgl. Neub. S. 123, bei Gurland S. 31 uncorrect) gemeint, lehrte alſo um 1460, ſodaß dieſer Jakob der Großvater von Kaleb's Schwiegerſohn ſein könnte. Abraham Bali iſt offenbar die Quelle für Simcha Iſak f. 21ᵃ. Carmoly (Hist. des méd. juifs p. 186) unterſcheidet von Jakob aus Luzk einen Arzt Jakob ben Jehuda. An Jakob ben Jehuda הרופא ſchreibt Iſak ben Schemarja הזקן (Cod. Firk. 814, nicht 813, wie Neub. S. 121, wahrſcheinlich aus dem Catalog ms.); das Schreiben copirt in Adrianopel 1421 Schemarja, Sohn des Briefſchreibers (Iſak's, nicht Jakob's, wie Catal. Firk. angibt), daher Schemarja ben Iſak bei Simcha Iſak f. 21ᵇ. Hiernach hätte dieſer Jakob ben Jehuda (einer von beiden Arzt) ſchon 1400 gelebt und wäre älter als Jakob aus Luzk. Unſicher iſt auch Jakob ben Jehuda, der Käufer von Cod. Firk. 617, oben Anmerk. 4.

15) Unter n. 3, bei Gurland S. 19: אחי יעקב חתני, vgl. ähnlich אדוני אחי וחתני (a. 1696) bei Neubauer 142. 16) Gurland S. 23. 25. 17) Carmoly, Iſrael. Annalen 1839, S. 397; der pariſer Katalog unter 1024 weiß nichts davon; Delitzſch (Vorrede zu Aharon ben Elia S. 11) deutet auf die Unzuverläſſigkeit der Quelle hin, acceptirt jedoch die Annahme, daß Kaleb ſich von Unterricht ernährt habe, ebenſo Fürſt S. 312. 18) Die Zahl der bekannten läßt auf eine weit größere ſchließen, da die Kataloge in Bezug auf Beſitzer ſehr unvollſtändig ſind; der pariſer Katalog unter 1022, 1064 verſchweigt, was hier aus handſchriftlichen Notizen von B. Goldberg folgt. Der Inhalt der Schriften iſt auch für die Studien Kaleb's inſtructiv; ſie ſind philoſophiſch (meiſt Ueberſetzungen des Averroës) oder mathematiſch; nämlich auf ſeine Beſtellung geſchrieben ſind Ende 1487 Cod. Paris 702, 852, a. 1495 Cod. Bodl. bei Uri 403; er kauft 1490 Cod. Vat. 336 für 150 Aspern (ſo iſt Fürſt, Anmerk. 205 zu berichtigen), am 9. Adar II. 1495 Handſchr. Fiſchl 21 (Lathif), a. 1496 Alfergani und ibn Heitham in Cod. Paris 1022 für 70 לבנים (Silberſtücke? vgl. לבן Weißpfennig bei Zunz, zur Geſch. 562), 1498 Par. 724 (angeblich früher dem bekannten David ben Jehuda Meſſer Leon gehörig), angeblich 1499 die im J. 1484 geſchriebene Handſchr. Par. 948; das Jahr iſt allerdings ſehr fraglich. Für Par. 949 und 1064 (Almanach des Jakob ben Machir) iſt kein Jahr bekannt. 19) Meine Conjectur in Catal. Codd. Lugd. S. 232 wird bei Fürſt Anmerk. 206 zu einem Factum mit Weglaſſung des Namens Abraham.

Digitized by Google

1) אבינר בן נר (oder אבנר?), Handſchr. Firk. 818, nach dem Schluß (bei Gurland S. 27) beendet 14 Kislew 249 (Herbſt 1488) „im 34. Jahre der Geburt Kaleb's“. Darauf folgt eine jedenfalls gefälſchte Nachſchrift, nach welcher Kaleb ſelbſt das Werk und dieſe Handſchrift beendet hätte Freitag 23. Siwan 5284 (1524!) im 60. Lebensjahre. Dieſes Datum allein gibt Catal. Firk. und wol danach Neubauer (S. 62) und Gurland (Ginſe II, 37). Das Werk iſt eine Art von Makamen, worin Perſonen aus der Zeit Saul's und David's, auch die Königin von Saba, redend eingeführt ſind; Probe bei Gurland S. 25—27. Auf ein Buch deſſelben Titels, worin das Hohelied philoſophiſch gedeutet iſt, verweiſt Kaleb in der Schrift n. 15[20]), weshalb Simcha Iſak und andere unſere Schrift als einen Commentar zum Hohenliede bezeichnen.[21])

2) אגרת oder תשובה, ein Gutachten über den Gebrauch von Arrak, Handſchr. Leyden 52,[9] und Pinſker 39,[8], worin eine Stelle über chriſtliche Opfer.[22])

3) אגרת המספקה eine ausführliche Abhandlung über Thierſchlachten und Speiſegeſetze in der beliebten Form von Fragen und Antworten (Examinatorium), Cod. Firk. 649 und Fiſchl 6. Enddatum Montag 21. Adar I. 1497 (ברנה); verfaßt für den Schwiegerſohn Jakob u. ſ. w., ſ. oben.

4) אגרת קצרה, eine kleine reſumirende Abhandlung über daſſelbe Thema, verfaßt in קרמריא[23]) bei Conſtantinopel jenſeit des Meeres, beendet Freitag 4. Tammus 1497. Handſchr. Leyden 52,[7] (Catal. S. 232) und correcter Fiſchl 6.[24])

5) אגרת המספקת aſtronomiſche Terminologie, Cod. Paris 1090, den Bibliographen unbekannt, citirt zwei andere Schriften, unten n. 7 und 8.

6) ארתמיטיקא „Arithmetica“, wird in n. 15 citirt.

7) גל עיני wird in n. 5 citirt. Ueber den Inhalt iſt nichts bekannt. Der Titel iſt aus Pſalm 119, 18, welchen Vers jüdiſche Philoſophen, Kabbaliſten und auch die Karaiten gern an die Spitze oder an den Schluß ihrer Schriften ſetzen.[25])

8) גן המלך, eine Art von Divan, viel Gelegentliches enthaltend und daher eine wichtige Quelle für Familienverhältniſſe und Zeitgeſchichte des Verfaſſers; doch leiden die ſpärlichen Nachrichten darüber an Kritikloſigkeit. Das Autograph war nach Polen gekommen, wie Mordechai ben Niſan (Kap. 8) berichtet. Der Catal. Firk. theilt das Buch (wie ſonſt andere zuſammengehörende Handſchriften) in drei Nummern: 821 Gedichte, Elegien u. ſ. w. vom J. 1507(!), 822 Gan ha-Melech und 823: מור עובר geſchrieben 1644. Nach Neubauer (S. 61) iſt Gan im J. 1490 verfaßt, enthält Troſtſchreiben vom J. 1501 und Mor Ober enthält Nachrichten u. ſ. w. vom J. 1507. Gurland (II, 39) erklärt den Titel Mor Ober als Fiction Firkowitz's, es ſei ein Fragment des Gan und enthalte nichts Medicíniſches.[26]) Die kurzen Mittheilungen Gurland's[27]) laſſen vermuthen, daß dieſer Divan in Belgrad (1489?) begonnen, in Conſtantinopel bis mindeſtens 1495 fortgeſetzt ſei, da er zwei Elegien aus dieſem Jahre über Vertreibungen der Juden in den Ländern des Weſtens, ſowie in Rußland und Lithauen, enthält.[28]) Nach dem Einleitungsgedicht (S. 22), einer Nachahmung ibn Eſra's[29]), iſt das Buch für die Söhne des Verfaſſers zu Belgrad im 10. Monat des J. 269 (רכט) verfaßt, vielleicht zu leſen רמ״ט, alſo 1489, wie bereits oben Aehnliches zweimal vorkam. Kaleb citirt dieſes Buch in den Schriften n. 4 und 18. Außer den Nachrichten über ſeine Familie, welche oben verwerthet ſind, iſt dem puritaniſchen Charakter der Karäer gegenüber hervorzuheben ein nicht übles, etwas ſinnliches Gedicht an die Geliebte (S. 24), worauf ein poetiſcher Dialog mit dem activen Intellect folgt — den Kaleb allerdings auch im Hohenlied (mit älteren Autoren) angedeutet findet. — Moſe Hamon, ein ſpaniſcher Gelehrter, fragt Kaleb über wiſſenſchaftliche Gegenſtände.[30])

9) דרך עץ החיים. Eine Inhaltsangabe der Religionsphiloſophie des Ahron ben Elia, nebſt Index der Bibelverſe, erſtere edirt in der leipziger Ausgabe (von Delitzſch und Steinſchneider 1841, begonnen 1839), beide in der (mir unzugänglichen) Ausgabe Kosloff 1839. Catal. Firk. 694 läßt die Schrift in עיד הלבנה (sic) 1503 verfaßt ſein, und daher Neubauer S. 62. Die Wiener Handſchr. hat das Datum 24. Adar 1512, welches ſchon in Catal. Bodl. 1472 als corrupt bezeichnet iſt. Man möchte כ'ז'ר' אלהיו (Num. 6, 7) leſen, alſo 1497, wobei zu beachten, daß der Vater (S. LIV) als Lebender erſcheint.

10) (תיקון) כלי רובע השעות Anweiſung zur Verfertigung eines Stundenquadranten (Sonnenuhr) im J. 1487, wie ſchon ſein verſtorbener Lehrer Comtino ver-

---

20) Catal. Codd. L. B. S. 232. 21) S. Salfeld, Das Hohelied bei den jüdiſchen Erklärern, S. 134, confundirt unſere Schrift mit dem 2. Theil von n. 14. 22) Catal. Codd. Lugd. S. 233; vgl. meine Polem. und apologet. Literatur S. 374. Fehlt bei Fürſt. 23) Vgl. Catal. Bodl. S. 1472; falſch Karsaria bei Fürſt S. 310, A. 208 und 314 A. 229. 24) Fürſt läßt dieſe Schrift für den Schwiegerſohn verfaßt ſein, indem er die Erwähnung der ausführlicheren misverſteht. 25) Catal. Codd. Lugd. S. 271 (Verfaſſer iſt Iſrael Maarabi, ſ. Hebr. Bibliogr. XX, 92); Ahron ben Elia in Schlachtregeln (Litbl. des Orient XI, 350 = Gan Eden f. 81[c]). Kaleb ſelbſt am Anfang von n. 8, bei Gurland S. 18.

26) Dieſe Bemerkung iſt gegen Delitzſch (Vorrede zu Ahron ben Elia S. 11) und Neubauer gerichtet, welche Kaleb auch über Medicin ſchreiben laſſen. In der That ſind mediciniſche Studien Kaleb's überhaupt nicht bekannt und in Dod Mordechai Kap. 8 (f. 7 ed. Wien), wo das Autograph richtig geſchildert iſt, kommt nur das Wort סגולות (Specifica) vor! 27) III, 22—25; die Angabe: Manuſcript 826, iſt Druckfehler. 28) Neubauer S. 121, Gurland S. 25, wo auch Kaleb an ſeinen Schüler Iſak ben David aus Trock ſchreibt wegen des Geldes, welches deſſen Schwager Joſef, ebenfalls Schüler Kaleb's, ſeit ſeinem Aufenthalt „hier in Conſtantinopel“, dem Kaleb ſchuldig ſei. 29) Zeile 2 iſt הַשָּׁר der Sänger, Z. 5 nach dem Reime wol נסבר zu leſen. 30) Gurland S. 24: בר lies כֹּר. Ueber die ſpaniſche Familie Hamon ſ. Catal. Bodl. S. 2999. Neubauer, S. 61, las היון, was היוני (der Grieche) heißen müßte; vgl. n. 10.

Digitized by Google

faßt hatte[31]); jedoch auch für die ungleichen Stunden (שעות המעוותות); Handſchr. Firk. 714, beendet 19. Schekat 5247 (Anfang 1487), copirt von Sabbatai ben Moſe aus Candla, Donnerstag 22. Eiul deſſelben Jahres.[32]) Auch Joſef del Medigo kannte dieſe Schrift.

11) כימה (אגרת) eine Abhandlung über Verwandtſchaftsgrade, gegen Jeſchua, wird von Jehuda Poki angeführt.

12) מכלל יופי über mathematiſche Aſtronomie, Handſchr. Pinſker 7,[4], im Katalog zu kurz behandelt, wird citirt in Ner Samuel von Samuel ben Abraham (geſt. 1762, Gurl. II, 45).

13) נחל אשכל Sciagraphie des wichtigſten karaitiſchen Werkes Eschkol ha-Kofer von Jehuda Hadaſſi, und mit demſeiben gedruckt.

14) סדר ענין השחיטה Schlachtregeln in Reimen, Handſchr. Firk. 569, Probe bei Gurland S. 20; Straßburg n. 48.

15) עשרה מאמרות zehn Homilien über Pſalm 119 und das Hohelied mit einer theilweiſe hiſtoriſchen Einleitung; letztere nebſt I und II in Leyden 30,[6] [33]), allein daſelbſt 52,[10]; das Werk vollſtändig Handſchr. Fiſchl 5 und 7, Firk. 747.

16) פתשגן כתב הדת über die Lectionen der Feſttage u. ſ. w. in 17 Kap., Cod. Firk. 819, daraus die Vorrede bei Gurland S. 21, verfaßt in Conſtantinopel 1496, als der Bruder Jehuda aus Feodoſia (כפה und קפא Caffa) kam. Kaleb verſpricht zweimal neue Anordnungen von Bibelverſen für die Recitationen. Einem unbekannten Reformator einer alten Sitte verheißt er die göttliche Rache.

17) תשובה Widerlegung der Anſicht des Maimonides (Geſetzbuch, Temidin Kap. 7) über מחרת השבת — ein bekanntes exegetiſches Controversthema — in maßvollem Tone dem berühmten Gelehrten gegenüber; Handſchr. Firk. 738 (hinter 737). Ein Fragment in Cod. Tiſchendorf (in Petersburg)[34]) nennt den Verfaſſer אפרודפולו.[35])

18) Unvollendetes Supplement zu Elia Baſchiatſchi's Geſetzbuch Aderet Eliahu, mit demſelben gedruckt, insbeſondere über den Kalender, 1497; Kaleb ſoll an der Vollendung durch den Tod verhindert worden ſein.

19) Widerlegung der Angriffe des Moſes ben Jakob „Aſchkenaſi" in Menkerman[36]), zur Zeit in Luzk, auf Ahron ben Elia's Gan Eden, beendet Dienstag 2. Elul 1487; bisher unbekannt; Cod. Fiſchl 6, woraus das intereſſante Vorwort in Hebr. Bibliogr. XX, 122.[37])

20) Kaleb redigirte Liturgiſches und verfaßte Hymnen, worüber noch Einzelheiten fehlen, ſodaß hier eine kurze Verweiſung genügen muß.[38])

Kaleb's Schriften repräſentiren im ganzen die Gelehrſamkeit einer abſchließenden Periode, auf welche geiſtloſe Kleinlichkeit folgt. Sie enthalten Material für die Literatur- und Culturgeſchichte der Karaiten.

(*M. Steinschneider.*)

KALEIDOSKOP (von *καλός*, ſchön, *εἶδος*, Geſtalt und *σκοπεῖν*, ſehen, beobachten) iſt ein von Brewſter 1817 erfundenes Inſtrument zur Erzeugung von ſternförmig ſymmetriſchen Spiegelbildern eines Gegenſtandes. Die Haupttheile deſſelben ſind vor allem ein Paar Spiegel, gewöhnlich ein Paar länglich rechteckige Streifen von nicht amalgamirtem, dafür aber auf der Rückſeite geſchwärztem oder mit dunkelm Papier belegtem Spiegelglas. Dieſe werden mit ein Paar ihrer längeren Kanten ſo aneinandergelegt, daß die ſpiegelnden Flächen einen Winkel von 60°, 45°, 40° oder 36° bilden, und dann, in dieſer Lage befeſtigt, in ein Pappe- oder Metallrohr geſchoben. Das eine Ende des Rohres wird mit einer Platte verſchloſſen, welche in der Mitte eine kleine runde Oeffnung hat, ſodaß man durch dieſelbe in den von den Spiegeln eingeſchloſſenen Winkelraum hineinblicken kann. Das andere Ende iſt mit zwei runden Glasplatten geſchloſſen, von denen die eine ganz durchſichtig iſt und an die beiden Spiegelglasſtreifen anſtößt, die andere, mattgeſchliffene, mit der erſten parallel liegt und einige Millimeter von ihr entfernt iſt. Bringt man nun zwiſchen die beiden letzterwähnten runden Glasſcheiben eine Anzahl bunter Glasſplitter, getrocknete Blumenblätter und andere kleine durchſichtige oder durchſcheinende Gegenſtände, ſo werden diejenigen davon, welche zufällig ſo liegen, daß ſie dem durch die runde Oeffnung am andern Ende des Rohres hineinblickenden Auge in dem Winkel zwiſchen den beiden Spiegeln zu liegen ſcheinen, von dieſen beiden Spiegeln in wiederholter Weiſe ſo geſpiegelt, daß dabei ein regelmäßiges ſternförmiges Spiegelbild entſteht, wobei ſich in jedem Strahle oder Winkelfelde dieſes Sternes die Lage der in dem direct beobachteten Winkelfelde befindlichen Theilchen mit abwechſelnder Vertauſchung

31) Ueber Comtino's gleichbetitelte Abhandlung ſ. Gurland II, 16; III, 5; über Kaleb's II, 37; III, 14. 32) Catal. Firk. fügt hinzu: Der Verfaſſer war 23 Jahre alt, da er ſelbſt gegen Ende des Buches angibt, daß er a. 1465 geboren ſei! Den Abſchreiber (der auch ſonſt vorkommt) macht Firk. zum Karäer u. ſ. w. Alles das wiederholt Neubauer, offenbar ohne Autopſie. Gurland kennt eine ſolche Stelle nicht, ſie iſt auch jedenfalls unecht. 33) Katal. S. 128 fg. und eine Stelle über Jeſus S. 393. — Die Einleitung iſt copirt in Cod. 74 (und 75? ſ. Wolf, Biblioth. Hebr. II, 1265, n. 73); ein größeres Citat bei Mordechai ben Niſan, Kap. 8; ſ. auch Gurland S. 16—18. 34) Nachgewieſen in der Hebr. Bibliogr. VII, 11, unbeachtet von Neubauer S. 62 und Gurland S. 28. 35) Die Weglaſſung des נ und ד für ר ſ. auch bei Gurland S. 37. 39.

36) מנקרמן, vgl. מן כרמן bei Neubauer S. 141, n. 46 und Harkavy, Altjüd. Denkmäler in der Krim S. 257. — Moſe iſt der Verfaſſer des אוצר נחמד, welchen Mordechai ben Niſan zu den Karaiten zählt! 37) Die Correſpondenz mit Moſe ha-Jewani bei Neubauer S. 62 (wo das Anmerkungszeichen zu den oben erwähnten Elegien zu gehören ſcheint) beruht auf Irrthum, wie S. 61, daß Elia Baſch. 1480 an denſelben geſchrieben; Elia widerlegt Moſe Kappuzzatto; ſ. Hebr. Bibliogr. XIX, 58, wonach auch Fürſt II, 297. 303 zu berichtigen iſt. 38) Zunz, Gott. Vortr. S. 425; Gottlober l. c.; הקדמות enthält Cod. Fiſchl 6; vgl. auch unter n. 16. — Eine beſondere „Sammlung" der Hymnen kennt nur Fürſt, S. 314, ohne Nachweis.



Digitized by Google

von Rechts und Links wiederholt. Dadurch, daß beim Schütteln oder Drehen des Inſtruments immer neue bunte Theilchen oder dieſelben mit veränderter Lage in das direct beobachtete Winkelfeld fallen, entſtehen immer neue Sternfiguren, und es wird das Inſtrument dadurch zu einem anmuthigen, unterhaltenden Spielzeuge. Doch kann es auch in der Induſtrie zur Erfindung von ſternförmigen Muſtern dienen. Dieſer Stern iſt übrigens ſechs-, acht-, neun- oder zehnſtrahlig, je nachdem der Winkel der Spiegel 60, 45, 40 oder 36 Grad beträgt.

Die Entſtehung dieſer ſternförmigen Spiegelbilder läßt ſich leicht aus dem Verhalten von Winkelſpiegeln zu den Strahlen erklären, welche von einem zwiſchen den Spiegeln befindlichen Object aus auf die Spiegelflächen fallen. Denkt man ſich die beiden Spiegel durch die Schenkel AC und BC eines Winkels dargeſtellt, der mit ACB bezeichnet ſei, dazwiſchen ein Object O, welches vom Spiegel AC um a und von BC um b abſtehe, ſo wird zunächſt hinter AC ein Spiegelbild $\alpha$, in einer Entfernung gleich a entſtehen. Dies wird wieder für Spiegel BC gleichſam zum Object und erzeugt hinter dieſem ein Spiegelbild, welches $b_2$ genannt ſei; $b_2$ erzeugt wieder hinter AC ein Spiegelbild $a_3$ und dieſes wieder hinter BC ein Spiegelbild $b_4$ u. ſ. w. Ein ähnliches Spiel wiederholt ſich mit dem erſten Spiegelbilde, welches das Object hinter dem Spiegel BC erzeugt. Dies liegt auch in der Entfernung b und ſei b genannt. Es wird ſofort für den andern Spiegel AC zum Object und erſcheint hinter ihm als Spiegelbild $a_2$; dieſes erſcheint wiederum hinter BC als Bild $b_3$ und dieſes hierauf hinter AC als $a_4$. Dieſes Spiel geht ſo lange ſo fort, bis die Spiegelbilder in den Scheitelwinkel der Spiegel, alſo hinter die ſpiegelnden Flächen beider fallen. Dann kann keine weitere Spiegelung der Strahlen ſtattfinden. Da übrigens die Spiegelbilder nach dem Spiegelungsgeſetze ſtets paarweiſe gleichen Abſtand auf den beiden Seiten der Spiegel haben müſſen, fallen ſie alle auf die Peripherie eines Kreiſes mit dem Radius CO um den Mittelpunkt C. Iſt der Winkel gerade ein aliquoter Theil von $\pi$, ſo liegen die Bilder übrigens auch ſymmetriſch vertheilt auf der Peripherie dieſes Kreiſes, immer je eins in einem der Theile, welche entſtehen, wenn man den Winkel der beiden Spiegel auf der Peripherie weiter herumträgt, und die letzten beiden Bilder, welche in den Scheitelwinkel fallen, fallen zuſammen.

Das Chromatoſkop iſt nichts als ein Kaleidoſkop, bei welchem als Object eine drehbare Walze mit verſchiedenen bunten Gegenſtänden angebracht iſt. Beim Debuſkop ſind die beiden Spiegel nicht feſt, ſondern an einer Axe in verſchiedenen Winkeln ſtellbar. Das Typoſkop von Emsmann endlich iſt eine Verbindung eines polyedriſchen Glaſes mit einem Kaleidoſkop. Durch das polyedriſche Glas werden die Sterne zu einem Muſter vervielfacht. (*H. A. Weiske.*)

KALENBERG, ehemals feſtes Bergſchloß im gleichnamigen früheren Fürſtenthum (ſ. unten), einſt Reſidenz deſſelben, im Dreißigjährigen Kriege mit Beſatzung verſehen und verſchiedentlich Stützpunkt bei den Streifzügen beider Parteien. Hier war es, wo Pappenheim am 12. April 1632 ein vom Herzog Georg von Lüneburg den Heſſen zu Hülfe geſandtes Corps von 2000 Mann zerſprengte oder gefangen machte. Der Herzog von Lüneburg und der General Baudiſſin belagerten, als Pappenheim weiter nach Stade gezogen war, die Feſte, ſie fanden aber für gut, bei Pappenheim's Rückkehr die Belagerung aufzuheben und ſich bei Hildesheim zu verſchanzen, wo jener ſie auch in Ruhe ließ, weil er Wichtigeres zu thun fand. — Das Fürſtenthum Kalenberg umfaßte den ſüdlichen Theil der Landdroſtei Hannover und zwar hauptſächlich den Stadt- und Landkreis Hannover, ſowie die Kreiſe Hameln und Wennigſen und hatte ein Areal von 49½ Quadratmeilen. Es wurde von Erich I. im Jahre 1491 gegründet und fiel nach dem Ausſterben des fürſtlichen Geſchlechtes von Kalenberg 1584 an Braunſchweig, kam 1648 an Celle und, nachdem dieſe Fürſtenlinie im Mannesſtamme erloſchen war, 1705 an Hannover. (S. übrigens Calenberg.) (*A. Schroot.*)

Kalender, ſ. Calender.

KALERGIS (Demetrios). Die älteren Zeitgenoſſen erinnern ſich im Hinblick auf die unaufhörlichen Verfaſſungswirren und Wahlkämpfe des jetzigen Königreichs Griechenland dieſes ſeinerzeit vielgenannten neugriechiſchen Generals und Politikers, der vorzugsweiſe als der kecke Agitator galt, durch deſſen Eingreifen das neue Hellas in die Reihe der parlamentariſch regierten Staaten Europas eingeführt worden iſt. Der Name Kalergis wird indeſſen ſchon viel früher in der Geſchichte des griechiſchen Volkes genannt, und zwar auf der Inſel Kreta, aus welcher auch Demetrios Kalergis in unſerem Jahrhundert nach Morea gekommen iſt. Zuerſt, ſoweit wir ſehen, erſcheint gegen Ende des 13. Jahrhunderts auf Kreta eine mächtige Familie griechiſcher „Archonten" oder Barone dieſes Namens, die zu den damals auf der ſchönen Inſel, der großen Eroberungscolonie der Venetianer im Aegäiſchen Meere, dominirenden italieniſchen Machthabern bald in freundlichen, bald in feindlichen Verhältniſſen ſtand. Während eines Aufſtandskrieges vieler Kreter gegen die Republik der Lagunen, 1272—1277, hielt der Archont Alexios Kalergis zu der letzteren; aber die Verkürzung der Rechte ſeines Hauſes trieb ihn 1283 dahin, ſelbſt die Waffen gegen Venedig zu erheben. Weil er aber es doch verſchmähte, mit den Genueſen gemeinſchaftliche Sache zu machen, gewährte ihm die feine Politik der Republik 1299 einen günſtigen Frieden, durch welchen Alexios als Inhaber von 13 Ritterlehen in die Reihen der mit den venetianiſchen Nobili gleichgeſtellten inſularen Ritterſchaft aufgenommen wurde. Seit dieſer Zeit beſtand zwiſchen der Linie des Alexios Kalergis und den Venetianern gute und dauernde Freundſchaft, die derſelben nachmals auch die Aufnahme in das venetianiſche Patriciat verſchaffte, zumal ſie nicht ſich bedachte, ſelbſt gegen ihre Landsleute und Blutsverwandten bei deren unaufhörlichen Erhebungen die Waffen auf der Seite der Venetianer zu führen. In ſolcher Weiſe war namentlich des alten Alexios gleichnamiger

Digitized by Google

Enkel im Jahre 1341 gegen ſeinen Oheim Leon Kalergis mit großem Erfolge thätig. Freilich traten wieder mehrere Glieder des Hauſes Kalergis, nämlich Johannes, Alexios und Georg Kalergis, auf die Seite der venetianiſchen Ritter der Inſel, als dieſe ſich 1363 zu dem verwegenen Verſuch erhoben hatten, die Inſel als ſelbſtändigen Staat von der Regierung in den Lagunen loszureißen, und theilte deren bis 1366 ſich vollziehende blutige Niederlage. Später wieder hielt Andreas Kalergis treu zu dem venetianiſchen Statthalter Bernardo Vitturio, als 1453 der Grieche Siphis Vlaſtos gegen die venetianiſchen Barone auf Kreta eine großartige Verſchwörung organiſirt hatte.

Wir wiſſen nicht, ob und in welchem Verwandtſchaftsgrade ſich von dieſer alten kretiſchen Familie die jungen griechiſchen, auf Kreta geborenen, Offiziere herleiten, welche zunächſt während des neugriechiſchen Unabhängigkeitskrieges unſeres Jahrhunderts gegen die Osmanen hervortraten. Nur vorübergehend freilich erſcheint Emanuel Kalergis, der im Jahre 1825 unter den Truppen ſich befand, mit welchen der griechiſche Präſident Georg Konduriotis die Beſatzung des Caſtells von Navarino verſtärkte, als Ibrahim-Paſcha gegen Ende Februar desſelben Jahres in Meſſenien feſten Fuß gefaßt hatte. Er führte damals eine Compagnie regulärer Artillerie, tritt aber in der Geſchichte der Griechen ganz zurück hinter ſeinen Bruder Demetrios Kalergis. Der letztere war um 1803 auf der Inſel Kreta geboren und iſt in St.-Petersburg erzogen worden. Nach Art ſehr vieler ſeiner griechiſchen Landsleute ſeit Ausgang des 17. Jahrhunderts ſtudirte er dann Medicin, und zwar zu Wien. Als im Jahre 1821 der Unabhängigkeitskrieg der Griechen ausgebrochen war, ſtellte auch er ſich der Sache ſeiner Landsleute zur Verfügung. Soviel uns bekannt, trat er als ſelbſtändiger Führer zuerſt im Sommer 1825 auf. Als nämlich damals die ſchrecklichen Erfolge der Aegypter in Morea die Lage Griechenlands anfingen höchſt bedenklich zu geſtalten, wagte es Demetrios, mit einer Anzahl flüchtiger Leute von Tſchakonien aus nach ſeiner heimatlichen Inſel überzuſetzen. Hier hat er ſich durch einen verwegenen Handſtreich der ſtarken und wohlgelegenen Feſtung Grabuſa bemächtigt; damit war der Anfang gemacht, auf der Inſel Kreta, die bereits wieder als durch die ägyptiſchen Truppen pacificirt galt, den unter der Aſche glimmenden Aufſtand neu zu beleben und den Aegyptern erhebliche Schwierigkeiten zu bereiten. Kalergis perſönlich hat indeſſen doch ſeine kriegeriſche Laufbahn auf dem griechiſchen Feſtlande fortgeſetzt. Er hat im Herbſt und Winter 1826 und 1827 tapfer in Rumelien unter Karaïskakis gefochten; dann aber wurde er auf der Ebene von Athen in dem unglücklichen Gefecht am 6. Mai 1827, wo ſeine kretiſchen Palikaren meiſtens zu Grunde gingen, durch eine Kugel im Bein verwundet und gerieth in die Gefangenſchaft der Osmanen, die ihm ein Ohr abſchnitten. Nachher, im Februar 1827 und Frühling 1828, fungirte Kalergis als Adjutant bei dem franzöſiſchen Philhellenen General Fabvier, und nach deſſen Austritt aus dem griechiſchen Dienſt, der im Mai 1828 erfolgte, an der Seite des Präſidenten Kapodiſtrias. Damals gehörte Kalergis ſehr entſchieden jener Partei unter den freien Griechen an, die bei ausgeprägten ruſſiſchen Sympathien zuerſt die Berufung des ioniſchen Grafen an die Spitze Griechenlands erzielt hatte und nach deſſen tragiſchem Ausgange als korfiotiſche oder kybernitiſche, endlich unter König Otto als napiſtiſche Partei ihre Stellung genommen hat. Als ergebener Anhänger des Präſidenten half Kalergis wiederholt Unruhen niederwerfen. Namentlich aber führte er das Reiterregiment jener Diviſion griechiſcher Regierungstruppen, mit welchen in dem Moment höchſter Spannung zwiſchen Kapodiſtrias und den Hydrioten General Nikitas am 13. Auguſt 1831 die Hafenſtadt Poros beſetzte, an demſelben Morgen, wo der hydriotiſche Admiral Miaulis bei ſeiner furchtbaren Erhebung gegen Kapodiſtrias im Hafen des Städtchens einen Theil der griechiſchen Staatsflotte in Brand ſteckte. Nach des Präſidenten Ermordung und nach ſeines Bruders, Grafen Auguſtin, Vertreibung aus Griechenland hielt ſich Kalergis, wie bisher, mit großer Rührigkeit, jetzt als Oberſt oder General auf ſeiten der kybernitiſchen Partei an der Seite des alten Theodor Kolokotronis, deſſen unruhige Thätigkeit durch ihn weſentlich gefördert wurde.

Als endlich die Ankunft des Königs Otto und der bairiſchen Regentſchaft den Agitationen der kybernitiſchen Militärchefs ein Ende gemacht hatte (1833), trat Kalergis für längere Zeit mehr zurück. Aber als einem der Führer der napiſtiſchen Partei, unter denen er nach des alten Kolokotronis Tode (im Februar 1843) neben dem Grafen Metaxas wol der bedeutendſte Kopf war, ſollte ihm noch einmal eine bedeutende Rolle zufallen. Es iſt bekannt, daß damals die Verſtimmung der Griechen gegen König Otto und deſſen Régime einen hohen Grad erreicht hatte. Der alte, wieder erwachte, rhomäiſche Haß gegen alles Fremde traf namentlich die Baiern, überhaupt die Deutſchen im Lande. Zugleich mit deren Austreibung wollten aber die unzufriedenen Elemente auch die Einführung einer parlamentariſchen Verfaſſung erzwingen. Die Wünſche der Napiſten gingen freilich noch viel weiter: für ſie war die Hauptſache, auch die bairiſche Dynaſtie zu vertreiben und einen „orthodoxen“ Prinzen für den atheniſchen Thron zu gewinnen. Da unter allen Truppen der Beſatzung in Athen nur die Gensdarmerie wirklich zuverläſſig, die Maßregeln aber der königlichen Behörden nicht geſchickt waren, ſo wurde es dem Kalergis — der damals eine Reiterabtheilung in Athen commandirte — nicht ſchwer, in der Nacht, wo die Bewegung in Athen explodirte (in der Nacht zum 15. September 1843), die ſämmtlichen Truppen der Reſidenz mit ſich fortzureißen. Nachts 1 Uhr übernahm er deren Commando, führte ſie unter klingendem Spiel und unter dem Läuten der Glocken und dem Auflodern der Signalfeuer auf den Höhen der Umgegend vor das Schloß des Königs Otto. Während Garniſon und Volk das Schloß blokirten, hielt Kalergis durch ſtarke Patrouillen Ordnung in der Stadt, forderte den König perſönlich auf, dem Volke die bisher vorenthaltene Ver-



Digitized by Google

faſſung nicht länger zu verſagen, und ſchnitt zugleich allen Verkehr des Königs mit den Geſandtſchaften ab. Da ſich König Otto endlich entſchloß, die auf der Spitze der Bajonette ihm präſentirten Forderungen zu acceptiren, ſo wurde Griechenland nunmehr wirklich Verfaſſungsſtaat. Die dynaſtiſchen Hintergedanken der Napiſten blieben unausführbar.

Kalergis war nach dieſen Erfolgen anfangs ſehr populär. Er hatte es wirklich vermocht, während der Kriſis ſowol das Schloß und den König perſönlich zu ſchützen, als auch Blut-, Brand- und Raubſcenen in Athen zu verhindern. Und der lang erſehnte Gewinn der neuen Verfaſſung wurde einſtweilen dem ſchlauen Agitator zugute gerechnet, der auch von ſeiten der engliſchen Geſandtſchaft als der Held des Tages demonſtrativ ausgezeichnet wurde. Aber er war nicht im Stande, eine dominirende Stellung zu behaupten. Die alte Gegnerſchaft mehrerer rumeliotiſcher und hydriotiſcher Führer, die ſeit 1833 geruht hatte, machte ſich ſchnell wieder geltend. Bei den neu beginnenden parlamentariſchen Arbeiten liefen die Parteien der alterfahrenen Politiker Kolettis und Maurokordatos den Napiſten bald den Rang ab. Kalergis perſönlich, der ſeit dem 30. März 1844 zum Generalmajor und königlichen Generaladjutanten avancirt war, ohne doch darum das Vertrauen des Hofes zu beſitzen, verlor die Gunſt der Palikaren und der Maſſen, als er (23. Juni 1844) bei einem ſchlimmen Tumult in Athen mit Waffengewalt nachdrücklich durchgegriffen und ſelbſt mit eingehauen hatte. Als dann die Wahlen zur Landesvertretung gegen das zur Zeit regierende Miniſterium Maurokordatos ausgefallen waren, führte (16. Auguſt) ein neuer furchtbarer Tumult zum Rücktritt ſowol dieſes Staatsmannes wie des Kalergis aus ihren Stellungen. Nicht lange nachher, 1845, ſchied Kalergis gänzlich aus dem griechiſchen Kriegsdienſt, wandte ſich, jetzt mit allen Parteien ſeines Vaterlandes zerfallen, nach Korfu, dann nach London, um zu Ende des Jahres 1846 wieder ſeinen Aufenthalt in Zante zu nehmen. Das Mistrauen der regierenden Kreiſe in Athen gegen Kalergis war andauernd ſo groß, daß man ihn im Frühjahr 1848, als er ſich nach Argos begeben wollte, zu Patras anhielt und nach Athen brachte. Hier allerdings wurde er dann bald wieder freigelaſſen, und konnte dann fünf Jahre ruhig in Argos, Hydra und Nauplia zubringen. Als aber zur Zeit des Krimkrieges die Weſtmächte die neue Erhebung der Griechen gegen die Pforte im Zaume hielten und nach Beſetzung des Piräeus (26. Mai 1854) durch franzöſiſche Truppen den König Otto zwangen, das Miniſterium Kriezis zu entlaſſen und ein von ihnen vorgeſchriebenes zu acceptiren, — da übernahm der nunmehr überall unpopuläre Kalergis unter Maurokordatos' Präſidium zu großem Verdruß des Hofes das Kriegsminiſterium. Als dieſes Cabinet im October 1855 ſich wieder auflöſte, blieb Kalergis in Athen, um im März 1861 noch einmal als griechiſcher Geſandter nach Paris zu gehen. Nach dem Sturze des bairiſchen Königshauſes (1862) erklärte ſich Kalergis anfangs gegen alle Throncandidaturen, unterſtützte jedoch ſchließlich die Wahl Georg's von Dänemark zum neuen König der Hellenen. Er iſt nachher am 24. April 1867 in Athen geſtorben. (*G. F. Hertzberg.*)

KALEVALA, d. h. Heimat des Kaleva, dieſes wenig bekannten mythiſchen Helden, iſt der Name des finniſchen Nationalepos. Jahrhundertelang blühte unter dem finniſchen Volke durch mündliche Ueberlieferung eine Volkspoeſie, die auch den Gebildeten des Landes bekannt war, obwol ſchriftliche Zeugniſſe dieſer volksthümlichen Dichtkunſt erſt nach Einführung der Reformation hervortreten. Das älteſte Bruchſtück iſt eine Zauberformel aus dem Jahre 1564; den ausländiſchen Gelehrten theilte Morhof aus Biſchof Bang's in Åbo 1675 gedruckten Priscorum Sveo-Gothorum ecclesia ein finniſches Bärenlied mit. Erſt mit der im letzten Jahrhundert überall hervortretenden höheren Werthſchätzung der nationalen Dichtkunſt lenkte auch die finniſche Volkspoeſie eine größere Aufmerkſamkeit auf ſich, beſonders durch den als Vater der finniſchen Geſchichtsforſchung rühmlichſt bekannten Profeſſor Porthan. Er ließ überall unter dem Volke Lieder ſammeln, fing an dieſe wiſſenſchaftlich zu behandeln und veranlaßte auch ſeine Schüler Lencqviſt und Ganander, die Arbeit fortzuſetzen. Der erſte ſchrieb über den Aberglauben der alten Finnen, der andere verfaßte die erſte finniſche Mythologie, beide auf Grundlage der Volkslieder. Nachdem Profeſſor von Becker in einer finniſchen Zeitſchrift den erſten Verſuch gemacht hatte, einige Lieder über Wäinämöinen in ein Ganzes zu vereinigen und Dr. Z. Topelius während der Jahre 1822—1836 eine größere Sammlung Volkslieder in fünf Theilen herausgegeben hatte, wurde Elias Lönnrot, der als Sohn eines finniſchen Dorfſchneiders mit den Anſchauungen des Volkes wohl vertraut war, dazu veranlaßt, die zahlreichen von ihm geſammelten Lieder zu einem Epos zuſammenzufügen. Während der Jahre 1828 und 1831 machte er ausgedehnte Wanderungen in Finland, und fand als Diſtrictsarzt in Kajana vom Jahre 1832 an Gelegenheit, dieſe auch auf die kareliſche Bevölkerung außerhalb Finlands auszudehnen. Hier im Kirchſpiel Wuokkiniemi war es beſonders der achtzigjährige Greis Arhippa, der ihm tagelang werthvolle Lieder von bedeutendem Umfange vorſang. Hierdurch gelang es Lönnrot, die erſte Redaction des Kalevala in 32 Geſängen und etwas über 12,000 Verſen ſchon 1835 im Drucke herauszugeben. Gleich bei ſeinem Erſcheinen erregte das Gedicht größtes Aufſehen, nicht zum mindeſten durch Jakob Grimm's rühmenden Aufſatz „Ueber das finniſche Epos" (in Höfer's Zeitſchrift für die Wiſſenſchaft der Sprache I, 13—55). Die 1831 gegründete Geſellſchaft für finniſche Literatur, auf deren Koſten das Epos erſchienen war, fühlte ſich zu weiteren Forſchungen verpflichtet und betrieb mit regem Eifer das Einſammeln neuer Lieder. Lönnrot ſelbſt machte drei umfaſſende Reiſen 1837, 1842 und 1845 nach Lappland, Karelen, Ingermanland und den Oſtſeeprovinzen, immer neue Liederbeiträge erntend. Sehr reichhaltig waren die Sammlungen, welche Cajan, Caſtrén, Ahlquiſt und beſonders Europäus hauptſächlich in Ingermanland während der Jahre 1845,

Digitized by Google

1846 und 1848 zuſammenbrachten. Mit Hülfe dieſer konnte Lönnrot im Jahre 1849 die um das Doppelte vermehrte neue Ausgabe der Oeffentlichkeit übergeben. Dieſelbe umfaßt in 50 Geſängen (Runos) 22,800 Verſe; jeder Geſang beſteht aus 200, 500—800 achtſilbigen, reimloſen, durch zwei oder drei alliterirende Hebungen gebundenen trochäiſchen Zeilen. Obwol in den ſpäteren Jahren neue Sammlungen mehrmals gemacht worden ſind, iſt nichts von ſo weſentlicher Bedeutung hinzugekommen, daß eine völlige Umarbeitung nothwendig erachtet wäre. Der Text aller folgenden Ausgaben iſt daher, außer in Schulausgaben, unverändert nach der 1849er Ausgabe beibehalten worden.

Als echtes Volksepos hat die Kalevala ein Hauptcentrum, um welches ſich die mit mannichfaltigen hochpoetiſchen Epiſoden, wie dem tragiſchen Cyklus von Kullervo, der ſchönen Aino-Sage und den ſinnigen Hochzeitsliedern durchflochtenen Begebenheiten reihen; es iſt der Gegenſatz zwiſchen den Völkern Kalevala's und Pohjola's. Der Urſprung dieſes Gegenſatzes auf mythiſchem Grunde blickt noch öfters hervor als der Zwieſpalt zwiſchen Licht und Finſterniß, auf hiſtoriſchem Gebiete als der zwiſchen Finnen und Lappen. Hierin kann man daher die Kalevala mit der Iliade und ihrem Gegenſatze zwiſchen Trojanern und Griechen vergleichen und andererſeits mit dem deutſchen Nibelungenlied und deſſen beiden Hauptthemen, welche ihre Analogien in den Brautwerbungen der drei Kalevala-Helden Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemminkäinen um die ſchöne Tochter der Pohjola-Wirthin finden, in der eigenthümlichen Beſchaffenheit des von ihr geforderten Talismans Sampo (urſprünglich die Sonne), deſſen Eroberung und endliches Verſinken ins Meer. Theilweiſe an ſkandinaviſche und griechiſch-mythiſche Vorſtellungen ſchließt ſich der Hauptheld Wäinämöinen, Odin's Ebenbild durch ſein Alter, ſeine Weisheit und ſeine Runenkunde, anderſeits wieder Orpheus vergleichbar durch ſeinen Geſang, womit er die ganze Natur bezaubert und bändigt; ebenſo Ilmarinen an den nordiſchen Wölund, den griechiſchen Hephäſtos erinnernd. Lemminkäinen iſt urſprünglich ein Frühlingsgott, der wie der entſprechende Typus in den Vorſtellungen vieler Völker getödtet, aber durch die ſiegende Macht der Liebe, hier der Mutter, wieder lebendig gemacht wird. Wenn man auch im Einzelnen Einwirkung litauiſcher und ſkandinaviſcher Sagenſtoffe in der Kalevala nachweiſen könnte, ſo ſteht doch das ganze Gedicht gerade in ſeinen rein poetiſchen Theilen ganz ſelbſtändig da und trägt das Gepräge des echten Epos. Die Anfänge deſſelben gehen zurück auf weit entfernte Zeiten, denn die Hochzeitsgeſänge ſind ihrem ganzen Inhalte und ihrer Form nach den Hochzeitsgeſängen den Syrjänen ähnlich, wie der Kullervo-Cyklus dem eſtniſchen Kalevipoeg entſpricht, und überhaupt tritt die unmittelbare Naturanſchauung überall als ſchöpferiſche Kraft dem Leſer entgegen. Auf der Grundlage der einheimiſchen Mythe und Sage beruhend, gewährt daher das Gedicht ein anſchauliches Bild von dem eigenthümlichen Weſen und Leben des finniſchen Volkes.

Das Epos beginnt mit einer Schilderung, wie die Tochter der Luft ſich ins Meer hinabläßt, wo ſie von dem Winde und den Wogen geſchwängert wird und Wäinämöinen noch dreißig Sommern und einer gleichen Zahl von Wintern gebiert. Mittlerweile ha eine Ente ihr Neſt auf dem Knie der Tochter der Luft gebaut und dort ſechs goldene Eier und ein ſiebentes von Eiſen gelegt. Beim Schütteln ihrer Glieder rollen die Eier ins Meer und zerbrechen. Aus ihren Theilen entſtehen Erde, Himmel, Sonne, Mond und Sterne. Die Lufttochter ſchafft dann Tiefen und Untiefen des Meeres, Landzungen, Buſen und Uferland. Wäinämöinen treibt lange auf den Wogen umher, ſteigt endlich ans Land und läßt Sampſa Pellervoinen Bäume ſäen. Selbſt fällt er dann eine Waldung, verbrennt dieſe mit Feuer, das er von einem Adler bekommen, und ſäet Gerſte. Nachdem der durch Geſang und Weisheit berühmte Wäinämöinen vergeblich verſucht hatte, die ſchöne Aino als Weib heimzuführen, und dieſe ſich ins Meer geſtürzt, begibt er ſich nach dem Nordland, um die reizende Jungfrau des Nordens zur Gattin zu bekommen. Die Mutter verſpricht ihm dieſe zur Ehe, falls er ihr den Sampo ſchmieden könne. Nach Hauſe gekehrt fordert Wäinämöinen den Schmied Ilmarinen auf, um des Nordlands Jungfrau zu freien, die er ſich erringen könne, wenn er den Sampo ſchmiede. Da Ilmarinen dazu keine Luſt zeigt, bringt ihn Wäinämöinen gegen ſeinen Willen durch Liſt dahin, wo er aufs beſte empfangen wird. Nun ſchmiedet er den Sampo, welchen des Nordlands Wirthin in einen Kupferberg hinter neun Schlöſſern einſchließt, und verlangt die Jungfrau als Lohn. Als dieſe ihn zurückweiſt, begibt er ſich ſelbſt ſegelnd nach Hauſe. Das Gedicht erzählt nun weiter von dem muntern, ſchönen Lemminkäinen, dem dritten Helden der Kalevala. Auf einer Inſel blühte in des Vaters Wohnung, ſchön wie eine Blume, die herrliche Kyllikki. Sonne, Mond und ein Sternlein warben vergeblich für ihre Söhne. Sie wollte nicht an ihrer Seite den Luftkreis durchlaufen oder flimmern in der Nacht am winterlichen Himmel. Auch Lemminkäinen wird zurückgewieſen, raubt ſie aber mit Gewalt und führt ſie nach Hauſe. Beide ſchwören einander mit heiligem Verſprechen, er nicht in den Krieg zu gehen, ſie nicht an den Tanzesfreuden des Dorfes theilzunehmen. Kyllikki vergißt aber ihren Schwur, worauf Lemminkäinen ſie auf der Stelle verſtößt und ſich nach dem Nordland auf die Freite begibt. Als er nun bei des Nordlands Wirthin um ihre Tochter wirbt, trägt dieſe ihm mehrere Aufgaben auf, von denen er zwei vollbringt. Als er aber die dritte Aufgabe, den Schwan auf dem Tuoni-(Unterwelts-)fluſſe zu ſchießen, vollbringen wollte, wurde er von einem geringgeſchätzten Hirten getödtet, in den Fluß geworfen und vom Sohne Tuoni's in Stücke gehauen. Lemminkäinen's Mutter, die durch das Bluttriefen ſeiner Bürſte Kunde von ſeinem Tode bekommen, eilt herbei, harkt die Theile ſeines Körpers aus dem Fluſſe zuſammen und bringt ihn vermittels Zauberſprüche und Salben wiederum ins Leben.

So endete vergeblich die Brautfahrt jeder der drei Helden nach dem Nordland. Wäinämöinen wünſchte aber noch

Digitized by Google

ſein Glück zu verſuchen. Nachdem er, um drei beim Zimmern eines Bootes vermißte Worte zu bekommen, einen gefahrvollen Beſuch in der Unterwelt und bei Wipunen unter der Erde gemacht, ſegelt er wieder nach dem Nordlande hin auf Freierfahrt. Ilmarinen eilt nun aber auch herbei, wirbt wieder um die Tochter des Nordlands, vollführt mit Beihülfe der Jungfrau mehrere ihm auferlegte gefahrvolle Arbeiten und erhält endlich die Schöne zur Gattin. Es folgt die Beſchreibung der großartigen Hochzeit und die fein gefühlten Lieder der dabei Betheiligten, wahre Perlen der ſchönſten Volksdichtkunſt. Lemminkäinen aber, voll Aerger darüber, daß er nicht zur Hochzeit eingeladen worden, zieht übermüthig nach dem Norden, ſchlägt mit ſeinem Schwerte dem Nordlandswirthe den Kopf von den Schultern und muß ſich vor den verfolgenden Kriegsſcharen auf einer Inſel jenſeit mancher Meere verbergen. Als er dort frevelhaft mit den Mädchen und Weibern umgeht, muß er wiederum entfliehen und gelangt endlich in ſeine Heimat, wo das Volk des Nordlands die Stube verbrannt hat und er ſeine Mutter in einem Verſtecke im Walde findet. Noch einmal macht er einen Rachezug nach dem Norden, iſt aber gezwungen, nach Schiffsbruch und traurigen Wanderungen durch die Wildniß unverrichteter Sache heimzukehren.

Hier folgt die tieftragiſche Erzählung von Kullervo, einem Heldenſohn mit außerordentlicher Kraft und hohen Eigenſchaften begabt, der aber als Knecht dem Ilmarinen verkauft wird. Von deſſen Hausfrau ſchlecht behandelt, läßt er Wölfe und Bären ſie zerreißen, zieht hinaus in die weite Welt, ſchändet ohne es zu wiſſen ſeine eigene Schweſter, rächt ſich blutig an den Feinden ſeines Vaters, indem er zugleich ihre Stuben verbrennt, und macht endlich mit dem Schwerte ſeinem Leben ſelbſt ein Ende, fragend, ob nicht das Schwert einmal auch ſchuldiges Blut ſchmecken wolle, da es ſo oft ſchuldloſes vergoſſen hat.

Ilmarinen kann ſein verlorenes Weib nicht vergeſſen. Er ſchmiedet ſich eine Frau aus Gold und Silber, findet aber am Morgen die Seite, welche er in der Nacht der goldenen Braut zugewandt hatte, gar kalt und begibt ſich nun nach dem Nordland, um ſich um die jüngere Schweſter ſeines früheren Weibes zu bewerben. Er bekommt nur böſe Schmähworte zur Antwort; ergrimmt darüber, raubt das Mädchen und begibt ſich auf den Heimweg. Die Jungfrau beſchimpft ihn aber dermaßen, daß Ilmarinen ſie in heftigem Zorne in eine Möve verwandelt. Heimgekehrt erzählt er dem Wäinämöinen, wie das Nordland im Beſitz des Wunderdinges Sampo glücklich lebe. Sie beſchließen, zuſammen dorthin zu ziehen, um ſich des Sampo zu bemächtigen, und nehmen den Lemminkäinen, der ſie vom Strande aus erblickt, als dritten Mann auf den Weg mit. Aus den Backenknochen eines Hechtes macht dann Wäinämöinen eine Kantele und ſpielt darauf ſo ſchön, daß alle Weſen in der Luft, auf der Erde und dem Meere herbeieilen, um ſeinem Spiele zu lauſchen. Wäinämöinen ſelbſt vergießt Thränen, welche ins Waſſer rollen, wo ſie in bläuliche Perlen verwandelt werden. In dem Nordlande angekommen, erklärt Wäinämöinen, ſie ſeien des Sampo wegen gekommen, mit Güte oder Gewalt würden ſie ihn mit ſich nach Hauſe führen. Des Nordlands Wirthin bietet aber ihr Kriegsvolk auf. Da ergreift Wäinämöinen die Kantele und verſetzt mit ſeinem Spiel das Volk in Schlaf, worauf ſich die drei Helden des Sampo bemächtigen, ihn in ihr Boot ſchaffen und ihrer Heimat zueilen. Erſt am dritten Tage erwacht des Nordlands Volk und eilt ihnen nach. Ein Kampf entſteht auf dem Meere, in welchem es der Wirthin glückt, den Sampo ins Meer zu ſchaffen, wo er zerbricht. Die größeren Stücke ſinken unter zum Schatz des Meeres, die kleineren, welche die Flut ans Ufer treibt, ſammelt Wäinämöinen ſorgſam, durch ſie beſtändige Wohlfahrt für Kalevala hoffend.

Da Wäinämöinen's erſte Kantele durch einen von der Pohjola-Wirthin geſandten Sturmwind ins Meer gefallen, macht er ſich jetzt eine neue aus einer Birke, die Saiten aus den Haaren einer Jungfrau. Wenn er darauf ſpielt, freut ſich wieder alles in der Natur, auch die Blumen beugen ſich liebevoll. Niemals iſt zuvor gehört ſolch ein Spielen voller Anmuth, nie ſolang die Zeiten dauern, nie ſolang das Mondlicht ſtrahlet. Sogar Mond und Sonne ſteigen herab, um dem Spiele zu lauſchen. Dadurch gelingt es aber des Nordlands Wirthin, ſie in ihre Gewalt zu bekommen. Sie birgt dieſelben in den Steinberg Pohjola's und ſtiehlt noch dazu das Feuer aus Kalevala's Stuben. Ukko, der Gott im hohen Luftraume, empfindet Misbehagen über die Dunkelheit und ſchlägt Feuer zu einem neuen Monde und zu einer neuen Sonne an. Das Feuer fällt aber auf die Erde hinab in den Alue-See, wo es von einem Fiſche verſchlungen wird. Wäinämöinen und Ilmarinen fangen den Fiſch mit einem leinenen Netz, das Feuer wird im Bauche des Fiſches gefunden, eilt aber in einen Wald und verheert viele Länder, bis man endlich ſeiner habhaft wird und es in die dunkeln Stuben Kalevala's führt. Noch ſind aber Mond und Sonne im Nordlandsberge eingeſchloſſen. Nachdem Ilmarinen die von ihm geſchmiedeten neuen Himmelslichter zum Leuchten zu bringen vergeblich verſucht hat, zieht Wäinämöinen aus, um jene aus dem Berge zu befreien. Er haut dort das ganze Volk nieder und die Pohjola-Wirthin läßt ſie ſchließlich aus Furcht aus dem Berge. Wäinämöinen grüßt die Himmelslichter mit jenem ſchönen Geſang, der an die Hymnen des Rigveda erinnert: Steig, o Sonne, jeden Morgen, bring uns täglich Glückesgrüße, daß ſich unſre Habe häufe! Gehe deinen Weg mit Wohlſein, deine Bahn voll lauter Wonne, ende deinen Lauf voll Schönheit, ruhe abends aus voll Freude!

Hier iſt eigentlich das Ende des Gedichtes. Der letzte Geſang ſpiegelt aber noch den Untergang des Heidenthums und die beginnende chriſtliche Zeit wider. Die ſchöne Jungfrau Marjatta ging als Hirtin auf den Fluren. Durch das Eſſen einer Beere wurde ſie ſchwanger und gebar einen Knaben. Als dieſer aufwuchs, fällte Wäinämöinen das Urtheil, daß man ihn tödten müſſe, da er vom Sumpfe, von einer Preißelsbeere ſtamme. Der alte Wirokannas weiht ihn aber zum König von

Digitized by Google

Karjala, worüber Wäinämöinen ſo verdrießlich wird, daß er ſich in ein kupfernes Boot ſetzt und damit über des Meeres Rücken zieht zu dem Rande des Horizonts, wo ſich Himmel und Erde berühren und wo er noch weilt. Bei ſeiner Trennung verkündet er, daß die Tage noch kommen werden, wo man ſeiner bedürfe, um einen neuen Sampo zu ſchaffen, neuen Mond und neue Sonne auf den Himmel zu führen. Die Kantele und ſeine ſchönen Geſänge hat er jedoch hinterlaſſen zur ewigen Freude des Suomivolkes.

So geſchah es auch in der Wirklichkeit, denn von dem Erſcheinen der Kalevala-Geſänge datirt das kräftigere Erwachen des nationalen Bewußtſeins in Finland, welches ſich ſeitdem auch auf politiſchem Gebiete kundgegeben hat.

Die erſte Ausgabe der Kalevala erſchien 1835 und wurde von Caſtrén ins Schwediſche überſetzt, die zweite 1849, welche vollſtändig von K. Collan überſetzt wurde, 1864—68. Eine Volksausgabe mit Erklärung wurde 1870 und 1877 veröffentlicht. Im Jahre 1852 erſchien die deutſche Ueberſetzung von A. Schiefner, 1867 eine franzöſiſche von Léouzon le Duc und 1871 eine ungariſche von F. Barna; noch gibt es eine ruſſiſche Ueberſetzung und einzelne Theile ſind von John Porter und Wickham Hoffmann ins Engliſche übertragen. In der deutſchen Literatur behandelt dieſen Stoff Cäſar, Das finniſche Volksepos Kalevala (Stuttg. 1862); J. Grimm, Kleinere Schriften (Band 2, Berlin 1865); von Tettau, Ueber die epiſchen Dichtungen der finniſchen Völker, beſonders die Kalevala (Erfurt 1873). (*O. Donner.*)

KALFATERN nennt man in der Schiffsbaukunſt das Dichtmachen der Nähte zwiſchen den Planken, aus denen der Schiffsrumpf zuſammengeſetzt iſt, damit kein Waſſer von außen in letzteren dringen könne. Das Kalfatern geſchieht, indem man die beim Bau glatt aneinandergefugten und befeſtigten Planken mit einem flachen ſtumpfen Eiſen auseinandertreibt, dann Werg hineinſtopft und daſſelbe mit einem andern ähnlichen Eiſen, das aber an ſeiner Aufſatzfläche gerillt iſt, ſo feſt wie möglich ſchlägt. Man treibt das Werg gewöhnlich zwei Centimeter tief und bis einen halben oder ganzen Centimeter unter die Oberfläche der Planken. Die bleibende Lücke wird dann mit ſiedendem Pech ausgegoſſen, dem man, wenn das Schiff in die Tropen geht, einen größeren Zuſatz von Harz gibt. Bei großer Wärme wird das Pech leicht flüſſig und läuft dann aus den Nähten, während der Harzzuſatz es härter macht. In kalten Klimaten iſt dagegen das Pech zweckmäßiger, weil es zäher und elaſtiſcher bleibt als das Harz, das bei heftigen Bewegungen des Schiffes in größerer Kälte leicht Riſſe bekommt und aus den Nähten ſpringt.

Das Wort Kalfatern iſt arabiſchen Urſprungs und im Mittelalter in die abendländiſchen Sprachen gelangt. So lange man Boote oder Schiffe aus mehreren Theilen zuſammenſetzt, ſo alt iſt auch das Kalfatern. Die alten Aegypter benutzten Papyrusfaſern dafür, die alten Deutſchen Wollenſtoff, andere unciviliſirte Völkerſchaften nehmen Moos und dergleichen zum Dichten der Nähte. Bei den Griechen war jedoch ſchon zu Themiſtokles' Zeiten das Werg für dieſe Zwecke in Gebrauch, das ſich am beſten dazu eignet und jetzt allgemein verwendet wird. Die Wiederholung des Kalfaterns hängt von den Umſtänden ab, unter denen das Schiff ſeine Fahrten macht. Erleidet es häufige extreme Klimawechſel oder ſchwere Stürme, in denen es ſchwer arbeitet, ſo muß es öfters kalfatert werden. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen iſt bei ſeegehenden Schiffen das allgemeine Kalfatern alle 6—9 Monate erforderlich. (*R. Werner.*)

Kali, ſ. Kalium.

KALI (mediciniſch), das Oxyd des Kalium, findet allein, namentlich aber in ſeinen Salzen in der Medicin eine ſehr ausgedehnte Verwendung, und zwar ſowol zum innerlichen wie zum äußerlichen Gebrauche. Wir müſſen wegen des Genauern auf die Handbücher der Arzneimittellehre (von Roßbach und Nothnagel, Binz u. A.) verweiſen und uns hier darauf beſchränken, die Präparate namhaft zu machen, welche hauptſächlich benutzt werden.

Zum innerlichen Gebrauche dienen, und zwar als auflöſende, die Thätigkeit der Schleimhäute, des Darmkanals, der Nieren, beziehungsweiſe auch der Haut befördernde Mittel, das kohlenſaure, eſſigſaure, ſchwefelſaure, weinſaure Kali, während bei dem gleichfalls vielfach verwendeten ſalpeterſauren Kali (Nitrum, Salpeter) die eigentliche Wirkung des Kali auf das Herz mehr hervortritt, ſodaß daſſelbe in größeren Gaben und anhaltend verabreicht eine giftige Wirkung auszuüben vermag. Das letztere gilt gleichfalls von dem als fäulnißwidriges Mittel vielfach — namentlich gegen Diphtherie — empfohlenen chlorſauren Kali, welches eine Diſſolution der Blutkörperchen herbeizuführen im Stande iſt. Das arſenigſaure Kali (beſonders in der Fowler'ſchen Löſung angewendet) hat dieſelbe Wirkung wie die arſenige Säure ſelbſt. Hydrobromſaures Kali (Chromkalium) wird vorzüglich gegen nervöſe Erregtheit, gegen Krampfzuſtände, ſowie auch als Schlafmittel angewendet, während das hydrojodſaure Kali (Jodkalium) als die Aufſaugung in hohem Grade ſteigerndes und gegen manche Dyskraſien (Syphilis, Scrofuloſe) eine ſpecifiſche Wirkung entfaltendes Mittel geſchätzt iſt.

Zum äußerlichen Gebrauche dienen als Aetzmittel das reine Kalihydrat (Aetzkali) in feſtem Zuſtande, ſowie das doppelt chromſaure Kali in der Löſung. Als desinficirende Mittel kommen, namentlich auch in der Form des Gurgelwaſſers, zur Verwendung das chlorſaure und das übermanganſaure Kali, während behufs einer Hautreizung, beziehungsweiſe gegen Hautkrankheiten, das kohlenſaure und das hydrothionſaure Kali (Schwefelkalium) in Fuß- oder allgemeinen Bädern, ſowie in Waſchungen benutzt werden. Als die Aufſaugung beförderndes Mittel findet das Jodkalium auch äußerlich ſehr ausgedehnte Verwendung. (*Alfr. Krug.*)

KALIBASSEN ſtammt von dem ungariſchen Worte Kaliba, welches ſo viel wie Hütte bedeutet; ſo werden in Siebenbürgen diejenigen Rumänen genannt, die in den Alpen als Hirten in ſolchen Hütten wohnen;

Digitized by Google

ſie ſind alſo durchaus kein beſonderer, etwa ſpäter eingewanderter Volksſtamm, wie man irrthümlich wähnt.
(*J. Hunfalvy.*)

KALIBER, der Durchmeſſer einer cylindriſch ausgebohrten Röhre, iſt der Ausdruck namentlich für den Durchmeſſer der Seele der Feuerwaffen und in weiterer Folge auch für den Durchmeſſer der zugehörigen Geſchoſſe im Gebrauch, ſodaß man ſowol von dem Rohr- oder Lauf-Kaliber als auch von dem Geſchoß-Kaliber ſpricht. Beide ſind für dieſelbe Feuerwaffe keineswegs identiſch. Bei den glatten Geſchützen und Gewehren muß zwiſchen Seelenwand und Geſchoßoberfläche ein Spielraum bleiben, damit ein Einladen der Kugel in die Rohr- oder Laufſeele überhaupt möglich iſt, und auch bei den von der Mündung aus zu ladenden gezogenen Geſchützen und Gewehren iſt ein ſolcher zu gleichem Zwecke erforderlich, während bei den Hinterladern der Spielraum entweder ganz fortfallen kann oder doch auf eine minimale Größe beſchränkt werden darf.

Die Größe des Kalibers wird durch die Gebrauchszwecke der Feuerwaffe bedingt. Die kleinen Feuerwaffen müſſen von einem Manne getragen, geladen und abgefeuert werden können, daher ein geringes Geſammtgewicht beſitzen, andererſeits ſollen ihre Geſchoſſe auf beſtimmten Entfernungen die Kraft beſitzen, Menſchen und Pferde kampfunfähig zu machen. Durch dieſe beiden Bedingungen wird ihr Kaliber in enge Grenzen eingeſchloſſen. Die großen Feuerwaffen dagegen haben ſehr verſchiedene Aufgaben zu erfüllen, denn ſie ſollen im Feldkriege nicht nur Menſchen und Pferde außer Gefecht ſetzen, ſondern auch leichtere Deckungen zerſtören und zwar beides auf größere Entfernungen, als ſie für die kleinen Feuerwaffen erreichbar ſind; demnächſt ſollen ſie aber auch im Feſtungskriege ſtärkere Erdwerke und Mauern, in neuerer Zeit ſogar Panzerungen, wirkungsvoll beſchießen, während man von den Marinegeſchützen ein Zertrümmern oder ein Durchbohren der ſtarken Eiſenpanzer der modernen Kriegsſchiffe fordert. Daher findet man bei den Gewehren ſeit ihrer Benutzung für Kriegszwecke eine viel größere Uebereinſtimmung in dem Kaliber als bei den Geſchützen. Nur in der erſten Zeit ihres Gebrauches variirt auch bei den kleinen Feuerwaffen das Kaliber und zwar ſo lange, als man zu denſelben noch Gewehre zählte, die zu ihrem Abfeuern auf eine Gabel gelegt werden mußten. Damals gab es Handwaffen, welche Kugeln von 16 Loth (etwa 234 Gramm) Blei ſchoſſen, neben ſolchen, welche nur zweilöthige (etwa 30 Gramm) Kugeln verfeuerten, und dazwiſchen vielfache Zwiſchenkaliber. Doch ſchon vor Beginn des 16. Jahrhunderts wurden die zweilöthigen Handbüchſen oder halben Haken für die Truppen im Feldkriege Norm, wogegen die vierlöthigen ganzen Haken und die achtlöthigen Doppelhaken lediglich bei der Vertheidigung der Städte und feſten Schlöſſer in Verwendung kamen. Die durch die ausgedehntere Benutzung der Feuerwaffen hervorgerufene Vermehrung und Verſtärkung der Schutzwaffen, die Ausbildung der Harniſchtracht rief das Streben nach Vergrößerung der Wirkung der Gewehre und damit wiederum eine Steigerung des Kalibers hervor, ſodaß Herzog Alba in der ſpaniſchen Armee die vierlöthigen Musketen einführte und ſein Beiſpiel in den meiſten Heeren Nachahmung fand, trotzdem dieſe Musketen wiederum zu ihrem Abfeuern einer Gabel bedurften. Der Kampf der Schutz- gegen die Feuerwaffen wurde endlich aufgegeben, da man zu der Ueberzeugung gelangte, daß kein Panzer, kein Harniſch einen vollkommenen Schutz gegen die Wirkung der verbeſſerten Gewehre leiſten könne und jede Rüſtung den Träger nur unbeholfen und unbeweglich mache; infolge davon verſchwanden die Schutzwaffen und demgemäß auch die Gewehre großen Kalibers nach und nach, worauf ſich in den meiſten Armeen ein dem zweilöthigen naheſtehendes Kaliber (18—20 Kugeln auf ein Pfund Blei), welches einen Durchmeſſer der Laufſeele von 17—18 Millimeter bedingt, als einziges Gewehrkaliber einbürgerte. Dieſes blieb bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts mit verhältnißmäßig nur geringen Abweichungen beſtehen, erlitt dann aber eine ſucceſſive Verminderung, hervorgerufen durch die Einführung gezogener Gewehre mit Langgeſchoſſen, welche letztere, den Rundkugeln gegenüber, eine größere Schwere beſaßen und deshalb bei dem bisherigen Kaliber eine Verminderung der vom Manne getragenen Taſchenmunition erheiſchten, wenn derſelbe nicht übermäßig belaſtet werden ſollte. Dabei lehrte die Erfahrung, daß man das Kaliber der Gewehre verringern könne, ohne an der außer Gefecht ſetzenden Kraft der Geſchoſſe einzubüßen, und daß die Verkleinerung des Kalibers ſogar ein Mittel gewähre, die balliſtiſchen Leiſtungen der Waffen durch eine größere Raſanz der Flugbahnen ihrer Geſchoſſe zu verbeſſern. Die Schweiz ging in dieſer Beziehung durch Annahme des Laufkalibers von 10,5 Millimeter allen übrigen Staaten voran, ihr folgten nach und nach die ſämmtlichen Armeen, bei denen das Kaliber von 10—11 Millimeter in neuerer Zeit normal geworden iſt. In der Uebergangszeit, die noch jetzt bei den vorhandenen großen Vorräthen von Gewehren nicht völlig überwunden iſt, nannte man das Kaliber von 10—11 Millimeter das kleine, während man das Kaliber von 13—15 Millimeter als das mittlere und das Kaliber von 17—18 Millimeter als das große bezeichnete. Verſuche haben das Kaliber von 10 Millimeter als ein minimales erkennen laſſen, denn bei Gewehren mit einem geringeren Laufdurchmeſſer genügt die Percuſſionskraft der Geſchoſſe nicht mehr, um lebende Weſen außer Gefecht zu ſetzen; ein Beiſpiel hierfür liefert das Gewehr der Cent-gardes Napoleon's III., das nur 9 Millimeter Kaliber hatte und geringe balliſtiſche Leiſtungen aufwies, freilich auch nur die Waffe einer Palaſttruppe bildete.

Der verhältnißmäßigen Uebereinſtimmung der Gewehrkaliber ſteht eine ungemein große Mannichfaltigkeit der Geſchützkaliber gegenüber. Die zuerſt gefertigten Bombarden hatten faſt ausſchließlich ein bedeutendes Kaliber, weil ſie an Stelle der früheren Sturmböcke und Widder zur Breſchlegung von Mauern Verwendung fanden und mit ihren Steinkugeln durch die Maſſe das erſetzen

Digitized by Google

mußten, was ihnen bei dem mangelhaften Pulver an Kraft gebrach. Erſt als eiſerne Kugeln in Gebrauch kamen und das Schießpulver verbeſſert worden, wurde eine Verringerung des Kalibers zuläſſig, wenn auch der Gedanke an die urſprüngliche einzige Aufgabe der Geſchütze, Breſche zu legen, die Vorliebe für übermäßige Kaliber wach erhielt. Als Repräſentanten dieſer Neigung können die Zarj Puschka im Kreml zu Moskau zu 91,5 Centimeter und die Tolle Grete in den Niederlanden zu 64 Centimeter Kaliber gelten. Mit der Verminderung des Kalibers beginnt aber auch die höchſte Mannichfaltigkeit deſſelben; jedes Geſchütz wird ein Individuum für ſich und man findet für die Bezeichnung des Kalibers, das bei den Kanonen nach dem Gewicht der eiſernen Vollkugel ſtattfindet, faſt alle Zahlen des natürlichen Zahlenſyſtems von 1—120 im Gebrauch. In dieſes Chaos von Geſchützen, denen man die Namen von Vierfüßlern, Vögeln, Schlangen u. ſ. w. beilegte, wurde wiederholt verſucht, Ordnung und Syſtem zu bringen, ſo namentlich in Frankreich durch das Edict von Blois 1572, welches die Kanonenkaliber auf 7, das 42-, 33-, 16-, 8-, 4-, 1½- und ½-pfündige, feſtſetzte, ferner durch das Vallière'ſche Syſtem 1732, welches nur das 24-, 16-, 12-, 8- und 4-pfündige Kaliber normirte. In anderen Staaten beſchränkte man ſich auf das 24-, 12-, 6- und 3-pfündige Kanonenkaliber. Die Vallière'ſchen wie die letztgenannten Kaliber ſind bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts die maßgebenden für die Kanonen geblieben, wobei die 24- und 16-pfündigen ausſchließlich im Feſtungskriege Anwendung fanden, während die übrigen Kanonenkaliber auch im Feldkriege gebraucht wurden. — Während man die Kanonen nach dem Gewicht ihrer eiſernen Vollkugel bezeichnete, behielt man für die Haubitzen und Mörſer die Benennung nach dem Gewicht der früher aus ihnen verfeuerten ſteinernen Vollkugel bei, auch nachdem man dieſelbe bei ihnen längſt durch eine eiſerne Hohlkugel erſetzt hatte, deren Schwere mehr als das Doppelte der gleichkalibrigen Maſſivkugel von Stein beträgt. Von Haubitzen führten die verſchiedenen Mächte 7-, 10- und 25-pfündige, zuletzt auch 50-pfündige, von Mörſern 7-, 10-, 25-, 50- und 75-pfündige; zu letzteren trat noch der zum Werfen von Steinen beſtimmte 140-pfündige Steinmörſer von 15 Zoll Seelenweite. Die von Oberſt Paixhans conſtruirten Bombenkanonen, welche eine Granatwirkung gegen Kriegsſchiffe ergaben und weſentlich die Panzerung derſelben hervorgerufen haben, waren von 25- und 50-pfündigem Kaliber (Steingewicht). Neben den genannten Kalibern traten in der Marine, namentlich bei den Carronaden, verſchiedene andere auf und auch im Landkriege wurden zuweilen abnorme Kaliber verwendet, ſo bei der Belagerung von Antwerpen 1832 ein Rieſenmörſer von 60 Centimeter Mündungsweite; der während des Krimkrieges vom Volkswitz „Palmerstons folly" getaufte Mörſer von 90 Centimeter Mündungsweite kam nicht zur kriegeriſchen Anwendung, da er bereits bei den Verſuchen ſprang.

Als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die gezogenen an die Stelle der glatten Geſchütze zu treten begannen, behielt man anfänglich ſowol die Seelendurchmeſſer wie auch die Bezeichnungen der letzteren bei, ging aber bald zu Aenderungen in beiden Richtungen über. Einestheils trat eine Kaliberverminderung ein, da die Langgeſchoſſe mit ihrer größeren Durchſchlagskraft dies herbeiführten, andererſeits ging man großentheils von der Bezeichnung durch das Gewicht der eiſernen Rundkugel ab und nahm dafür meiſt die Bezeichnung des Durchmeſſers der gezogenen Seele von Feld zu Feld an, weil das Gewicht der Langgranate das der gleichkalibrigen Vollkugel um das Zwei- bis Dreifache übertraf. Nur die engliſche Artillerie hat das wirkliche Gewicht der Langgranaten in Pfunden zur Kaliberbezeichnung angenommen, während die franzöſiſche Artillerie anfänglich eben dieſes Gewicht, in Kilogrammen ausgedrückt, adoptirte (canon de 7, d. h. ein Geſchütz, deſſen Langgeſchoß nahezu 7 Kilogramm wiegt) und die ruſſiſche Artillerie theilweiſe die alte Bezeichnung nach dem Pfundgewicht der Rundkugeln beibehielt. Dieſe Verſchiedenheit in der Bezeichnungsweiſe bewirkt es, daß das deutſche Kanon von 8 Centimeter, der ruſſiſche 4-Pfünder und der engliſche 9-Pfünder in ihrem Kaliber wenig voneinander variiren. Die Feldartillerie hat ein Geſchütz von ſo großer Seelenweite wie der frühere 12-Pfünder nicht mehr, dagegen hat die Feſtungs- und Belagerungsartillerie die früheren Seelenweiten ihrer 12- und 24-Pfünder in den 12- und 15-Centimeter-Geſchützen beibehalten, während die Marine- und Küſtenartillerie den Kampf mit dem Eiſenpanzer der Kriegsſchiffe aufgenommen hat und infolge davon von Kaliberſteigerung zu Kaliberſteigerung fortgeſchritten iſt. Die engliſche Artillerie, welche die ſchwerſten Geſchütze nach dem Rohrgewicht benennt, hat in ihrem 38-Tons-Geſchütz ein Kaliber von 31,75 Centimeter, in ihrem 81-Tons-Geſchütz ein ſolches von 38,1 Centimeter, in ihrem 200-Tons-Geſchütz ein ſolches von 50,8 Centimeter; das italieniſche 100-Tons-Geſchütz beſitzt ein Kaliber von 43,2 Centimeter. Die deutſche Küſten- und Marineartillerie führt Geſchütze von 17, 21, 24, 26, 28 und 30,5 Centimeter Kaliber; der Krupp'ſche 1000-Pfünder hat 36 Centimeter Kaliber. In der letzten Zeit hat ſich eine Reaction gegen die Kaliberſteigerung geltend gemacht, wie ſich auch vielfach Stimmen gegen die weitere Verſtärkung der Schiffspanzer erhoben haben. Wahrſcheinlich folgt dem Stillſtande ein Rückſchritt in Form einer Kaliber- und Panzerverminderung. *(v. Löbell.)*

KALIBERMASSSTAB iſt ein Inſtrument zum Meſſen des Bohrungsdurchmeſſers der Geſchützröhre zunächſt der Mündung, das meiſt aus einem meſſingnen Lineal mit Maßeintheilung beſteht, welches an dem einen Ende einen feſtſtehenden und außerdem einen verſchiebbaren ſtählernen Fuß beſitzt. Der Kaſten, welcher den verſchiebbaren Fuß trägt, enthält eine Noniuseintheilung, die geſtattet, 0,05 Millimeter abzuleſen. *(v. Löbell.)*

KĀLIDĀSA, der berühmteſte Kunſtdichter Indiens und einer der größten Dichter aller Völker und Zeiten überhaupt, iſt dem europäiſchen Publikum ſeit dem



Digitized by Google

Erblühen der Sanſkritſtudien ſeinen Hauptwerken nach wohlbekannt. Ueber ſeine Zeit, Heimat und Lebensumſtände ſchwebt freilich noch immer ein Dunkel, wenn auch die Anſichten hierüber ſeit mehreren Jahren einigermaßen geklärt ſind. Anfangs verſetzte man ihn, wie alles, was aus Indien kam, in das graue Alterthum, dann verwies man ihn einer ihrem Urſprunge nach ſehr zweifelhaften und ihrem Inhalte nach zum Theil ganz misverſtandenen Tradition zufolge, welche Kalidaſa mit acht andern Gelehrten oder Dichtern zuſammen die neun Edelſteine am Hofe des Vikrama bilden läßt, in das letzte Jahrhundert v. Chr. und zwar nach Udſchajini an den Hof des Königs Vikramaditja von Malava, deſſen Aera mit dem Jahre 56 beginnt. Spätere Unterſuchungen wieſen nach, daß dieſe Datirung nicht nur unbegründet, ſondern auch unmöglich iſt, und die indiſche Philologie ſchwankte nun lange für die Epoche des Kalidaſa in einem Zeitraume herum, welcher die letzten Jahrhunderte v. Chr. und das ganze erſte Jahrtauſend n. Chr. umfaßte. Endlich iſt man dahin gelangt, auf Grund aſtrologiſcher Data, die ſich in den Werken des Dichters finden, als früheſte Grenze für deſſen Zeit das Jahr 350 n. Chr. anzuſetzen; als ſpäteſte gilt mit großer Wahrſcheinlichkeit die Mitte des 8. Jahrh. Innerhalb dieſes Zeitabſchnitts iſt es noch nicht gelungen, den Dichter einer beſtimmten Epoche zuzuweiſen. (S. über dieſe Chronologie und die einſchlägige Literatur Weber, Indiſche Literaturgeſchichte, 2. Aufl., S. 217 fg.)

Unter dem Namen des Kalidaſa iſt nun eine Menge von verſchiedenartigen Werken der Sanſkritliteratur auf uns gekommen, ein Umſtand, der ſich nur ſo erklären läßt, daß es entweder wirklich mehrere Dichter dieſes Namens gab, oder daß mancher denſelben geradezu als ſeinen Dichternamen anlegte, um ſich dadurch ein größeres Anſehen zu geben. Unmöglich können alle jene Arbeiten, von denen einige deutlich den Epigonenſtempel aufgedrückt tragen, von Einem Dichter herrühren, und die europäiſche Kritik iſt denn auch ziemlich einſtimmig darin, dem großen Kalidaſa nur ſechs von jenen Werken zuzuerkennen, nämlich die drei Dramen: Abhijnânaçakuntala, Vikramorvaçi und Mâlavikâgnimitra, und die drei Mahâkâvya's (großen Gedichte): Raghuvamça, Kumârasambhava und Meghadûta.

Unter den drei Dramen iſt das bei weitem beſte und bekannteſte das Abhijnânaçakuntala, die Ring-Sakuntala. Den Stoff des Stückes bildet eine Sage aus dem Mahabharata. König Duſchmanta aus dem Geſchlechte der Puru ſieht auf einer Jagd in dem Büßerhaine des Kanva die dieſem zur Pflege anvertraute Sakuntala, die Tochter einer Himmelsnymphe oder Apſaras, und benutzt die Abweſenheit des Büßers dazu, ein Liebesverhältniß mit der Pflegetochter deſſelben einzugehen, der er bei ſeiner Abreiſe einen Ring an den Finger ſteckt, bei deſſen Anblick er ſie als ſeine Gemahlin anerkennen wolle, wenn er ſie nach einiger Zeit in ſeinen Harem abholen ließe. Bald kehrt auch Kanva zurück und billigt das inzwiſchen nicht ohne Frucht gebliebene Verhältniß. Sakuntala ſoll nun ihrem Gemahl zugeführt werden, vergißt aber, während ſie an dieſen denkt, einem Gaſtfreundſchaft begehrenden Büßer die ſchuldige Ehrfurcht zu bezeigen, weshalb ſie von dieſem verflucht wird. Nach einem rührenden Abſchied von dem Büßerhain wird ſie in die Reſidenz zum Könige geführt; dieſer aber erkennt ſie nicht, weil ſie den Ring nicht vorzeigen kann, der ihr bei einer Andachtsübung ins Waſſer gefallen. Der König verſtößt ſie in ſeiner Verblendung, aber eine Apſaras erbarmt ſich ihrer und entführt ſie nach der Einſiedelei des heiligen Maritſcha, wo ſie einen Knaben zur Welt bringt. Mittlerweile iſt der König beim Anblick des Ringes, den ein Fiſcher im Bauche eines Fiſches gefunden und an den Hof gebracht hat, wieder zur Beſinnung gekommen und empfindet die tiefſte Reue über das an ſeiner Gemahlin begangene Unrecht. Da erhält er einen Auftrag von Indra, die Dämonen zu bekämpfen, entledigt ſich deſſelben zur Zufriedenheit des Gottes, wird von dieſem in ſeinem Himmel hoch geehrt und vom Wagenlenker Indra's bei ſeiner Herabkunft auf die Erde ebenfalls in den Hain des Maritſcha geführt, wo er Sakuntala mit ihrem Knaben wiederfindet und ſich für immer mit ihr vereint. — In dieſer Weiſe hat der Dichter den Stoff, der ſich im Epos in viel einfacherer Geſtalt zeigt, zu einem Drama verarbeitet, welches zwar den Anforderungen, die wir an ein ſolches zu ſtellen gewohnt ſind, vielfach widerſpricht (namentlich iſt die durch keine wirkliche Schuld motivirte Verſtoßung der Heldin infolge einer pſychologiſch ganz unerklärlichen Gedächtnißſchwäche des Königs ein unerträgliches Moment), im Einzelnen aber eine poetiſche Pracht entfaltet, wie wir ſie nur in den Werken gottbegnadeter Dichter finden. Namentlich iſt das Erwachen der Liebe bei Held und Heldin im erſten Act, ſowie der Abſchied der letzteren von dem Büßerhain im vierten Act (der bereits den indiſchen Erklärern als die Perle des Ganzen galt) mit unübertrefflicher Zartheit geſchildert worden. Unſer Drama hat denn auch ſtets ſowol in Indien wie in Europa warme Anerkennung gefunden und gehört zu den Sanſkritwerken, welche zuerſt bei uns heimiſch wurden, und zwar zu einer Zeit, wo in Deutſchland die Heroen unſerer claſſiſchen Literaturperiode, darunter namentlich Goethe und Herder, deren Urtheil dann auch für die folgenden Geſchlechter maßgebend geworden iſt, es ſchätzen und genießen konnten. Schon 1789 hatte nämlich Sir William Jones zu Calcutta eine engliſche Ueberſetzung erſcheinen laſſen, welche wiederum von Forſter (1791) und Herder (1813) ins Deutſche übertragen wurde. Die erſte europäiſche Ausgabe war die von Chézy (Paris 1830), auf welcher die Ueberſetzung von Hirzel (1833) beruht. Eine neue Ausgabe (ſanſkrit und deutſch) erſchien 1842 von Böhtlingk; an dieſe ſchloſſen ſich die Ueberſetzungen von Meyer (1852) und Lobedanz (1854; 6. Aufl. 1878) an. Freiere, zum Theil für die Bühne beſtimmte Bearbeitungen gibt es von Höppl (1854), Wolzogen (1869) und Donsdorf (1876); im Jahre 1867 erſchien auch eine Ueberſetzung von Rückert (aus deſſen Nachlaß), welche jedoch allgemein für wenig gelungen gilt. Spätere Ausgaben ſind die von Burk-

Digitized by Google

hard (1872) und die von Piſchel (1877); letztere iſt verdeutſcht von L. Fritze (1877). Außerdem gibt es engliſche und indiſche Ausgaben in Menge und Ueberſetzungen in faſt ſämmtliche Sprachen Europas. Die wortgetreueſten Verſionen ſind die von Böhtlingk und Fritze; beide ſind zugleich inſtructiv für die Recenſionsfrage, über die wir mit einigen Zeilen orientiren müſſen. Die Handſchriften der Sakuntala, welche den erſten europäiſchen Bearbeitungen zu Grunde liegen, ſind nämlich im bengaliſchen Alphabet geſchrieben und enthalten einen längeren Text als die ſpäter von Böhtlingk zu ſeiner Ausgabe benutzten, welche in Devanagariſchrift vorliegen. Letzterer glaubte nun in der kürzeren, der Devanagari-Recenſion, die urſprüngliche und ſchönere Faſſung des Dramas zu erkennen, und dieſe Anſicht wurde faſt ausnahmslos von den Indianiſten getheilt, bis Richard Piſchel im J. 1870 in ſeiner Arbeit De Çakuntali recensionibus wiederum auf die bengaliſche Recenſion zurückging, die er dann in ſeiner ſehr ſorgfältigen Ausgabe wieder zu Ehren zu bringen ſuchte. Piſchel nimmt ſogar vier Recenſionen an, nämlich außer den beiden ſchon genannten noch eine ſüdindiſche und eine gemiſchte; von allen ſoll die bengaliſche den urſprünglichſten Tert enthalten, der dann mannichfaltige Entſtellungen, namentlich aber Verkürzungen erlitten habe. Piſchel iſt mit dieſer Anſicht nicht durchgedrungen; nach wie vor wird von der Mehrzahl der Sanſkritphilologen die kürzere Faſſung für die echte gehalten, die dann Erweiterungen erfahren hat. Eine neuerdings von Bollenſen (Nachr. der Königl. Geſellſch. der Wiſſenſch. zu Göttingen 1880, Nr. 11) aufgeſtellte Hypotheſe, daß die längere Recenſion das Leſe-, die kürzere das Spieldrama enthalte, iſt wol als verunglückt zu betrachten. — Das zweite Drama Kalidaſa's, Vikramorvaçi d. h. Urvaſi, der Preis der Tapferkeit, behandelt einen mythologiſchen Stoff, deſſen Anfänge bis in die Zeit der vediſchen Hymnendichtung zurückreichen. König Pururavas entbrennt in Liebe zu der Apſaras Urvaſi, die er in einem Kampfe gegen die Dämonen beſchützt hat. Es wird ihr geſtattet bei ihm zu leben, bis er Nachkommenſchaft von ihr erhalten. Bald nach ihrer Verheirathung wird Urvaſi jedoch infolge eines alten Fluchs des weiſen Bharata, des Theaterregiſſeurs in Indra's Himmel, deſſen Unwillen ſie ſich durch einen Gedächtnißfehler bei einer dramatiſchen Aufführung vor den Göttern zugezogen, in eine Schlingpflanze verwandelt und von dem vor Schmerz wahnſinnig gewordenen König erſt nach langem vergeblichem Suchen im Walde wiedergefunden, wobei ſie denn auch ihre natürliche Geſtalt zurückerhält. Von Indra wird dem Pururavas zuletzt auch nach der Geburt eines Sohnes als Gegengabe für die dem Gotte im Kampfe gegen die Dämonen zu leiſtenden Dienſte ein beſtändiges Zuſammenleben mit Urvaſi geſtattet. Auch dieſes Drama enthält große Schönheiten, obwol es der Sakuntala nicht gleichkommt; herausgegeben von Lenz (1833) mit lateiniſcher, von Bollenſen (1846, die kritiſche Hauptausgabe) mit deutſcher Ueberſetzung; poetiſche Bearbeitungen erſchienen von Höfer (1837), Hirzel (1838) und Lobedanz (1861; 2. Aufl. 1873), ferner eine vortreffliche wortgetreue Ueberſetzung von L. Fritze (1881). Wie die Sakuntala, liegt auch die Urvaſi in einer längeren und einer kürzeren Geſtalt vor, welche letztere hier aber in den ſüdindiſchen Handſchriften erſcheint (herausgegeben von Piſchel, Monatsber. der königl. Akad. der Wiſſenſch. zu Berlin, Juli 1875). Wir ſind geneigt, auch hier die kürzere Faſſung für die urſprüngliche zu halten und die vielen im Volksdialekt abgefaßten Strophen des vierten Acts für eine ſpäte und zwar geſchmackloſe Zuthat zu erklären. — Das Mâlavikâgnimitra iſt ein Intriguenluſtſpiel mit hiſtoriſchem Hintergrunde. Der Held deſſelben iſt König Agnimitra (Sohn des Puſchpamitra aus der Sungadynaſtie), welcher die ihm zur Gattin beſtimmte Prinzeſſin Malavika erſt nach mancherlei Abenteuern und Hinderniſſen, die ihr zuerſt auf der Reiſe aus dem väterlichen Reiche an den Hof des Königs, dann aber beſonders durch Kabalen der übrigen Frauen deſſelben bereitet werden, heirathen darf. Die Ueberlieferung dieſes Stücks iſt eine mehr einheitliche, und deshalb auch die Recenſionsfrage für daſſelbe nicht vorhanden. Es iſt herausgegeben von Tullberg (1840), überſetzt und erklärt von Weber (1856), dann wiederum mit großem kritiſchem Apparat herausgegeben von Bollenſen (1879). An Romantik und Pathos ſteht es den beiden andern Dramen Kalidaſa's weit nach, hält ſich dafür aber auch von Ueberſchwänglichkeiten freier und liegt in vielen Dingen dem europäiſchen Geſchmack näher als jene.

Von den epiſchen Gedichten des Kalidaſa behandelt der Raghuvaṃça in 19 Geſängen die ſagenhafte Geſchichte des Raghugeſchlechts und hat darum einen Theil ſeines Inhalts mit dem Ramayana gemein. Das Gedicht ermangelt ſeiner ganzen Anlage nach eines einheitlichen Charakters und wir haben ſeine Schönheiten deshalb mehr in den Details ſowie in der beſonders edeln und claſſiſchen Sprache zu ſuchen. Es iſt 1832 von Stenzler mit einer lateiniſchen Ueberſetzung edirt worden. — Ganz und gar mythiſchen Inhalts iſt der Kumârasaṃbhava (die Geburt des Kriegsgottes). Er handelt von der durch die Götter, welche von dem Dämon Taraka bedroht werden, zum Behuf der Erzeugung eines Helden zur Bekämpfung deſſelben herbeigeführten Vermählung des Siva mit der Parvati, aus welcher der Kriegsgott hervorgeht, der zuletzt den Taraka überwältigt. Von dieſem Epos waren bis vor kurzem nur 7 Geſänge bekannt, welche bis zur Vermählung der beiden Gottheiten reichen (ebenfalls von Stenzler 1838 mit lat. Ueberſetzung herausgegeben); vor einigen Jahren ſind noch 10 andere Geſänge, welche den Stoff zu Ende führen, dazugekommen und mehrfach in Indien edirt worden. Unſerem Geſchmacke wird auch dieſes Gedicht nur in Einzelheiten gerecht. Ein deutſcher Ueberſetzer, welcher ſich entſchließen könnte, ſich auf dieſe zu beſchränken und die mannichfachen Ueberſchwenglichkeiten über Bord zu werfen, würde auch vielleicht für dieſe im ganzen noch weniger bekannten Kunſtepen ein dankbares Publikum finden. — Zu den in Europa längſt heimiſchen und geſchätzten Gedichten der Sanſkritliteratur gehört dagegen der epiſch-lyriſche Meghadûta (Wolkenbote), welcher bereits die Anerkennung Goethe's gefunden hat. In dieſem

Gedicht ſendet ein Verbannter Jakſcha (eine Art Halbgott) eine Wolke mit einer Liebesbotſchaft zu ſeiner fernen Gattin; der erſte Theil gibt hochpoetiſche, zuweilen auch recht plaſtiſche Schilderungen von den Gegenden, über welche die Wolke hinzueilen hat; der zweite ſchildert in tief empfundenen, allerdings mitunter etwas ſchwülſtigen Verſen den Liebesgram der Verlaſſenen. Es dürfte kaum ein indiſches Gedicht geben, welches als Ganzes dem europäiſchen Geſchmack ſo ſehr entſpricht wie der Meghadûta. Kritiſche Ausgaben gibt es von Gildemeiſter (1840) und Stenzler (1874), eine deutſche proſaiſche Ueberſetzung mit vortrefflichem Commentar von Schütz (1859), poetiſche Ueberſetzungen von Max Müller (1847) und L. Fritze (1879).

Das ſind die Werke, welche die Kritik mehr oder minder einſtimmig dem großen Kalidaſa zuerkennt. Das Drama Mâlavikâgnimitra wurde zwar von Wilſon in ſeinem Theatre of the Hindoos dem Verfaſſer der Sakuntala und Urvaſi abgeſprochen; ſeit dem Vorgange Weber's aber (in ſeiner Ueberſetzung jenes Dramas) haben ſich die Forſcher wol einmüthig wieder zur Autorſchaft des Kalidaſa bekannt. Außerdem wurde die Echtheit des zweiten Theiles des Kumârasaṃbhava gleich bei ſeinem Erſcheinen ſtark in Zweifel gezogen. Dieſer Streit iſt namentlich von indiſchen Gelehrten geführt worden (ſ. Pandit, Bd. I und Weber, Zeitſchr. der Deutſch-morgenl. Geſellſch. XXVII, Seite 174 fg.); wahrſcheinlich ſind in der That nur die erſten 8 Geſänge echt. Was ſonſt noch den Namen Kalidaſa trägt, ſcheint andern Dichtern anzugehören. Der Ritusaṃhâra, eine Schilderung der 6 Jahreszeiten (herausgegeben von Bohlen 1840) zeigt zwar in der Diction vielfache Uebereinſtimmung mit den Werken Kalidaſa's, doch kann dieſe auch als bloße Nachahmung erklärt werden, und man hat ſich mit Recht geweigert, dieſes etwas ſchwächliche, wenn auch ſonſt recht leſenswerthe Gedicht dem Verfaſſer der Sakuntala zuzuſchreiben. Der ſehr gekünſtelte Nalodaya (herausgegeben von Benary 1830) wird wol kaum von einem Indianiſten für etwas anderes als für ein Epigonenwerk ſehr ſpäten Urſprungs gehalten. Auch das metriſche Compendium Çrutabodha führt wahrſcheinlich den Namen Kalidaſa mit Unrecht; wenigſtens enthält es nichts, was ihm den Anſpruch verleihen könnte, für das Werk eines großen Dichters zu gelten.

Die Größe unſeres Kalidaſa liegt vor allem in der Tiefe und Zartheit der Empfindung, wie ſie ſich namentlich in den beiden ernſten Dramen und im Meghadûta ausſpricht, ſowie in einem gewiſſen Sinne für das Einfache und Natürliche, der ihn verhältnißmäßig ſelten die Grenzen des Geſchmacks überſchreiten und dem allgemeinen Fehler der indiſchen Kunſtdichter, der Maßloſigkeit, anheimfallen läßt, und den man trotz des ſtellenweiſe recht bemerklichen Raffinements im Gegenſatze zu anderen Dichtern doch deutlich herausfühlt; ferner in ſeiner meiſterhaften Behandlung des Sanſkrit, welche ſich bei ihm mehr in einer knappen und gedrungenen Diction, als in den bei manchen Dichtern ſo ſehr beliebten und von dem indiſchen Publikum im allgemeinen ſehr geſchätzten Spielereien und Künſteleien äußert. Vgl. zu ſeiner äſthetiſchen Würdigung Laſſen, Ind. Alterthumskunde II, S. 1160; Félix Nève, Calidasa ou la poésie sanscrite dans les raffinements de sa culture (Paris 1864); Klein, Geſchichte des Dramas IV, S. 228 fg. (*C. Cappeller.*)

KALI-JERW oder Kali-See, einer der kleinſten, aber gewiß merkwürdigſten Seen, ungefähr in der Mitte der zum liefländiſchen Gouvernement des europäiſchen Rußlands gehörigen Inſel Oeſel, im Kirchſpiele Pyhaſchen zwiſchen Karmel und Wolde. Er liegt hart an dem Gute Salle oder Kalimoiſa auf einer ebenen Fläche, iſt vollkommen rund und nur ungefähr 120 Fuß im Durchmeſſer, dennoch ging die Sage unter dem Landvolk, daß er unermeßlich tief ſei und mit dem Meere in unterirdiſcher Verbindung ſtehe. Um den See herum befindet ſich ein erhöhter Rand von ungefähr 15 Fuß Breite und dann folgt rings um denſelben ein 20 Fuß hoher und 10 Fuß breiter, ſehr ſchroffer Ringwall, deſſen Abhänge an mehreren Stellen mit Gebüſch bedeckt ſind. Ein einziger Weg führt vom Gutsgebäude auf die Höhe hinauf zu einem Platze, wo eine Laube errichtet iſt und zwei große unbehauene Kalkſteine aus der Erde hervorragen von derſelben Art, aus welcher der Fels der ganzen Inſel beſteht. Solche Steine finden ſich auch auf dem flachen Felde außerhalb der Umwallung zerſtreut vor. Das Waſſer des Sees iſt vollkommen ſüß und klar; doch findet ſich nirgends weder ein Abfluß noch eine ſichtbare Quelle, wodurch der See geſpeiſt wird. Ueber die Entſtehung dieſes Sees ſind verſchiedene Meinungen aufgeſtellt. Die Bauern der Umgegend halten ihn mit ſeiner umringenden Verſchanzung für einen Feſtungsberg und in der That hat er ſeinem äußern Anſehen nach auch am meiſten Aehnlichkeit mit den alten Feſtungsbergen der heidniſchen Zeit an anderen Orten der Inſel, namentlich bei Peude, Karmel, Wolde und Mohne. Die erſte gedruckte Nachricht über dieſen See gibt der Dr. med. Lucae aus Arensburg in ſeinem Beitrag zur älteſten Geſchichte der Inſel Oeſel (Pernau 1827). Lucae ſucht zu beweiſen, daß die Inſel Oeſel durch eine Senkung der Oſtſee allmählich aus dem Meere hervorgetreten ſei, daß aber auch ein vulkaniſcher Ausbruch hier nicht unmöglich geweſen. Nach Kruſe war der Kali-See ein heiliger alter Opferplatz, ähnlich dem Hertha-See auf der Inſel Rügen. Bei der kreisrunden überall gleichförmigen Umwallung iſt die künſtliche Herſtellung augenſcheinlich. (*A. v. Wald.*)

KALIPPOS oder Kallippos (Calippus), aller Wahrſcheinlichkeit nach aus Cyzikus ſtammend, gehört zu den bedeutenderen Vertretern der griechiſchen Aſtronomie aus der voralexandriniſchen Zeit. Seine Lebenszeit iſt nicht genau feſtzuſtellen, doch läßt ſich aus dem Commentar des Simplicius zu Ariſtoteles „De coelo“[1]) wenigſtens ſo viel entnehmen, daß Kalippos in Athen

1) Man vergleiche die italieniſche Ueberſetzung des Textes im II. Anhang zu Schiaparelli's trefflicher Monographie: Le sfere omocentriche di Eudosso, di Calippo e di Aristotele (Milano 1874), S. 52 fg.

Digitized by Google

mit dem größten Philoſophen Griechenlands über gewiſſe aſtronomiſche Fragen in Berathung getreten iſt. Auch aus den chronologiſchen Arbeiten des erſteren läßt ſich, wie Böckh nachgewieſen hat[2]), ein ſehr ſicheres Datum für deſſen Leben herleiten; man kann nämlich beweiſen, daß die berühmte Luniſolarperiode, von welcher gleich nachher näher die Rede ſein ſoll, mit Olymp. 112, III, alſo mit dem Jahre 330 v. Chr., ihren Anfang genommen habe. Kalipp mag ſonach mit Fug kurzweg ein Zeitgenoſſe Alexander's des Großen genannt werden. Unſere Hauptquelle, der Commentar, berichtet weiter, daß jener ſeine Studien unter einem gewiſſen Polemarchos machte, der ſelbſt wieder von dem ihm befreundeten Eudoros unterrichtet worden war, und daß er auch die oben erwähnte Reiſe nach Athen eben in Geſellſchaft Polemarch's unternahm. Dies iſt ſo ziemlich alles, was uns von den äußeren Lebensumſtänden des Mannes bekannt iſt, welchen Schiaparelli für den bedeutendſten Aſtronomen ſeines Zeitalters erklären durfte.[3]) Glücklicherweiſe ſteht es mit unſerer Kenntniß ſeiner wiſſenſchaftlichen Leiſtungen etwas beſſer; dieſelben ſind einerſeits mehr chronologiſcher, andererſeits rein theoretiſch-aſtronomiſcher Natur und müſſen deshalb geſondert betrachtet werden.

Zur Zeit des Peloponneſiſchen Krieges hatte der Athener Meton die helleniſche Zeitrechnung auf eine exacte Grundlage geſtellt durch die Einführung der nach ihm benannten Periode, indem er 19 Sonnenjahre 235 Mondmonaten gleichſetzte. So verdienſtlich dieſe Annäherung an die Wahrheit auch war, ſo lief doch ein kleiner Fehler mit unter, und dieſer Fehler war im Laufe von gegen hundert Jahren ſo beträchtlich angewachſen, daß eine Neuregulirung des Kalenders platzgreifen mußte. Kalippos kürzte die Jahreslänge, von welcher Meton ausgegangen war, und die ſich als zu groß erwieſen hatte, um ihren 76. Theil ab und erſetzte die Periode ſeines Vorgängers durch einen neuen Cyklus, der vier metoniſche Cyklen weniger einen Tag, alſo 27,759 Tage, umfaßte. Nun war nicht allein die Coincidenz mit dem Sonnenlaufe in viel genauerer Weiſe wiederhergeſtellt als früher, ſondern auch mit der Mondbewegung ſtimmte der neue Sonnenkreis, der allgemein mit Kalipp's Namen bezeichnet zu werden pflegt, ungleich beſſer überein, denn dividirt man die obige Zahl von Tagen durch die Anzahl der einer ſolchen Periode entſprechenden Lunationen, d. h. durch 940, ſo erhält man für den ſynodiſchen Monat eine Länge von $29^d\,12^h\,44'\,25''$, und das iſt nur um $22''$ zu viel. Die Genauigkeit, welche durch dieſe Anordnung erreicht wird, iſt eine um ſo auffälligere, als ſie einen ſtreng mathematiſchen Charakter trägt, denn wollte man mit den Mitteln der Neuzeit das Verhältniß des ſynodiſchen Mondmonates zum tropiſchen Sonnenjahre durch möglichſt kleine ganze Zahlen ausdrücken, ſo müßte man die Kettenbruchentwickelung

$$\frac{29{,}5306}{365{,}2422} = 1:12 + |1:2 + |1:1 + |1:2 + |1:1 + |1:1 + |1:17 + \ldots$$

vornehmen und fände als ſechsten Näherungswerth $\frac{19}{235}$ wie bei Meton. Da alſo dieſer kluge Mann auf einem Wege, den wieder auffinden zu wollen ein vergebliches Bemühen ſein würde, bereits die beſten Zahlwerthe gefunden hatte, ſo durfte Kalippos von dieſen nicht abgehen; um aber trotzdem ſeinen Reformgedanken zur Ausführung zu bringen, verfiel er auf das ſinnreiche Mittel, in jedem vierten Cykel einen vollen Monat (von 30 Tagen) in einen leeren Monat (von 29 Tagen) zu verwandeln.[4])

Dieſe Kalippiſche Periode bürgerte ſich in Griechenland ſehr bald vollkommen ein, und ſelbſt eine an ſich ganz gerechtfertigte Verbeſſerung, welche Hipparchos (ſ. d. Artikel) an ihr anbringen wollte, konnte ihrer relativen Complicirtheit halber nicht gleichen Anklang finden, obgleich ſie dazu gedient hätte, die abſolute Uebereinſtimmung der Zeitrechnung mit den himmliſchen Erſcheinungen herbeizuführen. Im Almageſt des Ptolemäus werden vier Beobachtungen des Alexandriners Timocharis, drei eines ungenannten Aſtronomen und elf des Hipparch auf dieſen Schaltcykel bezogen. Das Gerüſte des von Geminus neu ausgearbeiteten Syſtems iſt nach Böckh dem Kalippos entlehnt.[5]) Was die Details der neuen Jahreseinrichtung betrifft, ſo kann nach den tief eindringenden Unterſuchungen Böckh's etwa das Folgende darüber ausgeſagt werden.[6]) Kalipp ließ ſeine Periode höchſt wahrſcheinlich im J. 330 nach der Sommerſonnenwende beginnen, und dieſe fiel auf den 27./28. Juni von Abend zu Abend. Das erſte Jahr des erſten Cyklus lief vom 27./28. Juni 330 bis zum 26./27. Juni 329, das zweite bis zum 26./27. Juni 328, das dritte bis zum 26./27. Juni 327 und das vierte wieder bis zum 27./28. Juni 326. Die vier Jahreszeiten waren in dem atheniſchen Kalender des Meton und Euktemon ſo angeſetzt geweſen, daß von der Sonnenwende zur Herbſtgleiche 90, von da bis zur Winterwende 90, von da bis zur Frühlingsgleiche 92 und von da bis wieder zur Sonnenwende eine uns nicht genau bekannte Anzahl von Tagen gerechnet wurde[7]); Kalippos ſetzte die bezüglichen Zeitabſchnitte auf 92, 89, 90 und 95 Tage feſt. Es

2) Böckh, Ueber die vierjährigen Sonnenkreiſe der Alten, vorzüglich den Eudoxiſchen (Berlin 1863), S. 175. 3) Mehr Material bietet auch nicht *Cornewall Lewis*, Historical survey of the astronomy of the ancients (London 1862), welcher von allen Geſchichtswerken am einläßlichſten mit Kalipp's Privatverhältniſſen ſich befaßt (S. 122, 163 fg.), jedoch offenbar aus keiner anderen Quelle ſchöpft, als dies unſere Darſtellung thut.

4) Wolf, Geſchichte der Aſtronomie (München 1877), S. 16. 5) Böckh, Sonnenkreiſe u. ſ. w. S. 40. 6) Böckh, der ſich die Fixirung der Einzelbeſtimmungen in Kalipp's Syſtem beſonders hat angelegen ſein laſſen, bezieht ſich, abgeſehen von den auch den älteren Schriftſtellern zugänglich geweſenen Quellenwerken, hauptſächlich auf den unter dem Titel des Eudoxiſchen bekannten Papyrus, welchen Letronne und Brunet de Presle herausgegeben haben. In dieſem Schriftſtück, das die Ueberſchrift *Εὐδόξου τέχνη* führt, wird auch des Kalippos Erwähnung gethan. Der berühmte berliner Philologe hat in ſeiner mehrfach citirten Schrift über die antiken Sonnencyklen jenem merkwürdigen Papyrus ein beſonderes Kapitel gewidmet. 7) Vgl. hierzu Ideler, Handbuch der mathem. und techn. Chronologie (Berlin 1825), I, 353.

Digitized by Google

war in Griechenland damals üblich, die für die Kalenderrechnung wichtigen Daten in öffentlichen Gebäuden dem allgemeinen Gebrauche vor Augen zu ſtellen (Parapegmen). Auf den nämlichen Tafeln wurden dann gewöhnlich auch meteorologiſche Vorherverkündigungen und Regeln mitgetheilt, und auch von Kalippos werden ſolche „Epiſemaſien“[8]) ausdrücklich namhaft gemacht.[9])

Während die vorſtehend geſchilderte Seite von Kalipp's wiſſenſchaftlicher Thätigkeit allſeitiger Anerkennung ſich zu erfreuen hatte, kann von ſeinen Verſuchen, die theoretiſche Aſtronomie zu vervollkommnen, ein Gleiches nicht behauptet werden. Er ſchloß ſich bei dieſer Arbeit aufs engſte an Eudoxos an, aus deſſen Schule er ja, wie wir bereits oben ſahen, recht eigentlich hervorgegangen war, und da uns die Geſchichte der Sternkunde lehrt, daß das Eudoxiſche Syſtem zwei Jahrtauſende hindurch völlig verkannt worden iſt, ſo kann es uns nicht wundernehmen, daß es ſeinem die gleichen Bahnen betretenden Nachfolger nicht beſſer erging. Eudoxos iſt der Begründer des Syſtems der homocentriſchen Sphären, eines Syſtems, durch welches die verwickelten Phänomene der Planetenbewegung mit einer für die vorteleſkopiſche Epoche nicht übertroffenen Schärfe dargeſtellt wurden, in welches einzudringen aber nur wenige ſich die Mühe nahmen, bis endlich Schiaparelli (ſ. o.) den Schleier lüftete und die mathematiſche Schönheit der mechaniſch freilich unhaltbaren Theorie ins Licht ſetzte. Montucla z. B. fertigt dieſes Syſtem und zugleich deſſen durch Kalippos bewirkten Ausbau mit den harten Worten ab[10]): „Hypothèse aussi absurde et aussi peu conforme aux phénomènes célestes. Aristote se prit d'une belle passion pour elle, de même que Calippe, l'auteur de la période Calippique, et un certain Polemarque.“ Um den wahren Werth dieſes wie manches anderen Verdammungsurtheiles, das ſich noch aufführen ließe, gebührend würdigen zu können, müſſen wir uns zuvor mit den Hauptgrundſätzen der Eudoxiſchen Kosmologie bekannt machen.

Eudoxos nahm wie faſt das geſammte Alterthum an, daß die Erde im Centrum der Welt ſtehe und zugleich den Mittelpunkt für eine große Anzahl concentriſcher Sphären bilde. Jedem einzelnen Wandelſtern waren mehrere ſolche Sphären — zwei bis vier — zugewieſen, deren jeder eine beſtimmte Bewegungsform zukam. Da an jeder derſelben auch der Planet ſelbſt Antheil nahm, ſo wirkten auf denſelben mehrere Bewegungsimpulſe, infolge deren er eine mehr oder minder verwickelte ſphäriſche Curve zu beſchreiben genöthigt ward. Von Schiaparelli iſt nun der Nachweis geführt worden, daß, wenn nur dieſe „Hippopeda“ — dies der techniſche Name beſagter Curve — richtig verzeichnet war, durch ein ſolches Diagramm alle ſcheinbaren anomalen Erſcheinungen des Planetenlaufes, wie Stillſtände, Schleifenbildung, Rückläufigkeit, ganz gut erklärt werden konnten. Im Einzelnen war allerdings noch manches zu rectificiren übrig, und hier legte eben Kalippos die beſſernde Hand an, vielleicht auf Veranlaſſung des Ariſtoteles. Dieſer ſoll es nämlich geweſen ſein, der in ſeinem Intereſſe für das Eudoxiſche Weltſyſtem den Polemarchos und Kalippos als beſonders ſachverſtändige Leute nach Athen berief, ſodaß mithin die eingangs erwähnte Reiſe einer Art von aſtronomiſchem Congreß gegolten hätte. Wie dem nun auch ſei, ſo viel geht aus den Anmerkungen des Simplicius, deren bezügliche Theile übrigens einem älteren Commentar des Soſigenes entnommen zu ſein ſcheinen, deutlich hervor, daß Kalipp an dem Syſteme ſeines Meiſters mehrere Aenderungen vornahm, deren wichtigſte im Folgenden angegeben ſind.[11])

Saturn und Jupiter bedurften einer Reviſion nicht, dagegen wurde dem Mars noch eine weitere Sphäre beigegeben, um für gewiſſe von Eudoxos nicht berückſichtigte Fälle die rückläufige Bewegung zu ermöglichen. Tiefer einſchneidend fielen die Modificationen bei Mond und Sonne aus. Jeder dieſer beiden Himmelskörper ward mit zwei neuen Hülfsſphären ausgeſtattet, welche ſich aus dem Grunde als nöthig erwieſen, weil Eudoxos der Ungleichheit der Jahreszeiten nicht Rechnung getragen hatte. Hier erwieſen ſich natürlich dem Kalippos ſeine Studien über die Zeitrechnung ſehr förderlich. Auf dieſe Weiſe ſetzte ſich das Planetenſyſtem aus

$$4 + 4 + 5 + 5 + 5 + 5 + 5 = 33$$

Kugelſchalen zuſammen. Ueber die Art und Weiſe, wie Kalippos die Anzahl und die kinematiſche Bedeutung ſeiner ſubſidiären Sphären aufgefunden haben möge, ſind ſelbſtverſtändlich nur Vermuthungen möglich, indeſſen hat Schiaparelli, der ſich wie nur wenige in den eigenartigen Geiſt der griechiſchen Geometer zu verſenken vermocht hat, recht gefällige Hypotheſen über den Entdeckungsgang der Eudoxiſchen Schule aufgeſtellt.

Wenn wir dieſe authentiſche Erklärung der Lehre von den homocentriſchen Sphären uns aneignen, ſo gewinnen wir die Ueberzeugung, daß die ungünſtige Kritik eines Montucla, Bailly und vieler anderer einzig und allein aus ungenügender Sachkenntniß hervorgegangen iſt. Ein Mathematiker könnte gegen jene höchſtens einwenden, daß ſie allerdings bei der Erklärung der ſogenannten erſten Ungleichheit verſagt, womit die Alten den mit den Jahreszeiten wechſelnden Durchmeſſer von Sonne und Mond bezeichneten. Die eigentliche Schuld an dem Miscredit der älteren Planetentheorie trägt jedoch kein anderer als Ariſtoteles. In ſeinem etwas übereilten Beſtreben, die himmliſchen Bewegungen nicht blos geometriſch, ſondern auch mechaniſch zu begreifen, glaubte er zwiſchen die 33 Kalippiſchen noch 32 weitere Sphären

8) Böckh, S. 226 fg. 9) Wir ſind in unſerer Schilderung der chronologiſchen Leiſtungen des Cyzikeners der Hauptſache nach Ideler's ausgezeichneter Schrift: Hiſtoriſche Unterſuchungen über die aſtronomiſchen Beobachtungen der Alten (Berlin 1826) gefolgt, wo im II. Abſchnitt reiche Belehrung über alle alten Cyklen zu holen iſt. 10) Montucla, Histoire des mathématiques (Paris An VII), tome I, p. 183.

11) Vgl. Schiaparelli's Monographie S. 158 fg.; einen gedrängten Auszug aus erſterer enthält Jahrgang XI der Vierteljahrſchrift der aſtronomiſchen Geſellſchaft, S. 257 fg.

Digitized by Google

einſchalten zu müſſen, durch welche eine von den früheren Sphären etwa gegenſeitig ausgeübte Störung vermieden werden ſollte. Solchergeſtalt bildete ſich allerdings ein allzu künſtliches und verwickeltes Weltgebäude heraus, und die Sache ward dadurch nicht beſſer, daß ſpätere Aſtronomen, wie Alpetragius und Fracaſtor[12]), der in Vergeſſenheit gerathenen Lehre durch Zuſätze von neuen Künſteleien wieder aufzuhelfen trachteten.

Unſeren Kalippos vermag ein ſolcher Vorwurf nicht zu treffen. Wie in ſeiner Reform des griechiſchen Kalenderweſens als geſchickter Aſtronom, ſo hat er ſich in ſeiner unerlaßlichen Erweiterung der Sphärentheorie als gewandter Geometer bethätigt. Wir dürfen hoffen, daß ihm künftig ſeitens der Geſchichtſchreiber die ſo lange vorenthaltene Ehre zutheil werde. (*S. Günther.*)

KALIR (Elaſar), Birabbi aus Kirjat-Sefer[1]), hervorragender Paitan (Hymnendichter), deſſen ſynagogale Poeſien den deutſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Ritus beherrſchen, wogegen ſie im ſpaniſchen Ritus entweder nie Aufnahme gefunden hatten oder durch andere Dichtungen verdrängt worden ſind.[2]) Ueber die Heimat Kalir's, über ſeine Lebenszeit und über die eigentliche Bedeutung der Namen Kalir und Kirjat-Sefer hat ſich Entſcheidendes noch nicht ermitteln laſſen, obgleich ſeit mehr denn fünf Jahrzehnten, ſeit dem Erſcheinen der epochemachenden Biographie Rapoport's (1829 בכורי העתים) gerade dieſen Punkten die Aufmerkſamkeit der namhafteſten Kenner der ſynagogalen Poeſie gewidmet war.[3]) Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt Paläſtina die Heimat Kalir's, und iſt ſeine Blüte in den Anfang des 9. Jahrhunderts zu ſetzen. Daß aus den zahlreichen Compoſitionen des Dichters, die uns erhalten blieben, ſich kein beſtimmendes Argument für eine beſtimmte Zeit hat gewinnen laſſen, findet darin ſeine Begründung, daß ſie faſt nie zeitliche Gedanken und Empfindungen zum Ausdruck bringen, faſt nie eine Gegenwart widerſpiegeln, ſondern in Erinnerungen an eine große Vergangenheit wurzeln oder in Hoffnungen auf eine kommende Gnadenzeit austönen. Der Väter Verdienſt und die Zuverſicht der Erlöſung der Kinder, der Tyrannen Haß und des göttlichen Hortes Liebe, der Gottesdienſt der himmliſchen und der irdiſchen Heerſcharen, dieſe und ähnliche Leitmotive werden von Kalir jedesmal in beſondere innige Beziehung zu dem jeweiligen Feſtgedanken geſetzt. Mit Vorliebe widmet Kalir ſich der dichteriſchen Ausſchmückung der erſten drei Eulogien des erſten Hauptgebetes an ausgezeichneten Sabbaten und Feſttagen, der ſogenannten Keroba, doch hat er auch bisweilen andere Poeſien, wie Hoſchanoth und Elegien, componirt. Wie fruchtbar Kalir auf dem Gebiete des Piut geweſen, kann aus den Zuſammenſtellungen, welche Landshuth und Zunz bieten, erſehen werden. Und ſelbſt die Angabe von mehr als zweihundert Piutim bei Zunz erſchöpft dieſen Reichthum noch nicht. Manches Citat aus Kalir konnte in den uns erhalten gebliebenen Dichtungen noch nicht nachgewieſen werden. Auch iſt es dem bekannten Alterthumsforſcher Firkowitſch gelungen, ſechs alte vergilbte Blättchen aufzufinden, welche unfraglich die Fragmente einer bisher unbekannt geweſenen zweiten Kalir'ſchen Keroba für das Wochenfeſt bilden.[4])

Die Quellen Kalir'ſcher Poeſie bilden nebſt der Heiligen Schrift die Talmude, ältere und jüngere Midraſch-Sammlungen[5]), worin eine faſt unerſchöpfliche Fülle religionsgeſchichtlicher und erbaulicher Ueberlieferung niedergelegt war, nicht minder aber auch jüngere apokalyptiſche Schriften[6]), in denen ein Ueberſchwang von Hoffnung auf eine glanzvolle Zukunft zum Ausdruck gelangt war. Selten iſt es der Born eigenen, urthümlichen Empfindens, aus denen Kalir's Dichtung ſtrömt, die darum auch zu allermeiſt religiös-national, ſelten menſchlich-individuell

---

12) Mädler, Geſchichte der Himmelskunde von der älteſten bis auf die neueſte Zeit (Braunſchweig 1873), I, 139 fg.

1) אלעזר בירבי קליר מקרית ספר. So vollſtändig zeichnet der Paitan nur in zwei Dichtungen des Thau- und Regengebetes Namen und Heimat akroſtichiſch ein. Meiſt begnügt er ſich mit אלעזר בירבי קליר, und zwar geſchieht dieſe Einzeichnung des Namens ſtets in jenem Piut einer Kalir'ſchen Keroba, welcher dem אל נא לעולם vorangeht (Zunz, Die ſynag. Poeſie S. 67), für קליר ſteht dreimal קיליר. 2) Die Angriffe Ibn Ezra's gegen Kalir im Commentar zu Koheleth 5, 1 ſind bekannt. Wie ſehr Kalir allgemach ſelbſt von den Gelehrten Spaniens vergeſſen wird, geht aus den Chabib's Worten hervor: והיום הזה למדתי דבר חדש אצלי מפיו אחד שסדר הרב הפייטן הקלירי ז״ל כאשר הראני חכם ירא ובר לבב תושב בארץ הזאת (sc. in Salonichi, wo Jakob 'n Chabib, nachdem er aus Spanien gewandert, ſeinen עין יעקב ſchrieb) כי בספרד לא נכירנו באלה. Siehe Zunz, Literaturgeſch. der ſynag. Poeſie, S. 34. 3) Den Stand dieſer Fragen im J. 1857 hat L. Landshuth in ſeinem: Amude Ha-Aboda I, S. 27 u. fg. überſichtlich mit erſchöpfender Quellenangabe dargeſtellt. Seitdem war das von Grätz in der „Monatsſchrift für Geſch. und Wiſſenſch. des Judenthums", 1860, S. 23 u. fg. und beſonders S. 57 u. fg. Erbrachte von weſentlichem Belange, bis Zunz in ſeiner Literaturgeſch. der ſynag. Poeſie (Berlin 1865) die Fragen inſofern zu einem gewiſſen Abſchluſſe gebracht hat, als auch er den Anfang des 9. Jahrh. als die Zeit Kalir's angibt, und alles das zuſammenſtellt, was für die paläſtinenſiſche Heimat Kalir's ſpricht (a. a. O. S. 31 und 33). Für die in Italien (s. v. קלר, ערוך) und Frankreich (R. Tam, angeführt in Machſor Vitry, כרם חמר VI, 31) geläufige Deutung des Namens קליר von קלורא, dem Kuchen, der den Knaben bei Beginn ihres Schulbeſuches gegeben wird, und den wol auch Erwachſene zur Schärfung ihres Gedächtniſſes im Behalten des Studirten zu beſtimmter Zeit und unter beſtimmten Vorrichtungen eſſen — vgl. Zunz: Zur Geſchichte S. 167 und 168 — iſt ein neuer Beleg in dem kurzen Excerpt aus Handſchrift de Roſſi 327 gefunden, das Ch. M. Horowitz in: Halachiſche Schriften der Geonim I, Frankfurt a. M. 1881, S. 58 mitgetheilt hat. Ueber den zweimal in die Dichtungen zum Sabbat Sachor akroſtichiſch eingezeichneten Juda, den Bruder Elaſar's, ſiehe Zunz: Literaturgeſch. S. 34 und vgl.: Die ſynag. Poeſie S. 108. Ueber den angeblichen Vatersnamen Jakob ſiehe Landshuth a. a. O. S. 28.

4) Ein ausführlicherer Bericht über dieſe werthvolle Handſchrift, welche mir durch die Güte des Herrn Dr. Steinſchneider zur Einſichtsnahme übergeben worden iſt, und die Veröffentlichung der Dichtungen, deren manche die recipirten Kalir'ſchen Piutim an Werth übertreffen, dürften wol demnächſt zu erwarten ſein. 5) Angegeben bei Zunz: Literaturgeſchichte S. 30 und fg. 6) Siehe Grätz a. a. O. S. 60 und fg.

Digitized by Google

iſt. Von den drei Merkmalen, welche nach der Charakteriſtik des römiſchen Dichters[7]) dem wahren Poeten eigen ſein müſſen, dem ingenium, dem mens divinior und dem os magna sonaturum, eignet dem Kalir ſtets die göttliche Begeiſterung, die er aus einem für hoch und heilig gehaltenen Schriftthum ſchöpft, eignet ihm meiſt wol auch der Sprache Schwung und Höhe, fehlt ihm aber ſtets die ſchöpferiſche, eigentlich dichteriſche Kraft. Er trägt gern die Feſſeln einer ſklaviſchen Abhängigkeit vom Midraſch, von einer Peſikta, will der Dolmetſch einer Ueberlieferung ſein, die allerdings in ihm einen volltönenden Verkünder gefunden. Er war nicht ingeniös genug, ſeiner Kraft neue, ungeahnte Bahnen zu erſchließen, die literaturgeſchichtliche Bewegung in ein anderes Gleis zu bringen; aber innerhalb der vorgezeichneten Bahn hat er ſeine Vorgänger[8]) weit überholt und durch die Fülle ſeiner Leiſtungen und durch deren relative Vollſtändigkeit und Vollkommenheit hat er auf die Folgezeit mächtig eingewirkt. Nicht nur folgt die deutſch-franzöſiſch-italieniſche Paitanim-Schule unbedingt ſeinem Beiſpiel und tritt prüfungslos in ſeine Fußſtapfen, ſelbſt wähleriſche und kritiſcher angelegte Naturen, wie der Gaon Saadia, vermögen nicht dem Bannkreiſe ſeiner Einwirkung ſich zu entziehen.[9]) Die Agada hatte ihre Triebkraft verloren, der Midraſch fing an zu erſtarren; geleſen, übte er keine Macht, keinen Reiz mehr auf die Leſer und Hörer aus. Es war die Zeit gekommen, daß der Piut den Midraſch ablöſe, wenn die Ueberlieferung wieder belebend auf die Gemeinde wirken ſollte.[10]) Das war der Urſprung jener künſtleriſchen Ausſchmückung der Hauptgebete, die wir Piut nennen. Und ihn hat Kalir aufs reichlichſte ausgeſtattet. Zur alphabetiſchen Reihenfolge der Verſe oder Strophen, zur akroſtichiſchen Einzeichnung des Autorennamens, zum Abſchluß der Strophen mit einem paſſenden Bibelſpruch fügte Kalir noch den Reim hinzu. Wo auf ſo viele Aeußerlichkeiten Rückſicht genommen werden mußte, verlor der Inhalt an Innerlichkeit.

Kalir und ſeine Art fanden die verſchiedenſte, oft die entgegengeſetzteſte Beurtheilung. Bald wurde der Dichter hoch erhoben, bald ſank er tief in der Werthſchätzung. Hier fand er blinde Nachbetung und da gerieth er in Vergeſſenheit. Wo, gefördert durch die arabiſche Umgangsſprache und durch das Studium ihrer grammatiſchen Literatur, die ſprachwiſſenſchaftliche Ueberzeugung von der dreibuchſtabigen hebräiſchen Wurzel ſich Bahn gebrochen hat, wo überdies der neuhebräiſchen Literatur und Poeſie ſo claſſiſche Pfleger erſtanden wie in Spanien, da konnte und mußte Kalir und ſeine Richtung, vornehmlich aus ſprachlichen Rückſichten, zuerſt aufs ſchärfſte verurtheilt werden, um allgemach durch die heimiſchen vortrefflicheren Leiſtungen völlig verdrängt zu werden. Wo dagegen das durch eine nichtſemitiſche Umgangsſprache weniger geſchärfte Ohr an der Sprache Kalir's keinen oder geringeren Anſtoß nahm wie in Deutſchland, Frankreich und Italien, da fand Kalir knechtiſche Nachahmung und da verblieben ſeine Dichtungen in unerſchütterter Autorität. Auch in neuerer Zeit iſt das Urtheil über Kalir nicht völlig unabhängig geblieben von der ſprachwiſſenſchaftlichen Stellung der Beurtheiler.[11]) Eine gerechte, geſchichtlich objective Auffaſſung der Sachlage wird der Erinnerung ſich nicht verſchließen, daß Kalir zu einer Zeit dichtete, in welcher das grammatiſche Sprachbewußtſein bei den Juden durch Aufnahme maſſorethiſcher Studien eben erſt zu erwachen und ſich zu regen beginnt, zu einer Zeit, in welcher es von den Geſetzen ſprachlicher Bildungen keine genaue Kunde, kaum mehr als eine leiſe Ahnung geben konnte, daß Kalir ferner talmudiſchen und midraſchiſchen Stoff im reinſten bibliſchen Idiom auszudrücken mit ſichtlichem Erfolge bemüht iſt, wird endlich erwägen, daß in nicht claſſiſchen Zeitaltern die Grenzen zwiſchen gewähltem und geſuchtem Ausdruck ſchwer zu ziehen ſind, und wird — bei aller Unregelmäßigkeit, Kühnheit und Mangelhaftigkeit der Diction Kalir's — dennoch ſeiner ſprachbildenden Fähigkeit und ſeiner wortgeſtaltenden Kraft hohe Anerkennung und Würdigung zollen müſſen.

(*P. F. Frankl.*)

KALISCH (poln. Kalisz), unter 51° 46′ nördl. Breite und 35° 46′ öſtl. Länge, Hauptſtadt des polniſchen Gouvernements gleichen Namens, an drei Armen der Prosna, eine Meile von der preußiſchen Grenze in einem weit ausgedehnten Thale gelegen, eine der ſchönſten Städte des Landes, zählt 22,280 Einwohner, darunter 10,000 Juden, und hat ein Schloß, in welchem der Gouverneur reſidirt, vier römiſch-katholiſche, eine ruſſiſche Kathedrale und eine evangeliſche Kirche (frühere Kirche der Jeſuiten), eine Synagoge, ein Gymnaſium, eine höhere Töchterſchule, eine Realſchule und andere Schulen, ein Theater, einen ruſſiſchen Club, einen großen Park mit ſchönen Spaziergängen, der von der Prosna umfloſſen die Stadt von drei Seiten umgibt, eine Dampf-

7) Horaz, Sat. IV, Vers 43 und 44. 8) Joſe ben Joſe, der Verfaſſer der altfranzöſiſchen Aboda אתה כוננתה עולם ברב חסד und der im deutſchen Ritus dem zweiten Neujahrstage zugewieſenen „Tekiata" und Jannai, der als Lehrer Kalir's bezeichnet wird. Jannai's Art iſt von der Kalir's faſt gar nicht weiter als durch den Mangel des Reims unterſchieden. 9) Nach Steinſchneider's Mittheilung aus dem arabiſchen Commentar Saadia's zum Jezirah-Buche (Cod. Uri Nr. 370) heißt es daſelbſt fol. 28: קאל אמר אלעזר לסרכבי למרכבי בנסיכת קדוש ונחן דאימא נכתב פי רסאילנא שבחי שלום וחבשי ברכות וחשבי תבונות או מבטחי שלום ומבהטי ברכות ומטחרי חכמות או הנצר שלום וחצני ברכות וצני רצון או מא שאכל דלך bei Landshuth a. a. O. S. 30. 10) Siehe das wichtige Citat aus dem סדרס bei Grätz a. a. O. S. 24.

11) So iſt Delitzſch' überaus günſtiges Urtheil über Kalir, das man faſt ein überſchwengliches nennen dürfte (Zur Geſchichte der jüdiſchen Poëſie S. 136 und S. 148) offenbar von der Fürſt'ſchen Auffaſſung der ſemitiſchen Wurzel, zu der Delitzſch a. a. O. S. 153 und fg. Anm. ſich bekennt, mit beeinflußt. Einer objectiven Beurtheilung der paitaniſchen, auch der Kalir'ſchen Sprachbildungen begegnet man allenthalben bei Zunz.

Digitized by Google

bierbrauerei, eine Buchdruckerei, eine Tuchfabrik mit jährlicher Production von 200,000 R., eine Bandfabrik und mehrere Lederfabriken. Eine meilenlange Chauſſee führt zum Zollamt Tſchiporno an der preußiſchen Grenze. In der Umgegend von Kaliſch ſind an den Ufern der Prosna Knochen vorſündflutlicher Thiere und beim Pflügen des Bodens ſteinerne Beile, thönerne Urnen und alte römiſche Münzen aufgefunden worden. Die Stadt iſt ſehr alt und wahrſcheinlich das Caliſia, das bei Ptolemäus vorkommt. In der Schlacht bei Kaliſch wurde 29. October 1706 der ſchwediſche General Mardefeld von König Auguſt II. von Polen und dem ruſſiſchen Feldmarſchall Menſchikow geſchlagen und gefangen genommen. Auch iſt Kaliſch denkwürdig wegen des daſelbſt abgeſchloſſenen Allianzvertrages zwiſchen Preußen und Rußland vom 28. Februar und der Zuſammenkunft der Monarchen beider Staaten am 2. April 1813. Am 11. und 13. September 1831 fanden hier Gefechte zwiſchen Ruſſen und Polen ſtatt. An das hier 1835 gehaltene glänzende Luſtlager ruſſiſcher und preußiſcher Truppen erinnert ein Obelisk aus Gußeiſen, der 1841 vom Kaiſer Nikolaus I. errichtet wurde. — Das Gouvernement Kaliſch zählt auf 11,373,3 Quadrat-Kilometern 700,734 Einwohner und enthält 52 Städte in den Kreiſen: Kaliſch, Sieradz, Lenczy, Wielun, Turek, Slupza, Konin und Kolo. Der Boden des Gouvernements eignet ſich vortrefflich zum Weizenbau. Ueber die von ruſſiſchen Grenzreitern ſcharf bewachte Grenze wird ein ſtarker Schleichhandel, beſonders mit Spiritus, getrieben.

(*A. v. Wald.*)

KALISCH (David), humoriſtiſcher Schriftſteller und dramatiſcher Dichter, ward am 23. Februar 1820 in iſraelitiſcher Familie zu Breslau geboren, widmete ſich dem kaufmänniſchen Berufe, durch welchen er nach mancherlei wechſelvollen Schickſalen nach Paris geführt wurde. Hier begann er ſich mit Correſpondenzen und kleinen Humoresken auch als Schriftſteller zu verſuchen, bearbeitete franzöſiſche Vaudevilles für die deutſche Bühne und gewann perſönliche Beziehungen zu Heinrich Heine, Georg Herwegh, zu den Socialiſten Marx und Wolf, kehrte 1846 nach Deutſchland zurück, war kurze Zeit als Mitarbeiter an dem „Charivari" thätig, den damals E. M. Oettinger zu Leipzig herausgab, trat dann (1847) wieder in ein Handlungshaus zu Berlin und widmete ſich ſeit 1848 ausſchließlich literariſchen Arbeiten. Mit kleinen Schwänken, darunter „Ein Billet von Jenny Lind", gewann Kaliſch die Bühne, die er auch dann hauptſächlich im Auge behielt, als er 1848 einer der Begründer des „Kladderadatſch" geworden war. Dem „Kladderadatſch" half er von vornherein ſeine eigenthümliche Richtung, ſeine Begrenzung auf die oppoſitionelle Satire geben, an der Schöpfung der berliner Typen, welche in dem Blatte regelmäßig wiederkehrend auftraten, hatte er Antheil; der Bankier „Zwickauör", die Weißbierphiliſter Müller und Schultze, der ewige Quartaner Karlchen Mießnick wurden von ihm erfunden, eine Reihe der ſchärfſten politiſch-ſatiriſchen Gedichte, welche der „Kladderadatſch" brachte, ſtammte aus ſeiner Feder. Indeſſen nahm ihn bald ſeine dramatiſche Thätigkeit ſtärker in Anſpruch als die Mitredaction der mehrgenannten Zeitſchrift. Mit den beiden erſten größeren Poſſen, welche Kaliſch ſchrieb, „Berlin bei Nacht" und „Hunderttauſend Thaler", errang er außerordentliche Erfolge; dieſelben erlebten Hunderte von Aufführungen und bahnten der ganzen modernen Poſſenliteratur die Pfade. Kaliſch benutzte für ſeine Darſtellung den eigenthümlichen Zerſetzungsproceß des alten, den Werdeproceß des neuen Berlin. In der eigenthümlichen ſocialen Gärung und den Glückswechſeln einer ſich erſt bildenden Geſellſchaft fand er ergiebige Elemente für eine poſſenhafte ſatiriſche Darſtellung des Lebens, der zwar alle eigentliche Phantaſie, alles tiefere Gemüthsleben abging, welche aber mit höchſter Gewandtheit die charakteriſtiſchen Figuren des modernen Berlin theils in realiſtiſcher, theils in ſcharf carikirter Weiſe vorführte und welche die Trivialität des Alltags mit dem Salz politiſcher Oppoſitionsſtimmung würzte. Der ſceniſche Aufbau und die dramatiſche Führung dieſer Poſſen war leicht, locker und nur in den wenigſten wurde die Forderung einer geſchloſſenen und aus dramatiſchen Motiven auf ein dramatiſches Ziel hindrängenden Handlung einigermaßen erfüllt. Die Bühnengerechtigkeit und Bühnenwirkung faſt aller dieſer Poſſen und der zahlreichen Nachahmungen, die ſie hervorriefen, beruhte ausſchließlich auf der einzelnen Scene und die Eintheilung derſelben in Bilder ergab ſich naturnothwendig aus der lockern Compoſition. Der Geiſt, welcher Kaliſch's Stücke beſeelt, zeigt eine merkwürdige Miſchung von Gutmüthigkeit und Brutalität, von flachſter Frivolität und ernſter Antheilnahme an gewiſſen Zeitfragen, von geſundem Witz und ungeſunder lotteriger Skepſis. Den genannten Erſtlingspoſſen folgten mit ſteigendem Beifall „Münchhauſen", „Gräfin Guſte", „Peſchke", „Ein gebildeter Hausknecht", „Der Actienbudiker", „Berlin wie es weint und lacht", „Berlin wird Weltſtadt", „Der Goldonkel". Einige derſelben beherrſchten halbe Jahre und jahrelang namentlich die kleinen norddeutſchen Bühnen und halfen jenen Geſchmack des Durchſchnittspublikums erzeugen, der alle nicht poſſenhaften dramatiſchen Darbietungen ablehnte. Die Couplets, welche nicht eigentlich aus den Situationen der Stücke und den Charakteren hervorwuchſen, ſondern ohne eigentlichen Bezug zum Stücke, aber mit ſehr entſchiedenem Bezug auf Augenblicksfragen beliebten Darſtellern in den Mund gelegt wurden, ſammelte Kaliſch als „Berliner Leierkaſten" (Berlin 1857—1866, 3 Bde.), während von den Poſſen ſelbſt eine Sammlung als „Luſtige Werke" (Berlin 1870) erſchien. Der Autor ſtarb zu Berlin am 21. Auguſt 1872; ein Lebensbild „David Kaliſch" ſchrieb Max Ring (Berlin 1873).

(*Adolf Stern.*)

KALIUM, ein Alkalimetall; chemiſches Zeichen: K, Atomgewicht: 39,137. — Das Kalium kommt in der Natur ſehr verbreitet vor, aber nie im freien Zuſtande, ſondern ſtets in Verbindung mit andern Elementen. Als Chlorid findet es ſich im Sylvin und Carnallit; als ſchwefelſaures Salz in manchen vulkaniſchen Producten,



Digitized by Google

im Kainit, Pikromerit, Polyhalit, Kalinit, Alaunit u. ſ. w.; ferner als weſentlicher, nie fehlender Beſtandtheil in vielen Silicaten, z. B. Kaliglimmer, Orthoklas, Leucit, Apophyllit, ſowie als zufälliger Beſtandtheil in manchen Amphibolen, im Chabaſit, Natrolith, Oligoklas und vielen anderen ähnlichen Mineralien. Das Meerwaſſer, das Waſſer des Todten Meeres, die Salzſoolen, Mineralwäſſer und viele Quellwäſſer enthalten ebenfalls kleine Mengen von Kali. Infolge der Verwitterung der feldſpatähnlichen Mineralien gelangt das Kali in Form von löslichen Salzen in den Ackerboden, aus welchem es die Pflanzen entnehmen; für dieſe iſt es ein nothwendiges Nahrungsmittel, welches durch die anderen Alkalien (Lithion, Natron, Rubidion und Cäſion) nicht erſetzt werden kann. Namentlich ſind es die an Kohlehydraten (Stärkemehl) reichen Pflanzen und Pflanzentheile, z. B. Rüben, Tabac, Kartoffeln, welche das Kali zu ihrer Entwickelung nicht entbehren können. Aus den Pflanzen geht das Kali in den thieriſchen Organismus über, in welchem es ebenfalls eine wichtige Rolle ſpielt; ſo enthält das Muskelfleiſch viel phosphorſaures Kali, aber nur Spuren von Natron; die rothen Blutkörperchen ſind reicher an Kali als an Natron, während im Blutſerum das umgekehrte Verhältniß obwaltet. Auch in anderen Flüſſigkeiten und feſten Geweben des Thierkörpers findet ſich Kali, und ganz beſonders im Wollſchweiße der Schafe.

Als Hauptquelle für die Gewinnung von Kaliverbindungen im Großen dienten bis vor nicht allzu langer Zeit nur Producte pflanzlichen Urſprungs, der Weinſtein (ſ. u. *weinſaures Kali*) und die Pottaſche (ſ. u. *kohlenſaures Kali*). Seit Entdeckung der ſtaßfurter Steinſalzlager werden aber auch die mächtigen Lager von Mutterlaugenſalzen (ſogen. Abraumſalze) ausgebeutet, welche das Hangende, die oberſte Schicht, der genannten Salzlager bilden. Die wichtigſten in denſelben vorkommenden Kalimineralien ſind der Carnallit (Chlorkaliumchlormagneſium: $KCl, MgCl_2 + 6H_2O$), und der Kainit (ſchwefelſaure Kalimagneſia mit Chlormagneſium: $K_2SO_4$, $MgSO_4$, $MgCl_2 + 6H_2O$), deren Bedeutung für die Induſtrie aus folgenden Zahlen erhellt: im J. 1877 wurden 16,103000, 1878: 15,364000, 1879: 13,195000 Centner Rohſalze gefördert und in 34 Fabriken hauptſächlich auf Chlorkalium (neben geringeren Mengen von ſchwefelſaurem Kali, Pottaſche, Kalidüngemitteln u. ſ. w.) verarbeitet.

Zur Darſtellung des *metalliſchen Kaliums* kann man ſich verſchiedener Methoden bedienen; H. Davy erhielt es zuerſt 1807 durch Elektrolyſe von ſchwach angefeuchtetem Kalihydrat; Gay-Luſſac und Thénard reducirten Kalihydrat durch metalliſches Eiſen bei Weißglut; die ergiebigſte und jetzt faſt ausſchließlich angewandte Methode iſt aber die der Reduction des kohlenſauren Kalis durch Kohle. Man mengt zu dieſem Zwecke verkohlten, kalkhaltigen Weinſtein innig mit Holzkohlenpulver und erhitzt das Gemenge in einer ſchmiedeeiſernen Retorte (Queckſilberflaſche) zum Weißglühen; dabei entwickeln ſich Kohlenoxydgas und Kaliumdampf, welche in eine beſonders conſtruirte, mit Steinöl beſchickte, gut gekühlte Vorlage von Kupferblech geleitet werden, in welcher ſich das Kalium verdichtet. Das ſo erhaltene rohe Kalium (150—250 Gr. aus 800—900 Gr. Weinſteinkohle) iſt noch mit Kohle und Kohlenoxydkalium vereinigt, wovon es am beſten durch Deſtillation in eiſernen Gefäßen befreit wird. Das reine Kalium iſt ein ſilberweißes, ſtark glänzendes Metall von 0,865 ſpec. Gewicht. An trockener Luft hält es ſich unverändert; an feuchter läuft es auf der Schnittfläche augenblicklich blaugrau an, wobei man im Dunkeln ein ſchwaches Leuchten bemerkt; man muß es deshalb unter Steinöl oder Paraffin aufbewahren. Bei 0° iſt es brüchig, bei gewöhnlicher Temperatur wachsähnlich weich, ſchmilzt bei 62°,5 C. (Bunſen) und verflüchtigt ſich in der Rothglühhitze in grünen Dämpfen. Auf Waſſer oder Eis geworfen entwickelt es mit Heftigkeit Waſſerſtoffgas und erhitzt ſich bis zum Rothglühen, ſodaß bei Gegenwart von Sauerſtoff Entzündung und Verbrennung mit violetter Flamme eintritt; das bei dieſer Reaction gebildete Kalihydrat ſchwimmt nach vollendeter Verbrennung noch einige Augenblicke als rothglühende Kugel auf dem Waſſer und löſt ſich dann unter Exploſion auf. Das beſchriebene Verhalten des Kaliums hat man zur Entzündung von Torpedos angewandt.

Das Kalium hat ſehr große Verwandtſchaft zum Sauerſtoff und iſt im Stande, die meiſten Oxyde zu reduciren; ebenſo verhält es ſich zu Chloriden, Fluoriden, Bromiden u. ſ. w. Mit Sauerſtoff bildet es drei Verbindungen: ein ſehr entzündliches, graublaues *Suboxyd*, ein pomeranzengelbes *Superoxyd* $K_2O_4$, und ein *Monoxyd* $K_2O$. Dieſes entſteht bei langſamer Verbrennung des Kaliums; es iſt weiß und erhitzt ſich mit wenig Waſſer bis zum Glühen unter Bildung von *Kalihydrat* (Kaliumhydroxyd) KOH. Gewöhnlich ſtellt man letzteres dar durch Kochen einer verdünnten Löſung von kohlenſaurem Kali mit überſchüſſiger Kalkmilch; man läßt abſitzen, decantirt die klare Löſung, dampft ſie ſo ſchnell als möglich in einer eiſernen oder ſilbernen Schale ein, bis der Rückſtand ſich zu verflüchtigen beginnt, und läßt erkalten, meiſt in metallenen Stengelformen. Das Kalihydrat iſt weiß, hart, ſpröde, oft faſerig kryſtalliniſch, hat das ſpec. Gewicht 2,1, ſchmilzt bei ſtärkerem Erhitzen und verflüchtigt ſich in der Rothglut. Es zerfließt an feuchter Luft raſch zu einer öligen Flüſſigkeit; mit Waſſer übergoſſen erhitzt es ſich ſehr ſtark und löſt ſich darin auf zu *Kalilauge*, einer farbloſen, ſtark ätzenden Flüſſigkeit, welche begierig Kohlenſäure aus der Luft anzieht. Das Kalihydrat findet mancherlei Anwendungen; in Stengelchenform (Aetzkali, Kali causticum fusum, Lapis causticus chirurgorum) wird es zum Aetzen in der Chirurgie benutzt; die Kalilauge (Liquor kali caustici, eine Löſung von 1 Thl. Kalihydrat in 2 Thln. Waſſer) dient ebenfalls zu chirurgiſchen Zwecken, zur Seifebereitung, zum Wäſchereinigen, bei analytiſchen Operationen zur Abſorption der Kohlenſäure u. ſ. w. Eine verdünnte Kalilauge iſt ein häufig angewandtes Reagens in der analytiſchen Chemie, wird

Digitized by Google

aber neuerdings mehr und mehr durch die billigere Natronlauge verdrängt.

Das Kali iſt eine der ſtärkſten Baſen und neutraliſirt die ſtärkſten Säuren vollſtändig. Die ſo entſtehenden Salze ſind meiſt in Waſſer leicht löslich; als ſchwerlösliche ſind hervorzuheben das chlorſaure, überchlorſaure und ſaure weinſaure Kali, ferner Kieſelfluorkalium und Kaliumplatinchlorid. In eine nicht leuchtende Flamme gebracht färben das Kali und die meiſten ſeiner Salze dieſelbe violett, doch genügt ſchon eine geringe Menge Natron, um dieſe Färbung völlig zu verdecken; ſie wird aber wieder erkennbar, wenn man die Flamme durch ein blaues (Kobalt-)Glas betrachtet. Das Spectrum der Kaliſalze beſteht aus zwei Linien, einer rothen und einer violetten, die nahe an den beiden Enden des ſichtbaren Spectrums liegen. Das kohlenſaure Kali (Kali carbonicum), $K_2CO_3$, bildet den Hauptbeſtandtheil der ſogen. Pottaſche, welche durch Auslaugen der Aſche von Holz, Rübenmelaſſe, und neuerdings auch vom Wollſchweiße der Schafe, Eindampfen der geklärten Laugen und Calciniren des Rückſtandes gewonnen wird. Aus dem ſchwefelſauren Kali, welches in großen Mengen aus den ſtaßfurter Abraumſalzen erhalten wird, ſtellt man ebenfalls Pottaſche nach dem Leblanc'ſchen Sodaproceß (Glühen mit Kohle und kohlenſaurem Kalk) dar, wobei ſich ein größerer Gehalt an ſchwefelſaurer Magneſia (bis 20 %) als vortheilhaft erwieſen hat. Die rohe Pottaſche ſtellt eine erdige, weiße, ſtellenweiſe bläuliche (Mangan) und röthliche (Kupfer) Maſſe dar, welche noch viel ſchwefelſaures und kieſelſaures Kali, Chlorkalium, auch Schwefelkalium neben Natronſalzen und unlöslichen Subſtanzen enthält. Durch Umkryſtalliſiren aus ſehr wenig heißem Waſſer wird ſie gereinigt, doch iſt auch das ſo erhaltene Product noch ziemlich unrein. Um ganz reines kohlenſaures Kali darzuſtellen, fällt man entweder eine concentrirte Löſung von gereinigter Pottaſche mit Kohlenſäure und führt das ausgeſchiedene, ſchwer lösliche doppelt kohlenſaure Kali durch gelindes Glühen in neutrales über, oder noch beſſer, man verkohlt ganz reinen Weinſtein in einer Silberſchale und laugt den Rückſtand mit Waſſer aus, wobei man ſofort eine Löſung von reinem kohlenſaurem Kali erhält. Das reine Salz iſt vollkommen weiß, ſchmilzt bei 1200° und verliert in höherer Temperatur eine kleine Menge Säure. An feuchter Luft zerfließt es ſehr raſch zu einer öligen Flüſſigkeit (Oleum tartari per diliquium) von ſcharf alkaliſchem, aber nur wenig ätzendem Geſchmack und ſtark alkaliſcher Reaction. Mit 1½ Mol. Waſſer kryſtalliſirt es in großen monoklinen Kryſtallen. Es findet mannichfache Anwendungen, zur Bereitung von Seifenſiederlauge (Kalilauge), Salpeter, in der Glasfabrikation, zur Darſtellung von Blutlaugenſalz, Cyankalium, in der analytiſchen Chemie als Fluß- und Aufſchließungsmittel für Silicate, Metalloxyde u. ſ. w., in der Medicin als Kali carbonicum purum, depuratum und crudum, je nach ſeiner Reinheit. Gegenwärtig werden jährlich ca. 20 Mill. Kilogramm Holzpottaſche, 12 Mill. Rübenpottaſche, 15 Mill. Mineralpottaſche und 1 Mill. Schafwollſchweißpottaſche producirt. Das ſaure oder doppeltkohlenſaure Kali (Kali bicarbonicum) $KHCO_3$ bildet mit 1 Mol. Waſſer große monokline Kryſtalle, welche ſich in 4 Thln. Waſſer löſen und einen Theil ihrer Säure ſchon beim Erwärmen ihrer Löſung verlieren.

Das ſchwefelſaure Kali (Kali sulphuricum, Tartarus vitriolatus), $K_2SO_4$, findet ſich in mehreren Mineralien (ſ. o.) und wird im Großen auch durch Umſetzung von Carnallit mit Kieſerit gewonnen. Es kryſtalliſirt waſſerfrei in rhombiſchen, anſcheinend hexagonalen Pyramiden und Prismen, löſt ſich bei gewöhnlicher Temperatur in 9—10 Thln. Waſſer, nicht in Alkohol; es ſchmeckt ſchwach ſalzig bitter. Anwendung findet daſſelbe in der Medicin, zur Fabrikation der Mineralpottaſche, des Alauns und des Glaſes. Das ſaure ſchwefelſaure Kali, $KHSO_4$, aus dem vorigen durch Behandlung mit Vitriolöl erhalten, iſt in Waſſer viel leichter löslich.

Das ſalpeterſaure Kali (Kali nitricum, Nitrum, Salpeter, Kaliſalpeter), $KNO_3$, kommt in manchen Gegenden als Beſtandtheil des Bodens vor, aus welchem es nach Durchnäſſung beim Austrocknen ausſchwitzt; ſo namentlich in Bengalen auf der Oſtſeite des Ganges, ferner in Aegypten, Perſien, Spanien, Ungarn. Es bildet ſich in dem Erdreiche durch Oxydation von Ammoniak (Jauche, Harn, Excremente, Abfälle von Schlächtereien u. ſ. w.) in Gegenwart ſtarker Baſen (Kali aus verwittertem Feldſpat, kohlenſaurer Kalk), welcher Proceß nach neueren Unterſuchungen auf der Lebensthätigkeit einer Pilzſpecies (eines ſogen. Fermentorganismus) beruht. Durch Auslaugen der ſalpeterhaltigen Erde und Eindampfen der geklärten Lauge wird der Rohſalpeter erhalten, der durch Umkryſtalliſiren weiter gereinigt (raffinirt) wird (ſ. Salpeter). Eine andere Methode der Salpetergewinnung gründet ſich auf die gegenſeitige Zerſetzung von ſalpeterſaurem Natron (Chileſalpeter) und Chlorkalium in heißer Löſung, wobei Kochſalz (Chlornatrium) und ſalpeterſaures Kali entſtehen. Der Salpeter kryſtalliſirt in langen, geſtreiften, ſechsſeitigen Säulen mit ſechsſeitiger Zuſpitzung; er enthält kein Kryſtallwaſſer, aber die größeren Kryſtalle ſchließen oft beträchtliche Mengen Mutterlauge in Höhlungen ein, ſodaß ſie beim Zerreiben ein feuchtes Pulver geben. Er ſchmeckt kühlend bitter, wirkt in größeren Mengen giftig; in Waſſer iſt er leicht löslich (in ca. 3 Thln. bei gewöhnlicher Temperatur, in weniger als ½ Thl. bei Siedehitze). Beim Erhitzen ſchmilzt er leicht; in der Glühhitze wird er unter Sauerſtoffentwickelung zerſetzt und wirkt dann als äußerſt kräftiges Oxydationsmittel. Gemenge von Salpeter mit Kohlen- oder Schwefelpulver verbrennen angezündet ſehr heftig und glänzend. Er findet mannichfaltige Anwendung: in der Medicin (Sal Prunellae, Nitrum tabulatum: erſtarrte Tropfen von geſchmolzenem Salpeter), zur Darſtellung der Salpeterſäure, vieler Nitroverbindungen, zur Fabrikation des Schießpulvers, in der Feuerwerkerei, zum Pökeln des Fleiſches u. ſ. w.

Das chlorſaure Kali (Kali chloricum) $KClO_3$ entſteht neben Chlorkalium bei der Einwirkung von Chlor-



Digitized by Google

gas auf Kalilauge oder kohlenſaures Kali in der Wärme; es kryſtalliſirt aus der heißen Löſung beim Erkalten in prachtvoll perlmutterglänzenden dünnen Tafeln und Blättern aus, welche in kaltem Waſſer ſchwer löslich ſind (in ca. 17 Thln. bei gewöhnlicher Temperatur). Beim Erhitzen ſchmilzt es leicht und entwickelt in höherer Temperatur den ganzen in ihm enthaltenen Sauerſtoff, wobei Chlorkalium zurückbleibt. Anfangs entſteht hierbei auch überchlorſaures Kali, $KClO_4$, neben Chlorkalium und Sauerſtoff, welches in Waſſer noch ſchwerer löslich iſt als das chlorſaure Salz. Das chlorſaure Kali iſt ein äußerſt kräftiges Oxydationsmittel; mit Schwefelblumen in einem Mörſer zerrieben gibt es zu heftigen Exploſionen Veranlaſſung, wie es denn überhaupt mit organiſchen oder ſonſtigen leicht oxydirbaren Subſtanzen äußerſt leicht entzündliche, exploſive Gemenge gibt. Deshalb muß die Bereitung ſolcher Gemiſche (z. B. Feuerwerksſätze) ſtets mit äußerſter Vorſicht, am beſten auf Papier mit einer Federfahne, geſchehen, niemals in einem Mörſer. Das Salz findet vielfache Anwendung: zur Darſtellung von Sauerſtoff, zu Oxydationen, zu Feuerwerksſätzen, zur Zündholzfabrikation, in der Medicin u.ſ.w.

Das übermanganſaure Kali (Kali hypermanganicum), $KMnO_4$, wird erhalten, indem man Braunſtein mit Kalihydrat und chlorſaurem Kali oder Salpeter ſchwach glüht, die erkaltete Maſſe (Chamaeleon minerale) mit Waſſer auslaugt und die grüne Löſung für ſich oder beſſer unter Einleiten von Kohlenſäure kocht, bis ſie dunkel purpurfarbig geworden iſt und auf weißem Filtrirpapier keinen grünen, ſondern einen rothen Fleck macht; beim Erkalten ſetzt die durch Schießbaumwolle filtrirte Löſung das Salz in ſchönen, metalliſch glänzenden, faſt ſchwarzen, ſäulenförmigen Kryſtallen ab. Es iſt in kaltem Waſſer ſchwer löslich (in ca. 16 Thln.) und färbt daſſelbe äußerſt intenſiv purpurroth. Es iſt ein äußerſt kräftiges Oxydationsmittel, welches in der analytiſchen Chemie, zum Bleichen, zum Färben, zum Desinficiren mannichfach angewandt wird.

Das ſaure weinſaure Kali (Weinſtein, Tartarus), $C_4H_5KO_6$, ſcheidet ſich aus ſäuerlichen Weinen bei der Klärung um ſo reichlicher ab, je alkoholiſcher dieſelben ſind. Der rohe Weinſtein (T. crudus) bildet eine gelblich-graue bis röthliche kryſtalliniſche Maſſe, welche viele fremde Pflanzenſtoffe und Kalk enthält und durch Umkryſtalliſiren gereinigt wird. So erhält man ihn in kleinen, harten, durchſichtigen oder durchſcheinenden (kalkhaltigen) Kryſtallen (Weinſteinrahm, Cremor tartari), welche in kaltem Waſſer ſehr ſchwer löslich ſind (in ca. 200 Thln.). Beim Glühen wird er zerſetzt; das rückſtändige Gemenge von kohlenſaurem Kali und Kohle dient als Flußmittel (ſchwarzer Fluß). Er dient zur Bereitung von Weinſäure, Brechweinſtein, in der Medicin u. ſ. w.

Das Chlorkalium (Kalium chloratum, Digeſtivſalz, Sal digestivum s. febrifugum Sylvii), KCl, findet ſich in der Natur als Sylvin oder Leopoldit, mit Chlormagneſium als Carnallit und Kainit (ſ. o.), im Meerwaſſer, in den Salzſoolen, in vielen Pflanzenaſchen. Im Großen gewinnt man es aus den ſtaßfurter Abraumſalzen (ſ. o.), indem man dieſelben entweder in heißem Waſſer löſt und dieſe Löſung einer fractionirten Kryſtalliſation unterwirft, oder indem man ſie in heißer Chlormagneſiumlauge löſt, wobei Kochſalz und Bitterſalz faſt ganz zurückbleiben, und den zunächſt beim Abkühlen ausgeſchiedenen Carnallit durch Umkryſtalliſiren aus Waſſer zerſetzt: Chlorkalium ſcheidet ſich aus, während Chlormagneſium in der Mutterlauge gelöſt bleibt. Das reine Chlorkalium kryſtalliſirt waſſerfrei meiſt in farbloſen, teſſeralen Würfeln, häufig mit Octaëderflächen, auch in trichterförmigen Aggregaten wie Kochſalz; es ſchmeckt bitterlich ſalzig, löſt ſich leicht in kaltem Waſſer (in ca. 3 Thln.), ſchmilzt in der Glühhitze und verdampft in noch höherer Temperatur. Es wurde früher in der Medicin angewandt; gegenwärtig benutzt man es zur Fabrikation anderer Kalipräparate, des Alauns und beſonders als Düngemittel.

Das Bromkalium (Kalium bromatum), KBr, erhält man durch Neutraliſiren von kohlenſaurem Kali mit Bromwaſſerſtoffſäure; es iſt dem Chlorkalium ſehr ähnlich und wird neuerdings viel in der Medicin, beſonders bei Nervenleiden, angewandt.

Das Jodkalium (Kalium jodatum), KJ, wird auf ſehr verſchiedene Weiſe, meiſt durch Zerſetzung von Eiſenjodür mit kohlenſaurem Kali dargeſtellt; es bildet wie die vorigen farbloſe oder weiße Würfel, welche in weniger als dem gleichen Gewicht kalten Waſſers löslich ſind und auch von abſolutem Alkohol in geringer Menge aufgenommen werden. Es ſchmilzt in der Glühhitze und verdampft in noch höherer Temperatur. An der Luft und im Sonnenlichte wird die wäſſerige Löſung gelblich und alkaliſch, indem etwas Jod durch den Sauerſtoff der Luft unter Bildung von Kalihydrat ausgeſchieden wird. Es findet in der Medicin vielfache Anwendung, ferner in der Photographie.

Das Cyankalium (Cyankali, Kalium cyanatum), KCN, bildet ſich auf mannichfache Weiſe, namentlich beim Schmelzen von Pottaſche mit ſtickſtoffhaltiger (thieriſcher) Kohle; rein erhält man es durch Sättigen von Kalilauge mit Blauſäure oder durch Schmelzen von waſſerfreiem Blutlaugenſalz unter Luftabſchluß. Es kryſtalliſirt waſſerfrei in farbloſen Würfeln; geſchmolzen und wieder erſtarrt bildet es eine weiße porzellanartige Maſſe. In Waſſer iſt es leicht löslich; die Löſung färbt ſich aber bald unter Zerſetzung braun. Es iſt äußerſt giftig; mit Säuren, ſelbſt Kohlenſäure behandelt entwickelt es Blauſäure, und nimmt daher an feuchter Luft ſehr bald deren Geruch an. In der Chemie findet es mannichfache Anwendung als Reagens, als kräftiges Reductionsmittel, zur Darſtellung anderer Cyanverbindungen; ferner in der Photographie. Das käufliche, ſogen. Liebig'ſche Cyankalium wird durch Schmelzen von Blutlaugenſalz mit kohlenſaurem Kali dargeſtellt und enthält daher eine beträchtliche Menge (ca. 20 %) cyanſaures Kali. Mit Schwefel oder gewiſſen Schwefelverbindungen (Metallſulfiden) geſchmolzen geht das Cyankalium über in Schwefelcyankalium (Rhodankalium, Kaliumſulfo-

Digitized by Google

cyanid, Kalium rhodanatum s. sulfocyanatum), KSCN. Dieſes kryſtalliſirt aus Alkohol, worin es leicht löslich iſt, in langen, ſalpeterähnlichen, zerfließlichen Prismen von kühlendem, etwas beißendem Geſchmack; es iſt ebenfalls giftig. Mit Eiſenoxydſalzen gibt es eine blutrothe Färbung, weshalb es als empfindliches Reagens auf Eiſenoxyd häufig in der analytiſchen Chemie benutzt wird.

Mit Schwefel verbindet ſich das Kalium in mehreren Verhältniſſen. Das *Einfachſchwefelkalium* (Kalium monosulfuratum), $K_2S$, erhält man durch Reduction des ſchwefelſauren Kalis mit Waſſerſtoffgas oder Kohle; es iſt hell zinnoberroth, kryſtalliniſch, zerfließt an der Luft. Wird in Kalilauge bis zur Sättigung Schwefelwaſſerſtoff eingeleitet, ſo entſteht Kaliumhydroſulfid, KSH, welches in farbloſen Kryſtallen erhalten werden kann. Das Schwefelkalium verbindet ſich mit vielen anderen Sulfiden (z. B. Schwefelantimon) zu Sulfoſalzen; mit Schwefel vereinigt es ſich zu Zweifach-, Dreifach-, Vierfach- und Fünffachſchwefelkalium ($K_2S_2$, $K_2S_3$, $K_2S_4$ und $K_2S_5$), welche man auch als Kaliumpolyſulfurete bezeichnet. Ein Gemenge dieſer letzteren mit unterſchwefligſaurem, bez. ſchwefelſaurem Kali iſt die ſogen. *Kaliſchwefelleber* (Hepar sulfuris alkalinum s. salinum), welche durch Zuſammenſchmelzen von Schwefel mit kohlenſaurem Kali bei nicht zu hoher Temperatur bereitet wird; ſie bildet eine leberbraune Maſſe, die nach und nach grünlich gelb wird, leicht in Waſſer und auch in Alkohol löslich iſt. Sie findet in der Medicin Anwendung. Vgl. Gmelin-Kraut, Handb. der unorg. Ch., 6. Aufl. (II, 1. Abth., S. 3 fg.); Graham-Otto, Ausführl. Lehrb. d. unorg. Ch., 5. Aufl.; Neues Handwörterb. der Ch. v. Fehling, III, S. 912 fg.; ferner in techniſcher und nationalökonomiſcher Hinſicht Frank, Das ſtaßfurter Kali; Biſchoff, Die Steinſalzwerke bei Staßfurt; Krauſe, Die Induſtrie von Staßfurt und Leopoldshall; endlich die Hand- und Lehrbücher der chem. Technologie von R. v. Wagner und F. Knapp.

*(E. Drechsel.)*

KALJASIN, Kreis im europäiſch-ruſſiſchen Gouvernement Twer, mit einem Areal von 56,3 Quadrat-Meilen und 99,872 Einwohnern. Der Boden des Kreiſes, welcher an dem rechten Wolga-Ufer liegt, bildet eine ſtellenweiſe von Hügeln durchbrochene Ebene. Der Acker iſt wenig fruchtbar und gibt nur zwei bis höchſtens fünffaches Korn. Man baut hauptſächlich Roggen und Hafer, weniger Hanf und Flachs. Die 58 Procent des ganzen Areals einnehmenden Wälder liefern hinreichend Holz auch zu Böttcherarbeiten und zu Schindeln, mit denen man hier gewöhnlich die Dächer zu decken pflegt. Die Wolga gehört dem Kreiſe in einer Länge von beinahe 100 Kilometer an. Alle übrigen im Kreiſe befindlichen Flüſſe gehören zum Stromgebiet der Wolga, wie die Dubna, Chotſcha und der Nerl, die nur zur Zeit der Frühlingsüberſchwemmungen flößbar ſind. Seen gibt es nur wenige im Kreiſe. Die bedeutendſten ſind der Waſſilewskiſche und der Rusnetzkiſche, beide ſehr fiſchreich. Undurchdringliche mit Wald beſtandene Sümpfe befinden ſich im öſtlichen Theile des Kreiſes an der Grenze des Wladimir'ſchen Gouvernements.

Der Kreis enthält eine Stadt, 45 Kirchſpiele und 758 Dörfer. Den Export der Landesproducte befördert der lebhafte Verkehr auf der Wolga und die Nähe der Städte Jaroslaw, Twer und Moskau. — *Kaljaſin*, die Kreisſtadt des genannten Kreiſes, 199 Kilometer nordöſtlich von Twer an dem Einfluſſe der Shabna in die Wolga. Ihre Lage iſt frei und geſund und zum Handel ſehr geeignet. Die Stadt war früher ein Flecken bei dem Troitzkiſchen Kloſter, das im 15. Jahrhundert vom Archimandriten Makarij gegründet ward und ſich auf dem linken Wolga-Ufer befindet, während Kaljaſin auf dem rechten Wolga-Ufer liegt. Kaljaſin beſteht aus zwei Sloboden, Nikolajewskaja und Monaſtyrskaja, welche im Jahre 1775 zu einer Stadt vereinigt wurden. Der Shabna-Fluß theilt ſie in zwei Theile, welche durch Brücken miteinander verbunden ſind. Sie hat 924 Häuſer, worunter 155 ſteinerne, 112 Kaufläden, 11 Kirchen, eine Kreisſchule und zwei Elementarſchulen, 30 Fabriken und Manufacturen mit einer jährlichen Production von 174,000 Rubel, und 7640 Einwohner, welche mit Getreide, Leinwand, Talg, Butter, Leder, Cichorien und Stärkemehl handeln. Aus dem bei der Stadt liegenden Hafen werden jährlich Waaren im Werthe von 790,000 Rubel exportirt und für 956,000 Rubel importirt. Kaljaſin hat für den Handel eine große Bedeutung als Stapelplatz für die Waaren, die von hier nach St.-Petersburg geſchafft werden. Vier Jahrmärkte finden ſtatt: am 17. Auguſt, 9. Mai, am zehnten Freitag nach Oſtern und am 8. September (a. St.). *(A. v. Wald.)*

KALK, wichtigſte der alkaliſchen Erden, beſtehend aus Sauerſtoff und Calcium; *Kalkbrenner*; *gebrannter Kalk*; *gelöſchter Kalk*; *Kalkwaſſer*, ſ. Calcium.

KALKBRENNER (Christian), Sohn Michael Kalkbrenner's, war ein tüchtiger Muſiker und Vater des berühmten Pianofortevirtuoſen Friedrich Kalkbrenner. Er wurde am 22. Sept. 1755 in Münden bei Caſſel geboren und ſiedelte in früher Jugend mit ſeinem Vater nach Caſſel über, wo letzterer Stadtmuſikus geworden war. Kalkbrenner empfing daſelbſt vom funfzehnten Jahre an bei dem Stadt- und Hoforganiſten Becker gründlichen Unterricht im Pianoforte-, bei Karl Rodewald dagegen Unterweiſung im Violinſpiel. Schon während ſeiner Studienzeit wirkte er an der franzöſiſchen Oper als Chorſänger mit und fand dadurch reiche Gelegenheit zu Partiturſtudien, welche er denn auch dazu benutzte, um ſich mit dem Weſen und den Geſetzen der dramatiſchen Muſik gründlich bekannt zu machen. Unter dem neuen Intendanten, dem Marquis de Luchet, wurde er gegen 1775 ſeiner Theaterſtellung enthoben; auf beſondere Verwendung des Landgrafen jedoch, dem er eine Symphonie gewidmet hatte, trat er bald wieder in dieſelbe ein und verblieb darin bis zu der im Jahre 1785 erfolgenden Auflöſung der Kapelle. Schon neben ſeiner Thätigkeit am Theater befaßte ſich Kalkbrenner viel mit Compoſitionen. Die Einſendung einer vierſtimmigen Meſſe an die Philharmoniſche Akademie zu Bologna

Digitized by Google

hatte ſeine Ernennung zum Ehrenmitgliede dieſer Geſellſchaft zur Folge. Im Jahre 1788 folgte er einem Rufe der Königin von Preußen als Kapellmeiſter nach Berlin, welche Stellung er 1790 mit einer gleichen bei dem Prinzen Heinrich in Rheinsberg vertauſchte. Nach dem Ableben des Prinzen finden wir Kalkbrenner 1796—97 in Neapel und von 1799 in Paris, wo er Singmeiſter und Chorregent an der Großen Oper war und am 10. Aug. 1806 ſtarb. Er componirte die Opern: „La veuve de Malabara“, „La femme et le secret“, „Démokrite“, „Lanassa“, „Olympie“, „Oenone“, die dramatiſche Scene „Pygmalion“, eine Scene aus Oſſian's Dichtung und eine Reihe größerer und kleinerer Klavierſtücke, welche bei aller Formglätte und anſprechender Melodik doch des tieferen Gehaltes ermangeln und daher der Vergeſſenheit anheimfielen. Das gleiche Schickſal hatten auch Kalkbrenner's ſchriftſtelleriſche Arbeiten, ein „Abriß der Geſchichte der Tonkunſt“, eine „Theorie der Tonkunſt“ (erſtere 1792, letztere 1789 in Berlin erſchienen) und „Histoire de la musique“ (Paris 1802).
(*A. Tottmann.*)

KALKBRENNER (Friedrich), der Sohn von Chriſtian Kalkbrenner, war als Muſiker ungleich bedeutender als ſein Vater. Derſelbe gehörte zu den Hauptbegründern des modernen Klavierſpieles. In den Angaben ſeines Geburtsjahres ſowie des Geburtsortes herrſchen große Differenzen. Nach einigen Berichten wurde er 1784 in Caſſel, nach anderen im ſelben Jahre in Berlin, wieder nach anderen 1778 in Berlin geboren. Den glaubhafteſten Quellen zufolge iſt Kalkbrenner 1788 bei der Ueberſiedelung ſeiner Aeltern nach Berlin, auf der Reiſe von Caſſel dorthin, unweit der preußiſchen Reſidenzſtadt geboren. Den erſten Unterricht in der Muſik empfing der junge Kalkbrenner von ſeinem Vater; die weitere Ausbildung erhielt er auf dem pariſer Conſervatorium, in welches er 1798 eintrat, wo Catel in der Harmonielehre, Adam im Klavierſpiel ſeine Lehrer wurden. Er machte hier ſo bedeutende Fortſchritte, daß er bald zu den beſten Schülern der Anſtalt zählte und bei ſeinem Abgange in beiden Fächern den erſten Preis empfing. Nun begab ſich Kalkbrenner auf Kunſtreiſen und zwar zunächſt nach Deutſchland (Wien und Berlin), überall, wo er ſich hören ließ, infolge ſeines feinen, ausgeglichenen und jeder Schattirung fähigen Spieles die größten Erfolge erringend. Nichtsdeſtoweniger ließ er ſich an der bereits erworbenen Kunſtfertigkeit und an den dadurch errungenen Erfolgen nicht genügen. Hauptſächlich war es Clementi, den er auf ſeinen Reiſen gehört und kennen gelernt hatte, welcher durch ſein breites, tonvolles Spiel beſtimmend auf die weitere pianiſtiſche Entwickelung des jungen Virtuoſen einwirkte. Ebenſo unterzog ſich Kalkbrenner auf Haydn's Veranlaſſung bei Albrechtsberger in Wien nochmals eingehenden contrapunktiſchen Studien. Auch Hummel's feindurchdachte, anmuthige Vortragsweiſe blieb nicht ohne Einfluß auf den ſtrebſamen Künſtler. Ruhmgekrönt und bereits im Beſitze eines ſehr anſehnlichen Vermögens ging Kalkbrenner 1814 nach London und verweilte in der Themſeſtadt — einen alljährlichen Sommeraufenthalt auf ſeinem franzöſiſchen Beſitze Rambouillet abgerechnet — bis 1823. Hierauf beſuchte er, diesmal in Verbindung mit Moſcheles, abermals Deutſchland, ebenfalls allerwärts mit dem glänzendſten Erfolge concertirend. Nach dieſem ſeinem zweiten Triumphzuge kehrte Kalkbrenner nach Paris zurück und trat als Compagnon in die Pianofortefabrik von Pleyel ein, welche durch ſeine Theilhaberſchaft bald einen Weltruf erlangte und beiden Chefs ein bedeutendes Vermögen eintrug. Auch die letzten Concertreiſen durch Deutſchland (1833—34) ſowie durch Belgien (1836) waren von demſelben Erfolge gekrönt wie die früheren Concertreiſen Kalkbrenner's. Nach dieſer Zeit war Kalkbrenner nur noch in Paris als Lehrer und Concertſpieler thätig. Bei dem Ausbruche der Cholera flüchtete er ſich nach dem nahe gelegenen Enghien, wurde hier aber von der Krankheit ergriffen und am 10. Aug. 1849 durch den Tod ereilt. Zu ſeinen talentvollſten Schülern gehörten unter anderen die Herzogin Helene von Orleans, ferner Kathinka von Dietz, Camille Pleyel, Wilhelm John und Stamaty. Kalkbrenner lebte in glänzenden äußeren Verhältniſſen. Er war mit der Großnichte des Admirals, der Tochter des Generals d'Eſtaing vermählt. — Von Natur wohlwollend und theilnehmend gegen andere, zugleich durch den ſteten Verkehr in den feinſten Cirkeln der Geſellſchaft ſelbſt zum feinen Weltmann geworden, fanden alle Künſtler, namentlich ſeine deutſchen Landsleute, ſtets einen liebenswürdig entgegenkommenden, nicht ſelten auch helfenden Rathgeber und Freund in Friedrich Kalkbrenner. Wie ſein Weſen als Menſch, ſo waren auch ſeine Leiſtungen als Virtuos und Componiſt, liebenswürdig und gewinnend, ohne dabei Anſpruch auf bedeutende Tiefe und Genialität erheben zu können. Kalkbrenner ſchrieb gegen 150 Werke, von denen als die hervorragendſten namhaft gemacht ſeien: die Klavierſchule, ſowie die das Supplement dazu bildenden Etüden, das D moll Concert, das Concert für zwei Pianoforte in C dur, die Phantaſie „Le rêve“, einzelne Rondos, die Sonaten Op. 4, 13, 35 und 42, und von Enſemblewerken: das Quintett Op. 81, das Sextett Op. 58 und namentlich das Septett Op. 15.

Der Sohn Friedrich Kalkbrenner's, Arthur Kalkbrenner, war ebenfalls Pianiſt. Er ſtarb zu Paris im Januar 1869 (nach einer anderen Angabe 1868) und ſetzte ſeinem Edelſinne ein ſchönes Denkmal, indem er der Geſellſchaft der Muſiker, welche Baron von Taylor gründete, laut Teſtament ein Kapital von 120,000 Frcs. überwies. (*A. Tottmann.*)

KALKMILCH, Verbindung gut gebrannten Weißkalks mit Waſſer, dient zur Bereitung des Syrups aus Kartoffeln und des Syrups und Zuckers aus Runkelrüben, wird bereitet, indem man 1 Kilo weißen, gut gebrannten Kalk mit einem halben Kilo lauwarmen Waſſers begießt, ſobald der Kalk zu Pulver zerfallen iſt, noch 10 Liter Waſſer dazu gießt, und zuletzt alles gut durcheinander miſcht. Eine andere Art Kalkmilch beſteht aus 1 Theil gelöſchtem Kalk, aufgelöſt in 12 Theilen Waſſer, und dient dazu, die Flechten und Mooſe an den Obſt-

Digitized by Google

Bäumen zu zerſtören. Dieſe Flüſſigkeit muß aber ſofort nach ihrer Bereitung verwendet werden. Man beſprengt mit ihr mittels einer Gießkanne die Flechten und Mooſe, wodurch die grüne Farbe derſelben dunkler und, wenn die Sonne eine Zeit lang darauf geſchienen hat, braun wird. Sie ſchrumpfen dann zuſammen und fallen nach einigen Monaten von ſelbſt ab. Die beſte Zeit zur Anwendung dieſes Mittels iſt der Spätherbſt, wenn das Laub abgefallen iſt, oder das Frühjahr, ehe die Knoſpen zu treiben anfangen. (*William Löbe.*)

**KALKSPAT**, Calcit, — Mineral aus kohlenſaurem Kalk beſtehend, von der chemiſchen Formel $Ca\,CO_3 = CaO . CO_2$; mit 44 Procent Kohlenſäure und 56 Procent Kalk, meiſtens aber mit mehr oder weniger kleinen Beimiſchungen der iſomorphen Carbonate der Magneſia (Uebergang zum Dolomit) und des Eiſenoxyduls, auch Mangans oder Zinks. — Das Kryſtallſyſtem des Kalkſpats iſt das rhomboëdriſche, deſſen Formen geometriſch als die Halbflächner, Hemiëdrien, des hexagonalen zu betrachten ſind. Hauptſächlich ſind es Rhomboëder, Skalenoëder, ſechsſeitige Säulen oder Tafeln, welche theils einzeln, theils in Combinationen die formenreiche Reihe dieſes Minerals bilden. Bis 1874 waren durch Descloizeaux über 170 verſchiedene einfache Kryſtallformen des Kalkſpats bekannt. Alle dieſe Formen haben vermöge der ſehr vollkommenen Spaltbarkeit des Kalkſpats nach dem ſogenannten Grundrhomboëder R die Eigenſchaft, beim Zerſchlagen in rhomboëdriſche Spaltſtücke zu zerfallen, deren Polkantenwinkel 105° 8' betragen. Zwillingsverwachſungen ſind ziemlich häufig, nach verſchiedenen Geſetzen, zum Beiſpiel ſehr gern nach einer Fläche des erſten ſtumpfen Rhomboëders, — $\frac{1}{2}$ R; durch oftmalige Wiederholung dieſer Bildungen, die polyſynthetiſche Zwillingsbildung, entſteht auf gewiſſen Flächen parallele Streifung, die zum Beiſpiel ſehr gut an vielen aus Kryſtallkörnern zuſammengeſetzten Marmorarten zu beobachten iſt. — Härte 3 (Nummer 3 in der Mohs'ſchen Härteſcala); ſpecifiſches Gewicht 2,6—2,8, der reine waſſerhelle Kalkſpat 2,72. Das Mineral iſt in der reinſten Varietät, dem wegen ſeiner ſtarken Doppelbrechung des Lichtes ſo genannten isländiſchen Doppelſpat, farblos, waſſerklar; in anderen wird es weiß, grau oder in faſt allen Farben gefärbt. Es zeigt Glasglanz und in manchen Fällen auf gewiſſen Flächen Fett- oder auch Perlmutterglanz. Vor dem Löthrohr unſchmelzbar, brennt er ſich kauſtiſch, mit Salzſäure benetzt brauſt er lebhaft ſchon in der Kälte und löſt ſich vollſtändig auf. — Der isländiſche Doppelſpat findet wegen ſeiner ausgezeichneten negativen Doppelbrechung zu optiſchen Inſtrumenten (Nicol'ſche Prismas u. ſ. w.) Verwendung. — Außer den frei auskryſtalliſirten oder doch deutlich individualiſirten Varietäten (eigentlicher *Kalkſpat*, beſonders ſchöne Vorkommniſſe u. A.: Andreasberg, Freiberg, Tharand, Cumberland) bildet der Kalkſpat auch faſerige und ſtängelige Maſſen (*Faſerkalk*) und körnige bis dichte Varietäten (*Kalktuff*, *Kalk-Sinter*, *Kalkſtein*). Mit mechaniſchen Beimengungen von Quarzſand bildet er den ſogenannten kryſtalliſirten Sandſtein von Fontainebleau in Frankreich. — Der Kalkſpat findet ſich faſt nur als ſecundäres Product der chemiſch-geologiſchen Agentien, indem das circuiirende Waſſer den ſich durch die mannichfaltigſten Zerſetzungs- und Auflöſungsproceſſe von Mineralien und Geſteinen bildenden kohlenſauren Kalk mit ſich führt und an geeigneten Stellen als Kalkſpat wieder abſetzt. Daher finden ſich die Kalkſpat-Kryſtalle oder -Aggregate hauptſächlich in Hohlräumen von Geſteinen als Mandel- oder Druſenausfüllungen, als ſecundäre acceſſoriſche Mineralien in Eruptivgeſteinen, ferner auf kleinen oder großen Spalten und Klüften als Adern oder Begleitmineral auf den Erzgängen, in den Höhlen der Kalkſteingebirge als Stalaktiten, Stalagmiten und anderen Sinterbildungen, oder endlich an Quellen als Kalktuff mit den mannichfachen Incruſtaten. Aus demſelben Grunde erklärt ſich das häufige Vorkommen des Kalkſpats in Form von Pſeudomorphoſen nach anderen Mineralien und umgekehrt die vielen Pſeudomorphoſen nach Kalkſpat. Ebenſo das Auftreten des Kalkſpats als Verſteinerungsmaterial von Hölzern, von Korallen, Conchylien u. a. m., hierbei ſtellt oft eine ſolche Verſteinerung (zum Beiſpiel ein Seeigelſtachel) ein einheitliches kryſtalliniſches Individuum dar.

Die kryſtalliniſchen *Aggregate* von Kalkſpatindividuen bilden den

*Kalkſtein*, der bald grobkryſtalliniſch, bald feinkörnig, bis ganz dicht iſt, und auch durch verſchiedene Beimengungen ein ſehr wechſelndes Aeußeres erlangt. Die mehr oder weniger deutlich kryſtalliniſch-körnigen Varietäten von weißer, grauer bis ſchwarzer Farbe, oft gebändert und geflammt, werden als *Marmor* bezeichnet und zu Bildhauerarbeiten, Monumenten und allerhand Utenſilien benutzt. Dieſer kryſtalliniſche Kalkſtein, auch Urkalk genannt, findet ſich hauptſächlich im Gebiete der archäiſchen Formationsgruppe. Die mehr oder weniger dichten Abarten, die ſich aber unter dem Mikroſkop immer noch als kryſtalliniſch zu erkennen geben, bilden in ihren verſchiedenen Modificationen den gemeinen *Kalkſtein*, der grob oder fein geſchichtet, oft ganz dünnplattig iſt, und ſtellenweiſe ungemein reich iſt an Verſteinerungen. Er findet ſich auf der ganzen Erde verbreitet und in allen Sedimentärformationen. Man verwendet ihn als Bauſtein und in gebranntem Zuſtande zu Mörtel, ferner zur Düngung. Bei einer Beimengung von 25—30 Procent Thon iſt er beſonders zu hydrauliſchem Mörtel und Cement brauchbar. Solchen durch mehr oder weniger Thonbeimengung verunreinigten Kalkſtein nennt man *Mergel*. Eine Beimengung von kohlenſaurer Magneſia gibt den *dolomitiſchen Kalkſtein*. Ein ſehr feinkörniger, faſt dichter, dünnplattiger, mergeliger Kalkſtein iſt der für die Lithographie ſo werthvolle ſogenannte Solenhofener Schiefer. Ein mit Bitumen gemengter Kalkſtein iſt der *Stinkſtein*, der beim Zerſchlagen unangenehm riecht. Die *Kreide* iſt eine erdige Maſſe von Kalktrümmern mit maſſenhaften Schalen von Foraminiferen und zerbrochenen Schalenreſten anderer Thiere. *Bergmilch* oder Montmilch nennt man eine zerreibliche weiße Maſſe von hauptſächlich kohlenſaurem Kalk, die

Digitized by Google

als Ausblühung oft die Oberfläche kalkreicher Geſteine bedeckt. Als Structurvarietät unterſcheidet man noch den Rogenſtein oder oolithiſchen Kalk. (*E. Geinitz.*)

KALKSTEIN, ein altes adeliges Geſchlecht, das, aus Schleſien ſtammend, ſich nach der Lauſitz, auch nach Polen und Preußen wendete. Die Zweige in polniſchen Landen behielten nur zum Theil den alten Namen bei, theils nahmen ſie Beſitznamen an, ſo nach Kobylin bei Gneſen: „Kobilinski", nach Oslowo bei Schwetz: „Oslowski", ein dritter Zweig, „Stolinski." Die Lauſitziſche Linie erloſch, während der Stamm in Polen und Preußen zu großer Blüte gedieh. Des letzteren Stammvater, Chriſtian von Kalkſtein, wurde im Beginn des 15. Jahrh. vom Deutſchen Orden für erſprießliche Dienſte mit dem Dorfe Wogan belehnt. Aus ſeiner Ehe mit einer von Trauttmansdorff hinterließ er mehrere Kinder. Einer ſeiner Nachkommen, Albrecht von Kalkſtein (geb. 1592, geſt. 1670), erwarb 1645 die bedeutenden Güter Knauten, Mühlhauſen, Romitten und Jeſan und machte ſich als kurſächſiſcher Generallieutenant und Oberkammerherr bekannt. Deſſen Sohn iſt Chriſtian Ludwig von Kalkſtein, kurbrandenburgiſcher Oberſt und Chef eines Regiments zu Pferde, auch Amtshauptmann zu Oletzko, der ſeines traurigen Geſchickes halber das Mitgefühl ſeiner Zeitgenoſſen in Anſpruch nahm. Schon in jungen Jahren ſeiner hervorragenden geiſtigen und körperlichen Eigenſchaften wegen zum Oberſten über 1000 Mann Fußvolk und 600 Dragoner ernannt, misbrauchte er ſeine Stellung durch despotiſche Strenge auf mancherlei Art, ſodaß ſich ſein Kriegsherr ſchließlich genöthigt ſah, ihn dieſer Stelle zu entheben. Chriſtian Ludwig, Rache im Herzen, fand bald Gelegenheit, dieſe zu bethätigen. Bei der Huldigung des Kurfürſten als ſouveränen Herzogs in Preußen ſuchte er die preußiſchen Landſtände zu überreden, dem Kurfürſten Bedingungen vorzuſchreiben, intriguirte in jeder Weiſe gegen ihn und ging ſo weit, im Hinweis auf ſeine polniſchen Beziehungen ſeinem Herrn mit Einfall von polniſchen Kriegsvölkern zu drohen, wobei er Preußen mit Feuer und Schwert verwüſten wolle. Hierüber wurde ihm der Proceß gemacht und er zu lebenswierigem Gefängniß verurtheilt. Auf Fürbitte der Kurfürſtin, als ſie ihrem erſten Prinzen, Philipp Wilhelm, das Leben gegeben, wandelte ihr Gemahl dieſe Strafe in eine Geldbuße von 10,000 an den Fiscus zahlbaren Thalern, deren eine Hälfte ſogleich zu erlegen war; auch mußte ſich Kalkſtein eidlich verpflichten, ohne Erlaubniß des Kurfürſten ſich nicht von ſeinen Gütern zu entfernen. Allein kaum hatte Michael Korybut den polniſchen Thron beſtiegen, ſo begab ſich Chriſtian Ludwig nach Warſchau, wo er aus der Zeit ſeiner dienſtlichen Stellung (er war vorübergehend auch polniſcher Oberſt geweſen) viele Freunde, auch Verwandte am Hofe ſelbſt beſaß. Sofort machte er ſeinem Haſſe gegen den Kurfürſten Luft, indem er auf Umſtoß des ſogenannten Wehlauer Tractats hinſtrebte, ſodaß das Herzogthum Preußen nur als ein polniſches Lehn dem Kurfürſten gegeben werden könne. Dieſer, im höchſten Grade erbittert, ließ durch ſeinen Reſidenten, Euſebius von Brand, die Auslieferung des Kalkſtein fordern, wurde aber abgewieſen. Ein eigenhändiger Brief an den König Michael, dem die Proceßacten des inzwiſchen als Rebellen und Meineidigen zum Tode verurtheilten Chriſtian Ludwig beilagen, hatte keinen beſſern Erfolg. Der König ſchützte die Verfaſſung des Reiches vor, die ihm nicht erlaube, einen ehemaligen Staatsdiener und Gutsbeſitzer auszuliefern; ja er ernannte nicht lange darauf, nachdem ihm Kalkſtein Briefe von den preußiſchen Landſtänden mit der Bitte ihnen das brandenburgiſche Joch wieder abzunehmen überbracht hatte, dieſen zu ſeinem Kammerherrn, Oberſten über ein Regiment Cavalerie, zum Landboten auf dem Reichstage und verſah ihn überdies mit den kräftigſten Schutzbriefen. — Als Antwort hierauf gab der Kurfürſt von Brandenburg ſeinem Reſidenten die bündigſte Weiſung, ſich der Perſon des Kalkſtein in heimlicher Weiſe mit Gewalt zu bemächtigen und ohne Aufſehen auf preußiſchen Boden bringen zu laſſen. Zu dieſem Zwecke wurden dem Herrn von Brand ein Offizier und mehrere Soldaten in bürgerlichem Kleide nach Warſchau geſendet, denen es mit Brand's Hülfe und zwar in deſſen eigenem Hauſe gelang, ſich des ihnen gewordenen Auftrags zu entledigen. An Händen und Füßen gebunden, den Mund verſtopft, wurde Kalkſtein in Tapeten gewickelt und ſo als Ballen in einem geſchloſſenen Wagen nach Preußen geführt, dort auch ohne langen Aufſchub zu Memel im Jahre 1672 enthauptet. König Michael von Polen ließ ſich dieſes Gewaltſtreiches wegen nur ſchwer beruhigen; Euſebius von Brand verſuchte dies durch eine eigene Schrift: „Ludovici Kalkstein mores et fata" betitelt.

Von berühmten Männern des Geſchlechts ſind ferner zu erwähnen: Chriſtoph Wilhelm von Kalkſtein, preußiſcher General-Feldmarſchall, Gouverneur der Feſtung Glogau, Chef eines Regiments zu Fuß, Johanniter-Ritter, ſowie Ritter vom Schwarzen Adler. Er war im Jahre 1682 als Sohn des Chriſtoph Albrecht von Kalkſtein auf Knauten und Wogan, Majors der polniſchen Kronarmee und der Maria Agnes geborenen von Lehwald a. d. H. Otlau geboren. Seine militäriſche Laufbahn begann er in heſſiſchen Dienſten, wo er den Erbprinzen Friedrich von Heſſen-Caſſel (den nachmaligen König von Schweden) als Adjutant im ſpaniſchen Erbfolgekrieg begleitete und vorzüglich in der Schlacht bei Malplaquet Proben ſeiner Tapferkeit ablegte. Im Jahre 1715 gelegentlich der Belagerung von Stralſund lernte ihn König Friedrich Wilhelm I. von Preußen kennen, gewann ihn für ſeinen Dienſt und übertrug ihm eine Oberſtlieutenantſtelle. Bald darauf zum Oberſten und 1719 zum Unterhofmeiſter beim Kronprinzen ernannt, bekleidete er ſeinen Poſten bis 1729. Als Commandeur des Butowsky'ſchen Regiments wurde er 1731 nach Caſſel zum König von Schweden geſendet, ihm zur Ankunft in ſeinen deutſchen Staaten Glück zu wünſchen, zugleich aber den König zu beſtimmen, den Theil der heſſiſchen Truppen, welcher bisher im engliſchen Solde geſtanden, nun aber zur Hälfte abgedankt werden ſollte, der preußiſchen Armee zu überlaſſen. Kalkſtein führte dieſe Miſſion bei ſeinem

Digitized by Google

alten Herrn zur Zufriedenheit des neuen Kriegsherrn aus und wurde 1733 zum Generalmajor und 1741 zum Generallieutenant befördert. Als ſolcher befehligte er bei Molwitz den linken Flügel und bald darauf, nachdem ſeine hier erhaltenen Wunden geheilt, leitete er die Belagerung von Brieg mit ſo gutem Erfolge, daß ſich die Stadt binnen acht Tagen ergeben mußte und 66 Kanonen und 8 Mörſer der Beute Lohn betrug. Hierfür mit dem Orden vom Schwarzen Adler belohnt, erhielt er gleichzeitig das Gouvernement von Groß-Glogau und 1743 die Droſtei Dinslaken im Herzogthum Cleve. Er focht faſt in allen Schlachten der Schleſiſchen Kriege, mit beſonderer Auszeichnung bei Hohenfriedberg und Soor, und wurde ſchließlich 1747 mit dem Marſchallſtabe belohnt. Sein am 2. Juni 1759 erfolgter Tod ſetzte weiterem Wirken ein Ziel. — Sein jüngſter aus der Ehe mit Chriſtophora Lucretia Brand von Lindau erzeugter Sohn Ludwig Karl von Kalkſtein trat in die Fußſtapfen des Vaters, errang auch deſſen ſämmtliche Titel und Würden. Geboren zu Berlin am 6. März 1725 erhielt er eine vorzügliche Erziehung, lenkte bereits im Böhmiſchen Feldzuge 1742 die Aufmerkſamkeit des Feldzeugmeiſters Grafen von Schmettau auf ſich, wurde 1752 zum Premier-Lieutenant, 1758 zum Capitän befördert. Als Major beim Ueberfall von Anclam gefangen genommen, erhielt er nach 14 Tagen die Freiheit wieder, unterſtützte den General von Belling bei ſeinen Unternehmungen in Pommern, wurde nach deſſen Abzuge von ſchwediſcher Cavalerie überfallen und nach der tapferſten Gegenwehr mit ſeiner Compagnie bei Taſchenberg in der Ukermark abermals gefangen, nach Schweden geführt, jedoch nach einigen Monaten wieder ausgewechſelt. Jetzt erhielt er ein Grenadier-Bataillon bei der Armee des Prinzen Heinrich in Sachſen und befehligte beim Einmarſch in Böhmen die Avantgarde, leitete den erſten Angriff auf die teplitzer Anhöhe, verlor dabei ein Pferd unterm Leibe, gerieth aber dadurch zum dritten mal für einige Monate in Gefangenſchaft. Das Jahr 1767 brachte ihm die Beförderung zum Oberſtlieutenant, 1777 zum Oberſt, 1782 zum Regiments-Commandeur und 1783 zum Generalmajor. König Friedrich Wilhelm II. wollte ihm nicht minder wohl und verlieh ihm bald nach ſeiner Thronbeſteigung eine Präbende des Domſtifts zu Magdeburg ſowie die Würde eines Generallieutenants und Chefs eines Infanterie-Regiments. Ein neues Feld ſeiner Thätigkeit und weiteren Ruhmes eröffnete ſich ihm in der Rhein-Campagne. Die Anerkennung für ſeine dort bewieſene Auszeichnung wurde ihm im höchſten Orden der preußiſchen Krone, dem Schwarzen Adler, ſowie im Marſchallſtabe zutheil. Ludwig Karl von Kalkſtein ſtarb 1800 zu Magdeburg als Gouverneur der dortigen Feſtung. Obgleich zweimal und zwar mit Henriette Auguſte von Borke (des preußiſchen Miniſters Tochter), dann mit einer geborenen von Weyring vermählt, hat er Kinder nicht hinterlaſſen. Seine beträchtlichen Güter, als Wogan, Romitten u. ſ. w., kamen an Vettern ſeines Namens, Knauten dagegen an weibliche Verwandte.

Das Wappen der Kalkſtein zeigt im ſilbernen Schilde drei rothe Balken; auf dem Helme zwei wie der Schild gezeichnete Büffelhörner; die Helmdecken: roth-ſilber.

(*H. v. Borwitz u. Harttenstein.*)

**KALKUTTA**, Hauptſtadt des britiſchen Kaiſerreiches Indien. Dieſe prächtige Stadt, deren Anfang zu Ende des 17. Jahrh. drei Dörfer aus Erdhütten waren (ſ. Calcutta), hat ſich in kurzer Zeit ſo rieſig entwickelt, daß ſie mit ihren vier Vorſtädten jetzt 800,000 Einwohner zählt. Der centrale Theil, das eigentliche Kalkutta, hatte 1876 ſchon 429,535 Einwohner, und ſein Seehandel belief ſich 1875 auf 54½ Millionen Pfund Sterling, natürlich mit jährlichen Schwankungen. Nimmt man als mittlere Zahl 52 Millionen an, dann kommen davon 31 auf die Ausfuhr und 21 auf die Einfuhr.

Im J. 1834 iſt der General-Gouverneur von Bengal (ſprich Bengol) zum General-Gouverneur von Indien erhoben, und 1854 ein unter dieſem ſtehender Lieutenant-Gouverneur von Bengal ernannt worden. Somit iſt Kalkutta ſeitdem ſowol Sitz der höchſten als auch der Provinzialregierung, jede mit ihrer eigenen Reihe von Beamten. Das Regierungsgebäude, die amtliche Reſidenz des General-Gouverneurs, jetzt Vicekönigs von Indien iſt ein prächtiges Bauwerk, 1804 von Lord Wellesley nördlich vom Fort und dem großen Park, Maidan genannt, aufgeführt. Die amtliche Reſidenz des Lieutenant-Gouverneurs von Bengal iſt das ſogenannte Belvedere in der ſüdlichen Vorſtadt Alipur. Durch Verbeſſerungen und Waſſerzufuhr iſt Kalkutta jetzt eine der geſündeſten Städte Indiens. Die drei Ausläufer des Ganges, welche ſich vereinigen, um den Mündungsarm Hugli zu bilden, die ſogenannten Nadija-Flüſſe, werden durch angeſtrengte Ingenieurarbeiten offen erhalten; und noch mehr geſchieht für den Fluß unterhalb Kalkuttas. 1853 lautete das Urtheil dahin, daß das Flußbett ſich ſehr verſchlechtere und verſchlamme, ſodaß man vorſchlug, an dem anderen Matla genannten Mündungsarme einen Hülfshafen anzulegen; indeß iſt ſeitdem jede erdenkliche Hülfe für die Verbeſſerung im Gange, und namentlich arbeiten unabläſſig rieſige Bagger, ſodaß der Hafen ſelbſt für die größten, acht Meter tief gehenden Seeſchiffe offen erhalten wird.

Die Zählung von 1872 ergab für die Stadt 447,601 Einwohner; für die „Suburbs von Kalkutta" genannte Municipalität 257,149 Einwohner; für die „Nord-Suburban-Stadt" genannte Municipalität 27,263; für die „Süd-Suburban-Stadt" 62,632 Einwohner; für Haurah (Howrah) auf der andern Flußſeite 97,784 Einwohner: in Summa 892,429. Eine richtigere Zahl, 794,645, ergab wol die Zählung von 1876. — Die Fläche wurde beſtimmt zu 0,376 geogr. □Meilen oder 20,72 □Kilometer. Man zählte 38,864 Häuſer, 291,194 Hindus, 133,131 Mohammedaner, 869 Buddhiſten, 21,356 Chriſten, 1051 anderen Bekenntniſſes. Männlichen Geſchlechtes waren 299,857, weiblichen 147,744; auf jedes Haus kamen etwa 11 Perſonen. 1876 zählte man in Kalkutta



Digitized by Google

409,036, im Fort William 2803, im Hafen von Kalkutta 17,696, in Summa 429,535. Die Länge der Straßen betrug 32,3 geogr. Meilen oder 240 Kilometer. Das Municipal-Einkommen belief ſich 1877 auf 285,692, die Ausgaben auf 289,844 Pfund Sterling; Abgaben per Kopf 11 Shilling 4¾ Pence.

Das Syſtem der Waſſerverſorgung datirt von 1865; die Werke liefern täglich der Stadt mehr als 6 Millionen Gallons Waſſer, welches von Paltá an der Hugli, etwa 25,6 Meilen oberhalb Kalkuttas, kommt. Drei Dampfmaſchinen zu 50 Pferdekraft ſaugen das Waſſer auf und führen es in 6 Baſſins, 150 und 75 Met. meſſend; hier ſteht es 36 Stunden und geht dann zu den 8 Filtern, jeder 60 und 30 Met. meſſend. Die Werke koſten 525,432 Pf. Sterl.; 1870 wurden ſie beendet; die unter den Straßen liegenden Röhren meſſen 160 Kilom. in der Länge; 1874 führten ſie das Waſſer in 8159 Häuſer. Die noch nicht ganz vollendeten unterirdiſchen Abzugskanäle haben 1874 620,000 Pf. Sterl. gekoſtet. Leichen dürfen nicht mehr in den Fluß geworfen werden, und die Begräbnißorte und Verbrennungs-Ghats ſtehen unter Aufſicht. Aller Koth und Unrath wird auf einer beſonderen Eiſenbahn nach dem Salzſee abgeführt. Eine Gas-Compagnie erleuchtet die Stadt durch 2723 Gas- und 730 Oellampen. Die Löſchmannſchaft hat zwei Dampf- und fünf Handſpritzen und koſtet jährlich 2000 Pf. Sterl. Die Polizei beſtand 1873 aus 4 Oberaufſehern, 155 niederen Beamten, 1292 Conſtables und 6 reitenden Conſtables; jährliche Koſten 41,227 Pf. Sterl., wovon die Regierung ein Viertel bezahlt. Einſchließlich der Flußpolizei, Regierungsgarde u. ſ. w. ſteigt die Zahl auf 2313 Mann; davon Europäer etwa 50.

1873 hatte Kalkutta 3 Regierungscolleges, nämlich das 1855 gegründete Präſidentſchaftscollege mit 709 Zöglingen; das 1824 gegründete Sanſkritcollege mit 26 Zöglingen, von denen 17 Brahmanen; das 1781 gegründete Kalkutta-Madraſa oder Mohammedcollege mit 528 Zöglingen. Die fünf aus Miſſionsmitteln gegründeten, von der Regierung unterſtützten Colleges hatten 305 Zöglinge. Die Zahl der Schulen des Erziehungs-Departements war 260 mit 19,445 Schulkindern, 157 für Knaben mit 16,155, 103 für Mädchen mit 3290 Zöglingen. 36 Schulen lehren 9445 Knaben Engliſch, 121 unterrichten 6620 Knaben in der Landesſprache, 99 lehren 3244 Mädchen in der Landesſprache; in 4 Seminaren wurden 90 Volkslehrer und 46 Lehrerinnen unterrichtet. Von allen Zöglingen waren 47,7 Proc. Hindus, 13,5 Proc. Chriſten, 2,6 Proc. Muſulmanen, 36,2 Proc. waren ungewiß. Die Koſten beliefen ſich auf 25,011 Pf. Sterl., wovon die Regierung 9160 Pf. Sterl. zahlte. Die Regierungs-Kunſtſchule beſuchten 1872—74: 94 Studenten, wovon 88 Hindus, 4 Muſulmanen und 2 Euraſier waren. Kalkutta hat auch eine wichtige Medicinalſchule oder Medicinalcollege mit großem Hoſpitale.

Die wohlthätigen Inſtitute ſind: das Medicinalcollege-Hoſpital, das Haupt-Hoſpital, das nur für Eingeborene beſtimmte Mayo-Hoſpital, das ſtädtiſche Armen-Hoſpital und kleinere. Das Haupt-Hoſpital iſt faſt allein für Europäer beſtimmt. Die Regierung zahlt über 30,000 Pf. Sterl. 1872—73 wurden 251,039 Kranke behandelt, wovon 20,805 in den Hoſpitälern (64,9 Proc. Männer, 16,3 Proc. Frauen, 18,8 Proc. Kinder.) An der Cholera ſtarben unter 1000: 484,3. 1873 ſtarben 11,557 oder 25,83 pro mille. Die meiſten ſtarben im November, December und Januar, die wenigſten im Juni und Juli; unter den Chriſten ſtarben 31,5, unter den Hindus 26,1, unter den Muſulmanen 24,7.

Die mittlere Temperatur iſt 26,1° C.; innerhalb der letzten 18 Jahre iſt die höchſte Temperatur im Schatten 41,1°, die niedrigſte 11,5° C. geweſen. Das Extrem iſt alſo etwas über 11,7°, während die mittlere Temperatur des December und Mai, des kälteſten und des wärmſten Monats, 20,3° und 29°,4 iſt. Der ungefähre Regenfall während 36 Jahren iſt 1676 Millim.; der höchſte iſt 1871 geweſen, nämlich 2370 Millim., der niedrigſte 1837, nämlich 1107 Millim. Der meiſte Regen fällt zwiſchen Juni und October. — Kalkutta hat von periodiſchen Cyklonen oder Wirbelſtürmen zu leiden. Der ſtärkſte vorgekommene Druck des Windes betrug 50 Pfund auf den engliſchen □Fuß. In den Stürmen von 1864 und 1867 iſt der Windmeſſer fortgeweht worden. In Kalkutta und den Vorſtädten wurden am 5. Oct. 1864 beim Sturme 49 Perſonen getödtet und 16 verwundet; 102 Ziegelhäuſer wurden zerſtört und 563 ſchwer beſchädigt; 40,698 Ziegel- und Strohhütten wurden ganz fortgeriſſen. Die Verwüſtung unter den Schiffen im Hafen übertraf jede frühere: von 195 Schiffen blieben 23 unverletzt, und 31, von etwa 27,653 Tons, wurden völlig zu Wracks.

Der Hafen, 16 Kilom. längs der Hugli, mit einer Breite von etwa 230 Meter und mit 169 Ankerſtellen, ſteht unter einer Körperſchaft von 9 Europäern, die den Titel führen „Commiſſäre für Hafenverbeſſerungen". Dieſe beſteht ſeit 1870; ſie hat auch die Aufſicht über die ſeit 1874 beendete ſchwimmende oder Schiffbrücke, welche nach dem bei Haurah liegenden Ende der Eiſenbahn führt; zu beſtimmten Stunden wird ſie den Schiffen geöffnet. 1875 wurden in 41 Wochen 7593 Pf. Sterl. eingenommen; die Koſten der Brücke betrugen 220,000 Pf. Sterl. — 1873 auf 1874 war die geſammte Einnahme der Hafencommiſſäre 114,709 Pf. Sterl., die Ausgabe 78,260 Pf. Sterl. An Kapital waren bis dahin aufgewendet 580,339 Pf. Sterl., einſchließlich einer Schuld von 400,123 Pf. Sterl. Im J. 1727 wurde die geſammte Schiffahrt auf 10,000 Tons geſchätzt, 1759 ſegelten 30 Schiffe von Kalkutta mit etwa 3964 Tons Laſten. Während der 11 Monate bis April 1812 belief ſich Ausfuhr nebſt Einfuhr auf 9½ Millionen Pf. Sterl., bewirkt durch 600 Schiffe von 150,000 Tons. 1861—62 war die Zahl der ein- und ausgegangenen Schiffe 1793, mit einer ungefähren Tonnage von 1,337,632 Tons; 1873—74 waren es 1927 Schiffe von 2,437,447 Tons.

Der Werth der Ein- und Ausfuhr war folgender:

Digitized by Google

| | Ein- und Ausfuhr | Zölle |
|---|---|---|
| 1820—21: | 10,454,910 Pf. Sterl. | 151,817 Pf. Sterl. |
| 1830—31: | 8,756,382 „ „ | 121,321 „ „ |
| 1840—41: | 15,202,697 „ „ | 495,515 „ „ |
| 1850—51: | 18,754,025 „ „ | 1,038,365 „ „ |
| 1860—61: | 31,794,671 „ „ | 2,270,654 „ „ |
| 1870—71: | 49,316,738 „ „ | 3,548,926 „ „ |
| 1874—75: | 54,288,555 „ „ | |

Baumwollwaaren wurden 1824 ein wichtiger Einfuhrartikel; Leinſaat wurde zuerſt 1835 ausgeführt; die Ausfuhr von Jute in großem Maßſtabe datirt von 1860, die des Thees von 1864. 1870—71 waren die Hauptartikel der Einfuhr und Ausfuhr und ihre Werthe folgende:

Einfuhr:

| Artikel | Werth |
|---|---|
| Kleidung | 186,767 Pf. Sterl. |
| Bier | 140,859 „ „ |
| Kohlen | 109,185 „ „ |
| Baumwollwaaren | 11,624,712 „ „ |
| Maſchinen | 194,198 „ „ |
| Metalle | 1,311,547 „ „ |
| Eiſenbahnmaterial | 710,357 „ „ |
| Salz | 652,632 „ „ |
| Gewürze | 150,150 „ „ |
| Spirituoſen | 162,635 „ „ |
| Wein | 214,191 „ „ |
| Holz | 156,903 „ „ |
| Wollenwaaren | 347,116 „ „ |
| Geld | 2,255,244 „ „ |
| Regierungsladungen | 981,557 „ „ |
| | 19,198,053 Pf. Sterl. |

Ausfuhr:

| Artikel | Werth |
|---|---|
| Baumwollwaaren | 811,825 Pf. Sterl. |
| rohe Baumwolle | 2,020,159 „ „ |
| Färbematerial | 153,113 „ „ |
| Korn und Gemüſe | 2,630,451 „ „ |
| Häute und Felle | 1,743,655 „ „ |
| Indigo | 2,285,202 „ „ |
| Jute | 2,585,390 „ „ |
| Jute-Manufacte | 664,898 „ „ |
| Lack | 194,576 „ „ |
| Metalle | 215,920 „ „ |
| Opium | 5,490,395 „ „ |
| Salpeter | 440,133 „ „ |
| Saat | 2,921,117 „ „ |
| Seide | 1,508,801 „ „ |
| Seidenwaaren | 244,076 „ „ |
| Gewürze | 215,018 „ „ |
| Zucker | 674,149 „ „ |
| Thee | 1,117,712 „ „ |
| Tabak | 152,716 „ „ |
| Wollenwaaren | 136,052 „ „ |
| Edelmetalle | 1,021,638 „ „ |
| Regierungsſchatz | 228,534 „ „ |
| | 27,455,530 Pf. Sterl. |

Der Landhandel wird theils mittels der Eiſenbahn, theils durch Waſſerverkehr vermittelt. Drei Eiſenbahnen enden in nächſter Nähe der Stadt. Die Oſtindiſche Eiſenbahn, deren Ende der Stadt gegenüber bei Haurah iſt, bringt die Producte aus den nordweſtlichen Provinzen und aus Behar und verbindet Kalkutta mit der Haupteiſenbahn der Halbinſel. Die Oſt-Bengal-Eiſenbahn und die Südoſtbahn enden bei Sialdah, einer öſtlichen Vorſtadt; die erſtere iſt eine wichtige Linie durch das Delta nach der Vereinigung des Ganges und Brahmaputra bei Goalanda, die jetzt nach Norden bis Dardſchiling fortgeſetzt iſt. Die Südoſtbahn iſt kurz und ſoll die Hauptſtadt mit Port-Canning, in den Sundarbans, verbinden. Die drei Hauptwaſſerlinien ſind 1) der Kalkuttakanal, eine Kette von Kanälen und Flüſſen rundum und durch die Sundarbans, zu allen Jahreszeiten offen, die Haupt-Verbindungslinie mit dem Ganges und Brahmaputra; 2) die Nadijaflüſſe, aus denen die Hugli wird, in den trockenen Jahreszeiten ſchwierig zu befahren; 3) die Midnapur- und Hidſchili-Kanäle, welche ſüdlich nach Oriſſa führen. Der wichtige Handel, welcher ſomit ſeinen Weg aus dem Innern nach Kalkutta findet, wurde außer Opium und Eiſenbahnmaterial, 1876—77 auf 26,671,090 Pf. Sterl. geſchätzt. Für 10 Millionen Pf. Sterl. wurde durch Boote aus dem Lande, $2\frac{1}{2}$ Millionen durch Flußdampfer, 10 Millionen durch die Oſtindiſche Bahn, 3 Millionen durch die Oſt-Bengal-Bahn und 1 Million Pf. Sterl. zu Lande herangebracht. Namentlich kamen aus dem Innern nach Kalkutta Reis für 3,570,000, Thee für 2,900,000, Jute für 2,490,000, Indigo für 2,390,000, Leinſaat für 1,980,000, Senfſamen für 1,020,000, Weizen für 1,290,000 und Seide für 1,130,000 Pf. Sterl. Die Ausfuhr aus Kalkutta ins Innere wurde 1876—77 zu 19,535,510 Pf. Sterl. geſchätzt; und zwar gingen Güter für $4\frac{1}{2}$ Millionen Pf. Sterl. durch Boote, für 800,000 durch Flußdampfer, für $11\frac{1}{2}$ Millionen auf der Oſtindiſchen Bahn, für $2\frac{1}{2}$ Millionen auf der Oſt-Bengalbahn, für 380,000 zu Lande. Die wichtigſte Ausfuhr aus Kalkutta in das Innere war 1876—77: europäiſche Baumwollwaaren für $10\frac{1}{2}$ Millionen Pf. Sterl., Salz für 3,430,000, europäiſcher Baumwolltwiſt für 1,124,000 Pf. Sterl. (Hunter.)

(*G. A. von Klöden.*)

KALLIERGES (Zacharias). Der Name dieſes gelehrten Buchdruckers erſcheint vielfach verdorben. Abgeſehen von unglaublichen Formen, wie Kalloergos, Kalierges, Kallergos, findet man am häufigſten Kalliergos oder in Deutſchland auch Calliergus. Er ſelbſt nennt ſich *Καλλιέργης*[1]); weil in ſeinen Drucken *ὑπὸ Ζαχαρίου Καλλιέργου* ſteht, hat man dieſen Genetiv falſch von Kalliergos hergeleitet. Die Griechen ſagten natürlich Kalliergis, daraus entſtand bei den Italienern Calliergi und dieſe Namensform haben auch die Franzoſen angenommen. Er ſtammte aus einer angeſehenen Familie und war auf Kreta in der an der Nordküſte gelegenen Stadt Rhethymna

1) Ritſchl, Thom. Mag. praef. p. XVIII.



Digitized by Google

(Retimo) geboren, woher auch Markos Muſuros ſtammte. Da die Inſel Candia damals den Venetianern gehörte, ſo iſt er nicht etwa ottomaniſcher Herrſchaft entflohen, ſondern freiwillig in die Hauptſtadt Venedig übergeſiedelt. Die Zeit wiſſen wir nicht. Er legte eine Druckerei an und wetteiferte in ſeinen Werken mit Aldus, fand auch wie dieſer an Carpi, ſo an ſeinem Landsmann Nikolaos Blaſtos die freigebigſte Unterſtützung. 1499 im Juli erſchien das Etymologicum magnum, dieſes typographiſche Meiſterwerk, das in ſeiner Ausſtattung mit rothem Titel und ähnlichen kunſtvollen Initialen (die ſogar in einigen Exemplaren vergoldet ſind) die ſauberen Handſchriften byzantiniſcher Kalligraphen treu darzuſtellen bemüht iſt. In wie weit die *παραίνεσις τῆς λαμπροτάτης τε καὶ σωφρονεστάτης κυρίας Ἄννης θυγατρὸς τοῦ πανσεβαστάτου καὶ ἐνδοξοτάτου κυρίου Λουκᾶ Νοταρᾶ ποτε μεγάλου δουκος τῆς Κωνσταντινουπόλεως* dabei eingewirkt hat, läßt ſich nicht ermitteln; wir wiſſen nur, daß nach dem tragiſchen Ende des Notaras und ſeiner Söhne 1453 die Mutter mit ihrer Tochter aus Conſtantinopel entkommen ſind und in Venedig ſich niedergelaſſen haben.[2]) Muſuros hat in den auf dem Titel ſtehenden Verſen die Kunſt ſeines Landsmannes in der Herſtellung der Typen geprieſen, das Opfer des Kreters, der die Koſten hergegeben hat, und ſchließlich die Griechen überhaupt, denen man die erſten griechiſchen Typen verdankt.[3]) In der Vorrede ſagt er, daß man ſeit ſechs Jahren, alſo ſeit 1493, ſich mit der Herſtellung abgegeben habe. Wenn er ſchließlich auch den lobt, der das ſchwierige Werk der *διόρθωσις* auf ſich genommen, ſo darf dabei man ſchwerlich an Muſuros ſelbſt denken, zumal dieſer von ſich nicht in der dritten Perſon geredet haben würde. Kallerges war gewiß zu ſolcher Compilation befähigt.[4]) In gleicher Ausſtattung erſchien noch in demſelben Jahre Simplikios zu den Kategorien des Ariſtoteles. Auf Koſten des Blaſtos erſchienen 1500 die *Θεραπευτικὴ μέθοδος* des Galen, das vierzehnte Buch dieſes Schriftſtellers, zu dem Muſuros die Handſchriften für Kallerges beſorgt hatte, und die erſte Ausgabe des Commentars, welchen Ammonios Hermeias zu den *πέντε φωναί* des Porphyrios geſchrieben. Seitdem ruht die Thätigkeit des Kallierges einige Jahre; vermuthlich war Blaſtos geſtorben und damit die Quelle verſiegt. Sicherlich erſcheint auf den beiden Drucken aus dem Jahre 1509 ein Jac. Pontio aus Lecco, der die Koſten hergegeben hatte zu einem Unternehmen ganz anderer Art, das einträglicher werden konnte. Es ſollte an der Stelle der Philoſophen und Dichter, für die Aldus geſorgt, eine Reihe von Andachtsbüchern werden, für die auch ein Privilegium erlangt war. Das Gebetbuch (*ὡρολόγιον*) in Klein-Quart zeigt rothen und ſchwarzen Druck. Des Agapetos *παραινετικα κεφάλαια πρὸς βασιλέα Ἰουστινιανόν* ſind ſehr ſelten und die Angaben der Bibliographen lauten widerſprechend.[5]) Die politiſchen Verhältniſſe nöthigten zum Abbruch dieſes Unternehmens und der typographiſchen Thätigkeit überhaupt. Als Leo X. die griechiſche Anſtalt unter Laskaris' Leitung in Rom gründete, wurde Kallierges veranlaßt, ſeine Druckerei nach Rom zu verlegen. Am 13. Auguſt 1515 erſchienen dort die Scholien zu Pindar *πόνῳ καὶ δεξιότητι Ζ. Καλλιέργου*, wie es in der Schlußſchrift heißt oder per Zach. Calergi (ſo) Cretensem permissu S. D. M. Leonis X. Pont. Max. auf dem Titel. Die Koſten hatte Aug. Chigi gegeben, in deſſen Hauſe die Druckerei errichtet ſcheint, und Cornelio Benigno von Viterbo dazu gerathen, denn ſo werden wir die Worte *παρὰ τοῖς οἰκίοις τοῦ μεγαλοπρεποῦς Αὐγ. τοῦ Κισίου ἐντυπωθεῖσα — ἀναλώμασι τοῖς αὐτοῦ, δια παραινέσεως λογίου ἀνδρὸς Κορν. Βενίγνου τοῦ Οὐιτερβιέως* zu verſtehen haben. In daſſelbe Jahr wird auch die Sammlung der Apophthegmata von Arſenios geſetzt, aber weder das Jahr iſt ſicher, noch läßt ſich Kallierges beſtimmt als Drucker bezeichnen; genannt hat er ſich nicht, was er doch ſonſt thut, auch die Typen ſind verſchieden und deshalb hat man das Buch aus der Druckerei hervorgehen laſſen, welche der Papſt auf Monte Cavallo errichtet hatte.[6]) Unzweifelhaft iſt die Ausgabe des Theokrit vom 15. Januar 1516, zu der Cornelio Benigno die Koſten gegeben hat.[7]) Es ſind bisher nicht gedruckte Gedichte und 19 Epigramme hinzugekommen, auch die Zuſammenſtellung der Scholien iſt Kallierges' Verdienſt. Im März 1517 erſchien die editio princeps des Thomas Magiſter mit einem päpſtlichen Privilegium gegen Nachdruck auf 10 Jahre. Die Widmung an Michael Silva, den Geſandten des Königs von Portugal, ergibt, daß dieſer Gönner Anregung und Mittel zu dem Werke gegeben hatte, das Kallierges nach den Handſchriften abgedruckt, nicht etwa ſelbſt willkürlich in alphabetiſche Ordnung gebracht hat. Lactanz Tolomeo von Siena hat es in zwei Gedichten gefeiert. Wenige Monate ſpäter erſchien der Atticiſt Phrynichos, der öfter mit Thomas zuſammengebunden iſt. Dieſen Grammatiker hat er nach dem Alphabete geordnet. 1523 hat er das Lexikon gedruckt, welches Gudrino aus Favore bei Camerino (Favorinus Camers), der ſchon ſeit mehreren Jahren Biſchof von Nocera war, zuſammengeſtellt hatte und welches die Neugriechen beſonders geſchätzt haben. Ein Druck der Erotemata des Chryſoloras, angeblich von 1522, iſt ſehr zweifelhaft; er iſt wol aus früherer Zeit und ſtammt aus Florenz. — Eine kurze griechiſche Grammatik iſt handſchriftlich auf italieniſchen Bibliotheken, zum Beiſpiel in Turin, ebenſo anderes über Buchſtaben, über Accente, über Quantität der Caſus-Endungen in einem cod. Ottobon. 173. Vgl. Bekker, Anecd. gr.

2) C. Sathas, *Νεοελληνικὴ Φιλολογία* 1868. 3) Demetrios von Kreta hat ſie geliefert für den Druck des Laskaris in Mailand 1476 und für den florentiniſchen Homer 1488. 4) Menge, De Musuri vita, studiis, ingenio narratio. Jenae 1868, p. 15—18; Fabricii Bibl. gr. ed. Harles T. VI, p. 595.

5) Bei einigen ſteht graece et latine, was kaum glaublich erſcheint; auch das Octavformat iſt darauf zu führen, daß Kallierges immer, auch bei Folio, einige Lagen verband. 6) So Morelli und Chardon de la Rochette in Magas. encyclop. 1810, p. 426. 7) Fabric. Bibl. gr. ed. Harl. III, p. 780. J. A. Jacobs in der praef. ſeiner Ausgabe (Halle 1824) p. XXXII.

Digitized by Google

p. 1081. — Nachrichten von Kallierges über 1523 hinaus beſitzen wir nicht; weder Geburts- noch Todesjahr dieſes Druckers iſt uns bekannt. Erasmus, Epist. XXIII, 5, nennt ihn iuvenis eximie doctus; ſeine Bekanntſchaft muß auf den Aufenthalt in Venedig und das freundſchaftliche Verhältniß mit Aldus bezogen werden, welcher auch die Drucke des Kallierges buchhändleriſch vertrieb (Reuchlin's Briefwechſel von Geiger, S. 77). Der Name der Familie kommt in der Geſchichte bis auf unſere Tage noch vor.

Die Nachrichten bei Humphrey Hody, De Graecis illustribus, p. 317, ſind ſehr kurz. Als Reiske zu ſeiner Ausgabe des Theokrit auch die römiſche verglichen hatte, ſagte er in der Vorrede: Quod si essem copiis et usu vetustorum librorum et peritia rerum in literis saeculis XV et XVI gestarum instructior otioque praeterea si abundarem, erat hic commodus locus de typographia a Z. Calliergo (alſo ſelbſt Reiske irrt mit der Maſſe) Romae adornata et de libris ab eo profectis, item de Cornelio Benigno Viterbiense qui sumptus huic editioni erogasse dicitur — disputandi. Dies iſt jüngſt geſchehen von Ambr. Firmin-Didot in dem Werke Alde Manuce et l'Hellénisme à Venise (Paris 1875) p. 544—578, wo auch bisher nicht veröffentlichte Briefe ſich finden. Was die *Νεοελληνικὴ Φιλολογία* II, p. 270 und vorher in den bibliographiſchen Angaben enthält, gibt nichts Neues. (*F. A. Eckstein.*)

KALLIGRAPHIE. Die Kalligraphie lehrt, wie und nach welchen Regeln die einzelnen Schriftzeichen ſchön gebildet und miteinander in Verbindung gebracht werden, um als ein ſchönes Ganze zu erſcheinen. Vom techniſchen Standpunkte betrachtet iſt ſie angewandtes Linearzeichnen. Die Schrift muß dem beſten Geſchmacke des Zeitalters angemeſſen ſein, weshalb alle zopfigen Zierathen und Schnörkeleien vermieden werden müſſen. Die Kalligraphie beſitzt einen unbeſtreitbaren Werth für die Geſellſchaft: man verlangt mit Recht, daß eine Schrift ſchnell hergeſtellt werden könne und daß das ſo Dargeſtellte gleichzeitig das Gepräge des Schönen an ſich trage. Um dies zu erreichen, iſt es nöthig, die Schriftzeichen einfach, deutlich, handgerecht und verbindungsfähig zu geſtalten. Schön iſt eine Schrift ſchon zu nennen, wenn ſie durch charakteriſtiſche, harmoniſch miteinander verbundene Buchſtabenformen, ſowie durch freie, natürliche Abwechſelung der feinen, mittelſtarken und ſtarken Striche auf den Beſchauer einen angenehmen Eindruck hervorbringt. Zu den allgemeinen Kennzeichen einer ſchönen Schrift gehört in erſter Reihe eine gewiſſe Regelmäßigkeit in der Lage, Höhe, Tiefe und Entfernung der Striche, ſowie gleiche Entfernung eines Wortes vom anderen (regelrecht ſoll der Raum der Striche und Buchſtaben ſo viel betragen, daß ein „n" dazwiſchenſtehen könne). Auch muß jedes Wort für ſich ein Ganzes bilden, damit das Auge nicht, wie es bei der weit auseinandergezogenen, ſogenannten amerikaniſchen Schrift der Fall iſt, die Buchſtaben zu einem Wortbilde zuſammenſuchen müſſe. Endlich iſt Einheit des Schriftcharakters erforderlich. Die Kalligraphie ſtand ſchon im Alterthume in hoher Blüte, ſo zeigen z. B. die in Herculanum aufgefundenen Wandinſchriften und Papyrusrollen, daß man damals ſtreng regelmäßige Buchſtabenformen vermittels breiter Pinſel oder abgeflachter Schreibrohre zu ſchreiben verſtand. Wenn auch die muſtergültigen Alphabete der Alten nach den damaligen Begriffen von Flüchtigſchreiben praktiſch durchführbar waren, ſo wurden dieſelben doch mit der Zeit für den allgemeinen Gebrauch zu unhandlich und man war genöthigt davon abzuweichen, zumal nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt ſich nothwendig ein Unterſchied von Druck- und Schreibſchrift einſtellte. Es kann hier bei dem Begriff „Schönſchreiben" nur von den Schreibſchriften und zunächſt nur von den occidentalen (im engeren Sinne: weſteuropäiſchen) die Rede ſein. Die occidentalen Schriftcharaktere ſtammen ſämmtlich aus dem lateiniſchen Alphabete und weichen in den verſchiedenen Zeitaltern mehr oder weniger von dem Original ab. Das abgeflachte Schreibwerkzeug der Alten wurde wie ſpäter der Gänſekiel und heutzutage die abgeſtumpfte Feder (Ronde-, Fractur- und Rundſchriftfeder) ſo verwendet, daß bei gleichmäßiger Fortbewegung deſſelben mit der ſcharfen Seite die feinen, mit der breiten Seite die ſtarken Striche gebildet wurden, und ſo wechſelten ſtarke und feine Striche nach der gleichmäßigen Verwendung des Schreibwerkzeuges regelrecht ab. Im Süden, beſonders in den warmen Gegenden Italiens, ſchrieb man, der Bequemlichkeit halber, mit der zur Schreiblinie parallel laufenden Richtung des Federhalters und es erſcheinen hierdurch die Bindeſtriche ſtark und die Hauptſtriche (Grundſtriche) fein. An andern Orten ſtellte man, wie es an den meiſten Handſchriften vor Erfindung der Buchdruckerkunſt erſichtlich iſt und noch heute geſchieht, die flache Seite der Feder mit der Schreiblinie parallel, wodurch wieder die Bindeſtriche fein und die Hauptſtriche ſtark erſcheinen. Bevor man das flache Schreibwerkzeug kannte, gab es keine Abwechſelung der feinen und ſtarken Striche bei den Buchſtabenformen. Als das Bedürfniß viel und raſch zu ſchreiben immer lebhafter herantrat, erwachte das Beſtreben, die Wortbilder möglichſt zuſammenhängend zu geſtalten, und man verfiel auf verſchiedene Abkürzungen, auch fing man an ſich der „Kleinbuchſtaben" zu bedienen. Einige Kleinbuchſtaben finden wir ſchon auf den herculaneniſchen Papyrus und im 5. Jahrhundert bereits deren zwölf in Anwendung. In den Urkunden aus dem 9. und 10. Jahrhundert erſcheinen die Schriftformen ſchon ziemlich klar und beſtimmt. Ausgangs des 12. Jahrhunderts und ſpäter, beſonders unter der Regierung Friedrich's II., brach ſich durch den von Frankreich ausgehenden gothiſchen Bauſtil eine dieſem angepaßte Schriftform Bahn, welche von der Klarheit und Deutlichkeit der älteren lateiniſchen Schrift bedeutend abſtach und bei der oft errathen werden mußte, was die Buchſtaben eigentlich vorſtellen ſollten. Ungeachtet ſolcher Mängel wurde dieſe gothiſche Schrift in Prachtbüchern und in Bibeln im 14. und 15. Jahrh. in Deutſchland ziemlich allgemein verbreitet. Italien und Spanien hielten ſich jedoch an die ältere, einfachere lateiniſche Schrift und bedienten ſich nur bei beſondern

Digitized by Google

Gelegenheiten einer Schriftart, der wir die ſogenannte „Schwabacher" entnahmen. Man bemühte ſich damals, in unrichtiger Auffaſſung des Schriftzweckes, die ornamentalen Verzierungen der Gothik überall zu verwenden, und ſo entſtanden Wortzerrbilder, welche zu entziffern es oft großer Anſtrengung bedurfte. In Deutſchland, den Niederlanden, England und Frankreich verwendete man bis auf einige kleine Unterſchiede dieſelbe Schrift. Albrecht Dürer ſetzte für die kleinen Fracturbuchſtaben und dann für andere Schriften Proportionen feſt, welche theils durch ſeine Schüler, theils durch andere verdiente Männer weitere Ausbildung erlangten. Die neueſten Lehrer der Kalligraphie befleißigen ſich der vollkommen regelmäßigen Darſtellung der Schriftzüge, wie ſolche durch die natürliche Bewegung des Armes und der Finger leicht und ungezwungen hergeſtellt werden können. Im Ductus der modernen deutſchen Schrift laſſen ſich, ähnlich wie in der engliſchen und franzöſiſchen, drei Arten unterſcheiden: 1) die leichte, in den Grundſtrichen abwechſelnd mit ſtarken, mittelſtarken und feinen Strichen ausgeführte Geſchäftsſchrift (bei den Engländern current hand, bei den Franzoſen écriture expédiée); 2) die kräftigere, ſtets in gleichmäßig ſtarken Grundſtrichen dargeſtellte, mit etwas kürzeren Ober- und Unterlängen verſehene Documentenſchrift (bei den Engländern round text, bei den Franzoſen coulée); 3) die gleichmäßig ſtarke, mit ſehr kurzen Ober- und Unterlängen verſehene Kopfſchrift (bei den Engländern large text, bei den Franzoſen ronde). Die Documentenſchrift wie die Kopfſchrift werden etwas ſteiler als die Geſchäftsſchrift gehalten, auch werden oft beide ſenkrecht ſtehend ausgeführt; es betragen die Ober- und Unterlängen bei der Geſchäftsſchrift die dreimalige, bei der Documentenſchrift die zweimalige und bei der Kopfſchrift die einmalige Höhe der „m" Striche. Ferner ſoll die Geſchäftsſchrift unter einem Winkel von 45°, die Documentenſchrift unter 55°, die Kopfſchrift unter 60° geneigt erſcheinen. Seit dem Gebrauche der ſpitzen Stahlfedern mußten viele Schriftformen verändert werden, deshalb erſcheinen viele von den noch vor kurzem gebräuchlichen Schreibweiſen als veraltet und den Anſprüchen der Jetztzeit nicht mehr genügend. Gegenüber den Beſtrebungen der jetzigen Schreiblehrer und Kalligraphen Maas und Sönnecken, wieder die breite Federſpitze und dabei die mehr gerundeten, den lateiniſchen Schriftformen ähnlichen Buchſtaben einzuführen, werden die Werke folgender Männer für Fachleute Intereſſe haben: Johannes Newdörfer, Nürnberg 1538, Wolffgang Fugger, Nürnberg 1553, Cp. Stymmer, Zürich 1562, Simon Köfferl, Nürnberg 1570, Antonius Newdörfer, Nürnberg 1601, Paulus Fürſten, Nürnberg 1655, Gebhard Overheiden, Braunſchweig 1661, Bauernfeind, Nürnberg 1716, Ch. Roßberg, Dresden 1793, J. G. H. Müller, Nürnberg 1797, D. Lüders, Quedlinburg und Leipzig 1827, Albrecht Platt, Magdeburg 1827, J. M. H. Hudtloff, Berlin 1828, Joh. Vollenberg, Elberfeld 1829, Mädler, Berlin 1829. Vielfach in Gebrauch waren die Vorſchriften von Beck, Bergmann, Brückner, Diehl, Dufft, Hegewald, Hennig, Könen, Kübler, Küfel, Mettenleitner, Rädelin, Roſeck, Schütt, Silber, Stubber, Walbhecker, Zſchille, Zumpe und viele andere. Gewiſſermaßen als Brücke zu den neueſten dienen: Heinrigs, Bayer und Rasner. Greiner's und Klap's deutſche Schriftformen ſind als vorzüglich anerkannt. Zu erwähnen bleibt noch Maas' ſog. deutſche Nationalhandſchrift. Die ſogenannte höhere Kalligraphie gehört in das Fach der Ornamentzeichenkunſt. Als Vertreter dieſes Faches ſind zu nennen in Deutſchland Greiner, Döppler, Dondorf, Maas, in England Shaw, in Frankreich Racinet und andere. (*M. Maas.*)

KALLIKRATES (I.), Kleinkünſtler aus Lakedämon (*Athenaios* XI, c. 4. p. 782, ed. Schweighäuſer IV, p. 215; *Aelian.* Var. hist. I, 17; *Galen.* προτρ. λόγος π. τεχν. 9; *Choerobosc.* ap. Schol. Dion. Thrac. in Bekker's Anecdota gr. II. p. 651. 30), in Elfenbein (*Plin.* Nat. hist. VII, 85) und Metall (*Athen.* und *Choroeb.*) thätig, während die Angaben (bei *Plin.* l. c. XXXVI, 43 und *Apuleius*, De orthographia 57 ed. Osann), er habe ſolche Kleinigkeiten auch in Marmor gearbeitet, ſicher irrthümlich ſind (ſ. Böckh zum Corp. Inscr. I, p. 782 extr. und Brunn, Geſchichte der griechiſchen Künſtler, II, S. 407). Von einigen wird er wegen ſeiner Kunſtfertigkeit geprieſen (Athenäus zählt ihn unter den ἔνδοξοι τορευταί auf, Apulejus nennt ihn scalptor admirandus; Aelian: *Τὰ θαυμαζόμενα*), von anderen wegen ſeiner Kunſtſpielereien getadelt (*Ael.*, *Galen.*, *Theodosius gramm.* p. 54 ed. Goettling, der Aehnliches zur *ψευδοτεχνία* zählt).

Kallikrates wird faſt immer mit Myrmekides aus Athen (oder Milet), als einem gleichartigen Künſtler, verbunden angeführt (*Apul.*, *Galen.*), auch, wenn ein oder das andere ſeiner Werke erwähnt wird, ſtellt ſich der Name des Rivalen ein, ohne dieſen wird er lediglich als Verfertiger von Ameiſen und anderen kleinen Thieren aus Elfenbein (*Plin.* ll. cc. und *Solin.* Collect. ed. Mommsen p. 27. 18, cf. Salmaſius p. 33 C. sq. ed. Trai. ad Rhen. 1689) bezeichnet, doch ſcheinen (nach *Cicero*, Acad. Prior. II, 38. 110) auch ſolche als von der Hand des Myrmekides herrührend bekannt geweſen zu ſein. — Unter den von beiden gefertigten Stücken war das berühmteſte ein winziges ehernes Viergeſpann, welches nach Plutarch von einer Fliege, nach Aelian und Choeroboscus von den Flügeln einer daſſelbe ziehenden Fliege bedeckt war, während Theodoſios noch den Lenker des Wagens als mitdargeſtellt betont. Aber auch Myrmekides allein ſoll nach Plinius ein ſolches Kunſtſtück gemacht haben, doch (VII, 85) aus Elfenbein oder (XXXVI, 43) aus Marmor.

Ein ähnliches Werk aus Bronze, angeblich von der Hand des älteren Theodoros und von deſſen Standbild zu Samos herrührend, erwähnt Plinius (XXXIV, 83) als in Präneſte befindlich (dagegen Loeſchke, Observat. archaeologicae I). Manche (z. B. Oehmichen, Plinianiſche Studien, S. 135 fg.) haben es einem jüngeren Theodoros, Böckh (l. c. p. 782), mit trefflicher Berichtigung des Raiſonnements des Plinius, unſern beiden Kleinkünſtlern oder einem derſelben zugewieſen.

Endlich ſollen beide Homeriſche Verſe (Plutarch)

Digitized by Google

oder ein elegiſches Diſtichon (Aelian) auf ein Seſamkorn geſetzt haben. Die Meinung von Auslegern des Aelian (ed. Argentorat. 1713, p. 26): non inscripsisse istas litteras stylo vel simili modo sed succisa reliqua materia ita sculpsisse ut extarent, wird durch die Bemerkung Aelian's hinfällig, ſie hätten es „mit goldenen Buchſtaben aufgeſchrieben". (Aehnliche Spielereien aus Alterthum und neuerer Zeit hat G. Paſch, De novis inventis, ed. II. Lipsiae 1700, p. 710. 711 geſammelt).

Aus dieſer ſteten Zuſammennennung des Kallikrates und Myrmekides kann nun entweder geſchloſſen werden, daß beide immer dieſelben Gegenſtände gearbeitet (Oſann zu *Apul.* Orth. p. 78), obwol es wunderlich wäre, wenn ein Künſtler in Lakedämon und einer in Athen ſtets auf gleiche Spielereien verfallen wären, man müßte denn an eine bewußte wettſtreitende Nachahmung denken; oder man kann annehmen, daß wirklich beide zuſammen an dieſen Dingen gearbeitet hätten, wenngleich ein gemeinſames Arbeiten gerade bei dieſen Kleinigkeiten auffallen müßte (Goettling ad Theodos. p. 221: nempe ne quid unquam deesset ridendi materia Athenae et Sparta nobilissimae antiquitatis urbes quasi insignia sua conserere debebant, ut tam magnificum tamque multo labore dignum conficeretur artificium). Da beide Annahmen ihre Bedenken haben, der Name Myrmekides deutlich den Charakter eines Beinamens trägt, Kallikrates in der That Ameiſen fertigte, ſo liegt die Vermuthung nahe, daß ein ſelbſtändiger Myrmekides gar nicht exiſtirt habe, vielmehr dem Kallikrates der Name „Ameisler", „Ameiſenkünſtler", als Scherzname gegeben worden ſei, den dann Spätere für den wirklichen Namen eines anderen Künſtlers hielten. Die vielfachen Widerſprüche und Ungenauigkeiten der alten Schriftſteller über beide Künſtler erklären ſich durch Brunn's (l. c. S. 407) Bemerkung: die Alten ſelbſt hätten die ganze Sache einer ernſten Aufmerkſamkeit nicht würdig erachtet und ſie daher ſtets in einer Weiſe berührt, wie man von ähnlichen Curioſitäten wol im gewöhnlichen Leben zu ſprechen pflegt.

Ueber die Zeit des Kallikrates haben wir keinerlei Angaben, doch wird allgemein angenommen, daß er in der nachalexandriniſchen Zeit, in der man an ſolchen Spielereien beſonderes Vergnügen fand, gelebt habe.

Die auf ihn bezüglichen Stellen der Alten hatte Junius geſammelt (Catalogus p. 44); jetzt finden ſie ſich vollſtändiger bei Overbeck, Die antiken Schriftquellen zur Geſchichte der bildenden Künſte bei den Griechen. No. 293. 2168. 2192—97. — Kallikrates (II). Beim Bau des Parthenon nennt Plutarch, Perikles 13, zuſammen mit dem berühmten Iktinos auch einen Kallikrates. Da aber ſonſt (*Pausan.* VIII, 41. *Strabo* IX. 605 A., 606 C.) Iktinos als alleiniger Architekt jenes Tempels genannt wird, ein Kallikrates als Baumeiſter völlig unbekannt iſt, derſelbe aber von Plutarch als ἐργολάβος beim Bau der langen Mauern erwähnt wird, glaubt Brunn (Geſchichte der griechiſchen Künſtler, II, S. 365) ihm auch beim Bau des Parthenon nur die Stelle eines „Bauunternehmers" zuweiſen zu dürfen. — Kallikrates (III). Einen Kallikrates nennt Theophylactus Simocatta ep. 6 als Maler eines Porträts; Brunn (Geſchichte der griechiſchen Künſtler, II, S. 310) iſt geneigt, dieſe Angabe als „für poetiſche Zwecke fingirt" zu halten. (*R. Gaedechens.*)

KALLIMACHOS, griechiſcher Künſtler, Bildner in Marmor und Erz, Toreut, auch in der Malerei und Architektur thätig. Die Stellen der Alten bei Overbeck, Die antiken Schriftquellen, No. 531, 532, 893—896, 1950. Eingehende Beſprechungen von Sillig, Catalogus artificum p. 123—128; Welcker im Kunſtblatt 1827, No. 82, S. 325 fg.; Völkel's Nachlaß I, S. 121—129 und K. O. Müller dazu S. 152—158; Raoul Rochette im Journal des Savans 1851, p. 152 sq.; Brunn, Geſchichte der Griechiſchen Künſtler I, S. 251—255, und Oſann im Philologus, zweiter Supplementband S. 351—375.

Erwähnt werden drei Werke des Kallimachos: 1) ſitzende marmorne Hera, die bräutliche (νυμφευομένη) genannt, im Heratempel zu Platää (*Paus.* IX, 2. 7); 2) tanzende Spartanerinnen (saltantes Lacaenae, *Plin.* n. h. XXXIV, 92), die Rangabé (Revue archéolog. II, p. 425) irrthümlich (Brunn, S. 255) in den Karyatiden des Erechtheions wiederfinden zu können glaubte, während Meyer (Geſchichte der bildenden Künſte I, S. 96) ein Borgheſiſches Relief (ibid. Taf. X), Burſian (in dieſer Encyklop. Sect. I, LXXXII, S. 442) ein Albani'ſches (Zoega, Bassir. tv. XX) oder mit noch mehr Wahrſcheinlichkeit ein Relief des Louvre (Clarac, Mus. de sculpt. II, pl. 168, n. 78, Müller-Wieſeler, D. d. a. K. II, Taf. XVII, No. 188, S. 264 der zweiten Auflage) für eine Nachahmung der Arbeit des Kallimachos halten; 3) Candelaber im Erechtheion zu Athen. Ueber der goldenen Lampe, die Tag und Nacht brannte und nur einmal im Jahre einer Speiſung bedurfte, erhob ſich bis unter die Decke ein eherner Palmbaum, der vermittels einer Röhre den Oelqualm ableitete (*Paus.* I, 26. 6; *Strabo* IX, 369). Endlich wird Kallimachos 4) als Maler obenhin erwähnt von *Plin.* l. c. und von Gregor von Nazianz (in Tollii Itin. Ital. p. 66, v. 742 sq.).

Zwei Erfindungen werden dem Kallimachos zugeſchrieben: a) die Anwendung des Bohrers (*Paus.* I, 26. 6: ὥστε καὶ λίθους πρῶτος ἐτρύπησε). Doch kann hier wol nicht von einer Erfindung, ſondern nur von häufigerer Anwendung und techniſcher Vervollkommnung, etwa durch Einführung von „Schnur und Rad" (Thierſch, Epochen, Anm. 128, S. 60 fg.) die Rede ſein. Dieſe Kunſtfertigkeit mußte ihm beſonders zu ſtatten kommen bei b) der korinthiſchen Säule. Vitruv (IV, 1. 10) berichtet die artige Geſchichte, wie die Amme eines jung verſtorbenen Mädchens auf die Spitze des Grabmals ihres Pfleglings einen mit allerlei Andenken gefüllten Korb geſetzt und denſelben durch einen daraufgelegten Ziegelſtein ſchützend bedeckt, wie dann eine zufällig darunter keimende Akanthuspflanze das Ganze umrankt und dem Kallimachos Veranlaſſung gegeben habe zur Herſtellung von Säulen korinthiſchen Stils. Oſann (Die Entſtehung des korinthiſchen Kapitäls l. c., beſ. S. 364) weiſt nach,

Digitized by Google

wie in dieſe Anekdote nur die Thatſache gekleidet iſt, daß Kallimachos eine in Korinth gebräuchliche Denkmalart, „Grabſtelen mit Kapitälen aus gebrannter Erde", in Stein ausführte, ſie zu architektoniſchen Zwecken als Säule benutzte, und deren Verhältniſſe wiſſenſchaftlich (ſeine *σοφία* rühmt Pauſ.) feſtſtellte.

Ueber ſeine Herkunft geben die Alten keine ſichere Kunde, doch legt der Umſtand, daß (nach Vitruv) die Athenienſer ihm einen Beinamen gegeben haben ſollen, die Vermuthung nahe, Athen ſei ſein Geburts- oder doch ſtändiger Aufenthaltsort geweſen, zumal er für das Erechtheion daſelbſt jenen Lychnos arbeitete. Durch dieſe letztere Nachricht läßt ſich auch die Zeit, in der Kallimachos lebte, annähernd feſtſtellen (vgl. Winckelmann's Werke I, S. 332), da der Bau jenes Heiligthums um Olymp. 93 vollendet wurde, mit welcher Zeit auch ſeine Thätigkeit für den korinthiſchen Bauſtil beſtens zuſammenſtimmt.

Was den Kunſtcharakter des Kallimaches anlangt, ſo ſtand er nach Pauſanias in der eigentlichen höheren Kunſt den vorzüglichſten Bildnern nach (*ἀποδέων τῶν πρώτων ἐς αὐτὴν τὴν τέχνην*), übertraf ſie aber an *σοφία* (Brunn: „Kunſtfertigkeit"; Oſann, S. 366: „Kunſteinſicht — Ueberlegung und Reflexion"; Völkel, S. 124: „Erfindſamkeit und Geſchicklichkeit in der techniſchen Behandlung"), was mit ſeiner erfinderiſchen Thätigkeit durchaus übereinſtimmt. Die Darſtellung des Erhabenen und Göttlichen war nicht ſein Element, wie Dionyſ. Hal. (De Isocr. 3, p. 541 sq. Reiske) bemerkt, der ſeine und des Kalamis Kunſt der Redekunſt des Lyſias vergleicht und ihn ſeiner Zierlichkeit und Grazie wegen (*τῆς λεπτότητος ἕνεκα καὶ τῆς χάριτος*) lobt, wie auch Vitruv ſeine elegantia et subtilitas in der Marmorarbeit hervorhebt. In der Zeit des gewaltigen Kunſtaufſchwungs, in der er lebte, konnte dieſes Streben als „Abweichung von dem herrſchenden Geiſt und Sinne" (K. O. Müller, Handbuch der Archäologie, §. 123. 1) erſcheinen, und Kallimachos wird die Gefahr, welche ein allzu einſeitiges Streben nach Formvollendung in ſich ſchließt, nicht ſiegreich beſtanden haben, daſſelbe wird ihn vielmehr „zu einer freieren und großartigen Entfaltung ſeiner Kunſt nicht haben gelangen laſſen" (Brunn, II, S. 157, cf. K. O. Müller, Minervae Pol. sacra p. 25), was ſchon in ſeiner Zuſammenſtellung mit dem Kalamis (bei Dion. Hal. und Gregor von Naz.) angedeutet wird, und wie Plinius ausführt, der ſeine tanzenden Lakedämonierinnen zwar ein vollendetes Werk nennt, in dem jedoch die peinliche Sorgfalt der Ausführung allen freien Reiz vernichtet habe. Der Künſtler ſei nie mit ſeinen Arbeiten zufrieden geweſen und habe ſich nie in der Detailausführung genügen können, wodurch ſich auch die geringe Zahl der Arbeiten ſeiner Hand, die von den Alten erwähnt werden, erklärt.

Dieſe ſeine Eigenart bezeichnete ein Beiname, den ihm nach Vitruv die Athener, nach Pauſanias andere oder er ſelbſt ſich gegeben, und der gewiß Lob und Tadel in treffender, witziger, ſcherzhafter Weiſe verſchmolz. Bei Vitruv iſt catatechnus geſicherte Lesart, bei Pauſanias und Plinius führen die Handſchriften auf *κατατηξίτεχνος* und catatexitechnus. Sicher iſt nur eins dieſer Wörter der richtige Beiname, oder dieſer liegt in den beiden verſteckt. 1) Welcker's Conjectur *καταθηξίτεχνος*, „der die Kunſt ſchärft, wetzt, ſich immerfort antreibt", entſpricht wenig dem Weſen des Kallimachos. 2) *κακιζότεχνος*, was Siebelis (ad *Paus.* I, p. 93 sq.) in den Text des Pauſanias und Vitruv aufnahm, würde, falls man es mit ihm als suae artis calumniator, mit Gesner als qui suam artem vituperat, mit Steph. Theſ. als improbans suum artificium oder mit Hirt (Geſchichte der bildenden Künſte, S. 157) als „Selbſttadler" überſetzen dürfte, eine gute Illuſtration des Plinianiſchen semper calumniator sui geben; doch liegt in dem Worte nur die Bedeutung von „Kunſttadler" (Sillig: is qui artem vituperat; Thierſch: „Kunſtverſchlimmerer", was für Kallimachos nicht paßt). 3) *κατάτεχνος* (von Oſann, S. 371 fg. bei Vitruv, Pauſanias und Plinius hergeſtellt) würde in ſeiner gewöhnlichen Bedeutung: „kunſtvoll" (Sillig: propter summam diligentiam) ein viel zu wenig bezeichnender Beiname geweſen ſein; doch ſcheint allerdings, wenn auch die Verſion von Schneider „verkünſtelt" zu ſtark iſt, dennoch das Wort auch einen Nebenbegriff von „Uebertriebenem" (Welcker; R. Koch. p. 153 expression qui renferme certainement de quelque manière qu'on l'interprète une réstriction à l'éloge) zu haben, wie aus Plut. (De prof. in virt. 7) hervorgeht, wo Sophokles am Aeſchylos *τε πικρὸν καὶ κατάτεχνον τῆς αὐτοῦ κατασκευῆς* tadelt. So paſſend dieſe Bezeichnung für den Kallimachos auch wäre, ſtimmte dieſer halbe Tadel nicht mit der Faſſung der unbedingt lobenden Stelle des Vitruv überein. 4) *κατατηξίτεχνος*, ſeit K. O. Müller (zu Völkel, S. 156) außer von Oſann meiſt für alle jene drei Schriftſteller adoptirt, ſcheint das Sprechendſte und Entſprechendſte zu ſein. Pauſanias erwähnt dieſen Beinamen bei der Arbeit des Kallimachos mit dem Bohrer, wie ſie vornehmlich bei dem Kapitäl der korinthiſchen Säule in Anwendung kommen mochte, und da war die Bemerkung, Kallimachos habe den harten Stein wie Wachs behandelt, ihn ſo zu modeln gewußt wie Wachs, durchaus paſſend. Da nun nach Dion. Hal. (De vi Demosth. VI, 1114 ed. Reiske) *κατατήκειν* ein techniſcher Ausdruck in der Kunſtſprache war, mit dem man die ſorgfältige Ausführung von Aederchen, Härchen und der ganzen Oberfläche der Haut, nach Müller (S. 153 fg.) „ein ſorgfältiges Ausdrücken aller Details der Oberfläche, überhaupt ein Bilden ins Feinſte und Kleinſte" bezeichnete, ſo wird jener dem Kallimachos urſprünglich für eine Art ſeiner Thätigkeit ohne eine Beimiſchung von Tade gegebener Beiname von Späteren überhaupt auf ſeine jenen Subtilitäten allzu ausſchließlich zugewandte Kunſtweiſe ſcherzend übertragen ſein.

Das bekannte Relief des Museo Capitolino (IV, tv. XLIII, Winckelmann, Trattato preliminare am Anf. und ſonſt) mit der Darſtellung eines Satyrs und dreier Nymphen, welches die Inſchrift *ΚΑΛΛΙΜΑΧΟΣ ΕΠΟΙΕΙ* trägt und von Foggini, Fea und Hirt als von unſerm Künſtler herrührend betrachtet, von Meyer

Digitized by Google

einem älteren Bildner dieſes Namens zugeſchrieben wird, iſt, ſeitdem Winckelmann (Werke V, S. 221) die Inſchrift als gefälſcht erwieſen, das griechiſche Vorbild dieſes (entgegen der Meinung von Quatremère de Quincy Questions de l'histoire de l'art, p. 77) wol als römiſche Arbeit zu betrachtenden Werkes, als viel archaiſcher als die Schöpfungen des Kallimachos nachgewieſen (Brunn, S. 255), trotz Burſian's Bemerkung (in dieſer Encykl. l. c.) mit unſerm Kallimachos in keinerlei Beziehung zu ſetzen. (*R. Gaedechens.*)

KALLIMACHOS (Callimachus) gehörte zu den angeſehenſten Gelehrten des alexandriniſchen Zeitalters und zweifellos zu den größten Dichtern dieſer Periode, der Sprache und Technik des Versbaues am meiſten beherrſchte. Geboren um 300 v. Chr. in Kyrene in Libyen, wo er, ein Sohn des Battus und der Megatime, dem vornehmen Geſchlecht der Battiaden (vgl. *Suidas* s. v., *Catull.* c. 116, *Ovid.* Fast. II, 367 u. a.) angehörte, wurde er Schüler des Grammatikers Hermokrates aus Jaſus und kam frühzeitig nach Alexandria, berufen von Ptolemäus Philadelphus; ſpäter gründete er eine eigene Schule, deren Mitglieder ſich *οἱ Καλλιμάχειοι* nannten (Iſter, Hermipp), unter denen am hervorragendſten der Geograph Eratoſthenes, der Grammatiker Ariſtophanes von Byzanz (cf. *Suidas* s. v.), der Epiker Apollonius von Rhodus geweſen zu ſein ſcheinen. Um Ol. 130 = 257 v. Chr. wurde er Oberbibliothekar der alexandriniſchen Bibliothek und als ſolcher Nachfolger des Grammatikers Zenodot von Epheſus. Wenn auch die von ihm gegründete Schule alle Zweige der grammatiſchen und philologiſchen Wiſſenſchaft umfaßte, ſo ſcheint doch die berühmteſte und dankenswertheſte Thätigkeit, die er als Gelehrter ausübte, das Aufſtellen, Katalogiſiren und Tituliren (*ἀναγράφειν*) der in der großen königlichen Bibliothek des Stadtviertels Brucheion aufbewahrten Bücher geweſen zu ſein, wobei er ſelbſt mit ſeinem Schüler Hermippus die Epiker und Lyriker beſorgte, der Dichter Alexander Aetolus dagegen und Lycophron die Tragiker und Komiker. Aus dieſer bibliothekariſchen Thätigkeit entſprang das große literarhiſtoriſche Werk *Πίνακες* in 120 Büchern, oder genauer *πίνακες τῶν ἐν πάσῃ παιδείᾳ διαλαμψάντων καὶ ὧν συνέγραψαν*, wo jeder Schriftſteller mit ſeinen Werken namhaft gemacht, die Bücher mit Titeln und Doppeltiteln verzeichnet und Angaben über Echtheit und Unechtheit der einzelnen Schriften, über Umfang und Zeilenzahl, chronologiſche Folge der Autoren mitgetheilt waren (vgl. Schneider, Callim. II, p. 297—322). Auf dieſe Katalogiſirung geht auch die erſte damals vorgenommene Zählung der ganzen Bibliothek zurück, welche damals 400,000 Rollen, einſchließlich der Doubletten, beſaß. Die Spuren dieſer umfaſſenden Thätigkeit haben ſich erhalten bei biographiſchen Schriftſtellern, z. B. Diogenes Laërtius, Porphyrius, Stephanus von Byzanz, ganz beſonders aber in dem biographiſchen Lexikon des Heſychius Mileſius Illuſtris (Ende des 6. Jahrhunderts), welches Suidas compilirt hat (vgl. darüber im allgemeinen Ritſchl, Alex. Biblioth. p. 38 fg.; Schneider, Callim. II, p. 7 fg.; Wachsmuth, Symbol. Bonn. p. 137 fg.). Im Zuſammenhang mit dieſer Thätigkeit ſteht nun eine zweite, welche mehr die Bedeutung des Kallimachos als Philologe und Kritiker erkennen läßt. Auf ihn wird nämlich der ſogenannte alexandriniſche Kanon zurückgeführt, auf den zuerſt Ruhnkenius (Hist. crit. orat. Graec. p. XCIII fg.) aufmerkſam gemacht hat, und als deſſen Hauptbearbeiter von Quintilian (X, 1. 54) Ariſtophanes und Ariſtarch genannt werden. Dieſer Kanon, deſſen Exiſtenz in neuerer Zeit mit Unrecht bezweifelt worden iſt, war kein Buch, ſondern man ſtellte dergleichen auf und vertheilte es an die Schüler, wodurch es gewiſſermaßen gangbares Eigenthum wurde und auch mit der Zeit Gelegenheit zur Vervollſtändigung bot. Das Princip, nach welchem man dabei verfuhr, ſcheint ein gemiſchtes geweſen zu ſein. Es waren nicht nur die Schriftſteller empfohlen, welche vom äſthetiſchen Standpunkt die vollkommenſten waren, ſondern auch ſolche, die, wenn auch äſthetiſch fehlerhaft, dennoch durch ihr Genre einer neuen Richtung Bahn gebrochen hatten. Die Namen derer, die in dieſen Kanon aufgenommen waren, ſind folgende: 1) die bekannten zehn Redner; 2) die Hiſtoriker Herodot, Thucydides, Xenophon, Theopomp, Ephorus, Anaximenes, Kalliſthenes; 3) die Philoſophen Plato, Xenophon, Aeſchines, Ariſtoteles, Theophraſt; 4) die heroiſchen Dichter Homer, Heſiod, Piſander, Panyaſis, Antimachus; 5) die Jambographen Archilochus, Simonides von Amorgus, Hipponax; 6) die Elegiker Calinus, Mimnermus, Philetas, Callimachus (der aber erſt nach Ariſtarch in dieſen Kanon aufgenommen zu ſein ſcheint); 7) die Lyriker Alcman Alcäus, Sappho, Steſichorus, Pindar, Bacchylides, Ibykus, Anacreon, Simonides; 8) die Tragiker Aeſchylus, Sophocles, Euripides, Ion, Achäus; dazu aber die ſieben alexandriniſchen Tragiker mit Philiskus, welche die Plejaden genannt werden; 9) die Komödiendichter (der alten Komödie) Epicharm, Kratinus, Eupolis, Ariſtophanes, Pherecrates, Plato; (der mittleren Komödie) Antiphanes und Alexis; (der neueren Komödie) Menander, Philippides, Diphilus, Philemon, Apollodor.

Ebenſo umfaſſend, wie die gelehrten Arbeiten, war die poetiſche Thätigkeit des Kallimachos. Von dem für ſeine Zeit der poetiſchen Unfruchtbarkeit gewiß richtigen Grundſatz ausgehend, daß ein großes Buch ein großes Uebel ſei (vgl. *Athen.* III, p. 72), womit er beſonders Gegner der durch ſeinen Schüler Apollonius, den Dichter der Argonautica, vertretenen epiſchen Richtung wurde, wendete er ſich zunächſt der Elegiendichtung zu und dichtete vier Bücher *Αἴτια* in elegiſchem Versmaß, welche die Leſer „über die Gründe auffallender Sitten bei öffentlichen Wettſpielen und Götterfeſten, ſchwer erklärbarer Benennungen helleniſcher Oertlichkeiten, Beinamen einzelner Götter und wol noch anderer Curioſitäten" (Rohde, Griech. Roman. S. 84) unterrichteten, eine Fülle von antiquariſchen Kenntniſſen auf dem Gebiet der Topographie, Ethnographie und Mythologie enthielten, und deshalb namentlich ſpäter in Rom vielfach Anregung zur Nachahmung (Properz, Ovid) und zur Commentirung gaben. Allerdings mußte dabei der Mangel an Genialität und poetiſcher Individualität durch gelehrte Detailkenntniſſe



Digitized by Google

erſetzt werden. Vgl. Hertzberg, Quaest. Propert. lib. II, c. VII; Sperling, Properz in ſ. Verh. z. Callim. (Stralſund 1879.) Eine der berühmteſten Liebeselegien im dritten Buch war die von Acontius und Cydippe (vgl. Dilthey, De Callim. Cyd. Leipzig 1863; Rohde a. O. p. 87), die von Ovid, Heroid. 20, nachgeahmt iſt. Als elegiſcher Dichter hat er den erſten Preis erhalten von Ovid (Ex Pont. IV, 16. 32) und Quintilian (X, 1. 58). Außerdem war er Verfaſſer von Hymnen, deren wir fünf in heroiſchem Versmaß und eine in elegiſchem beſitzen (*εἰς λουτρὰ τῆς Παλλάδος*), welches letztere Gedicht aber mit Recht zu den Elegien gezählt wird, und von 70 uns erhaltenen Epigrammen. Auch verfaßte er ein kleines genre-artiges Gedicht in Hexametern aus dem Sagenkreis des Theſeus, welches den Namen der attiſchen Localgöttin **Hecale** führt und wegen ſeiner glänzenden Form im Alterthum ſehr geſchätzt war (vgl. Naeke, De Callim. Hecale, Bonn 1829). Ein zweites epiſches Gedicht führte den Namen **Ibis** und war ein Schmähgedicht gegen Apollonius (nachgeahmt von Ovid im gleichnamigen Gedicht). Von Intereſſe ſind ferner das Gedicht auf das **Haupthaar der Berenice**, welches Catull, c. 66, zum Muſter diente, und auf **Atthis** (Catull, c. 63; vgl. Wilamowitz im Hermes XIV, p. 194); zweifelhaft dagegen iſt die Abhängigkeit des catulliſchen Gedichts auf die **Hochzeitsfeier des Peleus und der Thetis** (c. 64) von Kallimachos (vgl. Teuffel, Röm. Liter., 4. Aufl., §. 214, 6). Auch beſitzen wir 21 Fragmente aus einer Sammlung in Choliamben, die zum Zweck hatte, aus dem Munde des Hipponax Kritik an literarhiſtoriſch bedeutenden Männern zu üben.

Die Fruchtbarkeit des Kallimachos war erſtaunlich. Suidas (nach Heſych.) bemerkt, daß er über 800 Bücher verfaßt habe, und gibt ſelbſt ein ſorgfältig abgefaßtes, auf alexandriniſche Quellen zurückgehendes Verzeichniß der Hauptſchriften, über deſſen Anordnung epochemachend gehandelt hat Schneider, Callim. II, p. 2 fg.; neuerdings auch A. Daub, De Suid. biogr. p. 460 fg.; Studien zu den Biogr. d. Suidas, S. 83 (Freib. 1881).

Geſammtausgabe von Spanheim, I. II., Utrecht 1697; ferner von Bentley, London 1741, der zu den Fragmenten den Hauptgrund gelegt hat; von Erneſti I. II., Leyden 1761, der im zweiten Theil die Anmerkungen von Spanheim abdrucken ließ. Endlich die beſte und vollſtändigſte Ausgabe von O. Schneider, I., Leipzig 1870, II, ib. 1873. Elegiarum fragmenta ill. Valckenaer, ed. Luzac, Leyden 1799. Beſte Ausgabe der Hymnen und Epigramme von A. Meineke, Berlin 1861.

**Kallimachos**, epiſcher Dichter, Neffe des berühmten, Sohn des Staſenor und der Megatime, Schweſter des Kallimachos, wird von Suidas und Eudocia (d. h. Heſychius) erwähnt. Er ſchrieb ein epiſches Gedicht *περὶ νήσων*. (*H. Flach.*)

KALLINOS (Callinus), der älteſte elegiſche Dichter der Griechen, war aus Epheſus gebürtig und lebte, nach gewöhnlicher, aber falſcher Annahme zwiſchen 630 und 560, als Zeitgenoſſe der kimmeriſchen Kämpfe in Kleinaſien gegen Sardes und die ioniſchen Städte und nach der ſchließlichen Vertreibung der Kimmerier durch den lydiſchen König Halyattes. (Ueber die Chronologie dieſer Züge vgl. E. Rohde, Rh. Muſeum XXXVI, p. 560 fg.) Etwas älter macht ihn G. Geiger, De Callini aetate (Erlangen 1877), der ihn noch als Zeitgenoſſen des Gyges (716—678) und des Ardys (678—629) betrachtet, ſodaß ſeine Blüte um 652 fiele. Jene Ereigniſſe, zu denen noch der Vernichtungskampf von Epheſus gegen Magneſia am Mäander hinzukam, waren nicht ohne Einfluß auf ſeinen Charakter und ſeine Denkart und auf die Richtung in der Elegie, wodurch er der erſte Vertreter und Begründer der politiſchen und kriegeriſchen Elegie geworden iſt; denn die Anfeuerung der ioniſchen Jünglinge zu tapferer Gegenwehr hatte er zum Hauptinhalt ſeiner Elegien gemacht. Beſonders bei ihm ſind noch die Bindeglieder deutlich zu erkennen, durch welche die elegiſche Poeſie mit der epiſchen zuſammenhängt; denn wie bei keinem andern Elegiker gewahren wir eine größere Redſeligkeit, eine breite und behagliche Ausführung von Bildern, ein geringes Achten auf den durch den Pentameter von ſelbſt ſich darbietenden Schluß eines Gedankens, alles Eigenſchaften, welche der entwickelteren Elegie abgehen. Die wenigen uns erhaltenen Bruchſtücke (darunter nur ein größeres) bei Gaisford, Poet. min. Graeci Vol. I, p. 426; Delect. poet. eleg. ed. Schneidewin, p. 1; Callini, Tyrtaei, Asii frag. ed. Nic. Bach (Leipzig 1831; Nachtrag 1832), am beſten bei Bergk, Poetae lyrici⁴ (vol. 2) p. 3—7. Ein Bruchſtück, fr. 1, v. 5 fg. iſt auch, wol mit Unrecht, dem Tyrtaeus zugeſchrieben worden. Vgl. Sitzler in Philol. Jahrb. 119, S. 351 fg. Ueberſetzung ins Deutſche durch Weber, Elegiſche Dichter der Hellenen (Frankf. 1826). Griechiſche Lyriker. Deutſch von **Thudichum** (Stuttgart 1859). — **Kallinos**, ein Schüler des Theophraſt, erwähnt von *Diogenes Laërtius* V, 52. 55. 56. (*H. Flach.*)

KALLIOPE (*Καλλιόπη*, *Καλλιόπεια*, Calliope, Calliopea), ihrem Namen nach die „Schönſtimmige" [1]), eine der neun Muſen, die erſtgeborene [2]) aus dem Liebesbunde des Zeus und der Mnemoſyne und die angeſehenſte unter den Schweſtern. Heſiod (Theog. 79) nennt ſie *προφερεστάτη*, *προφερέστερα ἔργα* werden ihr zugeſchrieben (Anthol. Planud. V, 349), Horaz (Od. III, 4. 2) ruft ſie an als regina, Dionyſ. (Hymn. I. 6) als *Μουσῶν προκαθηγέτι τερπνῶν*, als welche ſie, inſchriftlich bezeugt, auf der berühmten Françoisvaſe (Monum. dell' Instit. IV. Tv. LIV. LV) erſcheint; als Wortführerin der Schweſtern läßt ſie Quint. Smyrnaeus (III, 622—655) reden, um die über den Leichnam ihres Sohnes trauernde Thetis zu tröſten; bei Anrufung der Muſen wird ſie mehrfach, gleichſam als deren Repräſentantin, noch beſonders hervorgehoben [3]), und Zeus überträgt ihr das Richteramt

1) *Diodor.* IV, 7 *ἀπὸ τοῦ καλὴν ὄπα προΐεσθαι*, *Fulgent.* XIV optimae vocis, welche Eigenſchaft wenig unterſcheidend iſt, da ſie alle Muſen ziert (*Hom.* Od. XXIV, 60 *Μοῦσαι δ' ἐννέα πᾶσαι ἀμειβόμεναι ὀπὶ καλῇ*, *Hesiod.* Theog. 68 *ἀγαλλόμεναι ὀπὶ καλῇ*). 2) *Apollodor.* Bibl. 1, 3. 1, *Plato* Phaedr. c. 41, p. 259 D *πρεσβυτάτη*, cf. *Aristarch.* im Schol. zu Hes. Th. 79. 3) *Virg.* Aen. IX, 525 Vos, o Calliope, precor aspirate canenti;

Digitized by Google

beim Streit der Aphrodite und Perſephone um den Adonis (*Hygin.* Poet. Astr. II, 7).[4] Sie iſt die Begleiterin der Könige[5]) wol nicht nur, um ihre Thaten zu beſingen, ſondern auch als Patronin der Aoeden, die die Helden der Vorzeit preiſen (ſ. Preller, Griechiſche Mythologie I, S. 283 fg.). Denn, ſo wenig auch ihr, wie den übrigen Muſen, zu irgendeiner Zeit im allgemeinen Glauben ein ſtreng abgegrenztes Gebiet der Thätigkeit gegeben worden iſt[6]), ſo wird ſie doch beſonders von den epiſchen Dichtern als ihre Beſchützerin in Anſpruch genommen und als Muſe der Heldendichtung geprieſen.[7]) Sie beſorgt das Niederſchreiben derſelben[8]), wie denn ihre *σοφία* mehrfach betont wird[9]), die epiſchen Dichter rufen ſie an[10]), empfangen von ihr Begeiſterung[11]), und manche derſelben werden als ihre leiblichen Kinder bezeichnet.

Mochten ſich die epiſchen Dichter der beſonderen Gunſt der Göttin rühmen, ſo hatten doch auch die übrigen Poeten nicht minder das Recht, ſie die Ihre zu nennen, denn ſie war Vorſteherin der Dichtkunſt überhaupt.[12]) Poeten aller Art rufen ſie an, ſie zu begeiſtern[13]), nennen ihr dichteriſches Vermögen ihre Kalliope[14]); manche ſollen ihrem Schoſe entſproſſen ſein.

Die „Schönſtimmige" ſteht auch der Tonkunſt nahe (*Plato*, Phaedr. XLI. p. 259 *D. Niket. Eugenian.* VI, 344); Horaz (Od. III, 4. 1—4) gibt ihr vox tibia fides und cithara, muſikaliſche Inſtrumente führt ſie bei Schriftſtellern (*Themist.* Or. XXI, p. 255; *Propert.* I. 2. 27 sq.; *Martian. Capella* XII, 24) und auf Bildwerken, ſ. u., und Sängerinnen werden als Kalliopen (Anthol. VII, 597 sq.) oder Töchter der Kalliope (ibid. Append. 251) gefeiert.[15])

Der innige Zuſammenhang der Kalliope mit den Dichtern iſt durch das Beſtreben, den Ruhm der letzteren zu erhöhen, der urſprünglichen, ſpröden Jungfräulichkeit der Göttin ſehr verhängnißvoll geworden; eine große Anzahl von Sproſſen wird ihr zugeſchrieben: Orpheus[16]), mit dem Thraker Oeagros[17]) oder mit Apollo[18]) gezeugt, Homer[19]), Jalemos vom Apollo[20]), Linos von demſelben[21]), Hymenäos vom Magnes[22]), Rheſos vom Flußgott Strymon[23]), die Sirenen vom Acheloos[24]), endlich die Korybanten.[25])

Kalliope hatte in Antiochia ein eigenes, mitten in der Stadt gelegenes Heiligthum[26]); auf einer Münze des Kaiſers Probus, der ein Muſeion in jener Stadt reſtaurirte und ausſchmückte[27]), iſt die CALLIOPE AVG. dargeſtellt, wie ſie an eine auf einer Säule ſtehende Lyra faßt[28]), vielleicht eine Copie nach dem Cultusbilde jenes Tempels.

Auf den griechiſchen Bildwerken (einige deutet an die Anthol. Planud. IV, 217 und 218) hat Kalliope ebenſo wenig wie die andern Muſen eine typiſche Geſtalt erhalten. Sie erſcheint, inſchriftlich bezeugt, auf Vaſen ſtets als anmuthiges Mädchen, mit wechſelnden Attributen, bald mit einer Syrinx[29]) oder einer Flöte[30]), bald mit Trigonon[31]), mit einem Schmuckkäſtchen[32]) oder auch

---

*Sil. Ital.* III, 232 Prodite, Calliope, famae, mit Erneſti's Anm., und XII, 390 Sed vos, Calliope, nostro donate labori.

4) Die bezüglichen Bildwerke hat Stephani behandelt in den Annali dell' Inst. 1860, p. 313 sq. 5) *Hes.* l. c. und *Plutarch*, Praec. ger. reip. V, 3. 6) So ſchon *Themist.* Orat. XXI, p. 255. Vgl. Guédéonoff, Ann. d. Inst. 1852, p. 69. Trendelenburg, Der Muſenchor, 36. berliner Winckelmanns-Feſtprogramm S. 21, Anm. 46. Conze, Götter- und Heroengeſtalten S. 43. 7) Anthol. Gr. IX, 504 *Κ. σοφίην ἡρωίδος εὕρεν ἀοιδῆς*, vgl. *Plut.* Conv. disp. IX, 14. 7. Sie fündet *λόγους θείους καὶ ἀνθρωπίνους*, *Plato* l. c. 8) *Auson.* Id. XX, 7 Carmina C. libris heroica mandat. *Mart. Cap.* XL, 1 ſagt von ihr und Urania: innumera gremio congessere volumina. Auf Bildwerken (ſ. unten) führt ſie Schreibtafel und Griffel oder eine Schriftrolle. 9) *Petronii Afranii* epigr. in T. Petr. Arb. Satiricon, Francof. 1621, p 221 Calliope doctis dat laurea poetis, cf. Anthol. IX, 50. 5. *Mart. Cap.* 332. 4. 10) Bei *Homer* Il. I, 1 *θεὰ* und Od. I, 1 *μοῦσα* ſind als Kalliope zu faſſen, vgl. außerdem Hymn. auf Hel. 2, *Tzetzes τὰ πρὸ Ὁμήρου* 2, *Tryphiodor. Ἅλωσις Ἰλίου* 1 sq., *Virg.* Aen. I, 8; V, 925. 11) *Moschos* III, 73 nennt Homer *τὸ Καλλιόπας γλυκερὸν στόμα*. *Max. Tyr.* diss. III, 7 *Ὁμήρῳ ὑπὸ Καλλιόπης λιγαινομένῳ*. 12) Bei *Arsen. Violar.* p. 325 Walz, *Moschopulos* p. 59 Titze, *Apostol.* X, 33b in den Paroem. Gr. I, p. 494 und in einer Inſchrift auf einem herkulanenſiſchen Wandgemälde (Pitture d'Ercol. II, p. 59) wird der Kalliope die *ποίησις* ganz im Allgemeinen als eigenſtes Gebiet zugewieſen. 13) z. B. *Sappho* 82. *Stesich.* 78, *Alcman* in Bergk Lyr. gr. p. 354. 45, *Claudian.* XVII, 288 cf. XXIX, *Mart.* Cap. I, 17, *Propert.* V, 6. 11; II, 1. 3, *Lucret.* VI, 92, *Hom.* Hymn. XXXI, 2 Baumeiſt., *Sid. Apollin.* XIV, 6; vgl. auch *Isokrat.* VIII, p. 75 Reiske. 14) *Ovid.* Trist. II, 567, *Columella* X, 225.

15) In ähnlichen Fällen iſt jedoch immer die Frage aufzuwerfen, ob es ſich nicht um den wirklichen Namen Kalliope handelt, der bei menſchlichen Frauen keineswegs ungebräuchlich war; vgl. Becker im Philologus VIII, S. 373 fg. 16) *Eustath.* p. 817. 30, *Eratosth.* Katast. 24, *Arnob.* III, 37, *Eurip.* Rhes. 944, Anthol. VII, 8 und 9, Anthol. Planud. IV, 217, *Orph.* Argon. 606, Schol. in Caes. Germ. Arat. p. 404, 16, Eyſſenh., *Claudian.* Epist. I, 20 Jeep. 17) *Ἀγ. Ἡσ. καὶ Ὁμ.* ed. Goettl. 314, *Ap. Rhod.* Argon. I, 23 sq., *Apdor.* I, 3. 2, Schol. zu Pind. Pyth. IV, 513, Anthol. VII, 10, *Orph.* Argon. 77, *Nonnus* XIII, 430; XXII, 190, *Conon* Narr. 45, *Quint. Sm.* III, 637 sq. *Hygin.* Fab. XIV, *Seneca* Herc. Oet. 1034, *Mart.* IX, 87, *Stat. Silv.* II, 7. 39 sq., *Prop.* II, 23. 29, *Virg.* Ecl. IV, 57, *Ovid.* Fast. V, 86 und Ibis 480. 18) *Apdor.* I, 3. 2. 19) *Ἀγ. Ἡσ. κ. Ὁμ.* l. c., Anth. IX, 523 und Antipater in der Anth. Planud. IV, 296, *Plut.* Vita Hom. I, 4. 7. 20) *Hesych.*, *Phot.* und *Suid.* s. v., Schol. zu Eurip. Orest. 1375, zu Supplices 281, zu Rhesos 895, zu Apollon. Rh. IV, 1304, zu Pind. Pyth. IV, 313, *Gregor. Cypr.* in den Paroemiogr. gr. II, p. 72; vgl. Welcker, Kl. Schrift. I, S. 30 fg. 21) *Apdor.* I, 3. 2. 22) Schol. zu Pind. l. c.; er wird einfach Calliopeius genannt in *Patricii* Epithal. (Anth. Lat. II, 641. 77 und I, 283. 77 Meyer). Musa genitus bei *Claudian.* XXXI, 31, doch kann da auch Urania oder Terpſichore als Mutter gemeint ſein. 23) *Apdor.* I, 3. 2. 24) *Serv.* zu Virg. Aen. V, 864, zu Virg. Georg. I, 8. 25) *Strabo* X, 3. 19. 26) *Libanius* ad Julian. Leg. p. 410 und Monod. p. 336 und andere Stellen bei K. O. Müller, Antiquit. Antioch. p. 69 und 106. 27) Nach *Malalas* p. 400 Oxon. 28) Eckhel. Doctr. N. II, Tom. VII, p. 504, Cavedoni, Ann. d. Inst. 1858, p. 93, Cohen, Descr. hist. des monn. impér. V, p. 429, no. 151 (100 francs). 29) Auf der Françoisvaſe; eigenthümliche Deutungen von Guédéonoff, Ann. d. Inst. 1852, p. 69 und Em. Braun ibid. 1848, p. 311 sq. 30) Beim Streit der Aphrodite und Kora um den Adonis, Bullet. arch. Napolet. N. S., VII, tv. IX, nach Stephani, Ann. d. Inst. 1860, p. 315 extr. 31) Von Panofka beſchrieben Musée Blacas p. 18. 22. 32) Mit



Digitized by Google

ohne irgendein Abzeichen.[33]) Auch die ſpätere Kunſt hat keine allgemein gültig gewordene Ausſtattung der Kalliope gewonnen. Statuariſche Werke (Clarac, Musée de sculpt. III, pl. 294—296, No. 1113—1115 B gibt eine Reihe angeblicher Standbilder der Kalliope) kommen faſt gar nicht in Betracht, da die Attribute fehlen oder ohne Gewähr der Richtigkeit ergänzt ſind. Von den Muſen auf Münzen des Pomponius Muſa, die als Nachahmungen der berühmten Statuen aus Ambrakia gelten, die Fulvius Nobilior nach Rom in den Tempel des Hercules Musarum weihte, wird von manchen die auf eine Säule geſtützte, mit dem Buche (Cohen, Méd. consulaires pl. XXXIV, No. 6) Kalliope genannt, während Visconti, Borgheſi (Oeuvres numismatiques I, p. 293) und Cohen (l. c. p. 267) dieſen Namen der Münze zuweiſen, die eine Muſe darſtellt, welche eine auf einer Säule ſtehende Lyra rührt (Cohen, l. c. No. 5), die alſo der Darſtellungsweiſe der Kalliope auf der Münze des Probus entſpricht. Auf Reliefen (z. B. der tabula Iliaca), beſonders auf den zahlreichen Muſenſarkophagen[34]), erſcheint ſie ſitzend oder ſtehend, meiſt mit Schreibtafel und Griffel (auch auf einem Moſaik bei Clarac, l. c. No. 1119), gern mit Klio gruppirt, von ihr aber oft ſchwer zu unterſcheiden, wie auch auf einem herculaneniſchen Wandgemälde (Pitture d'Erc. II, p. 59, D. d. a. K. I, LVIII, No. 741) die epheubekränzte (*Ovid*. Fast. V, 79) *ΚΑΛΛΙΟΠΗ* eine Rolle trägt, wie die entſprechende *ΚΛΕΙΩ*, ſodaß bei ähnlichen Fresken (ſ. Helbig, Wandgemälde der vom Veſuv verſchütteten Städte Camp. No. 860—862, vgl. S. 172) die Benennung ſchwankend bleiben muß.

Eine große Anzahl von griechiſchen Autorenſtellen bei Pape, Wörterbuch der griechiſchen Eigennamen, s. v. I, S. 602, von lateiniſchen bei de Vit, Onomasticon, II, XI, p. 71. (*R. Gaedechens.*)

Kallippos, ſ. Kalipos.

KALLIPYGOS (die Form Callipygis beim Commentator Cruq. ad Hor. Sat. I, 2. 93), auch *Καλλίγλουτος* genannt (nach *Nikander* bei *Clemens Alex.* I. p. 40. Dindorf, p. 11 Sylburg), „die Schöngeſteißte".

1) Beiname der Aphrodite in Syrakus nach der Geſchichte bei *Athen.* XII, 13, p. 554 E. Zwei Landmädchen aus der Umgegend ſtreiten ſich, wer von ihnen das ſchönſte Geſäß habe.*) Sie rufen einen zufällig vorübergehenden Jüngling aus der Stadt zum Richter auf, der für die Aeltere entſcheidet und ſich in ſie verliebt; ſein Bruder, von ihm unterrichtet, erwählt die Jüngere. Nicht ohne Mühe erlangen ſie von ihrem Vater die Einwilligung zur Heirath; die Mädchen ziehen nach Syrakus, werden von den Bürgern *Καλλίπυγοι* genannt und weihen daſelbſt aus Dankbarkeit der Aphrodite Kallipygos ein Heiligthum (Aratus in den Jamben bei Athen. l. c. und Clem. Alex. l. c.). Mit dieſer Anekdote wird ohne jede Berechtigung zuſammengebracht:

2) die berühmte, ſtark verſehrte, von Albaccini ergänzte (die Reſtaurationen ſind angegeben bei Gerhard und Panofka, Neapels antike Bildwerke, S. 119 fg., und Niccolini zum Real Museo Borbonico XVI. tv. XXVII), angeblich an der Stätte des goldenen Hauſes des Nero gefundene, ſpäter in der Farneſe'ſchen Sammlung, jetzt im Muſeum zu Neapel befindliche, unter dem Namen Venus Callipygos (Vénus aux belles fesses) bekannte Marmorſtatue (oft abgebildet, z. B. Müller-Wieſeler, Denkmäler der alten Kunſt, II. XXV. n. 276) und beſprochen (daſelbſt S. 417; Friederichs, Bauſteine, No. 606; Bernoulli, Aphrodite, S. 341 fg.), der allerdings die Benennung Venus nicht abgeſprochen werden ſoll. Die Göttin hat durch Aufheben ihres gegürteten Gewandes die ganze ſchöne Rückſeite entblößt und wendet ſich zur Schau derſelben um, ein raffinirtes Motiv, welches dies ſchön gearbeitete, von Winckelmann (Werke II, S. 404) nicht gebührend geſchätzte griechiſche Kunſtwerk der nachalexandriniſchen Epoche zuweiſt. Größere antike Wiederholungen beſitzen wir nicht.

Einige in den Büchern noch immer ſpukende *Καλλίπυγοι* ſind endlich einmal abzuweiſen: a) Winckelmann l. c. ſpricht von einer ſolchen in Verſailles, doch iſt dieſe nur eine von Clairion gefertigte Copie der Neapolitaniſchen (ſ. Thomaſſin, Recueil des figures … qu'ils se voient à présent dans le château et parc de Vers. 1694, p. 9 zu pl. 33, auch in der Ausgabe A la Haye 1724; ſeine Angabe wird beſtätigt durch Mus. Royal de Naples. Peint. br. et stat. érotiqnes du cabinet secret. Paris 1836, p. 8). b) Welcker (zu K. O. Müller's Handbuch der Archäologie, § 377. 2) führt eine ſolche als in Syrakus befindlich an; doch iſt dieſe Angabe ſicher nur aus der falſchen Deutung hervorgegangen, die die berühmte kopfloſe, jetzt im dortigen Muſeum ſtehende Statue (nach der Jenaiſchen Literaturzeitung, 1816, No. 164, S. 370) durch Graß (Reiſe nach Sicilien, II, S. 556) und Landolina (den ſchon Kephallides, Reiſe durch Italien und Sicilien, II, S. 8 fg. berichtigt) erhielt. c) Die von K. O. Müller l. c. angeführte, bei Cavall. II, 66 iſt keine andere als die Neapolitaniſche. Sicher unter dem Eindruck der letzteren iſt eine Paſte des Berliner Muſeums (Toelken, Erklärendes Verzeichniß, III, 2. 424, Friederichs l. c. S. 347, abgebildet bei Müller-Wieſeler l. c. No. 276ᵃ; ob aber Venus oder Hetäre?) gearbeitet, deren Echtheit mir jedoch nicht über allem Zweifel erhaben ſcheint; noch unſicherer iſt, ob der angebliche Onyx in den Monuments du culte secret des dames romaines, Caprée 1784, pl. XLVI je exiſtirt hat.

vier andern Muſen einem jungen Mädchen Geſchenke bringend, ibid. pl. IV, Müller-Wieſeler, Denkm. der alten Kunſt II, Taf. LVII, no. 733, wo auf S. 28 die weitere Literatur; vgl. noch Conze, Götter- und Heroengeſtalten, Taf. XC, 2 und Stephani, Compte rendu, 1861, p. 18.

33) Beim Streit des Apollo und Marſyas, Monum. d. Inst. II, tv. XXXVII, Müller-Wieſeler l. c., Taf. XLI, Nr. 488, S. 41. 34) Eine Aufzählung durch Gerhard in der Archäol. Zeitung 1843, S. 115 fg.

*) Von einem ähnlichen Wettſtreit in einer Frauengeſellſchaft berichtet *Alkiphron* I, 39, Einſchlagendes auch beim Komiker Alexios nach *Clem. Alex.* I, 303 Dind. (p. 94, 3 Sylb.), Rufin (Epigr. in Brunck, Analecta II, 390) läßt Paris die Schönheit der drei Göttinnen lediglich nach den Reizen ihrer nates beurtheilen.

Von niemand beanſtandet iſt dagegen die Authenticität einer Bronzeſtatuette zu Aroiſen (Gaedechens, Die Antiken des fürſtlich Waldeckiſchen Muſeum zu Aroiſen, S. 53 fg., No. 79; ich erſtand 1879 ein zweites Exemplar in einem Laden auf Piazza Barberini in Rom), deren Stephane die Deutung auf die Göttin zu ſichern ſcheint. Das Motiv iſt dem der Statue völlig gleich, nur iſt das Kleid nicht angezogen, ſondern umgelegt, und im Arrangement des Gewandes ſind erhebliche Abweichungen.

Auf mehreren andern Bildwerken hat man Weiber in der Stellung der Venus Kallipygos erkennen zu dürfen geglaubt, doch entweder fehlt ihnen (wie der Marmorgruppe einer ekſtatiſchen Mänade und eines ſich über ihre Körperblöße freuenden Satyrs, aus Gythion, bei Pervanoglu, Ann. dell' Inst. tv. d'agg. P. 2, p. 271 sq.) das Motiv der abſichtlichen Entblößung und des Rückſchauens, wodurch jene Statue das Buhleriſche und Hetärenhafte erhält, oder ſie deuten auf brutale und unnatürliche Wolluſt, wie ein Vaſenbild aus der Sammlung Hope (Archäol. Anzeiger 1849, S. 98 unten), welches „den verworfenen Sinn der Statue erklären" helfen ſoll, der ihr aber gar nicht anhaftet. Burckhard (Cicerone, 2. Auflage, II, S. 450) ſagt mit Recht: „Die Abſichtlichkeit der ganzen Darſtellung rückt dieſes Bild in das Gebiet des Buhleriſchen, wenn man es auch nicht obſcön nennen kann."

Hetären und Tänzerinnen ſcheinen allerdings gern dieſe Stellung nachgeahmt zu haben. Unterliegt zwar die intereſſante, angeblich aus Herculaneum ſtammende Bronzeſtatuette einer tanzenden Mohrin in der Nationalbibliothek zu Madrid (Revue Archéologique, III, p. 264, Holzſchnitt), auch abgeſehen von der Inſchrift, trotz Mérimée's wiederholter Verſicherung ihres antiken Charakters, wegen ihrer Echtheit gegründeten Bedenken, ſo finden ſich auf Vaſen. einzelne ſichere bezügliche Darſtellungen (z. B. Gerhard u. Panofka l. c., S. 315 fg., No. 505. Heydemann, Die Vaſenſammlungen des Museo Nazionale in Neapel, No. 2855, S. 407; eine Zeichnung einer ähnlichen beſaß Raoul Rochette nach Welcker zu K. O. Müller l. c.). Als eine Parodie der Venus Kallipygos dürfte aufzufaſſen ſein die Bronzeſtatuette des Muſeums zu Neapel bei Gerhard u. Panofka l. c., S. 199, No. 3: „Schauſpieler in Weiberkleidung, der ſich den Rock hinten aufhebt." (*R. Gaedechens.*)

KALLIRRHOE (*Καλλιῤῥόη*), ein an verſchiedenen Orten Griechenlands und des gräciſirten Orients wiederkehrender Name für Quellen und Quellnymphen. Die bekannteſte derſelben iſt die atheniſche Kallirrhoe, die einzige Quelle reinen und friſchen Trinkwaſſers auf dem Boden der Stadt Athen, deren Waſſer ſeit den älteſten Zeiten ſowol zum Trinken als zu ſacralen Verrichtungen benutzt wurde. Dieſelbe entſprang in der Nähe des Iliſſos, war daher nicht in die Ringmauer der Stadt eingeſchloſſen, ſondern gehörte zu der öſtlichen Vorſtadt Athens, Agrä. Durch Peiſiſtratos wurde über der Quelle ein ſtattliches Brunnenhaus errichtet, aus welchem das Waſſer durch 9 Röhren hervorſtrömte, weshalb die Quelle auch den Namen Enneakrunos erhielt. S. *Herod.* VI, 137; *Thukyd.* II, 15; *Paus.* I, 14, 1. Der neuerdings von Unger in ſeinem Aufſatz „Enneakrunos und Pelasgikon" (in den Sitzungsberichten der philoſophiſch-philologiſchen und hiſtoriſchen Claſſe der königl. bayr. Akademie der Wiſſenſchaften zu München, 1874, Bd. I., S. 263 fg.) gemachte Verſuch, zwiſchen einer innerhalb der Stadt, am ſüdöſtlichen Ende des Marktplatzes, gelegenen Enneakrunos und der außerhalb der Ringmauer am Iliſſos aufſprudelnden Kallirrhoe zu unterſcheiden, muß als völlig verfehlt bezeichnet werden. Während der Name Enneakrunos mit dem Verfall des Brunnenhauſes verſchwunden iſt, haftet der alte Name Kallirrhoe noch heutzutage an einer reichen Quelle, die jetzt aus dem Felsboden zwiſchen zwei Armen des Iliſſos aufſprudelt und ihr Waſſer unmittelbar in das Bett dieſes Fluſſes ergießt, eine Erſcheinung, die offenbar auf eine Veränderung des Laufes des Iliſſos ſeit dem Alterthum zurückzuführen iſt und uns nicht veranlaſſen darf, mit B. Stark (Nach dem Griechiſchen Orient. Heidelberg 1874, S. 315) den Namen Kallirrhoe auf eine ein wenig nördlich davon aus einer künſtlichen Spalte des Felsbodens hervorbrechende Waſſerader (die jedenfalls nur ein Zweig der Hauptquelle iſt) zu übertragen. Vgl. C. Wachsmuth, Die Stadt Athen im Alterthum, Bd. I. (Leipzig 1874), S. 172 fg. und S. 272 fg. — Quellen gleichen Namens finden wir im Alterthum in der ätoliſchen Stadt Kalydon (ſ. d.) in der Nähe des Hafens (*Paus.* VII, 21. 5); in der akarnaniſchen Stadt Oiniadä (auf dieſe noch heutzutage in den Ruinen der Stadt nachweisbare Quelle iſt die Aufſchrift *ΚΑΛΛΙΡΟΑ* auf Münzen von Oiniadä zu beziehen, ſ. Imhoof-Blumer, Die Münzen Akarnaniens, Wien 1878, S. 145 fg.), und in der phöniziſchen Stadt Tyros (*Nonnos* Dionys. XL, 363). Ferner führte die gewöhnlich Edeſſa genannte Stadt, die Hauptſtadt der meſopotamiſchen Landſchaft Osroëne, auch den Namen *Ἀντιόχεια ἐπὶ Καλλιῤῥόῃ* nach den ſtarken Quellen des von den Griechen Skirtos, von den Syrern Daiſan genannten Fluſſes (eines Nebenfluſſes des Euphrat), welche in der Nähe der Stadt einen Teich bilden (*Plin.* N. h. V, 21. 86; *Steph. Byz.* p. 100. 1 f. ed. Meineke; vgl. H. Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie, S. 155 fg.). Endlich wurde auch ein durch ſeine heilkräftigen Quellen berühmter Badeort in der jüdiſchen Landſchaft Peräa von den Griechen mit dem Namen Kallirrhoe bezeichnet (*Plin.* V, 16. 72; *Joseph.* Arch. XVII, 6. 5; b. Jud. I, 33. 5; *Ptolem.* V, 16. 9; *Euseb.* h. eccl. I, 8.).

(*C. Bursian.*)

KALLISTHENES von Olynthos, Sohn des Demotimos oder Kalliſthenes (Suid.) und der Hero, einer Couſine des Ariſtoteles (*Plut.* Alex. 55). Er kann höchſtens etwa 10 Jahre jünger geweſen ſein als letzterer (geb. 384) und ſtand jedenfalls bei der Zerſtörung ſeiner Vaterſtadt durch Philipp von Makedonien (Ende 348 v. Chr.), der alle Gefangenen in die Sklaverei verkaufte, ſchon im Mannesalter. Wie Ariſtoteles, wird auch er mit Makedonien in Beziehung geſtanden haben, und als jener im Jahre 343 die Erziehung Alexander's übernahm, ſcheint auch Kalliſthenes an den Hof gekommen zu ſein; er wird

daher als Mitſchüler Alexander's bezeichnet (*Justin.* XII, 6, 17). Allgemein gilt Kalliſthenes als Schüler des Ariſtoteles, wie weit indeſſen ſeine philoſophiſchen Studien ſich erſtreckten, wiſſen wir nicht. Vermuthlich haben ſie ſich im weſentlichen auf die praktiſchen Zweige der griechiſchen Philoſophie, Rhetorik und Ethik, beſchränkt. Mit Ariſtoteles' Hauptſchüler Theophraſt ſtand Kalliſthenes in nahen Beziehungen (*Cic.* Tusc. III, 21 u. a.); derſelbe verfaßte ſpäter, offenbar mit Beziehung auf Kalliſthenes' Tod, eine Schrift *Καλλισθένης ἢ περὶ πένθους* (*Diog. L.* V, 44). Daraus, daß bei Diogenes Laërtius V, 39 eine bekannte, ſonſt von Ephoros und Theopomp oder Xenokrates und Ariſtoteles erzählte Anekdote auch einmal auf Kalliſthenes und Theophraſt übertragen wird — der Lehrer habe geſagt, jener bedürfe des Spornes, dieſer des Zügels — etwas über die Begabung des Kalliſthenes zu folgern, iſt nicht zuläſſig. Seine literariſche Thätigkeit wandte Kalliſthenes der Darſtellung der zeitgenöſſiſchen Geſchichte zu. In 10 Büchern behandelten die *Ἑλληνικά* den dreißigjährigen Zeitraum vom Frieden des Antalkidas (387) bis zum Ausbruch des heiligen (phokiſchen) Krieges 357 (*Diod.* XIV, 117; XVI, 14). Die Geſchichte des letzteren, die mit der Begründung der makedoniſchen Hegemonie in Hellas endete, ſtellte ein zweites Werk dar (*περὶ τοῦ ἱεροῦ πολέμου*, *Athen.* XIII, 560; vergl. *Cic.* ad. fam. V, 12, 2, wo Weſtermann Troicum bellum richtig in Phocicum bellum corrigirt hat). Beide Werke ſind jedenfalls vor 334 v. Chr. vollendet worden; wenn Lydus (De mens. IV, 68) eine Angabe des Kalliſthenes aus dem vierten Buche der Hellenika anführt, in der er von den Urſachen der Nilſchwelle ſpricht und erzählt, er ſei mit Alexander nach Aegypten gezogen und bis nach Aethiopien gekommen (hier liegt wol ein Misverſtändniß des Lydus vor, der ſeine Angabe jedenfalls nicht direct aus Kalliſthenes entlehnt hat; im übrigen wird Kalliſthenes' Erklärung der Nilſchwelle aus den heftigen Regenmaſſen in Aethiopien, die hier im Hochſommer durch die Eteſien angehäuft würden, auch ſonſt mehrfach erwähnt, ſ. *Kall.* fr. 6 Müller), ſo iſt die Stelle entweder ſpäter eingefügt, oder, was viel wahrſcheinlicher erſcheint, das Citat entſtammt der Geſchichte Alexander's und nicht den *Ἑλληνικά*.

Ueber Anlage und Darſtellung dieſer Werke lehren die Fragmente (bei Müller 17 [reſp. 16] der *Ἑλληνικά* und 1 aus dem heiligen Kriege) nicht allzu viel. In der Darſtellung ſtand er jedenfalls wie ſeine Zeitgenoſſen Theopomp und Ephoros völlig unter dem Einfluſſe der Rhetorik (vergl. *Cicero* De orat. II, 58. ad Qu. fr. II, 13. *Longin.* De subl. III, 2), ja ſein ſpäteres Werk über Alexander kann geradezu als Muſter und Vorbild der die ganze folgende Epoche beherrſchenden Verirrung der Hiſtoriographie gelten, welche eine blendende, pointirte und an Anekdoten und intereſſanten Schilderungen reiche Darſtellung als ihre Hauptaufgabe betrachtet und darüber die hiſtoriſche Wahrheit oft ganz aus den Augen verliert. Daß er zahlreiche Excurſe einfügte (zum Beiſpiel über die Verfaſſung Kretas, über Ariſtides' Nachkommen, über das Datum der Zerſtörung Trojas, über Kimon [ſ. u.]) iſt gleichfalls im Geſchmacke der Zeit; Theopomp füllte bekanntlich ganze Bücher lediglich mit Excurſen. Betreffs der Tendenz wird man wol annehmen dürfen, daß Kalliſthenes auf ähnlichem Standpunkte ſtand wie Iſokrates und Ariſtoteles. Die Aufgabe der Hellenen war, den Kampf gegen die Perſer wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen, die gewiſſermaßen von der Natur geforderte Herrſcherrolle über die Barbaren auch wirklich auszuüben. Statt deſſen zerfleiſchten ſie ſich in ewigen Kämpfen, bis endlich in Philipp ein Fürſt erſtand, der Hellas zur Einigung zwang und nun den Kampf gegen Aſien beginnen konnte. Gleich zum Eingang hat Kalliſthenes offenbar den beliebten Vergleich des Antalkidas-Friedens mit dem ſogenannten Kimoniſchen ausgeführt; denn aus ihm ſtammt die ausführliche, von der des Ephoros [erhalten bei *Diodor* XI, 60 fg. und *Frontin.* IV, 17, 45; vgl. *Polyaen.* I, 34, 1] völlig und vortheilhaft abweichende Schilderung der Schlacht am Eurymedon bei Plutarch (Cim. 12. 13; p. 484, 23—486, 21 der kleinen Sintenis'ſchen Ausgabe). Daß nach der Schlacht ein wirklicher Friede geſchloſſen ſei, beſtritt Kalliſthenes; nur thatſächlich hätten die Perſer von da an das weſtliche Kleinaſien aufgegeben. Auf den durch Kallias nach Kimon's Tode geſchloſſenen Frieden, deſſen Echtheit bekanntlich Theopomp (fr. 168) beſtritt, ſcheint Kalliſthenes nicht eingegangen zu ſein. Ob ſonſt noch Gut des Kalliſthenes in den auf uns gekommenen Darſtellungen dieſer Epoche erhalten iſt, iſt noch nicht unterſucht. Die Angabe des Porphyrios (bei *Euseb.* pr. ev. X, 3), Ephoros habe aus den Werken des Daimachos [??], Kalliſthenes und Anaximenes an 3000 Zeilen wörtlich herübergenommen, iſt wegen ihrer allgemeinen Faſſung nicht weiter zu verwerthen, ſelbſt wenn ſie völlig correct ſein ſollte.

Als Ariſtoteles 335/4 nach Athen ging, ſoll er den Kalliſthenes bei Alexander gewiſſermaßen als Stellvertreter zurückgelaſſen haben (*Diog. L.* V, 5 und Suidas), woran dann einige werthloſe Anekdoten angeknüpft werden. Glaublicher iſt, daß Alexander den berühmten Hiſtoriker zu ſich berief, um als Augenzeuge die Geſchichte ſeines Zuges zu ſchreiben (*Justin.* XII, 6), wie ihn in gleicher Weiſe der Kyniker Oneſikritos und der Rhetor und Geſchichtſchreiber Anaximenes begleiteten. Ganz falſch und lediglich nach dem Beiſpiel des Ariſtoteles zurechtgemacht iſt dagegen die Angabe, Kalliſthenes habe ſich dem Alexander angeſchloſſen, um ihn um die Wiederherſtellung Olynth's zu bitten (*Plut.* Al. 53, De stoic. rep. 20, vgl. die Geſchichte von Anaximenes bei *Pausan.* VI, 18).

Kalliſthenes hat die Begebenheiten des „perſiſchen Kriegs" — daher der bei Suidas s. v. *Σαρδανάπαλλος* überlieferte Titel *Περσικά* — offenbar unmittelbar nach den Ereigniſſen niedergeſchrieben; ſein Werk war die erſte ausführliche Darſtellung, aus der man in Europa die Thaten des Königs kennen lernte. Zieht man die ſchriftſtelleriſche Begabung des Kalliſthenes dazu in Betracht, ſo begreift man vollkommen, welchen Einfluß er gewinnen mußte. Er iſt denn auch für die erſte Hälfte des Alexanderzuges die Grundlage aller folgenden Berichte

Digitized by Google

geworden; ſo viel auch überarbeitet, zugeſetzt, entſtellt worden iſt, der Kern der Vulgata über Alexander, wie ſie uns bei Diodor, Curtius, Juſtin, und an vielen Stellen bei Strabo, Plutarch, Arrian u. a. vorliegt, geht, wie namentlich Droyſen betont hat und ſich vielfach mit völliger Sicherheit nachweiſen läßt, auf Kalliſthenes zurück.

Die Darſtellung des Kalliſthenes beruht durchweg auf einer überſchwenglichen Verherrlichung Alexander's (vgl. *Polyb.* XII, 23), der, ein Nachkomme des Zeus, des Perſeus und Herakles, unter göttlichem Beiſtand die Miſſion der Hellenen erfüllt. Bekannt iſt ſeine Schilderung, wie in Lykien am Klimax das Meer vor Alexander zurückgewichen ſei, um gewiſſermaßen ihm die προσκύνησις zu leiſten (fr. 25; zur Kritik vergl. vor allem *Strabo* XIV, 3, 9, wahrſcheinlich aus Ariſtobul). Zum Ammonion führen ihn zwei Raben durch die Wüſte und die Götter häufen Wunder auf Wunder; das Orakel erklärt den König für einen Sohn des Zeus (fr. 36). Vorzeichen verkünden dann ſeine weiteren Kriege, die Schlacht bei Arbela und Darius' Tod (ib.), ein Indicium, daß auch die abſurden Vorausverkündigungen vor der Schlacht am Granikos bei *Diod.* XVII, 17, 6 fg. ihrem Kern nach auf Kalliſthenes zurückgehen werden. Durchaus wird Alexander als Vorkämpfer der Hellenen aufgefaßt, während er in Wirklichkeit ſich bekanntlich vor allem als Makedoner fühlte und der Antagonismus beider Völker unter und nach ihm immer ſtark hervortrat. Vor der Schlacht bei Arbela läßt ihn Kalliſthenes den griechiſchen Truppen eine lange Rede halten, in der er die Götter auffordert, wenn er wirklich vom Zeus ſtamme, ſollten ſie den Hellenen ihre Hülfe gewähren (fr. 37, *Plut.* Al. 33); demnach geht wahrſcheinlich auch die analoge Rede vor der Schlacht bei Iſſos (*Curt.* III, 10; *Justin.* XI, 9; *Arr.* II, 7; vergl. Droyſen, Geſch. Al.² II, 412) auf Kalliſthenes zurück. Dem entſpricht, daß in der Vulgata überall die Hellenen ungebührlich hervortreten, ſpeciell die theſſaliſchen Reiter (bei Iſſos: *Curt.* III, 11, vgl. *Diod.* XVII, 33, 2; am Granikos: *Diod.* XVII, 21, 4); Ariſtobul und namentlich Ptolemaeos rectificiren hier durchweg die Vulgata. Ferner ſcheint auf Kalliſthenes die detaillirte Schilderung der perſiſchen Verhältniſſe zurückzugehen, wie Droyſen vermuthet; es iſt charakteriſtiſch, daß die maßlos übertriebenen Angaben über die Stärke des perſiſchen Heeres bei Iſſos und die Zahl der Gefallenen, welche Kalliſthenes gab (*Pol.* XII, 18, 2 der allerdings nur 30,000 Reiter und 30,000 griechiſche Söldner nennt; indeſſen die Maſſe des perſiſchen Fußvolks, 60,000 Kardaker, kann daneben nicht gefehlt haben, und §. 9 fg. weiſt auch darauf hin) in unſerer geſammten Ueberlieferung, auch bei Ptolemaeos und Ariſtobul, die eben für die perſiſchen Verhältniſſe kein neues Material beſchaffen konnten oder wollten, gleichmäßig wiederkehrt. Daß dramatiſch pointirte Schilderungen und Anekdoten nicht fehlten, iſt ſelbſtverſtändlich, obwol ſich nicht nachweiſen läßt, wie viel von den zahlloſen derartigen Erzählungen über Alexander im einzelnen auf Kalliſthenes zurückgeht. So läßt ſich nicht erweiſen, daß die aus Curtius, Diodor und dem pompejaniſchen Moſaik bekannte dramatiſche Schilderung des Zuſammentreffens zwiſchen Darius und Alexander auf Kalliſthenes zurückgeht; daß er aber zu einer derartigen Darſtellung den Anſtoß gab, lehrt die Angabe bei Polybios, daß Alexander und Darius nach Kalliſthenes beide von Anfang an nach einem perſönlichen Zuſammentreffen ſtrebten. In Arrian's Schlachtſchilderung iſt davon mit keinem Worte die Rede. — Daß Kalliſthenes dagegen von militäriſchen Operationen wenig verſtand, lehrt Polybios' ſcharfe Kritik ſeiner Darſtellung der Schlacht bei Iſſos (XII, 17—22) und deutlicher noch der Vergleich der ſtreng militäriſchen Darſtellung Arrian's mit der Schilderung bei Curtius (vergl. auch Juſtin) und der arg entſtellten bei Diodor, welche beide, ſei es direct, ſei es indirect, aus Kalliſthenes entnommen ſind (letzteres geht daraus hervor, daß alle bei Polybios erwähnten Angaben des Kalliſthenes in beiden Berichten wiederkehren).

Eine beſondere Eigenthümlichkeit des Werkes ſind die zahlreichen geographiſchen, antiquariſchen, naturwiſſenſchaftlichen Notizen und Excurſe, die dann in gleicher Faſſung oder mit Modificationen in den ſpäteren Darſtellungen wiederkehren und um derentwillen auch Strabo den Kalliſthenes ſtark benutzt hat. Namentlich gab Kalliſthenes ausführliche Unterſuchungen über Homeriſche Geographie, über die Wohnſitze der Kaukonen, Halizonen, Arimer, über den Fluß Parthenios, über die Auswanderung der Kiliker aus Troas nach den angeblichen Städten Thebe und Lyrneſſos in Pamphylien und Kilikien, über die Geſchichte der Karer und Leleger; auch die übereinſtimmende Beſchreibung des Fluſſes Kydnos und der korykiſchen Höhle, wo der Safran wächſt, bei Curtius, Arrian und Strabo XIV, 5, 12 und XIII, 4, 6. XIV, 5, 5 (vgl. dazu noch Plin. XIII, 5 crocinum (unguentum) in Solis Ciliciae diu maxime laudatum est — Kalliſthenes erſcheint unter den Quellenſchriftſtellern für die aſiatiſchen Pflanzen in Plinius' Index zu lb. XII und XIII) ſtammt aus Kalliſthenes. An die Eroberung von Sardes knüpfte eine viel verwerthete Unterſuchung über die — nach Kalliſthenes zweimalige — Eroberung der Stadt durch die Kimmerier und Trerer und das Zeitalter der Kallinos und Archilochos (*Strabo* XIII, 4, 8; vgl. Gelzer, Rhein. Muſ. XXX, 259). Bei Tarſos und Anchiale erzählte Kalliſthenes von ihrer Erbauung durch Sardanapal, unterſchied nach Hellanikos' Vorgange zwei Könige dieſes Namens, und theilte die berühmte Inſchrift (in ioniſchem Dialekte) mit: Σαρδανάπαλλος ὁ Ἀνακυνδαράξεω παῖς Ταρσὸν καὶ Ἀγχιάλην ἔδειμεν ἡμέρῃ μιῇ· ἔσθιε πῖνε ὄχευε, ὡς τά γε ἄλλα οὐδὲ τούτου ἐστὶν ἄξια, nämlich des angeblichen Schnippens mit den Fingern, welches auf der Statue angedeutet ſein ſoll (fr. 32, deſſen Echtheit Weſtermann ohne Grund bezweifelt). Ariſtobul (bei *Strabo* XIV, 5, 9 und Arrian) entlehnte die Angabe aus Kalliſthenes, erſetzte ὄχευε durch das anſtändigere Wort παῖζε, deutete indeſſen an, daß im „aſſyriſchen Originale" ein kräftigeres Wort ſtehe. In ſeiner Faſſung iſt die Angabe dann in der griechiſchen Literatur unzähligemal verwerthet worden. Die In-

Digitized by Google

ſchrift iſt jedenfalls von Kalliſthenes einfach — unter Benutzung einheimiſcher Traditionen — erfunden worden, was ihm indeſſen bei der Art, wie die Griechen durchweg mit den Traditionen des Orients umgegangen ſind, nicht einmal ſtark zum Vorwurf gemacht werden kann.

Wie weit das Werk des Kalliſthenes hinabreichte, iſt nicht ſicher feſtzuſtellen; die romantiſchen Angaben der Vulgata über Darius' Tod ſehen ſehr danach aus, als ob ſie in letzter Linie auf ihn zurückgingen. Jedenfalls wird daſſelbe auf das treffendſte charakteriſirt durch die Anekdote, Kalliſthenes habe geſagt, von ihm hänge der Ruhm Alexander's ab, er ſei nicht zum Alexander gekommen, um durch ihn Ruhm zu gewinnen, ſondern um ihn berühmt zu machen (*Arr.* IV, 10).

Trotz oder vielleicht gerade infolge ſeines Enthuſiasmus für Alexander's Thaten iſt Kalliſthenes die Seele der Oppoſition gegen den König geworden und hat im Kampfe gegen ihn den Untergang gefunden. So unſicher auch die Ueberlieferung über die letzten Schickſale des Kalliſthenes in ihren Einzelheiten iſt, völlig klar tritt hervor, daß es der Gegenſatz war, in welchen durch die Gewalt der Umſtände und auch durch die Eigenart ſeines Charakters Alexander zu den Anſchauungen und Forderungen der Hellenen, wie ſie Iſokrates, Ariſtoteles, Kalliſthenes vertraten, geführt wurde, was den Bruch zwiſchen ihm und Kalliſthenes veranlaßte. Anſtatt, wie Ariſtoteles forderte, die Herrſchaft der Hellenen über die Barbaren zur völligen Durchführung zu bringen und dieſen die von der Natur ihnen vorgezeichnete Sklavenrolle zu überweiſen (*Arist.* bei Strabo I, 4, 9; *Plut.* Fort. Alex. I, 6; vgl. Bernays, Dialoge des Ariſtoteles 52 fg.), ſuchte Alexander die Makedoner und Hellenen mit den Aſiaten zu Einem Staate zu verſchmelzen; über der Maſſe der Unterthanen ſollte dann in übermenſchlicher Höhe der als Gott verehrte Weltbeherrſcher ſtehen. Gegen dieſe Beſtrebungen, namentlich die Verſetzung des Königs unter die Heroen, und die Vollziehung der *προσκύνησις* vor ihm, trat Kalliſthenes, der nach einer bei *Justin.* XII, 6; *Curt.* VIII, 8, 22; *Plut.* Al. 52 vorliegenden Verſion nach Klitos' Tode (Anfang 328) noch den König durch philoſophiſche Troſtgründe aus der Verzweiflung zurückgerufen haben ſoll, mit Entſchiedenheit auf, während der Abderite Anaxarchos als ihr Hauptverfechter genannt wird. Die Details der Vorgänge ſind in den verſchiedenen Verſionen (bei *Arrian.* IV, 10 fg.; *Plut.* Al. 53 fg.; *Curtius* VIII, 5 fg.; *Justin.* XII, 7; vgl. XV, 3; *Curt.* VIII, 1, 17) abweichend und rhetoriſch ausgeſchmückt überliefert; die einzelnen Anekdoten ſind von ſehr zweifelhaftem Werth, ebenſo die eingeflochtenen Charakteriſtiken des Kalliſthenes (*ἐπαγροικότερος*, *σεμνός* u. a.) und die ex eventu fabricirte Angabe, Ariſtoteles habe geſagt, Kalliſthenes könne gut reden, aber habe keinen Verſtand (vgl. *Diog. L.* V, 5, 10; vgl. *Val. Max.* VII, 2 ext. 11 u. a.). Jedenfalls fiel Kalliſthenes ſchließlich völlig in Ungnade, während die Unzufriedenen unter den Makedonern ſich eng an ihn anſchloſſen. Es war daher ſehr natürlich, daß, als im Winterquartier zu Baktra Anfang 327 (*Arrian.* IV, 22, 2) die Verſchwörung des Hermolaos und der königlichen Pagen entdeckt ward, auch Kalliſthenes der Mitſchuld bezichtigt und gefangen geſetzt wurde. Ueber ſeine weiteren Schickſale widerſprechen ſich die Berichte (*Plut.* Al. 55; *Arr.* IV, 14, 3). Nach Chares und Ariſtobul ſtarb er nach ſieben Monaten im Gefängniß an einer Krankheit, nach der Vulgata (Juſtin, Curtius), der auch Ptolemäos folgt, wurde er gefoltert und hingerichtet. — Vergl. Droyſen, Geſch. Alex. 2. Aufl. II. S. 83 fg. Grote, Hist. of Greece XII, p. 38 fg. u. a. Sammlung der Fragmente nebſt Biographie u. ſ. w. von Weſtermann, De Callisthene Olynthio et Pseudo-Call. commentatio. 4 leipziger Programme. 1838—1842. Dann bei Geier, Alexandri M. historiarum scriptores aetate suppares 1844, p. 191 fg. und C. Müller, Scriptores rerum Al. M. (im Arrian. ed. Duebner. Paris, Didot. 1846). — Fälſchungen ſind die Fragmente, welche aus angeblichen *Μακεδονικά*, *Θρᾳκικά*, *Γαλατικά*, *Μεταμορφώσεις*, *Κυνηγετικά* des Kalliſthenes (fr. 42—47 Müller bei Plutarch (De fluviis und Parall. min., und daraus bei Stobäus) angeführt werden, wie alles, was dieſe pſeudepigraphen Machwerke enthalten. Ebenſo ſind der *Περίπλους* und die *Ἀποφθέγματα* (fr. 40—42 Müller) aus der Liſte der Schriften des Kalliſthenes zu ſtreichen.

Mit dem Namen **Pſeudo-Kalliſthenes** pflegen wir den Verfaſſer des etwa im dritten Jahrhundert n. Chr. in Alexandria entſtandenen griechiſchen Alexanderromans zu bezeichnen, der die Grundlage aller occidentaliſchen und orientaliſchen Alexanderſagen bildet. Das Werk iſt in den meiſten Handſchriften anonym, nur eine pariſer aus dem Jahre 1469 (Zacher, Pſeudocalliſthenes p. 7) und eine ungefähr gleichzeitige römiſche (ib. p. 17) nennen den Verfaſſer *Καλλισθένης ἱστοριογράφος ὁ τὰ περὶ τῶν Ἑλλήνων συγγραψάμενος*, ob auf Grund alter Ueberlieferung, erſcheint mir recht fraglich. Weit älter beglaubigt iſt jedenfalls die Zurückführung des Werkes auf Aeſopus, die ſich in den Handſchriften der lateiniſchen Ueberſetzung des Werkes durch Julius Valerius (einem turiner Palimpſeſt, vielleicht aus dem 7. Jahrhundert, Zacher l. c. p. 35, 39, und einer mailänder Pergamenthandſchrift des 9. Jahrhunderts, ib. p. 34: Julii Valerii res gestae Alexandri Macedonis translatae ex Aesopo graeco) ſowie in einer leidener Handſchrift der epitome aus Julius Valerius (9. Jahrhundert, in Zacher's Ausgabe von Julii Valerii Epitome, p. V) findet. Es hängt damit wol zuſammen, daß zwei Handſchriften des Pſeudo-Kalliſthenes (Zacher, p. 7 u. 14) demſelben die Fabeln Aeſop's unmittelbar vorangehen oder folgen laſſen. Ob aber der Verfaſſer wirklich Aeſop hieß oder die Uebertragung der Namen eine rein zufällige iſt, muß dahingeſtellt bleiben.

Erſte Ausgabe des Pſeudo-Kalliſthenes von C. Müller im Anhang zu Dübner's Arrian (ſ. o.). Pſeudo-Kalliſthenes nach der leidener Handſchrift herausgegeben von H. Meuſel, in Jahrbüchern für claſſiſche Philologie. V. Supplbd. 1871. — Ueber Handſchriften und Geſchichte des Werkes ſ. J. Zacher, Pſeudo-Calliſthenes.

Digitized by Google

Forſchungen zur Kritik und Geſchichte der älteſten Aufzeichnung der Alexanderſage. Halle 1867.
(*Eduard Meyer.*)

KALLISTO, eine Arkadierin[1]), Tochter des Königs Lykaon (über ſie ſ. beſonders *Apollodor.* III, 8. 2; *Ovid.* Metam. II, 404 sq.; *Hygin.* Poet. astron. II, 1; Schol. in Arat. 27; Schol. in Caesaris Germanici Aratea 38 B sq. in der Ausgabe des Mart. Capella von Eyſſenhardt, S. 381), als ſolche Lykaonis (*Ovid.* Fast. II, 73; cf. *Λυκαονίη ἄρκτος Kallim.* Hymn. in Jovem 41) genannt, nach anderer Nachricht (*Asios* bei *Apollod.* l. c.) Tochter des Nykteus, oder dem Liebesbunde des Keteus und der Stilbe entſprungen (*Pherekydes* ibid., Schol. zu Eurip. Orest. 1647) und Enkelin des Lykaon (Ariethus von Tegea nach Hygin l. c.).

Der Jagdluſt ergeben, ſchließt ſie ſich dem Gefolge der Artemis an, bricht aber das der Göttin gegebene Gelöbniß ewiger Keuſchheit, indem ſie ſich am Mons Parthenius (*Serv.* zu Virg. Aen. X, 57 quod ibi virginitas Callistonis delibata sit) den Umarmungen des Zeus hingibt, der ihr in der Geſtalt der Artemis (Amphis comoed. bei Hygin., Apollodor.; Schol. Germ. Arat. ll. cc.; *Serv.* zu Virg. Aen. I, 744; *Nonnos* Dionys. II, 123; *Ovid.* Met. II, 425 sq.[2]) oder des Apollo (Apollodor.) genaht war. Ihr Fehltritt hat ihre Metamorphoſe in ein wildes Thier (*θηρίον Lucian. νεκρ. διάλ.* 28. 3) zur Folge; einzelne Schriftſteller (*Eurip.* Hel. 387; *Clem. Alex.* Homil. V, 13, cf. Potter ad Lykophr. 88[3]) laſſen ſie zu einer Löwin werden; nach den weitaus meiſten Nachrichten aber wird ſie in eine Bärin verwandelt. Dieſe *θηρίωσις*, die Lucian (*περὶ ὀρχήσεως* 48) als Gegenſtand der Orcheſtik nennt, geſchieht entweder durch Zeus, welcher der Göttin ſeine Untreue verbergen (Hygin) oder die Geliebte vor ihrer Rache ſichern will (*Apollod.* l. c. und *Liban.* Narr. bei Weſtermann, Mythogr. gr. p. 374, 34), oder durch die erzürnte Hera (Schol. Germ. Arat.; *Ovid.* Fast. II, 177 sq.; *Serv.* zu *Virg.* Georg. I, 67. 138), die dann die Artemis zu ihrer Erlegung antreibt (Hygin u. Apollodor), oder durch Artemis, welche ihre Gefährtin, nachdem ſie ihre Schuld bekannt (Schol. Germ. Arat.) oder, nachdem beim Bade ihr unjungfräulicher Zuſtand entdeckt war (*Hyg.*, *Ovid.* Fast. II, 177 sq. und Metam. II, 454 sq.) durch die Verwandlung in eine Bärin ſtrafte.[4]) Vor oder nach der Metamorphoſe gebar Kalliſto den Arkas, den Zeus der Maia (Libanius) oder dem Hermes (Apollodor) zur Pflege übergibt; als ſein Zwillingsbruder wird gelegentlich Pan genannt (*Epimenides* beim Schol. zu Theokrit. Idyll. I, 3; Schol. zu Eurip. Rhesus 36).

Hirten fangen die Bärin und bringen ſie dem Lykaon als Geſchenk dar; als ſie einſt, von Arkas begleitet, in den Tempel des Zeus Lykaios geräth, unbekannt mit dem ſtrengen Verbot, denſelben zu betreten, wollen die Arkader ſie tödten (Hygin), oder Arkas ſelbſt, in der Bärin nicht die Mutter ahnend, ſchickt ſich an, ſie für dieſen Frevel zu ſtrafen (*Ovid.* Fast. II, 184 sq., *Serv.* zu Virg. G. I, 67; Schol. Arat. l. c.), oder er iſt im Begriff, ſie auf der Jagd zu erlegen (*Ovid.* Met. II. 496 sq.), kurz: in einem kritiſchen Moment verſtirnt Zeus beide (wunderlich *Libanius: ὡς δὲ αὐτῆς ἔσχε κλήσιμον*), die Mutter macht er zur großen Bärin, den Sohn zum Arcturus oder Arctophylax.[5]) Auch als Sternbild hat Kalliſto nicht Ruhe vor dem nachtragenden Zorn der Hera, welche die Tethys anweiſt (*Ovid.* l. c. 527 sq.), daß ſie die Nebenbuhlerin nicht zum erquickenden Bad in den Meeresfluten zulaſſe (Hygin l. c. und Fab. 177), weshalb das Geſtirn der großen Bärin nie untergeht.

Statt Kalliſto heißt die Heldin dieſer Erzählung auch wol Megiſto (Ariethus bei Hygin), Themiſto (*Steph. Byz.* s. v. *Ἀρκάς*; *Eust.* p. 300. 30) oder Helike (Schol. Arat. l. c.; *Serv.* zu Virg. G. I. 67).

Ihr Grab (oder nach dem Geſagten wol ihr Gedächtnißmal) zeigten die Arkader auf einem mit Bäumen bepflanzten Hügel, 30 Stadien von der Quelle Krunoi. Auf ſeinem Gipfel ſtand ein Heiligthum der Artemis Kalliſto (über das Verhältniß der Kalliſto zu dieſer Göttin ſ. K. O. Müller, Dorier I, 372; vgl. Schwenck, Mythol. I, 162 fg.; Creuzer, Symbolik, IV, 710 fg., 3. Aufl.). Im Dienſte der Artemis Brauronia lebte das Andenken an die Kalliſto in dem Namen *ἄρκτοι* fort, den die der Göttin dienenden Mädchen führten (*Aristoph.* Lysistr. 645, *Harpocr.* s. v. *ἀρκτεῦσαι*, vergl. K. F. Hermann, Gottesdienſtl. Alterthümer §. 62, 9—12).

Die Statuen der Kalliſto, des Arkas und ſeiner Kinder fertigte Pauſanias von Apollonia als Weihgeſchenk der Tegeaten für Delphi (*Pausan.* X, 9. 3; verg. Brunn, Geſch. d. Gr. Künſtl. II, 283), woſelbſt in der Leſche Polygnot in der Nekyia die Kalliſto dargeſtellt hatte mit einem Bärenfell bekleidet, die Füße im Schoſe der Nemea (*Paus.* X, 31. 3). Uns ſind ſichere antike Darſtellungen der Kalliſto und ihrer Schickſale (ſ. Anm. 2) nicht erhalten.
(*R. Gaedechens.*)

KALLISTRATOS, geb. um 410 v. Chr., Sohn des Kallikrates und der Aphidna, einer Familie angehörig, welche ſchon früher durch populäre Anträge die Gunſt des atheniſchen Volkes ſich zu verſchaffen gewußt hatte, war einer der angeſehenſten und einflußreichſten atheniſchen Redner, und als ſolcher beſonders

1) Ovid gibt ihr deshalb die von Städten und Bergen dieſes Landes herrührenden Namen Maenalis, Nonacrina, Parrhaſie, Tegeaea. 2) Zeus als Artemis und Kalliſto im Beiſein des Apollo wollten die neapolitaniſchen Akademiker in dem räthſelhaften Wandgemälde Pitture d'Ercolano II. 10. p. 65 erkennen, andere Deutungen führt Helbig an (die Wandgemälde in den vom Veſuv verſchütteten Städten Camp. S. 193 zu Nr. 970). 3) Welcker (Aeschyl. Tril. Prometh. S. 540, Anm. 833) iſt zu der Annahme geneigt, in dem von Heſychius angeführten *Λέων* des Aeſchylus ſei die Sage von der Kalliſto behandelt geweſen. 4) Nach Apollodor wird ſie von der erzürnten Göttin getödtet, bei Ovid nur aus ihrem Kreiſe geſtoßen.

5) Nach *Eratosth.* Cataster 8, *Arat.* Phaen. 911, Schol. Germ. Arat. 89 iſt Arkas der Enkel, den Lykaon ſchlachtet und dem ihn beſuchenden Zeus zur Speiſe vorſetzt; dieſer aber fügt den Körper wieder zuſammen und verſtirnt ihn.



Digitized by Google

von Demoſthenes und Aeſchines wiederholt anerkannt (Schäfer, Demoſthenes, I, S. 10 fg.). Sein Privatcharakter ſcheint nicht beſonders ausgezeichnet geweſen zu ſein, da Theopomp ihn den Lüſten ergeben ſchildert (Fr. 95 bei *Athen.* IV, p. 166) und auch die Komiker ihn wegen ſeiner Wolluſt und Leckerhaftigkeit zum Gegenſtand ihres Spottes gemacht haben. Durch die Gabe ſeiner zündenden Beredſamkeit rettete er ſich vor der Anklage, als er und Chabrias im Jahre 369 den Athenern zu einem Vergleich mit den Thebanern gerathen hatten, und hielt jene berühmte Rede, *τὴν περὶ Ὠρωποῦ δίκην*, welche Demoſthenes zum Studium der Beredſamkeit begeiſterte (*Gellius*, Noct. Att. III, 13; *Plut.* Dem. 5; Schäfee a. O., S. 96 fg. und S. 275). Auch Chabrias, vertheidigt von Lykoleon, wurde damals freigeſprochen. Er iſt durch ſeine redneriſche Kunſt das bedeutendſte Vorbild des Demoſthenes geworden (Schäfer, a. O., S. 302), der vier volle Jahre ihn zu hören Gelegenheit hatte (Schäfer a. O., S. 277) und um ſeinetwillen der Akademie Plato's den Rücken kehrte. Aber auch in militäriſcher Beziehung hat er eine hervorragende Rolle geſpielt; er war 378/77 mit Timotheus und Chabrias Feldherr und 373 mit Iphikrates und Chabrias (Schäfer a. O., S. 57), und als ſolcher verhandelte er mit Callias im Jahre 372 den Frieden mit Sparta, deſſen Zuſtandekommen weſentlich ſeinem Auftreten zuzuſchreiben iſt. Als Politiker war er Patriot und als ſolcher der größte Gegner des Epaminondas und der böotiſchen Partei, wobei ſein Streben kein beſonderer Vorwurf trifft, aber er war kein Idealiſt, ſondern vertrat vorzugsweiſe das Utilitätsprincip; ſein Gegner war Melanopus (vgl. *Plut.* Demost. 13; über denſ. *Aristot.* Rhet. I, 15, *Xenoph.* Hellen. VI, 3). Der bedeutendſte ſtaatsmänniſche Act war das Zuſtandebringen des jüngeren atheniſchen Seebundes im Jahre 378, wo er beſonders für die Einführung der modificirten Steuern ſeitens der Bundesgenoſſen, die er in Beiträge (*συντάξεις*) umtaufte, und für die Vereinbarung der Höhe derſelben thätig war (Schäfer S. 27 fg.); rgl. Buſolt, Der zweite ath. Bund, S. 703 fg. Die letzte politiſche That, die ihm gelang, war das Bündniß mit den Spartanern, Eleern und Achäern gegen die thebaniſche Hegemonie im Jahre 364, wobei ihm aber nicht gelungen war, bei derſelben Gelegenheit auch die Argiver und Meſſenier zu gewinnen trotz ſeiner in Meſſene gehaltenen, offenbar berühmt gewordenen Rede (*Arist.* Rhet. III, 17, S. 1418$^b$ und Schäfer S. 113, Note 1). Aber gerade dieſes letzte peloponneſiſche Bündniß war die Urſache zu ſeinem Sturz, obwol die directe und greifbare Veranlaſſung dazu nicht mit Sicherheit zu beſtimmen iſt. Schäfer a. O. S. 115 ſucht ſie vorzugsweiſe in den Unfällen, welche die Athener an den thraciſchen Küſten und in den theſſaliſchen Gewäſſern erlitten, und die durch die von ihnen unterlaſſenen Seerüſtungen und die Unkoſten des arcadiſchen Feldzugs veranlaßt waren. Kalliſtratos verzichtete auf eine Vertheidigung, begab ſich, noch bevor das Urtheil gefällt war, in die Verbannung und lebte in Macedonien am Hofe des Perdikkas und ſpäter Philipp's, zeitweiſe auch auf Thaſos und in Byzanz. Auch hier entſagte er nicht ganz ſeiner politiſchen Thätigkeit, die übrigens den Beweis liefert, daß er mit Athen noch fortgeſetzt Beziehungen hatte und daſelbſt noch einen mächtigen Anhang gehabt haben muß. Macedonien verpflichtete er zur Dankbarkeit, indem er das Zollweſen reformirte dadurch, daß er Verdoppelung des Pachtes der Hafenzölle durch Erleichterung der Caution bewirkte (Böckh, Staatsh. I, S. 430 und 32 fg.). Während ſeines Aufenthaltes in Thaſos im Jahre 360 beſtimmte er die Thaſier, die am Feſtland gegenüberliegende Stadt Datos (auch Daton genannt), die in fruchtbarer Gegend und benachbart den Goldgruben des Pangäon lag, mit Anſiedlern zu bevölkern, welches Unternehmen leider wenige Jahre darauf mit der Zerſtörung der Colonie durch Philipp von Macedonien ein Ende erreichte (rgl. *Scylax*, Peripl. 67, p. 27; *Zenob.* IV, 34; Schäfer S. 120 Note). Schon nach kurzer Zeit verließ jedoch Kalliſtratos dieſe von ihm angelegte Colonie und begab ſich nach Byzanz, wo er als Schutzbürger aufgenommen wurde. Doch ſcheint ihn im Jahre 355 die nie erloſchene Sehnſucht und der Schmerz über die troſtloſe Lage und Verlegenheit der Athener nach vielen Verluſten zur See und bei völliger finanzieller Erſchöpfung in ſeine Heimatſtadt zurückgetrieben zu haben. Leider täuſchte er ſich in Betreff der Aufnahme, die er finden würde; trotzdem er zum Altar der 12 Götter floh, wurde er ergriffen und hingerichtet (*Lycurg.* adv. Leocrat. 93 p. 159). Das delphiſche Orakel hatte ihm auf ſein Befragen geantwortet: „er werde dort finden, was rechtens ſei". Vgl. auch Rehdantz, Vitae Iphicr., Chabriae, Timothei p. 114—116 (Berlin 1845). (*H. Flach.*)

KALLISTRATOS, ein namhafter alexandriniſcher Grammatiker im Anfang des 2. Jahrhunderts v. Chr., gehörte zur Schule des Ariſtophanes von Byzanz, woher er zum Unterſchied von andern den Beinamen *ὁ Ἀριστοφάνειος* führt. Seine wiſſenſchaftliche Thätigkeit beſtand hauptſächlich in der Herausgabe von Commentaren zu griechiſchen Dichtern, beſonders zu Homer, Pindar, Ariſtophanes, Euripides, Cratinus, von denen uns leider nur einzelne Fragmente in den Scholienſammlungen und bei Athenäus erhalten ſind. Außerdem wird von Athenäus III, S. 125 B und Erotian, Glossar. Hippocr. ein Werk unter dem Namen *Σύμμικτα* citirt, das wenigſtens ſieben Bücher gehabt haben muß und eine Quelle der ſpäteren Lexikographen Harpocration, Heſychius und Photius geweſen iſt. Mit ſeinen Commentaren über die griechiſchen Komiker ſcheint in Zuſammenhang zu ſtehen ein anderes Buch, welches Athenäus XII, S. 591 D unter dem Namen *περὶ ἑταιρῶν* nennt. Die Fragmente ſind edirt von R. Schmidt, Comm. de Callistr. Aristophaneo, Halle 1838 (im Anhang des Ariſtophanes von Nauck). Vgl. auch Müller, Fr. hist. IV, p. 353 not. — Verſchieden von dieſem iſt Kalliſtratos, mit dem Beinamen Domitius, der vermuthlich Freigelaſſener eines vornehmen Römers geweſen iſt und im erſten Jahrhundert v. Chr. gelebt hat. Seine Hauptſchrift handelt über das pontiſche Heraclea, die nicht nur eine Quelle zahlreicher geographiſcher Details für Stephanus von

Digitized by Google

Byzanz geweſen iſt, ſondern auch biographiſches Material enthalten haben muß, wie wir aus Suidas (d. h. Heſychius) s. v. *Ἰσοκράτης* und *Φιλόξενος* erſehen. War doch das pontiſche Heraclea die Vaterſtadt vieler in der Wiſſenſchaft ſehr hervorragender Männer (Heraclides u. a.). Ein zweites Werk deſſelben Autors handelte über Samothrake und iſt uns durch ein längeres Excerpt bei Dionyſ. Hal. I, 68 bekannt. Fragmente (mit Ausnahme der im Suidas) bei Müller, IV, S. 353 fg. Mit Unrecht hat Schmidt, Calliſtrat., S. 24 fg., dieſen Hiſtoriker mit dem Grammatiker identificirt, andere gar mit dem berühmten attiſchen Redner, obwol das Richtige ſich ſchon findet bei Ruhnkenius, Hist. crit. Orat. p. LX. — Kalliſtratos, ein Sophiſt, von dem wir weder das Vaterland noch das Zeitalter kennen, der aber ſicher jünger iſt als Philoſtrat und gewöhnlich der zweiten Hälfte des 2. oder dem 3. Jahrhundert n. Chr. zugewieſen wird. Er verfaßte eine ſchwülſtige und wenig originelle Beſchreibung von 14 Statuen (*Ἐκφράσεις*), worüber zu vergleichen Heyne, Opusc. ac. V, p. 196—225. Dieſe uns erhaltene Schrift iſt gewöhnlich mit der ähnlichen Schrift des Philoſtrat (*Εἰκόνες*) edirt worden, am beſten von Kayſer. (*H. Flach.*)

KALLIWODA (Johann Wenzel), bekannter Componiſt und Violiniſt; den meiſten Angaben zufolge den 21. März 1800, nach andern dagegen den 21. Febr. deſſelben Jahres, wieder nach andern zwar an demſelben Datum, aber ein Jahr ſpäter geboren. Kalliwoda ſtudirte am prager Conſervatorium und machte hier (1810—1816) den vollen ſechsjährigen Curſus durch, ſich zum Violinvirtuoſen und Componiſten ausbildend. Nach abſolvirten Studien trat er als Geiger in das prager Theaterorcheſter ein. Im Jahre 1822 unternahm er eine Concertreiſe nach Süddeutſchland und machte in München die Bekanntſchaft des muſikliebenden Fürſten von Fürſtenberg, welcher ihn zu ſeinem Kapellmeiſter ernannte und mit nach Donaueſchingen nahm. Kalliwoda unterzog ſich ſeinen neuen Obliegenheiten als Dirigent mit großer Gewiſſenhaftigkeit und unternahm nur noch einzelne Kunſtreiſen nach Leipzig, ſowie nach einigen andern Städten Deutſchlands. Im Jahre 1853 zog er ſich in den Ruheſtand zurück und ſtarb am 3. Dec. 1866. — Kalliwoda war eine durch und durch muſikaliſche, aber mehr anmuthige als großangelegte Künſtlernatur. Er vertrat daher in ſeinem Spiele wie in ſeinen Violincompoſitionen hauptſächlich das gefällige Genre. Sehr beliebt waren ſeine effectvollen Doppelvariationen für 2 Violinen in E dur. Ebenſo wurden die Etuden Op. 64 und Op. 87 wegen ihres violinmäßigen Wohlklanges, beſonders aber ihres techniſchen Nutzens wegen eine Zeit lang von den Geigern gern und viel geſpielt. Die Compoſitionen Kalliwoda's haben alle eine hübſche, freundliche Außenſeite und fallen ins Gehör, jedoch fehlt es ihnen meiſt an Idealität und tieferem künſtleriſchem Gehalt. Sie haben ſich daher großentheils überlebt. Auszunehmen ſind hiervon eine Anzahl ſeiner Lieder, vor allem aber ſeine erſte, 1826 erſchienene Symphonie in F moll, welcher die übrigen fünf an muſikaliſchem Werthe nur wenig nachſtehen; dagegen machen ſeine Concertouverturen mehr den Eindruck gefälliger Gelegenheitscompoſitionen. Auch von ſeinen beiden größeren Opern (Bianca, Chriſtine) hat ſich keine auf dem Repertoire erhalten. Kalliwoda war überaus productiv. Es gibt kaum einen Zweig der Muſikliteratur, welchen er nicht cultivirt hätte. Geradezu unendlich iſt die Reihe ſeiner Salonſtücke für Violine, beſtehend in Phantaſien, Variationen, Rondos, Arrangements u. ſ. w. Dieſe aber ſind es beſonders, welche — weil hinter dem ernſter gewordenen Zeitgeſchmacke zurückbleibend — ſchon jetzt der Vergeſſenheit anheimgefallen ſind. (*A. Tottmann.*)

KALLUNDBORG iſt das weſtlichſte Hafen- und Handelsſtädtchen der däniſchen Inſel Seeland, in 55° 40′ 12″ nördl. Breite und 28° 47′ 19″ öſtl. Länge von F., an dem früher Härvig genannten Kallundborger Fjorde des großen Beltes, der zwiſchen den Vorgebirgen Refsnäs und Asnäs einſchneidet. Es iſt ein offener Ort des Amtes Holbäk und zählt 3167 Einwohner (im J. 1820: 1200), welche Ackerbau und Fiſchfang, auch einen anſehnlichen Handel mit Korn und Vieh treiben. Durch die Dampfſchiffahrten von hier nach Aarhuus (ſprich Orhus) wird die Verbindung zwiſchen Seeland und Jütland hergeſtellt. (*G. A. von Klöden.*)

KALMAR, in 56° 40′ nördl. Breite und 34° öſtl. Länge von F. in 6 Meter Höhe, mittlere Jahrestemperatur 7,6° C., iſt die Haupt- und Stapelſtadt des ſchwediſchen Kalmar-Län (ſ. d.), und liegt an dem die Inſel Oeland abtrennenden 7,5 Kilom. breiten Kalmarſunde auf der durch eine Brücke mit dem Feſtlande verbundenen Inſel Quarnholm. Sie iſt Sitz eines Landshöfdings und eines Biſchofs und zählt 10,469 Einwohner (im J. 1820: 3058). Die alte Stadt lag vor dem Schloſſe, wurde aber nach dem Brande von 1647 auf der gegenwärtigen Stelle ſehr regelmäßig aufgebaut und mit Wällen umgeben. Das ſehr alte, von Oskar I. wiederhergeſtellte Schloß liegt 1,5 Kilom. von der Stadt entfernt, hat vier Kuppelthürme, iſt die Reſidenz der Söhne des Birger Jarl, des Magnus Ladislås und des Magnus Smek geweſen, und in ihm ſind viele Reichstage gehalten worden. Die Schloßkirche iſt noch im Gebrauche, die übrigen Theile wurden ſeither als Magazin, Gefängniß, Muſeum und Bibliothek verwendet. Solange Dänemark im Beſitze der Provinzen Halland, Schonen und Blekinge war, bis 1660, hieß Kalmar der Schlüſſel von Gotland. Mitten in der Stadt ſteht die nach der Peterskirche zu Rom gebaute Kathedrale. Die Stadt hat Schiffswerfte, Zucker- und Tabacksfabriken, Wollweberei und Pottaſchſiederei, und handelt mit Bretern, Balken, Theer, Pech und Flieſen und Steinen aus Oeland. Der Hafen iſt gut. Im Mittelalter war ſie eine der bedeutendſten Handelsſtädte Schwedens. Jetzt beſitzt ſie 114 Schiffe von 3107 Neulaſten. Von den 1873 ausgegangenen 552 Schiffen gingen 243 nach Deutſchland, 189 nach Dänemark, 100 nach Großbritannien. Die Ausfuhr beſteht in Bretern, Balken, Theer, Hafer, Zündhölzern u. ſ. w. — In dem Schloſſe zu Kalmar



Digitized by Google

wurde im J. 1397 ein wichtiger Act vollzogen. Die Tochter des Dänenkönigs Waldemar IV. Atterdag, Margarethe, welche die Gemahlin des norwegiſchen Königs Hakon war, erhielt nach ihres Vaters Tode auch die Herrſchaft in Dänemark; und als die Schweden ſich gegen ihren deutſchen König Albrecht empörten, übertrugen ſie das Regiment gleichfalls an Margarethe.

Dieſer klugen Frau, der Königin des Nordens, gelang es, die drei Reiche zu vereinigen, die **Kalmarer Union** zu ſchließen und auf ihren Großneffen Erich von Pommern zu übertragen. Dieſe Vereinigung ſollte indeß nur eine Perſonal-Union ſein mit der Verpflichtung gegenſeitiger Waffenhülfe; dabei blieben die herkömmlichen Rechte und Verfaſſungen in jedem der drei Reiche unverändert beſtehen. Die Union blieb indeß nur ein großer Name und ging ohne bleibende Frucht vorüber. 1438 ging es verdientermaßen mit Erich's Herrſchaft zu Ende; und in Kalmar hielten däniſche und ſchwediſche Reichsräthe ſchon Rath, ob es nicht zweckmäßiger wäre, wenn die Union gelöſt würde und jedes Land ſeinen eigenen König wählte. Dennoch wählten 1439 Dänemark und Schweden Erich's Schweſterſohn, Chriſtoph von Baiern, zu ihrem Könige und dem Erich wurde die Treue gekündigt. Chriſtoph wurde 1442 in Opslo oder Oslo (wo jetzt Chriſtiania ſteht) und Upſala gekrönt und nannte ſich „König von Dänemark, Schweden, Norwegen, der Wenden und Gothen". Er ſtarb ſchon 1448, und damit zerriſſen die ſchlaffen Bande der Kalmarer Union: Schweden wählte Karl Knudſon zum Könige, Dänemark den Grafen Chriſtian, Neffen Adolf's von Schleswig-Holſtein. 1481 folgte dieſem ſein Erſtgeborener, Johann oder Hans; dieſer legte ſich den Titel bei: „Erwählter König zu Dänemark und Schweden, rechter Erbe zu Norwegen" u. ſ. w.; denn am 7. Sept. 1483 wurde durch den Kalmarer Receß aufs neue feierlich ausgeſprochen, „daß die drei Reiche wieder zuſammenbleiben ſollen in ewigem Frieden, Liebe und Verbündniß unter Einem Herrn und Könige zu ewigen Zeiten". Deſſen Sohn, Chriſtian II., ſetzte ſich als König von Dänemark und Norwegen 1520 durch Gewalt auch in Beſitz des ſchwediſchen Thrones. Damit wurde alſo die Kalmarer Union wiederhergeſtellt, aber auch geſchloſſen; denn ſchon 1521 wurde Guſtav Waſa Reichsverweſer in Schweden.

(*G. A. von Klöden.*)

KALMAR-LÄN, eine ſchwediſche Küſtenprovinz der Oſtſeite, zwiſchen 56°15' und 58°15' nördl. Breite, im Norden von Karlskrona, im Süden von Oſtgotland, im Oſten von Jönköping und Kronoberg, aus dem öſtlichſten Theile Smålands und der Inſel Oeland zuſammengeſetzt. Der Flächeninhalt beträgt 11493,1 □Kilom. oder 208,7 geogr. □Meil., wovon 5,2 Proc. Seen ſind, und zählte 1878: 243,600 (im J. 1800 129,600) Einwohner. Darin liegen die Städte Kalmar, 10,469 Einw., Weſterwik, 6007 Einw., Oskarshamn, 5348 Einw. und auf Oeland Borgholm 897 Einw. Die Oberfläche iſt eine wellenförmige Mulde, im Norden und Weſten von einem Höhenrücken umgeben, und durchſchnitten von einem andern, der Oeland gegenüber ins Meer abſinkt. Die zerriſſene Küſte hat im Norden Buchten und zahlreiche Skären, aber doch weniger als die nördlicher gelegene; die wichtigſten der Buchten ſind Surſan und Weſterviken. Unter den Seen iſt der Yxer der bedeutendſte. Auch die Flüſſe ſind nicht von großer Länge; der größte iſt die Em Å, welche in 57° 10' nördl. Breite in den Kalmariſchen Sund mündet. Dennoch iſt die Bewäſſerung reichlich. Der Boden iſt in der Niederung leicht, aber fruchtbar; das Klima kalt, aber geſund. Der Ackerbau liefert den Bedarf an Korn und Hülſenfrüchten, auch Gemüſe, Rüben und Kartoffeln, namentlich aber viel Flachs; man gewinnt Obſt, und die Waldungen ſind reich an Eichen, Buchen und Fichten. Die Rindviehzucht iſt anſehnlich, das Meer reich an Fiſchen, namentlich an Strömlingen. Es beſtehen Eiſenhütten und Alaunwerke. Die Bewohner, Småländer, hoch und kräftig von Wuchs, ernſt, trotzig und kurz angebunden, allgemein mit Holzſchuhen bekleidet, treiben fleißig Fiſchfang, Schiffahrt, Ackerbau, Spinnerei und Weberei im Hauſe. Sie verhandeln Eiſenwaaren, Alaun, Vieh, Butter, geſchnittenes Holz, Theer und Pech. Das Land wird von den Eiſenbahnen Kalmar-Emmaboda und Oskarshamn-Näſſjö durchzogen.

(*G. A. von Klöden.*)

KALMEN oder Doldrums nennt man den ſchmalen, in der Gegend des Aequators um die Erde laufenden Gürtel zwiſchen den Paſſatwinden der nördlichen und denen der ſüdlichen Hemiſphäre, welcher durch Windſtille oder ſchwache veränderliche Winde charakteriſirt iſt. Dieſer Gürtel liegt etwa zwiſchen 5° nördlicher und 5° ſüdlicher Breite und in ihm fällt Regen das ganze Jahr hindurch, am ſtärkſten im März und im September, etwas weniger im Juni und December. Es bezeichnet die Gegend der größten mittleren Erwärmung der Erde und des niedrigſten Luftdruckes, und verſchiebt ſich, der Sonne folgend, um wenige Grade, ſodaß er in unſerem Winter ſchmaler iſt als im Sommer, hält ſich aber mit ſeiner Nordgrenze immer nördlich vom Aequator. Der reichliche Regenfall zeichnet ſich aus durch die meiſt nachmittags eintretenden Gewittergüſſe, bei denen der Donner faſt ununterbrochen rollt. Die hier in den aufſteigenden Luftſtrom übergehenden, mit Feuchtigkeit geſättigten Paſſate entledigen ſich hier ihres Waſſerdampfes durch die geringſte Urſache; daher die ſteten Gewittergüſſe, die veränderlichen Winde, zuweilen die Windſtöße, überhaupt das ſchlechte Wetter, das den Seefahrer treibt, ſobald als möglich dieſe Gegend wieder zu verlaſſen. Die andauernden Wolken des aufſteigenden Luftſtromes hemmen bei Tage die Einwirkung der Sonne und verhindern bei Nacht die Abkühlung; daher iſt die Luft ſtets unerträglich warm und feucht, und wir müſſen uns die Atmoſphäre des Aequators beſtändig von elektriſchem Feuer durchzuckt denken.

(*G. A. von Klöden.*)

KALMIA iſt der Name einer zu den Ericaceen gehörigen Pflanzengattung, welche Linné zu Ehren ſeines Schülers Peter Kalm, zuletzt Profeſſor der Botanik zu Abo, benannte. Der Gattungscharakter iſt folgender:

Digitized by Google

der Kelch iſt fünftheilig, mit kleineren oder größeren, faſt blattartigen, ſtehenbleibenden oder abfallenden Zipfeln. Die Blumenkrone iſt weit glockenförmig oder faſt präſentirtellerförmig, mit trichterförmiger Röhre und fünftheiligem Saume, deſſen Zipfel eingefaltet-klappig aneinanderliegen. Die zehn unterſtändigen, von der Kronröhre eingeſchloſſenen Staubgefäße haben pfriemliche, anfangs einwärtsgekrümmte, ſpäter elaſtiſch zurückſpringende Fäden und auf dem Rücken eingefügte, breit-längliche, ſtumpfe, zuerſt beſonderen Grübchen der Kronröhre eingefügte, zuletzt freie und den Blütenſtaub ausſtreuende Beutel, deren Fächer an der Spitze mit kleinen Löchern aufſpringen. Es iſt ein zehnkerbiger Discus vorhanden. Der Fruchtknoten iſt faſt kugelig, fünffächerig, der Griffel fadenförmig, ſtehenbleibend oder abfallend, die Narbe kopfförmig. In den Fächern ſind zahlreiche Eichen vorhanden, welche den dem innern Winkel angewachſenen Placenten in wenigen Reihen eingefügt ſind. Die Kapſel iſt kugelig, faſt fünflappig, kruſtig, fünffächerig, ſcheidewandſpaltig — fünfklappig, vielſamig, die Klappen öffnen ſich nur innen an der Spitze und ſchließen die faſt kugeligen, von kruſtiger oder häutiger Samenſchale umgebenen Samen ein.

Die hierher gehörigen Arten beſtehen aus aufrechten Bäumchen oder Sträuchern mit wechſelſtändigen, gegenüberſtehenden oder zu drei quirligſtehenden, eiförmigen länglichen oder linealiſchen, ganzrandigen, überwinternden oder abfälligen Blättern, ziemlich großen, meiſt in achſel- oder endſtändigen Trauben oder Doldentrauben ſtehenden Blüten und ſchlanken, am Grunde von Deckblättern begleiteten Blütenſtielen.

Bekannt ſind aus dieſer Gattung nur ſechs Arten, von denen fünf (Kalmia latifolia *L.*, K. angustifolia *L.*, K. cuneata *Michaux*, K. glauca *Aiton* und K. hirsuta *Walter*) in Nordamerika von Florida bis Californien und ſelbſt noch in den arktiſchen Ländern vorkommen, während Kalmia ericoides *Wright* auf Cuba gefunden iſt. (*Garcke.*)

**KALMUCK**, ein langhaariger, tuchartiger oder geköperter, mit glanzreicher Appretur verſehener Wollenſtoff (ſo genannt, weil die Kalmücken ähnliche Mäntel tragen), der verſchieden gefärbt zu Winterkleidern benutzt wird. Der echte Kalmuck wird aus dickem Streichwollgeſpinnſt loſe gewebt, aber feſt gewalkt, ſtark gerauht, doch wenig oder nicht geſchert. Früher wurde unter dem Namen Kalmuck auch ein atlasartig geköpertes Zeug aus Kammgarn in den Handel gebracht; gegenwärtig wird ein ähnlicher Stoff aus ſtarkem, rauhem Baumwollengarn hergeſtellt, der durch Appretur das Ausſehen des echten Kalmucks erhält. (*W. H. Uhland.*)

Kalmücken, ſ. unter Mongolen.

**KALMÜCKISCHE STEPPE.** Die von den Nomadenſtämmen der Kalmücken bevölkerte Steppe erſtreckt ſich als ein Theil des großen ſüdruſſiſchen Steppengebietes von der unteren Wolga[1]) nach Weſten durch die Gouvernements Aſtrachan und Stawropol gegen den unteren Don, die Manytſchniederung und die Kuma. Mit flach hügelig-welliger, oft von tiefen und ſteil umrandeten Waſſerriſſen durchzogener Oberfläche[2]) erhebt ſich die Steppe von den Ufern des Kaspiſchen Meeres (26 Meter) bis zu den Höhen der Ergeni-Hügel, der einzigen über 100 Meter aufſteigenden Terrainwelle dieſes Gebietes, welche ſich als Ausläufer des Wolga-Berg-Ufers von Sarepta in nördlicher Richtung, mit ſteilem Abfall gegen das Kaspiſche Depreſſionsgebiet bis zur Manytſchniederung hin erſtreckt. Sandmaſſen, an zahlreichen Punkten zu wandernden Dünenketten aufgethürmt, bedecken auf weite Strecken den Boden, der meiſt ſalzhaltig und hier und da von Salzefflorescenzen überzogen in ſeinen Vertiefungen zahlloſe Salzſeen und Salzſümpfe beherbergt, die zum Theil eine reiche Ausbeute an Kochſalz liefern.[3]) Muſchelreſte, die in großen Mengen über die Oberfläche verſtreut, ſind, oft auch noch in anſtehenden Bänken gefunden werden, beweiſen, daß dieſe Gebiete erſt in jüngſter Vorzeit von den Fluten des großen mit dem Pontus in Zuſammenhang ſtehenden Binnenmeeres verlaſſen ſind, von welchem ein nur geringer Reſt in dem Kaspiſchen Meere erhalten iſt.

Von echt continentalem Klima beherrſcht, ſchmachten dieſe Steppen unter langen, drückend heißen Sommern, denen in raſchem Wechſel kalte Winter folgen. Nirgends in Europa ſind die Niederſchläge ſo geringfügig wie hier in dieſen von dem Feuchtigkeit ſpendenden atlantiſchen Ocean am weiteſten entlegenen Gebieten. Die Höhe der jährlichen Niederſchläge beträgt in Aſtrachan nur 124 Mm. Dabei erfolgen die Niederſchläge namentlich im Sommer (33%) häufig in Form von Platzregen und Gewitterſchauern, deren Gewäſſer raſch verrinnen und eine kräftige und dauernde Durchſeuchtung des ſchmachtenden Bodens nicht herbeiführen können. Der Steppencharakter iſt deshalb hier am ſchärfſten in ganz Europa ausgeprägt; nur an den oft ſchon nach kurzem Laufe verſiegenden Flüſſen und an künſtlich bewäſſerten Stellen findet ſich Baumwuchs und Anbau von Culturgewächſen; in den eigentlichen von der Saiga-Antilope und zahlreichen grabenden Nagern bevölkerten Steppen entwickelt ſich nur in dem kurzen Frühling und zum Theil wieder in dem ebenſo kurzen Herbſt eine namentlich an den Gehängen der Ergeni-Hügel, ſowie in den Terraineinſenkungen und Thalſchluchten üppigere Vegetation von Gräſern, Zwiebelgewächſen und Kräutern und auf ſalzhaltigem Boden von Salſola- und Salicornia-Arten, während unter der glühenden Hitze des Sommers raſch das pflanzliche Leben abſeits der See- und Flußufer erliſcht. Feſte Anſiedelungen meiſt ruſſiſcher Coloniſten finden ſich dem entſprechend nur entlang der Flußläufe, in der Steppe ſelbſt nur an beſonders begünſtigten Stellen und längs der großen von Aſtrachan zum Terek führenden Heerſtraße. Die eigentliche Bevölkerung der Steppen bilden die Kalmücken (Ölöt), der etwa 150,000 Köpfe ſtarke Reſt der in den

1) Petermann, Mittheilungen, 1858, S. 94.

2) Vgl. Beiträge zur Kenntniß des ruſſ. Reiches, XVIII, 123. 3) Petermann, Mittheilungen, 1858, S. 93 fg. 4) Vgl. unter anderen Schmidt, Die Aralo-Kaſp.-Niederung, 1874, S. 38—40.

Digitized by Google

Jahren 1636 und 1703 aus Central-Aſien eingewanderten, im Winter 1770 aber zum größten Theil wieder in ihre aſiatiſche Heimat zurückgekehrten mongoliſchen Stämme. Mit ihren bei dem ſpärlichen Schneefall auch im Winter im Freien gehaltenen, dann aber durch heftige Schneeſtürme (Buran) vielfach gefährdeten Heerden von Rindern, Schafen, Pferden und Kamelen durchziehen die Kalmücken nomadiſirend die Weideplätze der Steppe. Die Heerden bilden ihren Hauptreichthum, ſie gewähren ihnen in Fleiſch, beſonders aber in Stuten-, Kuh- und Schafmilch ihre Hauptnahrung, in Wolle, Häuten und Fellen die Rohſtoffe für ihre Kleidung und für die Filzdecken ihrer Jurten. Nur weiter im Weſten, im Lande der Don'ſchen Koſaken, ſind einige Kalmücken als Ackerbauer anſäſſig geworden. (*Rudolf Credner.*)

**KALMÜNZ, KALLMÜNZ**, alter bairiſcher Markt im Bezirksamt und Amtsgericht Burglengenfeld (Reg.-Bez. Oberpfalz und Regensburg), mit kath. Pfarrei im Dekanat Schwandorf, liegt in rauher Gegend am Zuſammenfluſſe der Vils und der vereinigten Nab. Er hat (1880) 1342 Einwohner, 2 Kirchen, 2 Beneficien, ein Spital, eine Volksſchule, eine Poſtexpedition; außerdem eine Brücke über die Vils und Nab und 2 Burghuten. Zur Gemeinde Kalmünz gehört noch die Einöde Auberg.

Kalmünz war im 11. Jahrhundert Sitz eines Pflegamtes, das, nachdem das jetzt in Ruinen liegende Schloß im Dreißigjährigen Kriege durch Brand zerſtört war, nach Burglengenfeld verlegt wurde. In dieſem biſchöflich bambergiſchen Eigen erwarben 1142 die Nonnen in Niedermünſter ein Gut durch Tauſch; ſpäter hatten die Grafen von Sulzbach dieſen Ort mit Holzheim von Bamberg zu Lehen, und 1174 erhielt Kaiſer Friedrich I. für ſeine Söhne darauf die Lehensanwartſchaft. Das alte Kalmunze erſcheint ſchon im Salbuche von 1240 im Amte Pettendorf, und wahrſcheinlich erwarben die bairiſchen Herzoge dieſe Beſitzung gleich nach dem Erlöſchen der Sulzbacher (1188) oder von ihren Nachfolgern, den Grafen von Hirſchberg, ohne daß die Hohenſtaufen in den Genuß dieſer Lehenſchaft traten. 1283 befand ſich in Kalmünz bereits ein eigenes Schergenamt des Landgerichts Lengenvelt, und es ſtand hier ehedem eine landgerichtliche Malſtatt. Der Markt wurde 1344 von Kaiſer Ludwig den Bürgern von Regensburg, 1347 an Markgraf Friedrich von Meißen verpfändet und hatte gleiches Los mit Burglengenfeld. Bekannt iſt die Treue der Bürger von Kalmünz, welche 1504, als der dortige Pfleger das Schloß den Böhmen übergeben wollte, es durch tapfern Widerſtand ihrem Landesherrn erhielten. Herzog Albrecht verlieh dieſem Markt 1455 ein Wappen. Die ehedem von Georg Braunſperger dort fabricirten Violinſaiten waren in ganz Deutſchland berühmt. (*Ferdinand Moesch.*)

Kalmus, ſ. Acorus.

**KALOCSA**, erzbiſchöfliche Stadt im peſther Comitat, liegt ſüdlich von Budapeſt 110 Kilom. entfernt, 4 Kilom. vom linken Ufer der Donau im ſogenannten Sárköz (d. h. Moos, ſumpfige Gegend), welches von der Donau mit den Nebenarmen Bajas und Sárviz gebildet wird. Die nächſtgelegene Dampfſchiffahrtsſtation befindet ſich bei dem Dorfe Uszód, nordweſtlich von Kalocſa. Die Stadt iſt ziemlich regelmäßig gebaut, mit geraden und breiten Gaſſen. Die von Nordweſt nach Südoſt hinziehende Hauptgaſſe iſt mit doppelten Baumreihen bepflanzt und hat zu beiden Seiten breite Trottoirs; auch die Nebengaſſen ſind meiſtens mit Akazienbäumen beſetzt. Die Häuſer haben meiſtens Ziegel- oder Schindeldächer. Anſehnliche und auch in architektoniſcher Beziehung bemerkenswerthe Gebäude ſind: die Kathedralkirche, welche in der erſten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts gebaut wurde; der erzbiſchöfliche Palaſt, mit einer etwa 70,000 Bände zählenden Bibliothek und einem ſehr reichen Herbarium des jetzigen Erzbiſchofs Dr. Ludwig Haynald, der mit großer Vorliebe die botaniſchen Studien pflegt und befördert; das Collegium der Jeſuiten und das anſtoßende Gymnaſialgebäude; das Prieſterſeminar; die Wohnungen der Domherren; die Gebäude, in welchen ſich die Knaben- und Mädchenpräparandien, die höhere Mädchenſchule und die Kinderbewahranſtalt befinden. Außer der Kathedralkirche gibt es noch mehrere andere Kirchen und Kapellen. Die gelehrten und kunſtliebenden Erzbiſchöfe, namentlich der gegenwärtige Erzbiſchof Cardinal Dr. Ludwig Haynald, der ſich durch ſeine Gelehrſamkeit und Opferwilligkeit einen europäiſchen Ruf erworben hat, und ſein Vorgänger Joſef Kunſt haben ſehr viel zur Verſchönerung der Stadt beigetragen und darin viele nützliche Inſtitute errichtet. Unter andern errichtete Erzbiſchof Haynald eine Sternwarte, bereicherte und erweiterte faſt alle Lehranſtalten, ſtiftete ein Waiſenhaus und eine Verſorgungsanſtalt für erwerbsunfähige Männer und Weiber.

Kalocſa iſt Sitz eines königlichen Gerichtshofes, eines Bezirksgerichtes, eines königlichen Steueramts; es befinden ſich daſelbſt zwei Sparkaſſen, ein Caſino und ein Leſeclub u. ſ. w. Nach der Volkszählung von 1880 gab es daſelbſt 15,789 Einwohner, darunter waren 14,608 Ungarn, 405 Deutſche, 22 Serben, 88 Zigeuner, 556 Kinder unter einem Jahre; der Religion nach waren 15,082 römiſch-katholiſch, 5 griechiſch-orientaliſch, 15 Lutheraner, 105 Calviner, 581 Iſraeliten.

Von der Geſammtbevölkerung wohnen etwa zwei Drittel in der Stadt ſelbſt und ein Drittel auf den Meiereien und Höfen der verſchiedenen Prädien, welche zur Gemarkung der Stadt gehören. Die Gemarkung der Stadt iſt ſehr groß und beträgt 35,258 Kataſtraljoch à 1600 □Klafter. Ein großer Theil derſelben iſt ſumpfig und dient blos als Weide oder iſt mit Röhricht bedeckt, auch gibt es große Torfablagerungen, beſonders in den Mooren des ſogenannten Örjeg. Der größte Theil der Gemarkung iſt den Ueberſchwemmungen der Donau ausgeſetzt, die bisher erbauten Schutzdämme und der zur Ableitung der Binnengewäſſer gebaute Abzugskanal entſprechen ihrem Zwecke nur unvollkommen. Den Haupterwerbszweig der Bevölkerung bildet die Landwirthſchaft, es wird beſonders viel Weizen und Mais gebaut. Auf höher gelegenen Sandrücken gibt es auch

Digitized by Google

Weingärten. Die Obſtcultur iſt unbedeutend. Auch die Induſtrie und der Handel ſind unbedeutend, wegen Mangels an guten Landſtraßen kann ſich der Verkehr nicht entwickeln. Dieſem Uebelſtande wird einigermaßen die projectirte Zweigbahn abhelfen, welche Kalocſa mit der Peſth-Semliner Eiſenbahn verbinden wird.

An der Stelle der Stadt ſoll bereits zur Zeit der Römer eine Anſiedelung geſtanden haben, und ſchon der erſte ungariſche König, Stephan der Heilige, ſtiftete daſelbſt ein Bisthum. Als erſter Biſchof wird Aſtricus oder Anaſtaſius genannt. Später wurde es zum Erzbisthum erhoben, oder vielmehr das von Ladislaus dem Heiligen im Jahre 1094 geſtiftete Bácſer Erzbisthum wurde im Jahre 1135 mit dem Kalocſaer Bisthum vereinigt. Paul Tomori, welcher die ungariſchen Truppen im Jahre 1526 in der unglücklichen Schlacht bei Mohács commandirte und daſelbſt ſeinen Tod fand, war der 58. in der Reihenfolge der Kalocſaer Biſchöfe und Erzbiſchöfe. Dr. Haynald iſt ſeit der genannten Schlacht der 30. und ſeit der Stiftung der 88. Inhaber des biſchöflichen und erzbiſchöflichen Stuhls. Während der türkiſchen Herrſchaft wurde Kalocſa zu wiederholten malen verwüſtet und ward ein elendes Dorf. Nach Vertreibung der Türken begann ſich die Stadt wieder zu heben, beſonders unter den Erzbiſchöfen Graf Emrich Cſáky (1710—1733) und Gabriel Patachich (1733—1745). Gegenwärtig ſind blos der römiſch-katholiſche Biſchof von Großwardein, ferner die Biſchöfe von Cſanád und Siebenbürgen und der titulirte Biſchof von Tinninia Suffragane des Erzbiſchofs von Kalocſa; vor dem Jahre 1853 waren es auch der Biſchof von Diakovár und Syrmien, der von Zeng und Modrus und der von Agram. Im genannten Jahre wurde das Agramer Bisthum zum Erzbisthum erhoben und demſelben die Bisthümer Zeng-Modrus, Diakovár und Kreuz untergeordnet.

Es gibt noch mehrere Ortſchaften, welche den Namen Kalocſa führen; ein Dorf dieſes Namens befindet ſich in Siebenbürgen im Szolnok-Dobokaer Komitat; andere Ortſchaften führen dieſe Nebenbenennung, z. B. Kalocſa-Izſák, Kalocſa-Horb, Kalocſa-Láz, u. ſ. w. *(J. Hunfalvy.)*

**KALOFER**, eine am ſüdlichen Abhange des weſtlichen Balkan gelegene, von einem der Quellbäche des Tundſchafluſſes durchſtrömte, von 1160 bulgariſchen und etwa 40 zigeuneriſchen Familien bewohnte, alſo ungefähr 7000 Seelen zählende Stadt, welche, früher zu dem Paſchalik von Adrianopel gehörig, durch den Berliner Frieden vom 13. Juli 1878 der autonomen Provinz Oſtrumelien einverleibt worden iſt. Kalofer verdankt ſeinen Urſprung erſt der türkiſchen, alſo einer verhältnißmäßig neuern Zeit; es iſt immer faſt ausſchließlich von Chriſten bewohnt geweſen und behauptet ſogar, im Beſitz eines Privilegiums geweſen zu ſein, nach welchem Türken ſich daſelbſt nicht niederlaſſen durften. Das Bemerkenswertheſte an dem Orte iſt ſeine hochentwickelte Induſtrie; daſelbſt werden nämlich in bedeutenden Quantitäten allerlei Poſamentirwaaren und zwar hauptſächlich die bei der orientaliſchen Kleidung unentbehrlichen Schnüre (ghaitân), ſowie auch ein im Orient beliebter Möbelſtoff, Minderlik, fabricirt, welche Artikel weit und breit in den Ländern der Balkanhalbinſel ihren Abſatz finden. Die Bewohner Kalofers haben auch längſt das den Ort durchfließende Bergwaſſer als mechaniſche Treibkraft nutzbar zu machen verſtanden; mittels vielfach abgezweigter Kanäle in die Häuſer geleitet, ſetzt daſſelbe das Räderwerk von ungefähr 700 Spindeln in Bewegung. Kalofer beſitzt eine gute bulgariſche Schule und drei Kirchen griechiſch-katholiſcher (orthodoxer) Confeſſion, außerdem noch zwei Frauenklöſter und ein in jener Gegend des Balkanlandes berühmtes Mönchskloſter Sw. Bogoroditza (zur heiligen Gottesmutter), außerhalb des Weichbildes an der Bjela Rjeka in den Vorhöhen der mächtigen Balkan-Kuppe Djumruktſchal gelegen. Ueberhaupt macht die Stadt einen wohlhabenden Eindruck; in der Schlucht, durch welche ihr Gewäſſer herabkommt, amphitheatraliſch aufſteigend, gewährt ſie mit ihren aus Weinreben und Obſtbäumen auftauchenden Häuſern, ihren hochliegenden Kirchen und Klöſtern einen ebenſo intereſſanten wie freundlichen Anblick. Der der Stadt zunächſt liegende Theil des Balkan wird nach ihr Kalofer-Balkani genannt; es befindet ſich daſelbſt zwiſchen dem Djumruktſchal und der Oſanj-Höhe ein nur ſelten benutzter und als ſchwierig und ſogar lebensgefährlich verrufener Paßübergang, der Roſalitapaß geheißen, zwiſchen dem weſtlichſten Tundſchathal und einem der Quellthäler der Ruſitza, eines Nebenfluſſes der Jantra, durch welchen Paß Kalofer mit Selwi und andern Punkten im Norden des Balkan, ſowie mit dem Osmathal, in Verbindung geſetzt werden kann. — In dem letzten ruſſiſch-türkiſchen Kriege wurde Kalofer ſchon im Monat Juli 1877 von dem fliegenden Corps des General Gurko beſetzt, nach der ruſſiſchen Niederlage vor Plewna aber wieder aufgegeben und dann nur gelegentlich und vorübergehend von Truppenzügen berührt. — Kalofer iſt nicht zu verwechſeln mit Kiliſar, einem am Nordfuße des Balkan gelegenen Städtchen an der Drenska, einem Nebenfluſſe der Jantra. *(G. Rosen.)*

**KALOJOANNES** (Calojoannes, Kalojan, Joannitius, Ἰωαννίτζης), bulgariſcher Zar von 1197—1207, gehörte zu der bulgariſchen Herrſcherfamilie der Aſeniden. 1188 war er den Byzantinern als Geiſel gegeben worden, aber entflohen. Nach Ermordung ſeines Bruders Johannes Aſên I., des Wiederbegründers des bulgariſchen Reiches (1186—1197), folgte er dieſem, zuerſt gemeinſam mit dem andern Bruder Peter, der aber noch 1197 ermordet ward. Die Regierung des Kalojoannes iſt ausgefüllt von unaufhörlichen Kämpfen erſt gegen das byzantiniſche Reich, dann gegen die Franken, nachdem 1204 die fränkiſche Eroberung Conſtantinopels ſtattgefunden hatte. Als Bundesgenoſſen gegen Byzanz benutzte er die heidniſchen Kumanen (ſeine Frau war eine Kumanin), die mit grauſamer Wildheit jährliche Raubzüge nach Macedonien und Thracien machten und mit den Bulgaren zuſammen das griechiſche Reich auf die letzte Stufe der Schwäche und Verödung brachten. Kalojoannes gab durch ſeine Eroberungen dem bulgariſchen

Digitized by Google

Staat eine bedeutende Ausdehnung, auf der einen Seite bis an die Morawa und Belgrad, auf der andern bis ans Schwarze Meer und faſt bis nach Conſtantinopel und Theſſalonich. Die Weſtgrenze brachte ihn in Conflict mit Ungarn, zu ſeiner Sicherung ſuchte er, wie das die bulgariſchen und ſerbiſchen Fürſten in bedrängten Zeiten öfter thaten, Verbindung mit dem Papſte und von dieſem Anerkennung der Zarenwürde: 1204 wurde er in der That in der Hauptſtadt Trnovo durch einen päpſtlichen Legaten gekrönt, der Anſchluß an die römiſche Kirche, wie von Rom das Verhältniß aufgefaßt wurde, iſt aber nie zur Wirklichkeit geworden. Mit den Franken hatte Kalojoannes ſich anfangs gegen die Griechen verbünden wollen für die Anerkennung ſeines Reiches, er wurde nicht blos zurückgewieſen, ſondern die Franken machten ſelbſt auf dies Reich, als ein den Griechen widerrechtlich entriſſenes Land, Anſpruch. Dadurch wurde Kalojoannes gedrängt, den ihn zu Hülfe rufenden, ſich gegen die Franken empörenden Griechen beizuſtehen; am 15. April 1205 ſchlug er die Franken unter Kaiſer Balduin vollſtändig, Balduin ſelbſt ward gefangen und ſoll in der Gefangenſchaft eines gewaltſamen Todes geſtorben ſein. Der Krieg währte fort, zu gleicher Zeit gegen Franken und Griechen, die bald mehr von dem Zaren als von den Franken zu fürchten hatten und von ihm abfielen. 1207 rückte Kalojoannes vor Theſſalonich und belagerte die Stadt, ward aber in der Nacht von einem Kumanen in ſeinem Zelt ſchlafend erſtochen. Unter allen Bekämpfern der Griechen iſt Kalojoannes einer der unverſöhnlichſten, die Byzantiner nannten ihn in ihrem Haſſe „Skylojoannes" (Hundej.), während er ſich ſelber als Romaioktonos (Griechentödter) bezeichnet haben ſoll, den Namen Bulgaroktonos, der dem Zerſtörer des erſten bulgariſchen Reiches, dem Kaiſer Baſilius, beigelegt war, parodirend. Vgl. C. Jireček, Geſchichte der Bulgaren, Prag 1876; Hopf, Griechiſche Geſchichte in dieſem Werke, I. Section, 85. Th. S. 166 fg. — Die kirchlichen Verhältniſſe ſ. Golubinskij; Očerk istorii pravoslavnych cerkwej, bolgarskoj etc. (Moskau 1871); die Correſpondenz zwiſchen Kalojan und Innocenz III. bei Theiner, Monumenta Slavorum meridionalium (Romae 1863). (*R.*)

KALOJOKI (Fiſchfluß), ein Fluß des Uleåborg'ſchen Gouvernements im Großfürſtenthum Finland, entſteht aus der Vereinigung zweier Flüſſe, des Iſojoki oder Stur-ok (oder großen Fluſſes) und des Wäräjoki. Erſterer entſpringt aus dem See Kala und ſetzt ſeinen Lauf 107 Kilometer fort. Dann vereinigt er ſich mit dem aus dem See Pitjiru entſpringenden Wäräjoki und beide vereinigt nehmen darauf den Namen Kalojoki an. So vereinigt ergießen beide Flüſſe ſich nach einem Laufe von 11¼ Kilometer in den Bottniſchen Meerbuſen.

Der Fluß iſt nur 3 Kilometer von ſeiner Mündung an ſchiffbar und zwar für Fahrzeuge, die nicht tiefer als 5—6 Fuß gehen. Er iſt ſehr reich an Fiſchen, beſonders Lachſen, woher auch der Name Kalojoki rührt. (*A. v. Wald.*)

KALOMEL, Queckſilberchlorür (Einfachchlorqueckſilber, Halbchlorqueckſilber, verſüßtes Queckſilber, Hydrargyrum chloratum mite, Hydrargyrum muriaticum mite, Mercurius dulcis, Panacea mercurialis, Draco mitigatus), iſt eine Verbindung von Queckſilber mit Chlor nach der Formel $Hg_2 Cl_2$, welche in der Natur als Queckſilberhornerz vorkommt. Künſtlich wird dieſelbe dargeſtellt durch Fällen der Löſung eines Queckſilberoxydulſalzes mittels Salzſäure oder Chlornatrium (Kochſalz) oder durch trockene Sublimation von Queckſilberchlorid mit metalliſchem Queckſilber. Das Kalomel bildet rhombiſche Prismen, welche bei dem durch Fällen dargeſtellten Präparate ein rein weißes, bei dem mittels Sublimation erhaltenen ein gelblich-weißes Pulver liefern; als feines weißes Pulver ſchlägt ſich das Kalomel auch nieder, wenn bei der Sublimation die Queckſilber-Dämpfe zugleich mit Waſſerdämpfen in den Ballon treten.

Das Kalomel iſt in kaltem Waſſer, Alkohol und Aether unlöslich, wird durch ſiedendes Waſſer zerſetzt, verflüchtigt ſich, ohne vorher zu ſchmelzen, zerfällt bei wiederholter Sublimation theilweiſe in Chlorid und metalliſches Queckſilber, welches letztere auch infolge von Einwirkung des Lichts auf Kalomel ausgeſchieden wird.

Als Arzneimittel findet das Kalomel häufige Verwendung, ſowol innerlich als äußerlich. In erſterer Hinſicht wird es beſonders benutzt bei acut entzündlichen Zuſtänden, bei denen die auflöſende Wirkung des Queckſilbers überhaupt verwerthet werden ſoll, ferner bei Syphilis, Abdominal-Typhus, Brechdurchfall, ſowie bei chroniſchen Affectionen der Leber und Milz, bei Waſſerſucht. Außerdem wird das Mittel bei zahlreichen Affectionen als Laxans gebraucht, wenn eine einmalige Darmentleerung herbeigeführt, ſowie da, wo gleichzeitig auf die Gallenſecretion eingewirkt werden ſoll. Als Beweis für die beſondere Einwirkung des Kalomel auf die Thätigkeit der Leber wird namentlich die eigenthümliche grüne oder ſehr dunkle Färbung der nach Verabreichung des Mittels entleerten Kothmaſſen betrachtet, da dieſelbe durch ſtarken Gehalt an Galle bedingt ſein ſoll (Kalomelſtühle). Eine Eigenthümlichkeit der Wirkung des Kalomel beſteht ferner darin, daß daſſelbe, namentlich bei innerlichem Gebrauche, leicht Speichelfluß (Salivation) und Entzündung des Zahnfleiſches, mit ihrem nachtheiligen Einfluß auf die Zähne, hervorbringt.

Aeußerlich braucht man das Kalomel zum Einſtreuen bei verſchiedenen Augenaffectionen, namentlich bei Hornhautflecken und Puſteln der Bindehaut, ſowie als Streupulver oder in Salbenform bei chroniſchen (namentlich ſyphilitiſchen) Geſchwüren und Kondylomen (Feuchtwarzen). Ferner iſt es (mit Glycerin vermengt) zu Einſpritzungen in das Unterhaut-Zellgewebe, ſowie zu Räucherungen gegen ſyphilitiſche Affectionen empfohlen worden.

Ein aus Kalomel und Kalkwaſſer dargeſtelltes, zum Verband ſchlecht ſecernirender, namentlich ſyphilitiſcher Geſchwüre verwendetes Präparat iſt die Aqua phagedaenica nigra.

Techniſche Verwendung findet das Kalomel in der Porzellanmalerei, um Gold möglichſt dünn auftragen zu können. (*Alfr. Krug.*)

Digitized by Google

KALONYMOS, קלונימוס, *καλονυμος*, auch Kalonymus (nach Zunz urſprünglich Kleonymos), ſogar irrthümlich Clemens geleſen, iſt einer der älteſten griechiſchen Namen, welche unter den Juden das Bürgerrecht des ſogenannten heiligen (hebr.) Namens erhielten. Später überſetzte man ihn vielleicht Schem Tob (שם טוב)[1]); abgekürzt erſcheint er in Italien und Frankreich als Kalo (קאלו), Kal, Calo[2]), Caleo, in Deutſchland als Kalman, woraus in Norditalien der Familienname Calimanni — zu welcher Simcha oder Simon, ein Gelehrter des 18. Jahrh. gehört; — in Polen wird aus dem Genitiv ein Gentilicium Kalmankes.

Der Name Kalonymos kam wahrſcheinlich von Paläſtina zunächſt nach Italien und kehrt in gelehrten und vornehmen Familien auch anderer Länder wieder. Die Einzelheiten ſind jedoch noch nicht geſichert, ſodaß hier nur das Wichtigſte zur Sprache kommt und von Perſönlichkeiten nur die hervorragendſten eingehend behandelt werden.[3])

Kalonymos aus Lucca, oder ſein Sohn Moſe, ſoll von Karl dem Großen nach Mainz gebracht ſein; aus ſeiner Familie ſtammten gleichnamige Gelehrte in den berühmten Schulen zu Mainz, Speier und Worms im 12. Jahrh.[4]) Auch in der Provence gab man einer vornehmen Familie, angeblich Davidiſcher Abkunft, daher mit Naſi (נשיא, Fürſt) bezeichnet, ähnlichen fernen Urſprung.[5]) In den Jahren 1163—95 war Kalonymos ben Todros Naſi, in den lateiniſchen Documenten „Claramoscius fil. Tauros", ſogenannter Roi des Juifs in Narbonne.[6]) Ein gleichnamiger Enkel oder Nachkomme um 1295 fg. nennt ſich auf ſeinem erhaltenen Siegel Moumet (nicht Momet) Tauros, was nicht „Muhammed" bedeuten kann[7]) und noch unerklärt iſt. Dieſer Kalonymos betheiligte ſich beim Streit um das Studium der Philoſophie und namentlich der Schriften des Maimonides, und ſeine Güter wurden (wahrſcheinlich bei der Vertreibung der Juden 1306) confiscirt.[8])

Ein Zeitgenoſſe und wol Verwandter des letzteren in Arles, Kalonymos ben Meir Naſi, war als Gelehrter und Dichter gefeiert; ſeine Hochzeit und ſein Tod (gegen Ende des 13. Jahrh.?) wurden von dem berühmten Abraham Bedarſchi (aus Beziers) beſungen.[9]) Ein Sohn deſſelben ſcheint

KALONYMOS BEN KALONYMOS Nasi, auch Kalonymos ben Meir genannt, wahrſcheinlich nur aus Ungenauigkeit, oder weil man eine irrthümliche Wiederholung vermuthete. Er iſt Gegenſtand wiederholter Unterſuchung und Darſtellung[10]), hat ſie auch verdient. Seine Berühmtheit verdankt er hauptſächlich dem „Probirſtein" (unten N. 1); auch einige andere kleine edirte Schriften ſind nach ihrer Gattung von literaturgeſchichtlicher Bedeutung, noch mehr ſeine unedirten Ueberſetzungen aus dem Arabiſchen, welche, größtentheils dem Alter von 20—30 Jahren angehörend, den Umfang ſeiner Studien bezeugen, und ihm ein wol damals ſtilmäßig übertriebenes Lob in Betreff der Sprachkenntniſſe erwarben, (ſogar „Aegyptiſch" erwähnt Kalonymos ben David), aber auch den Neid von Chriſten zugezogen zu haben ſcheinen.

Von ſeinen Lebensverhältniſſen wiſſen wir ſehr wenig. Er iſt in Arles, wahrſcheinlich gegen Ende 1286, geboren (ſ. unten Anmerkung 49), ſtudirte wol in Salon, wo zwei ſeiner Lehrer lebten: Abba Mari, wahrſcheinlich Eligedor, oder Sen(hor) Aſtruc de Noves[11])

1) „Semtob" in Spanien ſchon 1049, ſ. Revue des Etudes juives II (1881), p. 136. 2) Vgl. Emanuele Calò in Rom 1878 (il Vessillo, herausgeg. von Servi 1878, S. 127); erinnert an die Freunde Kalonymos und Immanuels daſelbſt (ſ. unten). Vielleicht iſt auch „Calot" in Rouen 1297 (Rev. d. Et. j. II, 24) hieherzuziehen. 3) Im allgemeinen ſ. meinen Catal. Bodl. S. 1574, 2414 und für die jüngeren Drucker u. ſ. w. S. 2963, 2918 (Familie Jafe-Kalmankes). Ueber verſchiedene Kalonymos des Mittelalters ſ. Sam. Kohn, Mardochai ben Hillel S. 137 (Sonderabdruck aus der Monatsſchr. 1878, S. 139); Hymnendichter bei Zunz, Literaturgeſch. und Nachtrag im Index, insbeſondere Kalonymus ben Sabbatai (vgl. Hebr. Bibliogr. XVIII, 66); ferner Groß, Geſch. der Juden in Arles, Monatsſchr. 1878, S. 249 und 250, wo אבן אהרן (vgl. den Artikel jüd. Literatur, Bd. XXVII, § 13, S. 402, A. 17) zu leſen אביר (nach Zunz, Liter. 106; vgl. H.B. XVIII, 34) oder אבי כל המרות, nach Halberſtam, אגרת בקורת 1878, S. 3. 4) Catal. Bodl. S. 2414 (vgl. 2601); Zunz, Lit. 105 fg. (Kritik der Quellen), 111, 325 (H.B. XIV, 89). 5) Kalonymos Naſi „der Große" (Alte) ſoll von Machir abſtammen, oder vom Khalifen [Harun] Karl dem Großen zugeſandt ſein (Sacut ed. London S. 84, angeblich nach einem ſonſt unbekannten קבלת החסיד, vgl. Grätz, Monatsſchr. 1859, S. 112); s. dagegen Zunz, Lit. 106 („Märchen"); Groß l. c. S. 473. In dem höchſt unkritiſchen vulgärarabiſchen Legendenbuch מעשה שעשועים, Livorno 1868, II, 22, 24, wird ein Kalonymos der Alte nach Jeruſalem und in das J. 4863 (1103) verſetzt; wie daſelbſt I, 33 in der Papſtlegende Simon קיראדא ſubſtituirt wird. — Ueber angeblich Davidiſche Abkunft ſ. Zunz zu Benjamin von Tudela ed. 1840, II, 6; Groß l. c. 1880, S. 170. Ueber die ſonſt überall (bis Braſilien und Surinam) vorkommenden Naſi ſ. dieſen Artikel.

6) Hebr. Bibl. IV, 155, VIII, 77. Das irrthümliche J. 1159 bringt A. Geiger (jüd. Zeitſchr. X, 285, vgl. II, 63) auf falſche Combinationen. Vgl. G. Saige, Les Juifs du Languedoc, 1881, p. 14, 43, 71, 72 (wo das Autograph der hebr. Unterſchrift), Index S. 367. 7) Hebr. Bibl. XVI, 69. 8) Saige l. c. S. 43, 60 (wo das Siegel), 76; Hist. Lit. de la France (auch als Les Rabbins Français etc. von Renan, ſeparat herausgeg. 1877) XXVII, 737, 747; als Schwager des Moſe ha-Levi, gen. Escapat Malit (H.Bibl. XVII, 123), daſ. S. 692. 9) Groß l. c. 1878, S. 474 und dazu 1879, S. 421. 10) Von ihm handeln noch uncorrect Wolf, Bibl. hebr. n. 1892 und III, 1887 (confundirt mit einem Homonymus, der 1591 in Mantua ſtarb) IV n. 1893[b]; De Roſſi, Wörterb. deutſch S. 156. Zeitalter und Leiſtungen ſtellte zuerſt ins Licht ein Artikel von Zunz in Geiger's wiſſ. Zeitſchr. II, 313, IV, 199 (abgedruckt in Geſamm. Schriften III, 150 fg.). Einzelnes behandelt Steinſchneider in Frankel's Zeitſchr. III (1846) S. 275 und 400; im Litbl. des Orient IV, 25; Manna, Berlin 1857; Catal. Bodl. 1576—78 und Add., Hebr. Bibl. XI, 54, XVIII, 13, XIX, 115; M. Kayſerling's Leben des Kalonymos, ein kurzes Résumé, erſchien zu Eben Bochan (unten n. 1) und ſeparat (H.Bibl. XVIII, 13); einiges bietet Perles zur Streitſchrift (unten n. 3). Eingehend behandelt iſt Kalonymos bei Groß l. c. 1879, S. 470 fg.; auf dieſen Artikel wird unten mit dem bloßen Namen verwieſen, ohne jedesmal hervorzuheben, was bei ihm zu berichtigen oder nachzutragen iſt. 11) Hebr. Bibl. XVI, 92, vgl. XVII, 7 und XIV, 98; Carmoly in הלבנון IV, 103 und France Israel. 97 (aus Zunz, Zur Geſch.



Digitized by Google

und Moſe, wahrſcheinlich ben Salomo aus Beaucaire.[12]) Daß er praktiſcher Arzt geweſen (wie Groß S. 562 annimmt), iſt nirgends bezeugt. Seine Ueberſetzungen in den Jahren 1307—17 ſcheinen in Arles ausgeführt; nur eine einzige (N. 5) nennt Avignon (1314); doch hat er ſchon vor der Vertreibung (1306) einiges überſetzt (ſ. unten N. 26); in der Provence ſchrieb er noch im Herbſt 1318, nach ſeinem Aufenthalt in Salon, die Streitſchrift gegen Caspi (N. 3). Bald darauf dürfte er mit Robert von Anjou in Verbindung getreten ſein, der ſeit 1319 in Avignon weilte[13]), und in deſſen Bibliothek er wahrſcheinlich das Buch der Gifte (ספר הארסים) von Dſchabir (ben Hajjan) fand.[14]) Mit Robert's Empfehlungen und Aufträgen ging Kalonymos nach Rom (zwiſchen 1319—21), wo er ſich die Achtung der Gelehrten erwarb, namentlich von dem geiſtesverwandten Immanuel ben Salomo („Manoello", Freund Dante's) gefeiert wurde. Derſelbe beantwortet im Namen der römiſchen Gemeinde eine Aufforderung, welche an Kalonymos gerichtet worden, in die Heimat zurückzukehren, dahin, Kalonymos müſſe zuerſt die vom Könige aufgetragene Ueberſetzungsarbeit[15]) vollenden, und beeile ſich. Er ſcheint aber aus einer (nicht ſichern) Veranlaſſung früher zurückgekehrt zu ſein; vielleicht diente er als Fürſprecher der römiſchen Juden beim Papſte in Avignon.[16]) Im J. 1322 verfaßte er in Catalonien den Prüfſtein (unten N. 1). Hierauf verliert ſich jede Spur bis auf die lateiniſche Ueberſetzung in Arles 1328 (N. 14). Vielleicht ſtarb er bald darauf, alſo wenig über 40 Jahre alt.[17])

Seine Schriften[18]) ſind:

A. Eigene, und zwar die bekannteſte

1) אבן בוחן (Prüfſtein), eine rhetoriſche und ſatiriſche Weltbetrachtung in Reimproſa, welche, an Immanuel's witzige Anwendung von Bibelphraſen ſtreifend, neben der, kurz vorher verfaßten, mehr philoſophiſchen „Weltprüfung" des Jedaia Penini, in vielen Handſchriften zu finden iſt. Kalonymos beendete dieſelbe im Tebet „als die Welt[19]) 83 Jahre alt war", alſo zwiſchen 10. Dec. 1322 und 9. Jan. 1323[20]), und widmete ſie zehn bedeutenden Männern der Provence und Cataloniens.[21]) Das Schriftchen erſchien zuerſt Neapel 1489, dann Venedig 1546 u. ſ. w.[22]), mit jüdiſch-deutſcher Ueberſetzung in Kapitel getheilt von Moſe Eiſenſtadt, Sulzbach 1705; die Ueberſetzung allein, Homburg 1746; mit Index der Bibelſtellen von Joſef Kohen, Lemberg 1865; in deutſcher Paraphraſe (metriſch bis Kap. 53), dem Stil des Originals wenig entſprechend, von W. A. Meiſel, nach deſſen Tode mit einem „Leben Kalonymos'", herausgegeben von M. Kayſerling. Probe einer engeren deutſchen Nachahmung („die Schriftſteller") in Steinſchneider's „Manna". Berlin 1847.

2) מסכת פורים (Tractat Purim), eine Parodie des Talmuds in vier Kapiteln, worin die Namen von italieniſchen Perſonen als Autoritäten zu figuriren ſcheinen, alſo wahrſcheinlich in Rom (1319—22) verfaßt[23]), für die Culturgeſchichte von verſchiedenartigem Intereſſe.[24]) Alte Handſchriften ſind kaum zu finden.[25]) Wahrſcheinlich fand die Parodie wenig Gönner in der bald folgenden ſchweren Zeit; auch die beiden anonymen Ausgaben[26]) ſollen durch die Rigoroſität der Juden ſelbſt bis auf äußerſt wenige Exemplare vernichtet ſein; die wiener Ausgabe 1871 iſt nur nach einer Copie des zweiten Drucks veranſtaltet.[27]) Allerdings traten ſeit Ende des 17. Jahrh. plumpe Nachahmungen mit dem-

480, 482): Salfeld, Die jüd. Erklärer des Hohel. Anh. VIII; Perles S. X, Groß 471, 472.

12) Hebr. Bibl. XVI, 93, 103. Die Identification bei Groß 471 unterſtützt Cod. Turin bei B. Peyron, Catal. S. 218, wo für שילק lies שילון. Ueber eine Confuſion mit Moſe ben Salomo aus Salerno (Hebr. Bibl. XI, 54, XV, 86, 90, 91, XVI, 90, XVII, 68) ſ. Hebr. Bibl. XIV, 98. 13) Zunz l. c. S. 315; Groß S. 474. 14) Steinſchneider, Zeitſchr. der Deutſch. morgenl. Geſellſch. IX, 843; XXIV, 369: Zur pſeud. Lit. S. 71, Hebr. Bibl. VIII, 77, Geiger's jüd. Zeitſchr. VIII, 118; Virchow's Archiv u. ſ. w. LII, 364: Noten zu Baldi, Vite di matem. arab. p. 82 (nachzutragen bei Groß S. 474). — Aphorismen über Purgative von Dſchabir beſaß ein Jude im J. 483 H., Handſchrift in Genua (Bollett. Ital. degli stud. or. p. 410). Leclerc, Hist. de la médecine arabe 1876, I, 70 kennt beide Schriften nicht. 15) מלאכת ההעתקה (Immanuel, Divan Kap. 23) iſt ein abſtracter Ausdruck. Für Robert konnte Kalonymos nur Ueberſetzungen ins Lateiniſche angefertigt haben, und wir wiſſen nur von einer einzigen (n. 14). „Ueberſetzungen" bei Groß S. 544 iſt Vermuthung; wie „ein großer Theil ſeiner Ueberſetzungen" bei Zunz S. 315. 16) Steinſchneider's Hypotheſe; ſ. Litbl. des Orient IV, 197, vgl. Hebr. Bibl. X, 100 A. 1, XI, 54, XIX, 118 (Magazin für Wiſſenſch. des Judenth. II, 17); wonach Groß 546 A. 4 zu berichtigen und zu ergänzen. 17) Daß die hebr. Ueberſetzung eines Circulars Robert's 1328 nicht aus Kalonymos' gewandter Feder gefloſſen, iſt im Vorwort zum Katalog der hamburger hebr. Handſchrift S. XVI bemerkt. 18) Zunz ordnet alle chronologiſch, mit einigen Ungenauigkeiten ſeiner Quellen, Groß die eigenen (S. 553—556) chronologiſch, die überſetzten in zwei ſachlichen Abtheilungen (S. 557 fg.); dem Zwecke dieſer Encyklopädie entſpricht am beſten die alphabetiſche Reihenfolge der arab. Autoren, doch iſt Averroes vorangeſtellt. Auf eine Berichtigung der vielfachen Irrthümer in Fürſt's Bibl. Jud. II, 165 war nicht einzugehen; vgl. unten Anm. 91.

19) Der Ausfall der Worte: „die Welt" hat Verwirrung in die Daten über den Verfaſſer gebracht. 20) Catal. Bodl. S. 1579. 21) Notizen über dieſelben geben Kayſerling und Groß S. 548 fg.; vgl. auch Hebr. Bibl. XVIII, 15; zu Groß S. 549 Cavallero ſ. Hebr. Bibl. VII, 89 Z. 7, VIII, 111, XI, 124. 22) Ausgaben in Catal. Bodl. 1579, (Zedner) Catal. Brit. Muſ. S. 408; Benjacob, Thesaurus s. v. — Eine Analyſe bei Groß S. 554. 23) „Ober Ancona" (Zunz, Zur Geſch. S. 470, ohne Angabe des Motivs). — Die Perſonen ſ. bei Zunz und Groß S. 543. 24) Ueber die von Grätz (Geſch. der Juden VII, 306) misdeuteten Stellen, das Schach und eine angebliche Cardinalstochter betreffend, ſ. Steinſchneider bei A. v. d. Linde, Geſch. und Bibliogr. des Schachſpiels S. 188 und Hebr. Bibl. XIII, 2. 25) Vielleicht die anonyme turiner bei B. Peyron, Catalogus p. 264 (Paſinus Cod. 159, bei Wolf, Bibl. hebr. IV, 1041 n. 97). Die Handſchrift Michael 464 iſt aus der Ausgabe copirt, Mich. 846 aus dem 18. Jahrh. Beide enthalten die Parodie des Requiems (Leichengebets) מברכה נמוכה, deſſen Verfaſſer vielleicht D. R. Polido (1703?), ſ. Letterbode VII (1881) S. 6. Ueber andere jüngere Handſchriften ſ. Hebr. Bibl. XIII, 2; auch Straßburg 29. 26) Peſaro durch Gerſon Soncino o. J. (1507—1520) und Ven. 1552; ſ. Catal. Bodl. S. 1581 und Add. 27) Hebr. Bibl. XIII, 2.

Digitized by Google

ſelben Titel auf, für welche man den genialen Vorgänger nicht verantwortlich machen darf.[28])

3) Eine Streitſchrift, הטרבה, gegen ſeinen Zeitgenoſſen Joſef Caspi, insbeſondere gegen deſſen philoſophiſch ausſchreitendes „Buch des Geheimniſſes" in 30 Kapiteln — welches kürzlich aufgefunden worden —[29]), beendet in den Bußtagen des J. 79 (Anfang September 1318), aus der einzigen Handſchrift, als Feſtſchrift, herausgegeben von Joſ. Perles, München 1879.[30]) Intereſſant iſt es, daß Kalonymos (S. 19) die abwechſelnden Bezeichnungen Gottes in der Geneſis auffällig findet, bekanntlich der Hauptanſtoß für die heutige Kritik des Pentateuch. Kalonymos begnügt ſich mit dem Bekenntniß, daß dahinter wol ein unerforſchtes Geheimniß ſtecke.

4) Ein mathematiſches Fragment einer Schrift, welche wahrſcheinlich auch Aſtrologie umfaſſen ſollte, auf Befehl „des Königs" verfaßt, in der Handſchrift München 290, gehört wahrſcheinlich dem ספר המלכים (Buch der Könige). Es compilirt die Anſichten anderer und fügt Eigenes hinzu.[31]) Vielleicht ſollte eine lateiniſche Ueberſetzung folgen.

B. Die Ueberſetzungen betreffen theilweiſe Schriften, deren arabiſche Originale unbekannt ſind. Die Technik des Stils war bereits ausgebildet, und Kalonymos hielt es wol nicht für nöthig, ſeine ſtreng wiſſenſchaftlichen Ueberſetzungen mit Vorreden zu verſehen. Nur in den Epigraphen iſt meiſtens Name und Datum zu finden, ſelbſt die in öffentlichen Bibliotheken vorhandenen ſind noch nicht hinlänglich erkannt, und wird bei der nachfolgenden Aufzählung auf die irrthümlichen Angaben der gedruckten Kataloge nur ausnahmsweiſe eingegangen.[32]) Groß (S. 557) meint, Kalonymos habe ſich mit Ueberſetzungen von Vorgängern nicht begnügt. Es iſt jedoch nur bei Einer Schrift (N. 17) die Kenntniß des Vorgängers wahrſcheinlich, bei den andern dreien (N. 9, 10, 12) ſehr zweifelhaft. Andere Angaben beruhen auf Misverſtändniß. Einzelne Epigraphe (auch der eigenen Schriften) bezeugen die Schnelligkeit der Arbeiten.

Wir fahren in der Zählung der Schriften fort:

5) Averroes' großer Commentar über Analytica posteriora, ס' המופת, beendet 14. Tebet 75 (December 1314) in Avignon; Handſchr. in der Bodl. Opp. 938 fol. (Anfang unvollſtändig), München 32, De Roſſi 285, Wien CXIV (S. 133.)[33])

6) Deſſelben mittl. Commentar zur Topic, נצוח, beendet 23. (nach Anb. 9) Elul 1313[34]); Breslau Sar. 22, Leipzig 41, München $26^4$, bis III loc. 25, 106, 284, Paris 920, 932 (Literaturbl. IX, 359), 933, 934[35]), De Roſſi 362, Turin 40 und 149 (bei B. Peyron S. 14 und 149); Specimen bei Laſinio.[36]) Die gedruckten lateiniſchen „Ueberſetzungen" des Ganzen von Abraham de Balmes und von I—IV von Jacob Mantinus ſind aus dieſer hebräiſchen gefloſſen. Die vorangehenden Bücher des mittl. Comm. hatte Jacob Anatoli überſetzt.

7) Deſſelben mittl. Comm. zur Sophiſtik, הטעאה, beendet 5. Tiſchri 74 (12. Sept. 1313)[37]); auf n. 6 folgend in Breslau, Leipzig, München, Paris, De Roſſi, Turin; ſchwerlich in Florenz, Plut. 88, Cod. 34, VI? Specimen bei Laſinio l. c. S. 19, eine Stelle zu Ende bei Munk.[38]) Die gedruckte latein. Ueberſetzung des Abraham de Balmes iſt aus dieſer hebr. gefloſſen.

8) Deſſelben logiſche Quäſtion zu Analyt. prior. I, 16 gehörend, nach Katalog Paris $960^3$, $977^6$ (im Index S. 257 : 974 unrichtig).[39])

9) Deſſelben mittl. Comm. zur Phyſik, שמע הטבעי, beendet in Arles 19. Elul 1316; dieſelbe Schrift hatte Serachja ben Iſak ben Schealtiel ſchon 1284 in Italien überſetzt[40]); doch iſt kein Grund anzunehmen, daß Kalonymos dieſe Ueberſetzung kannte, die ſehr ſelten zu ſein ſcheint, während von Kalonymos beinahe dreißig Handſchriften bekannt ſind: in der Bodleiana 6 (Uri 393; Bodl. 609 und Marſh 472, Anfang defect, Oppenh. 1163 Qu., Mich. 71, 218), Hamburg 267 (N. 264 meines Katalogs), Leipzig $26^2$, mit textvergleichenden Gloſſen[41]); München 30, 73 (unvollſtändig), 310, 341

28) Ausführlicheres in der Fortſetzung meiner Abhandlung Purim und Parodie, im Letterbode VII; Groß, S. 554 läßt Kalonymos' Schriftchen lateiniſch von Mal überſetzt ſein, obwol er Catal. Bodl. S. 1643 citirt, wo das Gegentheil ſich erweiſt. 29) Eine Handſchr. des Dr. Sänger iſt ſchon in Catal. Bodl. 1449 angegeben. 30) Berichtigungen nach meiner, zur Herausgabe gemachten Abſchrift und vollſtändiges Verzeichniß der angeführten Autoritäten in Hebr. Bibl. XIX, 115—118. 31) S. meine Notiz in Geiger's jüd. Zeitſchr. VIII, 118 fg. (Zu S. 120, Anm. 3 vgl. den Alchemiſten كيماس im Fihriſt 353, II, 278, im Index unerklärt.) — Robert iſt nicht ausdrücklich genannt (gegen Groß S. 556). Zu S. 122, Anm. 2 über Robert's Liebhaberei für myſtiſche Wiſſenſchaft vgl. auch Thesaurus Rosar. Philosophor. (abbreviatus) auf Befehl Robert's bei Paſinus II, 290 Cod. 940 (ob von Arnold de Villanova? Vgl. Cod. hebr. München 288?). Vgl. auch Hebr. Bibl. XI, 54. 32) Da ich die Schriften aus Autopſie wenigſtens Einer Handſchrift kenne, ſo war ich im Stande, andere zu beſtimmen, die unten angegeben ſind; zweifelhafte ſind weggelaſſen. Vollſtändiger und näher werden die Werke und deren arabiſche Verfaſſer behandelt in einer, ſeit 30 Jahren compilirten, ſoeben für den Druck vorbereiteten Monographie über die jüdiſchen Uebeeſetzer.

33) Anfang und Ende theilte mir Goldziher im April 1870 mit. Groß S. 557 führt Breslau 75 (d. i. Saraval 22) auf; aber Zuckermann, Katal. S. 9, gibt ausdrücklich für dieſes Buch Anatoli, alſo den mittl. Commentar, an. 34) Wolf, Bibl. hebr. IV, 751 (nach Turin 40), daher Delitzſch Catal. Lips. S. 307, dazu Zunz Additt. 325; Dukes, Litbl. IX, 359, nach Par. 932. 35) Par. a. f. 320 bei Wüſtenfeld, Geſch. der arab. Aerzte S. 106, iſt jetzt 929 und nicht von Kalonymos. — Auch Flor. 88 Cod. 32, 34 enthält nicht die Topik, ſondern der mittl. Comm. zu Anal. post. 36) Studii sopra Averroe — Estratto dall' Annuario della Soc. Ital. degli stud. or. I, 1872, p. 15 und 16 über eine Stelle zu Anfang des IV. Buches, die nur in Mantino's Ueberſetzung vorkommt; vgl. Hebr. Bibl. XIII, 5. 37) Das Datum 22. Elul 1323 bei Wolf IV, 751, Zunz, Delitzſch S. 307, nach Cod. Turin 40 (auch bei Paſinus), aber ſchon Zunz in Add. auffällig, gehöet dem darauffolgenden Levi ben Geeſon; ſ. B. Peyeon, Catal. S. 187. 38) Mélanges de Philosophie juive et arabe, Paris 1859, S. 431. 39) S. Katalog der münchener Handſcheift S. 14. 40) Wolf III, 89 (Bodl. 601), Hebr. Bibl. III, 99 mit irrigem Datum 5570 für das Original; Turin 157, bei B. Peyron S. 72; latein. von Vitalis Dactylomelos 1500 (Renan, Averroes S. 304). Vielleicht gehören Serachja die Handſcheiften Paris 943. 944, welche von Kalonymos abweichen. 41) Delitzſch vermuthet irrthümlich Moſe Tibbon,



Digitized by Google

(mit Noten von Bonſenior), 352 (I—III) und Fragm. in 151, V, Paris 937—42, Straßburg 23 (früher Fiſchl 37), Turin 40, 134 (falſch beſchrieben von Paſinus), 142 (B. Peyron S. 17, 135, 178, wo CLXII Druckfehler); Vatican 343 (emendirt von Saul Aſchkenaſi), Wien 121 (Deutſch S. 137) und dort im Bet ha-Midraſch, früher Pinſker 10[42]), bei S. S. Olper in Venedig[43]), eine Handſchrift beſaß R. Coronel 1871. — Nach einiger Zeit erhielt Kalonymos eine Handſchrift des Originals[44]), und überſetzte danach noch einmal VIII, 2 K. 1, 2; dieſer Nachtrag findet ſich in wenigſtens vier Handſchriften (Bodl. 609 und Marſh 472, Paris 939, 940), aber meiſt erſt hinter einem der nachfolgenden Bücher. Der gedruckten lateiniſchen Ueberſetzung des Jacob Mantinus[45]) und dem Supercommentar des Levi ben Gerſon liegt unſere Ueberſetzung zu Grunde. Einige Handſchriften (Coronel, Turin 134) ſind zu Anfang irrthümlich als großer Commentar bezeichnet. Von letzterem exiſtiren nur Buch I—IV in verſchiedenen Handſchriften ohne Ueberſetzernamen, wonach die Angabe des pariſer Katalogs, daß N. 883, 884 denſelben von Kalonymos überſetzt enthalte, zweifelhaft wird.[46])

Die phyſiſchen Quäſtionen nennen nirgends einen Ueberſetzer, Kalonymos iſt nur von Bartoloni ohne Grund dazu gemacht.[47])

10) Averroes' mittl. Commentar zu De generatione et corruptione[48]) beendete er in Arles 9. Cheſchwan 77 (26. Oct. 1316) im 30. Lebensjahre[49]), Handſchrift Berlin 291 (S. 24, N. 26 meines Verzeichniſſes), Bodl. 609 und Marſh 472, Mich. 73 (früher Heidenh. S. 39, n. 5), München 73, 387. Paris 939, 943, 945, 947, 954, De Roſſi 935, Turin 40 und Valperga 204 (B. Peyron S. 18 und 220), Vat. 345[50]) und Urbin. 41 (ohne Ueberſetzernamen), in Kopenhagen mit (N. 11), bei Olper in Venedig, Pinſker und Firkowitz.

Specimen bei Laſinio l. c. S. 31 fg. — Von der Ueberſetzung des Serachja (1284) iſt nur Eine Handſchrift im londoner Bet ha-Midraſch bekannt.

11) Deſſelben mittl. Commentar zu Meteora אותות עליונות[51]), beendet in Arles 28. Cheſchwan 77 (15. Nov. 1316, alſo in 19 Tagen), im 30. Lebensjahre; Handſchrift Berlin 292 (ſ. vor. N.), Bodl. Mich. 73 (Ende defect), München 30, 372 (früher Suſſex, dann Quatremère), Paris 947, 950, 951[52]), De Roſſi 935, Turin, Valperga 204[53]), Vat. 345 (I und II) und wol Urb. 41, eine der älteſten Handſchriften von Kalonymos (1331).[54]) Eine Handſchr. in Kopenhagen III, 83 beſaß früher Adler.[55]) Die gedruckte lateiniſche Ueberſetzung iſt unvollſtändig.[56])

12) Deſſelben mittl. Commentar zur Metaphyſik מה שאחר הטבע, nach einem uncorrecten Original mit Lücken überſetzt, beendet 13. Siwan 1317[57]), XIII Tractate, nach den Buchſtaben benannt, wie im Griechiſchen, alſo bis מ, da α fehlte. Daß Kalonymos die (ſeltene) Ueberſetzung des erwähnten Serachja (Rom 1284) ſchon damals gekannt habe, iſt weder nachweisbar, noch wahrſcheinlich. — Handſchrift Bodl. (Mich. 72, 74), Leyden 9 (Katal. S. 26), München 30, 226, 244, Paris 915, 954, 955[58]), 989, De Roſſi 1308, Turin 40, 89 (Peyron S. 20, 120), Vat. 283[2] [59]), 336, Urbin. 45. Der lateiniſchen Ueberſetzung von Elia del Medigo, bis Buch VII gedruckt, wie dem Supercommentar des Abr. Bibago ms., liegt wol unſere Ueberſetzung zu Grunde.

13) Deſſelben Commentar zum B. der Pflanzen, ספר הצמחים, nebſt vollſtändigem Text; letzterer nicht in 8 Tagen angefertigt, ſondern am 8. Niſan 1314 beendigt; doch bedürfen die nicht ganz übereinſtimmenden Handſchriften — in der Bodl. (Opp. Add. Qu. 10 und Fragm. in Uri 408), Paris 1005, De Roſſi 216, 776, Turin 40 (Peyron S. 19), Fragm. Vat. 290[18] — genauerer Unterſuchung.[60]) Das Pſeudo-Ariſtoteliſche Buch rührt von Nicolaus Peripateticus (Damaſcenus) her, wurde von Ishak ben Honein arabiſch überſetzt

---

welcher das gedruckte Compendium (Analyſe) überſetzte. Letzteres enthält auch Paris 935, a. f. 350 bei Wüſtenfeld S. 106.

42) Vgl. Schorr, החלוץ VIII, 63; כוכבי יצחק XXX, 25.

43) Luzzatto, אוצר נחמד II, 15.

44) Ob die Handſchrift 10 in Wolfenbüttel (die Renan nicht kennt) in hebr. Lettern den mittleren Commentar oder das Compendium enthalte, iſt aus Ebert's gedrucktem Katalog (hinter Fleiſcher's Katalog der dresdener Handſchriften, wo „Conclusiones“ mehr dem Compendium entſpricht) nicht zu entſcheiden.

45) Catal. Bodl. S. 1237, n. 8.

46) Hebr. Bibl. XXI, 83.

47) S. Katal. der münchener Handſchriften S. 15, ungenügend benutzt von Groß S. 559.

48) Das arabiſche Original mit hebr. Lettern in der Bodleiana, bei Uri 439[2], Paris 1009, in Modena, ſ. Laſinio l. c. und dazu Hebr. Bibl. XIII, 5.

49) בשנת שלשים משנותי. Zur Phyſik (oben N. 9) am 19. Elul, alſo 20 Tage früher, heißt es: בהגיעי לשנת השלשים „als ich zum Jahre 30 gelangt war“, was alſo das nahe Ablaufen bedeuten ſoll: in den nachfolgenden Meteora לשלשים משנותי, und ſ. unten Anm. 71. Demnach ſcheint Kalonymos gegen Ende 1286 (5047 der Schöpfung) geboren.

50) Bei Wolf, Bibl. Hebr. I, n. 1223 unter R. תימון! alſo nicht Tibbon, wie im Catal. Bodl. S. 1999 vermuthet iſt. — Der wiener Katalog S. 1891, legt dem Kalonymos Vat. 345 und [Urbin.] 39 bei, wahrſcheinlich nach Wüſtenfeld; dieſe Handſchriften enthalten aber das Compendium, überſetzt von Moſe Tibbon.

51) Entſprechend אלאתאר אלעלויה des Originals im Cod. Bodl. Uri 439 und Paris 1009. אותות השמים ſtellt voran nur die junge Abſchrift in Berlin, daher Groß S. 559. Der Ausdruck iſt für verſchiedene Bearbeitungen charakteriſtiſch.

52) a. f. 312, bei Wüſtenfeld S. 106, 9,“, als wahrſcheinlich von Moſe Tibbon, der aber das Compendium überſetzte; bei Wüſtenfeld S. 107 als de sensu, und ſo im wiener Katalog S. 140.

53) B. Peyron S. 224, fehlt im Index S. 316 unter Kalonymos, wie die Metaphyſik. — Paſinus 156 enthält nicht unſer Buch, ſondern XVI—XIX de animalibus von Averroes, wonach B. Peyron S. 60 und 19 zu berichtigen iſt.

54) Urb. oder De Roſſi ſcheinen eine von der andern copirt, im Wochentag ſcheint ein Irrthum.

55) Catal. rabbin., Kiel 1836, S. 20.

56) S. Serapeum, herausg. v. Naumann, 1869, S. 139.

57) Einige Handſchriften haben 1311; allein Kalonymos hat ſeine Ueberſetzungen ſicher nicht mit dem ſchwierigſten Buche des Averroes begonnen; 1318 hat nur Eine Handſchrift. Das vorangehende Buch war im November 1316 beendet: das gibt für 1317 die angemeſſene Zeit von 7 Monaten.

58) A. f. 324, nicht 320 und „Abrégé“, wie Carmoly, Hist. des médecins j. p. 123.

59) Bei Aſſemani falſch als Kategorien von Joſef Caſpi, daher unter dieſem Artikel II, 71 zu ſtreichen.

60) S. Hebr. Bibl. XX, 102.

Digitized by Google

und von Thabit ben Korra emendirt. Eine arabiſche Handſchrift kennt auch Leclerc nicht.[61])

14) Deſſelben تهافت التهافت, vulgo Destructio destructionis, Widerlegung der Streitſchrift al-Gazzali's gegen die Philoſophen, für Robert 18. April 1328 in Arles ins Lateiniſche überſetzt, aber nicht vollendet, Handſchrift des Vatican 2434[62]), vielleicht in der höchſt ſeltenen Ausgabe 1495—96 oder 1497 gedruckt[63]), in welcher die letzten vier (phyſiſchen) Tractate fehlen.

15) Ahmed (Abu Dſcha'fer) ben Juſuf ben Ibrahim (ſchrieb 904—5)[64]), Commentar zum Centiloquium (*Καρπὸς*, ثمرة, פרי) des Ptolemäus, beendet 20. Elul 1314; Handſchrift Bodl. (Uri 367, Oppenh. 834 Oct.), Leyden Scal. 14 (Catal. S. 368), Paris 1028, 1055, Vat. 382; Handſchrift Mortara, dann (1868) Schönblum's (Catal. 1871 n. 2), jetzt mein; J. Albinus (bei Wolf I, S. 970). Die gedruckte lateiniſche Ueberſetzung iſt an vielen (auch hiſtoriſchen) Stellen corrumpirt und aus der hebräiſchen zu berichtigen.

16) Coſta ben Luka's Ueberſetzung von Archimedes über Kugel und Cylinder, בכדור ובאצטונא; zweite Ueberſetzung, nach dem Epigraph des Abſchreibers in der einzigen Handſchrift Url 440 (vgl. unten n. 26).[64a])

17) Al-Farabi, في العقل والمعقول (De intellectu et intelligibili) בשכל ובמושכל, oder mit erweitertem Titel: בשכל ומשכיל ומושכל, beendet 9. Niſan 1314; Handſchrift Bodl. (Oppenh. 1172 Qu.), Florenz Plut. 88 Cod. 25 (Biſcioni S. 150 oder 477), München 1255 und 308; Wien Bet ha-Midraſch (Pinſker 15, früher in Odeſſa). Zu unterſcheiden iſt eine ältere, von Roſenſtein 1858 in Breslau herausgegebene Ueberſetzung, betitelt המושכל והמושכלות[65]), wahrſcheinlich diejenige, welche Jedaja Penini (vor 1300) für ungenügend erachtete, ſodaß er dies für die Auffaſſung des *νοῦς* wichtige Schriftchen unter dem Titel כתב הדעת überſetzte.[66])

Dieſe Ueberſetzung, welche ſchon Gerſon ben Salomo in Arles (ſ. dieſen Artikel) citirt, iſt dem Kalonymos ſchwerlich unbekannt geblieben; er mochte vielleicht den hochgeachteten Urheber nicht bloßſtellen.

18) Deſſelben احصاء العلوم[67]), encyklopädiſche Ueberſicht der Wiſſenſchaften, ſchon im 12. Jahrh. in einer ausführlichen und compendiöſen lateiniſchen Ueberſetzung bekannt[68]), unter einem mehr oder minder paraphraſirenden Titel מאמר (במספר החכמות ו) במנות חלקי כל חכמה וכו', beendet am 17. (oder 27., 37.) des Omer (Frühling) 1314, alſo unmittelbar nach der vorigen Schrift; Handſchrift München 308, De Roſſi 458, 776, bei Treves in Venedig und Abſchrift bei Luzzatto.[69])

19) Deſſelben Anleitung zum Studium der Philoſophie, Auszug aus dem von Schmölders edirten فيما ينبغي ان تقدم قبل تعلم الفلسفة (vielleicht identiſch mit مراتب العلوم), אגרת בסדור קריאת החכמות, Handſchrift De Roſſi 458, München 308[b], bei Ghirondi (1 Blatt) ohne Ueberſetzernamen, aber höchſt wahrſcheinlich mit N. 18 zuſammen.[70])

20) Honein ben Iſhak's Ueberſetzung von Galen's בחקנא ובקולנ', De clysteriis et colica, unter Beibehaltung des arabiſchen Ausdrucks, beendet 10. Niſan 1308, im 22. Lebensjahre.[71]) Aus der einzigen bekannten leydener Handſchrift (Scal. 2,[16]) lateiniſch herausgegeben von Fr. Raphelengius 1591 und dann in Ausgaben Galen's. S. unter folg. N.

21) [Deſſelben] Ueberſetzung von Galen's De Phlebotomia, aus einem ſehr ſchlechten Exemplar, in Ermangelung eines beſſeren, aus Rückſicht für den Verfaſſer und wegen Mangels an hebräiſchen Schriften, beendet 41. Sefira (26. Ijjar, alſo ſechs Wochen nach N. 20) 1308 in Arles. Einzige Handſchrift in Leyden hinter N. 20. — Dieſe beiden Schriften gehören nicht zu den alexandriniſchen Compendien, für deren Ueberſetzer Kalonymos irrthümlich gehalten worden; er iſt alſo auch nicht der Ueberſetzer der Abhandlung vom Urin in Leyden.[72]) Durch combinirte Irrthümer wurde auch Kalonymos zum Ueberſetzer von Hoenin's Einleitung (מבוא), oder gar Verfaſſer eines in Amſterdam 1610 gedruckten ספר רפואה.[73])

Iſhak ben Honein, ſ. oben N. 13.

---

61) Hist. de la médecine arabe I, 209. 215. 62) Epigraph in meinem Giuda Romano (Abdruck aus il Buonarroti, Rom 1870) S. 6. — Sie enthält nur 14 Abſchnitte nach Bartolocci I, 132. 63) Catal. Bodl. S. 766, wo zuerſt die überall herrſchende Confuſion mit der hebr. und jüngeren latein. Ueberſetzung der beiden Kalonymos ben David (ſ. unten) aufgehellt iſt. 64) Juſuf ben Ibrahim iſt ابن الداية, ſ. Hebr. Bibl. XX, 90 und die Citate in Zeitſchr. für Mathematik XVI, 384, meine Noten zu Baldi, Vite di Matem. p. 18, 75. Roſen, Les Manuscr. arabes de l'Institut etc. 1877, p. 123; zu berichtigen und ergänzen Leclerc, Hist. II, 502 und 510 = 485 „Albumazar"; bei Wüſtenfeld, Ueberſetzungen aus dem Arab. S. 28: Abumaſar; ſ. S. 60 n. 7, wo a. 392 H. offenbar nach Zeitſchr. für Math. X, 493, ſ. jedoch XII, 36. Die latein. Ausgabe nennt irrthümlich Eben Rodoam (ibn Ridhwan) wegen des Comm. zum Quadripartitum. Aus dem Lateiniſchen überſetzte Jacob ben Elia den Comm. zum Centiloquium. 64a) Catalogus Codd. h. Lugd. Bat. S. 319, Anm 2. Hebr. Bibl. VII, 91; Zeitſchr. für Mathem. X, 474. Auch Leclerc, Hist. I, 157, 223, kennt die Ueberſetzung Coſta's nicht. 65) Carmoly, Rev. or. II, 210 (ſo lies im Cat. Bodl. S. 2484) legt ſie fälſchlich dem Samuel Tibbon (um 1200) bei. 66) Ausführliches ſ. in meinem: Al-Farabi u. ſ. w. Petersb. 1869, S. 92 fg.

67) Handſchrift des Escurial 643, woraus eine Stelle bei J. Müller, Philoſophie u. ſ. w. von Averroes, S. 16. — Citat bei Moſe ben Esra und Benutzung bei Joſef ibn Aknin (vgl. dieſen Art. Bd. 31, S. 53) nachgewieſen in Hebr. Bibl. XIV, 18, 37. 68) Die Identität erkennen nicht Leclerc, Hist. II, 504, vgl. 377 und 420, Wüſtenfeld, Ueberſ. S. 39, 67; falſch mit Avicenna combinirt in Hebr. Bibl. X, 58. 69) Ausführlich in Alfarabi S. 83, 244, 253, 255, wo auch Citate mit modificirtem Titel. 70) Alfarabi S. 85, 124. 71) בשתים ועשרים ליום הולדת אותי; im Leydener Katal. S. 337: „anno ... peracto" (Groß S. 563: „in ſeinem vollendeten"!), unrichtig, ſ. oben Anm. 49. 72) Catal. S. 251; die Berichtigung im Katalog der hamburger Handſchriften S. 138 iſt Groß S. 563 entgangen. 73) S. Catal. Bodl. S. 1578, 1591, Hebr. Bibl. XVII, 78 über die Handſchrift Franecker, jetzt Leuwarden 6, worin etwas von unſerm Kalonymos. Das ספר רפואה (Wunderbar, Litbl. des Or. XI,

Digitized by Google

22) Al-Kindi (abu Juſuf Jakub ben Jſhak, vulgo Alchindus u. ſ. w.), aſtrologiſche Abhandlung über Nativitäten אגרת בקיצור המאמר במולדות in 18 kurzen Kapiteln (1 vom Nimodar, 18 vom Tode), beendet 21. Elul 1314[74]); Handſchrift München 304, Paris 1028 (Wolf III, n. 1054[b]), 1055, 1056 (Wolf III, n. 30), Vat. Urb. 472[75]), Handſchrift Mortara, dann Schönblum (ſeit 1868, Katalog 1871 N. 2), jetzt in meinem Beſitz, geſchrieben 1577.

23) Deſſelben אגרת בלחות ובמטר über Feuchtigkeit und Regen in 5 אופנים, Handſchrift Paris 1055[10], Carmoly 104B[12], 109[3 76]), eine der letzteren ſah vielleicht Schorr in Brody 1856.

24) Deſſelben אגרת בעלות המיוחסות אל האישים [oder בסבות עליונות באישים] העליונים המורים על הוית הגשם, über den Einfluß der Himmelskörper auf den Regen, beendet 21. Elul 1314, wie N. 222; doch iſt kaum anzunehmen, daß er beide an demſelben Tage auch begonnen habe; Handſchrift München 304, Fragm. in 356, Paris 1028[8], 1055[9], Vat. Urbin. 47[77]), Carmoly 104B, 109[4], Mortara u. ſ. w., jetzt mein. In den Noten zu Nicomachus (N. 25) citirt Kindi ein dem Plato beigelegtes Buch über die Sphärenzahlen ספר המיוחס אל עלות הכמות המיוחס אל האישים העליונים.

Das 1507 und 1540 erſchienene lateiniſche: De pluviis iſt eine verworrene Bearbeitung (vielleicht mit Benutzung von N. 23?), worin unter andern eine für die neueſten Forſchungen intereſſante Stelle über die Mondſtationen fehlt, welche die hebräiſche Ueberſetzung enthält[78]); die Originale aller drei Schriften des berühmten Verfaſſers ſcheinen verloren.

25) Rabi'u ben Ja'hja (abu Suleiman), Biſchof von Elvira, Compendium der Arithmetik (ארתמיקא) des Nicomachus Geraſenus, nach der ſyriſchen Ueberſetzung des 'Habib ben Bahriz, mit Noten, zum Theil von el-Kindi[79]), beendet 1317, im Alter von 30 Jahren (nach Cod. Paris 1028); Handſchrift München 36[11], Paris 1028, 1029, 1093, 1095.[80])

26) Ridhwan (ibn, vulgo Rodhwan), abu'l-Haſan Ali (geſt. 1068)[81]), الاصول في الطب in vier Tractaten[82]), העמוד בשרשי הרפואה, beendet in Arles 13. Marcheſchwan 68 (10. Oct. 1307), nämlich die zweite Ueberſetzung; die erſte war bei der Vertreibung der Juden aus Frankreich (1306) verloren gegangen (vgl. oben N. 16); Handſchrift in Leyden Scal. 2,[3] (Catal. S. 318) und München 44.

27) Samma'h (ibn, oder Sem'h, ſchwerlich Semdſch), abu'l-Kaſim Aſ'ba' (geſt. 1035)[83]), Tractat über die Cylinder und Kugeln: מאמר באצטוונות והמחודדים, vielleicht nur ein Theil eines größeren Werkes? beendet 25. Tebet 72 (5. Jan. 1312); Handſchrift Bodl. bei Uri 433. — Bei Groß fehlen N. 27—29.

28) Thabit ben Korra el-Harrani (geſt. 901)[84]) في الشكل القطاع (de figura cata, catha, oder sector, in der lateiniſchen Ueberſetzung Gerard's von Cremona), hebräiſch ספר התמונה החיתוכית, beendet 9. Kislew 74 (14. Nov. 1313).

29) Vielleicht iſt auch Kalonymos Ueberſetzer der Abhandlung von Archimedes' *κυκλου μετρησις*, arab. في مساحة الدائرة وتكسيره, wahrſcheinlich von Thabit überſetzt, mit einem Anhange (?), hebr. (?) ספר ארכימידיס במשיחת העגלה; Handſchrift Vatican 385 fol. 411; in der lateiniſchen Ueberſetzung Gerard's von Cremona als „Arsemenides“ De dimensione (de quadratura) circuli.[85])

578) nennt als Zeitgenoſſen Abraham Nahmias aus Portugal (wol den Autor gegen Ende des 16. Jahrh.), aber nicht Kalonymos; Fürſt, Bibl. Jud. II, 166 (vgl. Benjacob, Theſaurus S. 548, N. 206, vgl. N. 202) läßt Nahmias weg und hat wol Kalonymos aus Wolf III, 969 bei Steinſchneider in Frankel's Zeitſchr. III, 275. Vgl. unten Anm. 91.

74) Ueber N. 20—22 ſ. Catal. Bodl. S. 1508, 1517; Zeitſchr. Deutſch. morgenl. Geſellſch. XVIII, 131, 157, 181, XXIV, 347, XXV, 395, 404; Zeitſchr. für Mathem. XVI, 362, 394. 75) Nach Aſſemani's Katalog 11 Kapitel, und überſetzt 1316: der arab. Verfaſſer irrthümlich „aus Alexandria“. für el-Kindi, der Titel: אגרת על מחברות המאורות ועל לקות שמש וירח ſcheint aus den Schriften des ibn Eſra in denſelben Codex herübergenommen. Eine ähnliche Confuſion herrſcht in der Angabe unter 47[4]: על משפטי הכוכבים ועל לקות שמש וירח aus den Schriften ibn Eſra's excerpirt und überſetzt(!) von Kalonymos, anf. ויתה בשם האל. Es ſind Collectaneen, die ſich auch in Cod. Dresden 384[8] finden, ebenfalls mit jüngerer Ueberſchrift, wie ich aus Mittheilungen erſehe. — Das Schriftchen hat keine Beziehung zum Liber novem judicum (Zeitſchr. für Mathem. XVI, 394), vielleicht zu de judiciis (Zeitſchr. Deutſch. morgenl. Geſellſch. XXIV, 348, vgl. Leclerc, Hist. II, 283, 494; Wüſtenfeld, Ueberſ. S. 119). 76) Autograph. nach Carmoly, Jſr. Ann. 1840, S. 97, worüber derſelbe keinen Glauben verdient; der Katalog (von Kirchheim?) unter 109 macht falſche Schlüſſe; Hebr. Bibl. XV, 106. 77) Aſſemani gibt an: De intelligentiis sphaeras moventibus und Alexandrini (ſ. Anm. 75); daher figurirt dies als beſonderes Werk noch bei Groß S. 562 t neben v, obwol die Identität des Verfaſſers ſchon in Frankel's Zeitſchr. III, 275, 399 errathen und ſpäter (ſ. die Citate oben Anm. 74) auch die der Schrift feſtgeſtellt iſt. 78) Zeitſchrift Deutſch. morgenl. Geſellſch. XVIII, 158, 185.

79) Die Verhältniſſe der Bearbeitung zum Buche ſind noch nicht ganz geſichert; ſ. mein „der Kalender von Cordova“ in der Literaturzeitung zur Zeitſchr. für Mathematik u. ſ. w. XIX (auch Sonderabdruck) S. 6, unbeachtet von Leclerc, Hist. I, 137, 227, der verkehrte und einander widerſprechende Folgerungen zieht. 80) Die angebliche Handſchrift Carmoly's (Itiner. de la terre sainte p. 346) iſt ſehr verdächtig; der Titel המכסר und perſiſch für ſyriſch, ſcheint aus Lilienthal (bei Geiger, Melo Chofn, S. 56) zu ſtammen; im Katalog der Handſchriften Carmoly's iſt ſie nicht zu finden. 81) S. meine Noten zu Baldi S. 45, wo die Quellen über Ali, unbenutzt von Leclerc, der auch unſere Ueberſetzung nicht kennt, und Virchow's Archiv u. ſ. w. LXXXVI, 124. 82) „Grundfeſte“ bei Hammer, Literaturgeſch. der Araber VI, 393, n. 9, bei Leclerc, Hist. I, 528 richtig Elements de Médecine; ibn abi Oſcheibia, Handſchr. Berlin II, 106[b] gibt ausdrücklich 4 Tractate an. 83) S. die Citate in meinem Alfarabi S. 160, Zeitſchr. Deutſch. morgenl. Geſellſch. XXIV, 336 und Virchow's Archiv u. ſ. w. LXXXVI, 126; über unſere, den arab. Bibliographen unbekannte Schrift, Zeitſchr. Deutſch. morgenl. Geſellſch. VIII. 383, IX, 837. 84) Quellen über ihn in Zeitſchr. für Mathem. XVIII, 332, 333, über unſere Schrift S. 333, wonach Leclerc, Hist. II, 410, 495, Wüſtenfeld, Ueberſ. S. 60, n. 9 zu ergänzen. — Ueber den Ausdruck fig. alk. ſ. mein Zur pſeud. Liter. S. 73, Hebr. Bibl. XXI, 86. 85) Hebr. Bibl. VII, 93 und S. IV; Zeitſchr. für Mathem. X, 475, wonach Leclerc l. c.

Digitized by Google

30) Eine anonyme Abhandlung oder Ueberſetzung aus Ptolemäus [etwa Almageſt?] über die Planeten, בספור ענייני הכוכבים הנבוכים, folgt im Cod. Paris 1028[a] auf Rabi'u (oben N. 25), datirt 8. Niſan; Groß (S. 561) vermuthet 1317; dazu müßte erſt ein Zuſammenhang zwiſchen den Schriften nachgewieſen werden; außerdem ſcheint N. 25 im Herbſt verfaßt.

31) Der Streit zwiſchen den Thieren und Menſchen aus der 51. Abhandlung der ſogenannten „lautern Brüder“ (اخوان الصفاء, im Druck corrumpirt אבר אלצפא), hebr. אגרת בעלי חיים, a. 1316 in einer Woche überſetzt, was am Schluß angegeben wird, aber wegen der früheren Seltenheit des gedruckten Buches ſelbſt Zunz entgangen war.[86]) Kalonymos bemerkt im Vorwort, man dürfe das Buch nicht zur Klaſſe der Bücher wie Kalila we-Dimna (indiſche Fuchsfabeln), Miſchle Sendabar [Syntipas, über Schlauheit der Frauen] oder Hariri[87]) zählen [die bloße Unterhaltung gewähren]; es ſei vielmehr reich an Tröſtungen und Sittenlehren[88]); der aufmerkſame Leſer werde darin „tiefe Geheimniſſe“ zerſtreut finden. Beim Abdruck dieſes Artikels (1882) erſcheint eine deutſche Ueberſetzung von Jul. Landsberger.

Dem Kalonymos werden irrthümlich folgende Schriften oder Ueberſetzungen beigelegt:

אגרת המוסר (ſ. unter N. 31). — Ueberſetzungen von Averroes, De coelo et mundo[89]), De anima[90]), De conjunctione etc. (iſt die lateiniſche Ueberſetzung des Kalonymos ben David, ſ. unten), Quaestiones phys. (ſ. oben unter N. 9), Politik הנהגת המלכים[91]); Compendium Galen's und Honein's Einleitung (ſ. oben N. 21), לוחות התכונה Ueberſetzung der Alfonſini'ſchen Tafeln.[92])

Mit unſerm Kalonymos hat man vielfach zwei jüngere Homonymen verwechſelt:

Kalonymos ben David ben Todros (oder Todroſi), der vielleicht in Arles kurz nach 1328 das Buch تهافت التهافت des Averroes ins Hebräiſche als הפלת ההפלה überſetzte und in der Vorrede die lateiniſche des K. ben Kalonymos (als noch lebenden, wie es ſcheint) erwähnt.[93])

Kalonymos ben David (II) „aus der Familie der Kalonymos“, auch „maestro Calo Calonymos“, vielleicht aus obiger Familie ſtammend, war Arzt in Neapel und Venedig. Ueber ſeine Lebensverhältniſſe iſt faſt nichts bekannt.[94]) Er ergänzte die hebräiſche Grammatik (מקנה אברם) des Abraham de Balmes durch ein Kapitel über Accente, hebräiſch und lateiniſch (Venedig 1523). Seine lateiniſche Ueberſetzung der Destructio destructionis des Averroes aus der hebräiſchen Ueberſetzung des vorhergenannten Kalonymos ben David iſt gedruckt 1527 und in den großen Ausgaben des Ariſtoteles mit Averroes ſeit 1550; Delitzſch (Literaturbl. des Orients II, 284) ſchreibt ihr eine „rauhe unverſtändliche Wörtlichkeit“ zu. Endlich überſetzte er die Abhandlung des Averroes: De connexione intellectus abstracti cum homine, gedruckt 1527 fg. Die früher unbekannte Quelle iſt eine hebräiſche Ueberſetzung des Samuel ibn Tibbon als Anhang zu deſſen Commentar über Kohelet. Dieſer Anhang iſt hebräiſch von J. Hercz herausgegeben.[95]) (*M. Steinschneider.*)

KALORISCHE MASCHINEN (Heißluftmaſchinen) nennt man diejenigen Triebwerke, bei welchen als bewegende Kraft atmoſphäriſche Luft vermöge ihrer Eigenſchaft, ſich bei Erwärmung auszudehnen und bei Abkühlung zuſammenzuziehen, zur Wirkung kommt. Die erſte Idee zu einer kaloriſchen Maſchine gab der Franzoſe Carnot im J. 1825; der Engländer Stirling ſoll bereits 1827 eine derartige Maſchine ausgeführt haben. Näheres weiß man jedoch erſt von einer durch den Schweden Ericsſon in London gebauten, im J. 1833 in „Mechanic's Magazine“ beſchriebenene Maſchine, angeblich von 5 Pferdekräften. Obſchon bei den kaloriſchen Maſchinen im allgemeinen ein höherer Nutzeffect als bei Dampfmaſchinen erzielt wird, werden ſie faſt nur als Motoren für das Kleingewerbe benutzt. Die Schwierigkeiten, welche ſich bis jetzt einer ausgedehnteren Anwendung derſelben entgegenſtellen, beruhen hauptſächlich auf Folgendem: Während die Spannung des Dampfes ſchon

---

II, 410, Wüſtenfeld, Ueberſ. S. 59 zu ergänzen. Vgl. auch Paſinus II, 806: Archimenides; Cod. Libri 665; Curtze, Analyſe einer Handſchrift in Thorn S. 55.

86) Ausgaben Mantua 1557, Frankfurt a. M. 1704, jüdiſchdeutſch von Chanoch ben Zebi 1718; Probe deutſcher Nachahmung bei Steinſchneider, Manna, 1857, S. 65. S. Catal. Bodl. S. 1579 und Add., Hebr. Bibl. II, 92; vgl. IV, 114; XIII, 9 über die Schriften und den Orden der Verfaſſer, zu dem vielleicht auch Juden und Chriſten gehörten. 87) חריזי, ſo lies für תריזי im Druck (Literaturbl. d. Orient IV, 396), der berühmte Verfaſſer der Makamen. Dieſe Bücher waren bereits hebräiſch überſetzt, Kalila durch Jacob ben Elaſar, Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrh., ſ. Hebr. Bibl. XVIII, 50. 88) אגרת המוסר מוסרים; vielleicht iſt daher dem Kalonymos ein אגרת המוסר beigelegt worden; vgl. Groß S. 556. — Dieterici hat eine deutſche Ueberſetzung aus dem Arabiſchen als „arabiſches Mährchen“ (1858) und 1880 das Original ohne Benutzung der hebr. Bearbeitung herausgegeben; vgl. Hebr. Bibl. II, 91. 89) Turin 40 bei Wolf, Bibl. Hebr. IV, 751 und Renan S. 150; Ueberſetzer iſt Salomo ibn Ajub, das Datum zu dem folg. de generatione, oben N. 10; Catal. Bodl. S. 1578, überſehen von Groß S. 558. 90) Fabricius, Bibl. gr. III, 235 bei Renan S. 150; vgl. Groß S. 559, der auf Cod. 635 Ven. Marc. hinweiſt. Im Verzeichniß der hebr. Handſchriften in St. Marco von Latte's (Notizie etc. 1880, p. 36 fg.) kommt nichts der Art vor. 91) Bei Fürſt, Bibl. Jud. II (ſo), 166, iſt nicht Confuſion mit ס' המלכים, wie Groß S. 559 vermuthet, ſondern eine falſche Combination in Frankel's Zeitſchr. III, 275, allerdings berichtigt S. 400. 92) S. Katalog der münchener Handſchriften S. 60; Hebr. Bibl. XVIII, 13.

93) Ueber ihn und Handſchriften der Ueberſetzung ſ. Verzeichniß der berliner Handſchriften S. 88 (woraus Groß Monatsſchr. 1880 S. 60) und S. 133 fg., wo die intereſſante Vorrede und einige Stellen gegeben ſind. 94) Unſicheres über ſeine Familie u. ſ. w. ſ. Catal. Bodl. S. 1575. Sein Schwiegerſohn, der Arzt Elia Menachem Chalfan (Catal. Bodl. S. 2878, Benjacob, Theſ. S. 269, n. 66) lebte noch 1556 (Paſinus S. 44, N. 120, B. Peyron S. 196 verſtümmelt den Namen), aber nicht mehr 1560 (Epigr. Sohar ed. Mantua). 95) Drei Abhandlungen über die Conjunction des ſeparaten Intellects u. ſ. w. von Averroes, Berlin 1869. — Die lateiniſche Ueberſetzung iſt zur Vergleichung herangezogen.

Digitized by Google

bei verhältnißmäßig niederen Temperaturen eine hohe iſt (bei 135 Grad C. 3, bei 145 Grad 4, bei 200 Grad 16 Atmoſphären), muß die Luft auf 273 Grad erhitzt werden, um eine Atmoſphäre Ueberdruck zu erhalten. Da man hierdurch ſehr bald Temperaturen erhält, welchen die bewegenden Maſchinentheile nicht lange Widerſtand zu leiſten vermögen, muß man, um eine größere Kraft ausüben zu können, die Maſchinen in ſo bedeutenden Dimenſionen ausführen, daß ſich die Anwendung derſelben als Erſatz größerer Dampfmaſchinen von ſelbſt verbietet. Ihre Vorzüge als Kleinmotoren beſtehen vor allem darin, daß ſie nicht der Exploſionsgefahr ausgeſetzt ſind, keiner Conceſſion bedürfen, nicht der geſetzlichen Controle unterliegen und daß ihre Bedienung keine geſchulten Wärter erfordert.

Man unterſcheidet im weſentlichen offene und geſchloſſene kaloriſche Maſchinen. Offene Maſchinen heißen diejenigen, bei welchen durch eine Luftpumpe dem Arbeitscylinder ſtets neue Luft zugeführt wird, welche, nachdem ſie erwärmt worden und die durch die Erwärmung entſtandene Expanſion zur Bewegung der Maſchine Anwendung gefunden hat, ins Freie entweicht. Sie ſind meiſt einfachwirkend und beſtehen in der Hauptſache aus einem Arbeits- und einem Luftpumpencylinder. Eine vom Kolben des Arbeitscylinders ausgehende Schubſtange greift direct oder mittels Hebelüberſetzung an die Kurbel, während der Pumpenkolben direct mit dem Treibkolben verkuppelt iſt. Die Luftpumpe iſt einfachwirkend, mit Saug- und Druckventilen verſehen. Zur Steuerung dienen ein Eintritts- und ein Austrittsventil, von denen erſteres das Innere des Arbeitscylinders im richtigen Moment mit der in einem beſonderen abgeſchloſſenen Raum befindlichen heißen Luft in Verbindung ſetzt, wogegen das Austrittsventil nach vollbrachtem Hub die Luft aus der Maſchine entweichen läßt, wodurch der Druck unter dem Kolben aufgehoben wird. Der Rückgang der Maſchine erfolgt ohne äußere Einwirkung, ganz auf Koſten der im Schwungrad angeſammelten Kraft, weshalb derſelbe, um zugleich Arbeit nach außen abgeben zu können, verhältnißmäßig ſehr ſchwer ſein muß. Die Feuerung iſt entweder vom Arbeitscylinder getrennt oder mit dieſem vereint angeordnet. Die älteren offenen Maſchinen haben meiſt einen ſehr geräuſchvollen Gang — ein Nachtheil, der bei den neueren Conſtructionen auf ein Minimum reducirt iſt.

Geſchloſſene kaloriſche Maſchinen nennt man jene, bei welchen ein und daſſelbe Luftquantum, ohne die Maſchine zu verlaſſen, abwechſelnd erhitzt und wieder abgekühlt wird. Die Luftpumpe der offenen Maſchine fällt bei dieſer Klaſſe von Heißluftmaſchinen fort; dafür erhalten dieſelben einen zweiten Kolben, den ſogenannten Verdränger, welcher den Zweck hat, die Luft abwechſelnd nach dem Ofen und nach dem kalten Theil des Cylinders zu ſchaffen. Die Haupttheile dieſer Maſchine beſtehen alſo in einem Arbeits- oder Heißcylinder und einem Compreſſions- oder Kaltcylinder. Der die Bewegung auf die Maſchine übertragende Treibkolben ſowie der Verdränger ſind durch je eine Kurbel an die Schwungradwelle gekuppelt. Die Kurbel des Heißcylinders hat eine Voreilung von circa 90 Grad. Die Erhitzung der Luft geſchieht dadurch, daß dieſelbe auf dem Wege durch die Maſchine mit den Wänden eines Feuertopfes in Berührung kommt, welcher in einem ihn umſchließenden Ofen bis zur Rothglühhitze erwärmt wird, während die Abkühlung der Luft durch äußere Waſſercirculation um die den Verdränger umgebenden Cylinderwandungen erreicht wird. Da die geſchloſſenen Maſchinen durch die ſtete Communication zwiſchen den beiden Cylindern weder Saug- und Druck-, noch Steuerventile bedürfen, iſt ihr Gang bei ſonſt rationeller Conſtruction ein nahezu vollkommen geräuſchloſer.

Zu den Heißluftmaſchinen älterer Conſtruction gehören die von Ericsſon, Wilſon, Wilcox, Burdin, Bourget, Beloü, Windhauſen, Kober, Laubereau; doch ſind dieſelben durch die neueren Maſchinen ſo weit überholt worden, daß ihre Beſchreibung hier ſehr wohl übergangen werden kann. Unter den neueren Syſtemen ſind die bekannteſten die von Hock, Holdorff & Brückner, Lehmann, Stenberg und Rider, von welchen die beiden erſten offene, die übrigen geſchloſſene Maſchinen ſind.

Die Heißluftmaſchine von Hock gehört zu den offenen kaloriſchen Maſchinen mit geſchloſſener Feuerung. Dieſelbe iſt einfachwirkend und beſteht in der Hauptſache aus dem Ofen, der Luftpumpe und der eigentlichen Maſchine. Auf dem gußeiſernen Ofen ſteht der verticale Arbeitscylinder, welcher zugleich den Stützpunkt für die Lagerung der querliegenden Kurbelwelle und der Luftpumpe bildet. Beide Kolben ſind durch ein Rohrſtück miteinander verbunden. Der Arbeitskolben iſt durch eine Blechhülle vor zu großer Erhitzung geſchützt und außerdem iſt die eigentliche Kolbendichtung, um das Verbrennen derſelben zu vermeiden, gegen die kühlere Maſchinenſeite gelegt. Die Steuerung der Gebläſeluft geſchieht durch eine Saugklappe im Gebläſekolben und eine Druckklappe am Deckel des Gebläſecylinders, die Steuerung der erhitzten Luft durch zwei voneinander unabhängige Tellerventile, welche durch Bufferfedern geſchloſſen werden. Das Oeffnen der letzteren Ventile wird durch die rotirende Kurbelwelle bewirkt, die zugleich einen Kugelregulator treibt, der bei zu großer Umdrehungsgeſchwindigkeit der Maſchine die überſchüſſige atmoſphäriſche Luft mittels eines beſonderen Ausblaſeventils abführt. Der Hock'ſche Motor, deſſen Einrichtung eine äußerſt ökonomiſche Heizung geſtattet, braucht nur in Zwiſchenräumen von $1-1\frac{1}{2}$ Stunde mit Brennmaterial verſehen zu werden, bedarf keines Fundaments und nimmt einen ſehr geringen Raum ein. Erfahrungsgemäß beträgt der Brennſtoffverbrauch nicht über 4,5 Kilogr. Coaksgries pro effective Pferdekraft und Stunde bei andauernd gleichmäßiger Leiſtung. Am empfehlenswertheſten iſt die Verwendung von Coaks, weil durch andere Materialien Cylinder und Steuerventile zu ſehr verunreinigt werden und ſomit ein öfteres Demontiren der Maſchine nothwendig wird. Beim Gang des Motors wird durch den Hubwechſel der Saugventile ein dumpfer Schlag erzeugt, der indeß nicht ſo bedeutend

Digitized by Google

iſt, daß die Maſchine nicht in oder neben bewohnten Räumen aufgeſtellt werden könnte.

Gleichfalls zur Klaſſe der offenen kaloriſchen Maſchinen mit geſchloſſener Feuerung gehört der Motor von Holdorff & Brückner, der im weſentlichen mit dem Hock'ſchen Motor identiſch iſt. Der mit Chamotte ausgekleidete Ofen iſt mit einem concentriſchen Gußeiſenmantel in der Art umgeben, daß zwiſchen dieſem und dem Blechcylinder des Ofens, in der vollen Höhe des Aſchen- und des Feuerraums, ein Raum entſteht, welchen die aus der Luftpumpe kommende Luft auf dem Wege zum Aſchenkaſten und zum Feuerraum paſſiren muß und der ſomit als Vorwärmer dient. Mittels zweier durch Handhebel von außen regulirbarer Oeffnungen hat man es in der Hand, den größeren Theil der Luft entweder in den Aſchenkaſten oder direct in den Feuerraum gelangen zu laſſen und dadurch eine lebhaftere Verbrennung, mithin eine Temperaturerhöhung, oder das Gegentheil zu bewirken. Der vereinigte Arbeits- und Luftpumpencylinder ſteht neben dem Ofen; der Kolben deſſelben iſt ein hohler gußeiſerner Cylinder, deſſen ſehr dicke, gleichfalls hohle Kolbenſtange durch eine Stopfbüchſe des Cylinderbodens hindurchgeht und mittels einer kurzen Zugſtange an einen Balancier gekuppelt iſt, welcher durch eine Pleuelſtange die Bewegung auf die Kurbelwelle überträgt. Der obere, eine volle Kreisfläche bildende Theil des Cylinders dient als Arbeitscylinder, der untere, von ringförmigem Querſchnitt, als Luftpumpe. Ein- und Austrittsventil befinden ſich in einem am Arbeitscylinder angebrachten Gehäuſe und empfangen ihre Bewegung durch die Kurbelwelle; das Saugventil iſt im Boden des Cylinders, das Druckventil in einem Pumpe und Vorwärmer verbindenden Rohr angebracht. Die Maſchine iſt mit einem Centrifugalregulator verſehen, welcher bei geſteigerter Tourenzahl ein auf dem Ofen befindliches Ventil öffnet und hierdurch Luft aus dem Vorwärmer entweichen läßt; durch die auf dieſe Weiſe herbeigeführte weniger lebhafte Verbrennung wird eine verminderte Kraftproduction bewirkt. Die Wirkungsweiſe des Motors iſt dieſelbe wie bei demjenigen nach Hock'ſchem Syſtem. Durch das geöffnete Einlaßventil tritt die heiße Luft in den Cylinder und treibt durch ihre Spannung den Kolben aus ſeiner höchſten in die tiefſte Stellung, während welcher Zeit die vorher angeſaugte Luft aus der Pumpe durch den Vorwärmer in den Ofen gepreßt, hier erhitzt und der Maſchine zugeführt wird. Nach vollbrachtem Hub ſchließt ſich das Eintrittsventil, das Austrittsventil öffnet ſich und läßt die heiße Luft aus dem Cylinder entweichen, während der Kolben auf ſeinem Wege aufwärts friſche Luft anſaugt.

Lehmann's Heißluftmaſchine iſt eine weſentliche Vervollkommnung des ſeinerzeit vielfach in Anwendung gebrachten Syſtems Laubereau. Dieſelbe gehört zu den geſchloſſenen kaloriſchen Maſchinen und iſt die älteſte und verbreitetſte der hauptſächlich in Gebrauch gekommenen Conſtructionen dieſer Gattung. Den Haupttheil der Maſchine bildet ein langer, horizontaler, vereinigter Arbeits- und Compreſſionscylinder, der aus dem eigentlichen Arbeitscylinder, einem Zwiſchenſtück und dem Feuertopf beſteht. Der vordere Theil des vorn offenen Cylinders iſt zum Zweck der Anwendung des Kühlwaſſers doppelwandig gegoſſen; in demſelben bewegt ſich ein luftdicht ſchließender Kolben, welcher, durch zwei Kolbenſtangen an ein Hebelwerk gekuppelt, durch dieſes die Bewegung in der Weiſe auf die oberhalb des Cylinders angebrachte Maſchinenwelle überträgt, daß eine Hin- und Herbewegung des Kolbens einer einmaligen Umdrehung der Maſchine entſpricht. Um der äußeren Luft den Zutritt zur Maſchine zu geſtatten, ſobald die Spannung in derſelben unter eine Atmoſphäre ſinkt, iſt der Kolben mittels einer nach innen gerichteten Ledermanchette gedichtet, welche ein Entweichen der in der Maſchine befindlichen Luft ins Freie nicht zuläßt. Der aus einem luftdichten Blechcylinder beſtehende Verdränger, der ſich in einem von dem Kolben einerſeits und dem Boden des Feuertopfes andererſeits begrenzten Raum bewegt, hat eine Kolbenſtange, welche durch eine Stopfbüchſe des Arbeitskolbens zwiſchen den beiden Kolbenſtangen deſſelben hindurchgeht und mittels einer Contrekurbel und eines Hebelwerks mit der Maſchinenwelle in feſter Verbindung iſt, ſodaß durch eine einmalige Drehung der letzteren der Verdränger eine Vor- und Rückwärtsbewegung macht. Außer von der Kolbenſtange erhält der Verdränger ſeine Führung durch verſchiedene aufgenietete Blechſtreifen und eine unterhalb deſſelben in einer Vertiefung laufende Rolle. Der zwiſchen Verdränger und Cylinderwandung gebildete Raum von ringförmigem Querſchnitt iſt groß genug, um der Luft einen freien Durchtritt zu geſtatten, hinwieder auch eng genug, um die Luft mit den vom Kühlwaſſer umgebenen Flächen des Cylinders in innige Berührung zu bringen. Der den Feuertopf bildende untere Theil des Cylinders und das Zwiſchenſtück ſind eingemauert, und zwar iſt der von dem Mauerwerk umſchloſſene Heizraum derartig angeordnet, daß der Boden deſſelben und die nächſtliegenden Theile fortwährend rothglühend erhalten werden können. Zur ſelbſtthätigen Controlirung des Ganges der Maſchine iſt ein Regulator angebracht, welcher, von der Schwungradwelle getrieben, auf eine Bremſe wirkt, die ſich bei zu ſchnellem Gang feſt um das Schwungrad legt und ſo die überſchüſſige Kraft abſorbirt. Die Bewegung der Maſchine erfolgt durch die im Feuertopf erwärmte Luft, welche vermöge ihrer Expanſivkraft den Arbeitskolben vorwärts drückt; die hierdurch bewirkte Umdrehung der Maſchine treibt den Verdränger gleichfalls nach vorn, wodurch die heiße Luft, welche inzwiſchen ſchon durch das den vorderen Theil des Cylinders umgebende Waſſer theilweiſe abgekühlt iſt, durch den zwiſchen Verdränger und Cylinderwand gebildeten Raum zurückgedrängt wird und vollſtändig abgekühlt nach dem Feuerraum zurückgelangt, wo ſie alsbald aufs neue erhitzt und expandirt wird. Der Brennmaterialverbrauch der Maſchine beträgt 3—3½ Kilogr. Coaks pro effective Pferdekraft und Stunde;



Digitized by Google

jedoch iſt es bei entſprechend eingerichteter Feuerung gleich, ob mit Coaks, Steinkohle, Braunkohle, Holz, Torf, Lohe oder Sägeſpänen geheizt wird, da eine Verunreinigung von Maſchinentheilen bei dieſer Conſtruction nicht ſtattfinden kann. Es iſt dies ein wichtiger Vorzug der geſchloſſenen Maſchinen den offenen gegenüber. Da ein Füllofen angewendet werden kann, der nur in ziemlich langen Pauſen ein Nachlegen oder Schüren erfordert, iſt die Bedienung dieſer Maſchine ſehr wenig mühſam und zeitraubend.

Während der Lehmann'ſche Motor nur mit Anfangsſpannungen von 0,7—0,8 Atmoſphären Ueberdruck arbeitet, geſtattet die von Stenberg conſtruirte Maſchine Admiſſionsſpannungen von 1,5—2 Atmoſphären Ueberdruck, weshalb ſie bei gleicher Kraftleiſtung kleinere Dimenſionen erhalten kann. Im übrigen iſt der Stenberg'ſche Motor von dem Lehmann'ſchen nicht weſentlich verſchieden; nur iſt der Bewegungsmechanismus bedeutend einfacher und auch der Feuertopf anders eingerichtet. Der horizontale Arbeitscylinder iſt in ſeinem vorderen Theil, wie bei der vorigen Maſchine, von einem gußeiſernen Mantel zur Aufnahme des Kühlwaſſers umgeben und an der vorderen, der Kurbelwelle zugekehrten Seite offen. Die Kurbelwelle liegt hier in der Achſe des Cylinders und vor demſelben, ein Umſtand, welcher die einfachere Conſtruction des Bewegungsmechanismus mit ſich bringt, dagegen den Nachtheil hat, daß man, um den Verdränger herauszunehmen, die Welle demontiren muß. Der Feuertopf hat eine zweimal einwärts gebogene Form, durch welche zwar ein größerer Heizeffect als bei der Lehmann'ſchen Anordnung erzielt, zugleich aber auch eine größere Neigung zu ſchädlichen Formveränderungen veranlaßt wird. Die Kraftübertragung vom Arbeitskolben auf die Schwungradwelle geſchieht mittels einer gegabelten Schubſtange, durch welche die Kolbenſtange des Verdrängers hindurchgreift und die ihre Bewegung mittels zweier ſich um einen tiefer liegenden Punkt drehenden Hebel von der Kurbelwelle empfängt. Der Verdränger, welcher in glockenförmiger Geſtalt mit ſeinem unteren offenen Theil in den von der Doppelwandung des Feuertopfes gebildeten ringförmigen Raum hineinragt, erhält ſeine Führung durch die centrale Kolbenſtange und eine wie bei der Lehmann'ſchen Conſtruction gelagerte, von unten durch eine Schraube regulirbare Rolle. Der hauptſächlichſte Unterſchied in der Wirkungsweiſe des Stenberg'ſchen und des Lehmann'ſchen Motors wird dadurch hervorgerufen, daß durch die eigenthümliche Kraftübertragung von der Schwungradwelle auf den Verdränger dieſer bei der erſten Conſtruction relativ viel ſchneller hin- und herbewegt wird und außerdem, ſobald er in ſeiner Rückwärtsbewegung den ſogenannten todten Punkt erreicht hat, während eines Theiles einer Kurbeldrehung ſtehen bleibt, wodurch die Luft faſt momentan nach dem gefühlten Theil des Cylinders gedrängt, dort durch den Arbeitskolben comprimirt und bei der Vorwärtsbewegung deſſelben durch den raſch nacheilenden Verdränger nach dem Feuertopf befördert wird, um hier aufs neue erhitzt zu werden. Sowol die Vorzüge als die Mängel dieſer Maſchine ſind im übrigen dieſelben wie bei dem Lehmann'ſchen Motor und bei allen geſchloſſenen Maſchinen.

Der Heißluftmotor von Rider iſt, wie die vorſtehend beſchriebenen Conſtructionen, eine einfach wirkende geſchloſſene Maſchine. Die Hauptbeſtandtheile derſelben ſind zwei verticale Cylinder, ein Arbeitscylinder und ein Compreſſionscylinder. In beiden Cylindern bewegen ſich nach außen luftdicht ſchließende Plungerkolben von gleichem Durchmeſſer und ungleichem Hub, welche je mittels einer Schubſtange mit zwei auf einer gemeinſchaftlichen Schwungradwelle in einem Winkel von 95 Grad angeordneten Kurbeln verbunden ſind. Die Plunger ſind an ihrem oberen Ende auf eine beſtimmte Länge auf den Cylinderdurchmeſſer abgedreht und erhalten hierdurch ihre Führung, während ihr unterer Theil von kleinerem Durchmeſſer iſt, ſodaß zwiſchen Cylinderwand und Plunger ein ringförmiger Raum gebildet wird, welcher einerſeits groß genug iſt, um den Durchzug der Luft nicht zu erſchweren, und andererſeits klein genug, um ſie zum Zweck der Erwärmung oder Abkühlung mit den Außenwänden in Berührung zu bringen. Der Compreſſionscylinder iſt mit einem Gehäuſe zur Aufnahme des circulirenden Kühlwaſſers umgeben; der Arbeitscylinder hängt mit ſeinem unteren Theil in einem ihn concentriſch umgebenden Feuertopf, welcher nach innen cylindriſch ausgebaucht iſt und vollkommen frei in dem eigentlichen, mit Chamotte ausgemauerten Ofen hängt, ſodaß er von den Flammen ſowol am Boden als an den Seitenwänden umſpielt werden kann. Die aus Lederſtulpen beſtehenden Dichtungen der Plungerkolben werden am oberen Theil des Heißluftcylinders von einer denſelben außen umſpülenden Waſſerſchicht vor dem Verbrennen geſchützt. Die beiden Cylinder ſind durch einen Kanal verbunden, in welchem ſich ein Regenerator befindet; derſelbe beſteht aus einer Anzahl an ihren Enden leicht abgedichteter gußeiſerner Platten, durch welche die Luft von einem Cylinder zum andern ihren Weg nehmen muß, um entweder Wärme zu empfangen oder ſolche abzugeben. An demſelben Rohr iſt noch ein Ventil angebracht, durch welches man die Maſchine zum Stillſtand bringen kann; wenn daſſelbe geöffnet iſt, entweicht die geſpannte Luft, worauf die Maſchine ſtehen bleibt. Ein an der Fußplatte des Compreſſionscylinders angebrachtes Ventil geſtattet der äußeren Luft freien Zutritt, wenn die Spannung im Cylinder unter eine Atmoſphäre ſinkt. Durch die Verſetzung der Kurbeln um 95 Grad und den verſchiedenen Hub der beiden Plunger befindet ſich beim Beginn des Hubes der Treibkolben in ſeiner tiefſten, der Verdränger in ſeiner mittleren Stellung. Die Luft im Kaltcylinder iſt alsdann auf circa $^1/_2$ ihres Normalvolumens (bei atmoſphäriſcher Spannung) comprimirt. Während nun der Treibkolben aufwärts gedrückt wird, geht der Verdränger abwärts; die im Kaltcylinder eingeſchloſſene Luft wird durch den Regenerator in dünnen Schichten zwiſchen den Wänden

des Feuertopfes und des Heizcylinders hinſtreichen, dort raſch erhitzt und auf höhere Spannung gebracht werden. Wenn jetzt der Arbeitskolben in ſeiner höchſten, der Verdränger in ſeiner Mittelſtellung iſt, nimmt die Luft das Dreifache ihres früheren Volumens ein. Bei fortgeſetzter Drehung erreicht der Treibkolben bei ſeinem Aufgang ſeine mittlere, der Verdränger ſeine höchſte Stellung. Da das Luftvolumen daſſelbe bleibt, die Temperatur jedoch im Verhältniß zu derjenigen der in den Kaltcylinder übergehenden Luft eine geringere wird, ſo wird die Spannung immer ſchwächer, bis die Kolben in ihre Anfangsſtellungen zurückgehen, wodurch alle Luft in den Kaltcylinder gepreßt, abgekühlt und auf nahezu $^1/_3$ ihres früheren Volumens comprimirt wird.

Außer den im Vorſtehenden beſchriebenen kaloriſchen Maſchinen exiſtiren eine große Anzahl derartiger Syſteme, wie Van Rennes' Motor mit oscillirenden Cylindern, Buſchbaum's Motor mit einer neuen Regulirung und andere, welche wir, da ſie theils im weſentlichen mit den hier beſchriebenen identiſch, theils noch nicht genügend erprobt ſind, unberückſichtigt laſſen können. (*W. H. Uhland.*)

KALPAK iſt eine mittelaſiatiſche Kopfbedeckung, welche, von den Osmanen nach Europa herübergebracht, ihren türkiſch-tatariſchen Namen auch für dort vorgefundene ähnliche Trachten ſolcher Nationen, welche auf längere oder kürzere Zeit dem Einfluſſe des Türkenthums erlagen, zur Geltung gebracht hat. In ſeiner urſprünglichen Form iſt der Kalpak eine, den Kopf bis zu den Augen und Ohren bedeckende, abgeſtumpft koniſche Schafpelz-Mütze, zu deren Anfertigung Felle von dunklerer Farbe, bei Vornehmen namentlich ſchwarze Aſtrachan-Pelze, verwendet und welche dann mit weicherem Pelzwerke von hellerer Farbe ausgefüttert werden. Derartige Mützen haben ſich bei den meiſten tatariſchen Stämmen bis auf dieſen Tag erhalten und dürften früher auch bei den Osmanen einen Theil der Nationaltracht ausgemacht haben. Nachdem bei den letzteren die Erinnerung an das Nomadenleben der Vorfahren ſich verloren und der arabiſirende Einfluß des Islam den Turban in vorwiegenden Gebrauch gebracht hatte, erhielt ſich in Conſtantinopel der Kalpak als auszeichnende Kopfbedeckung angeſehener chriſtlicher Unterthanen der Pforte. Jedoch erlitt er hier erhebliche Veränderungen; an die Stelle des Pelzes trat ein dicker, ſchwarzer Filzſtoff und die Geſtalt wurde bauſchig, faſt melonenförmig. Dieſer Art gab es drei beſonders bekannte, nach den Berufsklaſſen, die ſich vorzugsweiſe ihrer bedienten, benannte Arten: den Kalpak der Aerzte, den der Bankiers und den ter Dolmetſcher (Hekim, Starrâf und Terdschûmân-Kalpaghi). Den Dolmetſcher-Kalpak hatten noch im Anfange dieſes Jahrhunderts in Conſtantinopel auch die Geſandtſchaftsdolmetſcher nichttürkiſcher Staatsangehörigkeit zu tragen, wenn ſie ſich in Geſchäften auf die Pforte begaben. Daheim wurde der Kalpak, welcher zu ſchwer und zu heiß war, um bequem zu ſein, auf eine künſtlich geſchnitzte, meiſtens bemalte und mit Vergoldung gezierte Wandconſole, den Kalpaklik, niedergelegt, welches Möbel als das Symbol eines reichen chriſtlichen Hauſes galt. — Unter den Nationen, welche den Namen Kalpak auf ihre analoge Kopfbedeckung übertrugen, ſind vor allen die Slawenſtämme der Balkanhalbinſel zu erwähnen. Als hohe Pelzmütze, aus den feinſten nordiſchen Rauchwerkgattungen verfertigt und mit koſtbarer Agraffe geſchmückt, gehört der Kalpak noch heutigentags zu der Gala-Tracht der ungariſchen Magnaten und der rumäniſchen Bojaren. Auch die Pelzmützen unſerer Huſaren führen in Erinnerung an den ungariſchen Urſprung dieſer Reitergattung dieſelbe Benennung. (*G. Rosen.*)

KÄLTE iſt im gewöhnlichen Sprachgebrauche die Bezeichnung für einen Zuſtand unſerer Empfindung, wie ſie ſtatthat, wenn wir ganz oder theilweiſe mit einem Medium von geringerer Temperatur als die unſeres Körpers in Berührung ſind, alſo für eine Empfindung, wie ſie jeden Wärmeverluſt unſererſeits begleitet, da an jeder Berührungsſtelle zweier Medien von verſchiedener Temperatur ſtets ein Uebergang von Wärme von dem Medium höherer zu dem niederer Temperatur ſtattfindet und zwar durch Strahlung oder Leitung oder auf beiden Wegen zugleich. In der Regel bezeichnet man aber auch mit Kälte kurzweg die Urſache des erwähnten Empfindungszuſtandes, d. i. den niederen Temperaturgrad irgendeines von uns berührten Mediums, indem man von Kälte der Luft, des Waſſers, eines Metallſtückes u. ſ. w. ſpricht, ſobald wir bei Berührung mit dieſen Dingen Wärme an dieſelben abgeben. In der Phyſik verband man hiermit früher und im gewöhnlichen Leben auch wol noch jetzt die Anſchauung, die Kälte ſei ein ganz beſonders geartetes phyſikaliſches Agens, welches in ſeinen Eigenſchaften und Wirkungen denen der „Wärme" entgegengeſetzt ſich verhalte und die Urſache jeder Temperaturerniedrigung ſei. Es führte dies z. B. Rumford (Phil. Transact. 1804) zur Annahme von beſonderen Kälteſtrahlen neben den Wärmeſtrahlen, und auch Leslie (Experim. Inq. into the nature and prop. of heat. Lond. 1804. On certain impressions of cold transmitted from higher atmosphere etc. Edinb. Soc. Transact. VII, 1814) nahm noch das Vorhandenſein ſolcher Kälteſtrahlen an. Alle Thatſachen jedoch, welche ihre Erklärung durch dieſe hypothetiſchen Kälteſtrahlen finden ſollten, laſſen ſich völlig ungezwungen durch die alleinige Annahme von Wärmeſtrahlen erklären, ſo z. B. der bekannte Verſuch, daß, wenn man zwei Hohlſpiegel ſo aufſtellt, daß ſie ihre concaven Seiten einander zuwenden und ihre Axen zuſammenfallen, und man in den Brennpunkt des einen ein Stück Eis bringt, ein im Brennpunkte des anderen aufgeſtelltes Thermometer ſinkt. Es erklärt ſich dies einfach aus dem beweglichen Gleichgewicht der Wärme. Beide Körper, das Eis und das Thermometer, ſenden Wärmeſtrahlen aus; das letztere ſendet aber mehr aus, als es vom Eiſe empfängt und dadurch ſinkt ſeine Temperatur, nicht durch eine wirkliche, vom Eiſe ausgehende Kältewirkung.



Digitized by Google

Gewöhnlich macht man noch den Unterſchied, daß man bei dem Gefühle einer bedeutenden Temperaturerniedrigung von Kälte ſpricht, dagegen bei einer geringeren nur von Kühle oder Abkühlung. Kälte kann man natürlich hervorbringen durch alle Proceſſe, welche eine Temperaturerniedrigung zur Folge haben; alſo beſonders durch die Vorgänge, bei denen Wärme verſchluckt oder gebunden wird, nämlich durch Schmelzen, Verdampfen und Ausdehnung beſonders gasförmiger Körper.

Wenn zwei feſte Körper oder ein feſter und ein flüſſiger, welche beide im Stande ſind, ein flüſſiges Gemiſch zu bilden, zuſammengebracht werden, ſo muß bei dem dann eintretenden Schmelzen eine gewiſſe Wärmemenge, die ſogenannte Schmelzungswärme, verbraucht werden. Dadurch muß, wenn keine neue Wärme von außen zugeführt wird, zunächſt die Temperatur des Gemiſches ſelbſt ſinken, aber auch dem Gefäße und den daſſelbe umgebenden Stoffen Wärme entzogen werden. Eine ſolche Miſchung nennt man dann Kältemiſchung oder auch, wenn die dadurch hervorgebrachte Abkühlung bis weſentlich unter den Gefrierpunkt des Waſſers geht, Froſtmiſchung.

Kältemiſchungen der einfachſten Art erhält man durch Auflöſung einer großen Anzahl von Salzen in Waſſer; doch muß man hierbei darauf achten, daß die Salze, wenn ſie mit Kryſtallwaſſer kryſtalliſiren, nicht etwa im waſſerfreien Zuſtande zur Auflöſung gebracht werden, weil ſonſt durch die ſofort erfolgende Aufnahme des Kryſtallwaſſers und durch die infolge davon frei werdende Wärme ein großer Theil der durch die Wärmebindung erzeugten Kälte, ja vielleicht der ganze Betrag derſelben wieder verſchwindet. So würde z. B. bei der Auflöſung von kryſtallwaſſerhaltigem Chlorcalcium Kälte erzeugt werden, während hingegen bei der Auflöſung waſſerfreien Chlorcalciums eine Erwärmung eintreten würde.

Im Nachſtehenden folgt eine Ueberſicht der nach den Unterſuchungen von Fr. Rüdorff (ſ. Berichte der Deutſch-chemiſchen Geſellſchaft, Band 2, Seite 68) beim Auflöſen von Salzen im Waſſer erzeugten Kältewirkung. Die größte Abkühlung findet nach dieſen Unterſuchungen dann ſtatt, wenn die Löſung bei der ſtattfindenden niedrigen Temperatur gerade geſättigt iſt. Die Salze müſſen dabei im feingepulverten Zuſtande angewendet werden.

Tabelle I.

| Name des Salzes | Gemiſcht mit 100 Theilen Waſſer | Die Temperatur ſinkt | | |
|---|---|---|---|---|
| | | von | bis | um ° C. |
| Alaun, kryſtalliſirt | 14 Theile | + 10,8 | + 9,4 | 1,4 |
| Chlornatrium | 36 " | + 12,6 | + 10,1 | 2,5 |
| Schwefelſaures Kalium | 12 " | + 14,7 | + 11,4 | 3,0 |
| Phosphorſaures Natrium, kryſtalliſirt | 14 " | + 10,8 | + 7,1 | 3,7 |
| Schwefelſaures Ammonium | 75 " | + 13,2 | + 6,8 | 6,4 |
| Schwefelſaures Natrium, kryſtalliſirt | 20 " | + 12,5 | + 5,7 | 6,8 |
| Schwefelſaures Magneſium | 85 " | + 11,1 | + 3,1 | 8,0 |
| Kohlenſaures Natrium | 40 " | + 10,7 | + 1,6 | 9,1 |
| Salpeterſaures Kalium | 16 " | + 13,2 | + 3,0 | 10,2 |
| Chlorkalium | 30 " | + 13,2 | + 0,6 | 12,6 |
| Kohlenſaures Ammonium | 30 " | + 15,3 | + 3,2 | 12,1 |
| Eſſigſaures Natrium, kryſtalliſirt | 85 " | + 10,7 | — 4,7 | 15,4 |
| Chlorammonium | 30 " | + 13,3 | — 5,1 | 18,4 |
| Salpeterſaures Natrium | 75 " | + 13,2 | — 5,3 | 18,5 |
| Unterſchwefligſaures Natrium, kryſtalliſirt | 110 " | + 10,7 | — 8,0 | 18,7 |
| Jodkalium | 140 " | + 10,8 | — 11,7 | 22,5 |
| Chlorcalcium, kryſtalliſirt | 250 " | + 10,8 | — 12,4 | 23,2 |
| Salpeterſaures Ammonium | 60 " | + 13,6 | — 13,6 | 27,2 |
| Schwefelcyanammonium | 133 " | + 13,2 | — 18,0 | 31,2 |
| Schwefelcyankalium | 150 " | + 10,8 | — 23,7 | 34,5 |

Digitized by Google

Folgende Tabelle gibt eine Zuſammenſtellung noch anderer wirkſamer Kältemiſchungen.

Tabelle II.

| Bei einer Miſchung von | ſinkt die Temperatur von | bis | um °C. |
|---|---|---|---|
| 3 Theilen Schnee und 1 Theil Kochſalz . . . . . | 0 | — 17,7 | 17,7 |
| 5 Theilen Salmiak, 5 Theilen Salpeter, 8 Theilen Glauberſalz und 16 Theilen Waſſer. . . . . | + 10,0 | — 15,5 | 25,5 |
| 8 Theilen Glauberſalz und 5 Theilen ſtarke Salzſäure | + 10 | — 17,0 | 27 |
| 2 Theilen Weingeiſt (70° nach Richter) und 1 Theil Schnee | 0 | — 20 | 20 |
| 1 Theil verdünnte Schwefelſäure und 1 Theil Schnee | — 6,6 | — 51,0 | 44,4 |
| 1 Theil Chlorcalcium und 2 Theilen Schnee . . . | — 9,0 | — 42,0 | 33,0 |
| 4 Theilen Chlorcalcium und 3 Theilen Schnee . . . | 0 | — 49 | 49 |
| 2 Theilen Chlorcalcium und 1 Theil Schnee . . . | — 18,0 | — 54,0 | 36,0 |
| 3 Theilen Chlorcalcium und 1 Theil Schnee . . . | — 40,0 | — 57,0 | 17,0 |
| 59 Theilen feinvertheiltes Zinn, 103½ Theilen Blei und 182 Theilen Wismuth in 808 Theilen Queckſilber | + 17,5 | — 10 | 27,5 |

Um den Werth einer Kältemiſchung zu beurtheilen, ſind die in der phyſikaliſchen Literatur meiſt allein angegebenen, bei einer gewiſſen Miſchung beobachteten Anfangs- und Endtemperaturen nicht hinreichend. Nirgends findet man quantitative Daten über die abſorbirbare Wärmemenge, ſelten ſolche über das überhaupt erreichbare Temperaturminimum. Offenbar ſind ja Miſchungsverhältniſſe, welche irgendeine ſehr niedrige Temperatur erreichen laſſen, deshalb nicht auch diejenigen, welche bei weniger niedrigen Temperaturen am meiſten abkühlend wirken. Es müßten zur vollſtändigen Beurtheilung eigentlich gegeben ſein:

1) Dasjenige Miſchungsverhältniß, welches die tiefſte Temperatur hervorbringt und die Höhe dieſes Minimums (*Intenſität der Kältemiſchung*).
2) Für jede andere, weniger niedere Temperatur das günſtigſte Miſchungsverhältniß, d. h. welches bei oder bis zu dieſer Temperatur am meiſten Wärme abſorbiren kann, und die Menge der letzteren (*Abkühlungswerth der Miſchung* für die betreffende Temperatur).
3) Für praktiſche Verwendungen muß ferner noch bekannt ſein, ob die äußerlichen Eigenſchaften der Kältemiſchung für den Gebrauch günſtig ſind.

Für Kälteerzeugung im Großen dürften wol die Kältemiſchungen weniger in Betracht kommen, da hierzu die mit Dampf betriebenen Aether-, Ammoniak- und Luftexpanſionsmaſchinen vortheilhafter erſcheinen, bei welchen durch poſitive Verwandlungen von Arbeit die negative von Ueberführung der Wärme aus einem kälteren in einen wärmeren Körper ermöglicht wird. Sollten aber auch die Kältemiſchungen zur fabrikmäßigen Kälteerzeugung nicht tauglich erſcheinen, ſo verleiht ihnen doch die Eigenſchaft der Transportabilität einen großen Werth für den Phyſiker, den Chemiker, den Reiſenden in heißen Ländern und den Chirurgen auf dem Schlachtfelde. Dieſe beſitzen in ihnen oft das einzige Mittel zur Kälteerzeugung.

Dieſe Erwägung haben *Leop. Pfaundler* zu eingehenderer Beantwortung der obenangeregten Fragen veranlaßt durch eingehende Unterſuchung zunächſt *einer* Kältemiſchung, nämlich der von *Schnee* und *Schwefelſäure*, nicht wegen deren beſonderen praktiſchen Verwendbarkeit, ſondern weil bei ihr zur Berechnung des Effectes alle Daten gegeben vorliegen (ſ. Sitzungsberichte der Mathematiſch-naturwiſſenſchaftlichen Klaſſe der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Wien, LXXI. Band, II. Abth., S. 509—538).

Was zunächſt die Frage nach der Wärmemenge (*Kälte als negative Wärme* gerechnet) betrifft, welche beim Miſchen *eines Molecüls Schwefelſäuremonohydrat* (98 Gramm) mit n *Molecülen Schnee* (1 Molecül = 18 Gramm) entſteht, ſo finden ſich die Pfaundler'ſchen Reſultate in folgender Tabelle zuſammengeſtellt. Es bezeichnet darin n die Anzahl der Schneeatome, w die Verbindungswärme derſelben mit einem Schwefelſäuremolecül. L iſt die Schmelzwärme eines Molecüls Schnee, alſo $= 18.79{,}4 = 1429{,}2$ Calorien. W iſt die Differenz $w - nL$ zwiſchen der Verbindungswärme und der Schmelzwärme der betreffenden n Schneemolecüle, alſo die wirklich auftretende Wärme- oder (je nach dem Vorzeichen) Kältemenge in Calorien, m die von Pfaundler in früheren Unterſuchungen beſtimmte Molecularwärme eines Hydrates von $H_2SO_4 + nH_2O$ und endlich t die Temperatur des Gemiſches, die ſich durch Diviſion von $\frac{W}{m}$ ergibt.

Digitized by Google

Tabelle III.

| n | w | nL | W = w − nL | m | t |
|---|---|---|---|---|---|
| 1 | 6924 | 1429 | + 5495 | 50,8 | + 112,3 |
| 2 | 9989 | 2858 | + 7131 | 63,1 | + 113,0 |
| 2,874 | 11542 | 4107 | + 7435 | — | — |
| 3 | 11718 | 4288 | + 7430 | 78,1 | + 95,1 |
| 5 | 13601 | 7164 | + 6455 | 108,4 | + 59,6 |
| 10 | 15650 | 14292 | + 1172 | 199,9 | + 5,9 |
| 10,950 | 15650 | 15650 | 0 | — | 0 |
| 11 | 15659 | 15721 | — 62 | 218,2 | — 0,3 |
| 15 | 16204 | 21438 | — 5234 | 291,4 | — 17,9 |
| 20 | 16601 | 28584 | — 11983 | 382,9 | — 13,3 |

Man erſieht aus Tabelle III, daß bei Miſchung von weniger als 10,95 Molecülen Schnee mit einem Molecül Säurehydrat immer Wärme entſteht, dahingegen bei mehr als 10,95 Molecülen Schnee immer Kälte und zwar bei 20 Molecülen eine Kältemenge von —11983 Calorien, was eine Abkühlung um 31,3° C. zur Folge hat. Die größte Wärmemenge ergibt ſich bei einer Schneemolecülmenge von n = 2,874 und zwar +7435 Calorien.

Fragt man, welche Concentration der Schwefelſäure die vortheilhafteſte zu Kältemiſchungen mit Schnee iſt, ſo ergibt ſich, daß ein vorläufiger Zuſatz von n = 2,874 Molecülen Waſſer alſo im Hydrat $H_2SO_4 + 2{,}874 H_2O$ die geeignetſte Verdünnung ſein wird, weil hier die überhaupt größtmögliche Miſchungswärme ſchon bei der Miſchung mit Waſſer frei wurde. Es gibt dies einen Procentgehalt der anzuwendenden Säure = 66,19.

Außer durch Kältemiſchungen kann man, wie oben ſchon erwähnt, auch noch auf anderm Wege künſtliche Kälte erzeugen. Das Hauptmittel bleibt die Verdunſtung, weil hierbei Wärme gebunden und dieſe der Umgebung entzogen wird, wenn nicht andererſeits neue Wärme zugeführt wird. Schwefeläther erniedrigt z. B. durch Verdunſten an freier Luft die Temperatur um 32,77° C. unter dem Recipienten der Luftpumpe ſelbſt um 72° C. Schwenkt man ein Thermometer, deſſen Kugel mit Muſſelin überzogen und mit Schwefelkohlenſtoff benetzt iſt, herum, ſo ſinkt die Queckſilberſäule von +15,75° auf —17,75°. Stellt man denſelben Verſuch mit flüſſiger ſchwefliger Säure an, ſo ſinkt das Thermometer von +10° auf —57°, unter der Luftpumpe gar bis —68°. Flüſſige und feſte Kohlenſäure erniedrigen die Temperatur um mehr als 90°.

Die Verdunſtungskälte ſowie die bei der Expanſion comprimirter Luft gebundene Wärme wird auch zur Kälteerzeugung bei den ſogenannten Eismaſchinen benutzt. Zur Einleitung beider Proceſſe wird zunächſt durch mechaniſche Arbeit, gewöhnlich durch eine Dampfmaſchine, ein luftverdünnter Raum erzeugt, in welchen hinein dann die Verdunſtung oder die Expanſion ſtattfinden ſoll. Nach der theoretiſchen Rechnung müßten pro Stunde und Pferdekraft etwa 15 Kilogramm Eis von —3° aus Waſſer von +10° erzeugt werden. In der Praxis werden aber von dieſer Leiſtung höchſtens 10 Procent erhalten. Will man nicht wirklich Eis erzeugen, ſondern nur eine ſtarke Abkühlung erhalten, wie in den Bierbrauereien und den Paraffinfabriken, ſo iſt der Effectverluſt bei weitem geringer. Die Eismaſchine des Engländers Harriſon (1856) erzeugt die Kälte durch Aetherverdampfung, die des Amerikaners Gorrie (1860) durch Luftexpanſion. Der Franzoſe Carré (1860) und der Engländer Reece (1867) wenden die weit wirkſamere Verdampfung tropfbar gemachten Ammoniaks an. Bei der am meiſten verwendeten Carré'ſchen Eismaſchine wird in einem geſchloſſenen Keſſel concentrirte Ammoniakflüſſigkeit (Salmiakgeiſt) erhitzt und dadurch das Ammoniak zum Verdampfen gebracht. Das entweichende Ammoniakgas wird durch ſtarke Abkühlung in einem Schlangenrohre und durch einen Druck von 8—10 Atmoſphären in den tropfbaren Zuſtand übergeführt. Dieſe Flüſſigkeit läßt man dann durch Oeffnung eines Hahnes in die Schlangenröhren eines beſonderen Raumes, des Eisbildners, ſtrömen. Der Chlorcalciumlöſung, welche dieſen erfüllt und die Röhren von außen umſpült, wird durch den in den Röhren ſtattfindenden Verdunſtungsproceß Wärme entzogen und dadurch das Waſſer zum Gefrieren gebracht, welches ſich in den in der Chlorcalciumlöſung eingeſtellten Gefrierkäſten befindet. Das Ammoniakgas läßt man wieder von der Flüſſigkeit, aus welcher es durch Erhitzen ausgetrieben wurde, abſorbiren und unterwirft dieſe dann aufs neue demſelben Proceſſe. Je nach der Größe der Maſchine wird zur Herſtellung von 8—12 Kilogramm Eis 1 Kilogramm Kohle verbraucht. (*H. A. Weiske.*)

**KÄLTE** in ihrer Wirkung und Anwendung in der Medicin. Die Kälte in phyſiologiſcher Hinſicht bezeichnet denjenigen Zuſtand, der durch die Berührung von Körpern in uns erregt wird, die uns weniger Wärme mittheilen, als ſie von uns erhal-

ten. So redet man von „kalten Händen“, „Marmorkälte“, „Eiskälte“, obwol in ſolchen Fällen die objective Temperaturerniedrigung in der Regel nur 2—4° C. beträgt.

Die Phyſiologie handelt von der Kälte in doppelter Beziehung 1) von der Wirkung niederer Temperaturen auf die Organismen, 2) von der Temperaturerniedrigung der Organismen ſelbſt.

I. *Der Einfluß ſinkender Temperatur auf das thieriſche Leben* iſt in erſter Linie ein Wärme entziehender und kann ſich in ſehr mannichfaltiger Weiſe äußern. Ein geringer Fall der Temperatur kann auf das eine Thier ebenſo ſchädlich einwirken wie ein ſtarker auf das andere, während ein drittes in beiden Fällen unbeeinflußt bleibt. Oft wird das thieriſche Leben ertödtet, ehe der Gefrierpunkt erreicht iſt, während in andern Fällen ſelbſt Einfrieren die Thiere nicht zu vernichten vermag, ſondern ſie nur in einen Zuſtand latenten Lebens verſetzt. Mitunter bewirkt die Einwirkung der Temperaturerniedrigung nur Veränderungen in den Functionen, mitunter auch ſolche in den Structurverhältniſſen. So hat man oft genug — und in vielen Fällen ſicherlich mit Recht — angenommen, daß die Zwergraſſen von Thieren, die man auf hohen Bergen und in den Polargegenden findet, durch den das Wachsthum hindernden Einfluß der Kälte hervorgerufen werden. Die durch zahlreiche Experimente bewieſene enorme Verſchiedenheit in der Reſiſtenzfähigkeit verſchiedener Thierarten gegen die Kälte zeigt, daß der Einfluß der letzteren nicht abſolut, d. h. auf alle ihr ausgeſetzten Thierarten gleichmäßig, wirken kann, ſondern daß das Abſterben der Thiere bei Kälte zum Theil auch abhängt von der Natur der ſo beeinflußten Thiere ſelbſt. Hierher gehören auch einige ſpecielle Erſcheinungen: die Phänomene des Winterſchlafs und des Wiederauflebens nach dem Gefrieren. Nicht zu bezweifeln iſt, daß der Winterſchlaf aus einer Einwirkung zu erklären iſt, welche Temperaturerniedrigung auf manche Thiere, im hohen Norden wie in der Aequatorialzone, auszuüben pflegt und welche darin beſteht, daß ſie die vitale Energie derſelben in einem ſolchen Grade herabſtimmt, daß die Thiere allmählich einſchlafen und in einem ſchlafähnlichen Zuſtande ſo lange verharren, als der ihn bedingende, niedere Wärmegrad anhält.

Ein zweiter Punkt iſt die manchen Thieren zukommende große Reſiſtenzfähigkeit gegen extreme Kältegrade und ihr Vermögen, ſelbſt das Gefrieren zu ertragen, ohne in ihrer Lebensfähigkeit dadurch beeinträchtigt zu werden. In dieſer Hinſicht ſind die kaltblütigen (pökilothermen) Thiere vor den warmblütigen (homöothermen) bevorzugt. Bei ihnen iſt die Körpertemperatur immer ganz oder nahezu gleich der Temperatur des ſie umgebenden Mediums, mit deſſen Wärmeſchwankungen auch jene ſteigt und fällt. Aber auch unter den Kaltblütern iſt das Vermögen, bedeutenden Kältegraden zu widerſtehen, ſehr verſchieden, ja ſogar daſſelbe Thier verhält ſich in ſeinen verſchiedenen Entwickelungsſtadien verſchieden.

Die Beobachtungen über die Lebensfähigkeit der Kaltblüter ſind oft ſtaunenerregend. So wird z. B. angegeben, daß Fröſche und Kröten nicht ſterben, ſelbſt wenn ſie ſo vollſtändig gefrieren, daß Haut, Muskeln und Knochen in kleine Stücke zerbrochen werden können.

Ganz anders iſt es bei den warmblütigen Thieren (Vögeln und Säugethieren) und dem Menſchen. Dieſe haben, ſo lange ſie geſund ſind, eine von der Umgebung unabhängige Temperatur, die *Eigenwärme*, welche bei dem Menſchen ungefähr 37° C. beträgt. Die Bedingungen, von denen die Conſtanz der Eigenwärme abhängt, lehrt die Phyſiologie. In ſeinen „Vorleſungen über allgemeine Pathologie“ gibt Cohnheim werthvolle Beiträge zur Lehre von der Kältewirkung auf den lebenden Organismus, denen wir einen großen Theil unſerer Mittheilungen an dieſem Orte und weiter unten entlehnen. Der continuirliche *Wärmeverluſt* hält im normalen Körper der *Wärmeproduction* der Art die Wage, daß die Eigenwärme unter den verſchiedenſten äußeren Bedingungen nahezu dieſelbe bleibt. Der Körper reagirt nun ganz verſchieden zum Behufe der Erhaltung der Eigenwärme auf die höhere und niedere Temperatur der Umgebung.

In kalter Luft iſt die Haut bläulichblaß, ihre Gefäße ſind contrahirt und nur wenig Blut ſtrömt deshalb der Oberfläche zu. Da infolge deſſen die Haut bald eine dem kühlen Medium nahekommende Temperatur annimmt, ſo wird der Wärmeverluſt durch Leitung und Strahlung weſentlich beſchränkt. Der Menſch unterſtützt dieſen Naturvorgang dadurch, daß er ſich bei kalter Temperatur einerſeits mit ſchlechten Wärmeleitern bekleidet und ſeine Wohnungen erwärmt, andererſeits durch vermehrte Nahrungsaufnahme und vor allem durch lebhafte Muskelarbeit ſeine Wärmeproduction nach Möglichkeit ſteigert. Ein weiteres natürliches Regulationsmittel iſt die Steigerung des Stoffwechſels infolge des Aufenthaltes in einem niedrig temperirten Medium, welche in der neueſten Zeit Pflüger und Voit als unzweifelhaft nachgewieſen haben. Doch würde ein Menſch, der auf dieſe regulatoriſche Productionszunahme allein angewieſen wäre, übel daran ſein. Denn der unbekleidete Menſch vermag ſeine Eigenwärme nur bei einer Außentemperatur zu behaupten, die nicht weniger als 27° C. beträgt. Ohne Kleider könnten wir ſchon in unſerer gewöhnlichen Zimmertemperatur uns höchſtens durch ſehr energiſche active Bewegungen und reichliche Nahrungsaufnahme vor erheblicher Abkühlung bewahren. Ein unzureichend genährter und dünnbekleideter Menſch, der bei ſtarker Winterkälte im Freien liegen bleibt oder einſchläft, iſt der Gefahr des *Erfrierens* in hohem Grade ausgeſetzt. Die Abkühlung geht um ſo raſcher vor ſich, je weiter die Hautgefäße und je größer daher die Differenz zwiſchen der Temperatur der Haut und der umgebenden Atmoſphäre (oder dem Erdboden) iſt. In keinem Falle kann bei den oft unter 0° betragenden Lufttemperaturen des Winters die Wärmeabgabe von ſeiten der Haut und Lungen aufhören ſehr beträchtlich zu ſein, ſolange der Menſch lebt, und die Temperatur des Körpers muß

Digitized by Google

auch bei engen Hautgefäßen ſicher heruntergehen, wenn auch langſamer.

2) Wie dann der Organismus auf die Erniedrigung der Eigenwärme reagirt, hat man eingehend nur bei Thieren ſtudirt. Setzt man ſolche ſo lange einer Temperaturerniedrigung aus, bis die Innentemperatur des Körpers bis auf 18°—20° C. heruntergegangen iſt, ſo werden dieſelben unfähig, ſich auf den Beinen zu erhalten, die Zahl der Herzcontractionen vermindert ſich bedeutend, ebenſo die Reſpirationsfrequenz oder die Athemzüge werden häufiger und oberflächlich; die Blaſen- und Darmmusculatur wird gelähmt, die Augen ſtehen weit offen und die Hornhaut und Regenbogenhaut reagiren nicht oder doch ſehr ſchlecht auf Reize, der arterielle Blutdruck iſt vermindert, der Blutſtrom verlangſamt. Dieſer allgemeine paralytiſche Zuſtand iſt ohne Zweifel bedingt durch eine hochgradige Herabſetzung der Erregbarkeit aller Gewebe, in erſter Linie des Nervenſyſtems. Setzt man die Einwirkung der Kälte fort, ſo ſterben die Thiere unter Convulſionen. Erwärmt man ſie wieder, ſo erholen ſie ſich nur ſehr langſam nach und nach, viele von ihnen ſterben noch, nachdem ſie ſchon wieder ihre Normalwärme erreicht haben. Manche erwärmen ſich über die Normalhöhe.

Bei welcher Körpertemperatur die Menſchen erfrieren, darüber ſind ebenſo wenig ganz zuverläſſige Berichte bekannt wie über das etwaige Auftreten von Krämpfen unmittelbar vor dem Tode. Doch hat man, was letzteren Punkt anlangt, beim Rückzuge der Franzoſen aus Moskau beobachtet, daß Männer, die eben noch muskelkräftig einherſchritten, plötzlich die Beweglichkeit der Muskeln verloren, zu Boden ſtürzten und „unter Symptomen der Epilepſie oder Katalepſie“ den Geiſt aufgaben. Man nimmt gewöhnlich an, daß der Erfrierungstod durch Zurückdrängen des Blutes aus den peripheriſchen Theilen in die Centraltheile erfolge und durch innere Blutung, tödtliche Hyperämie in Gehirn und Bruſtorganen ſowie durch Herzparalyſe bedingt werde. Neuerdings weiſt Wertheim nach, daß die Erfrierung von einer vermehrten Kohlenſtoffverbrennung begleitet ſei und damit eine beträchtliche und andauernde Kohlenſäureausſcheidung in Verbindung ſtehe. Es ſteht phyſiologiſch nicht feſt, warum die große, ſo oft bewieſene Reactionsfähigkeit des menſchlichen Organismus gegen die Kälte in einzelnen Fällen nicht ausreicht, um die Ertödtung durch dieſelbe abzuwehren. Gewiß weiß man nur, daß Individuen von geringerer Reactionsfähigkeit, alſo kleine Kinder, ſehr bejahrte oder kranke, ausgehungerte, geiſtig tief deprimirte Menſchen auch dem Erfrierungstode leichter unterliegen als andere. Auch begünſtigen Zuſtände, die an ſich eine Congeſtion nach Gehirn und Bruſt bedingen, z. B. Schlaf und Trunkenheit, die Möglichkeit zu erfrieren. Es gibt aber keine abſolut lethalen Kältegrade.

Bei dauernd der Kälte ausgeſetzten Menſchen beobachtet man im Innern des Körpers Temperaturen von 30—26° C., ſelbſt bis auf 24° C. hinunter. Auch bei ihnen wurden ausgeſprochene Apathie und Schlafſucht, weite und träge reagirende Pupillen, verlangſamter Puls und verlangſamte Reſpiration beobachtet. Auch hier bedurfte es meiſtens vieler Stunden, ehe die betreffenden Individuen, trotz der Einhüllung in warme Decken, ihre Normalwärme erlangten. Mit zunehmender Körpertemperatur hob ſich die Zahl der Herzſchläge und Athemzüge, allmählich ließ die Tiefe des Schlafes nach und ſchließlich kehrte auch noch die volle Beſinnlichkeit zurück. In günſtig verlaufenden Fällen ſchloſſen ſich weiter keine Störungen an, trotzdem iſt aber eine ſolche vorübergehende ſtarke Abkühlung für den menſchlichen Körper keineswegs gleichgültig. Denn je mehr ſich die Temperatur den Werthen von 20°—18° nähert, deſto weniger ſicher iſt eine vollſtändige und raſche Reſtitution.

Uebrigens iſt die Wirkung kalten Waſſers auf den Organismus inſofern von der der kalten Luft verſchieden, als das erſtere vermöge ſeines Aggregatzuſtandes intenſiver einwirkt, bei letzterer auf der andern Seite die Verdunſtung mit in Betracht gezogen werden muß. Mit feſten kalten Medien kommt der lebende Körper ſelten in ſeiner Totalität in Berührung. Ueberhaupt trifft die Kältewirkung nicht immer den geſammten Organismus. Sehr häufig iſt ſie eine ganz locale. Bei örtlicher Einwirkung einer ſtärkeren Kälte entſteht zunächſt in dem betroffenen Theile ein Kältegefühl, welches je nach dem Grade der Kälte, der Größe der betreffenen Fläche, der Empfindlichkeit des betroffenen Individuums oder des Theiles eine verſchiedene Intenſität zeigen und durch alle Grade des Schauders bis zum Schüttelfroſte ſich ſteigern kann. Die Nerventhätigkeit des Theiles wird abgeſtumpft. Es ſchwindet der turgor vitalis, die Haut iſt zuſammengezogen und nimmt die Form der ſogenannten Gänſehaut an, weil die Talgdrüſen ſich nicht in gleicher Weiſe zuſammenziehen können wie das umgebende Gewebe. Das Blut zieht ſich von der Peripherie zurück, der Theil erſcheint blaß und zuſammengefallen und fühlt ſich mehr oder weniger kalt an. Die Transſpiration iſt unterdrückt, die Muskeln verlieren ihre Beweglichkeit und der Theil wird mehr oder weniger ſteif und ſtarr. Bei längerer Dauer intenſiver Kältegrade tritt endlich der örtliche Tod (Brand, Gangräna) ein und der betroffene Körpertheil wird vom übrigen intacten Organismus abgeſtoßen. Auch bei dieſen localen Kälteeinwirkungen kommt es ſehr auf das Medium der Einwirkung an. Gleiche Kältegrade vorausgeſetzt wirkt die kalte Luft am ſchwächſten, zumal wenn ſie nicht bewegt iſt. Eine bewegte kalte Luft jedoch macht ſich ſehr empfindlich an entblößten Hautſtellen bemerklich, weil alsdann in jedem Augenblick eine neue kalte nach Ausgleichung mit der Körperwärme ſtrebende Luftſchicht einwirkt. Schon in unſeren Wintern, noch mehr aber bei den Nordpolexpeditionen hat man die Bemerkung zu machen Gelegenheit genug, daß die tiefſten Kältegrade bei ruhiger Luft beſſer ertragen werden können als geringere bei Wind und Sturm. Kalte feſte Körper wirken um ſo intenſiver ein, je raſcher ſie dem berührten Körpertheile Wärme entziehen. Kommt ein Stück Metall von niedriger Temperatur mit einem befeuchteten Körpertheile in Berührung, ſo wird durch die ſchnelle Wärmeentziehung die wäſſerige Bedeckung der

Digitized by Google

Oberfläche ſofort in Eis verwandelt, das Metall friert an den Körpertheil an, ſodaß bei unvorſichtigem Losreißen die Oberhaut abgeſchält wird. Iſt das Metallſtück klein, dann nimmt es durch den Austauſch der Temperaturen ſchnell die höhere des Körpers an und thaut dann von ſelbſt ab. Wird ſtatt des Metalles ein Stück Eis von gleich niedriger Temperatur applicirt, ſo entſteht keine ſo heftige Empfindung, dieſelbe dauert aber länger an (wegen der verſchiedenen Wärmecapacität von Metall und Waſſer). Werden ſehr kalte Flüſſigkeiten von relativ großer Menge in den Magen eingeführt, während der Körper ſich in Aufregung und Erhitzung befindet, ſo kommt es zu Erſcheinungen von einiger Aehnlichkeit mit denen, die man beobachtet, wenn die Regio epigastrica durch eine äußere Gewalt getroffen wird: haſtige, erſchwerte Reſpiration, unregelmäßiger und ſchwacher Puls, Bläſſe des Geſichts, Sinken der Hauttemperatur, Collapſus, Trübung der Sinnesperceptionen, Betäubung, unter Umſtänden der Tod. Dieſe Erſcheinungen ſind auf Nerveneinflüſſe zurückzuführen.

Die ſogenannten reactiven Erſcheinungen nach der Kälteapplication beruhen darauf, daß ſich der Körper nicht **paſſiv** gegen die ſeine Lebensäußerungen beſchränkende **niedere** Temperatur verhält, ſondern auf den feindlichen Eingriff dadurch reagirt, daß auf die vorhergegangene Erſchlaffung der vitalen Functionen eine energiſche Belebung derſelben erfolgt. Vor allem beobachtet man, daß der Wärmeverluſt an der betreffenden Stelle ausgeglichen wird, indem das Blut ſtärker dahinſtrömt, die Haut ſich röthet, transſpirirt und ein Jucken, Brennen und Prickeln auf ihr empfunden wird. Am auffallendſten treten dieſe Erſcheinungen nach einem kurzen kalten Bade hervor (ſ. den Artikel Kaltwassercur). Dieſe Nachwirkung der Kälte kann ſich aber auch ſo ſteigern, daß es zu oberflächlichen, ſelbſt tief eingreifenden Entzündungen (reactiven Entzündungen) kommt. Derartige Erſcheinungen treten häufig auf, wenn jemand aus der kalten Luft plötzlich in ein ſehr warmes Zimmer tritt oder ſich gar dem geheizten Ofen zu raſch nähert. Uebrigens richtet ſich die Stärke der Reaction nach der Größe und Dauer der primären Kälteeinwirkung, nach der Ausdehnung und Schnelligkeit des ſtattgefundenen Temperaturwechſels, nach der Reactionsfähigkeit des ganzen Organismus oder der betroffenen Theile. Ihre Dauer hängt weniger von der primären Kältewirkung als vom individuellen Zuſtande des Betroffenen ab. Dieſe Nachwirkung kann auch ausbleiben bei lebensſchwachen Individuen und in geſchwächten Theilen, auch bei längerem Beſtehen einer mäßigen primären Wirkung.

Als ätiologiſches Moment für die ſogenannten *Erkältungskrankheiten* ſpielt ferner auch die *relative Kälte* eine bedeutende Rolle. Relative Kälte wirkt auf ein Individuum oder Organ ein, wenn eine vorherige höhere Temperatur in demſelben oder ſeiner Umgebung durch eine niedere erſetzt wird; dieſelbe braucht deshalb keine abſolut niedrige zu ſein. Dieſe Temperatur, welche an und für ſich nicht als kalt empfunden zu werden pflegt, wirkt jetzt durch die vorherige ſtärkere Erhitzung als Abkühlung, unter Umſtänden als Erkältung. Die relative Kälte wirkt dadurch ſchädlich auf den Organismus, daß plötzlich die durch die Wärme an der Peripherie ſtärker angehäufte Blutmenge infolge der niedrigeren Temperatur nach den inneren Theilen des Körpers getrieben wird und dort Hyperämien und Entzündungen hervorbringt, wenn nicht durch eine raſch eingeleitete natürliche oder künſtliche Reaction das Blut wieder nach der Peripherie zu ſtrömen gezwungen wird. Fröſteln, ein Zeichen der Deprimirung der peripheriſchen Nerven, iſt das ſicherſte Zeichen drohender oder ſchon eingetretener Erkältung. Ob eine Erkältung bei den gegebenen Urſachen zu Stande kommt oder nicht, hängt gar ſehr von der Individualität und Gewohnheit des Betroffenen ab. So ertragen Hüttenarbeiter und andere Feuerarbeiter mit Leichtigkeit ſchnelle Temperaturwechſel, welche den fortwährend in gleichmäßiger Stubenluft und körperlicher Ruhe Verweilenden nachtheilig ſein würden. Rheumatismen ſind in erſter Linie als Erkältungskrankheiten zu nennen, dann folgen die Entzündungen der Reſpirationsorgane, der Darmſchleimhaut u. a. Ueberhaupt kommt es bei den Folgen einer Erkältung ſehr darauf an, ob irgendein Organ beſonders reizbar oder ſchwach iſt (Dispoſition).

Daß die Kälte auch unter andern Umſtänden als wichtige krankmachende Potenz auftreten kann, iſt bekannt. Namentlich ſcheint die große Sterblichkeit der Kinder im erſten Lebensjahre zum Theil hierauf zurückzuführen zu ſein, zumal bei den ärmeren Volksklaſſen.

Als Vorbauungsmittel gegen die erwähnten Krankheiten dienen: ſorgfältige Umhüllung des Körpers mit ſchlechten Wärmeleitern (Kleider und Betten), Aufenthalt in geſchützten Räumen, Bewegung und nahrhafte Diät, warme Getränke, beſonders ſolche, die das Blut der Peripherie zuführen, in erſter Linie Alcoholica in mäßigen Gaben. Bei den Nordländern ſowol wie auch bei den Völkern der heißen Zone dienen Einreibungen des Körpers mit Fett als Mittel gegen Erkältung. Das beſte Vorbeugungsmittel iſt Abhärtung des Körpers durch kalte Waſchungen und Bäder (ſ. Kaltwassercur).

Die Behandlung der Erkältungskrankheiten gehört in die Pathologie und Therapie.

Vergegenwärtigen wir uns nun noch einmal die Wirkungen der Kälte auf den Organismus, ſo ſind dieſe auf 4 Wirkungsweiſen derſelben zurückzuführen:

1) auf die Entziehung von Wärme,
2) auf die adſtringirende und
3) auf die paralyſirende Wirkung,
4) auf die Reactionswirkung im lebenden Organismus auf die 3 vorgenannten Wirkungsweiſen.

1) Was zuerſt die Entziehung von Wärme anlangt, ſo findet dieſe nach dem phyſikaliſchen Geſetze ſtatt: daß zwei ſich berührende Körper von verſchiedener Temperatur ihre Wärme gegenſeitig austauſchen. Indeſſen fügt ſich der lebende thieriſche Organismus dieſem Geſetze nur annähernd und bedingt und verhalten ſich die verſchiedenen Thierarten verſchieden gegen den Einfluß der umgebenden Temperatur, wie wir weiter unten näher be-



Digitized by Google

leuchten wollen. Die Wärmeentziehung betrifft zunächſt nur die Peripherie des lebenden Körpers. Wirkt jedoch der angrenzende fremde Körper, welcher von niederer Temperatur iſt oder durch Veränderung ſeines Aggregatzuſtandes abkühlend wirkt, längere Zeit ein, ſo verbreitet ſich die Abkühlung auch auf die tiefer liegenden Organe. Wie weit infolge deſſen die Temperatur der inneren Theile ſinken kann, iſt noch nicht ſicher ermittelt, auch iſt noch nicht bewieſen, daß beim Erfrieren die Entziehung der Wärme als ſolche das Tödtliche ſei.

2) Die Volumenverminderung, von Haus aus phyſikaliſcher Natur, erhält einen vitalen Charakter durch die Wirkung auf die contractilen Gewebe des Körpers (Zellgewebe und Muskelfaſern). Wir nehmen eine derartige Wirkung der Kälte wahr in der den nordiſchen Völkern eigenen Straffheit der Faſer, welche, als dauernd ausgeprägtes Merkmal einer gewiſſen Körperbeſchaffenheit, ein Analogon jener vorübergehenden Zuſammenziehung iſt. In der Medicin wird Kälte als adſtringirendes Mittel angewandt. Die unter Einfluß der Kälte ſtattfindende Zuſammenziehung kann die Urſache bleibender Structurveränderungen werden, wahrſcheinlich unter Mitwirkung der gleichzeitigen Veränderungen des Aggregatzuſtandes, und dadurch zu gangränöſer Abſtoßung des befallenen Theiles (ſ. oben) führen.

3) Die Beſchränkung der Nerventhätigkeit, ſowol der ſenſibeln als der motoriſchen, erkennt man in Verminderung der Senſibilität, die ſchon bei der Einwirkung geringerer Kältegrade erfolgt und bei bedeutenderen Kältegraden ſich bis zur Gefühlloſigkeit ſteigert. Mit dieſer verbindet ſich eine Unempfindlichkeit ſchmerzhaften Einflüſſen gegenüber (Anodynie) und Abſtumpfung des Taſtſinnes. Die Schwächung der motoriſchen Nerven ſehen wir im Sinken der habituellen Muskelkraft und bei ſtärkerer und dauernder Einwirkung der Kälte in dem Steifwerden der Musculatur, welches die Volksſprache „Verklammen" nennt. Die Beſchränkung des geſammten Nervenlebens erkennen wir in der Schläfrigkeit und den Convulſionen, die dem Erfrieren vorausgehen.

4) Die reactive Gegenwirkung des Organismus auf die vorſtehenden drei Wirkungsweiſen beſteht:

a) in vermehrter Wärmeproduction und verminderter Wärmeabgabe;

b) in Ausdehnung der Gewebe, welche der Kältecontraction derſelben nachzufolgen pflegt;

c) in vermehrter Reizbarkeit der Nerven, die ſich bei den ſenſibeln durch Kribbeln und Wärmegefühl, bei den motoriſchen durch vermehrte Kraftäußerung der Muskeln bemerkbar macht.

Ueber alle dieſe Erſcheinungen iſt oben ausführlicher gehandelt, weshalb wir nur noch einige allgemeine Bemerkungen hinzufügen.

Wenn man von der Kälte ſagt, ſie ſtöre die Function der von ihr betroffenen Organe, ſo iſt die Erklärung dieſer Wirkung ſchon in den bisherigen Andeutungen vorgezeichnet. Die Kälte, welche von den drei Aggregatzuſtänden nur einen, die Feſtbildung, begünſtigt, während ſie der Verflüſſigung und Verflüchtigung widerſtrebt, beſchränkt ſchon hierdurch die Thätigkeit der ihr ausgeſetzten Abſonderungsorgane. Dabei kann jedoch nicht überſehen werden, daß auch die Volumenverminderung der zuführenden Blutgefäße und die Schwächung des Nerveneinfluſſes zu demſelben Reſultate weſentlich beitragen. Die übrigen mittelbaren Wirkungen der Kälte laſſen ſich größtentheils aus der die äußeren Theile betreffenden Contraction herleiten. Das Zurückdrängen des Blutes aus der Peripherie des Körpers bedingt eine Congeſtion deſſelben nach inneren Theilen, Entzündungen und Apoplexien. Wir ſahen ähnliche Abnormitäten des Gefäßlebens ſich als Reactionserſcheinungen auch in den von der Kälte unmittelbar betroffenen Körpertheilen entfalten. Ebenſo verhält es ſich mit den Abſonderungen, welche ſich theils in den unmittelbar von der Kälte berührten Theilen (Thränen der Augen, Naſen- und Lungenkatarrh u. ſ. w.), theils antagoniſtiſch in entfernten Organen (Diureſe, Diarrhöe u. ſ. w.) entwickeln. Es gehört ferner auch hierher der Umſtand, daß während der Kälte mehr Nahrung verlangt und aſſimilirt wird, daß auch die Lunge alsdann mehr Sauerſtoff aus der Luft aufnimmt. Es ſtimmt zu dieſen Erſcheinungen, daß der menſchliche Körper während der kalten Jahreszeit durchſchnittlich eine Volumenzunahme erfährt. Die antagoniſtiſch vermehrte Thätigkeit der inneren Organe bedingt einen ſtärkeren Verbrauch der zu verarbeitenden Stoffe. Daß die vermehrte Production ſich vornehmlich in Feſtbildung äußert, ſcheint jedenfalls das normalſte Verhältniß zu ſein. Was endlich das Nervenleben betrifft, ſo ſehen wir mancherlei Nervenleiden: Aſthma, Ohnmacht, Geiſteskrankheiten u. ſ. w. infolge des Wechſels der Temperatur (beſonders der Hitze zur Kälte) eintreten und erkennen in den Phänomenen dieſer Zuſtände ein ähnliches Verhältniß wieder, wie es das Blutleben zeigt: ein Zurückdrängen des Lebensprincips von der Peripherie nach dem Centrum. Wird dieſe „Concentration" auf das Aeußerſte getrieben, ſo iſt ſie dem Organismus unerträglich; in ihren mäßigen Graden fördert ſie dagegen die Einheit des Lebens. Schon mäßige Wärmegrade, die auf das Gemeingefühl einen angenehmen Eindruck machen, laden mehr zur Ruhe als zur Thätigkeit ein, während die Kühle und Kälte theils phyſiſche Kraftäußerungen mit Emſigkeit vollbringen läßt, theils das höhere Geiſtesleben zu energiſcher und anhaltender Thätigkeit anſpornt. Großentheils mag hierin der Grund liegen, daß viele Organismen die Nacht zur Zeit ihrer Thätigkeit wählen.

II. Von *Temperaturverminderung* im Organismus kann eigentlich nur bei den homöothermen (warmblütigen) Thieren und dem Menſchen die Rede ſein. Bekanntlich unterſcheidet man die *pökilothermen* oder kaltblütigen Thiere, welche in verſchiedenen Temperaturen exiſtiren können und von ihrer Umgebung die verſchiedenſten Temperaturen annehmen, von den *homöothermen* oder warmblütigen Thieren, die eine eigene Wärmeökonomie haben und die Fähigkeit beſitzen, innerhalb gewiſſer, für manche nicht ſehr weite Grenzen ihre *Wärmebildung* und Wärmeabgabe den äußeren Bedingungen ſo anzupaſſen, daß ihre inneren Organe eine

Digitized by Google

faſt conſtante Temperatur genießen. Daneben haben ſie auch das Bedürfniß dieſer gleichmäßigen Temperatur: während die pökilothermen Thiere durch den Einfluß der verſchiedenen Temperaturen nur allmähliche Schwankungen in der Intenſität ihrer Lebensproceſſe erleiden, ſind dieſe bei den homöothermen Thieren an beſtimmte innere Temperaturen gebunden, gerathen ſchon bei geringeren Abweichungen von denſelben in Unordnung. Nur eine kleine Abtheilung der Säugethiere iſt unvollkommen homöotherm: die *Winterſchläfer*, welche gegenüber mäßigen Temperaturſchwankungen des umgebenden Mediums ihre Wärme bewahren, aber ſich mit der kalten Jahreszeit abkühlen und (wie viele Kaltblüter) in Schlaf verfallen. Auch die neugeborenen Jungen mancher Thiere ſind unvollkommen pökilotherm, indem ſie ohne Erwärmung von Seiten der Mutterthiere eine niedere Temperatur annehmen, ohne dabei zu Grunde zu gehen.

Der Menſch als homöothermes Geſchöpf weiß, wie wir oben geſehen haben, durch natürliche und künſtliche Vorrichtungen ſich ſeine conſtante Temperatur der Außenwelt gegenüber in der Mehrzahl der Fälle zu erhalten. Und es bedarf zur Aenderung unſerer Körpertemperatur exorbitanter Einflüſſe, ſobald jene regulatoriſchen Einrichtungen prompt und regelmäßig functioniren. Indeß iſt auch unter den gewöhnlichen Bedingungen auf eine Conſtanz der Eigenwärme nicht zu rechnen, wenn die Regulationsmittel ſich fehlerhaft verhalten. Es muß hier zwiſchen Störungen der *Wärmeproduction* und *-Abgabe* unterſchieden werden. Was erſtere anlangt, ſo iſt zu beachten, daß bei manchen Individuen, wenn ſie ſich in einem kalten Medium aufhalten, die willkürlichen und unwillkürlichen Wärmeproductionsmittel in geringerem Grade leiſtungsfähig ſind. Dies iſt der Fall bei Menſchen, die hungern, noch mehr bei ſolchen, deren Muskeln größtentheils gelähmt oder ſonſtwie der Herrſchaft des Willens entzogen ſind. Daß ihre Eigenwärme nicht, wie die der pökilothermen Thiere, ganz von der Temperatur der Umgebung abhängt, das wird verhütet, ſolange ſie leben und athmen und ſolange die Hautgefäße und der Blutſtrom in ihnen den phyſiologiſchen Geſetzen gehorchen.

Indeß iſt es Thatſache, daß curareſirte (durch Vergiftung mit Curare gelähmte) Thiere in einem kalten Medium relativ raſch abkühlen, ſowie daß hungernde und gelähmte Individuen in ſtrenger Winterkälte leichter erfrieren als gut genährte und muskelkräftige. Aber es muß die Lähmung der Muskeln eine ſehr ausgedehnte ſein, wenn die Wärmeconſtanz ſelbſt unter ungünſtigen äußeren Temperaturverhältniſſen ernſtlich bedroht ſein ſoll. Von größerer Bedeutung für die Eigenwärme ſind Störungen im Regulationsmechanismus der *Wärmeabgabe*, weil ſie ſchon unter normalen Verhältniſſen die Wärmeconſtanz erheblich beeinträchtigen. Das Entſcheidende in dieſer Beziehung iſt die Beſchaffenheit des Blutſtroms, der durch die Hautgefäße circulirt. Daß die Hautarterien eng und mit wenig Blut gefüllt ſind, wenn die Wärmeproduction ſchwach und die Temperatur der Umgebung niedrig iſt, daß ſie dagegen bei reichlicher Wärmeproduction und in warmer Umgebung weit ſind und viel Blut enthalten, das ſind die wirkſamſten Mittel, die der Organismus zur conſtanten Erhaltung ſeiner Eigenwärme beſitzt. Daneben kommt noch die Wirkung der Schweißdrüſen als eines Verdunſtungskälte producirenden Apparates in zweiter Linie in Betracht. Sollen demnach die Aenderungen in der Circulation der Hautgefäße der Wärmeconſtanz zu Gute kommen, ſo darf die rechtzeitige Verengerung derſelben ebenſo wenig erſchwert oder behindert ſein als die rechtzeitige Erweiterung; und wenn außerdem noch der Tonus der Hautarterien dauernd und in abnormer Weiſe herabgeſetzt iſt, ſo fehlt dem Organismus ſein beſtes Hülfsmittel, ſich vor Abkühlung zu ſchützen. Die Urſachen pathologiſcher Congeſtionshyperämien der Haut ſind dieſelben wie die der andern Organe. Es gibt Hauthyperämien auf nervöſer Baſis, z. B. als Begleiterſcheinungen von Neuroſen, und zwar ſolche, die durch Erregung der Hemmungsnerven, und ſolche, die durch Lähmung der Vaſomotoren bedingt ſind. Durch Thierverſuche iſt bewieſen, daß bei ihnen Erniedrigung der Innentemperatur des Körpers ſtattfindet, und iſt durch Analogie auf das Gleiche beim Menſchen zu ſchließen. Je ausgedehnter das hyperämiſche Hautgebiet, deſto ſicherer iſt der die Temperatur herabſetzende Effect. Aber auch Hauthyperämien auf nicht nervöſer Baſis, ſondern auf directer Einwirkung beruhend, pflegen die Innentemperatur des Körpers herabzuſetzen. Hierher gehört die Lähme der Hautarterien durch hohe Hitzegrade der Umgebung, die ſelbſt noch längere Zeit andauert, nachdem die betreffenden Individuen bereits wieder in kühlere Umgebung zurückgebracht wurden. Auch überfirnißte Thiere pflegen eine erniedrigte Innentemperatur aufzuweiſen, welche mit ſtarker Erweiterung der Hautgefäße einhergeht und ſo bedeutend werden kann, daß die Thiere an Wärmeverluſt zu Grunde gehen. Doch ſcheint beim Menſchen die Ueberfirniſſung ohne nachweisbaren Einfluß für die Körperwärme zu ſein. Auch die Temperaturerniedrigung, welche in der Regel ausgedehnten Hautverbrühungen zu folgen pflegt, hat gewiß ihren Grund in der abnorm geſteigerten Wärmeabgabe ſeitens der dilatirten und ihrer ſchützenden Epidermisdecke beraubten Gefäße innerhalb der verbrühten Partien. Doch kann man nicht behaupten, daß die Abkühlung tödlich wirkt; vielmehr iſt die Temperaturabnahme nur eine Begleiterſcheinung wichtigerer Störungen. Endlich bilden Aenderungen, unter Umſtänden Herabſetzung der Eigenwärme einen häufigen und wichtigen Zug in dem Krankheitsbilde bei traumatiſchen Continuitätstrennungen des Rückenmarkes oder bei ſonſtigen Erkrankungen, durch welche die Leitung im Rückenmark unterbrochen iſt. Es ſind nämlich alle Arterien, deren vaſomotoriſche Nerven unterhalb der Unterbrechungsſtelle das Mark verlaſſen, zunächſt ihres Tonus beraubt. Doch ſind hierbei die Verhältniſſe ſo complicirter Natur, es kommen hier ſo vielerlei Factoren in Frage, daß durch andere Einflüſſe das Krankheitsbild weſentlich geändert werden kann und es daher nicht überraſcht, wenn der



Digitized by Google

Einfluß der Unterbrechung der Rückenmarksleitung auf die Temperatur in den verſchiedenen Fällen ein ſehr verſchiedener iſt.

Die Herabſetzung der Temperatur bei manchen Krankheiten, z. B. im stadium algidum der Cholera, im Collapſus bei Herzſchwäche u. ſ. w. iſt nur eine ſcheinbare. Sie beruht auf Wärmeretention im Innern durch Schwäche der Blutcirculation, die als natürliche Folge Kälte der Peripherie nach ſich zieht.

Daß nach Aufhören der vitalen Functionen, bei eingetretenem Tode, die Körpertemperatur ſich der Umgebung anpaßt, iſt ebenſo bekannt wie auf phyſikaliſchen Geſetzen beruhend. Die von Wunderlich u. a. beobachtete poſtmortale Steigerung der Innentemperatur beruht auf Wärmeretention, bewirkt durch Fehlen der Blutcirculation.

Gehen wir nun zur *therapeutiſchen Anwendung der Kälte* über, ſo ſei bemerkt, daß der Arzt ſie in allen drei Aggregatzuſtänden verwerthet und zwar theils ſo, wie ſie unter natürlichen Bedingungen vorkommt, theils in der Form eines künſtlichen Productes. Kälte wird erzeugt entweder durch raſche Verflüſſigung feſter oder Verflüchtigung flüſſiger Körper (Verflüſſigungs- und Verdunſtungs-Kälte). Das erſtere geſchieht entweder durch den Proceß des Schmelzens oder des Auflöſens, das letztere entweder durch den Proceß des Siedens oder durch Verdunſtung. Da bei jedem der beiden vorgenannten Proceſſe eine gewiſſe Menge von Wärme gebraucht (*gebunden*) wird, ſo iſt es erſichtlich, daß, wenn man keine Wärme zuleitet, die nächſte Umgebung, in welcher der Proceß vor ſich geht, die nöthige Wärme hergeben muß und infolge deſſen ihre Temperatur erniedrigt. Ebenſo werden alle Körper kälter, die mit der verdunſtenden Flüſſigkeit in Berührung kommen ſowie auch der noch flüſſige Theil der verdunſtenden Flüſſigkeit. Anwendung des luftverdünnten Raumes verſtärkt die Kältewirkung, da durch Ausdehnung ebenfalls Wärme gebunden wird. Verflüſſigungskälte durch Schmelzung erzeugen wir hauptſächlich mit Hülfe des Eiſes. Verflüſſigungskälte durch Auflöſung erzielen wir durch Waſſer, Schnee oder Eis, in denen verſchiedene Salze aufgelöſt werden, zum Theil auch unter gleichzeitiger Anwendung von Säure. Solche Salzmiſchungen werden Kältemiſchungen genannt. Die Temperaturerniedrigung iſt bei verſchiedenen Salzen verſchieden, theils weil durch nebenhergehende chemiſche Verbindungen noch Wärme erzeugt wird, theils wegen der verſchiedenen ſpecifiſchen Wärme der Salzlöſungen.

Von *Kältemiſchungen* ſeien folgende erwähnt:

1 Theil ſalpeterſaures Ammoniak und 1 Theil Waſſer bewirken Abkühlung von + 10° C. auf — 15° C. Daſſelbe bewirken 5 Theile Salmiak, 5 Theile Salpeter, 8 Theile Glauberſalz und 16 Theile Waſſer, 8 Theile Glauberſalz und 5 Theile rohe Salzſäure mit Schnee ergeben Abkühlung von — 27° C., Schnee mit Weingeiſt von 70 Proc. bewirkt eine Temperatur von — 20° C.

1 Theil waſſerhaltiges Chlorcalciumpulver mit 2 Theilen Schnee bewirkt Abkühlung von — 11° C. auf — 52° C.

1 Theil Schnee und 1 Theil verdünnte Schwefelſäure bewirken Abkühlung von — 8° C. auf — 62° C.

Die in der Medicin gebräuchlichen Schmucker'ſchen Umſchläge beſtehen aus 1 Salmiak, 3 Kaliſalpeter, mit einer Miſchung von 6 Eſſig und 12 — 24 Waſſer befeuchtet.

*Verdunſtungskälte* bewirken wir durch verſchiedene Badeproceduren in kaltem Waſſer (ſ. Kaltwassercur), in noch intenſiverem Grade durch Zerſtäubung von Aether und Alcohol mittels ſogenannter Pulveriſateure.

Die Therapie bedient ſich der Kälte zur Bekämpfung der verſchiedenartigſten Krankheiten, und wenn man ſich vergegenwärtigt, wie genau die Phyſik, die Phyſiologie und Pathologie über die Wirkungen dieſes Agens auf den Organismus (andern Heilmitteln gegenüber) informirt iſt, ſo muß man geſtehen, daß ſie entſchieden als eins der rationellſten Heilmittel zu betrachten iſt. Hauptbedingung für den Arzt, der ſie anwenden will, iſt genaue Bekanntſchaft nicht nur mit ihren Wirkungen, ſondern auch mit dem zu behandelnden Individuum, überhaupt ſtrenges Individualiſiren bei Behandlung jedes einzelnen Falles. Der Arzt muß ſich ganz klar ſein, welche Eigenſchaft der Kälte hier am Platze iſt: ob er ſie allgemein oder local oder beides zugleich, ob er ihre Erſt- oder Nachwirkung oder beide zugleich und mit welcher Dauer, welchem Temperaturgrade, welchem Aggregatzuſtande und welcher Applicationsweiſe anwenden will. Die Vernachläſſigung dieſer Cautelen iſt es hauptſächlich, was die Kälte als Heilmittel ſo lange in Miscredit bei der ärztlichen Welt erhalten hat und zum Theil noch heute erhält. Zur Beleuchtung dieſer Behauptung ſollen nur ein paar Beiſpiele dienen. Man hat ſehr warm die Anwendung der Kälte bei Erysipelas, Rothlauf, empfohlen. Würde man nun, ſtatt den erkrankten Theil mit trockener Kälte (Eisblaſe) zu bedecken und an entfernten Körperſtellen ableitende Umſchläge zu appliciren, ſowie den Fieberzuſtand mit kühlen Bädern zu behandeln, die kranke Haut mit kalten Waſchungen tractiren, ſo würde man durch dieſe irrationelle Behandlung gerade das Gegentheil von dem erreichen, was man bezweckt: Steigerung der Entzündung und des Fiebers. Es wird ferner die belebende Kraft der Kälte bei Zuſtänden von Anämie gerühmt. Es wäre aber falſch, ein anämiſches Mädchen in ein kaltes Klima zu ſchicken, dieſelbe ungenügend zu bekleiden und vielleicht noch protrahirte kalte Bäder anzuwenden, ſtatt die Kranke im allgemeinen warm zu halten und nur von Zeit zu Zeit eine ganz kurze, aber energiſche Kälteapplication in der Form von kalten Abreibungen oder Regenbädern anzuwenden. Wir verweiſen zur weiteren Information über die Anwendung der Kälte auf dem Artikel „Kaltwaſſercur“ und fügen nur ergänzend und vervollſtändigend noch Folgendes hinzu.

Ausgehend von der deletären Wirkung auf alles Lebende wendet man die Kälte zur Bekämpfung der Mikroorganismen bei ſeptiſchen Proceſſen (als Antisepticum)

Digitized by Google

an und zwar durch Verwerthung des Eiſes, der Kältemiſchungen, des kalten Waſſers und der kalten Luſt. Die Kälte concurrirt hier, was die Chirurgie anlangt, zum Theil mit der antiſeptiſchen Wundbehandlung nach Liſter u. a., zum Theil unterſtützen ſich beide. Als direct entzündungswidrigen Mittels (Antiphlogisticum) gegen acute und chroniſche Entzündungen aller Art bedient man ſich der Kälteapplication in Form von Eisblaſen- und Umſchlägen, Kältemiſchungen, Irrigationen und Bädern unter Zuhülfenahme der kalten Luſt. Ebenſo, nur in noch ausgedehnterem Maße, findet dies bei der *antipyretiſchen* Behandlung fieberhafter Krankheiten ſtatt, wo die Kälte mit der inneren Anwendung von Chinin, Salicylſäure u. a. concurrirt oder mit ihr combinirt wird.

Als Adstringens und Tonicum wendet man die Kälte in Form von Eis, Kältemiſchungen, Waſchungen und Bädern aller Art, Umſchlägen, Einſpritzungen mit Zuhülfenahme kalter Luſt bei allen inneren und äußeren Blutungen, ferner bei Erſchlaffungszuſtänden, Blutmangel und ſchlechter Ernährung an. Sie concurrirt hier mit den örtlichen Adſtringentien und Styptisis, ſowie der inneren Anwendung der Tonica: Ferrum, Chinin u. a.

Als *Antidyscraticum* kommt die Kälte in Form von Bädern und Umſchlägen aller Art und Trinken von kaltem Waſſer zur Verwendung bei Fehlern der Säftemiſchung: Gicht, Rheumatismus, Skrophuloſe, Syphilis, Tuberculoſe u. a.

*Erregend* wirkt die Kälte bei Lähmungen und Schwächezuſtänden aller Art in Form von Bädern, Abreibungen und Begießungen, *beruhigend* und *krampfſtillend* bei Aufregungszuſtänden und Convulſionen in Form von Bädern und Umſchlägen und Eisapplication, *anäſtheſirend* bei Schmerzen während vorzunehmender Operationen und bei Neuralgien, rheumatiſchen und entzündlichen Schmerzen u. ſ. w. in Form von Eis, Kältemiſchungen, Bädern aller Art und zerſtäubtem Aether und Alcohol. Schließlich ſei noch erwähnt, daß die Kälte in der Geburtshülfe als wehenbeförderndes Mittel in Form von Umſchlägen und Einſpritzungen mit Glück verwandt wird.

So gibt es kein Gebiet der Therapie, welches ſich nicht der Kälte zur Erreichung ihrer Zwecke zum Theil allein, zum Theil mit andern Mitteln combinirt, zu bedienen pflegt, und es iſt zu erwarten und zu wünſchen, daß ſich ihre Verwendung immer mehr und mehr bei allen rationellen Heilmethoden einbürgere. (*Emil Preller.*)

**KÄLTE** *in der darſtellenden Kunſt.* Man ſagt von Werken der bildenden Kunſt, daß ſie den Betrachter kalt laſſen, wenn ſie keinen Effect machen; damit iſt ein tadelndes Urtheil ausgeſprochen. Der Grund, daß man ſich für gewiſſe Kunſtwerke nicht erwärmen kann, liegt entweder im Betrachter ſelbſt, wenn er dem dargeſtellten Gegenſtande fremd gegenüberſteht, oder im Kunſtwerke, wenn die Conception, Zeichnung oder Farbe deſſelben ſo beſchaffen iſt, daß ſie auf ein fein ausgebildetes Kunſtgefühl nicht wohlthuend einwirkt. Man wird alſo ein Kunſtwerk kalt nennen, wenn der Gegenſtand deſſelben kein Intereſſe erweckt. Leider miſcht ſich in dieſer Hinſicht oft die Mode in die Beurtheilung ein; was einer Zeit als höchſtes Ideal erſchien, läßt eine andere ganz kalt; wir erinnern nur an die Kunſtwerke der akademiſchen Richtung, wie ſie unter David in Frankreich ſo hoch geprieſen wurden, oder an die ſpätere deutſche Kunſtweiſe der Romantiker. So hoch dieſe Kunſtrichtungen einſt erhoben und geprieſen wurden, unſerer Zeit ſtehen beide fremd gegenüber und ſelten wird ſich einer für dieſelben begeiſtern. Auch die Zeichnung kann die Kälte verſchulden. Eine unrichtige, fehlerhafte Zeichnung wird natürlich das geübte Auge nie bezaubern können; ſelbſt beim glühendſten Colorit, wie bei Makart'ſchen Gemälden, wird ſie, wenn ſie vorkommt, ſtörend wirken und den Effect beeinträchtigen. Aber ſelbſt eine correcte Zeichnung wird in einem Gemälde oder einem Sculpturwerk der Kälte nicht entgehen, wenn an dem Kunſtwerke zu ſehr das benutzte lebende Modell ſich vordrängt, ſodaß man über der überall durchſcheinenden Mühe des Schaffens nicht zum Genuſſe eines lebenswahren, gleichſam im Augenblick der Inſpiration plötzlich entſtandenen Kunſtwerkes kommen kann. Aber auch die Anordnung der Gruppirung muß ſich vor der Kälte bewahren. Wo der Charakter, die Stellung der einzelnen Scenen nicht im lebendigen Contact mit den übrigen ſteht, ſodaß jedes Glied ſeinen Zweck voll erfüllt und dabei zugleich den Charakter der Einheit des Ganzen unterſtützt, wo ſich die Linien in der Gruppirung ſcharf durchſchneiden oder unruhig auseinandergehen, da kann von einer künſtleriſchen Befriedigung keine Rede ſein; ein ſolches Kunſtwerk läßt kalt. Beſonders bei der Farbe werden die Prädicate warm oder kalt gebraucht. In der Regel werden das grelle weiße Licht und der ſchwarze Schatten kalt genannt, während man das Gegentheil von einem ins Gelbliche fallenden Lichte und einem transparenten Schatten ſagt. Vorzugsweiſe wird aber das warme Colorit in der Verbindung der Gegenſätze, in einer harmoniſchen Verſchmelzung der Farbenſcala zu ſuchen ſein, während das moſaikartige Zuſammenſtellen greller ganzer Farben eine kalte Färbung erzeugt. (*J. E. Wessely.*)

**KALTENBACH** (Georg Gottfried), Zeichner, Modelleur und Kunſthiſtoriker, geboren zu Graudenz am 18. Mai 1805, geſtorben zu Bamberg am 1. Febr. 1865. Er war für die juriſtiſche Laufbahn beſtimmt, vollendete auch ſeine Studien; als er aber Referendar werden ſollte, gab er dieſen Beruf auf, um ſeiner lang gehegten Neigung zu folgen und das Gebiet der Kunſtwiſſenſchaft zu pflegen. Vor allem war es die Baukunſt des deutſchen Mittelalters, der er ſeine ganze Zeit und Kraft opferte. Zu dieſem Zwecke durchreiſte er Deutſchland kreuz und quer (ſeit 1837) und ſammelte überall Stoff für ſeine Arbeiten, den er dann in den Wandervorleſungen, die er jahrelang (1840—1846) in verſchiedenen Städten hielt und in mehreren epochemachenden Werken verwerthete. Seine Vorträge machte er beſonders dadurch inſtructiv, daß er ſie durch ſelbſtverfertigte Modelle der wichtigſten Bauobjecte illuſtrirte. Seine Modellſamm-

Digitized by Google

lung zählte an 250 Stück, die er ſelbſt nach den Originalen in verkleinertem Maßſtabe verfertigte. Die Sammlung iſt einzig in ihrer Art. Die ſchönſten deutſchen Dome und Kirchen (wie die Dome von Magdeburg, Worms, die Kloſterkirche in Berlin, Andreaskirche in Braunſchweig, Lorenzkirche in Nürnberg, Kirchen in Cöln, Andernach u. ſ. w.), Schlöſſer (Saalbau der Wartburg), Rathhäuſer (z. B. in Münſter), Wohnhäuſer (aus Coblenz, Trier, Frankfurt, Cöln, Danzig u. a.) und Thürme ſind getreu nachgebildet, die architektoniſchen Formen und Ornamente bis ins kleinſte Detail durchgeführt. Die Sammlung kam nach Berlin in das Neue Muſeum (Abtheilung der Kleinkünſte) und nach Auflöſung dieſer Abtheilung in die Bauakademie, wo ſie ſich jetzt befindet. Die letzten Lebensjahre brachte Kaltenbach in Bamberg in Zurückgezogenheit zu. Von ſeinen kunſtgeſchichtlichen Werken ſind zu nennen: Album mittelalterlicher Kunſt. München 1846. 4. 6 Hefte mit 60 Tafeln. — Die Baukunſt des deutſchen Mittelalters, chronologiſch dargeſtellt, mit beſonderer Rückſicht auf die Entwickelung des Spitzbogenſtils. Fol. Dabei ein Atlas von 86 Tafeln, 2 Bände, München 1847. — Die chriſtliche Kirchenbaukunſt des Abendlandes von ihren Anfängen bis zur vollendeten Durchführung des Spitzbogenſtils, dargeſtellt mit Rückſicht auf die geſammte dieſem kunſtwiſſenſchaftlichen Zweige ſeither gewidmete Literatur (mit Jac. Schmidt herausgegeben), 48 Tafeln Abbildungen 4. ſeit 1850. — Dogmatiſch-liturgiſch-ſymboliſche Auffaſſung der kirchlichen Baukunſt im Allgemeinen und insbeſondere des Rundbogenſtils. Halle 1857.

*(J. E. Wessely.)*

KALTENNORTHEIM, Stadtflecken im Verwaltungsbezirk Dermbach des Großherzogthums Sachſen-Weimar-Eiſenach, im ſogenannten eiſenacher Oberlande, romantiſch gelegen an der Felda, Endpunkt der ſchmalſpurigen Feldabahn, mit 1600 Einwohnern nach der Zählung von 1880 (gegen 1469 im J. 1875), darunter 1560 Evangeliſche, 4 Katholiken und 36 Juden. Hauptnahrungszweig iſt Landwirthſchaft, deren Ertrag, durch guten Kalk- und Baſaltboden begünſtigt, lohnend genannt werden kann. Dabei iſt die gewerbliche Thätigkeit in Sattler- und Riemerarbeiten (beſonders Peitſchen), Schuhmacherei, Plüſch- und Zeugweberei und Lohgerberei nicht unbedeutend. Der früher in ziemlichem Umfange betriebene Braunkohlenbergbau iſt jetzt nur noch unerheblich. Sechs Krammärkte jährlich und ebenſo viele Viehmärkte tragen zur Belebung des Handelsverkehrs bei, obwol die Viehmärkte von untergeordneter Bedeutung ſind. Die im J. 1880 eröffnete Feldabahn wird ihren ſchon jetzt ſegensreichen Einfluß erſt dann voll entfalten, wenn ſie ſüdwärts nach Mellrichſtadt zum Anſchluß an die bayeriſche Staatsbahn fortgeführt wird. Die Stadt hat eine Gewerkenſchule und iſt Sitz eines Amtsgerichts in dem Schloß, worin die Grafen von Henneberg zeitweilig reſidirten. Im Dreißigjährigen Kriege wurde der Ort faſt gänzlich zerſtört, wobei faſt die ganze Einwohnerſchaft ums Leben kam. Im J. 1858 legten zwei aufeinanderfolgende Brände die Hälfte des Fleckens in Aſche.

*(A. Schroot.)*

KALTENSUNDHEIM (d. h. Kaltenſüdheim), Flecken im Bezirk Dermbach des Großherzogthums Sachſen-Weimar-Eiſenach, an der Felda, die eine Stunde ſüdlich des Ortes an dem 2500 Fuß hohen Ellenbogen entſpringt, liegt eine halbe Stunde ſüdlich von Kaltennortheim, dem Endpunkt der Feldabahn und iſt ſelbſt Kreuzungspunkt der Staatsſtraßen von Meiningen nach Fulda und von Eiſenach nach Mellrichſtadt an der bayeriſchen Bahn. Es zählte (1880) 960 Landwirthſchaft treibende, gewerbfleißige Bewohner evangeliſcher Confeſſion. Die gewerbliche Thätigkeit, ähnlich wie in dem benachbarten Kaltennortheim, erſtreckt ſich auf Plüſchweberei und Anfertigung von Gurtwaaren, insbeſondere Peitſchenflechterei. Sechs Kram- und ebenſo viele Viehmärkte tragen zur Belebung des Handelsverkehrs bei. Der Boden, beſtehend aus Kalk und Baſalt, iſt fruchtbar, ſodaß trotz der hohen Lage über dem Meere der landwirthſchaftliche Betrieb ſich lohnt.

*(A. Schroot.)*

KALTERN, ein Marktflecken in Tirol, Hauptort von Ueberetſch im politiſchen Bezirke Bozen. Zur Ortsgemeinde deſſelben gehören die Ortſchaften Altenburg, Mitterdorf, Unterdorf, Planitzing, St.-Anton, St.-Joſef am See und St.-Nikolaus. Die ganze Ortsgemeinde zählt 3760 Einwohner. Der Markt liegt 429 Meter über dem Meere in einer überaus lieblichen und fruchtbaren Landſchaft, welche öſtlich von dem 600 Meter hohen Mittelberg und weſtlich von dem 1662 Meter hohen Gebirgsſtocke der Mendola begrenzt wird. Kaltern iſt der Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Franziskanerkloſter, ein Kloſter der Schweſtern des dritten Ordens, und eine ſchöne Pfarrkirche aus dem vorigen Jahrhundert mit Deckengemälden des vaterländiſchen Künſtlers Schöpf, ferner die Schlöſſer Campan, Mühlburg und Salegg. Dem warmen Klima und der günſtigen Bodenbeſchaffenheit verdankt die Umgebung das Gedeihen eines ausgezeichneten Weins, welcher Kaltern ſelbſt zu einem wichtigen Punkte des tiroler Weinhandels machte. Schwunghaft wird auch die Seidenzucht betrieben. Die hiſtoriſche Vergangenheit Kalterns reicht weit zurück, indem der Name deſſelben bereits im 10. Jahrhundert urkundlich vorkommt. In unſerem Jahrhundert erhielt Kaltern durch das ekſtatiſche Fräulein Maria von Mörl, welches daſelbſt geboren wurde, lebte und ſtarb, einen weitverbreiteten Ruf. Unmittelbar weſtlich von Kaltern in einer Entfernung von einem Kilometer liegt in einer Meereshöhe von 501 Metern das kalkhaltige Bad Pfus oder Rochusbad und 3 Kilometer ſüdlich von Kaltern breitet ſich in einer Seehöhe von 208 Metern der über 2 Kilom. lange und 1 Kilom. breite Kalterer See aus, welcher einige Meter niedriger als die unweit öſtlich vorüberfließende Etſch liegt und mit ſchmuzigem hellgrünem Sumpfwaſſer und vorzüglichen Fiſchen erfüllt iſt. Auf dem heißen Kalkboden der Berglehne ſeines weſtlichen Ufers gedeiht der ausgezeichnete Kalterer Seewein. Südlich vom See dehnt ſich ein Moosboden, das „Traminer Moos“ aus, welches durch zwei Abzugsgräben zu einem äußerſt fruchtbaren Landſtriche, auf

Digitized by Google

welchem der Mais eine Höhe von 3 Metern erreicht, umgeſtaltet wurde. (*Ferd. Grassauer.*)

Kaltes Fieber, ſoviel wie Wechſelfieber.

KALTES GESTEIN wird im Bergbau das Geſtein genannt, welches bei der Bearbeitung mit Fäuſtel und Brechſtange keinen Ton gibt. (*C. Reinwarth.*)

KALTKEILEN heißt beim Bergbau, ein Geſtein durch Brechen und Hauen mit Brechſtange und Fäuſtel, ohne Sprengen mit Pulver oder Dynamit, gewinnen. (*C. Reinwarth.*)

KALTLAGER, Kaltliegen, Kaltstehen gebraucht man im Hüttenweſen von Werken, die nicht im Betriebe ſtehen und bei denen die Feuer nicht mehr brennen. (*C. Reinwarth.*)

KALTWASSER (Johann Friedrich Salomo) iſt am 22. März 1752 in Gotha geboren. Sein Vater Johann Heinrich war Buchbinder, ſeine Mutter hieß Suſanne Margarethe Böhme. Er beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und die Univerſität Jena. Bereits am 8. Juni 1775 wurde er an der Schule, die ihn gebildet hatte, als zweiter Collaborator angeſtellt mit einem Gehalte von 20 Meißn. Gulden. Das war ſelbſt in der wohlfeilen und an ein einfaches Leben gewöhnten Stadt ſehr wenig, ſodaß er ſich genöthigt ſah Privatunterricht zu ertheilen. Unter ſeinen Schülern war auch Fr. Jacobs mit ſeinem älteren Bruder (vergl. Nachrichten aus meinem Leben S. 12). Dieſen ertheilte er in der Sprache Unterricht, welche an der Schule ihm allein übertragen war, in der griechiſchen. Nach langer Vernachläſſigung derſelben hatte Director Geißler angefangen die alten Bahnen der Lektüre des Neuen Teſtaments zu verlaſſen und in Kaltwaſſer einen Lehrer erhalten, der ganz geeignet war dieſer Sprache Freunde zu gewinnen, die den von ihm gebahnten Weg mit Eifer verfolgten. Kaltwaſſer hatte ein beſonderes Geſchick die Anfangsgründe zu lehren, wobei er auch mit einem ſchlechten Lehrbuche (der Halliſchen Grammatik) raſch über die Erlernung der Paradigmata wegkam, ſogar die Accentlehre als überflüſſig beiſeite ließ (das war damals noch ziemlich allgemein) und raſch zur Lektüre überging. Aeſop's Fabeln und Paläphatus wurden geleſen und dabei durch genaue Analyſe der Formen die Kenntniß der Grammatik befeſtigt. Die guten Erfolge veranlaßten auch ſeine raſche Beförderung, 1771 wurde er erſter Collaborator mit dem Titel Profeſſor, 1778 vierter Profeſſor und rückte allgemach in die erſte Profeſſur auf. Da allein die vier erſten Klaſſen (Selecta bis Tertia) das eigentliche Gymnaſium bildeten und in der oberſten Klaſſe nur vier Lehrſtunden für das Griechiſche angeſetzt waren, behielt er Muße genug theils zu Privatunterricht, theils zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Herzog Ernſt II., der in ſeiner Jugend kein Griechiſch gelernt hatte und in ſeinen ſpäteren Jahren den Mangel dieſer Kenntniß fühlte, nahm Kaltwaſſer zum Lehrer und ließ ſich den Unterricht in den erſten Frühſtunden geben. Wie ſehr der fürſtliche Schüler den gewiſſenhaften Lehrer geſchätzt und durch kleine Aufmerkſamkeiten erfreut hat, ſieht man an dem Geſchenke eines bequemen Pelzes, den Kaltwaſſer einmal ſtatt ſeines Ueberrockes im Vorzimmer auf dem Friedenſtein (denn dort hinauf mußte Kaltwaſſer ſteigen) vorfand.[1] Unter den Schülern, die ſeinen Unterricht genoſſen haben, nenne ich nur Fr. Paſſow und Roſt. — Die Leitung der Schule hat während ſeiner neununddreißigjährigen Wirkſamkeit dreimal gewechſelt. Geißler ging nach Schulpforta 1779, deſſen ausgezeichneter Nachfolger Stroth ſtarb ſchon 1785, und nun trat Döring ein 1786, der ihn zu ſeinem fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläum 1800 mit einem lateiniſchen Gedicht begrüßte. Auch mit den Amtsgenoſſen Manſo, Jacobs, Kries, Galletti, Schulze u. a. ſtand er in den beſten Verhältniſſen, obgleich ſeine ernſte, ſchwerfällige Natur ihn von dem geſellſchaftlichen Leben etwas zurückhielt. Er war ein ehrlicher, offener Charakter, freilich zu ſehr Pedant. Auch die Schüler verehrten ihn, weil ſie in ſeiner Strenge den Zug der Milde nicht verkennen konnten. Seine Kraft nahm zuletzt raſch ab; am 17.[2] Auguſt 1819 iſt er ſanft eingeſchlafen. Am 23. September hielt Döring eine lateiniſche Gedächtnißrede, die ſofort gedruckt und 1839 in deſſen commentationes, orationes, carmina von Wüſtemann aufgenommen wurde, p. 167.

Seine Schriften beziehen ſich nur auf griechiſche Literatur; 1776 eine Ausgabe der Alceſtis des Euripides mit Scholien, der metriſchen Ueberſetzung Buchanan's und genauem Wortverzeichniß. Der Text beſchränkt ſich auf Wiedergabe von Barnes; Rector Geißler ſchrieb eine Vorrede dazu. 1780 folgte ein Abdruck der Metaphraſe des Päanios zum Eutrop, gleichfalls mit genauem Index; die Bemerkung des Titels in usum scholarum läßt vermuthen, daß er dies Machwerk in der Schule habe leſen wollen, wie es auch anderwärts geſchehen iſt. Eine Sammlung kleiner griechiſcher Gedichte (1789) iſt mir unbekannt. Sein verdienſtlichſtes Werk iſt die deutſche Ueberſetzung Plutarch's, zuerſt die der moraliſchen Abhandlungen in 9 Bänden (Frankfurt a. M., 1783—1800), ſodann die der Biographien mit Anmerkungen (Magdeburg 1799—1806) in 10 Bänden. Nach dem Tode Stroth's übernahm er die Vollendung der Ueberſetzung von Diodor's Bibliothek der Geſchichte, die durch die von ihm übernommenen zwei Bände (5. und 6.) im Jahre 1787 vollendet wurde. (*Eckstein.*)

KALTWASSERCUR (Hydriatrik oder Hydrotherapie), in neuerer Zeit mit größerem Rechte einfach „Waſſercur" genannt, iſt diejenige Methode zu heilen, welche ſich als wirkſamen Agens der äußerlichen und innerlichen Anwendung des Waſſers (urſprünglich nach Prießnitz nur von relativ niederen, in neuerer Zeit von allen dem Körper erträglichen Temperaturen) bedien. Unterſtützt wird die Cur durch Schwitzen (urſprünglich nur in wollenen oder naſſen Leintüchern, in neuerer Zeit auch durch Dampfbäder und iriſch-römiſche Bäder), durch eigenthümliche Diät ſowie den möglichſt ausgedehnten Genuß der friſchen Luft mit zweckentſprechender

1) Jacobs, Vermiſchte Schriften I, 65. 2) Angabe des 13. oder 16. Aug. findet ſich, aber irrig.

Digitized by Google

Körperbewegung (letztere urſprünglich nur in Spazierengehen, jetzt auch in gymnaſtiſchen Uebungen und Manipulationen beſtehend).

Das Waſſer unterſcheidet ſich von den andern Körpern durch ſeine allgemeine Verbreitung und die dadurch bedingte Billigkeit ſeiner Beſchaffung, durch die relative Ungefährlichkeit für den Organismus, ſeine Löſungs- und Quellungskraft, ſeine Leichtflüſſigkeit bei den meiſten zur Therapie zu verwendenden Temperaturen, ſeine hohe Wärmecapacität und die Eigenſchaft, von dem Organismus viel mehr Wärme aufzunehmen als die Luft, ſeine Adhäſionskraft, ſein geringes Wärmeleitungsvermögen und ſein ſpecifiſches Gewicht, und eignet ſich daher auch ganz beſonders zum Heilagens, wie es ja als Nahrungs- und Gebrauchsmittel im Haushalt der Natur und des Menſchen unentbehrlich iſt. Deshalb hatten ſchon die alten Griechen und Römer eine hohe Meinung von der Heilkraft des Waſſers. Hippokrates, Asklepiades von Pruſa (mit dem Beinamen Pſychrolutes), Antonius Muſa (der den Kaiſer Auguſtus und den Dichter Horatius mit kaltem Waſſer heilte), Galenus, Antyllus, Celſus, Cälius Aurelianus, Alexander von Tralles, Paulus von Aegina u. a. zogen die Anwendung des kalten Waſſers in den Kreis ihrer Therapie. Wenn auch von unſeren Vorfahren, den alten Germanen, die Anwendung des kalten Waſſers als diätetiſches und Heilmittel ſehr geſchätzt war, ſo kam ſie doch trotzdem im Mittelalter vollſtändig in Vergeſſenheit. Erſt im 18. und 19. Jahrhundert wurde die Kaltwaſſercur wieder von einzelnen Autoritäten, wie Friedrich Hoffmann, der ärztlichen Familie Hahn, Lombard, Percy, Wright, Currie, Joſeph Frank, Fröhlich, Pitſchaft, Reuß u. a., geübt und empfohlen, konnte ſich jedoch weder in der ärztlichen noch in der Laienwelt einen Platz erobern, wol hauptſächlich, weil es ihr an methodiſcher Ausbildung fehlte. Dieſe erhielt ſie in ſeltener Vollkommenheit durch den Bauer Vincenz Prießnitz, geboren 1799 zu Gräfenberg in Oeſterreich-Schleſien, der, ein ſeltenes mediciniſches Genie und ein Menſch von ſcharfer Beobachtungsgabe und großer Energie bei ganz fehlender wiſſenſchaftlicher Bildung, nach vorhergegangenen Experimenten an Hausthieren es unternahm, eine neue Heilweiſe ins Leben zu rufen. Er gründete an ſeinem Geburtsorte, 1800′ über dem Meere in einem Hochthale der Sudeten im Jahre 1830 die erſte Waſſerheilanſtalt und gewann durch ſeine unglaublichen Erfolge zuerſt das Laienpublikum für die Kaltwaſſercur. Leider lebten dieſe erſten Anhänger der neuen Heilweiſe in dem Wahne, weil Prießnitz, ein Bauer ohne mediciniſche Bildung, ſo glückliche Curen machte, könne jeder Ungebildete curiren, und zwar beſſer als ein Arzt. Durch dieſe unerhörte Provocation wurde die ganze ärztliche Welt in einer Weiſe feindlich gegen das neue Curverfahren geſtimmt, daß es allgemein als Charlatanerie verketzert wurde, bis es ſich endlich in unſeren Tagen mit Mühe einen Platz in der Heilkunde errang, welcher ihr jetzt zwar ernſtlich von niemand mehr beſtritten, aber von vielen Seiten noch unverhältnißmäßig eingeengt wird.

Männer wie Schedel, Flug, Falck, Petri, Genth, Scharlau, v. d. Decken, Brand, Jürgenſen, Schindler, Piutti, Richter, Pleniger, Winternitz, Senator, Liebermeiſter, Pinoff, Cervinski, Runge u. a. unternahmen es mit Glück, die empiriſche Methode von Prießnitz mit den Lehren der ärztlichen Wiſſenſchaft in Einklang zu bringen, und erbauten auf dieſer Baſis das Gebäude der modernen Hydrotherapie, die ſich im Weſentlichen nicht von der Prießnitz'ſchen Methode unterſcheidet, nur im Ganzen mehr individualiſirt und ſich noch höherer und niederer Wärmegrade bedient (Prießnitz wandte weder warme Bäder noch Eis an), auch einige neue Applicationsweiſen den zahlreichen alten hinzugefügt hat.

Auf die Methode der Waſſerbehandlung übergehend betrachten wir zuerſt die verſchiedenen Temperaturen des Waſſers in ihren Wirkungen auf den Organismus.

Man unterſcheidet:

| | | |
|---|---|---|
| kaltes Waſſer in einer Temper. von | 1°—18° R. | 1°—22° C. |
| kühles „ „ „ „ „ | 18°—24° R. | 22°—30° C. |
| laues „ „ „ „ „ | 24°—27° R. | 30°—34° C. |
| warmes „ „ „ „ „ | 27°—30° R. | 34°—38° C. |
| heißes „ „ „ „ „ | 30° R. | 38° C. bis zur Dampfbildung. |

Es iſt nachgewieſen, daß laues Waſſer, d. h. Waſſer von der Temperatur, in welcher der civiliſirte, bekleidete Menſch zu leben gewohnt iſt, ceteris paribus und bei genügend langer Anwendung erſchlaffend auf das Gewebe der Haut, ſowie deren Blutgefäße und beruhigend auf die Hautnerven wirkt. Bei Anwendung der differenten Temperaturen (und zwar iſt es in dieſer Hinſicht ziemlich gleichgültig, ob ſie höher oder niedriger als 24°—27° R., 30°—34° C. ſind) findet eine Reizung der Hautnerven, eine Contraction der Haut und ihrer Gefäße ſtatt, welche eine kräftigere oder gelindere zu ſein pflegt, je nach der größeren oder geringeren Erhöhung oder Erniedrigung der angewandten Temperatur. Fortdauernde Reizung durch ſehr differente Temperaturen führt zuletzt durch Ueberreizung zur Erſchlaffung und Empfindungsloſigkeit. Auf dieſe Erſtwirkung findet 1) je nach der Dispoſition des betreffenden Individuums, 2) der angewandten Temperatur, 3) der Dauer und 4) der Applicationsweiſe des Bades ſchneller oder langſamer, kürzer oder länger — eine Nachwirkung, die ſogenannte Reaction ſtatt, welche das Gegentheil von der Erſtwirkung zur Folge hat, alſo Beruhigung oder Abſtumpfung der Hautnervenfunction, Ausdehnung der Gewebe und Blutgefäße der Haut. Nach kürzerer oder längerer Zeit pflegt dann auch dieſe zu verſchwinden und dem Zuſtande vor dem Bade oder dem normalen Körperzuſtande Platz zu machen. Genannte zwei Wirkungen: die Erſtwirkung und die Reaction, können nun je nach Berückſichtigung der oben genannten 4 Factoren (von denen Punkt 4 ſpäter noch einer eingehenderen Erörterung zu unterwerfen iſt) derartig zur Geltung kommen, daß ſie 1) entweder wechſelsweiſe in gleicher Intenſität auftreten, 2) daß eine die andere mehr oder weniger überwiegt, oder 3) dieſelbe in ihrer Wirkung ganz aufhebt. Geben wir

Digitized by Google

einen Schritt weiter, ſo beobachten wir, daß Reizung der Hautnerven und Abſtumpfung ihrer Functionen ſich fortzuſetzen pflegen auf die Nerven des Muskelſyſtems, der verſchiedenen inneren Organe (der Circulation, Reſpiration, Verdauung, des Urogenitalſyſtems) ſowol durch das centrale als auch das ſympathiſche Nervenſyſtem, und zwar in den beiden Erſcheinungsweiſen des Antagonismus und der Sympathie. Inſofern nun nicht nur irritirende, ſondern auch hemmende Nerven hierher zu rechnen ſind (man denke nur an das Nervenſyſtem des Circulationsapparates), ſo kann von der Haut aus durch Erſchlaffung und Reizung (mit Ueberreizung) beider Nervenkategorien, durch die dabei ſtattfindenden antagoniſtiſchen und ſympathiſchen Erſcheinungen, modificirt nach dem Eintritt und der Dauer der Erſt- und Nachwirkung, eine Menge der verſchiedenſten Functionen im Körper angeregt, gehemmt und modificirt werden, auf die verſchiedenſten Organe und Syſteme des Körpers, und zwar nicht allein auf die einzelnen für ſich allein, als beſonders auch auf den Organismus im Ganzen gewirkt werden. Ebenſo können durch Hyperämien im Hautgefäßſyſtem ſowol ſympathiſch Hyperämien als auch antagoniſtiſch Anämien in verſchiedenen Regionen des Gefäßſyſtems hervorgerufen werden und umgekehrt. Leider hat ſich die Phyſiologie noch ſo wenig mit allen dieſen Verhältniſſen beſchäftigt, daß wir noch nicht alle hier in Frage kommenden Factoren kennen und infolge deſſen oft auf Experimentiren und empiriſche Erfahrungen angewieſen ſind. Am bekannteſten möchte noch die Wirkung auf die Blutgefäße und die Wärmebildung im Organismus ſein. Was die erſtere anlangt, ſo finden nicht nur die bereits oben erwähnten directen und indirecten Nerveneinflüſſe ſtatt, ſondern es kommt auch noch ein mechaniſches Moment in Frage. Durch Zuſammenziehung der geſammten peripheriſchen Blutbahnen wird das Blut nach dem Innern des Körpers getrieben, durch Erweiterung derſelben nach der Peripherie. Je nachdem nun durch die Bäder in der einen oder andern Richtung gewirkt wird, reſultirt hieraus Anämie oder Hyperämie der inneren Organe.

Combinirt man dieſe Wirkungen mit der ſympathiſchen und antagoniſtiſchen Wirkung des Waſſers auf die Gefäße einzelner Organe, ſo kann man die Blutfülle einzelner Organe beliebig erhöhen oder verringern, den Blutſtrom denſelben zu- oder von ihnen ablenken oder, mit einem in der Medicin gebräuchlichen Ausdrucke, von ihnen ableiten.

Am wichtigſten iſt der Einfluß, den wir durch die äußerliche Application des Waſſers auf die Wärmebildung im Organismus ausüben. Wir können dieſelbe zuvörderſt mit Zuhülfenahme der phyſikaliſchen Eigenſchaften des Waſſers (höherer oder niederer Temperatur) nach Belieben erhöhen und herabſetzen und zwar auf kürzere oder längere Zeit, in einzelnen Theilen und Syſtemen des Körpers und hauptſächlich im geſammten Organismus. Abkühlung wird demgemäß in erſter Linie durch Wärmeentziehung erreicht. Hierbei iſt zu bemerken, daß ceteris paribus die inneren Organe am meiſten abgekühlt werden, wenn die Hautgefäße möglichſt lange erweitert gehalten werden, wodurch ſie dem Innern des Körpers immer wieder die relativ größte Menge abgekühlten Blutes zuführen. Es geſchieht dies am beſten durch vorhergegangene feuchte Einpackungen (ſ. unten) bis zur Erwärmung der Peripherie und Frottiren der Haut während des Bades, ſowie durch innere Darreichung von Spirituoſen kurz vor dem Bade. Die letzten beiden Maßregeln verhüten aus genanntem Grunde auch den frühzeitigen Eintritt des Froſtes im kalten Bade (der ja bekanntlich durch Blutleere der die Hautnerven umgebenden Gefäße hervorgerufen wird).

Die Temperatur des Körpers wird in zweiter Linie vermindert durch Beſchränkung der Wärmeproduction, welche nach einigen Autoren durch längere und öftere Anwendung nicht zu niederer Wärmegrade beim Baden und dauernde locale Application auf Kopf und Bruſt (durch Wirkung auf die Centren der Wärmebildung) erreicht wird.

Temperaturerhöhung des Körpers erreicht man nicht nur durch Beſchränkung der Wärmeabgabe vermöge ſchützender Hüllen, durch directe Zuführung von Wärme in warmen und heißen Bädern, ſondern auch durch kurze energiſche Wärmeentziehungen der ganzen Peripherie, welche die Centren der Wärmebildung zu erhöhter Thätigkeit anregen. Uebrigens ſind gerade die letzteren Punkte zur Zeit noch lebhaften Discuſſionen von ſeiten der Forſcher unterworfen und müſſen weitere Experimente erſt mehr Licht in die Sache bringen. Es iſt auch begreiflich, daß bei Beachtung ſo vieler und verſchiedener Cautelen nicht nur ſtreng individualiſirt, ſondern auch bei jedem einzelnen Falle experimentirt werden muß, wenn man in der Therapie etwas Erſprießliches leiſten will. Auch lehrt es ſich von ſelbſt, daß man die Directive ſo eingreifender therapeutiſcher Maßregeln nur in der Cur erfahrenen Aerzten, unter allen Umſtänden aber nicht Laien anvertrauen ſoll. An die Wärmeregulation ſchließt ſich die Wirkung der Kaltwaſſercur auf den Stoffwechſel und die Ernährung an, welche beiden Factoren bekanntlich auf das engſte mit der Wärmebildung verknüpft ſind. Es iſt leicht erſichtlich, daß man durch die erhöhte oder verminderte Wärmebildung beide Functionen vermehren und vermindern kann. Modificirt wird die Wirkung der Temperaturen von der Peripherie aus durch die Art der Application. Ein Baſſin- (Voll- oder Wellen-)bad wird mächtiger auf die Erwärmung oder Abkühlung des Körpers wirken als die Application des Waſſers mit Hülfe von naſſen Tüchern. Noch intenſiver wird der Einfluß der Temperatur ſein bei ſtets wechſelnder Waſſermenge (als Douche, Wellenbad, Flußbad, Uebergießung, fließendes Sitzbad). Daß außerdem auch die Lufttemperatur des Baderaumes in Hinſicht auf Erwärmung und Abkühlung von hohem Belang iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Ferner pflegt Waſſer ohne Bewegung (Vollbad, Wannenbad, Sitzbad ohne Zufluß) beruhigend, raſch fließendes, noch mehr aber herabſtürzendes Waſſer (ſprudelndes Sitzbad, Uebergießung, Flußbad, Wellenbad, Douche) erregend auf die Nerven zu wirken. Kräftiger



Digitized by Google

noch wird auf die Erregung das Frottiren der Haut während der Badeform (Halbbad, Abreibung) und nach derſelben wirken.

Noch ſei bemerkt, daß relativ hohe und niedrige Temperaturen ertragen werden, ohne die Nerven aufzuregen, wenn man die Procedur mit lauem Waſſer beginnt und allmählich durch langſamen Zufluß different temperirten Waſſers ſeine Temperatur erhöht oder erniedrigt. Es wird durch dieſes Einſchleichen einer höheren oder niederen Temperatur (ganz ähnlich wie beim Einſchleichen des galvaniſchen Stromes durch den Rheoſtaten) der Nervenreiz vermieden. Im Gegentheil wird der ſtärkſte Nervenreiz ausgelöſt durch den raſchen Wechſel differenter Temperaturen, und zwar iſt der Nervenreiz um ſo mächtiger, je raſcher der Wechſel und je größer der Unterſchied zwiſchen den wechſelnden Temperaturen iſt.

Das Einhüllen des Körpers in trockene Tücher wird die Temperatur deſſelben ſteigern, dieſelbe Procedur mit feuchten, warmen und heißen Tüchern wird daſſelbe bewirken und dabei das Nervenſyſtem mächtiger erregen, während die Einpackung in feuchte mehr oder weniger kalte Tücher zuerſt die Hautnerven reizt, ihre Blutgefäße contrahirt, die Hauttemperatur und infolge davon die Temperatur des ganzen Körpers herabſetzt, bei nachfolgender Erwärmung hingegen unter Erweiterung der Blutgefäße der Haut durch Anhäufung des Blutes auf der Peripherie die inneren Organe entlaſten wird.

Es ergeben ſich hieraus folgende Applicationsweiſen oder Badeformen, die je nach Bedürfniß von der verſchiedenſten Temperatur und Zeitdauer verabreicht und auf das mannichfaltigſte combinirt werden, ſo zwar, daß nicht nur an Einem Tage, den Indicationen entſprechend, verſchiedene Badeformen verabreicht werden, ſondern auch einzelne Applicationsweiſen unmittelbar hintereinander vorgenommen werden können.

Die Wirkungsweiſe der einzelnen Proceduren wird man ſich nach den vorausgegangenen Bemerkungen unter beſonderer Berückſichtigung der über die Temperaturwirkungen und der jetzt folgenden Beſchreibung derſelben durch einiges Nachdenken ſelbſt combiniren können, dabei aber immer bedenken müſſen, daß einen Hauptfactor bei der ganzen Curmethode die *Individualität des zu Behandelnden* bildet.

Noch ſei gleich im voraus bemerkt, daß faſt keine einzige Badeform in *allen* dem Körper erträglichen Temperaturen verabreicht wird, eine Folge der mit ihnen in Hinſicht auf bequeme Application, Billigkeit und Wirkung auf die verſchiedenen Organismen gemachten Erfahrungen.

Wir unterſcheiden a) allgemeine und b) locale Applicationsweiſen.

a) *Allgemeine Applicationsweiſen.*

1) Das *Halbbad*. Man füllt eine gewöhnliche Badewanne 6—8 Zoll hoch mit Waſſer, ſetzt oder legt den Kranken hinein und überſchüttet ihm die außer dem Waſſer befindlichen Theile mit dem Badewaſſer, während die im Waſſer befindlichen kräftig gerieben werden. Dauer des Bades 2—15 Minuten; Waſſertemperatur 10° bis 28° R. (12°—35° C.). Die Uebergießungen werden unter Umſtänden kälter als das Bad gemacht, bis 5° R. (6° C.) herab. Vor dem Bade und während deſſelben iſt unter Umſtänden der Kopf und das Herz mit kalten Compreſſen zu bedecken.

2) Das (kalte) *Vollbad* wird in einem geräumigen Waſſerbehälter (von 10 und mehr Kubikmeter Inhalt) vorgenommen. Der Kranke ſteigt entweder ſofort in das 6°—12° R. (8°—15° C.) warme Bad hinein oder verweilt erſt 1—2 Minuten in einem Halbbad von 16°—20° R. (20°—25° C.); Badedauer ½ bis 1 Minute. Nachher vor dem Abtrocknen eventuell wieder Rückkehr in das Halbbad auf 1—2 Minuten.

3) Das *Wannenbad*. Eine gewöhnliche Wanne wird ſo weit mit Waſſer gefüllt, daß der Kranke bis an die Bruſtwarzen darinſitzt. Schutz des Kopfes durch eine kalte Compreſſe iſt unter Umſtänden angezeigt. Ruhige Haltung im Waſſer von 10°—30° R. (12°—37° C.), das nicht bewegt werden darf, in einer Zeitdauer von 2 Minuten bis mehreren Stunden iſt das Charakteriſtiſche dieſer Badeform. Eine beſondere Art ſind die abkühlenden Wannenbäder, in denen die Temperatur allmählich durch Zufluß des kälteren und Abfluß des wärmeren Waſſers von höheren auf niedere Temperaturen gebracht wird.

4) Die *Fallbäder* oder *Douchen* beſtehen in Vorrichtungen, durch welche Waſſermengen in der Höhe von mindeſtens 3 Meter oder mit entſprechendem Drucke auf den ganzen Körper oder einzelne Theile applicirt werden.

Man unterſcheidet: *Regendouchen*, welche das Waſſer durch Gießkannenbrauſen entſenden, *Strahldouchen*, welche daſſelbe durch eine kleine Oeffnung, *Falldouchen*, welche es durch eine große Oeffnung (urſprünglich aus einer Rinne) ausfließen laſſen, *Glocken-*, *Zirkel-*, *Kapellendouchen*, welche verſchiedene Körpertheile von verſchiedenen Seiten auf einmal einer Menge Waſſerſtrahlen ausſetzen u. a.

Jede Temperatur, die fließendes Waſſer hat, wird dabei verwandt, ſogar das Waſſer in Dampfform. Zeit der Anwendung 10 Secunden bis 5 Minuten.

5) Die *Abwaſchung* wird vorgenommen entweder vom Kranken ſelbſt oder einem Diener mit den ins Waſſer getauchten Händen oder mit einem Schwamme oder Handtuch, ſodaß Theil für Theil entblößt und nachher abgetrocknet wird. Der Kranke kann dabei im Bette bleiben. Temperatur 8°—28° R. (10°—35° C.).

6) Die *Abreibung*. Ein in Waſſer getauchtes, mehr oder weniger ausgerungenes Betttuch wird um den Kranken geſchlagen (der dabei im Bette liegen, auf einem Schemel ſitzen oder ſtehen kann, je nachdem es die Umſtände erfordern) und deſſen Körper im Tuche ſo lange gerieben, bis daſſelbe warm iſt und hierauf der Kranke abgetrocknet. Durch ein- und mehrmaliges Uebergießen mit Waſſer im naſſen Leintuche kann der Patient wiederholt abgekühlt und wieder warm gerieben werden. Unter Umſtänden iſt es zu empfehlen, im allgemeinen aber zu verbieten, daß der Kranke mitreibt. Temperatur 8°—28° R. (10°—35° C.)

Digitized by Google

7) Das **Lakenbad** wird ebenfalls in einem naſſen Betttuche mit denſelben Maßnahmen wie die Abreibung vorgenommen. Nur wird das den Körper bedeckende naſſe Tuch nicht gerieben, ſondern nur leiſe angedrückt oder durch Klopfen mit der flachen Hand der Haut möglichſt eng angeſchmiegt (weshalb man die Lakenbäder auch **Abklatſchungen** nennt). Uebergießen von Waſſer und nochmaliges, eventuell mehrmaliges Erwärmen durch Andrücken wird bei dieſer Badeform noch öfter vorgenommen als bei den Abreibungen. Sie dauert 3 bis 15 Minuten und wird wie die Abreibung mit 8° bis 28° R. (10°—35° C.) Waſſer vorgenommen.

8) Die **Uebergießung** nimmt man gewöhnlich in der trockenen Wanne vor (über andere Uebergießungen ſ. Nr. 1, 6 und 7). Man bedient ſich dazu der gewöhnlichen Kücheneimer, deren meiſt 3 genügen. Bei großer Empfindlichkeit des Patienten ſoll die Temperatur des erſten Eimers lauwarm, des zweiten kühl und erſt des dritten kalt ſein, wenn man überhaupt zu niedrigeren Temperaturen greifen will; 5°—26° R. (6°—32° C.) werden angewandt.

9) **Feuchte Einpackung.** Man breitet auf ein Bett eine wollene Decke und auf dieſe ein mehr oder weniger ausgerungenes Leintuch aus, das man vorher in Waſſer von 6° bis 26° R. (8°—32° C.) eingeweicht hatte. Auf dieſes legt man den Kranken und hüllt zunächſt ſeinen ganzen Körper bis an den Hals regelrecht in daſſelbe ein, ſodann ſchlägt man die Decke je nach dem Zweck langſamerer oder raſcherer Erwärmung lockerer oder feſter um das Ganze und legt unter Umſtänden noch ein oder mehrere Federbetten auf. Man läßt den Kranken in dieſer Einpackung entweder bis zum Warmwerden des Leintuches (etwa 1/4 Stunde) oder bis zu einer Stunde und länger, liegen. Nach der Auspackung wird er entweder ſofort in ein friſches feuchtes Leintuch gepackt oder einfach abgetrocknet oder mit den Proceduren 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 und 8 bedacht.

Die **Fluß- und Wellenbäder** gehören nicht unbedingt in den hydrotherapeutiſchen Apparat, werden auch mehr von Geſunden als von Kranken gebraucht, ſind aber ſelbſtverſtändlich als vorzügliche Heilagentien bei verſchiedenen Krankheiten zu benutzen und können ſehr gut mit den Applicationen der Waſſercur combinirt werden.

Den Uebergang von den allgemeinen zu den localen Bädern machen die ſogenannten **Sitzbäder**. Der Kranke ſetzt ſich mit entblößtem Geſäß, Schenkeln und Kreuz, ſonſt angekleidet, in eine ſogenannte Sitzwanne, unter Umſtänden wird der Kopf gekühlt. Die Sitzbäder werden mit ruhigem und zufließendem warmen oder kalten Waſſer genommen, haben Temperaturen von 6°—30° R. (7°—37° C.) und eine Dauer von 1—60 Minuten und länger. Von **localen Bädern und Applicationsweiſen** ſind hier noch zu erwähnen: das Hinterhauptsbad, Ellnbogen- und Handbad, Fußbad (bewegtes und ruhiges), Umſchläge (und zwar abkühlende, beruhigende, erregende und ableitende) an den verſchiedenſten Stellen des Körpers, Kühlblaſen und Kühlſonden, Klyſtiere und Einſpritzungen, endlich locale Douchen (die verſchiedenen Arten ſ. Nr. 4).

Als paſſendes Vorbereitungsmittel zu den meiſten der genannten Badeformen dient die **trockene Einpackung** in eine wollene Decke, auf die man gewöhnlich noch ein oder mehrere Federbetten legt und in welcher der Kranke bis zum Warmwerden (gegen 1/2 Stunde) oder 2—3 Stunden liegen bleibt.

Auch die feuchten Einpackungen werden in jeder Dauer und Temperatur den andern Badeformen vorausgeſchickt. Bei den Einpackungen darf man nie verſäumen, den Kopf und unter Umſtänden auch das Herz durch kalte Compreſſen, Eisblaſen oder Kühlblaſen vor Blutandrang zu ſichern.

Weitere Combinationen mit Dampfbädern und iriſch-römiſchen Bädern ſtatt der Einpackungen werden je nach den Einrichtungen in verſchiedenen Anſtalten und auch am Krankenbett mit mehr oder weniger Erfolg vorgenommen.

Unmittelbar nach dem Bade dienen zur Erwärmung, Schweißerregung und Beförderung der Reaction: wiederholte Einpackungen in trockene oder naſſe Tücher oder angeſtrengte Muskelbewegung in Form von Spaziergängen und Gymnaſtik.

Ein nicht zu unterſchätzendes Hülfsmittel erwächſt der äußeren Anwendung des Waſſers in deſſen innerlichem Gebrauche, durch welchen, je nach Temperatur und Menge des eingeführten Waſſers, die Pulsfrequenz vermehrt und vermindert, auf die Zahl und Tiefe der Athemzüge gewirkt, die Temperatur erniedrigt wird, und zwar in erſter Linie die des Magens (verhältnißmäßig raſch und auf lange Zeit); vom Magen aus werden die anliegenden Organe des Unterleibes, beſonders der Darm und die Lymphgefäße und Venen, und von hier aus der ganze Körper abgekühlt. Ferner kann man durch methodiſches Waſſertrinken den Blutdruck erhöhen, die Reſorptionsfähigkeit anregen, die Diureſe befördern, ebenſo aber auch die Anbildung ſteigern, die Periſtaltik der Därme anregen und retardiren.

Die Diät bei der Waſſercur war urſprünglich eine ſtereotype, „naturgemäße", beſtehend im Genuß von Milch in allen Formen als Getränk (außer dem ſelbſtverſtändlichen, geregelten, meiſt vermehrten Waſſergenuß), in der Enthaltung von allen Reiz- und Genußmitteln, vor allem von Spirituoſen, von allen ſogenannten „künſtlichen Säuren" (Früchte aller Art mit ihrer natürlichen Säure gehörten nicht dahin) und einer Vorliebe für vegetabiliſche Koſt, ſowie möglichſt einfacher und roher Beſchaffenheit der Speiſen. Die meiſten Hydrotherapeuten der Neuzeit paſſen ihre diätetiſchen Vorſchriften jedoch der Individualität des jeweiligen Falles an.

Ziehen wir das Reſultat deſſen, was wir über unſere Curmethode des längeren auseinandergeſetzt, ſo haben wir in dem Waſſer eins der wirkſamſten Heilmittel, welches wie kein anderes den Namen eines univerſellen verdient. Daß die unzähligen Combinationen des Waſſerheilverfahrens jedem Krankheitsfalle und den verſchiedenſten äußeren Verhältniſſen angepaßt, daß jede



Digitized by Google

Art von Krankheit rationell auf Grund dieſes Verfahrens behandelt werden kann, iſt wol aus unſerer ganzen Auseinanderſetzung zu erſehen. Um ſo auffallender iſt es, daß man in den Kliniken unſerer Univerſitäten dieſem beachtenswerthen Mittel bisher wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt hat. Es mag dies ſeinen Grund haben in der Schwierigkeit einer präciſen techniſchen Anwendung, indem dazu, wie ſchon erwähnt, durchaus zuverläſſige Wärter und beſtändige ärztliche Controle erforderlich ſind, welche beiden Vortheile jedoch in kliniſchen Anſtalten leichter zu erreichen ſind als in der Privatpraxis. Unter den acuten Krankheiten, welche ſämmtlich mit auffallend günſtigen Reſultaten durch die Kaltwaſſercur behandelt werden können, wird eigentlich nur der Typhus und hin und wieder von einzelnen Klinikern die Lungenentzündung dieſer Behandlung unterworfen. Die acuten Exantheme, die ſich ganz beſonders zur Waſſerbehandlung eignen, ſind bisher in den Kliniken (einzelne Verſuche von Hebra ausgenommen) nach unſerer Methode noch nicht behandelt worden. Chroniſche Kranke ſchickt man lieber in die Waſſerheilanſtalten, Etabliſſements, wo ſie als Penſionäre in angenehmer Geſelligkeit, guter Luft und ſchöner Umgebung mit paſſender Nahrung und unter beſtändiger Aufſicht des Arztes die Curmittel genießen. Häufig combinirt man in dieſen Anſtalten die Kaltwaſſercur mit dem Gebrauch von Kiefernadelbädern, Elektricität, Heilgymnaſtik und Maſſage, ſowie mit Anwendung künſtlich verdichteter und verdünnter Luft.

Als gute Waſſerheilanſtalten (die bewährteſten ſind geſperrt gedruckt), welche für uns Deutſche wichtig ſind, nennen wir:

1) In der norddeutſchen Ebene: Eckerberg bei Stettin, Feldberg bei Blankenſee, Stuer in Mecklenburg, Sophienbad in Reinbeck bei Hamburg, Arendſee in der Altmark, Cleve an der holländiſchen Grenze.

2) Am Rhein und in Südweſtdeutſchland: Godesberg bei Bonn, Laubbach bei Coblenz, Marienberg und Mühlbad bei Boppard, Dietenmühle und Nerothal in Wiesbaden, Johannisberg am Rhein, Naſſau an der Lahn, Hofheim und Königſtein am Taunus, Michelſtadt bei Erbach, Beurig bei Saarburg, Gleisweiler bei Landau, Herrenalp und Teinach am Schwarzwald.

3) In Mitteldeutſchland: Lauterberg am Harz, Wolfsanger bei Caſſel, Liebenſtein, Elgersburg, Ilmenau und Sonneberg in Thüringen, Kiſſingen, Alexandersbad bei Wunſiedel, Königsbrunn und Schweizermühle in der Sächſiſchen Schweiz, Kreiſcha bei Dresden.

4) In Oeſterreich und Baiern: Eichwald bei Teplitz, Wartenberg bei Turnau, Gräfenberg und Zuckmantel in Schleſien, Kaltenleutgeben bei Wien, Fürſtenhof bei Kapfenberg, Frohnleiten bei Bruck, St. Radegund und Eggenberg bei Graz, Brunnthal bei München.

5) In der Schweiz: Mammern bei Conſtanz, Breſtenberg bei Wildegg, Buchenthal im Canton St.-Gallen, Albisbrunn bei Zürich, Schönbrunn bei Zug, Schöneck am Vierwaldſtätter See, Rigi-Kaltbad, Divonne und Champel ſur Arve bei Genf, La Salute am Lago Maggiore.

Vorzugsweiſe zur Behandlung in ſolchen Anſtalten eignen ſich folgende Krankheiten: Hautſchwäche (Hautnervenſchwäche), Kopfdruck, Melancholie, Hypochondrie, Hyſterie und beginnende Geiſteskrankheiten. Auch die Pſychiatrie ignorirt unſere Curmethode faſt vollſtändig, nachdem ſie von einer planloſen und ſchädlichen Anwendung kalter Kopfdouchen glücklicherweiſe abgekommen iſt. Und doch gibt es neben der pſychiſchen Behandlung (die ſich zwar von ſelbſt verſteht, aber leider oft genug im Stiche läßt) kein rationelleres und deshalb wirkſameres Mittel gegen Pſychoſen (zumal in den Anfangsſtadien) als vernünftige und discrete Anwendung des Waſſers.

Zu den Krankheiten, in denen Waſſercuren neben andern Mitteln angewandt werden, gehören auch noch: Syphilis (neben der üblichen Behandlung mit den ſpecifiſchen Mitteln oder wechſelsweiſe mit derſelben), Arzneiſiechthum, chroniſche Alkohol- und Nicotinintoxication, Blutarmuth (verbunden mit Eiſengebrauch, aber auch von beſonderem Werthe in ſolchen Fällen, wo Eiſen nicht ertragen wird), Rheumatismus, Gicht, Neuralgien und Neuroſen der verſchiedenſten Art und in den verſchiedenſten Organen, Krämpfe, Rückenmarkslähmungen — in erſter Linie Tabes dorsualis (unter Umſtänden mit elektriſcher Behandlung combinirt), organiſche Gehirnkrankheiten, chroniſche Lungenleiden, beſonders Lungenſchwindſucht, welche nach Brehmer's Methode neben paſſender Luft, Diät und Athemgymnaſtik durch kalte Abreibungen und Douchen behandelt wird (in den Heilanſtalten zu Görbersdorf, Falkenſtein, Davos u. a.), Krankheiten des Herzens und der Circulationsorgane, Skrophuloſe und Lymphdrüſenerkrankungen, Magen- und Darmkatarrh, Hämorrhoiden und Verſtopfung, Krankheiten der großen Unterleibsdrüſen, der Beckenorgane (männlichen und weiblichen Genitalien) und endlich verſchiedene Hautkrankheiten. Selbſt mit an ſich unheilbaren Uebeln, wie Herzklappenfehlern, Krebsleiden u. a. Behaftete werden mit Waſſercuren inſofern glücklich behandelt, als ihnen dadurch ihr Leiden erträglicher gemacht werden kann.

Eine ausführliche Zuſammenſtellung der einſchlägigen ſehr reichhaltigen Literatur findet ſich mit ſeltener Vollſtändigkeit in Winternitz, Hydrotherapie (in v. Ziemßen, Handbuch der allgemeinen Therapie, Bd. 2, Thl. 3, Leipzig 1881). Für das eingehende Studium der Hydrotherapie bilden die claſſiſchen Werke von Winternitz die Grundlage. Als zur allgemeinen Belehrung beſonders empfehlenswerth ſind zu nennen:

1) Schriften von Aerzten: C. F. W. Richter, Verſuch zur wiſſenſchaftlichen Begründung der Waſſercur. — Petri, Kaltwaſſerheilmethode. — Derſ., Wiſſenſchaftliche Begründung der Waſſerheilkunde u. a. — Runge, Die Waſſerkur. — Das Verhalten bei den Waſſerkuren.

2) Schriften von Nichtärzten: Munde, Hy-

Digitized by Google

drotherapie für Nichtärzte. — „Der Waſſerfreund", Zeitſchrift. — Rauße, Anleitung zur Ausübung der Waſſerheilkunde. (*Emil Preller.*)

**KALUGA**, eins der centralen Gouvernements des europäiſchen Rußlands, welches auf 30,923 □Kilom. 1,015,728 Einwohner zählt, iſt von den Gouvernements Moskau, Tula und Orel umgeben und befindet ſich durch große Handels- und Gewerbthätigkeit in hohem Wohlſtande. Man zählt hier 310 Fabriken und Manufacturen mit einer jährlichen Production von über 5 Mill. Rubel. Beſonders ragen hervor die Erzeugniſſe der Glashütten, Eiſenhämmer, Woll-, Baumwoll- und Leinwandmanufacturen, der Tuchfabriken und der großen Branntweinbrennereien. Kaluga iſt eins der wohlhabendſten Gouvernements Rußlands; der Hauptſtrom iſt die Oka, die das Gouvernement in einer Länge von 280 Kilom. durchſtrömt und einen ergiebigen Fiſchfang gewährt. Von den Zuflüſſen der Oka ſind die bedeutendſten: die ſchiffbare Ugra, die Shysdra, Upa, Taruſa und Protwa; zum Stromgebiet der Desna gehören die Flüſſe Bolwa, Snopot und Lompad. Seen gibt es nur wenige und ſehr kleine; Sümpfe vorzugsweiſe in dem Shysdrinſkiſchen und Moſalskiſchen Kreiſe. Die Wälder, etwa 25 Proc. des Areals, finden ſich hauptſächiich im ſüdweſtlichen Theile des Gouvernements und ſind reich an Wildpret. Vorherrſchend ſind in ihnen die Tanne und die Fichte. Die kalugaiſchen Nachtigallen ſind weithin berühmt. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt +3,8° R., die mittlere Temperatur des Winters —5,8° R., des Frühlings +2,5°, des Sommers +12,9°, des Herbſtes +3,6°.

Die Landbewohner beſchäftigen ſich vorzugsweiſe mit Hanfbau, deſſen jährlicher Ertrag ſich auf circa 400,000 Pud beläuft. Weniger ergiebig iſt der Getreidebau, einerſeits wegen der geringen Fruchtbarkeit des Bodens, andererſeits wegen der mangelhaften Bearbeitung der Felder, ſodaß der Binnenbedarf durch Getreideeinfuhr aus den benachbarten Gouvernements Orel, Kurſk und Tula gedeckt werden muß. Auch die Viehzucht ſteht noch auf einer niedrigen Stufe der Entwickelung, was ſeinen Grund in dem Mangel von guten Wieſen hat.

Das Gouvernement wird in 11 Kreiſe eingetheilt, und zwar: Kaluga, Peremyſchl, Koſelſk, Shysdra, Malojaroslawetz, Borotnoſk, Lichwin, Metſchowſk, Moſalſk, Medyn und Taruſa. Früher war Kaluga eine Provinz des Großfürſtenthums Moskau, bis es von Katharina II. zu einem beſonderen Gouvernement erhoben wurde.

Die Hauptſtadt Kaluga, am Einfluſſe der Jatſchenka in die Oka und an der Bahnlinie Wjäsma-Rjaſchſk, zählt 38,608 Einwohner, die beſonders lebhafte Oel-, Borſten-, Leder- und Segeltuchfabrikation, ſowie einträglichen Handel mit Oel, Obſt, Getreide, Gemüſe, Pfefferkuchen und Honig betreiben. An der ſchiffbaren Oka gelegen, im Centrum der Handelsſtraßen zwiſchen Brjanſk, Orel, Bolchow und den ukrainiſchen Städten einerſeits, ſowie Moskau, Serpuchow und Bjely andererſeits, hat Kaluga die Bedeutung eines wichtigen Handelsplatzes. Im Hafen von Kaluga werden jährlich Waaren im Werthe von 381,000 Rub. eingeladen und für 1,450,000 Rub. ausgeladen. Die Stadt iſt der Sitz eines Civil-Gouverneurs und eines griechiſchen Biſchofs, hat 31 Kirchen, ein Mönchs- und ein Nonnenkloſter, ein Prieſterſeminar, ein Gymnaſium, ein adeliges Penſionat, drei Hospitäler, 800 Kaufläden, eine öffentliche Bank, ein Gefängniß, eine Kreis- und vier Pfarrſchulen, eine 1849 gegründete landwirthſchaftliche Geſellſchaft, vier Wohlthätigkeitsanſtalten, 53 Fabriken und Manufacturen mit einer jährlichen Production von 700,000 Rub. Die bedeutendſten darunter ſind 12 Lederfabriken, 4 Borſtenfabriken, 1 Baumwollweberei, 6 Wachsbleichereien, 15 Oelmühlen, 6 Kachelfabriken u. ſ. w. Auch befinden ſich hier ein großer Artilleriepark und bedeutende Pulvermagazine.

Kaluga, deſſen Name in den hiſtoriſchen Documenten zum erſten mal im J. 1389 erwähnt wird, in welchem Dimitri Donſkoi es ſeinem Sohne Andreas vermachte, war ehedem häufigen Ueberfällen der Litauer, Polen und Tataren ausgeſetzt; 1512 hatte es den letzten Angriff der krimſchen Tataren zu beſtehen. Die Stadt war Sitz des zweiten, falſchen Demetrius, der hier 1610 ermordet wurde, und ſeit 1859 der Aufenthaltsort des berüchtigten Tſcherkeſſenhäuptlings Schamyl. (*A. v. Wald.*)

**KALUSCHIN**, Kałuszyn, Stadt im europäiſch-ruſſiſchen Gouvernement Warſchau, an dem Flüßchen Witowka, 1234 Kilom. von Petersburg. Die Stadt hat eine hölzerne katholiſche Kirche, eine Elementarſchule, eine Synagoge, zwei jüdiſche Gebetſchulen, eine Seifenſiederei und Talglichtfabrik, zwei Eſſigbrauereien, eine Gerberei. Die Einwohnerzahl beträgt 7435, von denen 6280 Juden. Die jüdiſchen Einwohner treiben Kleinhandel, die chriſtlichen beſchäftigen ſich hauptſächlich mit dem Schuhmacherhandwerk und mit der Töpferei. Die 6 Jahrmärkte am 11. Jan., 1. März, 12. April, 30. Aug., 25. Oct. und 20. Nov. (a. St.) ſind ganz unbedeutend und werden nur von Kaufleuten aus der Umgegend frequentirt. (*A. v. Wald.*)

**KAŁUSZ**, eine Stadt im öſtlichen Galizien, 42° 2' öſtlich von Ferro 49° 1' nördlicher Breite, in einer Meereshöhe von 318 m am linken Ufer der Lomnica gelegen. Sie zählt 7210 Einwohner, iſt der Sitz einer Bezirkshauptmannſchaft und eines Bezirksgerichtes, eines Steueramts, eines k. k. Salzverſchleißamts, der k. k. Forſt- und Domänenverwaltung und eines k. k. Finanzwach-Commiſſariats. Kalusz gehört zum Sprengel des Kreisgerichts Sambor und des Oberlandsgerichts Lemberg. Nordöſtlich von der Stadt erhebt ſich das ſalzreiche Kopan-Gebirge, im Süden liegt der Bahnhof der Erzherzog-Albrecht-Bahn. Kalusz beſitzt eine Saline. Die Salzſiederei daſelbſt war wie die übrigen rutheniſchen Sudſalinen und wie die Salinen in Wieliczka und Bochnia einſt Eigenthum der polniſchen Könige und an Privatperſonen verpachtet. Nachdem Galizien an Oeſterreich gefallen war, wurde die Saline in Kalusz in das Staatseigenthum übernommen. Der Bau der Saline hat eine Tiefe von etwa 113 m. Durch dieſen Bau iſt die Salzlagerſtätte in ihrer ganzen Mächtigkeit vollſtändig aufgeſchloſſen. Dieſelbe iſt hier bei 129 m mächtig und

Digitized by Google

ſtreicht von Nordweſt gegen Südoſt. Meiſt bildet das Salz ſehr ſchmale, ſelten 0,7 m mächtige Lager, die mit dem Thone wechſellagern. Innerhalb der Salzlagerſtätte, etwa 40 Meter vom Hangenden derſelben entfernt, beginnen zuerſt ſporadiſch unregelmäßig geformte Stücke von einem meiſt röthlich gefärbten grob kryſtalliniſchen Salze aufzutreten, das ſich als reiner Sylvin, Chlorkalium erweiſt. Die Stücke mehren ſich raſch, aus den einzelnen derſelben werden eingelagerte ſchmale Streifen, die endlich zu größeren linſenförmigen Einlagerungen von oft mehreren Metern Länge und etwa gegen 0,67 Meter Dicke ſich geſtalten. Die kaluszer Saline wurde daher im J. 1870 eingeſtellt und von einer Geſellſchaft zum Betriebe des Kalibergbaues pachtweiſe übernommen, welche bereits in demſelben Jahre reichlich producirte. (Vgl. F. Fötterle, die Chlorkalium- (Sylvin-) Ablagerung zu Kalusz, in der Oeſterreichiſchen Zeitſchrift für Berg- und Hüttenweſen, red. von Hingenau, Jahrg. XVI, 1868, Seite 235—23. *(Ferd. Grassauer.)*

KALVÖRDE (Calvörde), Marktflecken des braunſchweigiſchen Kreiſes Helmſtedt in einer Enclave im preußiſchen Regierungsbezirk Magdeburg, an der Ohre und am Drömling, 6 Kilometer von der Eiſenbahnſtation Flechtingen an der Strecke Magdeburg-Oebisfelde der Magdeburg-Halberſtädter Bahn; hat Chauſſeeverbindung mit Gardelegen, Neuhaldensleben und Helmſtedt. Es zählte im J. 1880 2046 Bewohner (gegen 2184 im J. 1875), darunter 2031 Proteſtanten, 10 Katholiken und 5 Juden; es hat Amtsgericht, Spiritusbrennerei mit 5 Arbeitern, Kartoffelſtärkefabrik mit 30 Arbeitern, Torfgräbereien, Tabacksbau auf 450 Morgen, Hopfenbau auf 80 Morgen, betreibt Getreide- und Kartoffelhandel und hält 5 Vieh- und 4 Krammärkte ab.

Der Ort Kalvörde führt ſich auf eine Burg zurück, die zum Schutz der bereits im 12. Jahrh. den ſumpfigen Drömling auf einem gepflaſterten Damm überſchreitenden Leipzig-Lüneburger Frachtſtraße erbaut war. Die Sage ſchreibt die Gründung dieſer Burg Karl dem Großen (Caroli furtum) zu, oder einem wendiſchen Häuptling Kale. Der Biſchof von Magdeburg belagerte die Burg zur Zeit Heinrich's des Löwen lange vergeblich. Nach dem Sturze Heinrich's des Löwen war Kalvörde bis ins 14. Jahrh. Eigenthum der Markgrafen von Brandenburg, kam aber ſpäter in den Beſitz der Herzoge von Braunſchweig. Im Dreißigjährigen Kriege gingen im Amtsbezirk 17 Dörfer ein, deren Bewohner, ſoweit ſie noch lebten, ſich in Kalvörde niederließen. Im J. 1701 und nachmals 1710 brannte der größte Theil des Orts ab. 1800—1814 war Kalvörde Cantonshauptort des Königreichs Weſtfalen. Im J. 1830 wurde die herzogliche Domäne dem Orte zugewieſen, wodurch ſich die Verhältniſſe der bis dahin armen Bewohner weſentlich beſſerten.

*(A. Schroot.)*

KALWARYA, Kreis und Kreisſtadt im ſuwalkiſchen Gouvernement des europäiſchen Rußlands. Der Kreis K. iſt der fruchtbarſte des ganzen Gouvernements, 45 □Meilen groß, hat circa 62,000 Einwohner und iſt ein faſt überall ganz flaches, treffliches Kornland, welches das 10. bis 12. Korn gibt. Vorzüglich ergiebig iſt die Gegend von Wilkowiszki. Außer dem großen buchtaſchen Forſt gibt es aber nur wenig Wald. Der Kreis wird im Oſten durch den Niemen, in der Mitte von der Scheſchuppe durchſtrömt. — Die Kreisſtadt Kalwarya, 885 Kilom. von Petersburg, liegt an der Scheſchuppe in einer fruchtbaren Gegend, allein wegen des Sumpfgrundes, worauf ſie liegt, fehlt es ihr an gutem Trinkwaſſer und die ungepflaſterten Straßen ſind kothig. Die Stadt hat 10,362 Einwohner, wovon mehr als die Hälfte Juden, die einen lebhaften Getreidehandel mit Preußen treiben. Es befinden ſich hier 4 chriſtliche Kirchen, 1 Juden-Synagoge, 1 Kreisſchule und 2 Elementarſchulen. *(A. v. Wald.)*

Kalwitz, ſ. Calvisius.

KALYDON (*ἡ Καλυδών*), altgriechiſche Stadt im ſüdlichſten Theil der Landſchaft Aetolia, dreißig Stadien (1½ Stunden) oberhalb der Mündung des Fluſſes Euenos auf einigen vom Bergzuge Arakynthos nach dem rechten Ufer des Fluſſes vorſpringenden Hügeln gelegen. Die nach dieſer ihrer Lage in der Ilias mit den Beiwörtern *πετρήεσσα* „die felſige" (B, 640) und *αἰπεινή* „die hochgelegene" (N, 217; Ξ, 116), oder *ἐραννή* „die ſchöngelegene" (I, 531; 577) bezeichnete Stadt verdankt ihren Ruhm beſonders der Sage vom Kalydoniſchen Eber, welche in der Ilias (I, 529 fg.), jedenfalls nach einem älteren Einzelliede, folgendermaßen erzählt wird: Oineus der König von Kalydon vergaß, während er den übrigen Göttern reiche Opfer darbrachte, der Artemis zu opfern. Erzürnt darüber ſandte die Göttin einen furchtbaren Eber, welcher das Gebiet von Kalydon verwüſtete. Meleagros, der Sohn des Oineus und der Althäa, erlegte das Ungethüm mit Hülfe zahlreicher Jäger, welche aus verſchiedenen Gegenden Griechenlands zur Theilnahme an der Jagd herbeigekommen waren. Die Göttin aber erregte eine blutige Fehde zwiſchen den Aetolern von Kalydon und ihren Nachbarn, den Kureten, um den Kopf und das Fell des erlegten Thieres. Solange nun Meleagros an der Spitze der Aetoler kämpfte, blieben dieſe immer ſiegreich; als aber dieſer, erbittert über einen von ſeiner eigenen Mutter Althäa infolge der Tödtung eines ihrer Brüder ausgeſtoßenen Fluch, ſich vom Kampfe zurückzog, da wandte ſich das Kriegsglück. Die Kureten belagerten die Stadt Kalydon und bedrängten ſie hart. Vergeblich ſuchten die Aelteſten der Stadt durch große Verſprechungen, ſeine nächſten Angehörigen durch flehentliches Bitten den Meleagros zu erneuter Theilnahme am Kampfe zu bewegen; erſt als die Kureten ſchon die Vertheidigungswerke der Stadt erſtiegen hatten und dieſe in Brand zu ſtecken begannen, gab er dem Flehen ſeiner Gattin Kleopatra nach, legte ſeine Waffenrüſtung an und trieb die Feinde zurück. Ueber den Tod des Meleagros gibt die Homeriſche Erzählung nur die Andeutung, daß die Erinys den von ſeiner Mutter gegen ihn ausgeſtoßenen Fluch erhört, d. h. daß er infolge des mütterlichen Fluches den Tod gefunden habe. Nach-Homeriſche Epiker ließen ihn durch Apollon, der den Kureten im Kampfe Beiſtand leiſtete,

Digitized by Google

getödtet werden. Die verbreitetſte Form der Sage aber, welche in der Literatur zuerſt von dem Tragiker Phrynichos in ſeinem Drama „Die Pleuronierinnen" dichteriſch behandelt worden iſt, war die, daß Althäa, ergrimmt darüber, daß Meleagros im Streite um die Exuvien des erlegten Ebers ihre Brüder erſchlagen, durch Verbrennung eines Holzſcheites, an welches der Spruch der Moiren bei der Geburt des Knaben deſſen Leben geknüpft hatte, den Tod des eigenen Sohnes herbeigeführt habe (*Paus.* X, 31, 3 fg.). Erſt der nachhomeriſchen Sage gehört auch die bedeutende Rolle an, welche **Atalante** bei der kalydoniſchen Eberjagd ſpielt. Vergl. über die Behandlung der Meleagerſage in der Poeſie und Kunſt der Alten R. Kekulé, De fabula Meleagrea, Berlin 1861. — In der hiſtoriſchen Zeit beſaß Kalydon ein ausgedehntes und fruchtbares Gebiet (*ἡ Καλυδωνία*), welches ſich von Arakynthos im Weſten bis zu den Bergen Chalkis und Taphiaſſos im Oſten erſtreckte; zu demſelben gehörte ein fiſchreicher See (*Strab.* X, p. 460) und ein Hafen (*Paus.* VII, 21, 5), deſſen Stelle ſich infolge der durch die Anſchwemmung des Fluſſes Euenos bewirkten Veränderung der Küſtenlinie nicht mehr nachweiſen läßt. Die Stadt ſelbſt hatte einen Tempel der Artemis Laphria mit einem von den naupaktiſchen Künſtlern Menächmos und Soidas, Schülern des Kanachos von Sikyon und des Kallon von Aegina, gearbeiteten Cultbilde aus Gold und Elfenbein, welches die Göttin als Jägerin darſtellte (*Paus.* VII, 18, 8 fg.); in der Nähe der Stadt befand ſich auch ein Heiligthum des Apollon Laphrios (*Strab.* X, p. 459). Die Stadt, für deren Bedeutung in älterer Zeit auch die Benennung des äußeren korinthiſchen Meerbuſens als *Καλυδώνιος πορθμός* (*Heliod.* Aethiop. V, 17; *Alciphr.* Ep. I, 18) Zeugniß gibt, verfiel infolge der Gründung der Stadt Nikopolis durch Auguſtus, für welche ſie den größten Theil ihrer Bewohner abgeben mußte; Auguſtus ſchenkte dann werthvolle Stücke aus der verödeten Stadt, darunter das Cultbild der Artemis Laphria, den in Paträ in Achaia angeſiedelten römiſchen Coloniſten, in deren Beſitz ſich um den Beginn unſerer Zeitrechnung auch der zum kalydoniſchen Gebiete gehörige fiſchreiche See befand (*Paus.* VII, 18, 8; *Strab.* X, p. 450 u. p. 460). Heutzutage ſind noch ziemlich ausgedehnte Reſte der Akropolis und der Ringmauern der alten Stadt mit viereckigen Thürmen und Thoren, ſowie Terraſſen und Fundamente von Gebäuden innerhalb derſelben erhalten, welche von den Umwohnern das **Kaſtron von Kurtaga** genannt werden; ſ. Bazin, Mémoire sur l'Étolie, in den Archives des missions scientifiques, II série, t. I, p. 356 sq. (*C. Bursian.*)

KALYMNO, in der venetianiſchen Schifferſprache der Levante Calimna, iſt eine türkiſche Inſel, welche unfern der Küſte von Karien zwiſchen Leros und Kos liegt. Sie ſcheint die Haupt-Inſel der Homeriſchen Inſelgruppe der Calydnä, welche Leros, Telendos und einige benachbarte Felsmaſſen umfaßte, geweſen zu ſein. Urſprünglich hatte es kariſche Bewohner, wurde aber ſpäter von theſſaliſchen Aeoliern oder Doriern, unter heraklidiſchen Führern, coloniſirt. Zur Zeit des Trojaniſchen Krieges war die Inſel der Artemiſia von Halikarnaſſos unterworfen, ebenſo wie die Nachbarinſeln Kos und Niſyros. Jetzt gehört ſie zu Rhodos und zahlt einen kleinen Tribut, ordnet aber ihre Angelegenheiten ganz ſelbſtändig. Bewohnt wird ſie von etwa 7000 Menſchen, welche ſämmtlich am Hafen oder in der kaum eine Stunde von demſelben auf einer Hochfläche gelegenen Stadt wohnen. Dieſelben treiben Handel, Schwammfiſcherei und Ackerbau. Der beſte Hafen iſt Vothia. Die Inſel iſt kahles Gebirge, ſodaß Ovid's „silvis umbrosa Calymne" nicht mehr auf ſie paßt. Sie war im Alterthum ihres Honigs halber berühmt (fecunda melle Calymne, *Ov.*) und erzeugt ſolchen noch jetzt, außer Feigen, Wein, Oel und Gerſte. — Was die alten Städte betrifft, ſo erwähnt Plinius deren drei oder vier; die bedeutendſten Ruinen haben ſich in dem Thale oberhalb des Hafens Linari, an der Weſtſeite der Inſel, gefunden, namentlich die einer großen an der Stelle eines alten Apollotempels gebauten Chriſtus-Kirche. Südlich von der jetzigen Stadt liegt eine Argos genannte Ebene, wie auf der Inſel Kaſos. Der Engländer Newton hat hier Ausgrabungen gemacht. Meiſt ſetzt man von Budrum oder Skala-nova nach Kalymno über. (*A. v. Klöden*).

KALYPSO, *Καλυψώ*, nach Etym. Magn. 141, 7 von *καλύπτω*, von Pape als „Willibirg", die zu bergen Begehrende, von Hermann als „Occulina", von Gerhard (Geſ. akad. Abhandl. I, S. 28 fg.) als „Verhüllende, Dunkle", von Suidas und dem Etym. Magn. 486, 24 mit Anſchluß an Homer's (Odyss. VII, 245) *δολόεσσα* als „trügeriſche, liſtige" gedeutet, war die göttliche Tochter des Atlas (daher *Ἀτλαντίς*, *Apoll. Rhod.* IV, 575; Atlantis *Tibull.* IV, 1, 77; Atlantias, z. B. Priapea LXIII, 23 ed. Luc. Müller), ihm von der Pleione geboren (*Hygin.* Fab. init.). Doch wird ſie auch gelegentlich Tochter des Nereus und der Doris (*Apollod.* I, 2, 7; cf. *Eurip.* Kyklops 266, wo Seilenos ſchwört: *μὰ τὴν Καλυψὼ τάς τε Νηρέως κόρας*) oder des Okeanos (*Hom.* Hymn. in Cerer. 422; *Hesiod.* Theog. 359 und 1017) oder des Helios (*Tzetzes* ad Lyk. 174 *καθ᾽ ἑτέρους Ἡλίου*), auch Gemahlin des Atlas und von ihm Mutter des Auſon (*Steph. Byz.* p. 148 Meineke; *Eustath.* zu Dionys. Perieg. 78) genannt.

Sie bewohnte die Inſel Ogygia, die als baumreich (*δενδρήεσσα*, Odyss. I, 51), fruchtbar (fecunda arva *Tibull.* IV, 1. 77), an Obſt geſegnet (*Sidon. Apollin.* IX, 59 pomaria divitis Calypso, XI, 67 poma C.), mit allen Reizen der Natur geſchmückt (*Dio Chrysost.* II, p. 27) gerühmt wird. Man glaubt gemeiniglich, dieſelbe in einem kleinen Eilande beim capo delle colonne in Lucanien wiedergefunden zu haben. Bei den Alten herrſcht über Lage und Namen wenig Uebereinſtimmung. Häufig wird ſie, in Verwechſelung mit der Inſel der Kirke, Aeäa genannt (*Hyg.* Fab. 125; *Tzetz.* ad Lyk. l. c., *Pomponius Mela* II, 7; deshalb Aeaea puella *Prop.* III, 3. 31). Nach Scylax (Periplus XIII, D) lag ſie in Lucanien, nach Plinius (Nat. hist.

Digitized by Google

III, 10. 15) beim Terinäiſchen Meerbuſen, während andere (*Steph. Byz.* 478, 20, *Apollon. Rhod.* IV, 574) Nymphaia im Adriatiſchen Meer oder (*Kallimachos* bei Strabo 7, 299, cf. 1, 44) Gaudus bei Kreta für Ogygia halten. Der frühere Name der Inſel ſollte Milet geweſen ſein (*Steph. Byz.* 453, 5).

Außer daß Kalypſo auf der Vaſe des Aſſteas in Neapel (Millin, Gal. mythol. pl. CXIV, No. 144; Gerhard, Geſ. Abhandl. I, 76 fg.; Heydemann, Die Vaſenſamml. d. Muſ. zu Neapel, No. 2873, S. 419 fg., wo S. 420 die reiche Literatur) als Hesperide erſcheint, und im Homeriſchen Hymnus an Demeter, V. 423, unter den Gefährtinnen der Kora die *ἱμερόεσσα Καλυψώ* genannt wird, lernen wir ſie nur aus der Rolle kennen, die ſie bei den Irrfahrten des Odyſſeus ſpielt, welcher, nach dem Verluſt aller Genoſſen, und nachdem er zum zweiten mal den Gefahren der Skylla und Charybdis entgangen, am zehnten Tage auf Ogygia landet (ſ. beſonders Odyss. V, 130 sq., VII, 253 sq.) Kalypſo nimmt ihn freundlich auf, aber, von Liebe zu ihm ergriffen, weigert ſie ihm die Heimkehr und hält ihn lange Zeit auf ihrer Inſel feſt (Od. VII, 261 und Anonymus bei Weſtermann, Mythogr. gr. p. 343 sq. acht Jahre; nach *Tzetzes* ad Lyk. 744 ſieben, nach *Ovid.* Pont. IV, 18. 13 ſechs, nach *Serv.* ad Vir. Aen. III, 678 ſechs oder zehn, nach *Hygin.* 125 toto anno); nur widerwillig fügt ſich der Held in der (von Eulen bevölkerten, *Aelian.* Var. Hist. 15, 28) Höhle dem Liebesbunde mit der Göttin (Od. V, 155: *παρ' οὐκ ἐθέλων ἐθελούσῃ*), dem Auſon (*Servius* l. c. III, 171 und *Scymnus* Perieg. 230) oder Nauſithoos und Nauſinoos (*Hesiod.* Theog. 1017 sq.) entſprießen. Aber weder der Geliebten Reize, noch ihre Sorgfalt und Freundlichkeit, noch ihr Verſprechen, ihm die Unſterblichkeit und ewige Jugend zu ſchenken (Od. V, 135 sq.; *Heraclit.* De incredib. 32, *Tzetzes* l. c.) vermögen die Sehnſucht des Odyſſeus nach ſeiner Heimat und nach ſeiner Penelope (*Jamblichus* De Pyth. vita 57) zu bannen (Od. I, 57; V, 87 u. ſonſt), bis endlich Pallas Athene, ſeine ſtete Beſchützerin, ſich ſeiner erbarmend, Zeus an das Verſprechen erinnert, den Dulder ſeine Heimat wiedergewinnen zu laſſen (Od. I, 48; V, 30), worauf jener den Hermes nach Ogygia entſendet (ib. V, 29, 105 fg; *Hygin.* 125), mit dem Befehl an die Göttin, den Odyſſeus zu entlaſſen. Widerwillig und klagend gehorcht ſie dem Befehl, lehrt den Helden ein Floß bauen und entläßt ihn reich beſchenkt (V, 140; VII, 264; *Ausonius* Perioch. Od. V). Die Verlaſſene gibt ſich ſchmerzlicher Klage hin und tödtet ſich nach Hygin (fab. 243) ſelbſt. Doch berichten vereinzelt andere Autoren, Odyſſeus habe über die Liebe der Kalypſo Heimat und Weib vergeſſen (*Philostrat.* Vita Apollon. Tyan. VII, 10; cf. *Cic.* De offic. I, 31, 113), ſodaß ſie weder contempta (*Claudian.* XXIX, 24) noch elusa (*Prop.* III, 21. 13) erſcheint. Lucian (Vera hist. 29. 36) läßt Odyſſeus auch noch in der Unterwelt der Kalypſo gedenken und ihr einen Brief ſchreiben.

Aus einer Komödie des Anaxilas: *Καλυψώ*, hat uns Athenaios (III, 95 B und IV, 171 F) zwei unbedeutende Fragmente überliefert (ſ. Meineke, Com. gr. fragm. I, p. 407).

Die alte bildende Kunſt hat ſich der Kalypſo gegenüber ziemlich ſpröde verhalten. Zwar hat der berühmte Nikias (nach *Plin.* Nat. h. XXXV, 11, 40) die Kalypſo gemalt (fecit et grandes picturas, a quibus sunt Calypso et Io et Andromeda etc.) und zwar, falls die Stelle des Plinius intact iſt, ſogar zweimal, worunter einmal ſitzend (et C. sedens), vermuthlich als Einzelfiguren; auch Dio Caſſius (XLVIII, 50) redet von einem Bilde bei den Campanern, welches Kalypſo oder eine andere „Heroine" darſtelle, auf uns aber ſind ſehr wenige ſichere einſchlagende Bildwerke gekommen. Auf der Aſſteasvaſe (ſ. oben) erſcheint ſie inſchriftlich bezeugt als Hesperide, mit Krug und Schale den Drachen tränkend; auf dem früher auf Venus am Grabe des Adonis gedeuteten Pompeianiſchen Wandgemälde Real Mus. Borb. I. tv. XXXII haben Peterſen (Bullett. d. Inst. di corr. arch. 1861, p. 84) und Michaelis (Archäol. Zeitg., 1867, S. 14) Hermes, den Befehl des Zeus an die Kalypſo ausrichtend, erkennen wollen, ohne Brunn's (ſ. Bull. l. c.) und Helbig's (die Wandgemälde in den vom Veſuv verſchütteten Städten Campaniens, No. 20, S. 8) Beiſtimmung zu erlangen. Dagegen glaube ich die frühere Deutung aufrecht erhalten zu müſſen, die einige geſchnittene Steine und Paſten, auf welchen der durch ſeine Kleidung bezeichnete Odyſſeus traurig ſitzt, während eine hinter ihm ſtehende Frau ihm zuzureden ſcheint, als Odyſſeus und Kalypſo erklärt. Es ſind 1) Carneol alten Stils aus der Sammlung der Frau Mertens-Schaafhauſen, bei Overbeck, Gal. Heroiſch. Bildw., Taf. XXXIII, No. 14; 2) Sarder ſtrengen Stils, aus Panofka's Nachlaß in Gaedechens' Beſitz gekommen; 3) Paſte des Berliner Muſeums, ſ. Tölken, Erklär. Verzeichniß, IV, 388. Der Stuhl, auf welchem Odyſſeus ſitzt und deſſen wegen Overbeck (S. 809) an dieſer Erklärung Anſtoß nimmt und auf Odyſſeus und Penelope deutet, wird wol auf Unkenntniß, Nachläſſigkeit oder Geſchmackloſigkeit des Steinſchneiders zurückzuführen ſein.

(*R. Gaedechens.*)

**KĀMA** oder **KĀMADEVA** heißt bei den Indern der Gott der Liebe. In der älteſten Zeit erſcheint er nur als der Wunſchgott; ſpäter bildet ſich immer entſchiedener die Vorſtellung eines Gottes der geſchlechtlichen Liebe aus, ſo ſchon im Epos, wo Kāma der Sohn des Dharma heißt, während er nach andern Faſſungen der Sohn des Viſchnu von der Lakſchmi, des Sahiſchnu und der Jaſodhara u. ſ. w. iſt. Auch trägt er viele allegoriſche Namen, wie der Herzgeborene, der Herzerſchütterer u. dgl. Als ſeine Gemahlin wird ſchon im Epos Rati (die Begierde) genannt. Eine Sage, die in der indiſchen Poeſie vielfach begegnet, iſt folgende: Als Kāma einſt den Gott Siva in ſeinen Bußübungen auf dem Himalaja ſtörte, um ihn in Liebe zu der ihm von den Göttern zur Gattin beſtimmten Parvati zu entflammen, ging ein Strahl aus des erzürnten Büßers Auge hervor, der jenen zu Aſche verbrannte. Darum heißt er auch der Körperloſe (Ananga), Siva aber der Feind Kāma's (Kāmari). Die Attribute

Digitized by Google

des Liebesgottes ſind ein Bogen, deſſen Sehne aus Bienen beſteht, und fünf Blumenpfeile, mit denen er die Herzen der Jünglinge und Jungfrauen zugleich ſchmerzlich und angenehm durchbohrt; daher Namen wie der Träger des Blumenbogens, der Gott mit den fünf Pfeilen u. dgl. Kāma reitet auf einem Papagai und führt einen Fiſch in ſeinem Banner. Sein Begleiter und Freund, dem er einen Theil ſeiner Macht verdankt, iſt Madhu, der Frühling. Einzelne Züge des indiſchen Liebesgottes ſind höchſt wahrſcheinlich von dem griechiſchen Eros herübergenommen. (*C. Cappeller.*)

KAMA, von den Tataren Tſcholman-Idel oder Ak-Idel, d. h. der Weiße Fluß, von den Wotjaken Budzim-kam, von den Tſchuwaſſen Schoiga-adel, von den Tſcheremiſſen Tſcholman-Wiß genannt, der größte Nebenfluß der Wolga, entſpringt unter 58° nördl. Br. im Gouvernement Wjätka am flachen Weſtabhange des Ural auf einer ſumpfigen Waldhöhe unweit des Dorfes Polonſka und fließt, ſchon nach 45 Kilom. Laufs ſchiffbar, erſt 225 Kilom. durch eine Wildniß gegen Norden, dann nach Oſten in das Gouvernement Perm, in dieſem nach Süden bis zur Stadt Perm, endlich in einem ſehr gewundenen Laufe ſüdweſtwärts, zum Theil die Grenze zwiſchen Perm und Wjätka, dann zwiſchen letzterem und Ufa bildend. Sodann tritt der Strom bei Mamadyſch in das Gouvernement Kaſan und ergießt in dieſem nach einem Laufe von 1710 Kilom. ſein weißliches Waſſer zwiſchen der Stadt Kaſan (68 Kilom. von Kaſan) und den Trümmern der alten Bulgarenreſidenz Bolgary in die Wolga, welche er an Breite, Waſſerfülle und früh eintretender Schiffbarkeit übertrifft. In ihrem Unterlaufe 2—5 Meter tief iſt die Kama weder reißend noch ſchleichend, hat keine Stromſchnellen und ein völlig freies, für den Schiffsverkehr ganz paſſendes Fahrwaſſer. Die Breite des Stromes iſt unter Solykamſk 50—250 Faden und, wo er durch Inſeln getheilt iſt, noch größer. Die Zahl der Werfte an den Ufern der Kama iſt ſehr groß und der durch ſie vermittelte Handel aus Sibirien nach Niſhnij-Nowgorod und Petersburg ſehr bedeutend. Die Fahrzeuge, deren man ſich hierbei bedient, ſind: Lodjen, große Boote, die bis 100,000 Pud tragen, Barki, die gegen 60,000 Pud tragen, Kolomenki oder Schitiki, mit tiefem Boden, die nur 7—8000 Pud einnehmen; Kajuki, die bis 35,000 Pud führen, und endlich Naſadi, die mit Holz nach Aſtrachan gehen.

Von der Grenze der Gouvernements Wjätka und Ufa an durchfließt die Kama ein geſegnetes Land und berührt reiche Flecken und Dörfer, ſowie eine Menge größerer und kleinerer Städte. Die Kama ſammelt alle Gewäſſer, die vom mittleren Ural nach Weſten abfließen. Links nimmt ſie unter vielen andern auch die 205 Kilom. lange ſüdliche Keltma aus dem Sumpfe Gumenzo oder Ketſchem-vyſ-njur auf, der auch zugleich das Quellbecken der nördlichen Keltma bildet, die in die Wytſchegda des Dwinagebietes geht und durch den 1836 eröffneten nördlichen Katharinenkanal mit der ſüdlichen Keltma verbunden iſt, alſo eine Schiffahrtsverbindung zwiſchen dem Kaspiſchen und Weißen Meere herſtellt; ferner die 450 Kilom. lange Wyſchera; die 750 Kilom. lange ſchiffbare Tſchuſſowaja mit einem Wolok (Trageplatz), mittels deſſen das Wolga- mit dem Obigebiet verknüpft iſt; die 1072 Kilom. lange, ebenfalls ſchiffbare Bjelaja mit der 820 Kilom. langen Ufa. Rechts geht in die Kama die 970 Kilom. lange Wjatka mit zahlreichen Zuflüſſen, z. B. Tſchepza und Malona.

Die Kama hat meiſt ziemlich hohe Ufer, die von Perm hinauf meiſt aus Gips- und Mergelhügeln, unter Perm aber mehr aus Sand- und Thonſchichten, dann aus Tuffhügeln beſtehen. Sie ſchwillt im Frühjahr ſehr ſtark an und läßt nach dem Fallen des Waſſers immer, beſonders zwiſchen Perm und Solykamſk, viele Inſeln zurück, welche zu vortrefflichen Heuſchlägen dienen. Ihr Waſſer iſt gewöhnlich trübe und ihr Bett an vielen Stellen ſchlammig. Sie iſt ſehr fiſchreich, inſonderheit aber nährt ſie eine Menge ſchmackhafter Weißfiſche und Lachſe. Durch die Dampfſchiffahrt auf der Kama iſt der aſiatiſche Handel ſehr befördert einerſeits nach Moskau und Petersburg, andererſeits nach Aſtrachan. Chineſiſcher Thee und ſibiriſche Waaren werden dadurch vorzüglich ins Innere Rußlands geſchafft und die ruſſiſchen Waaren, welche in kurzer Zeit von Niſhnij-Nowgorod nach Perm geſchafft werden, können nun noch in demſelben Herbſte nach der Meſſe von Niſhnij-Nowgorod, nach Sibirien und von da weiter nach China befördert werden, ohne die Winterwege abzuwarten. Dadurch iſt der Tauſchhandel mit Kiachta ſehr erleichtert und viele Nachtheile des chineſiſchen Handels beſeitigt. (*A. v. Wald.*)

KĀMADHENU oder SABALA heißt in der indiſchen Mythologie eine Wunderkuh, deren Beſitz oder Wohlwollen dem Menſchen alle Wünſche gewährt. Sie erſcheint im Mahabharata als Eigenthum des Brahmanen Dſchamadagni; ihr Kalb wird demſelben von Ardſchuna geraubt. Bekannter iſt die Sage von der Wunſchkuh des Vaſiſchtha aus dem Ramajana, mit deren Hülfe derſelbe den Visvamitra bekämpft. Auch ſonſt erſcheint die Wunſchkuh vielfach in den indiſchen Legenden, ſo im Raghuvamſa des Kalidaſa unter dem Namen Surabhi; ihre Tochter Nandini gewährt daſelbſt dem bis dahin kinderlos geweſenen König Dilipa einen Sohn. Zu vergleichen iſt die Vorſtellung von dem ebenfalls alle Wünſche erfüllenden Wunderbaum (Kalpavrikſcha) aus Indra's Himmel, von dem ſich von ſelbſt füllenden Beutel im Daſakumaratſcharita (Weber, Indiſche Streifen I, 323) und dergleichen. (*C. Cappeller.*)

KAMASCHEN, von dem ſpaniſchen camas, Streifen, mit denen Bekleidungsſtücke beſetzt werden, abgeleitet, Bekleidungsſtück von Tuch, Leinwand oder weichem Leder, das als eine Art Ueberſtrümpfe zum Schutz der Beinkleider und der Schuhe getragen wird und aus einem Schaft, dem Schuhtheil und Stegen beſteht. Der Schaft reicht bis ans Knie und ſelbſt über daſſelbe hinauf und iſt an der Seite zum Knöpfen eingerichtet, der Schuhtheil legt ſich auf den Fuß, die Stege verhindern das Hinaufſchieben der Kamaſche. Solange von der Infanterie kurze Schuhe getragen wurden, gewährten die Kamaſchen Schutz gegen das Eindringen von Staub,



Digitized by Google

kleinen Steinchen und Regen in dieſelben und bewahrten außerdem die unteren Theile der Beinkleider vor ſtarker Beſchmuzung bei kothigen Wegen und vor Durchweichung bei Regenwetter. Aus dieſen Gründen wurden ſie in den meiſten Armeen nach dem Dreißigjährigen Kriege eingeführt und während des Spaniſchen Erbfolgekrieges allgemein; nach Annahme von Schaftſtiefeln fiel aber ein Theil dieſer Gründe weg, ſodaß die Kamaſchen ihrer ſonſtigen Nachtheile wegen (Einſchnürung des Beines und Fußes, Aufſaugen von viel Feuchtigkeit und daraus folgende Erſchwerung u. ſ. w.) meiſt abgeſchafft wurden. Da die Kamaſchen den Mannſchaften durch ihre Reinhaltung, ſowie durch ihre Inſtandhaltung, namentlich der Knopflöcher und der Knöpfe, viel Plage verurſachten, ſo hat ſich der Ausdruck Kamaſchendienſt als vulgäre Bezeichnung für einen ſich an Kleinigkeiten heftenden, pedantiſchen Dienſtbetrieb beim Militär eingebürgert. (*v. Löbell.*)

Kamba-Sprache, Sprache der Wakamba in Oſtafrika, ſ. unter Kaffern (ſprachlich).

KAMBODSCHA oder KAMBODIA iſt ein Königreich im ſüdlichen Hinterindien, der Reſt eines ehemals viel größeren und mächtigeren Reichs; es grenzt im N. und NW. an Siam, im NO. und O. an das Königreich Annam, im S. an franzöſiſch Nieder-Kotſchintſchin und im W. an den Buſen von Siam, ſodaß es zwiſchen 10° 30′ und 13° 30′ nördl. Br. und zwiſchen 121° 30′ bis 124° öſtl. L. von F. liegt. Es hat einen Flächeninhalt von 1523 □Meilen oder 83,861 □Kilom., iſt alſo etwa ſo groß wie Irland, und mißt von NO. nach SO. etwa 110 und in der Breite 50 geogr. Meilen. 1874 wurde die Bewohnerzahl zu 946,000 geſchätzt nach officiellen Mittheilungen an Frankreich. Darunter ſind 106,764 Chineſen, 25,599 Schams und Malaien, 4452 Annamiten (10,000 iſt wol richtiger) und 4628 Wilde (Kuis, Penongs und Stiengs). — Der alte Name, richtig lautend Kamputſchea, heißt Stamm der Kham; die Eingeborenen nennen ihr Land und ihre Sprache Srok- oder Myan-Khmer; die Siameſen ſagen Kammên, die Annamiten Kao-mên, die Chineſen Ki-miel. Als Kamputſchea kommt es in den auf Palmblätter geſchriebenen heiligen Büchern vor, die in der Pali-Sprache abgefaßt ſind.

Der bekannte große Fluß Kambodſcha, deſſen Ablagerungen das Land geſchaffen haben, wird im Lande Tonlé-tôm (d. h. Großer Fluß), von den Laos Me-khong genannt, und iſt wol einer der längſten Ströme Aſiens; man darf ſeine Länge auf 535 geogr. Meilen ſchätzen. Er ſcheint im höchſten Theile Tibets zu entſpringen, ſüdlich vom Köke-Nor (Kuku-Noor). Als Lan-tſang durchfließt er die chineſiſche Provinz Jün-nan, und ehe er das Laos-Land betritt, heißt er Kiu-long. Durch zahlreiche Gewäſſer aus den hohen Gebirgsländern, die er durchfließt, wird er zu einem bedeutenden Strome. In 16° nördl. Br. wendet er ſich mehr nach O. und betritt nach Aufnahme eines großen rechten Nebenfluſſes aus Siam Kambodſcha, das er 55 geogr. Meilen weit ganz durchſtrömt. Bei Pnôm-Penh theilt er ſich in den hinteren (öſtlichen) und vorderen (weſtlichen) Fluß; zugleich geht von ihm ein dritter Arm nach NW. ab zum Tonlé-Sap, d. h. Großer See. Die Theilungsſtelle heißt Nam-wang oder Schâdo-Muhk, von den Franzoſen Quatre-Bras genannt. Der Hauptarm, der Tien-giang oder Song-truok, theilt ſich bei Winh-long in vier Arme. Mit ſechs Hauptarmen fällt er in 9°34′ ins Meer, wo einige ſeiner Arme nur bei Hochwaſſer fahrbar ſind. Der Hauptſtrom oder Son-long iſt hier 20 bis 30 Met. tief und 200 bis 300 Met. breit. Die beiden ſüdlichen Mündungsarme zertheilen franzöſiſch Kotſchintſchin und bewäſſern ein weites Alluvionen-Gebiet, das zahlloſe Arroyos oder Waſſerarme durchziehen. Der Alluvialboden ſeines Delta ſteht an Umfang nur dem der beiden großen chineſiſchen Ströme nach. Der größte Theil des Stromes tritt jährlich über und gibt den zahlloſen Armen eine ſtarke Strömung; allmählich wird dann der untere Theil des Landes bis auf Hunderte von Metern von den Strömen unter Waſſer geſetzt. Vom Juni bis September ſteigt das Waſſer und erlangt erſt im October ſein normales Niveau wieder; dann hört in den geringeren, etwas höher liegenden Waſſerſtraßen der Kahn auf das Vehikel zu ſein, und es geht der Karren auf trockenem Boden; nur in den tieferen und wichtigeren hält ſich das Waſſer ſtets und unterliegt infolge der Flut einer täglichen doppelten Strömung. Sümpfe, Teiche und Seen ſind in großer Zahl vorhanden, in den niedrigen Theilen manche von anſehnlicher Ausdehnung. Während das Land im September einem mit Inſeln überſäeten Meere gleicht, iſt es im März eine an Seen reiche Sandebene. Unter all den natürlichen Reſervoirs, welche die Ueberſchwemmung regeln, iſt einer in großem Maßſtabe. Der Tonlé-Sap, oder Große See, iſt 120 Kilom. lang, mindeſtens 20 breit, etwa 2400 □Kilom. Fläche bedeckend. Ihn verbindet mit dem Me-khong ein 120 Kilom. langer, 700 bis 800 Met. breiter, und 8 bis 20 Met. tiefer Strom; dieſer ſtrömt vom Juni bis September zum See und vom October bis März zum Me-khong. Dadurch ſteigt das Niveau des Sees um mehr als 12 Met., und ſeine Fläche wächſt auf das Drei- oder Vierfache. Darin entwickelt ſich dann eine unerhörte Welt von Fiſchen, die im März, wenn der See wieder nur 1 bis 1,5 Met. Tiefe und geringeren Umfang hat, zuſammengedrängt exiſtiren müſſen. Alsdann dauert vom März bis Juni der große Fiſchfang, welcher der merkwürdigſte und für das Land wichtigſte Induſtriezweig iſt.

Außer der großen Inundations-Ebene hat Kambodſcha auch Bodenerhebungen. Um den 14. Breitengrad ziehen von W. nach O. die Pnôm-Dangrêk, d. h. Riegel-Berge, eine breite Plateaumaſſe zwiſchen dem mittleren und unteren Mekhong-Becken, nach S. ſteil, nach N. allmählich abſinkend. Südlich davon verflacht ſich die mit Wald bedeckte Ebene gegen den See hin und trägt vereinzelte Gipfel. Im NO. trennt die Kotſchintſchinſche Höhe das Me-khong-Becken von den zahlreichen geringeren Strömen, welche nach O. hin münden. Dieſes ganze wenig erhobene Höhengewirr iſt mit endloſem, pfadloſem Walde von kräftigſter Vegetation bedeckt. Die

Digitized by Google

Kotſchintſchinſche Höhe, von N. nach S. ſich erſtreckend, drängt an das Chineſiſche Meer und macht durch zahlreiche und kurze Ausläufer die Küſte von Annam zu einer vielfach gezackten und eingeſchnittenen; ſie endet beim Binh Thuân oder St.-Jakobs-Cap an der Mündung des Saigon-Stromes. Auch die Höhe zwiſchen dem Me-khong und Me-nam zieht ſich von N. nach S., läuft nach W. zum Großen See in ein Plateau aus, erhebt ſich am Meere bei Schantabun plötzlich, richtet ſich nach SO. längs der Küſte des Golfes von Siam, dann nach NO., um den Großen See durch die relativ hohen Kardamomen-Berge (Purſat oder Krevanh) zu beherrſchen, welche, wie es ſcheint, drei einander nahe parallele Erhebungen bilden. Zwiſchen dieſen Bergen und dem Buſen von Siam iſt das Land überſäet mit verwickelten Gebirgsmaſſen, die mit Wäldern bedeckt, aber noch kaum bekannt ſind. Vom Elefanten-Berge, den die Eingeborenen Pnôm-Popok nennen, d. h. Berg, um den ſich die Wolken wenden, einem der höchſten Gipfel in Kambodſcha, geht eine Kette aus, welche ſich gegen O. nach Schaudok wendet; ſie beſteht aus unter ſich parallelen, ſtark gegen die Geſammtrichtung geneigten Kämmen, weiter nach Süden, gegen Hatien, bis Rachgia treten zahlreiche, nach allen Richtungen verſtreute Gipfel theils aus der niedrigen, überſchwemmten Alluvions-Ebene, welche dieſen Theil Kotſchintſchins bildet, hervor, theils werden ſie an ihrem Fuße von dem allmählich zurückweichenden Meere gebadet und bilden die kleinen zahlreichen Inſeln, welche zwiſchen Phu Quoc und der Kamauſpitze zerſtreut liegen. Von dieſen Bergen kommen z. B. die kleinen Flüſſe von Kampôt und Kompong-Sôm. — In dem überſchwemmten Theile von Kambodſcha haben ſich mehrere Piks erhoben, granitiſch oder quarzig bei Bali, ſowie der ſchöne Berg von Ba Pnôm auf der andern Seite des Fluſſes. Endlich löſt ſich von den Purſat-Bergen ein Joch ab und tritt bei Kompong Chrang an den Tonlé-Sap-Fluß, jenſeit deſſen er ſich in den Höhen des Pnôm Neang Kangray oder Pnôm Kompong Lêng ausbreitet. Dieſer Zweig trennt das Becken des Sees von dem des Fluſſes Tonlé-Sap (E. Aymonier).

Kambodſcha unterliegt den tropiſchen periodiſchen Regen und hat ſeine trockene Zeit vom December bis Mai, ſeine naſſe vom Juni bis November. Das Klima iſt, wie in allen tropiſchen Gegenden, für den Europäer gefährlich. Aymonier unterſcheidet fünf Gürtel: 1) Die fruchtbaren Ufer des Fluſſes und ſeiner Inſeln, mehrere hundert Meter breit, mit tiefer Humusſchicht bedeckt, wo ſich der reiche Anbau von Baumwolle, Maulbeeren, Indigo, Taback u. ſ. w. concentrirt. Er folgt den Ufern des Fluſſes von den Stromſchnellen bis Quatre-Bras, wo er ſich in drei andere Gürtel theilt, deren Fruchtbarkeit nach Kotſchintſchin hin allmählich abnimmt längs des vorderen und hinteren Fluſſes, und bis zum Berge Pnôm Pakri längs des Tonlé-Sap-Fluſſes. Zur Seite all dieſer ſchönen Communicationsſtraßen folgen einander die Dörfer und Häuſergruppen faſt unausgeſetzt, obwol die Cultur weit entfernt iſt, jeden möglichen Vortheil aus dieſen fruchtbaren Länderſtrecken zu ziehen. 2) Der doppelt überſchwemmte Gürtel, ſtets ſumpfig, überſäet mit Seen und Teichen, der auf allen Seiten den erſteren umgibt, im Innern jenſeit des Fluſſes. Oberhalb des Pnôm-Penh und der Quatre-Bras nimmt ein Gürtel von derſelben Natur das ganze Innere der Inſel ein, welche zwiſchen dem vorderen und hinteren Fluſſe liegt. Dies iſt der Gürtel der Pfirſich, des Seſam, der Nenuphar u. ſ. w. 3) Um dieſen liegt der halb überſchwemmte Gürtel, wo die Ueberſchwemmung den Bau von Reis, Melonen u. ſ. w. erlaubt. 4) Der Gürtel der hohen Plateaus, wenig oder gar nicht überſchwemmt, wo die Oelbäume, die Lackſträucher u. ſ. w. gedeihen, und oft in der trockenen Zeit Feuersbrünſte wüthen, wenn die Kambodſchaer die Gräſer der Ebene oder den Wald ſelbſt anzünden. 5) Die Berge, auf denen man das Gummigutt, die Vanille, die Kardamomen u. ſ. w. ſammelt. — Die Wälder ſind reich an koſtbaren Hölzern, an Gummi- und Lack-Arten u. ſ. w.; es fehlen nur Arme zum Ausbeuten und Wege zur Förderung. Auf den meiſten Bergen wächſt die Vanille in Fülle und könnte ein wichtiges Product werden; auch findet man hier die beſten aller bekannten Kardamomen, verſchiedene Kautſchuk-Arten, Guttapercha u. ſ. w. Schönes Bauholz iſt viel vorhanden; aber die verbreitetſten Arten ſind die Oel- und Harz-Bäume, ſowie mehrere Farbehölzer. An den Uferabhängen, wo ſich durch den Schlamm aus den Ueberſchwemmungen die Friſche länger erhält und die Bewäſſerung auch leichter geſchieht, baut man Baumwolle, Indigo, Taback, auf dem entfernteren Terrain Reis, und zieht Maulbeerbäume. Aber der indolente Eingeborene gewinnt nur das Nothdürftige für den Conſum. Nur in Mitte des Landes, wo in der Hauptſtadt Pnôm-Penh Chineſen die Agenten ſind, geſchieht etwas für den Export von Baumwolle, Seide und Indigo; und die Hafenſtadt Kampôt treibt einigermaßen Handel in Harz, Schildpatt, Benzoin, Lack, Elfenbein, Pfeffer, Kardamomen, Rhinoceroshörnern, Büffelhörnern und Fellen, trockenen Fiſchen, trockenem Büffel- und Elefantenfleiſch u. ſ. w. Das Elfenbein iſt Regal. Eine wichtige Nahrungsquelle für das Land liegt in der Fiſcherei im Großen See und im Reis. — So vernachläſſigt wie der Bodenbau iſt natürlich auch die Induſtrie. Die Seide iſt der wichtigſte Zweig derſelben, und man exportirt von der ſchönſten Sorte ziemlich viel. Das Land iſt berühmt durch ſeine Langutis, einen ſchmalen langen Stoff aus Seide und Baumwolle, der den Haupttheil des National-Coſtüms ausmacht. Dieſer ſehr geſuchte Artikel übertrifft durch die Schönheit der Farbe und Zeichnung jedes ähnliche Product der umliegenden Länder. — Von den Fiſchen, welche das Land in ungeheurer Menge conſumirt, werden für 7,600,000 Frs. exportirt. An Eiſen iſt das Land reich und zwar an ausgezeichnetem; aber es wird wenig ausgebeutet, und nur durch die Kuis im Oſten des Sees. Auch Gold, Silber und Kupfer ſind vorhanden. In neueſter Zeit ſcheint ſich etwas mehr Regſamkeit im Lande zu zeigen. Regelmäßige Dampfſchiffahrten verbinden ſchon die



Digitized by Google

Hauptſtadt mit Saigon, und Telegraphenlinien ſind eingerichtet. Als Münze gelten jetzt ſiameſiſche Silber-Tikals, Silberbarren und Zink-Petis (12,000 = 1 Doll. = 5 Frs).

In Kambodſcha leben die großen Dickhäuter, Elefant und Nashorn. Das Pferd iſt klein und wenig zahlreich, ſowie der Ochs; Laſtthier iſt der Büffel, mit dem auch gepflügt wird. Den Elefanten gebrauchen hauptſächlich die hohen Würdenträger und die Reichen. Man kennt drei Arten von wilden Ochſen. Tiger und Leopard ſind ſelten. In mehrern Flüſſen hauſen Krokodile, und die Ufer ſind von Waſſervögeln belebt. Die Zahl der Schlangen iſt groß; Plagen des Landes ſind aber die Wolken von Moskitos und die Blutegel.

Kambodſcha zerfällt in fünf große Apanagen (dey d. h. Länder): 1) Kompong-Swai, nördlich vom Großen See und dem Fluſſe Tonlé-Sap; 2) Treang, vom hinteren Fluſſe bis ans Meer; 3) Tbang-Khmun, am Großen Fluſſe; 4) Ba-Pnôm, öſtlich vom Großen Fluſſe; 5) Purſat, ſüdlich vom Großen See. Dieſe ſind Apanagen der fünf Miniſter (Schoſea) des Staatsraths. Adminiſtrativ iſt Kambodſcha getheilt in 56 Provinzen (Khêt); 43 ſind erſten Ranges, 5 zweiten, 5 dritten, 3 vierten Ranges. Jede ſteht unter einem Gouverneur. Der König iſt abſoluter Herr ſeiner Unterthanen und Grundeigenthümer des Bodens; die Auflage gilt als Rente davon. Dieſelbe beträgt im Mittel 1½ Ligatur (etwa Francs) für jede Elle am Flußufer des cultivirten Landes, und dahinter kann ſich der Landmann beliebig weit ausdehnen. Die regelmäßigen Einkünfte des Königs betragen an 3 Millionen Frs. Dieſe ſind, außer der Grundſteuer, die Pachtſummen für die Spiele, das Opium, die Ablöſung der Fronen und der Ein- und Ausfuhrzoll. Dieſe Pachtungen haben die Chineſen in Händen. Um ſich der Einnahmen zu verſichern, läßt die Regierung alle drei Jahre eine Zählung vornehmen, um für jeden Einwohner die Dauer der Dienſte feſtzuſtellen, welche er dem Lande ſchuldet; die Männer von 18 bis 50 Jahren müſſen Soldaten ſein und alle Arbeiten thun, welche Kraft und Rührigkeit verlangen; die von 50 bis 70 Jahren ſind meiſt frei von Arbeit. Jeder von 18 bis 50 Jahren ſchuldet jährlich 90 Arbeitstage, aber er kann ſich mit 20 Ligaturen (18 Frs.) loskaufen. Gewiſſe Kategorien von Bewohnern genießen beſondere Vorrechte: die Bonzen, die Mandarinen, die königliche Garde, die Mariniers und gewiſſe andere Beamte. Auch die Sklaven ſind eingeſchrieben, werden aber nie einberufen, und ihre Herren zahlen für ſie die halbe Summe von dem, was freie Bürger zu zahlen haben. Sklave wird man übrigens Schulden halber; aber die Ablöſung iſt ziemlich ſchwierig; und wenn die Zinſen der geliehenen Summe nicht nach zehn Monaten bezahlt ſind, ſteigen ſie auf das Doppelte. Es gibt zwei andere Kategorien von Sklaven: die königlichen erblichen, Abkömmlinge von Verbrechern oder Rebellen, die im Dienſte des Königs oder der Pagoden ſtehen; dann die Wilden, die Penongs oder Stiengs, welche aus ihren Wäldern durch die Laos geraubt und auf die Märkte von Kambodſcha geführt ſind. Die Lage der Sklaven iſt aber nur die von Hörigen.

Neben dem Throne gibt es drei große Hauptwürden. Die erſte iſt der König, welcher abgedankt hat. Dieſe Abdankung iſt eine in vielen buddhiſtiſchen Ländern übliche Inſtitution. Die zweite hat der erſte Prinz von Geblüt, der muthmaßliche Erbe der Krone; die dritte die Königin-Mutter, ſolange ſie lebt, oder die erſte Prinzeſſin von Geblüt. Alle drei haben weniger Macht als die Miniſter, aber ſie genießen königliche Immunitäten, Ehren und Titel (Aymonier).

Hauptſtadt war früher das im Weſten nahe am Fluſſe Tonlé-Sapgelegene Udong; ſeit 1864 iſt es Pnôm-Penh, mit 30,000 Einwohnern, an der Quatre-Bras genannten Stelle. Unter den 55 Städten ſind noch nennenswerth Purſat, Puntenang, Pinhalu, Kampong-Swai, Sambok, Kampôt; die meiſten aber gleichen nur erbärmlichen Dörfern.

Die im Lande wohnenden Chineſen kommen aus den Seeſtädten Chinas und ſind Handelsleute; einige, welche den Boden bauen, ſind aus Sz'tſchuan und Jünnan gekommen. Die Schâms und Malaien nehmen einige 50 Dörfer am Großen Fluſſe ein, wo ſie Baumwolle bauen und Fiſcherei treiben. Sie ſind Mohammedaner und gemeinſamer Abſtammung.

Die Kambodſchaer ſind ſehr apathiſch und läſſig und weniger betrügeriſch als die Annamiten, obwol ſie eben ſolche Spieler ſind. Sie ſind weniger gaſtfrei; einen Gaſt ſehen ſie nicht gern ihrem Hauſe nahen. Die Söhne der Wohlhabenden werden vom 6. oder 8. Jahre in den Pagoden erzogen. Die im Hauſe erzogene Tochter führt, ſobald ſie mannbar iſt, ein ſehr zurückgezogenes Leben. Infolge zahlreicher Morallehren, die frühzeitig von der Mutter ihr eingepflanzt ſind, vielleicht auch infolge ſtrenger Geſetze ſind die Sitten der Kambodſchaerinnen, namentlich außerhalb der Hauptſtadt, weit weniger locker als in den Nachbarländern. Die Khmer lieben Muſik und Poeſie; ihre Geſänge, welche ſie mit Inſtrumenten begleiten, haben eine einfache und anmuthige, obwol etwas eintönige Melodie, und ſind oft improviſirte Dialoge zwiſchen einem Manne und einer Frau, welche ſich Liebeserklärungen machen; Leute, die ſolche Geſänge machen können, ſtehen in großem Anſehen. Die Nahrung iſt die der Annamiten, aber weniger gut zubereitet. Man liebt ſehr die ſauern, unreifen Früchte. Leute, welche mit Stäbchen ſtatt mit den Fingern eſſen, ſind ebenſo ſelten, wie ſie zahlreich ſind bei den benachbarten Kotſchintſchineſen. Die auf Pfählen ſtehenden Häuſer ſind in althergebrachter Weiſe gebaut. Sie enthalten drei Abtheilungen. Ein hohes Dach mit ſcharfer Firſte ſchützt die ſogenannte innere Wohnung. Vier Ständer ſtützen das Dach, welches auf einer, zwei oder drei Seiten verlängert iſt, ſodaß es einen Wirthſchaftsraum überragt. Bei den Großen findet man Polygamie; indeß genießt die erſte Frau (propon dom) bei weitem das größte Anſehen. Der Körper eines Verſtorbenen wird gewaſchen und dann in ein weißes Baumwolltuch gewickelt; eine kleine Silbermünze oder einen goldenen oder ſilbernen Ring

Digitized by Google

ſteckt man ihm in den Mund. Dann legt man ihn in den Sarg, und die Bonzen beten neben ihm einen Tag und eine Nacht lang. Die Frau und die Kinder kleiden ſich in Weiß. Bei den Armen findet die Verbrennung faſt unmittelbar darnach ſtatt; wenn ſie einen Sarg nicht bezahlen können, ſo nehmen ſie einen Strohſack. Die weniger Armen verbrennen die Leiche gewöhnlich nach drei Tagen; die Reichen aber bewahren ſie bei ſich ſelbſt jahrelang; ſie injiciren Queckſilber und laſſen mittels eines aus dem Sarg oben durch das Dach führenden Rohres die Gaſe entweichen. Andere begraben den Körper, laſſen ihn verweſen und verbrennen nach Jahren die Knochen (Aymonier).

Die Religion iſt der ſüdliche oder ceylaniſche Buddhismus. Häupter der Religion ſind zwei vom Könige erwählte hohe Würdenträger. Die Pagoden ſind ſehr zahlreich, in ihnen lernen die Kinder die Schrift; denn die Erziehung iſt hier, wie in den übrigen buddhiſtiſchen Ländern, ganz in den Händen der Bonzen. Alle, welche leſen können, ſind von den Bonzen erzogen und ſelbſt Bonzen geweſen; denn die Kinder tragen das gelborange Gewand, wenn ſie ihre Studien in der Pagode machen.

Die intereſſanten Stämme der Wilden in den Wäldern ſind noch wenig bekannt. Bei weitem die meiſten wohnen im Norden, im Oſten und Südoſten außerhalb der Grenzen des jetzigen Kambodſcha, und zwar unabhängig von jeder regelmäßigen Verwaltung; indeß gehören zwei oder drei Stämme jetzt wirklich zu Kambodſcha. Das ſind im Oſten des Großen Sees die Kuïs in einem an Eiſen reichen Landſtriche, Bergleute und Schmiede, in den wenig hohen Bergen, welche zwiſchen der Küſte und dem Großen See liegen; ſie werden von den Siameſen Kammèn-Dông d. h. Berg-Khmer, auch Kammèn-Borân, d. h. Alte Khmer genannt; weſtlicher die Schông, aber ſchon im Siameſiſchen. Am andern Ende des Landes wohnen die Stiengs ſchon jenſeit der Oſtgrenze des Landes.

Kambodſcha hat keine geſchriebene Geſchichte. Chineſiſche Schriften beſtätigen jedoch die Tradition, daß das Land einſt das reichſte und mächtigſte Königreich in Hinterindien geweſen iſt. Elende Legenden erzählen davon; deutlicher ſprechen die prächtigen und umfaſſenden Ruinen, welche ſich in verſchiedenen Theilen des Landes vorfinden, und deren ſchönſte die von Angkor oder Nakhor-Vat iſt, welche der National-Tempel war, und die der alten Hauptſtadt Indapathaburi, neben jenen. Jetzt gehören dieſe unfern des Großen Sees gelegenen Bauwerke, welche ein enthuſiaſtiſches Staunen erregen, zu Siam; die Zeit aber, aus welcher ſie ſtammen, iſt unbekannt; wahrſcheinlich jedoch gehören ſie in die erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung, wo der Buddhismus ſich hier ausbreitete. Die chineſiſchen Annalen erwähnen zuerſt dieſes Tſchin-la genannte Land im J. 616; um 1295 wird darüber als über ein großes und wichtiges Reich berichtet. Noch 1670 reichte es vom Meere bis zu den Laos und von Kotſchintſchin bis Siam; von da an aber beginnt ſein Verfall. Bei inneren Unruhen und ehrgeizigen Beſtrebungen erlangten die Nachbarländer eine Uebermacht und ſaugten ſeine Kraft ganz aus. 1670 riß der König von Kotſchintſchin Küſtenſtriche von Kambodſcha an ſich; 1750 erneuerte ſich der Raub und erſtreckte ſich auf die ſechs Provinzen des jetzigen franzöſiſchen Coloniallandes. 1809 nahm Siam ſeinen Beuteantheil und ließ ſich als Lohn für die einem der Prinzen in einem Familienſtreite gewährte Hülfe die Provinzen Battambang und Angkor abtreten, die ſchönſten des Landes, wo ſich die berühmten National-Heiligthümer befinden. Endlich 1864 entzog ſich der König dem Einfluſſe der nachbarlichen Freunde und ſtellte ſich unter das Protectorat der Franzoſen.

In der Mitte des 16. Jahrh. erhielten wir durch Miſſionäre die erſten Nachrichten über dieſes bis dahin unbekannte Land, und 1570 hörte man zuerſt von den mächtigen Ruinen von Nakhor-Vat. Auch Pater Cardim berichtet 1644 darüber, wie über die der alten Hauptſtadt. Noch 1752 zeigt d'Anville's Karte, wie gering die Kenntniß von dieſem Lande war. Ausführliches berichtete erſt der Pater Bouillevaux, welcher 1850 bis 1855 in Kambodſcha gelebt und das Land durchreiſt hat; ſowie Pallegoix in ſeiner Beſchreibung von Siam. Aymonier's Geographie und ſein Dictionnaire der kambodſchaer Sprache, welche jetzt auch in den franzöſiſchen Schulen der Colonie Nieder-Kotſchintſchin gelehrt wird, ſtammt von 1874 und 1876. Außer in Kambodſcha wird Kambodſchiſch geſprochen in den jetzt zu den Nachbarländern gehörenden Diſtricten Schukan, Tonlé-Repu, Melu-Prey, Surèn, Sankea und Kukan, im ganzen von etwa 1,500,000 Menſchen. (Vgl. übrigens Cambodſcha.) *(G. A. v. Klöden.)*

Kambodscha-Sprache, ſ. Khmer.

KAMBURG (Camburg), Stadt im Kreiſe Saalfeld des Herzogthums Sachſen-Meiningen, in einer Enclave zwiſchen der preußiſchen Provinz Sachſen und dem Großherzogthum Sachſen-Weimar, zu beiden Seiten der Saale, über die eine auf ſieben Steinpfeilern ruhende hölzerne Brücke führt; Station der Saal-Eiſenbahn, die 8 Kilometer nördlich in die Thüringer-Bahn einmündet. Die Station hat eine feſte Laderampe und Telegraphendienſt für den öffentlichen Verkehr, während in der Stadt ſich eine Station des Deutſch-Oeſterreichiſchen Telegraphenvereins befindet. Die Stadt iſt Sitz eines Amtsgerichts und Steueramts und beſitzt ein Armen- und Krankenhaus. Die Zahl der Bewohner ſtieg von 2086 im J. 1875 auf 2158 im J. 1880; darunter befanden ſich nur 4 Katholiken, alle übrigen ſind Proteſtanten. Die Stadtkirche iſt aus dem 12. Jahrhundert. Haupterwerbszweig iſt Landwirthſchaft, die durch gute Bodenbeſchaffenheit begünſtigt iſt. Außer den gewöhnlichen Fruchtarten werden Zuckerrüben in einer jährlichen Production von 60,000 Ctrn. gebaut, die an halleſche Fabriken verſandt werden; außerdem beſteht etwas Weinbau. Was die gewerbliche Thätigkeit betrifft, ſo ſind vorhanden: eine Fabrik zur Herſtellung landwirthſchaftlicher Maſchinen mit 20 Arbeitern, eine Handelsmühle mit Waſſerbetrieb, die jährlich 60,000 Ctr. Mehl producirt, und eine ſtädtiſche Brauerei; außerdem beſtehen 5 Gerbereien. Der Han-

Digitized by Google

delsverkehr iſt ziemlich lebhaft. Es werden 2 Meſſen (Oſtern und Johanni), 5 Jahrmärkte und 8 ſtark und weither beſuchte Viehmärkte abgehalten; 4 Holzhandlungen und 2 Getreidehandlungen erzielen einen guten Umſatz. Die Umgebung der Stadt iſt recht anmuthig. Unmittelbar über der Stadt erhebt ſich der Thurmberg mit einem wohlerhaltenen alten Thurm, Ueberreſt der Burg der Grafen von Kamburg. Derſelbe bietet eine ſchöne Ausſicht und iſt zu einem vielbeſuchten Vergnügungsort hergerichtet und durch Anpflanzungen verſchönert worden. Zehn Minuten von der Stadt liegen mitten im Walde die Ruinen des Cyriakskloſters, ein reizendes Plätzchen.

Kamburg iſt wie Kamenz, Chemnitz u. ſ. w. wendiſchen Urſprungs und geht auf eine Befeſtigung zurück, die auf dem Thurmberg errichtet und ſpäter in eine Burg umgebaut wurde. Kamen bedeutet im Wendiſchen Stein, der alte Name des Ortes Kamerik, der jetzt noch in der landesüblichen Ausſprache als Kamerk vorhanden iſt, bedeutet alſo etwa Steinburg. Als erſter Graf von Kamburg wird Gero genannt, der 965 in dem von ihm geſtifteten Kloſter Gernrode als Mönch ſtarb, nachdem 963 ſein einziger Sohn Siegfried gegen die Slawen gefallen war. Gero hatte von einem Zuge nach Rom den Arm des heiligen Cyriacus mitgebracht, daher die vielen dieſem Heiligen geweihten Kirchen, Kapellen und Klöſter in den thüringiſchen Landen. Im Anfang des 11. Jahrhunderts kam der Ort durch Heirath an die Wettiner, wurde dann vom Kaiſer Heinrich III. dem Grafen Wiprecht von Groitſch geſchenkt und kam 1261 an die Vitztum von Eckſtädt. Der kamburger Weinbau wird ſchon im 12. Jahrhundert urkundlich erwähnt. Im J. 1309 wüthete zu Kamburg die Peſt ſo, daß nur etwa 100 Bewohner am Leben blieben. Im J. 1290 wurde die obere und 1451, im Bruderkriege, die untere, eigentliche Burg, von der noch ein Thurm ſteht, zerſtört. Die Grafſchaft fiel 1452 an Thüringen. Im Dreißigjährigen Kriege hatte Kamburg beſonders ſeit 1630 viel zu leiden. Als ſchlimmes Kriegsjahr wird 1644 bezeichnet. Bei der Theilung unter Ernſt's des Frommen Söhne 1675 kam die Stadt an Eiſenberg, 1707 an Gotha, wurde dann mit dem Fürſtenthum Altenburg vereinigt und kam 1826 an Meiningen. Der Umſtand, daß Kamburg von verſchiedenen Landesherren verſetzt, wiederkäuflich veräußert, verliehen und zum Witthumsgut beſtimmt wurde, überhaupt Ausnutzungsgegenſtand war, hat die Stadt im Mittelalter nicht aufkommen laſſen, erſt in neuerer und neueſter Zeit hat ſie ſich zu einem wohlhabenden Orte entwickelt. (*A. Schroot.*)

KAMBYSES, perſiſcher Eigenname, altperſ. Ka(m)budjiya.

1) König von Perſien unter mediſcher Oberherrſchaft, Vater des Kyros, des Gründers des Perſiſchen Reichs. Nachdem Kyros-Cylinder Rawlinſon, Cun. Inscr. V, 35, 21 (vgl. Sir H. Rawlinſon's Ueberſetzung Journ. R. Asiat. Soc. XII, 1880), war er der Sohn eines älteren Kyros, Enkel des Teiſpes (Tſchaiſpis); vgl. *Herod.* VII, 11. Wie alle Vorgänger des Kyros wird er hier König von Anſchan, d. h. Elam oder Suſiana, genannt. In der Kyrosſage bei Herodot wird er Gemahl der Mandane, der Tochter des Aſtyages, ebenſo bei Xenophon.

2) Sohn des Kyros und der Kaſſandane, der Eroberer Aegyptens. Nach dem ptolemäiſchen Kanon (ebenſo Alex. Polyh. bei *Euseb.* I, p. 29 Schöne) regierte er (über Babylon) acht Jahre, von 219—226 Nabon., und derſelbe Anſatz für ſeine Regierungszeit ergibt ſich aus den Jahresangaben ägyptiſcher Inſchriften (ſ. Wiedemann, Geſch. Aegyptens von Pſam. I. bis Alexander, S. 219 fg.). Da das Jahr 219 Nabon. am 3. Jan. 529 v. Chr. beginnt, muß Kambyſes nach dieſem Datum ſeinem Vater gefolgt ſein; ſein Tod würde in das Jahr 227 Nabon. (beg. 1. Jan.) = 521 v. Chr. fallen. Indeſſen ſind bei dieſer Rechnung die ſieben Monate des Magiers zu der Herrſchaft des Kambyſes hinzugeſchlagen; Herodot, der der officiellen Rechnung der Perſer folgt, gibt ihm daher III, 66 nur ſieben Jahre fünf Monate. Hierbei iſt natürlich nicht der Tag der Thronbeſteigung des Kambyſes, ſondern der Neujahrstag des Jahres 529 als Anfangstermin genommen. Kambyſes ſtarb demnach, nachdem fünf Monate ſeines achten Regierungsjahres verfloſſen waren. Dazu ſtimmt, daß nach Behiſt. I, 11 ſein Tod kurz nach dem 9. Garmapada des J. 522, der wahrſcheinlich dem fünften Monat des babyl. Jahres, dem Ab (Juli—Auguſt), entſpricht, anzuſetzen iſt.*)

Indeſſen iſt Kambyſes ſchon zu Lebzeiten ſeines Vaters zum König von Babylon eingeſetzt worden. Wir beſitzen eine babyloniſche Contracttafel, welche datirt iſt aus dem „Jahr 1 des Kambyſes; in dieſen Tagen (war) Kyros ſein Vater König der Länder", d. h. Großkönig von Aſien. Da wir ferner eine aus dem „Jahre 11 des Kambyſes, Königs von Babylon", datirte Tafel beſitzen, ſo muß angenommen werden, daß man in Babylon nicht nur nach Jahren des Kambyſes als „Großkönigs" zählte, ſondern daneben auch die Zählung nach den Jahren ſeines babyloniſchen Königthums fortführte; ſ. Schrader, Zeitſchrift für ägyptiſche Sprache 1879, 39 fg. Monatsbericht der Berl. Akademie Februar 1879. Denn mit Pinches, Transact. Soc. Bibl. Arch. VI, 484, die Zuverläſſigkeit des ptolemäiſchen Kanons zu bezweifeln iſt unzuläſſig. Ebenſo wenig iſt Wiedemann's Verſuch, das Zahlzeichen 11 als Schreibfehler zu erklären, haltbar, ſ. Schrader, Zeitſchr. f. ägypt. Spr. 1880, 99 fg.

In welchem Jahre Kambyſes König von Babylon wurde, wiſſen wir bisjetzt nicht. Dagegen zeigen neuerdings gefundene Texte ihn gleich nach der Eroberung der Stadt durch Kyros (538) in Verbindung mit Babylon. Kyros läßt ihn in die Gebete, die für ihn zum Merodach gerichtet werden, mit einſchließen (Cyrus-Cylinder bei Rawlinſon, Cun. Inscr. V, 35 Zl. 27. 35) und nach den Frag-

*) Euſebius gibt im Kanon dem Kambyſes volle acht Jahre und ſetzt außerdem noch die ſieben Monate des Magiers einem ganzen Jahre (522 v. Chr.) gleich. Dadurch werden ſeine Anſätze für das letzte Jahr des Kyros und das erſte Jahr des Kambyſes um eins hinaufgeſchoben (531 und 530 anſtatt 530 und 529 v. Chr.).

Digitized by Google

menten der Annalen Nabunâhid's (Pinches, Transact. Soc. Bibl. Arch. VII, 1880, S. 168) leitet er im Niſan des Jahres 537 in Babylon religiöſe Feſte.

Die Nachrichten über Kambyſes ſcheiden ſich im weſentlichen in zwei Gruppen:

1) Die ägyptiſche Tradition, die den Grundſtock der Nachrichten bei Herodot bildet (III, 2. 4. 10—32. 37; über c. 33—36 kann Zweifel herrſchen), wie er ſelbſt wiederholt angibt und der ganze Zuſammenhang zeigt. Dieſelbe iſt übrigens ſtark mit griechiſchen Elementen durchſetzt, die auf die griechiſchen Söldner und Kaufleute in Aegypten zurückgehen; gelegentlich weichen die Griechen auch von den Aegyptern ab (c. 31 fg.). Auch in der Erzählung von Kambyſes' Tod finden ſich ägyptiſche Elemente (c. 64); der Kern iſt indeſſen hier perſiſcher Tradition entnommen.

Nach ägyptiſcher Art wird hier Kambyſes legitimirt: er iſt der Sohn des Kyros und der Tochter des Apries, Nitetis, und vollzieht ſomit die Rache für die Uſurpation des Amaſis (c. 2 und *Deinon*, fr. 11 Müller; *Polyaen.* VIII, 29). Vorzeichen verkünden den Untergang Aegyptens (c. 10). Das Hervortreten des Halikarnaſſiers Phanes, der Kambyſes nach Aegypten führt, mag auf griechiſche Angaben zurückgehen, ebenſo die Anekdoten über Pſammenit (c. 14 fg.). Im übrigen iſt die Erzählung vom erbittertſten Nationalhaſſe gegen den Eroberer erfüllt. Er wüthet gegen die Leiche des Amaſis, ſtürzt ſich in wahnſinnige Unternehmungen gegen Aethiopien und das Ammonium, mordet den Apis und wird zur Strafe mit Wahnſinn geſchlagen. Da ermordet er ſeinen Bruder, dann ſeine ihm vermählte Schweſter, ſchändet Tempel und Leichen, verbrennt die Götterbilder. Endlich ſtirbt er an einer Verwundung an der Hüfte, an derſelben Stelle, wo er den Apis geſchlagen, an einem Orte, den ihm ein ägyptiſches Orakel vorausverkündet.

2) Die perſiſche Tradition, die vor allem bei Kteſias (exc. Phot. §. 8 fg.) vorliegt. Der ſterbende Kyros ſetzt den Kambyſes — der hier fälſchlich ein Sohn der Mederin Amytis genannt wird — zum König ein und weiſt ſeinem jüngeren Bruder Tanyoxares die oberen Provinzen zu, ſegnet ſie, wenn ſie einträchtig ſind, und verflucht den, der dem andern Unrecht zufügen ſollte (vgl. *Xen.* Cyrop. VIII, 7, 6 fg.). Kambyſes wird von Amaſis beleidigt, da dieſer auf ſeine Werbung ihm nicht ſeine eigene Tochter, ſondern Nitetis, die Tochter des Apries, als Gemahlin geſchickt hat (*Herod.* III, 1; *Ktesias* bei *Athen.* XIII, 560 D.); er erobert Aegypten und ermordet dann ſeinen Bruder auf Anſtiften des Magiers Sphendadates. Letzterer, der dem Tanyoxares ſehr ähnlich ſah, wird vom Kambyſes ſelbſt für dieſen ausgegeben. Nach fünf Jahren erfährt die Mutter Amytis die That, und da ſie keine Rache erhält, tödtet ſie ſich ſelbſt. Böſe Vorzeichen verkünden dem Kambyſes die nahende Strafe, in Babylon (?) ſtirbt er an einer Wunde im Schenkel. Schon vorher hatte der Magier, der für Tanyoxares galt, ſich zum König gemacht. Parallel dieſen letzten Angaben läuft der ausführlichere Bericht Herodot's (III, 61—66) über die Erhebung des Magiers und Kambyſes' Tod, nach dem derſelbe nach ſeiner Verwundung die angeſehenſten Perſer um ſich verſammelt, ſich der Ermordung ſeines Bruders anklagt und zur Beſtrafung des Magiers auffordert. Vielleicht gehört hierher auch die Geſchichte, wie Kambyſes im Weinrauſche den Sohn des Prexaspes erſchoß (*Herod.* IV, 34; vgl. im allgemeinen Duncker, Geſch. d. Alterth., IV, 418 fg.). Man erkennt ſofort, wie auch dieſe Verſion die Ereigniſſe zuſammenrückt und, wie es der lebendigen Tradition gebührt, dramatiſirt. Von einem Wahnſinn des Kambyſes und ſeinen Freveln gegen die ägyptiſchen Götter iſt hier natürlich nicht die Rede, höchſtens von einzelnen Ausbrüchen eines gewaltthätigen Charakters (vgl. *Herod.* III, 89: die Perſer nennen Kyros Vater, Kambyſes Herr, Darius einen Krämer) und wilder Weinlaune. Das Verhängniß des Kambyſes iſt die Ermordung ſeines Bruders, die den Fluch des Vaters auf ihn herabzieht; in der ägyptiſchen Verſion dagegen die Tödtung des Apis. — Im übrigen iſt, wie überall ſo auch hier, Herodot's Bericht dem Kteſianiſchen gegenüber in den thatſächlichen Angaben, Namen u. a. — z. B. in den chronologiſchen Angaben und in der Geſchichte der Eroberung Aegyptens — bei weitem der zuverläſſigere.

Die ſpäteren Schriftſteller ſind meiſt von Herodot abhängig. Bei Strabo werden die Zerſtörungen in Theben und Heliopolis ſehr mit Unrecht auf Kambyſes zurückgeführt (XVII, 1, 27. 46, vgl. *Diod.* I. 46. C. J. gr. 4730. 4741. 4756.); Diodor's Bericht (X, 13 fg. Dind., vgl. III, 3) enthält nur Herodotiſche Angaben (durch Ephoros vermittelt?), bei Juſtin iſt einzelnes umgeſtellt, und die Erzählung von Smerdis' Ermordung ſowie die Perſonennamen aus einer andern Quelle (vielleicht Deinon) eingefügt. Woher vereinzelte Erzählungen, wie bei Polyän VII, 9, ſtammen, wiſſen wir nicht. An urkundlichem Material, nach dem die traditionellen Berichte rectificirt werden können, beſitzen wir nur einige wenige ägyptiſche Denkmäler, vor allem die Inſchrift des Hor-usa-suten-net auf ſeiner naophoren Statue im Vatican (Brugſch, Geſchichte Aegyptens, S. 748; Lepage Renouf in Records of the Past X, 45; Wiedemann, Geſchichte Aegyptens, S. 207; alles ſonſtige ägyptiſche Material iſt gleichfalls bei Wiedemann zuſammengeſtellt) und die knappen, aber äußerſt werthvollen Angaben des Darius in der Behiſtaninſchrift (I, 10 fg.). Daß wir uns bei dieſer Beſchaffenheit der Quellen mit Feſtſtellung der Hauptmomente begnügen müſſen und von der Perſönlichkeit des Kambyſes ein genügendes Bild nicht gewinnen können, verſteht ſich von ſelbſt. Im allgemeinen vgl. Duncker, Geſch. d. Alterth., 4. Aufl., IV, 392 fg.; Spiegel, Eran. Alterthumskunde, II, 294 fg.; Wiedemann, Geſch. Aegyptens, S. 199 fg.

Die Angabe des Kteſias, daß Kyros ſeinen jüngeren Sohn Bardiya (bei den Griechen Smerdis, Mergis, Tanaoxares u. a.) zum Herrn der oberen Lande eingeſetzt habe (vgl. *Xen.* Cyrop. VIII, 7, 11), iſt ſehr glaubwürdig. Jedenfalls hat ihn Kambyſes ſchon alsbald, vor ſeinem Zuge nach Aegypten (Behist. I, 10, nicht, wie alte Schriftſteller berichten, erſt von Aegypten aus) heim-

Digitized by Google

lich umbringen laſſen. Dann richtete der König, dem Vorgange der aſſyriſchen und babyloniſchen Großkönige folgend, ſeine Waffen gegen Aegypten. Ein Krieg zwiſchen dieſem und dem neu erſtandenen Perſerreich hatte längſt in Ausſicht geſtanden; Amaſis hatte deshalb im Jahre 547 mit Kröſos und Nabunâhid ein Bündniß gegen Kyros geſchloſſen (*Herod.* I, 77) und letzterer hat jedenfalls bereits an einen Krieg gegen Aegypten gedacht. — Ob die Nitetis-Geſchichte in ihrer perſiſchen Faſſung ganz oder theilweiſe hiſtoriſch iſt, läßt ſich nicht entſcheiden.

Durch die Rathſchläge des aus Aegypten geflohenen griechiſchen Söldnerführers Phanes aus Halikarnaß und durch ein Bündniß mit den Arabern erreichte das Perſerheer ohne Gefährdung die Grenzen Aegyptens. Die kypriſchen Fürſten, bisher unter ägyptiſcher Herrſchaft, waren zu Kambyſes übergetreten und verſtärkten ſeine Flotte (*Herod.* III, 19), ebenſo Amaſis' früherer Bundesgenoſſe Polykrates von Samos (*Herod.* III, 44). Bei Peluſium kam es zur entſcheidenden Schlacht, in der die Perſer vollſtändig ſiegten (hierher gehört *Polyaen.* VII, 9). Nach längerer Belagerung wurde Memphis erobert, der König Pſamtik III. gefangen, ganz Aegypten unterworfen, auch die Libyer und Griechen Kyrenaikas erkannten die perſiſche Herrſchaft an. Wie viel an den Berichten über die Behandlung des gefangenen Königs durch Kambyſes (*Herod.* III, 13 fg.; *Arist.* Rhet. II, 8) wahr iſt, wiſſen wir nicht. Nach Herodot wurde derſelbe ſchließlich, als er eine neue Erhebung Aegyptens plante, hingerichtet, nach Kteſias dagegen, der ihm den Namen Amyrtaeos gibt, mit 6000 Aegyptern in Suſa internirt.

Die Eroberung Aegyptens fällt nach der einſtimmigen Ueberlieferung des Alterthums (*Diod.* I, 68; *Manetho* bei *Euseb.* I, p. 149 Schöne; vgl. Unger, Chronol. d. Man., S. 285 fg.) ins fünfte Jahr des Kambyſes, Ol. 63, 3 = Frühjahr 525 v. Chr. Dieſe Zahl mit Brugſch, Geſch. Aegyptens, S. 745. 759 zu verwerfen und dafür 527 v. Chr. zu ſetzen, liegt kein Grund vor, ſ. Wiedemann, Geſch. Aegyptens, S. 220. Wie ſein Vater in Babylon, trat Kambyſes in Aegypten officiell durchaus als Nachfolger der einheimiſchen Herrſcher auf; er nahm die volle Titulatur der Pharaonen an, legte ſich den Thronnamen Mesut-rā' bei, beſuchte die Tempel (vgl. *Herod.* III, 37), ſorgte für die Reinigung des Tempels der Neith in Saïs und brachte der Göttin ſelbſt ſeine Huldigung dar (Inſchrift des Horusasutennet). Daß er dabei die dem Perſer fremdartig und unwürdig erſcheinende Religion Aegyptens verſpottet habe, iſt keineswegs unwahrſcheinlich; auch die Erzählung, daß er den heiligen Apisſtier, ſei es im Zorn, ſei es um ſeine Göttlichkeit zu prüfen, verwundete, ſcheint hiſtoriſch zu ſein, ſ. Wiedemann, Geſch. Aegyptens, S. 218—231. Der betreffende Apis iſt im Jahre 524 v. Chr. geſtorben und beigeſetzt worden. Ebenſo iſt nicht zu bezweifeln, daß neben der Maſſe der übrigen Beute auch zahlreiche Götterbilder aus Aegypten fortgeführt wurden (vgl. die Inſchriften von Adule und Tanis; Hieron. in Dan. 11, 8). Ueberhaupt werden die Schilderungen von Kambyſes' wildleidenſchaftlichem, zu Grauſamkeit und Jähzorn neigendem Charakter wol einen hiſtoriſchen Kern enthalten, ſo wenig ſich die einzelnen Erzählungen controliren laſſen.

Nach der Gewinnung Aegyptens galt es, auch deſſen Dependenzen zu unterwerfen. Kambyſes ſelbſt zog gegen Aethiopien, d. h. das heutige Nubien, das hieroglyphiſche Kuſch, das ſo oft den alten Pharaonen unterworfen geweſen war. Daß die Expedition nicht ſo erfolglos verlief, wie es nach der ägyptiſchen Tradition (*Herod.* III, 18 fg.) ſcheinen konnte, geht ſchon daraus hervor, daß die „Aethiopen ſüdlich von Aegypten" dem Darius Tribut zahlen und Heeresfolge leiſten (*Herod.* III, 97; VII, 69). Daß Kambyſes Meroe erobert und nach ſeiner Schweſter benannt habe (*Diod.* I, 33; *Strabo* XVII, 1, 5; *Joseph.* Arch. II, 10, 2), iſt allerdings kaum glaublich. Wohl aber wird er Napata am Gebel Barkal, die damalige Hauptſtadt Aethiopiens, erobert, und dadurch zur Gründung des weit ſüdlicheren Reiches von Meroe Veranlaſſung gegeben haben (vgl. v. Gutſchmid, Neue Beiträge S. 68). Beim Zuge des Petronius zeigte man übrigens auch zwiſchen Pſelchis und Premnis die Stelle, wo Kambyſes' Heere vom Sande verſchüttet ſeien (*Strabo* XVII, 1, 54); derſelbe wird ſonſt als *Καμβύσου ταμιεῖον* bezeichnet (*Plin.* VI, 181; *Ptol.* IV, 7, 16). — Gleichzeitig wurde die große Oaſe — in der dann Darius einen Tempel baute — den Perſern unterworfen, während eine weitere Expedition nach dem Ammonium, die allerdings jedenfalls nicht aus 50,000 Mann beſtand, vom Wüſtenſande verſchüttet ſein ſoll (*Herod.* III, 25. 26). Der Plan, auch Karthago mit einer Flotte anzugreifen, ſcheiterte an der Weigerung der Phöniker (*Herod.* III, 19).

Nach der Rückkehr aus Aethiopien hielt ſich Kambyſes noch weiter in Aegypten auf. Da erhob ſich Anfang 522 in Perſien ein Magier namens Gaumâta (bei Juſtin Cometes), gab ſich für den ermordeten Bardiya aus, und wurde „in Perſien, Medien und den andern Provinzen" als König anerkannt (Behist.). Kambyſes zog mit ſeinem Heere zurück, ſtarb aber in Syrien an einer Wunde, die er ſich durch Zufall ſelbſt beigebracht hatte. Vor ſeinem Tode bekannte er — nach Herodot — die Ermordung ſeines Bruders und forderte die anweſenden Magnaten der Perſer auf, den Betrüger zu entlarven, den Achaemeniden die Herrſchaft zu bewahren. Die Annahme, daß er durch Selbſtmord geſtorben ſei, beruht auf falſcher Interpretation der betreffenden Stelle der Behiſtâninſchrift. Als Ort ſeines Todes nennt Herodot ein ſyriſches Ekbatana, Kteſias Babylon, Joſephus (Arch. XI, 2, 2) Damaskos. (*Eduard Meyer.*)

KAMECKE (Camicke), ein altadeliges Geſchlecht in Pommern, das ſeinen Urſprung von dem ehemaligen Kampyck auf der Inſel Uſedom herleitet. Die zur vermeintlichen Erhöhung des Glanzes des Hauſes erdichtete und von vielen Genealogen gewiſſenhaft übernommene angebliche Abſtammung von den welſchen Grafen von Capri, und zwar lediglich darum, weil beide ziemlich einerlei Wappenbild führen, ſei ſofort in das Gebiet der Fabel verwieſen. Uebrigens waren es die Kameckes nicht allein, die ſich für eingewandert hielten oder eingewandert ſein ſollten; die genealogiſchen Schriftſteller

Digitized by Google

der letzten Jahrhunderte ſchienen von der Ueberzeugung geleitet, daß auf deutſchem Boden nun und nimmer ein edles und großes Geſchlecht hätte erwachſen können; um poſitive Angabe des Standortes der Wiege in möglichſt fernen Landen waren ſie niemals verlegen. — Die Herren von Kamecke gelangten ſchon früh zu großem Beſitz, den ſie auch theilweiſe zu halten verſtanden. Vorzüglich wurden ſie im Fürſtenthum Cammin ſeßhaft zu Kordeshagen, Strachmin, Strippow, Warnin, Warchmin, Kratzig, Bitzicker, Hohenfelde, Niederhof und Altenhagen, in andern pommerſchen Kreiſen zu Thunow, Luſtebuhr, Miſtow, Egſow, Kummerzien, Prötzel, Prädikow, Gumenz, ſowie den aufgehobenen Klöſtern Reetz und Guſchen. Vorübergehend erſcheinen Zweige in der Mark Brandenburg zu Fritſchendorf, Kletze, Stegelitz, Grunow, Harnekop, Haſelberg, Tucheband und Wuſtrow. — Ein Peter von Kamecke erſcheint bereits 1266; die Gebrüder Matthias und Wiſſen, des Teſſen (Tesmar) von Kamecke Söhne, eroberten 1374 in einer Fehde mit Vincenz Holke deſſen feſtes Haus Roſſenberg, behaupteten ſich auch darin. — Ein anderer Peter (1372) iſt Stifter der Linie von Kordeshagen; ſein Sohn Georg wird als Geheimſchreiber des Herzogs Bogislaus erwähnt und deſſen Sohn Paul ſiegelt als Zeuge 1450. — Die ununterbrochene Stammreihe der ſtrachminer Linie beginnt mit Heinrich von Kamecke, gen. Schlig, 1440. Von ſeinen fünf Söhnen: Tesmar, Henning, Schwantes, Curt und Anshelm, ſetzte Curt den Stamm fort. Sein Nachkomme Peter war des Herzogs Johann Friedrich vornehmſter Rath; deſſen Sohn, auch Peter, ſtand durch 42 Jahre im Dienſte ſeiner Herzoge und ſtarb 1615 als deren Geheimer Rath, Schloßhauptmann und Obermarſchall. Sein Sohn Paul Anton wurde mit Dorothea Hedwig von Kamecke aus dem Hauſe Strippow der Vater Paul Anton's des Jüngern, eines der Ausgezeichnetſten ſeines ganzen Geſchlechts. Als Edelknabe an den berliner Hof gekommen, ſtieg er dort zu hohen Ehren; er erhielt die Stelle eines Grand maitre de la maison royale und die eines erſten Kammerherrn, wurde bei der Errichtung des Schwarzen Adlerordens deſſen Ritter und ſtieg für Auszeichnung in den Kriegen von 1696 bis 1716 zum Generalmajor, Brigadier und Chef eines Infanterie-Regiments. Geſchwächter Geſundheit wegen entſagte er in dieſem Jahre dem Kriegsdienſt und zog ſich auf ſeine Güter Strachmin, Strippow, Tucheband, Prötzel, Rädickow und Warnow zurück, wo ſchon im Jahre darauf ein Blutſturz ſeinem erſt vierundvierzigjährigen Leben ein Ende machte. Erwähnt ſei noch, daß er 1704 beim St.-Johanniterorden aufgeſchworen, daß er ſpäter eine Präbende im hohen Domſtift zu Havelberg erhalten hatte und ſchließlich zum Dompropſt daſelbſt erwählt worden war, daß ihn der König Friedrich I., für deſſen beſonderen Günſtling er galt, mit den Amtshauptmannſtellen zu Mühlenhof und Mühlenbeck belehnt hatte. Er war erſtlich vermählt mit Agnes Juliane, Erbtochter (unter vier Schweſtern) des Grafen Adam Georg von Schlieben, preußiſchen Staatsminiſters, und durch ſie in den Beſitz von Elzow, Saldekow, Tucheband und Papitz getreten. Nach ihrem bereits im erſten Wochenbette am 21. Sept. 1705 im Alter von 20 Jahren erfolgten Tode ſchritt er 1707 zur zweiten Ehe mit Ilſa Anna von Brunnow, Hofdame der Kronprinzeſſin, die ihn bis 1749 überlebte. Ihr 1715 geborener Sohn Friedrich Paul Anton von Kamecke, königl. preußiſcher Schloßhauptmann in Berlin, wurde am 28. Juli 1740 in den preußiſchen Grafenſtand erhoben. Er hatte nach dem Tode ſeines Vetters Friedrich Heinrich (ſ. unten) mit den übrigen Lehnsvettern im J. 1756 einen Vergleich über die in Gemeinſchaft habenden Güter dahin abgeſchloſſen, daß ihm Strachmin, Hohenfeld, Kordeshagen, Strippow und Warnin überlaſſen wurden. Aus ſeiner Ehe mit einer Gräfin von Goloſkin erſproß der Graf Alexander Hermann (ſtarb am 6. April 1806), königl. preußiſcher Geheimer Ober-Finanz-, Regierungs- und Domänenrath, der mit Amalia Wilhelmina Gräfin von Lynar den am 14. Dec. 1769 geborenen Grafen Rochus Emil Albert zeugte, der in zwei Ehen Deſcendenz hinterließ, deren männlicher Stamm am 28. März 1879 erloſch und ſomit dieſe ganze gräfliche Linie beſchloß. — Aus der hohenfelder Linie erſcheint Ernſt Bogislaus von Kamecke, ein am 24. Dec. 1674 geborener Sohn des Georg Friedrich, ein auf Univerſitäten und weiten Reiſen hochgebildeter Mann, der in ſeiner Perſon die Stellen eines Hofkammer-Präſidenten, eines Ober-Domänendirectors und eines Generalpoſtmeiſters vereinigte, daher Sitz und Stimme im Geheimen Staatsrath hatte, zu gleicher Zeit aber auch als Obermarſchall bei dem königlichen Hofe zu Berlin fungirte und dabei doch noch Zeit fand, den Wiſſenſchaften und Künſten zu huldigen, weshalb er zum Protector der königlichen Akademie der Künſte und mechaniſchen Wiſſenſchaften erwählt wurde. Während ſeiner Oberleitung der königlichen Domänen ſuchte er vornehmlich dahin zu wirken, die in Erbpacht überlaſſenen königlichen Aemter und Güter wieder in Zeitpachtungen zu verwandeln, und verbeſſerte hierdurch die königlichen Einkünfte nicht unerheblich. Nachdem er ſeitens des Königs Friedrich I. durch Verleihung des Ordens vom Schwarzen Adler und der Amtshauptmannsſtelle von Bublitz ausgezeichnet worden, ſtarb dieſer berühmte Staatsmann am 4. Dec. 1726, einen einzigen Sohn hinterlaſſend, den bereits oben erwähnten, in der Schlacht von Prag unvermählt gefallenen Friedrich Heinrich, der — was aber bisher nicht feſtſteht — gemeinſam mit ſeinem Vetter am 28. Juli 1740 den Grafenſtand erlangt haben ſoll. — Es würde zu weit führen, die ſämmtlichen Mitglieder des Geſchlechts zu verzeichnen, die beſonders im Kriegsdienſte ihres Vaterlandes ſich Auszeichnung verſchafft oder mit ihrem Blute auf dem Schlachtfelde die Treue zu ihrem König beſiegelt haben; es genüge der Hinweis, daß dieſes edle Haus bis in die jüngſte Zeit ſeinen Namen mit den bedeutungsvollſten Epiſoden der vaterländiſchen Geſchichte zu verketten gewußt hat.

Das Wappen zeigt im rothen Schilde einen ſilbernen Geis- oder Gemſenkopf, auf dem Helme drei Schwerter fächerartig aufgeſtellt. Da die älteſten Siegel einen Widderkopf weiſen, da ferner die Gemſe ein für die



Digitized by Google

eingeborenen Geſchlechter am Oſtſeeſtrande nicht gerade übliches Wappenbild iſt, wäre man faſt verſucht zu glauben, die Wappenherren hätten, in Anlehnung an die oben erwähnte fabelhafte Abſtammung von den Grafen von Capri, dieſer im Laufe der Zeiten gewiſſe Conceſſionen gemacht. Derartige Fälle ſind übrigens in der Heraldik nicht ſelten, ohne daß man bei ihnen berechtigt wäre, böſen Willen vorauszuſetzen. Unverſtand mit ſchlecht überlieferter Tradition haben in dieſer Beziehung ganz Anderes und zwar Ungeheuerliches gezeitigt.
(*H. v. Borwitz u. Harttenstein.*)

Kamēl, ſ. Camelus.

Kamelheu, Grasgattung, deutſcher Name für Andropogon (ſ. d.).

KAMELOT oder KAMLOTT (Zeug aus Kamelhaar), urſprünglich ein leichter leinwandartig gewebter Stoff aus dem Haar der Kamel- oder Angoraziege, der in Kleinaſien in unerreichter Schönheit hergeſtellt wird. Auch in England und Holland werden Kamelots aus Angoragarn, öfters mit Seide gemiſcht, ſowol einfarbig als melirt erzeugt; häufiger werden jedoch unter dieſer Benennung Stoffe producirt, die gar keine Angorawolle enthalten, bei denen ſogar in manchen Fällen die Kette aus Leinen oder Baumwolle beſteht. Der unter dem Namen Kamelot bekannteſte (wollene) Stoff iſt aus Kammgarn leinwandartig mit gezwirnter Kette und einfachen Einſchlagfäden gewebt. Als Seidenkamelot kommt ein taffetartiges Seidengewebe vor, deſſen Kette je zwei verſchiedenfarbige, mit ſchwacher Drehung zuſammengezwirnte Fäden enthält, während die einfachen Einſchlagfäden von einer dritten Farbe ſind, wodurch ein feingeflammter Stoff von ſchillerndem Glanz entſteht. Beim halbſeidenen Kamelot iſt die Kette aus Seide, der Einſchlag aus feinem Baumwollengarn hergeſtellt.
(*W. H. Uhland.*)

Kämelwolle, das ſeidenartige Haar der Kamel- oder Angoraziege, ſ. unter Ankyra.

KAMEN, auch CAMEN, heißt ein preußiſches Städtchen der Provinz Weſtfalen, Regierungs-Bezirk Arnsberg, Kreis Hamm, mit 4423 Einwohnern (im J. 1816: 2153) in 601 Wohnhäuſern, die 893 Haushaltungen umfaſſen. Die Bewohner ſind evangeliſch, außer 711 Katholiken und 130 Juden. Der Ort liegt in 62 Met. Höhe an der Seſeke, 15 Kilom. von Hamm, und hat eine Papierfabrik, Pfefferkuchenbäckerei, Oelmühlen, Kalkbrennerei, Bierbrauerei, Handel mit weſtfäliſchen Schinken u. ſ. w. — Das ruſſiſche Wort Kamen bedeutet: Stein, Fels; daher im Ural-Gebirge der 454 Met. hohe Konſtantinowsky-Kamen, der 1633 Met. hohe Deneſchkin-Kamen, der 565 Met. hohe Kontſchakoff-Kamen u. ſ. w. (*G. A v. Klöden.*)

KAMENEZ-PODOLSKI, die Hauptſtadt des europäiſch-ruſſiſchen Gouvernements Podolien unter 48° 40′ nördl. Br. und 44° 14′ öſtl. L., liegt maleriſch auf einer hohen und ſteilen, von dem Fluſſe Smotritſch gebildeten Halbinſel. An die Stadt ſchließen ſich die Sloboden Polſki, Ruſki und Bjelanowka, die Vorſtadt Mukſchi, die Flecken Karwaſary und Sinkowzi und die franziskaniſche und karmelitiſche Juridica. Gerade der Stadt gegenüber liegt auf einem Felſen die alte Feſtung, von der eine hölzerne Brücke über den Smotritſch in die Stadt führt. Die ruſſiſchen Chroniken erwähnen ein Kamenez-Podolſki ſchon am Ende des 12. Jahrh., obwol es ungewiß iſt, ob ſich dieſer Name auf das heutige Kamenez-Podolſki bezieht. Im 12. Jahrh. bildete Kamenez-Podolſki einen Theil des galiziſchen Fürſtenthums; 1199 wurde es erfolglos von Koljun, dem Khan der Polowzen, im Bunde mit den tſchernigowſchen und turowſchen Fürſten und dem ungariſchen Zarewitſch Anirian belagert. Im J. 1240 wurde die Stadt von Baty-Khan in einen Trümmerhaufen verwandelt und verſchwindet von da an auf ein ganzes Jahrhundert aus der Geſchichte. In der erſten Hälfte des 14. Jahrh. eroberte der lithauiſche Fürſt Gedimin die podoliſchen Städte und ſchenkte ſie ſeinen Enkeln, den Fürſten Koriatowitſch, die wahrſcheinlich auch das zerſtörte Kamenez-Podolſki von neuem aufbauten. Fedor Koriatowitſch verſuchte 1351 im Bunde mit Ungarn von Lithauen abzufallen, doch ſein Oheim Olgerd erſchien mit einem Heere in Podolien, eroberte viele Städte, unter andern auch Kamenez-Podolſki, und Fedor flüchtete nach Ungarn. Als Jagello 1392 den polniſchen Thron beſtiegen hatte, ſtellte deſſen Bruder Witowt I. die Unabhängigkeit Lithauens wieder her und übergab 1395 die Verwaltung Podoliens dem Fürſten Fedor Koriatowitſch II., der jedoch bald darauf nach dem misglückten Verſuche, ſich unabhängig zu machen, nach Wilna verbannt wurde. 1396 kaufte Jagello von Witowt Podolien mit den Schlöſſern Kamenez, Smotritſch, Skala und Tſcherwono-Gorod für 46,000 Goldſtücke; 1401 war der Bruder Jagello's, Swidrigailo, Statthalter von Podolien, wurde aber nach zwei Jahren wieder abgeſetzt, weil er ſich unabhängig zu machen ſuchte. Darauf kaufte Witowt Podolien von Jagello und beherrſchte es bis zu ſeinem Tode 1430. Im J. 1434 bildete der polniſche König Wladislaus III. aus Podolien eine beſondere Wojewodſchaft mit der Hauptſtadt Kamenez-Podolſki. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. und am Anfange des 16. Jahrh. war Kamenez-Podolſki und ſeine Umgegend häufigen Ueberfällen der Türken und Tataren ausgeſetzt; 1476 wurde die Stadt vom Sultan Mohammed II. zerſtört. Im J. 1509 hatte Kamenez-Podolſki eine Belagerung der Moldauer auszuhalten; 1516 und 1526 wurden die umliegenden Ortſchaften von den Tataren verwüſtet. Im 17. Jahrh. überſtand Kamenez-Podolſki häufige Belagerungen der Türken und Koſaken. So wurde es 1648 und 1652 von dem Hetman Chmelnicki belagert und 1672 von dem Hetman Doroſchenko, der ſich mit Mohammed IV. verbunden hatte, eingenommen. Bis zum J. 1699 blieb Kamenez-Podolſki im Beſitz der Türken, die hier eine Garniſon hielten. In dieſem Jahre kam es wieder an Polen und blieb bis zum Ende des 17. Jahrh. von weiteren Ruheſtörungen verſchont. 1795 kam Podolien an Rußland und Kamenez-Podolſki wurde zur Hauptſtadt der podoliſchen Statthalterſchaft, 1796 aber zur Gouvernementsſtadt erhoben. Die Stadt iſt

Digitized by Google

der Sitz eines Civilgouverneurs, des Erzbiſchofs von Podolien und Braclow und eines katholiſchen Biſchofs, früher auch eines armeniſchen. Sie hat ein Gymnaſium, ein griechiſch-orthodoxes und ein katholiſches Seminar, eine Pfarrſchule, zwei jüdiſche Kreisſchulen, ein Theater, ein Karmeliterkloſter, ein Nonnenkloſter, 23 griechiſch-orthodoxe Kirchen, 5 katholiſche Kirchen, 1 armeniſche Kirche, 1 Synagoge, 305 Kaufläden, 8 Talgſchmelzereien, 2 Seifenſiedereien, 1 Liqueurfabrik, 6 Ziegelbrennereien und 17,342 Einwohner, von denen über die Hälfte Juden. Der Handel der Stadt iſt von keiner großen Bedeutung und befindet ſich ganz in den Händen der Juden. Die Nähe der öſterreichiſchen Grenze begünſtigt den Schleichhandel. Einige Kaufleute treiben Handel mit Getreide und Holz. Die drei hier ſtattfindenden Jahrmärkte werden wenig beſucht. Unter den Gebäuden iſt die im J. 1398 erbaute armeniſche Kirche bemerkenswerth, in welcher ein Gebetbuch mit der Inſchrift „1394", ſowie ein Muttergottesbild aufbewahrt wird, das ſchon zur Zeit der Zerſtörung Kamenez-Podolſkis durch die Tataren exiſtirte. Als Denkmal der Türkenherrſchaft hat ſich noch ein Minaret erhalten, welches neben der katholiſchen Kathedrale ſteht. *(A. v. Wald.)*

KAMENNOI-OSTROW, d. h. die ſteinerne Inſel, eine Newa-Inſel in der Nähe von Petersburg, 5600 Fuß lang und 2100 Fuß breit. Die Inſel gehörte anfangs dem Kanzler Golowkin, kam dann in den Beſitz des Kanzlers Beſtuſchew-Rjumin, der ſie durch Erdaufſchüttungen erhöhte, mitten durch ſie einen Kanal zog und einen Garten darauf anlegte. Nach Beſtuſchew's Tode wurde Kamennoi-Oſtrow Eigenthum des Kaiſers Paul I., der darauf ein kleines Schloß und ein Invalidenhaus erbaute, welches gegenwärtig für die Ritter des Annenordens beſtimmt iſt. Gegenüber dem Invalidenhauſe ſteht eine kleine Kirche. Ein großer Theil der gegenwärtig im Beſitze der Kinder der verſtorbenen Großfürſtin Helena Pawlowna befindlichen Inſel iſt mit ſchönen Villen bedeckt, die als Sommeraufenthaltsort der petersburger Ariſtokratie dienen. *(A. v. Wald.)*

KAMENSCHTSCHIKI iſt eine ruſſiſche Bezeichnung (das Wort bedeutet „Steinmetz") für Tataren am Altai, die nach dem Fluſſe Buchtarma und dem am Irtyſch gelegenen Orte Buchtarminsk auch Buchtarminzy genannt werden. Sie waren oder ſind noch ſogenannte Jaſatſchniki, d. h. Leute, die den „Jaſak", Abgabe, in Pelzwerk zahlen. *(R.)*

KAMENSKAJA, Staniza im ruſſiſch-europäiſchen Gebiet von Nowotſcherkask im Lande der doniſchen Koſaken, am rechten Ufer des Donez, 116 Kilom. von Nowotſcherkask. Nach der Staniza Michailowka (16,854 E.) iſt Kamenskaja die größte und ihrer Bauart nach die ſchönſte Staniza im ganzen Gebiete. Sie hat vier Kirchen, eine Poſtſtation auf der moskau-kaukaſiſchen Straße, eine Kreis- und Elementarſchule, ein Bezirksgericht, zwei Jahrmärkte und 15,507 Einwohner. Die gegenwärtige Lage der Staniza iſt ſchon die fünfte nach ihrer Gründung. Früher lag ſie am linken Ufer des Donez und wurde im J. 1817 zum letzten mal auf ihre jetzige Stelle übergeführt. Der Boden beſteht auf der Oſtſeite der Staniza aus Flugſand, der bei heftigen Oſt- und Nordwinden von dem linken Ufer des Donez hierher geführt wird. In der Umgegend von Kamenskaja ſind mächtige Steinkohlenlager gefunden worden, deren Bearbeitung in letzter Zeit in Angriff genommen wurde. *(A. v. Wald.)*

KAMENZ (Camenz), Hauptort der gleichnamigen Amtshauptmannſchaft der königlich ſächſiſchen Kreishauptmannſchaft Bautzen, früher eine der ſogenannten Sechsſtädte, ſeit 1815 eine der Vierſtädte der ſächſiſchen Oberlauſitz, an der Schwarzen Elſter, Station der Strecke Lübbenau-Kamenz der Berlin-Görlitzer Eiſenbahn, ſowie der Strecke Arnsdorf-Kamenz der ſächſiſchen Staatsbahnen, mit Eiſenbahntelegraph für den öffentlichen Verkehr, außerdem aber Station des Deutſch-Oeſterreichiſchen Telegraphenvereins, Sitz einer Amtshauptmannſchaft und eines Amtsgerichts. Die Zahl der Bewohner iſt von 6784 im J. 1875 auf 6820 im J. 1880 angewachſen, darunter befanden ſich 6351 Proteſtanten, 450 Katholiken und 19 Juden. Kamenz hat als weſtlicher Grenzort des wendiſchen Sprachgebiets auch eine Anzahl Wenden aufzuweiſen, für die alle 14 Tage wendiſcher Gottesdienſt in der ehemaligen Kloſterkirche abgehalten wird. Die gewerbliche Thätigkeit erſtreckt ſich beſonders auf Tuchfabrikation (Militärlieferungen), Töpferei, Tiſchlerei, Schuhmacherei, Böttcherei, Dampffärberei, Brauerei und Pfefferkuchenbereitung. In der Umgebung der Stadt ſind bedeutende Granit- und Dioritbrüche, deren treffliches Baumaterial weithin verſandt wird, ſowie ergiebige Thongruben. Der Handelsverkehr beſchränkt ſich im ganzen auf deutſchen Binnenhandel, doch werden Geſchäfte in bunten Tuchſorten auch nach dem Orient gemacht, während Töpferwaaren einen nicht unerheblichen Abſatz nach Oeſterreich finden. Neben zwei Jahr- und vier Viehmärkten hat Kamenz jetzt auch einen Wollmarkt; die wöchentlichen Getreidemärkte ſind von ziemlicher Bedeutung. Der landwirthſchaftliche Betrieb wird beſonders im Oſten der Stadt durch guten und zum Theil vorzüglichen Boden begünſtigt. Jeder Fremde, der Kamenz beſucht, lenkt ſeine Schritte zuerſt nach dem Leſſinghaus, wo Leſſing am 22. Jan. 1729 geboren wurde. Auf dem Schulhofe ſteht ſeine 1863 aufgeſtellte Koloſſalbüſte von Knaur. Das ihm zu Ehren 1824—26 errichtete Leſſingſtift erfreut ſich eines weiten Rufes als Krankenhaus. In demſelben befindet ſich das berühmte Leſſingbild, eine von Haberkorn gemalte Kindergruppe. Haberkorn unterrichtete den jungen Leſſing im Zeichnen. Ebenſo weiſt das Stift eine gute Leſſingbüſte vom Hofbildhauer Kühne in Dresden auf und birgt endlich das Grab ſeines Gründers, des Dr. Johann Gottfried Böniſch, geſt. 25. Juli 1835. In der Nähe wurde 1869 eine Kleinkinderbewahranſtalt ins Leben gerufen. Unter den öffentlichen Gebäuden ſind zunächſt hervorzuheben: die Hauptkirche von 1235, die St.-Juſtkirche von 1377, die Kloſterkirche von 1499 und die Katechismuskirche von 1724, ſämmtlich mit Denkmälern aus der Vorzeit; ſodann das zierliche Rathhaus



Digitized by Google

in byzantiniſchem Stil mit einem hochaufſtrebenden Thurme in der Mitte der Façade. Es birgt außer einer Sammlung von Alterthümern die etwa 4000 Bände zählende Stadtbibliothek. Die Bürgerſchule und das Gerichtsamt ſind ſtattliche Gebäude, überhaupt iſt die Bauart von Kamenz, das vom 4. zum 5. Aug. 1842 von einem großen Brandunglück heimgeſucht wurde, und ſeitdem faſt ganz neu wieder erſtanden iſt, durchgehends maſſiv und freundlich. Als Merkwürdigkeiten ſind zu nennen: der 1548—72 errichtete Andreasbrunnen auf dem Markt, der ſchwarze Mönch, ein in einem Hauſe am Markt eingemauerter Denkſtein und der originelle pulsnitzer Thurm, wo der Diakonus Caspar Dulichus 1655 wegen Zauberei hingerichtet wurde. Die Bürgerſchule beſitzt zwei größere Gebäude, zählt 20 Lehrer und hat eine Frequenz von 1180 Schülern.

Die Umgebungen von Kamenz bieten manches Anziehende. Zunächſt der Stadtpark, Forſt genannt, wo jährlich in der Bartholomäuswoche das aus alter Zeit ſtammende vielbeſuchte Forſtfeſt abgehalten wird, ferner der Hutberg mit dem eine weite Ausſicht bietenden Leſſingthurm, der Eulenberg, der Reinhardsberg (eine ehemalige Heidenſchanze), der Schloßberg und der Galgenberg.

Der Name Kamenz kommt her vom ſlawiſchen Kamen, Stein, wahrſcheinlich weil der Ort, urſprünglich Reſidenz der reichbegüterten Herren von Kamenz (früher von Veſte), auf Grauwackenfelſen gegründet iſt. Bernhard I., der 1220 ſtarb, erbaute Altſtadt-Kamenz, das er zum Theil mit Webern aus den Niederlanden beſiedelte. Nach einem Brande erbaute Bernhard II., geſt. um 1248, einen neuen Stadttheil und die von ihm reich dotirte Pfarrkirche (1225). Bernhard III., der berühmteſte Sproß ſeines Geſchlechts, gründete das benachbarte Kloſter Marienſtern, das er mit reichen Dotationen ausſtattete. Er erlangte 1293 die Würde eines Biſchofs von Meißen und ſtarb 1296. Kamenz wurde 1318 eine unmittelbare, erſt markgräflich-brandenburgiſche, im folgenden Jahre königlich böhmiſche Stadt. Das Schloß, das der Rath der Stadt für 200 Schock guter Groſchen erworben, wurde 1432 beim Anrücken der Huſſiten aus Vorſicht niedergelegt. Im J. 1346 trat Kamenz in den gegen das Raubritterthum errichteten Sechsſtädtebund und wurde 1815 eine Vierſtadt der ſächſiſchen Oberlauſitz. Vor dem unglücklichen Pönfalle der Sechsſtädte, 1547, war Kamenz eine reichbegüterte Stadt, es verlor aber damals und durch ſpätere Kriege den größten Theil ſeiner Beſitzungen, die ſich gegenwärtig, abgeſehen von Schul- und Kircheneigenthum, auf etwa 650 Acker belaufen. Der große Brand 1842 fügte der Stadt abermals großen Schaden bei, doch hat ſie ſich durch Gewerbfleiß und mit Hülfe der Eiſenbahnverbindungen wieder kräftig emporgearbeitet. (*A. Schroot*, nach Angaben von F. F. Klix.)

**KAMENZ**, officiell Camenz geſchrieben, iſt ein preußiſches Dorf in der Provinz Schleſien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Frankenſtein, 9 Kilom. im Südſüdoſt von Frankenſtein, unweit der glatzer Neiße an der Pauſe gelegen, und zwar in der Herrſchaft Camen. Der Ort hat 500 Einwohner und war früher ein Theil des daranſtoßenden Dorfes Grunau; darin hatte Brzetiſlaw von Böhmen im J. 1094 eine Kirche und eine Burg Kamieniza erbaut; im J. 1209 wurde dort von dem breslauer Auguſtiner-Chorherrn Vincenz von Pogarell eine Ciſtercienſer-Abtei gegründet, welche in großem Reichthume bis 1810 beſtand, wo ſie aufgelöſt wurde. Von den Gebäuden derſelben nahe am Gaſthauſe ſtehen nur die Prälatur und die Kirche, während der linke oder nördliche Kloſterflügel nach dem im J. 1827 ſtattgehabten Brande gänzlich abgetragen worden iſt. An die Abtei knüpft ſich die Sage, daß der Abt den König Friedrich II. 1745 vor der Gefangenſchaft gerettet habe. Beſitzer der Herrſchaft iſt Prinz Albrecht, welcher dieſelbe von ſeiner Mutter, der vom Prinzen Albrecht geſchiedenen Prinzeß Marianne der Niederlande, geerbt hat. Ihm gehören die 31 Stiftsdörfer und das hinter dem Kloſter, jenſeit des Pauſebaches, am Hügel erbaute größte und prächtigſte Schloß Schleſiens, welches Prinzeß Marianne nach Schinkel's Entwurf hat aufführen laſſen. Es iſt ein rieſiges Viereck mit Eckthürmen, innen ſehr ſchön; davor liegen Terraſſen mit Springbrunnen, und auf 11 Meter hoher Granitſäule ſteht eine 3 Meter hohe Victoria zum Andenken an das J. 1870; hinter dem Schloſſe dehnt ſich ein Park aus mit ſchöner Ausſicht über das nahe Neiſſethal nach dem Reichenſteiner Gebirge. (*G. A. v. Klöden.*)

**KAMERALWISSENSCHAFTEN** (Cameralia) war die früher übliche Bezeichnung für die Geſammtheit derjenigen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, welche die Beamten der ehemaligen fürſtlichen Kammer (ſ. d.) beſitzen mußten. In Deutſchland wurde nämlich, ſeitdem ſich feſtere ſtaatliche Zuſtände bildeten, die Verwaltung der Domänen oder Kammergüter, welche die Hauptquelle des fürſtlichen Einkommens repräſentirten, jenen Kammern überwieſen, welche daneben, wie z. B. beſonders in Preußen, als Kriegs- und Domänenkammern auch gewiſſen Zweigen der Volkswirthſchaftspflege und der Polizei vorſtanden. So bildete ſich die Lehre von den Kammerſachen als Inbegriff der Grundſätze über die Thätigkeit dieſer Behörden. Während man von jeher für die höhern Kameralbeamten das juriſtiſche Studium als unerlaßlich betrachtete, galt anfänglich für die niedern Beamtungen die einfache Schreiberbildung für ausreichend, bis man ſpäter mit der Ausbildung der Staatsverwaltung mehr und mehr zu der Einſicht gelangte, daß auch dasjenige, was man bisher auf dem Wege bloßer Routine betrieben, einer wiſſenſchaftlichen Behandlung fähig und bedürftig ſei. Man faßte daher alles, was der Verwaltungsbeamte an erlernbaren Kenntniſſen brauchte, aber durch die juriſtiſche Ausbildung allein ſich nicht aneignen konnte, in den Collectivbegriff Kameralwiſſenſchaften zuſammen, für welche zuerſt König Friedrich Wilhelm I. von Preußen Lehrſtühle an den Univerſitäten errichtete. Seckendorf, Horneck, Schröder, Sonnenfels, Juſti u. a. waren beſonders hervorragende Vertreter dieſes neuen wiſſenſchaftlichen Gebietes, welches ſich in zwei Abtheilungen, die ökonomiſche und die politiſche, gliederte. Die erſtere zer-

Digitized by Google

fiel in die Landwirthſchaftslehre, zu welcher auch die Lehre vom Bergbau und der Forſtwirthſchaft gerechnet wurde, und in die Stadtwirthſchaftslehre oder die Lehre vom Handel und den Gewerben; die zweite in die Polizeiwiſſenſchaft und in die Kameralwiſſenſchaft im engeren Sinne, d. h. die Finanzwiſſenſchaft. Das Ganze verfolgte als Hauptzweck, die Staatseinkünfte thunlichſt zu ſteigern, wozu neben der beſſeren Ausnutzung der Domänen und Regalien zugleich auch die möglichſte Hebung des Volkswohlſtandes dienen ſollte. Wenn ſpäter zu den Kameralwiſſenſchaften im hier gedachten Sinne noch einzelne techniſche Lehrzweige ſpeciellerer Art, wie Baukunde, Münzkunde u. ſ. w., hinzugefügt wurden, ſo geſchah dies in Berückſichtigung vorliegender beſonderer Verhältniſſe und Bedürfniſſe, die mit dem eigentlichen fiskaliſchen Princip der Kameralwiſſenſchaften nur in indirectem Zuſammenhange ſtanden. Von bedeutendſtem Einfluſſe auf letztere waren nun aber die ſeit dem 18. Jahrhundert hervortretenden volkswirthſchaftlichen Syſteme. Denn je mehr die Wirthſchaftswiſſenſchaften in den Vordergrund traten und ſich in beſondern Zweigen als allgemeine Wirthſchaftslehre, Wirthſchaftspolitik, Finanzwiſſenſchaft und Verwaltungslehre weiter ausbildeten, um ſo unhaltbarer wurde die Abſonderung einer vorzugsweiſe für Staatsbeamte beſtimmten ſogenannten Kameralwiſſenſchaft. Nicht mehr die Urproductionen oder Handel oder Gewerbe, ſondern die Arbeit überhaupt gilt ſeit Adam Smith als die Quelle des Volkswohlſtandes, und die Erforſchung des Zuſammenhangs aller menſchlichen Beſchäftigungen und der wirthſchaftlichen Dinge überhaupt iſt nicht mehr blos eine Aufgabe der Staatsbeamten, ſondern ein Erforderniß allgemeiner Bildung. Aus dieſem Grunde ſind die Kameralwiſſenſchaften jetzt ein veralteter Begriff, an deſſen Stelle auf den Univerſitäten die Wirthſchaftswiſſenſchaften, die Finanzwiſſenſchaft und die Verwaltungslehre getreten ſind. Vgl. Nationalökonomie; Staatswiſſenſchaften. — Die noch heute übliche Bezeichnung „Stud. jur. et cam.", eine Reminiſcenz früherer Zeiten, will lediglich beſagen, daß der Jünger der Wiſſenſchaft ſich nicht allein auf den Juſtiz-, ſondern auch auf den Verwaltungsdienſt vorbereitet. (*Albrecht Just.*)

KAMES (auch Kaimes), Lord, meiſt nach ſeinem urſprünglichen Namen Henry Home genannt, engliſcher Aeſthetiker und Moraliſt, wurde 1696 zu Kames in der ſchottiſchen Grafſchaft Berwick geboren, bekleidete mehrere juriſtiſche Aemter bis zu demjenigen eines Oberrichters von Schottland, wurde 1752 zum Lord von Kames ernannt und ſtarb als ein ſeiner Rechtſchaffenheit, Liebenswürdigkeit und vielſeitigen Bildung halber hoch angeſehener Greis zu Edinburgh am 27. Dec. 1782. Seine ſchon bei Lebzeiten rühmlich anerkannte literariſche Thätigkeit erſtreckte ſich zwar theilweiſe auch auf Gegenſtände ſeines juriſtiſchen Berufs und beſonders auf naturrechtliche Fragen (vgl. z. B. Historical law, Edinb. 1759 und The principles of equity, Lond. 1760, deutſch zuſ. unter dem Titel: Verſuch über die moraliſchen Geſetze der Geſellſchaft, Leipz. 1778), aber ihre wiſſenſchaftliche Bedeutſamkeit liegt auf dem Gebiete der Aeſthetik und in der Vertretung einer äſthetiſirenden Moral. Das werthvollſte und, abgeſehen von ſeiner hiſtoriſchen Bedeutung, heute noch leſenswerthe unter ſeinen Werken ſind die Elements of criticism (Lond. 1762 in 3 Bdn., 2. Aufl. Edinb. 1765; deutſch von Meinhard in 3 Bdn., Leipz. 1772—1790). Dieſelben bilden neben E. Burke's fünf Jahre früher erſchienenem Inquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful den erſten principiell durchgeführten Verſuch einer ſelbſtändigen, rein pſychologiſchen Aeſthetik, welcher die Aufſtellung der Geſchmacksregeln und die Anweiſung zur künſtleriſchen Production von der Einſicht in die pſychologiſche Geneſis der Empfindungen des Schönen und Erhabenen abhängig machen und dieſe aus den „Geſetzen der menſchlichen Natur" auf inductivem Wege ableiten will (vgl. die Einleitung). Dabei wird der äſthetiſchen Empfindung eine Mittelſtellung zwiſchen der Sinnesthätigkeit und der rein geiſtigen Function angewieſen, und ihr Verhältniß theils zur Ideenaſſociation (Kap. 1), theils zu den Luſt- und Unluſtgefühlen (Kap. 2) erörtert; namentlich die Lehre von der „idealen Gegenwart", der Gefühlswirkung der Phantaſievorſtellungen, (deutſche Ausg. I, 117 fg.) iſt von hohem Intereſſe. Die auf ſolchen Grundlagen ſich entwickelnde Theorie iſt ſchon völlig ſubjectiven Charakters: die Prädicate „ſchön" und „erhaben" gelten nicht als objective Qualitäten der Dinge, ſondern werden ausdrücklich für noch ſubjectiver erklärt als die von Locke ſog. ſecundären Qualitäten (I, 280 fg.): ſie ſind ſozuſagen tertiäre Qualitäten.[1] Iſt dann auch weiterhin die Definition des Schönen als einer Vereinigung des Sanften und des Muntern[2] ziemlich oberflächlich (Kap. 3), ſo ſchließen ſich doch daran wichtige Unterſuchungen über den Gegenſatz der direct zu empfindenden „eigenen Schönheit" und der erſt durch Reflexion zur Empfindung zu bringenden „Schönheit des Verhältniſſes", welche theils der Kantiſchen Unterſcheidung der „freien" und der „anhängenden" Schönheit (Kant, Krit. der Urtheilskr. §. 16), theils Fechner's neueren Forſchungen über den „directen" und den „aſſociativen" Factor des äſthetiſchen Eindrucks (vgl. Fechner, Vorſchule der Aeſthetik I, 86 fg.) vorgreifen; freilich einerſeits in ſo unvollkommener Form, daß der Grund der directen Empfindung (wie ſie durch Proportionalität, Symmetrie, Einfachheit u. ſ. w. herbeigeführt wird) doch immer wieder in Aſſociationen geſucht wird (vgl. I, 275 fg.), andererſeits mit einer der beſchränkten Ideologie des vorigen Jahrhunderts durchaus entſprechenden Geſchmackloſigkeit, indem die „Schönheit des Verhältniſſes" ſtets als Zweckmäßigkeit im Sinne banaler Nützlichkeit betrachtet wird. So heißt es z. B. I, 297: „Ein alter gothiſcher Thurm, der keine Schönheit an ſich hat, ſcheint uns ſchön, wenn wir ihn als gute Schutz-

1) Vgl. mit Ausdehnung auf die „moraliſchen Qualitäten" Sketches on the history of man (deutſche Ausg.), II, 82 fg.

2) Unter den im Anhang des Werkes (Bd. III) gegebenen Definitionen wird (Nr. 20 fg.) in intereſſanter Weiſe „Schönheit" in urſprünglicher Bedeutung als eine Qualität des Geſichtsſinnes und jede andere Anwendung des Wortes für übertragen erklärt.

Digitized by Google

wehr wider den Feind betrachten" (sic!). Das heißt die Barbarei, mit der das Mittelalter die Trümmer des Alterthums ausnutzte, äſthetiſch rechtfertigen! Ganz unzulänglich iſt Home's Auffaſſung des Erhabenen (Kap. 4), welches mit dem „Großen" identificirt wird und deſſen äſthetiſcher Reiz in der Anſtrengung beſtehen ſoll, mit der es aufgefaßt werden muß; dabei wird das Moment des Erdrückenden im Erhabenen erwähnt (I, 325 fg.), ohne mit der aufgeſtellten Theorie in Verbindung gebracht zu werden. Dann folgen in wenig glücklicher Anordnung Specialunterſuchungen über weitere äſthetiſche Begriffe (Lächerlich, Witz, Anmuth, Würde ꝛc.) und Objecte des äſthetiſchen Eindrucks, und ſchließlich läuft die Darſtellung nach der damals üblichen Weiſe in eine Poetik aus. Erfreulich iſt die Vorliebe des Verfaſſers für Shakeſpeare, aus dem die Mehrzahl der Beiſpiele gewählt iſt, und damit hängt auch die Polemik gegen die Lehre des franzöſiſchen Claſſicismus von den „drei Einheiten" (Kap. 23, Bd. III) zuſammen. Als der letzte Grund aller äſthetiſchen Urtheile wird der common sense bezeichnet, der die Durchſchnittsempfindung der „feineren Nationen" bilde (III, 391 fg.).

Klingt darin ſchon die Lehre der ſpäteren ſog. Schottiſchen Schule an, ſo gilt daſſelbe für Home's Moralphiloſophie, die er in den Essays on the principles of morality and natural religion (Edinb. 1751; deutſch von Rautenberg, 2 Bde., Braunſchw. 1768) niedergelegt und ſpäter in den Sketches on the history of man (Lond. 1774 in 2 Bdn.; deutſch Leipz. 1774 u. 1775), einer Art von Anthropologie, durch breite Benutzung der damals gerade in Mode kommenden ethnographiſchen Erzählungen zu erläutern geſucht hat. Die parallele Behandlung des „moraliſchen Gefühls" (und ebenſo des Rechtsgefühls, vgl. Sketches II, 83 fg.) mit dem äſthetiſchen Geſchmack iſt dabei das Weſentlichſte und erſcheint im Anſchluß an Shaftesbury, Hutcheſon und Butler (vgl. 2. Essay, Kap. 2 u. 3) mit lebhafter Bekämpfung von Clarke, Wollaſton und Hume (daſ. Kap. 3, 6 u. 7). Dieſe Auffaſſung, mit welcher der Determinismus (vgl. 3. Essay) durchaus vereinbar erſcheint, entwickelt ſich in ziemlich oberflächlichen Auseinanderſetzungen, unter denen nur die Unterſcheidung der unerlaßlichen und der der freien Wahl überlaſſenen Maximen beachtenswerth iſt, weil ſie ſich in ähnlicher Weiſe bei Kant (vgl. Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten, 2. Abſchn., Hartenſtein'ſche Ausgabe, Bd. II, S. 47) findet. Der zweite Theil der Essays iſt weſentlich polemiſch und entwickelt ſchon faſt alle Grundgedanken der ſpäter von den Schotten ausgeſponnenen und zugeſpitzten Bekämpfung von Locke, Berkeley und Hume (Kap. 1—4). Den Schluß des Werkes bilden die Grundzüge einer Religionsphiloſophie, welche im Geiſte des Deismus phyſikotheologiſcher Tendenz iſt, und auch hier wird das Gottesbewußtſein auf das „Gefühl" von der Schönheit und Zweckmäßigkeit der Welt, als der beſten Offenbarung des höchſten Weſens, gegründet. Doch fehlt dieſen Darſtellungen bei Home jener poetiſche Schwung, mit dem ſie ein Shaftesbury vortrug, und ſtatt deſſen zieht ſich durch alle Schriften Home's eine Nützlichkeitskrämerei hindurch, die vielfach an gleichzeitige Erſcheinungen in Deutſchland erinnert. Er liebt es, wie ſchon der Ueberſetzer der Essays (I, 23 fg.) bemerkt hat, pſychologiſche und andere Thatſachen dadurch für erklärt zu halten, daß er zeigt, wie nützlich ſie für den Menſchen ſind, und die Beſchränktheit jener deiſtiſchen Vorſtellungskreiſe kommt bei ihm ſehr ſtark in den philiſtröſen und geradezu albernen Urtheilen zu Tage, welche er an verſchiedenen Stellen der Sketches (z. B. II, 224 fg.) über die antiken Göttervorſtellungen fällt; wie denn überhaupt dieſe Anthropologie als ein Typus der Verſtändnißloſigkeit gelten kann, mit der die Aufklärung in der Beurtheilung hiſtoriſcher Erſcheinungen verfuhr.[3])

Andere, unbedeutendere Schriften Home's, wie ſeine „Einleitung in die Kunſt des Denkens" (1761) und ſeine „Ideen über Erziehung des Herzens" (1781) ſind jetzt völlig vergeſſen. Im allgemeinen liegt ſeine Stärke weder in großartigen neuen Geſichtspunkten, noch in logiſcher Schärfe des Denkens, noch in origineller Gruppirung des Stoffs, ſondern in der Liebenswürdigkeit ſeiner Darſtellung und in der Feinſinnigkeit ſeiner Detailanalyſen und einzelnen Beobachtungen, beſonders auf dem äſthetiſchen Gebiete. Wenn er in der Einleitung ſeiner Essays mit der Abſicht, das Anſehen der Sinne, der innern ſowol als der äußern, zu befeſtigen, den Grundſatz aufſtellt, daß „alle unſere Schlüſſe zuletzt auf Gefühl und Empfindung beruhen", ſo iſt ſeine wenig wiſſenſchaftliche Ausführung dieſes Princips durch Th. Reid und die Begründung der Schottiſchen Schule völlig in Schatten geſtellt worden. Die Hiſtoriker der Philoſophie ſind deshalb durchweg ganz kurz über ihn hinweggegangen: Hettner (Literaturgeſchichte des 18. Jahrhunderts, I, 419 fg.) und Zimmermann (Geſchichte der Aeſthetik I, 223 fg.) haben ihren Analyſen ſeiner Aeſthetik mit Recht die Hinweiſe auf die mannichfachen Einwirkungen hinzugefügt, welche die Elements auf Männer wie Leſſing, Herder und Schiller ausgeübt haben. Eine biographiſche Specialarbeit über Home exiſtirt von Lord Woodhouſelen (A. F. Tytler): Memoirs of the life and writings of H. H. (2 Bde., Edinb. 1807—10).

(*W. Windelband.*)

KAMIENSKI (Matthias), geb. 1734, geſt. 1821 in Warſchau, componirte Meſſen und Opern, darunter die älteſte polniſche Oper: Nędza uszezęśliwiona, 1778 mit Text von Bohomolez, und die beliebteſte: Balik gospodarski, 1779 (mit Text von Zapiozki), ausgezeichnet durch echten Humor. Vgl. Karaſowski, Rys historyczny opery polskiej.

(*W. Nehring.*)

KAMILAROI-SPRACHE. Das Kamilaroi im Flußgebiete des Namoi, Barwan, Bundarra und Balonna, in den Liverpool Plains und dem oberen Hunter in Neuſüdwales geſprochen, iſt eine zur großen

3) Bemerkenswerth iſt, daß die Sketches (2. Buch, 8. Kap., deutſche Ausg. I, S. 515—595) eine ausführliche nationalökonomiſche Abhandlung über Steuer-, Zoll- und Handelspolitik enthalten.

Digitized by Google

auſtraliſchen Familie gehörige Sprache. Der Name iſt von kāmil = nicht, nein, abgeleitet, und auf gleiche Weiſe ſind noch mehrere auſtraliſche Sprachennamen entſtanden, z. B. Wolaroi von wol, Wiradhuri von wirai, Wailwun von wail. Die Sprache beſitzt die Vocale a, e, i, o, u, je ſowol lang als kurz, die Diphthongen ai, ao, und oi, die Conſonanten k, g, h, ng; t, d, dh (= engl. th in than), n; p, b, w, v, m, dsch, y, l, und ein eigenthümlich ſcharfes dentales r. Der Bau iſt ſuffigirend und in der Hauptſache agglutinirend und einfach. Das Verbum beſchließt meiſt den Satz, adnominale und adverbiale Beſtimmungen, einſchließlich der Objecte, ſtehen voran, das Subſtantivum nimmt kein Zeichen des Numerus an, dagegen haben die perſönlichen Fürwörter Singular und Plural, die der 1. und 2. Perſon überdies einen Dual und in dieſem beſondere Formen für das incluſive und das excluſive wir (ich und du — ich und ein dritter). Das Subſtantivum erſcheint in der Stammform, wenn es nicht thätiges Subject oder Prädicat oder directes Object iſt; in andern Fällen nimmt es folgende Caſusſuffixe oder Poſtpoſitionen an: -dū, wenn es thätiges Subject iſt, -ngū für den Genitivus, -gō für den Dativus oder Illativus, -dī für den Ablativus, -dā für den Locativus, -kunda für den Coeſſivus (verweilen mit), -kāle für den Comitativus (ſich bewegen mit). Das Verbum nimmt keine Perſonalendungen an; es hat Suffixe für das Präſens, das Futurum und vier nach der Länge der verfloſſenen Zeit verſchiedene Präterita, ferner zwei Imperative, einen Conditionalis und vier adverbiale Participien. Die Wortbildung geſchieht durch Zuſammenſetzung der Stämme und durch mannichfache Ableitungsſuffixe.

Literatur: W. Wm. Ridley, Kamilaroi, Dippil and Turrubul. New South Wales 1866. 4. — Derſelbe, Kámilarói and other Australian languages. Daſ. 1875. 4. vermehrte Auflage des vorigen Werks.

(*G. v. d. Gabelentz.*)

Kamille, Römische Kamille, ſ. Anthemis; Feld-Kamille, ſ. Matricaria.

KAMIN (vom lat. caminus, Ofen, franz. cheminée, engl. chimney, fire-place) nennt man die einfachſte Vorrichtung zur Zimmerheizung, beſtehend aus einem gegen das Zimmer zu offenen, übrigens aber von gemauerten oder eiſernen Wänden umſchloſſenen, bald ganz in die Wand vertieften, bald theilweiſe oder ganz vor derſelben vorſpringenden, alſo halboffenen Feuerherd. Auf dem letzteren wird das Brennmaterial (meiſt Holz, Holzkohlen oder Torf, ſeltener Stein- oder Braunkohlen) verbrannt, während die Verbrennungsgaſe unmittelbar in den daranſtoßenden oder darüberbefindlichen Schornſtein entweichen. Die zum Abzug des Rauches und der Feuerluft dienende, mittels einer Klappe verſchließbare Oeffnung befindet ſich entweder in der Hinterwand des Kamins oder in der Deckplatte deſſelben, oder iſt bei weit in das Zimmer hereinſpringenden Kaminen zu einem Mantel erweitert, der ſich nach oben zum Schornſtein zuſammenzieht. In Bezug auf die allgemeine Form der Kamine unterſcheidet man folgende Arten, nämlich:

a) holländiſche Kamine, welche ganz in der Mauer liegen und eine mehr hohe als breite Oeffnung haben;

b) lombardiſche Kamine mit weit hervorragendem, pyramidalem Mantel, der auf Conſolen oder ſonſtigen Vorkragungen ſteht;

c) franzöſiſche Kamine, die ganz außerhalb der Mauer ſtehen, mit einem 15—20 cm über dem Fußboden erhöhten Herd und einer mehr breiten als hohen Oeffnung, die von Gewänden und Sturz gleichmäßig eingefaßt iſt. Die Deckplatte oder der Kaminſims befindet ſich in etwas über halber Manneshöhe und iſt mit einer Marmorplatte abgedeckt, ſofern nicht der ganze Kamin aus Marmor beſteht;

d) deutſche Kamine, noch weiter vorragend und mit einem hohen Mantel verſehen, der bisweilen noch durch vorkragende Conſolen unterſtützt iſt.

Außer dieſen Hauptarten älterer Conſtruction, deren Wirkung nur auf der erzeugten ſtrahlenden Wärme beruht und daher zum verbrauchten Brennmaterial in keinem Verhältniß ſteht, gibt es noch eine Anzahl neuerer, verbeſſerter Kamine, wie der engliſche, deſſen Züge unten, neben oder hinter dem Herde liegen, von Eiſen ſind und der ſie berührenden Luft einen großen Theil der erzeugten Wärme abgeben. Sie bilden ſammt dem Roſte und dem vor demſelben befindlichen Feuerkorb, welcher das Umherſprühen von Funken und Herausfallen von Kohlen verhindern ſoll, einen zuſammenhängenden Kamineinſatz. — Bei den neueren franzöſiſchen Kaminen durchſtreichen Luftzüge das Feuer und bilden ebenfalls einen Einſatz. Calorifère-Kamine beſitzen Wärmetrommeln, die vom Feuer durchſtrichen werden. Ueberhaupt kann man durch verſchiedene Anordnung von Luftzügen und Rauchableitungen die Wirkung des Kamins erhöhen, der ohnedies zu den unvortheilhafteſten und unvollkommenſten Heizeinrichtungen gehört. Bei den älteren Kaminen mit Holzfeuerung treten an die Stelle des Roſtes ein paar eiſerne Böcke, Kaminböcke oder Feuerböcke genannt, auf welche die Scheite mit ihren Enden gelegt werden; oder es werden auf einen dergleichen Bock eiſerne Stäbe, ſogenannte Spieße, gelegt, welche zur Stütze der Holzſcheite dienen und ermöglichen, daß dieſe ſo locker als möglich aufgeſchichtet werden können, um der Luft bequemen Zutritt in die Zwiſchenräume zu geſtatten. Schüreiſen, Schürgabeln oder Schaufeln bilden die weitere Ausſtattung eines ſolchen Kamins.

Trotzdem bei den Kaminen nur die ſtrahlende Wärme und dieſe auch mehr dem Fußboden des Zimmers zugute kommt, ſind doch die Kamine in milden Klimaten, beſonders in England und Frankreich, ſehr beliebt und mehr als die Oefen gebräuchlich, weil man dort den erheiternden Anblick des Feuers liebt und den Kaminſims gern zur Aufſtellung von Ziergegenſtänden, als Spiegel, Uhren, Vaſen, Bronzen u. dergl. benutzt. In der That bildet ein Kamin einen weſentlichen Beſtandtheil der decorativen und behaglichen Ausſtattung eines Zimmers. Um dieſe Annehmlichkeit mit der beſſeren Wirkung eines Ofens zu verbinden, ſtellt man beſonders in Deutſchland ſogenannte

Digitized by Google

Kaminöfen auf, d. h. eine Combination des Zimmerofens mit dem Kamin, bei der die Feuerluft des Kamins noch durch die Züge des Ofens ſtrömt oder bei der mit einem kleinen Kamin noch eine beſondere geſchloſſene Ofenfeuerung verbunden iſt. In letzterem Falle iſt es rationell, zwei Schornſteinröhren anzulegen, deren eine für den Kamin und deren andere für den Ofen dient.

Bisweilen nennt man Kamin noch die überbauten und durch eine Thür geſchloſſenen Küchenherde, ſowie die ſogenannten Vorgelege, welche ſich außerhalb eines heizbaren Zimmers an der Stelle des Ofens befinden und durch welche die Feuerung des Ofens von außen erfolgt. — Endlich gebraucht man zuweilen, obwol uneigentlich, die Bezeichnung Kamin gleichbedeutend mit Schornſtein. (*Alwin Gottschaldt.*)

KAMINSKI (Joh. Nepomuk), geb. in Kutkorz, 5 Meilen öſtlich von Lemberg in Galizien 1777, geſtorben 1855, war einer der gefeiertſten polniſchen dramatiſchen Darſteller und Bühnenorganiſatoren, auch als Dichter und dramatiſcher Schriftſteller erwarb er ſich einen bedeutenden Ruf. In Lemberg, wo er ſeine Schulbildung erhielt, auf der Univerſität Jura ſtudirte, und wo er mit der deutſchen Literatur ſich vertraut gemacht hatte, ward in ihm durch fleißigen Beſuch des deutſchen Theaters, mehr noch durch den Beſuch von Vorſtellungen gaſtirender polniſcher Geſellſchaften ſeine natürliche Neigung zur darſtellenden Kunſt mächtig geweckt, beſonders übte einen großen Einfluß auf ihn in dieſer Richtung Adalbert Boguſlawski aus, welcher nach Auflöſung der Nationalbühne in Warſchau nach Lemberg ging und hier eine polniſche Bühne organiſirte. Für ihn überſetzte Kaminski ſeine erſten Operntexte aus dem Italieniſchen und Deutſchen. Als Boguſlawski Lemberg verlaſſen mußte, bildete Kaminski eine dramatiſche Privatgeſellſchaft, ſchuf ſpäter (1804) eine polniſche Bühne in Kamieniez Podolski, in Dubno, zuletzt (1806) in Odeſſa, wo er unter der beſonderen Protection des Generalgouverneurs, Herz. Richelieu, ein Theater leitete, in welchem polniſche und ruſſiſche Stücke geſpielt wurden. Im Jahre 1809 nach Galizien zurückgekehrt, ſpielte er in dem deutſchen Theater in Lemberg mit einer polniſchen Geſellſchaft polniſche Stücke unter ſchwierigen Verhältniſſen und unter ſteigendem Beifall des Publikums bis 1841, und ward ſo der Schöpfer des polniſchen Theaters in Lemberg. — Er ſchrieb und überſetzte gegen 80 Stücke, den meiſten Ruhm brachte ihm ein die Oper: Krakowiacy i Górale (erſchien 1821), gleichſam eine Fortſetzung des gleichnamigen Stückes von Boguſlawski. — Kaminſki war der erſte, der das polniſche Publikum mit Schiller bekannt machte, er veröffentlichte in polniſcher Ueberſetzung Schiller's Balladen und Romanzen 1818, Wallenſtein 1827 u. a. Er ſchrieb auch originelle polniſche Gedichte (Sonety 1827, Haliczanka 1835), manches ſeiner Lieder ward Gemeingut des Volkes. — Vom Jahre 1827 bis 1848 redigirte er Gazeta Lwowska und Rozmaitości, ſchrieb auch philoſophiſche Abhandlungen (ſo z. B. vom philoſophiſchen Gehalt der Sprache) und Werke, welche ſeinerzeit großen Beifall fanden. (*W. Nehring.*)

KAMIONKA STRUMIŁOWA, Stadt im öſtlichen Galizien, nordöſtlich von Lemberg, 42° öſtlich von Ferro und 50° 7′ nördlicher Breite in einer Meereshöhe von 210^m^ am linken Ufer des Bug gelegen, zählt 6107 Einwohner, wovon auf die eigentliche Stadt Kamionka 3571, auf die belzer Vorſtadt 1096, auf die lemberger Vorſtadt 756 und auf Zaburze 684 Einwohner entfallen. Kamionka iſt der Sitz einer Bezirkshauptmannſchaft, eines Bezirksgerichts, eines Steueramts und gehört zum Kreisgerichts-Sprengel Zloczow und zum Oberlandesgericht Lemberg. (*Ferd. Grassauer.*)

KAMIROS (griech. *Κάμειρος* und *Κάμιρος;* die letztere Form iſt durch Etym. M. p. 488, 7 fg. durch Steph. Byz. u. d. W. und durch Inſchriften bezeugt), eine der alten drei Städte der Inſel Rhodos, nach Namen und Göttercult ebenſo wie die beiden andern, Lindos und Jalyſos, ſemitiſchen (phönikiſchen oder kariſchen) Urſprungs, aber frühzeitig durch doriſche Einwanderer vom Peloponneſos oder auch von Kreta aus helleniſirt — ſchon der Homeriſche Schiffskatalog führt (Il. B, 656) die drei rhodiſchen Städte *Λίνδον Ἰηλυσιόν τε καὶ ἀργινόεντα Κάμειρον* als von dem Sohne des Herakles, Tlepolemos, der infolge einer Blutſchuld als Auswanderer nach Rhodos gekommen ſei, beherrſcht auf — und bis zur Gründung der neuen Hauptſtadt der Inſel, Rhodos, welche im Jahre 408 v. Chr. durch einen Synoikismos von Bewohnern der drei alten Städte erfolgte, politiſch ſelbſtändiges Glied der doriſchen Hexapolis, jenes Bundes der klein-aſiatiſchen Dorier, welcher außer den drei rhodiſchen Städten die Inſel Kos, ferner die Städte Knidos und Halikarnaſſos umfaßte. — Die Stadt Kamiros, welche nach dem Berichte des Thukydides VIII, 44 im Winter des Jahres 412/411 v. Chr., als eine lakedämoniſche Flotte dort landete, von keiner Ringmauer umgeben (ἀτείχιστος) war, alſo jedenfalls einen mehr dorfartigen als eigentlich ſtädtiſchen Charakter trug, lag an der Nordweſtküſte der Inſel, ungefähr 5 Kilometer ſüdweſtlich von dem jetzigen Dorfe Kalavarda, in der Nähe eines jetzt nach dem H. Minas benannten Küſtenvorſprunges, welcher dem antiken Cap Mylantia (das von Steph. Byz. u. *Μυλαντία* als zum Gebiete von Kamiros gehörig erwähnt wird) entſpricht. An der Oſtſeite des Vorſprunges ſind noch unter dem Waſſer Reſte der antiken Hafenbauten zu erkennen, und der antike Name der Stadt haftet noch jetzt an einer einige Minuten landeinwärts gelegenen halbmondförmigen Anhöhe, deren flacher Gipfel mit Thonſcherben und Marmorſplittern und verſchiedenen antiken Mauerzügen (nicht Befeſtigungsmauern, ſondern Umfaſſungsmauern heiliger Bezirke und Fundamente von Tempelbauten) bedeckt iſt; ſie diente offenbar als Akropolis der alten Stadt, welche in einer vom Nordabhange des Hügels bis zum Meere ſich erſtreckenden flachen Thalmulde lag. Die wichtigſten Ueberreſte der Stadt ſind, außer einem von Oſten und Weſten

Digitized by Google

in die Seiten des Hügels hineingeführten, theils aus dem natürlichen Felſen gehauenen, theils aus glattbehauenen Steinen erbauten Kanal, der als Waſſerleitung gedient zu haben ſcheint, zahlreiche an den Abhängen des Burghügels ſelbſt und der benachbarten Hügelketten angelegte Gräber, welche in den Jahren 1858 bis 1865 von den Herren A. Biliotti und A. Salzmann unterſucht worden ſind und dabei eine reiche Ausbeute an Denkmälern der Kunſt und des Kunſthandwerks (Goldſchmuck, Statuetten in Kalkſtein und Terracotta, bemalte Vaſen) in aſiatiſchem, archaiſch-griechiſchem und entwickelt griechiſchem Stil, alſo von den früheſten Zeiten der Exiſtenz der Stadt (welchen die am Burghügel ſelbſt befindlichen Gräber anzugehören ſcheinen) an bis etwa in die Zeit Alexander's des Großen herab geliefert haben. Vergleiche darüber das Prachtwerk: 'Nécropole de Camiros. Journal des fouilles exécutées dans cette nécropole pendant les années 1858 et 1865 par Auguste Salzmann', Paris 1875 (60 Tafeln Folio, ohne Text), und den Aufſatz von G. Loeſchke „Mittheilungen aus Kameiros" in den Mittheilungen des Deutſchen archäologiſchen Inſtituts in Athen, Bd. VI, S. 1 fg. (dazu Plan in Bd. V, Tafel XIII). Daß dieſe Nekropole wirklich dem alten Kamiros angehört, wird beſtätigt durch einen in einem dieſer Gräber gefundenen Marmordiscus mit der Inſchrift: *Ἀλεξίμαχος | Ἀρισταινέτου | στραταγήσας | ἐκ πάντων | καὶ τιμαθεὶς | ὑπὸ Καμιρέων* (Salzmann a. a. O., Tafel VIII). Ferner ſtammt allem Anſchein nach aus denſelben Ausgrabungen eine jetzt im Britiſchen Muſeum befindliche, von C. T. Newton in den Transactions of the Royal Society of Literature, second series, Vol. XI, p. 435 fg. veröffentlichte Inſchrift, welche einen Beſchluß der *Καμιρῆς* betreffs der Herſtellung eines vollſtändigen Verzeichniſſes der auf der Inſel wie auf dem Feſtlande (in der ſogenannten Peräa von Rhodos auf der Küſte Kleinaſiens) belegenen *κτοῖναι* (jedenfalls localer Diſtricte analog den attiſchen *δῆμοι*) und der Aufſtellung dieſes Verzeichniſſes im Heiligthum der Athene in Kamiros enthält. Da auch den Bewohnern der Inſel Chalke (*Χαλκῆται*) die Betheiligung an der Aufſtellung dieſes Verzeichniſſes freigeſtellt wird, ſo dürfen wir wol annehmen, daß dieſe weſtlich von Rhodos gelegene kleine Inſel unter der Oberherrlichkeit von Kamiros ſtand, aber ihre ſelbſtändige Gemeindeverfaſſung beſaß. — Außer Athene wurde in Kamiros Apollon unter den Beinamen *Ἀειγενέτης* und *Ἐπιμήλιος* verehrt nach dem Zeugniſſe des *Macrobius* Saturn. I, 17, § 35 (wo Camirenses anſtatt des handſchriftlichen Camerienses zu leſen iſt, wie der deutlich auf Rhodus hinweiſende Beiſatz 'qui sacram Soli incolunt insulam' beweiſt) und §. 45; ferner die *θεοὶ Μυλάντειοι*, deren Name und Cultus (ebenſo wie die Benennung des oben erwähnten Vorgebirges Mylantia) auf einen mythiſchen Mylas, den Erfinder der Mühle, zurückgeführt wurde (Heſych. u. d. W. *Μυλάντειοι θεοί* und *Μύλας*). — Auf literariſchem Gebiete hat ſich von den Bewohnern von Kamiros Peiſandros als epiſcher Dichter (Verfaſſer einer *Ἡράκλεια*, eines Gedichts von den Thaten des Herakles) berühmt gemacht; ein dem Theokrit zugeſchriebenes Epigramm auf eine demſelben in ſpäteren Zeiten von ſeinen Landsleuten errichtete Erzſtatue findet ſich in der Anthol. Pal. IX, n. 598. (*C. Bursian.*)

**KAMM**, im eigentlichſten und gewöhnlichſten Sinne das vorzüglich zum Reinigen, Ordnen und Feſthalten des menſchlichen Kopfhaars gebräuchliche Geräth, das am häufigſten aus Horn oder vulcaniſirtem Kautſchuk (Hartgummi), ſeltener aus Holz, Knochen, Metall, Schildpatt, Elfenbein oder künſtlicher Maſſe hergeſtellt wird. Als Haarkämme dienen: die auf zwei Seiten fein gezahnten Staubkämme; die ſpeciell zum Auskämmen beſtimmten weiten Kämme; die Friſirkämme, deren eine Hälfte mit kleineren und engeren Zähnen verſehen iſt; die Einſteckkämme und Seitenkämmchen. Grobgezahnte Kämme aus Meſſing und anderen Legirungen werden zum Auskämmen der ſteifen Haare mancher Hausthiere benutzt. — Außerdem ſind in verſchiedenen Induſtrien, ſo in der Drahtweberei, der Holzbearbeitung, der Böttcherarbeit, kammähnlich geformte Werkzeuge in Gebrauch, die als Kamm bezeichnet werden. Im Maſchinenweſen werden die Zähne hölzerner Räder ſowie die in eiſerne Räder eingeſetzten hölzernen Zähne ſo genannt. Eine verwandte Bedeutung hat das Wort bei der Zimmerarbeit inſofern, als man die Verbindung zweier quer übereinandergelegter Balken durch Ineinandergreifen von Erhöhungen und Vertiefungen das Verkämmen oder Aufkämmen nennt. — Als Beſtandtheil des Webſtuhls hat der Kamm, auch Weberkamm, Blatt, Weberblatt genannt, den Zweck, einerſeits eine ſeitliche Bewegung der Kettenfäden, während der Schütze über dieſelben wegſchleift, zu verhindern und ſie ſo auf die beſtimmte Breite vertheilt zu erhalten, andererſeits die Einſchlagfäden mehr oder weniger nahe aneinander zu ſchieben, um dem Stoff die erforderliche Dichtheit zu geben. Das betreffende Werkzeug iſt durch eine möglichſt der Zahl der Kettenfäden entſprechende Menge ſehr glatter und dünner, an den Kanten abgerundeter Stäbchen oder Stifte (Zähne) gebildet, die in genau gleichem Abſtand voneinander mit beiden Enden in den Ruthen zweier paralleler, durch zwei Querſtücke zu einem Rahmen verbundener hölzerner Leiſten derart befeſtigt ſind, daß eine Art Kamm entſteht, durch deſſen Zwiſchenräume die Kettenfäden hindurchgehen (die jetzt meiſt aus geplättetem Meſſing- oder Stahldraht hergeſtellten Stifte heißen, weil ſie früher aus geſpaltenem Rohr gefertigt wurden, noch jetzt Riete und wird danach das Ganze auch als Rietkamm oder Rietblatt bezeichnet.) — Reffkamm, Riffkamm oder Riffelkamm heißt ein in einen Holzklotz eingeſchlagener, mit ſeinen quadratiſchen, ſtumpf zugeſpitzten Zähnen nach oben ſtehender eiſerner Kamm, durch welchen der eben geraufte Flachs hindurchgezogen wird, um von den Samenkapſeln befreit zu werden. — Speciell in der Baumwoll- und Streichwollſpinnerei bedeutet das Wort die ſich ſchnell auf und nieder bewegende gezahnte Stahlſchiene, durch welche die der Wirkung der Kratze unterworfene Wolle in Form einer



Digitized by Google

dünnen, loſe zuſammenhängenden Watte von der ſogenannten Kammwalze abgenommen wird. Ferner wird unter dieſer Benennung ein bei der Wollzubereitung zur Reinigung der Fett- und Waſchwolle angewendetes Werkzeug verſtanden. Die weitgehendſte Bedeutung für Induſtrie und Technik haben jedoch die kammartig geſtalteten Werkzeuge, die bei den Vorbereitungsarbeiten der Kammgarnſpinnerei zu Anwendung kommen, um zur Herſtellung eines möglichſt feſten, gleichmäßigen Fadens die langfaſerige Wolle von den kurzen Faſern zu ſondern. Die Arbeitsbewegung kann dem betreffenden Organ entweder durch die Hand oder durch einen geeigneten Mechanismus ertheilt werden. Für die Handkämmerei beſteht der Kamm gewöhnlich aus mehrern Reihen langer, gegen den Fuß hin verſtärkter ſtählerner Nadeln (Zähne), die in einem hölzernen, mit einer Hornplatte belegten Querſtück ſo befeſtigt ſind, daß ihre Spitzen eine nach der Mitte zu geneigte Lage erhalten, und zwar ſind die einzelnen Reihen derart angeordnet, daß ſtets die Zähne der einen hinter den Lücken der andern Reihe ſtehen, wobei die Länge der dem Stiel zugekehrten Zähne ſich entſprechend verringert. Neben dieſem Kamm, dem ſogenannten Arbeitskamm, wird ein zweiter benutzt, der, nur zum Halten des Materials dienend, entweder dem erſten vollkommen gleicht oder wie eine dreireihige Hechel geformt und in paſſender Höhe an einem Battengerüſt feſtſtehend angebracht iſt. Einer der weſentlichſten Mängel der Handkämmerei beſteht darin, daß die mittleren Partien der Faſerbündel ſich der Wirkung der Kämme mehr oder weniger entziehen. Mit Rückſicht hierauf iſt bei den Kämmmaſchinen ein beſonderes Organ — ſeiner Beſtimmung nach gleichfalls ein Kamm — vorgeſehen, das vor dem Auszugsmechanismus in die Mitte des Materials eingeſtoßen und deshalb Einſteckkamm genannt wird. Der eigentliche Kämmapparat iſt mit Zähnen ausgeſtattet, die je nach der Beſchaffenheit der zu bearbeitenden Faſern von verſchiedener Feinheit und Anzahl ſind und in einer Weiſe zum Angriff kommen, daß die Faſerbündel nicht nur an den Enden, ſondern auch in der Mitte energiſch ausgekämmt werden. Um die ſchnellſte Wirkung zu erreichen, ſtehen die Zähne (mit Ausnahme der ſeltenen Fälle, in denen die Handarbeit durch Auf- und Niederſchwingen von Handkämmen nachgeahmt wird) auf einem rotirenden Körper — Ring, Cylinder oder endloſes Band — wonach man Ring-, Walzen- und Kettenkämme unterſcheidet. (*W. H. Uhland.*)

KAMM wird in der Anatomie ein länglicher, ſchmaler Vorſprung genannt, welcher die übrige Maſſe mehr oder weniger überragt. Namentlich ſind es einzelne Knochenpartien, welche unter dieſem Namen aufgeführt werden, z. B. der Kamm des Schienbeins, des Schambeins, des Riechbeins, des Thränenbeins u. ſ. w. (*F. W. Theile. — A. Winter.*)

KAMM (im Bergbau) bezeichnet eine Veränderung als feſtes Geſtein, welches Gänge und Flötze in milderem Gebirge einſchließt. Mag ſagt: ein Kamm verdrückt den Gang, oder auch: es ſchießt ein Kamm vor. Kammgültig wird häufig feſtes Geſtein genannt. Beim Steinkohlen-Bergbau pflegt man ſchmale ausgefüllte Lettenklüfte als Kämme zu bezeichnen, die beim böhmiſchen Braunkohlen-Bergbau Rußkämme genannt werden und oft erhebliche Verwerfungen und Störungen im Grubenbetriebe hervorrufen. Bei manchem Bergbaue werden die Kämme Riegel genannt. — Kammmuſcheln ſind foſſile Reſte im Liasſandſtein, den Pectiniten angehörig, benannt mit Beziehung auf die Streifen und Strahlen, welche ſich auf der Oberfläche der Schalen verbreiten. (*C. Reinwarth.*)

KAMMACHER. Die Herſtellung der Kämme umfaßt im allgemeinen die Arbeiten zur Bildung entſprechend geformter Platten, zum Einſchneiden der Zähne und zur Vollendung der fertigen Kämme. Zur Veranſchaulichung des gewerblichen Proceſſes iſt die Verfertigung der Hornkämme als der weitaus gebräuchlichſten am beſten geeignet. Für dieſe wird mit Vorliebe das Ochſenhorn und zwar, nach Beſeitigung der knochenartigen Füllmaſſe, der hohle Theil deſſelben benutzt, während die maſſive Spitze vom Drechsler verarbeitet wird. Mittels der Schrotſäge wird das Material der Quere nach in röhrenförmige Stücke (Schrote) zertheilt, deren Größe durch die Breite der zu verfertigenden Kämme bedingt iſt und die ſodann mittels derſelben Säge der Länge nach aufgeſchnitten werden. Zum Zweck des Auseinanderbiegens werden die Schrote in Waſſer gekocht, auf den Wärmſtock, ein zangenähnliches, hölzernes Werkzeug, geſteckt und über einem offenen Feuer ſtark erwärmt, wobei ſie, um das Anbrennen zu vermeiden, beſtändig gedreht werden. Das ſo erweichte Hornſtück wird mit zwei Zangen an den Rändern des Längenſchnitts erfaßt und ſchnell, ehe die Abkühlung eintritt, zu einer flachen Platte ausgebreitet, wobei die an der Innenfläche vorhandenen Erhöhungen mittels eines Schabmeſſers mit S-förmiger Schneide entfernt werden. Die aufgebogenen Schrote werden, abermals mäßig erwärmt, geſchichtet und durch den anhaltenden Druck einer Schraubenpreſſe vollſtändiger geebnet. Um die immer noch rauhen Platten zu glätten, wird jede einzelne der Operation des Ausdrückens unterworfen, indem man ſie, wiederum durchwärmt und mit naſſem Filz belegt, zwiſchen zwei eiſernen Platten in einen Schraubſtock möglichſt feſt einpreßt. Damit die zu bildenden Zähne ſpitz zulaufen, werden die Platten an den betreffenden Stellen keilförmig zugeſchärft, was mittels des Behaumeſſers, eines ſcharf angeſchliffenen Beils, auf dem Haublock geſchieht. Erſt nachdem ſie auf dem Schabebock mit einem dem Reifmeſſer der Böttcher und Wagner ähnlichen Bockmeſſer behandelt worden ſind, wird das Ebnen und Glätten aller Flächen und Kanten mittels der Hand- oder Beſtoßfeile vollendet. Die Zähne werden mit einer Säge oder mit einem ſägeähnlichen Inſtrument durch Einſchnitte bis zu einer der beſtimmten Zahnlänge entſprechenden Tiefe gebildet und zwar wird die Schnittiefe gewöhnlich durch eine feine Linie auf der Platte vorgezeichnet oder mittels einer Stahlſpitze angeritzt, worauf die Platte in die ſogenannte Werkſtätte des Kammachers eingeſpannt wird. Dieſe

Digitized by Google

Werkſtätte iſt eine etwa 1 Meter lange Bank, auf welcher der Arbeiter rittlings vor einer hölzernen Kluppe ſitzt. Um das Splittern oder Ausbrechen des Horns zu vermeiden, muß die Platte ſchiefliegend eingeſpannt und die Säge wagerecht geführt werden. Je nach der Art des Materials und der Feinheit der Zähne ſind die zum Schneiden derſelben dienenden Werkzeuge, ſogenannte Doppelſägen, hinſichtlich der Stärke der Blätter verſchieden. Da zwei Sägeblätter gleichzeitig zur Wirkung gelangen, entſtehen jedesmal zwei Schnitte, von denen der weniger tiefe nur dazu dient, anzugeben, wo beim Fortrücken der Säge das weiter vorſtehende Sägeblatt einzuſetzen iſt; hierdurch erhalten ſämmtliche Einſchnitte gleichen Abſtand voneinander und ſomit die Zähne gleiche Stärke. Weil jedoch, wie oben bemerkt, die Platte ſchief eingeſpannt und die Säge wagerecht geführt wird, fällt der Grund der Zähne ſchief aus und muß mit einer gewöhnlichen Säge von gleichmäßiger Blattdicke nachgeſägt werden. Bei der Verfertigung ſtarker, weiter Kämme iſt das Verfahren einfacher, indem mit der einfachen Schrotſäge ein Einſchnitt nach dem andern in die in die Kluppe eingeſpannte Platte gemacht wird. Endlich werden die Zähne mittels der Spitzfeile zugeſpitzt und an den Kanten abgeſtumpft, hierauf durch Schaben mit einem einſeitig facettirten, ſcharf geſchliffenen Meſſer auf Flächen und Kanten geglättet, um ſie auf das Schleifen oder Reiben und Poliren vorzubereiten, durch welches dem fertigen Kamme neben vollkommener Glätte auch Glanz ertheilt wird. Das erſtere geſchieht auf mit Tuch oder Filz beſpannten Bretchen, auf welche ſodann das Polirmittel, das nach der Feinheit des verarbeiteten Materials verſchieden iſt, mit Waſſer aufgetragen wird. Die äußerliche Verſchönerung und Verfeinerung der Kämme wird durch mannichfache Nacharbeiten erreicht. So werden durch die Behandlung mit den ſogenannten Falzern — Meſſern mit umgelegter, ſcharfer Spitze — Nuthen von verſchiedener Form und Größe hervorgebracht oder Zacken, bogenförmige Vertiefungen u. ſ. w. an den Kanten durch Bearbeitung derſelben mittels verſchieden geſtalteter Feilen erzeugt. Verſchiedenartige Durchbrechungen werden mit der Laubſäge nach Zeichnung ausgeſägt, gepreßte und flache Verzierungen in einer zweitheiligen, durchwärmten Metallform unter allmählich verſtärktem Druck hergeſtellt. Für andere Materialien als Horn, insbeſondere für Schildpatt und Elfenbein, ſind weit weniger Vorarbeiten erforderlich. Das erſtere kommt ſchon in dünnen, ſchwachgebogenen Platten in den Handel, ſodaß es nur etwa mit der Laubſäge in Stücke von entſprechender Größe zerſchnitten zu werden braucht, die, mäßig erwärmt, zwiſchen warmen Eiſenplatten gepreßt und mit der Beſtoßfeile geebnet werden. Was das Elfenbein betrifft, ſo wird vom Kammacher ſowol der maſſive als der hohle Theil des Zahns verwendet, und die aus demſelben geſchnittenen Platten reſp. Streifen werden mit dem Behaumeſſer und der Hand- oder Beſtoßfeile bearbeitet, was bei der dichten Beſchaffenheit des Materials beſonders leicht von ſtatten geht. Auch die zu Kammacherarbeiten benutzten Holzarten — Buchsbaum- und Ebenholz — laſſen ſich ſehr wohl mittels Säge und Feile zu dünnen Platten formen. Zur Herſtellung der Zähne ſind hier im weſentlichen die gleichen Manipulationen und Werkzeuge wie bei der Bearbeitung des Horns gebräuchlich; nur iſt die Anwendung derſelben inſofern mit geringeren Schwierigkeiten verbunden, als weniger Neigung zum Abblättern vorhanden iſt. Bei koſtſpieligen Stoffen, wie Elfenbein und Schildpatt, wird für großgezahnte Kämme ein beſonderes Verfahren, das Doubliren, angewendet, indem nach einer vorgezeichneten zickzackförmigen Linie mit der Laubſäge die Zähne in der Art ausgeſchnitten werden, daß man je aus einer Platte zwei Kämme auf einmal erhält, da der Zwiſchenraum zweier Zähne des einen Kammes ſtets einen Zahn des andern liefert. Durch Wärme erweicht, können die fertigen Horn- und Schildpattkämme in jede beliebige Form gebogen werden. In neuerer Zeit iſt in der Kammacherei die Handarbeit vielfach durch Maſchinenarbeit erſetzt worden, und namentlich zur Verfertigung der Kautſchukkämme werden jetzt faſt ausſchließlich Maſchinen angewendet. (*W. H. Uhland.*)

KÄMMEL (Heinrich Julius), angeſehener Schulmann, wurde am 17. Febr. 1813 zu Salendorf bei Waltersdorf an der Lauſche (ſächſiſche Oberlauſitz) geboren. Er war der älteſte Sohn des Fabrikanten Karl Gottlob Kämmel und deſſen Ehefrau Anne Roſine geb. Kämmel. Von ſeinem ſechsten Lebensjahre an beſuchte er die Schule in Waltersdorf, wo er während des Winters bei dem Großvater, dem Rathsförſter Kämmel, wohnte und in den langen Winterabenden die Schilderungen aus den Freiheitskriegen, wie ſie in Volkskalendern ſtanden, mit Eifer las. Aber auch an den Vergnügungen der Dorfjugend nahm er den lebhafteſten Antheil. Obwol der Vater ihn am liebſten als Nachfolger in ſeinem Fabrikgeſchäft geſehen hätte, ſo gab er doch dem Verlangen ſeines Sohnes, ein Gymnaſium zu beſuchen, endlich nach. Am 6. Mai 1824 wurde Kämmel in die dritte Abtheilung der Quarta des zittauer Gymnaſiums aufgenommen und empfahl ſich raſch durch angeſtrengten Fleiß und untadelhafte Führung bei ſeinen Lehrern, durch freundliches und beſcheidenes Weſen bei ſeinen Mitſchülern. Neben den eigentlichen Schulſtudien gingen ernſte Privatbeſchäftigungen einher, wie die Lektüre der deutſchen Claſſiker, weshalb der Director Lindemann ihm die Verwaltung der Schülerbibliothek übertrug. Auch dem Zeichnen widmete er großen Fleiß. Dabei entzog er ſich den Schülervergnügungen nicht; er trat einem Geſangvereine bei, übte ſich im Tanzen und Schlittſchuhlaufen, betheiligte ſich bei den weiteren Spaziergängen in die ſchöne Umgebung der Stadt, unternahm ſogar eine Fußreiſe nach Prag. In dieſer Zeit begann auch das Freundſchaftsverhältniß mit Ernſt Willkomm, einem Pfarrersſohne aus Herwigsdorf, in deſſen Vaterhauſe er wie ein Sohn verkehrte.

Am 19. Dec. 1832 beſtand er die Reifeprüfung, verließ aber die Schule erſt Oſtern 1833, um in Leipzig Theologie zu ſtudiren, denn für dieſes Studium hatte er nach einigen Zweifeln über die Wahl des Berufs ſich entſchieden. Am 1. Mai 1833 traf er in Leipzig ein



Digitized by Google

und bereitete ſich ſofort mit Ernſt und Eifer auf den Beſuch der bald darauf beginnenden Vorleſungen vor. Er hörte die theologiſchen bei Winer, Winzer, Theile, Niedner, Großmann, Illgen und Krehl, die philoſophiſchen bei Hartenſtein, die geſchichtlichen bei Wachsmuth und Flathe, philologiſche bei G. Hermann, Weſtermann und Seyffarth. Auch an den praktiſchen Uebungen in den verſchiedenen Seminarien und in der Lauſitzer Prediger-Geſellſchaft nahm er gewiſſenhaft theil und verſäumte nicht durch Predigen ſich auf ſeinen künftigen Beruf vorzubereiten. Nur einmal dachte er ernſtlich daran, ſich ganz hiſtoriſchen Studien zu widmen und dieſelben in Halle unter H. Leo zu betreiben. Aber der Plan wurde aufgegeben. Am 7. März 1837 beſtand er das theologiſche Candidatenexamen vorzüglich und kehrte am 19. März in die Heimat zurück.

Nach kurzem Aufenthalt in dem älterlichen Hauſe ſiedelte er nach Zittau über, wo er dann bis zu ſeinem Tode verblieben iſt. Zunächſt ſetzte er ſeine Vorübungen für den geiſtlichen Beruf fort, predigte in den Kirchen der Stadt und der benachbarten Ortſchaften, ertheilte Privatunterricht, um ſich im Lehrfache zu üben. Unter Lachmann's Leitung traten gleichgeſinnte Freunde zu einer „Urania“ zuſammen, in welcher poetiſche Verſuche vorgetragen und Kunſtſtudien getrieben wurden. Ausflüge und kleine Reiſen brachten Erholung und Stärkung für Körper und Geiſt. Am 23. April 1838 übernahm er eine Lehrerſtelle an der allgemeinen Stadtſchule (erſte Knabenklaſſe), daneben auch einige Lehrſtunden in der Seminarſchule und beſonders Geſchichtsunterricht in der Gewerbſchule. Er war 1839 dem Gewerbeverein als Mitglied beigetreten und wurde 1841 Secretär und 1843 Vorſteher deſſelben.

Am 22. Juni 1840 wurde er als collega sextus am Gymnaſium zugleich mit ſeinem Freunde Lachmann (dieſer war als collega adiunctus angeſtellt) feierlich in ſein Lehramt eingewieſen und damit die Entſcheidung für den Beruf als Lehrer gegeben. Dieſe neue Stellung bot ihm auch Gelegenheit, einen längſt gehegten Herzenswunſch zu erfüllen und aus dem herwigsdorfer Pfarrhauſe die Schweſter ſeines Freundes Willkomm am 15. Juni 1841 als Gattin heimzuführen. Das Gymnaſium war damals ſchwach beſucht, daher auch die Zahl der Lehrer ſehr klein. Kämmel rückte in dem Collegium verhältnißmäßig ſchnell auf. Am 31. März 1845 wurde er Subrector, am 7. Juli 1851 Conrector. Erſt 1845 verlangte man von ihm die Ablegung eines theologiſch-philologiſchen Examens (bei ſeiner erſten Anſtellung hatte er nur eine Abhandlung eingereicht und eine Probelection gehalten), das er vor dem Conſiſtorium in Dresden zugleich mit ſeinem Freunde Lachmann rühmlich beſtand. Neben dem Lehramte trat er eifrig für das Turnen ein, für das er einen eigenen Verein begründen half [1]), und wurde außerdem Vorſteher eines wiſſenſchaftlichen Unterhaltungsvereins. Eine Leſebibliothek, welche der Benutzung der Leihbibliotheken durch die Schüler entgegenwirken ſollte, nahm er in ſeine Verwaltung.

Die Jahre der Bewegung brachten den in dem engeren Kreiſe bewährten Mann auf das weitere Gebiet des politiſchen Lebens. Auch er war von der Idee, Deutſchland werde aus dieſen Bewegungen als ein großes und einiges Reich hervorgehen, begeiſtert; es war daher nicht auffallend, daß das Vertrauen ſeiner Mitbürger ihn erſt als Stellvertreter, dann als Abgeordneten für das Frankfurter Parlament nachwählte. Am 28. März 1849 reiſte er nach Frankfurt ab, wo die Kaiſerwahl bereits vollzogen war. Er ſchloß ſich der erbkaiſerlichen Partei an und theilte die Hoffnung, daß der König von Preußen die ihm dargebotene deutſche Kaiſerkrone annehmen und die von der Nationalverſammlung unter ſchweren Kämpfen feſtgeſtellte Reichsverfaſſung billigen werde. Dieſe Hoffnungen ſcheiterten; Zerwürfniſſe im Parlament folgten. Kämmel entſchloß ſich am 19. Mai ſein Mandat niederzulegen, ehe noch die ſächſiſchen Mitglieder von ihrer Regierung zurückberufen wurden. Er ſah ſein Verhalten von ſeinen Wählern, denen er in einem gedruckten Berichte Rechenſchaft [2]) gab, gebilligt, und ſchloß dieſen Bericht „um manche Hoffnung ärmer, aber unerſchüttert in dem Glauben an das gute Recht und die unverwüſtliche Kraft und eine große Zukunft des deutſchen Volks“. Freilich ſollten noch viele Jahre vergehen, ehe dieſer Glaube Beſtätigung fand; ſogar ihn zu bewahren, machten die nächſten Ereigniſſe recht ſchwer. Im December 1849 wurde er in die zweite ſächſiſche Kammer gewählt. Er ſah in Dresden noch die Spuren der traurigen Maikämpfe, ſah den Streit um das Dreikönigsbündniß, ſah Sachſens Austritt aus der Union und erlebte die Auflöſung des widerſtrebenden Landtags am 1. Juni 1850. Daß er bei ſeinen durchaus gemäßigten politiſchen Geſinnungen verharrte, iſt natürlich; ſeine Liebe zu der ſächſiſchen Heimat war zu innig und tief. Inzwiſchen hatte dieſe Thätigkeit ſeinen Geſichtskreis erweitert, der Verkehr mit den begabteſten Männern ihn gewandter gemacht, die Einſicht in die verſchiedenartigſten Lebensverhältniſſe ihn auch in ſeiner Thätigkeit für die Schule zu größeren Aufgaben befähigt.

Als Director Lindemann Michaelis 1853 wegen ſchwerer Erkrankung erſt beurlaubt, dann zur Ruhe geſetzt wurde, übernahm Kämmel interimiſtiſch die Leitung des Gymnaſiums. Anderthalb Jahre hat er ein doppeltes Ordinariat und die Direction geführt, aber dabei war ſeine Geſundheit ſo erſchüttert, daß nur ein längerer Urlaub und der Beſuch des Seebades Warnemünde ihm Ausſicht auf Herſtellung eröffnete. Dorthin erhielt er die Nachricht von Lindemann's in Boppard am 15. Juni 1854 erfolgten Tode, dorthin auch die Kunde, daß das Miniſterium am 12. Juli ihn zu deſſen Nachfolger ernannt habe. Mit freudiger Zuverſicht nahm er den Ruf an und wurde am 2. Oct. feierlich durch den Bürgermeiſter Juſt in das neue Amt eingewieſen. Er trat es an mit einer Rede über die Hoffnungen, welche man in Bezug

1) Turnlieder, herausg. bei Einweihung der neuen Turnanſtalt im J. 1845.

2) Die Nationalverſammlung in Frankfurt während der Monate April und Mai des Jahres 1849. Zittau 1849. 24 S. 8.

auf die Zukunft unſerer Gymnaſien haben könne. Zunächſt warteten ſeiner mühſelige organiſatoriſche Arbeiten. Das bisher rein ſtädtiſche Gymnaſium ging unter die Leitung des Miniſteriums für Cultus und öffentlichen Unterricht über. Die 1836 gegründete Gewerbeſchule wurde am 16. April 1855 als eine Realſchulabtheilung in unmittelbare Verbindung mit dem Gymnaſium gebracht und damit die Zahl der Lehrer von 8 auf 15, die der Klaſſen von 8 auf 10[3]), die der Schüler von 87 auf 220 erhöht. 1859 wurde ihm das Prädicat als Profeſſor verliehen. Im J. 1860 verlangte das neue Realſchul-Regulativ eine weitere Ausdehnung der Anſtalt, um ſie zu einer vollſtändigen Realſchule erſter Ordnung zu erheben. Das Verlangen nach Berechtigung zu dem Dienſte als einjähriger Freiwilliger hatte auch die Zahl der Gymnaſiaſten anſehnlich vermehrt, ſodaß immer neue Parallelklaſſen und Theilungen bisher vereinigter Klaſſen nothwendig wurden. Trotzdem arbeitete Kämmel auch darauf hin, daß 1876 noch eine höhere Handelslehranſtalt dem Ganzen eingefügt wurde. So war die Zahl der Klaſſen bis auf 23, die der Lehrer bis auf 36 geſtiegen, unter den letzteren aber auch ein häufiger Wechſel veranlaßt, von dem man vorher an den ſtabilen ſächſiſchen Gymnaſien keine Vorſtellung gehabt hatte. Daß daraus dem Director eine ſchwere Arbeitslaſt erwuchs, iſt erklärlich. Nur die größte Ordnung in der Geſchäftsführung ließ ihn dieſe Beſchwerden überwinden. Kämmel hat ſeit 1828 bis zu ſeinem Tode mit zäher Ausdauer ein Tagebuch geführt, in dem er alle ſeine Erlebniſſe, vor allem ſeine Studien und ſpäter ſeine Amtsgeſchäfte in kurzer, aber vollſtändig genügender Weiſe verzeichnet hat. Daneben ging ſeit 1850 ein Diarium scholasticum, in welchem neben einer fortlaufenden Regiſtrande über die Directorialgeſchäfte alle von ihm gehaltenen Unterrichtsſtunden nebſt dem Hauptinhalte des in einer jeden Behandelten mit der größten Sauberkeit verzeichnet ſind; ferner die Themata ſämmtlicher von ihm geſtellten Aufgaben, dazu Schülerliſten, Specialcenſuren und Aehnliches. Wer kann ſich ſolcher Genauigkeit rühmen? Und doch fand er noch Zeit, ſich an den öffentlichen Angelegenheiten Zittaus zu betheiligen. Seit 1871 gehörte er dem Stadtverordneten-Collegium an, in welchem er unter andern für eine neue Ordnung des Armenweſens ſo nachdrücklich auftrat, daß die Armenordnung mit ihrer Individualiſirung weſentlich ſein Werk iſt. Seit 1877 führte er auch das zeitraubende Amt eines Armenvorſtehers des zweiten Bezirks.

Die Doppelanſtalt war in zwiefachen Räumen, theils in dem alten Gymnaſialgebäude, theils in dem neuen Gewerbeſchulhauſe untergebracht, in zwei Gebäuden, die ziemlich weit voneinander entfernt waren, was mancherlei Zeitverluſt für Lehrer und Schüler herbeiführte. Die wachſende Frequenz nöthigte zu neuen abgeſonderten Klaſſeneinrichtungen, z. B. in der alten Kaſerne, oder auch zu zeitweiliger Benutzung von Lehrzimmern in der Baugewerkenſchule und im alten Bürgerſchulhauſe. Solche Vertheilung der Anſtalt in vier Häuſer erſchwerte auch Kämmel ſein Amt, dem die Pflicht des Zuſammenhaltens oblag. Nach langen Verhandlungen übernahm die Stadtgemeinde Zittau den Bau eines neuen Schulhauſes auf ihre Koſten; die deshalb mit der Regierung am 14. Dec. 1868 getroffenen Vereinbarungen fanden ſofort die Genehmigung der ſtädtiſchen Behörde. Am 16. Aug. 1869 fand die feierliche Grundſteinlegung in Gegenwart des Königs Johann ſtatt, der auch huldvoll genehmigt hatte, daß das neue Gebäude und die darin aufzunehmende Schule den Namen „Johanneum“ führen ſollte. Bei dem Bau hatte Kämmel als Director und als Stadtverordneter vielfach mit ſeinem Rathe geholfen, und es war ſehr gerechtfertigt, daß am Tage der feierlichen Einweihung, am 14. Dec. 1871, Kämmel durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Klaſſe des Verdienſtordens ausgezeichnet und ſein Bild, ein Geſchenk ehemaliger Schüler, in dem Conferenzzimmer aufgeſtellt wurde. Er ſelbſt hat genaue Nachricht von dem glänzenden Feſte gegeben, das unter allgemeiner Theilnahme gefeiert war.[4]) Damit war das Haus, das der König bei der Grundſteinlegung zu „einer Pflanzſtatt höherer Bildung für das kommende Geſchlecht auf der bewährten Baſis gründlicher Wiſſenſchaftlichkeit und echt chriſtlicher Sittlichkeit“ geweiht hatte, ſeiner Beſtimmung übergeben; darauf bezogen ſich auch die Gelübde, welche Kämmel beim Einzuge in längerer Rede entwickelte. Er ſelbſt ſollte in demſelben noch mehrere Freuden- und Ehrentage erleben. Am 2. Oct. 1879 wurde ſein 25jähriges Rectoratsjubiläum gefeiert, bei dem er den Titel als Schulrath erhielt und zum Ehrenbürger von Zittau ernannt, außerdem eine nach ſeinem Namen benannte Stiftung für Wittwen und Waiſen ehemaliger Lehrer begründet wurde. Als am 16. April 1880 das Jubiläum der Realſchule gefeiert wurde, fühlte er ſich durch die anerkennenden Worte des anweſenden Miniſters Dr. v. Gerber hochbeglückt. Seine Geſundheit nöthigte ihn in den letzten Lebensjahren zu regelmäßigen Erholungsreiſen in das ſchleſiſche Bad Landeck, aus dem er ſtets erfriſcht die rege Thätigkeit wieder aufnehmen konnte. So hatte er das Sommerhalbjahr 1881 glücklich zu Ende geführt, am 22. und 23. Sept. die üblichen Cenſur- und Verſetzungsconferenzen gehalten, am 24. Sept. der Schulcommiſſion eingehend Bericht über den Stand der Schule erſtattet, war dann nach einer kurzen Abweſenheit in ſeiner Wohnung um 10 Uhr wieder in der Mitte der Collegen erſchienen, als er mit den Worten: „Laſſen Sie uns nach einem paſſenden Schluſſe ſuchen“, plötzlich zuſammengebrochen, nicht von einer Ohnmacht befallen, ſondern von einem Herzſchlage, in den Armen der Lehrer verſchied. So hat er wahrhaft in ſeinem Berufe, was nur wenig Schulmännern in gleicher Art zutheil geworden iſt (ich erinnere an Trozendorf und Bäumlein), ein ſchnelles Ende gefunden. Am 28. Sept. fand von

3) Es waren vier Gymnaſialklaſſen (I—IV), drei Realklaſſen (die dritte in zwei parallelen Coetus), und zwei Progymnaſialklaſſen (V, VI) als gemeinſamer Unterbau für beide Abtheilungen der Doppelanſtalt.

4) Die Erbauung und Einweihung des Johanneums. Progr. des Jahres 1872.

der Aula aus unter zahlreicher Betheiligung der geſammten Stadt die feierliche Beſtattung ſtatt, zu der im Auftrage der oberſten Behörde Geheimerath Dr. Ilberg von Dresden erſchienen war; das Lehrercollegium veranſtaltete kurze Zeit nach dem Beginn des neuen Semeſters am 10. Oct. eine öffentliche Gedächtnißfeier, bei welcher Conrector Profeſſor Dr. Friedrich die Rede hielt und ein Lebensbild des Verſtorbenen entwarf.

Ich habe das Leben des Mannes erzählt, das wenig Wechſel geboten hat; ſchwieriger wird mir, über den Lehrer und Director zu ſprechen, weil ich mich da auf die Angaben derer, die ihm näher geſtanden haben, verlaſſen muß. Bei der Vielſeitigkeit ſeines Wiſſens war er auch zu einer vielſeitigen Lehrerthätigkeit befähigt. Sie bezog ſich zuerſt auf den Religionsunterricht, bei dem er die Fülle ſeiner theologiſchen Kenntniſſe, aber auch die Wärme tiefen Gefühls am ſchönſten bethätigen konnte. Längere Zeit hat er auch im Hebräiſchen unterrichtet. Den deutſchen Unterricht bezog er vornehmlich auf ſcharfe Charakteriſirung unſerer Claſſiker; ſeine Aufſatz-Themata ſollen durch Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit der Aufgaben überraſcht haben. In den obern Gymnaſialklaſſen lehrte er Lateiniſch und Griechiſch, gab jedoch das letztere an andere Lehrkräfte ab, als die Anſtalt größer wurde. Lateiniſch ſprach und ſchrieb er mit der Leichtigkeit der guten alten ſächſiſchen Zeit und übte auch die Schüler in regelmäßigen Disputationen. Zuletzt hatte er ſogar einen Theil des lateiniſchen Unterrichts an der Realſchule übernommen. Den Geſchichtsunterricht hat er nicht blos nach ſeiner Methode theoretiſch gefördert, ſondern auch in der Praxis beſonders gepflegt und dabei durch ſeinen Vortrag und ſein beſonnenes Urtheil allgemein gefeſſelt. Er hat immer eine anſehnliche Zahl von Lehrſtunden ſelbſt übernommen und iſt in Verhinderungsfällen der Collegen gern als Helfer eingetreten. Dazu war er auch durch ſeine Bekanntſchaft mit den Sprachen der modernen Culturvölker[5]) und durch ſeine Kenntniſſe in den exacten Wiſſenſchaften beſonders befähigt. Das jetzige Specialiſtenthum lag ihm ganz fern; er gehörte noch zu den Schulmännern der alten Zeit, die in allen Lehrgegenſtänden zu unterrichten im Stande waren. Darum konnte er auch mit Nutzen eine Doppelanſtalt leiten, welche Humanismus und Realismus vertrat, konnte mit ſeinem milden Weſen jede Rivalität fernhalten und auch ſchwächere Kräfte in derſelben leicht ertragen.[6]) Freilich eine einheitliche höhere Schule, die ihm als Ideal dabei vorſchwebte, wird ſich auf dieſem Wege niemals erreichen laſſen; es iſt auch bald nach ſeinem Tode die Trennung der vereinigten Anſtalten vollzogen worden. Als Lehrer ſtrebte er bei dem reichen Schatze ſeines Wiſſens nicht danach, Vielwiſſerei bei der Jugend zu verbreiten, ſondern war ſich der Aufgabe der Schule als einer geiſtigen Vorbildungsanſtalt wohl bewußt. Schablonenmäßige Jugendbildung war ihm verhaßt[7]), deshalb vernachläſſigte er auch wol die Controle der Schülerleiſtungen bisweilen mehr als recht war. Sein eigener muſterhafter Fleiß genügte nicht bei allen Schülern als Vorbild und Sporn. In der Handhabung der Schulzucht war er mehr zur Milde geneigt. Bei ſeinem ſittlichen Ernſte konnte er doch gegen die fehlenden Schüler nicht immer mit Mäßigung ausreichen, und harte Erfahrungen ſind ihm trotz der Liebe derſelben in der Disciplin nicht erſpart worden. Daß er in ſchlimmen Fällen feſt und energiſch einzuſchreiten gewußt habe, wird vielſeitig verſichert. Die Lehrer konnten ſich einen humaneren und duldſameren Director nicht denken.

Dabei fand er noch immer Muße zu wiſſenſchaftlicher Thätigkeit, ganz abgeſehen von der zerſplitternden Schreiberei zahlreicher Programme und Reden, deren weiter Kreis die Theilnahme mehrerer Lehrer, wenigſtens des Rectors und Conrectors, beanſprucht und dem wiſſenſchaftlichen Leben des zittauer Gymnaſiums einen eigenthümlichen Charakter gibt. Der gewiſſenhafte Mann hat auch dieſe Leiſtungen genau regiſtrirt; das Verzeichniß mit Einſchluß der Beiträge zu Zeitſchriften, zu geſchichtlichen und pädagogiſchen Werken enthält 648 Nummern; er hat ſie in ſeiner beſcheidenen Weiſe als „literariſche Nebenſtunden" bezeichnet. In frühern Jahren hielt die Vorliebe für Theologie an und veranlaßte zahlreiche Recenſionen und Beiträge zu Illgen's und Niedner's Zeitſchrift für hiſtoriſche Theologie ſeit 1841, zu Reuter's Repertorium für theologiſche Literatur (1846—1860), zu dem Sächſiſchen Kirchen- und Schulblatt (1852), zu Zille's Allgemeiner Zeitung für Chriſtenthum und Kirche (1845. 1846). Aber auch ſelbſtſtändige Arbeiten kleinern Umfangs gehören auf dieſes Gebiet: ſo 1842 „Die Schwierigkeiten des Religionsunterrichts vom Standpunkte einer tiefer dringenden Pſychologie und mit beſonderer Rückſicht auf die untern Klaſſen der Gymnaſien betrachtet"; 1843 erſchien als ein Leitfaden für den Religionsunterricht der mittleren Gymnaſialklaſſen: „Die Entwickelung des Gottesreichs"[8]), 1846 „Die Unduldſamkeit und das Chriſtenthum. Eine Mahnung zum Frieden". In gleicher Art wie den Religionsunterricht hatte er auch die Geſchichte behandelt; erſt 1842 die Theorie „Ueber den Gymnaſialunterricht in der Geſchichte"[9]), dann praktiſch 1844 „Lebensbilder aus dem Mittelalter", die 1850 erneuert wurden, aber wegen des Bruchs der Verlagshandlung nicht fortgeſetzt ſind. Aus gleichem Grunde ſind die „Schilderungen aus dem Völkerleben; eine populäre Weltgeſchichte mit beſonderer Rückſicht des Culturhiſtoriſchen", nicht über das erſte Heft hinausgekommen. Solche mehr populäre Arbeiten brachten ihn als Mitarbeiter auch zum „Herold", zur „Abendzeitung", in die auch einige ſeiner Gedichte aufgenommen ſind, zum „Gothaiſchen allgemeinen Anzeiger", zu den

5) Der Unterricht in den neueren Sprachen nach ſeiner Stellung zum Unterricht in den alten, in Langbein's Archiv 1864, Nr. 7. 6) Zur Verſtändigung über die Verbindung von Realſchule und Gymn. in Zittau; über den Unterſchied von Gymn. und Realſchule. 2 Progr. 1854.

7) Die Berückſichtigung der Individualität im Leben der Schule, in Langbein's Archiv 1862, Nr. 5. 8) Ein Progr. von 1841 gibt Andeutungen über Auswahl und Vertheilung des kirchenhiſtoriſchen Lehrſtoffs. 9) Zur Würdigung der ſächſ. Geſchichte als eines Lehrgegenſtandes. Progr. 1856.

Digitized by Google

„Blättern für literariſche Unterhaltung, zur „Luſatia“, zu den „Bildungsblättern für unſer Volk“ u. a. m.

Immer mehr jedoch concentrirten ſich ſeine Studien auf das Gebiet der Pädagogik, insbeſondere der Schulgeſchichte, und hier bildete den Mittelpunkt Zittau ſelbſt und nur nebenbei auch andere Orte der Lauſitz.[10] Für die Geſchichte des Gymnaſiums hatte er umfangreiche Materialien geſammelt und doch wagte er 1871 in dem Feſtprogramm nur mit einem Rückblick auf dieſe Geſchichte hervorzutreten, der wenigſtens eine Ueberſicht gewährt über das, was von ihm in zahlreichen Schulprogrammen zerſtreut iſt und noch eine Ausſicht auf weitere einzelne Darſtellungen eröffnet. Er hatte behandelt 1868 die Schule in Zittau unter den Einwirkungen der Reformation, 1869 den Rector Caspar Janitius, 1870 das Gymnaſium in Zittau während der trüben Jahre 1587—1602[11], 1859—1876 Melchior Gerlach (Rector 1602—1616) in drei Programmen, 1856 Chriſtian Keimann (1634—1662), 1860 Erinnerungen an Gottfried Hoffmann (Rector 1708—1712), 1865 und 1867 Benjamin Gottlieb Gerlach (Director 1738—1756), Beiträge zur Geſchichte der pädagogiſchen Beſtrebungen im Zeitalter Gesner's und Gottſched's, in vier Programmen, endlich bereits 1854 Friedrich Lindemann (Director 1823—1852). Aber eng damit verbunden ſind auch die Unterſuchungen über Martin Grünwald, der ſich als Geiſtlicher um die deutſchen Schulen verdient gemacht hat, in vier Programmen 1859 und 1861, und das Schriftchen zur Geſchichte der Gymnaſialbibliothek in Zittau 1856.

Ueber dieſes kleinere Gebiet weit hinaus ſchweiften ſeine Arbeiten über die Geſchichte der Pädagogik[12] in das griechiſche und römiſche Alterthum, in das Mittelalter, in die Zeit der Humaniſten und nach Frankreich. Sie ſtanden ſchon weniger in den Schulprogrammen als in gelehrten Zeitſchriften, wie in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, in Langbein's Pädagogiſchem Archiv[13], in dem Neuen Lauſitziſchen Magazin und in den großen Sammelwerken der Schmid'ſchen Encyklopädie und der Allgemeinen deutſchen Biographie, zu deren jüngſt erſchienenen Bänden er in ſeinen letzten Lebensjahren noch zahlreiche Beiträge geliefert hat. So hat er Herodes Atticus aus dem Zeitalter der Antonine, Maximus den Tyrier, Agathias von Myrene (Programm von 1845), Iſidorus von Peluſium (zwei Programme 1848), den Redner Iſokrates in ſeiner Bedeutung für die Schule (zwei Programme 1864), Solon, Xenophon und Iſokrates und die Sophiſten der Kaiſerzeit in der Encyklopädie behandelt; von den Römern Quintilian, Seneca (Encyklopädie) und die Helvidii Prisci (Programm 1846); ausgedehnte Vorarbeiten über den jüngeren Plinius hat er nicht mehr verwerthet.

Für die Anfänge des mittelalterlichen Schulweſens kommen in Betracht die Programme De Gallorum indole sub Romanis non mutato (1845), das Fortwirken römiſcher Bildung im fränkiſchen Gallien vor Karl dem Großen (vier Programme 1853) und die Artikel in Schmid's Encyklopädie über Dom- und Kloſterſchulen, über mittelalterliches Schulweſen, Karl den Großen, die Stadtſchulen des Mittelalters (1872), das Schulweſen der ſächſiſchen Länder in den letzten Zeiten des Mittelalters (Neues Lauſitzer Magazin, Bd. 39), die Hieronymiana (freilich ohne Benutzung der neueſten Forſchungen). Noch mehr haben ihn die Humaniſten angezogen, vorerſt die Pädagogen Vergerio, Vegio und Vittorino (in der Encyklopädie), nachher Vettori (in den Jahrbüchern für Pädagogik 1865 und 1866), Erasmus in Deventer (ebenda 1874), Hermann von dem Buſche und Bugenhagen (in der Encyklopädie), Musler (Lauſitzer Magazin), Camerarius in Nürnberg (Programm 1862) und die Geſchichte des griechiſchen Unterrichts im 16. und 17. Jahrh. (in den Jahrbüchern 1867). Im Jahre 1877 gab er in dem Jahresberichte der Lauſitzer Predigergeſellſchaft einen Aufſatz: „Die deutſchen Humaniſten des 15. und 16. Jahrh. als Pfleger vaterländiſchen Sinnes und Strebens“. Für den weiteren Verlauf haben ihn die Jeſuiten intereſſirt; er hat ihnen 1849, 1851 und 1856 vier Programme gewidmet; die lateiniſchen Schulen des 16. und 17. Jahrh. im Kampfe gegen die Winkelſchulen (Programm 1855), die Reformer Ramé, Radke, Rollin und den Philanthropinismus und Schummel in der Encyklopädie, die Einwirkungen des Pietismus auf das Schulweſen (im Neuen Lauſitzer Magazin Bd. 37), endlich auch die Einwirkungen Frankreichs in drei Programmen über Fénélon (1857. 1858), über den Cardinal von Lothringen (1855), das Unterrichtsweſen der Reformirten in Frankreich während der Verfolgungen des vorigen Jahrhunderts (1845), der Einfluß der franzöſiſchen Sprache und Literatur auf die höheren Stände Deutſchlands ſeit dem 16. Jahrh. (Programm 1853). Auf die Menge der Biographien von Gelehrten neuerer Zeit in den angeführten Sammelwerken und auf einzelne Schulreden gehe ich nicht weiter ein. Das Meiſte von dem, was hier angeführt iſt, war nur Vorarbeit zu einem großen Werke über die Geſchichte des Schulweſens in Deutſchland ſeit der Reformation, an dem er ſeit etwa 40 Jahren unermüdet gearbeitet hat, ohne ſich genügen zu können. Daher iſt nur der erſte Band vollendet; dieſer behandelt in zwei Abtheilungen das deutſche Schulweſen unter dem Einfluſſe der Kirche in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters und unter der Herrſchaft des Humanismus. Zu den übrigen Bänden, deren etwa noch drei folgen ſollten, haben ſich im Nachlaſſe, abgeſehen von den bereits gedruckten Arbeiten, nur umfängliche Collectaneen vorgefunden. Die Herausgabe des erſten Theils hat Kämmel's trefflicher Sohn Otto, Profeſſor am königl. Gymnaſium in Dresden, übernommen; derſelbe befindet ſich bereits unter der Preſſe.

Dieſer Sohn hat auch dem verehrten Vater ein Denkmal geſetzt in der „Allgemeinen deutſchen Biographie“,

10) Die Oberlauſitziſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften hat ihn 1879 zu ihrem Ehrenmitgliede erwählt. 11) Dieſe drei Abhandlungen ſtehen auch im 49. Bande des Neuen Lauſitz. Magaz. 12) Eine lange Reihe von Artikeln zu Hergang's pädagogiſcher Realencyklopädie (1831—1847) iſt mir unbekannt. 13) Dort ſteht 1861 eine Abhandlung: Das Studium des Tacitus in den letzten drei Jahrhunderten; 1865 Evangeliſche Schulordnungen.

Digitized by Google

Bd. XV, S. 51—56; außerdem konnte ich dankbar benutzen die Beilage zu dem Zittauer Schulprogramm von 1882: „H. J. Kämmel. Zum Andenken an einen edeln Verſtorbenen für ſeine zahlreichen Freunde und Schüler", in welchem Profeſſor Dr. Friedrich die Beſtattungsfeier genau beſchrieben, ſeine Gedächtnißrede mitgetheilt und ein nicht ganz correctes, auch nicht vollſtändiges Verzeichniß der von Kämmel verfaßten Schriften und Abhandlungen gegeben hat. (*Eckstein.*)

KAMMER (griech. καμάρα, lat. camera, daher das Wort in den andern Sprachen), in urſprünglichem Sinne ein gewölbter Raum, nach neuerem Begriffe ein Zimmer, welches nicht heizbar iſt. Schon im Mittelalter unterſchied man die Kemenate (ahd. cheminâta, cheminée, mlt. caminata), das Phiſelgadem (v. phiesel, mlt. pisale, franz. poêle), welche heizbar waren, von der (nicht heizbaren) Kammer. Sie befindet ſich entweder in den Stockwerken neben Wohnzimmern oder im Dachraum, wo ſie mit einem gewöhnlichen, leichten Schloß (Kammerſchloß) verwahrt wird, und dient verſchiedenen Zwecken, als Schlaf-, Mädchen-, Speiſe-, Holz-, Geſchirr-, Futter- u. ſ. w. Kammer. Die Kammern ſind als nicht heizbare Räume meiſt von nicht maſſiven, zum Beiſpiel hölzernen oder Fachwänden umſchloſſen. Wenn die Kammer kein directes Licht, etwa ſecundäres oder Oberlicht, erhält, ſo nennt man ſie Alkoven, eine Bezeichnung, die ſehr häufig noch jetzt für jede Kammer oder Schlafſtube mit Unrecht gebraucht wird. Ferner nennt man Kammer in Schlöſſern oder fürſtlichen Haushaltungen auch ein Zimmer oder eine Reihe von ſolchen, die zur Aufnahme und Aufbewahrung von Kunſtſchätzen oder Alterthümern (Kunſt-, Schatz- und Antiquitäten-Kammer) dienen. Außerdem dient der Ausdruck Kammer ſowol im Hochbau wie bei dem Waſſerbau, dem Schiffsbau und der Technik im allgemeinen für kleinere Behältniſſe eines größeren Raumes, die durch Scheidewände getrennt ſind oder nur durch einen ſchmalen Gang oder Canal mit andern Räumen in Verbindung ſtehen. (*A. Gottschaldt.*)

KAMMER hieß zur Zeit der fränkiſchen Könige das abgeſonderte Gemach, worin ſie ihr Privateigenthum verwahrten, ſpäter überhaupt der Ort, wo die fürſtlichen Angelegenheiten verhandelt wurden, weiter die fürſtliche Kaſſe, endlich auch die den fürſtlichen Haushalt leitende Behörde. So iſt das Wort Kammer der allgemeine Ausdruck für alles die Privatangelegenheiten des Fürſten Betreffende im Gegenſatze zu deſſen Hof- oder öffentlichem Leben. In die Kammer floſſen die Einkünfte aus den fürſtlichen Gütern und in ihr concentrirte ſich die Verwaltung des fürſtlichen Vermögens. An der Spitze derſelben ſtand der Kämmerer (Camerarius), zur Zeit der fränkiſchen Könige einer der oberſten Hofbeamten und ſpäterhin in der deutſchen Reichsverfaſſung einer der vornehmſten Fürſten des Reiches. Das Amt als Erzkämmerer im deutſchen Reiche bekleidete zuletzt der Kurfürſt von Brandenburg. Dieſelbe Bedeutung hatte ſeit Ausbildung der Landeshoheit die Kammer in den einzelnen deutſchen Territorien, wo ſie 1) die eigenen Güter des Fürſten, die Kammergüter im engeren Sinne, 2) die alten Reichsgüter, die Dotation des Reichsamtes, die Staatsdomänen, dann 3) die mit dem Grafen- und Fürſtenamte verbundenen Einkünfte und Gefälle aus Zehnten, Zinſen, Regalien, und ſelbſt 4) die Steuern und Zölle umfaßte, von denen in der älteren Zeit ein Theil zur kaiſerlichen Kammer zu verrechnen war. Alle dieſe Einkünfte, die übrigens nach und nach vollſtändig miteinander vermiſcht wurden, ließ der Landesherr allein ohne Mitwirkung ſeiner Stände verwalten; aber er mußte daraus auch alle Regierungs- und Verwaltungskoſten, nicht aber die Landesanſtalten, wie Landespolizei, Straßenbau u. ſ. w., und die Reichskriege beſtreiten; erſt im Falle der Unzulänglichkeit mußten die Stände mit der Bewilligung von Steuern eintreten. Anfänglich war die Kammerverwaltung den landesherrlichen Aemtern übertragen und zur Centralleitung ein Kammermeiſter oder Rentmeiſter mit den nöthigen Gehülfen beſtellt; nach und nach wurden daraus collegialiſche Behörden (Hofkammern oder Rentkammern), die, weil ſie zugleich die polizeilichen Regalien verwalteten, auch mit manchen Geſchäften der allgemeinen Landesverwaltung betraut waren. In neuerer Zeit, und zwar beſonders ſeit Einführung der conſtitutionellen Verfaſſungen, wurden dann in den meiſten deutſchen Staaten das eigentliche Privatvermögen des Fürſten und das Hausfideicommiß der Dynaſtie aus dem Kammer- und dem damit verſchmolzenen eigentlichen Staatsvermögen ausgeſchieden und den Fürſten durch Feſtſtellung einer Civilliſte die Entſchädigung für die Ueberlaſſung der Domänen (ſ. d. Art.) und der Kammergüter an den Staat geboten. Hiermit aber verwandelten ſich die ehemaligen fürſtlichen Kammern — ſoweit nicht das ausgeſchiedene fürſtliche Vermögen in Betracht kam — in die modernen Landesbehörden der Finanzminiſterien, Steuercollegien, Zolldirectionen, Oberrechnungskammern u. ſ. w., während das Polizeiweſen an die Behörden des Miniſteriums des Innern abgegeben wurde. — Ueber Kammern im ſtaatsrechtlichen Sinne der Volksvertretung ſ. Repräſentativſyſtem. — Ueber Kammern für Handelsſachen ſ. Landgerichte.

(*Albrecht Just.*)

KAMMER heißt bei den Feuerwaffen derjenige Theil der Seele, welcher zur Aufnahme der Pulverladung beſtimmt iſt. Bei den glatten Haubitzen und Mörſern bildete dirſer Theil ſtets einen im Durchmeſſer verengten Raum der Seele, damit die verhältnißmäßig kleine Ladung recht central auf das Geſchoß wirken konnte; der jahrhundertlange Streit, ob hierzu eine cylindriſche, eine coniſche oder eine birnförmige Kammer am geeignetſten ſei, iſt thatſächlich nicht zum Austrag gebracht, ehe durch die Einführung der gezogenen Geſchütze die Frage an Bedeutung verlor. Auch die glatten Kanonen erhielten in vereinzelten Fällen Kammern, meiſt in cylindriſcher oder coniſcher Form. Für die mit Kammern verſehenen Geſchütze der bezeichneten Art iſt der Gattungsname Kammergeſchütze gebräuchlich, derſelbe iſt aber keineswegs identiſch mit der Bezeichnung Kammerſtücke. Unter letzteren verſteht man Geſchütze aus der erſten

Digitized by Google

Zeit des Gebrauchs derſelben, bei denen Ladung und Geſchoß in eine beſondere Kammer eingeſetzt wurden, die dann ihrerſeits in das hinten offene Bodenſtück des Geſchützrohres eingeführt und in demſelben durch Keile, Klammern oder eine Schraubenvorrichtung feſtgehalten wurde. Dieſe Kammerſtücke bilden die erſten rohen Anfänge der heute im Gebrauch befindlichen Hinterladungsgeſchütze, wenn ſich auch zwiſchen der Zeit ihrer Benutzung und der Gegenwart eine Periode von Jahrhunderten befindet, in welcher ausſchließlich aus einem Stück gefertigte, von der Mündung aus zu ladende Geſchützrohre Verwendung fanden. Auch bei den Gewehren kamen in den erſten Zeiten ihres Beſtehens ähnlich conſtruirte Hinterlader vor, die den Namen **Kammerbüchſen** führten und für die ſtets mehrere geladene Kammern bereit gehalten wurden. In der neuern Zeit verſah der franzöſiſche Capitän Delvigne Gewehre am hinteren Theile mit einer verengten Kammer, welche die Pulverladung aufzunehmen beſtimmt war, während die Kugel auf die Ränder der Kammer aufgeſtaucht wurde, damit das Blei ſich in die Züge des Laufes preſſe und das Rundgeſchoß beim Abfeuern der Windung der Züge folge. Dieſe Gewehre wurden **Kammergewehre** (fusils à chambre) genannt und bildeten ein nicht unweſentliches Glied in dem Entwickelungsgange der gezogenen Vorderladungs-Gewehre. Von ihnen zu unterſcheiden ſind die **Kammerladungsgewehre**, welche vor der allgemeinen Einführung der Hinterlader in einzelnen Armeen in Gebrauch waren und von den modernen Hinterladungsgewehren dadurch weſentlich verſchieden waren, daß ſie ein bewegliches Kammerſtück beſaßen, welches die Pulverladung und das Geſchoß aufnahm und vor dem Schuſſe mit dem gezogenen Laufe in feſte Verbindung gebracht wurde. Bei ihnen wurde nicht, wie bei den Kammerbüchſen früherer Tage, eine loſe Kammer in den Lauf geſetzt, ſondern ihre Kammer war permanent mit dem Laufe beweglich verbunden. Die 1831 eingeführte franzöſiſche Wallbüchſe, ſowie das 1848 in Norwegen angenommene Schützen- und das 1851 in Schweden adoptirte Marinegewehr bilden Beiſpiele derartiger Kammerladungsgewehre. (*v. Löbell.*)

KAMMER wird im deutſchen Heere der Aufbewahrungsort für die Bekleidungs- und Ausrüſtungsſtücke der Truppentheile genannt, obgleich derſelbe oftmals bedeutende Dimenſionen beſitzt. Die Kammer ſoll im Verhältniß zu den Vorräthen geräumig ſein, damit dieſelben überſichtlich aufbewahrt werden können, ferner ſoll ſie hell und luftig ſein und die Vorräthe vor dem Verderben, dem Einbruche und der Feuersgefahr ſichern. Man unterſcheidet Compagnie-, Bataillons-, Regiments-Kammern u. ſ. w., und überträgt die Beaufſichtigung derſelben dem betreffenden Vorgeſetzten ſowie ad hoc gebildeten Commiſſionen. Zur ſpeciellen Verwaltung wird ein **Kammer-Unteroffizier** beſtellt (früher Capitaine d'armes genannt), der über alle Ausgaben und Einnahmen ein **Kammerbuch** zu führen hat. — Bei der Marine iſt **Kammer** der Name der Wohnräume der Offiziere und Deckoffiziere eines Schiffes. (*v. Löbell.*)

KAMMER, KAMMERBAU iſt beim Bergbau eine Abbaumethode für Gewinnung ſehr großer Maſſen von bedeutender Standhaftigkeit, die im Ganzen bauwürdig ſind und daher möglichſt rein ausgehauen werden müſſen, wie zum Beiſpiel auf dem Steinſalzlager zu Wieliczka, wo der Abbau ſehr weit, in ſogenannten Kammern ſtattfindet, daher auch dieſe Methode als Weitungsbau bezeichnet wird. (*C. Reinwarth.*)

KAMMER, dunkle, Camera obscura, nennt man eine optiſche Vorrichtung, welche im weſentlichen aus einem dunkeln Raume beſteht, innerhalb deſſen auf einer der Wände ein Bild von außerhalb des Kaſtens befindlichen Objecten dadurch entworfen wird, daß durch eine Oeffnung in der der Bildwand gegenüberliegenden Wand Strahlen von dieſen Objecten in den dunkeln Raum dringen.

Die Einrichtung einer ſolchen Dunkelkammer kann erſtens verſchiedener Art ſein in Bezug auf die Größe des dunkeln Raumes und dann in Bezug auf die Beſchaffenheit der Oeffnung, durch welche das Licht eindringt. Iſt die Größe des dunkeln Raumes der Art, daß der Beobachter ſelbſt mit innerhalb deſſelben Platz hat, ſo braucht er nur einfach das auf der betreffenden Wand erzeugte Bild zu betrachten. Beſteht der dunkle Raum aber nur aus einem größeren oder kleineren Kaſten, der dem Beobachter nicht den Aufenthalt im Innern geſtattet, ſo muß eine Vorkehrung getroffen ſein, welche die Beobachtung des Bildes von außen geſtattet. Dies geſchieht entweder ſo, daß man an geeigneter Stelle noch eine Oeffnung anbringt, welche, ohne daß ſtörendes Licht eindringt, dem Auge die Beobachtung des auf der betreffenden Innenwand entſtandenen optiſchen Bildes geſtattet, oder daß man die betreffende Wand ſelbſt aus einem durchſcheinenden Material macht, etwa aus geöltem Papier oder beſſer aus mattgeſchliffenem Glaſe, wodurch man im Stande iſt, das auf der inneren Seite dieſer durchſcheinenden Wand entſtandene Bild auch zugleich möglichſt deutlich auf der äußeren Seite wahrnehmen zu können. Dann muß freilich, damit man das Bild recht deutlich ſehe, der hintere Theil der Camera obſcura und der Kopf des Beobachters durch ein darübergehängtes dunkles Tuch vor ſtörendem Lichte geſchützt ſein.

Was die Beſchaffenheit der Oeffnung betrifft, durch welche das Licht von den äußeren Objecten in die Camera obſcura eindringt, um auf die Bildwand zu fallen und dort das Bild zu erzeugen, ſo genügt es, daß in einer dünnen Blechtafel oder einem ſchwarzen Carton eine nadelſtichfeine Durchbohrung angebracht iſt. Dann wird von jedem Punkte des äußeren, lichtausſendenden Objects nur ein Lichtſtrahl oder wenigſtens, genauer ausgedrückt, nur ein äußerſt dünnes Lichtbündel durch dieſe Oeffnung eindringen und geradlinig ſich fortpflanzend auf die gegenüberſtehende Innenwand der Camera obſcura fallen, dort ein optiſches Bild des Punktes erzeugend, von welchem das dünne Lichtbündel ausging. Die Geſammtheit der Bilder aller Punkte gibt natürlich das Geſammtbild des Gegenſtandes und



Digitized by Google

zwar iſt die Lage des Bildes, gegen die des Gegenſtandes betrachtet, eine von rechts nach links und von unten nach oben verkehrte, weil vermöge der geradlinigen Fortpflanzung des Lichtes einer von den oberen Punkten des Objects ſein Licht durch die Oeffnung auf die Bildwand nach unten ſendet und umgekehrt, einer von den rechtsliegenden Punkten nach links und umgekehrt. Das Bild des Objects wird um ſo ſchärfer, je feiner die Oeffnung iſt; denn bei einem irgend merklichen Durchmeſſer der kreisrunden Oeffnung dringt in die Camera von jedem Objectpunkte nicht blos ein Strahl, ſondern ein Strahlenkegel ein und das Bild des Punktes iſt nicht wieder ein Punkt, ſondern ein Kreis, ein ſogenannter Zerſtreuungskreis; dieſer Zerſtreuungskreis wird aber um ſo größer, je größer erſtens der Durchmeſſer der lichteinlaſſenden Oeffnung, und zweitens je größer die Entfernung der Bildwand von dieſer Oeffnung iſt. Da aber dieſe Zerſtreuungskreiſe ſich in der mannichfachſten Weiſe übereinanderlegen, ſo wird dadurch natürlich das Bild unſcharf und verwaſchen.

Andererſeits wird das Bild durch Verengerung der Oeffnung zwar ſchärfer in der Zeichnung, aber zugleich auch immer lichtſchwächer und dunkler. Dieſem Uebelſtande hat man dadurch abgeholfen, daß man die Oeffnung mehrere Centimeter weit macht und dann in dieſelbe eine Sammellinſe einſetzt, deren Krümmung ſo gewählt iſt, daß die Entfernung des lichtausſendenden Objects von ihr einerſeits und die Entfernung der Bildwand andererſeits einem Paar conjugirter Brennweiten der Linſe entſprechen. Für irgendeine gegebene Linſe und ein gegebenes äußeres Object läßt ſich der Effect leicht dadurch erzielen, daß man die Bildwand beweglich macht, ſodaß man ſie an die Linſe annähern oder von ihr entfernen kann, bis das Bild die größte Schärfe und Deutlichkeit erlangt hat. Statt die Bildwand beweglich zu machen, kann man auch die Sammellinſe in ein Rohr ſetzen und dieſes ſo lange in der Oeffnung heraus- oder hineinſchieben, bis das Bild ſcharf geworden iſt. Die erſte Camera obſcura dieſer Art wurde wol vom Neapolitaner Baptiſta Porta im 16. Jahrhundert conſtruirt.

Die wichtigſte Anwendung der Camera obſcura war früher, die in ihr entworfenen Bilder von Gegenſtänden als Grundlage für das Nachzeichnen derſelben zu benutzen. Dieſe Benutzung iſt jetzt weit zurückgetreten hinter ihrer Anwendung in der Photographie, bei welcher man darauf ausgeht, das auf der Bildwand der Camera obſcura durch die Sammellinſe (hier in der Regel Objectivlinſe oder Objectiv genannt) erzeugte optiſche Bild dadurch für die Dauer feſtzuhalten, daß man an die Stelle der Bildwand eine Platte ſetzt, welche mit einer chemiſch lichtempfindlichen Schicht überzogen iſt. Daguerre, der zuerſt im Jahre 1839 ein ſolches Verfahren publicirte, wendete als lichtempfindliche Schicht eine Joddämpfen ausgeſetzt geweſene, alſo mit Jodſilber überzogene Silberplatte an, Talbot bald nach ihm ein mit Jod- und Bromſilber imprägnirtes Blatt Papier, Archer (1851) eine auf Glas ausgebreitete mit Jod- und Bromſilber getränkte Collodiumſchicht. Statt des Collodiums wird als Bindemittel auch Albumin benutzt.

Wenn man die Camera obscura nicht blos zum Nachzeichnen, ſondern zu photographiſchen Zwecken benutzen will, ſo iſt es unerlaßlich, daß man als Objectivlinſen gute aplanatiſche ſowol als auch achromatiſche Linſencombinationen anwende. (*H. A. Weiske.*)

KAMMERBOTEN. Sowol im alten fränkiſchen wie während der erſten Jahrhunderte im römiſch-deutſchen Reiche befanden ſich die Güter (villae) des Königs, ſoweit ſie nicht ſeinem Privatvermögen angehörten, gegen beſtimmte Naturalabgaben oder Zins in der Hand von Colonen oder Miniſterialen; über letztere führten beſondere Kammerboten (nuntii camerae) die Aufſicht, welche zugleich auch die Abführung jener Abgaben an den königlichen Hof beſorgten. Solche Kammerboten kommen beſonders in Franken und Schwaben vor; für die Reichsſtädte war den Burggrafen, für die übrigen Reichsgüter ſeit dem 12. Jahrhundert den Landvögten dieſes Geſchäft übertragen. (*Albrecht Just.*)

KÄMMEREI bedeutet die Verwaltung der Einkünfte einer Stadtgemeinde durch ſtädtiſche Beamte (Kämmerer, Stadtkämmerer, Rathskämmerer) unter Aufſicht des Stadtrathes und Oberaufſicht der Staatsregierung. Die Vorſchriften für die Kämmereiverwaltung ſind gewöhnlich in der Städteordnung enthalten. Die Kämmereikaſſe erhält ihre Zuſchüſſe aus dem Ertrage der Kämmereigüter, d. h. ſtädtiſchen Grundſtücke, ſodann aus den ſogenannten Kämmereigefällen, wozu Strafgelder, Bürgerrechtsgelder, die ſtädtiſchen Erbſchaftsſteuern und die eigentlichen ſtädtiſchen Umlagen zu rechnen ſind. Bis auf die neuere Zeit unterſchied man innerhalb des ſtädtiſchen Gemeindevermögens zwiſchen dem ſogenannten Bürgervermögen oder Allmendgut (ſ. Allmanden), welches zum unmittelbaren Nießbrauch der Bürger nach Maßgabe ihrer allgemeinen oder beſondern Berechtigung diente, und dem Kämmereivermögen im engeren Sinne, über welches die Gemeinde als ſolche verfügte. Nachdem jedoch erſteres infolge der durch die moderne Freizügigkeit gänzlich umgeſtalteten Zuſammenſetzung der ſtädtiſchen Einwohnerſchaft mehr und mehr ein Gegenſtand des Haders geworden und deshalb mittels geſetzlicher Abfindung der berechtigten Bürger nach und nach zur Auflöſung gelangt iſt, hat ſich hierdurch die frühere Unterſcheidung zwiſchen Gemeindevermögen im allgemeinen und Kämmereivermögen im beſondern im weſentlichen erledigt, und iſt damit auch die geſammte frühere, auf Kämmerei bezügliche Terminologie überflüſſig geworden und meiſtens in Wegfall gekommen. — Uebrigens umfaßt der Ausdruck Kämmerei an manchen Orten nur die Verwaltung der Einkünfte aus dem Grundbeſitze und aus den Kapitalien der Stadt, während die Adminiſtration der ſtädtiſchen Steuern, die Schul- und Armenverwaltung u. ſ. w. mehr oder weniger ſelbſtändig ſind. (*Albrecht Just.*)

KÄMMERER (Cämmerer, Camerarii). Ein dem Hofamt entlehnter Amtsname, den gleich häufig wie den der Marſchall, Schenk oder Truchſeß viele Geſchlechter mit Verdrängung ihrer urſprünglichen Benennung zum

Digitized by Google

Familiennamen werden ließen, dabei aber gewöhnlich zum Unterſchied der verſchiedenen Geſchlechter die Beſitznamen anfügten. Da nun ein und derſelbe Stamm in ſeinen einzelnen Zweigen oft im Beſitze mehrerer Güter geweſen, ſo erſcheint ſolche Geſammt-Familie auch unter verſchiedenen Benennungen. Die Sichtung iſt darum oft ſchwer, einzig maßgebend beim Auftreten innerhalb nicht zu ferner Grenzen bleibt das Wappen. Die genealogiſchen Schriftſteller haben zur Klärung in dieſer Beziehung bisher nichts gethan, im Gegentheil arge Verwirrung geſchaffen. Es ſei demnach hier der erſte Verſuch gewagt, die mancherlei Geſchlechter des Namens Kämmerer zu ſondern. Wir unterſcheiden:

1) Kämmerer von Aichach, urſprünglich Bürger zu Aichach, die erſt ſeit dem 15. Jahrhundert zum Adel zählten und im Laufe des 17. Jahrhunderts erloſchen. 2) Kämmerer von Bachem, deren Stammhaus zwiſchen Köln und Kerpen gelegen, waren Erbkämmerer von Köln, erſcheinen 1183 bis Mitte des 14. Jahrhunderts. Wappen: zwei Schrägrechtsbalken. 3) Kämmerer von Fahner (Fanre, Vanre), Stammhaus Groß-Fahner in Thüringen, der dortigen Landgrafen Kämmerer 1290 bis hinein ins 15. Jahrhundert. Wappen: ein von zwei Roſen begleiteter Schrägrechtsbalken. Dieſes Haus genoß beſonderes Anſehen und war ziemlich ausgebreitet, darf aber nicht, wie bisher geſchehen, mit den anderen Kämmerern ihrer Heimat (denen von Herbs(t)leben oder von Mühlhauſen (ſiehe unten) vermengt werden. 4) Kämmerer von Friedberg, ſiegeln mit zwei auswärts gekehrten Sicheln. 5) Kämmerer von Gansheim, Erbamts-Geſchlecht der alten Grafen von Graisbach und Lechsgemünd. 6) Kämmerer von Gnannſtein (Gnandſtein), im Dienſte der Markgrafen von Meißen 1242. 7) Kämmerer von Herbs(t)leben, auch von Gebeſſe, Fiarchheim und anderen Orten mehr, blühten in Thüringen und führten einen getheilten Schild, deſſen untere Hälfte auch zuweilen gerautet iſt. 8) Kämmerer von Höttingen, auch Kämmerer von Thaur, ſind Schweizer. Ihr Wappen zeigt 1400 einen von zwei Sternen begleiteten, ſchräggeſtellten Pfeil. 9) Kämmerer von Kemnat in Schwaben, auch in Baiern zu Monheim um Lechsend. Wappen: in Gold ein aufgerichteter ſchwarzer Schlüſſel. 10) Kämmerer von Mühlhauſen, von Straußberg, von Almenhauſen, von Laxe u. ſ. w., mächtiges Geſchlecht in und um Mühlhauſen in Thüringen, blühte bis ins 15. Jahrhundert und führte den Schild dreimal ſchräggetheilt. 11) Kämmerer von Nürnberg, zu Nürnberg ſelbſt, mit zwei Monden im Schilde. 12) Kämmerer gen. Preiß, wollen aus Thüringen nach der Provinz Preußen gekommen ſein, treten dort um 1600 auf, ſtarben aber bald aus. Wappen: drei ins Schächerkreuz geſtellte Herzen. 13) Kämmerer von Regensburg, der Stadt. Sie führen 1420 einen Stern zwiſchen einem Büffelhorn und einer Hirſchſtange. 14) Kämmerer von Speier, von denen einer 1414 auf dem Concil zu Coſtnitz geweſen; ſein Schild wies in Silber ein kleineres rothes Schildlein. 15) Kämmerer von Wildenholz, erſcheinen 1472 begütert um Hagenau im Elſaß. 16) Kämmerer von Worms, aus denen die heutigen Herren u. ſ. w. von Dalberg (ſ. dieſen Artikel) hervorgegangen. 17) Kämmerer von Würzburg, der dortigen Biſchöfe Lehnsleute, mit einem Beile im Schilde.

Hiermit iſt nur eines Theiles der verſchiedenen deutſchen Kämmerer-Geſchlechter und zwar derjenigen, die ihren Amtsnamen ſtets neben dem Beſitznamen geführt, Erwähnung gethan; um aber einen vollſtändigen Ueberblick zu gewähren, ſeien noch die hervorragendſten der anderen deutſchen Familien aufgeführt, die mit irgendeinem Kämmerer-Amt in erblicher Weiſe belehnt, zeitweiſe auch von dem Kämmerer-Namen Gebrauch machten. Dieſe folgen der Ueberſicht wegen nach den Lehnsherrſchaften geordnet.

1) Des H. Römiſchen Reiches Erb-Kämmerer: die Grafen von Münzenberg (bis 1255); die Grafen von Falkenſtein; dann die Grafen von Hohenzollern (reſp. Brandenburg-Onolzbach); als Unter-Kämmerer fungirten die Häuſer Absberg, Weinsberg, dann Seinsheim. 2) Im Stifte Augsburg: die Hoheneck und die Freyberg. 3) Im Stifte Bamberg: die Rotenhan ſeit 1313. 4) Im Stifte Baſel: die Reich von Reichenſtein; dann die Rinck von Baldenſtein. 5) Im Herzogthum Berg: die Neſſelrode. 6) In der Kurmark Brandenburg: Schenk von Dönſtedt; dann ſeit 3. October 1654 die Grafen von Schwerin. 7) Im Herzogthum Braunſchweig: die Uetze (bis gegen 1500); die Mynſinger von Frundeck im 17. Jahrhundert; die Cramm von etwa 1656 an. 8) Im Bremenſchen: die Schönebeck gen. Onmünde ſeit 1566. 9) Im Stifte Brixen: die Rodanken von Rodenſtein bis 1491. 10) Im Fürſtenthum Cammin: die Somnitz ſeit 1655. 11) Im Stifte Chur: die Flugs von Aſpermont und die Freiherren von Bellmont. 12) Im Herzogthum Cleve: die Boßheim (1417); dann die Eyll; hierauf durch Erbſchaft die Hüchtenbruck (1609—1716); weiter die Borcke ſeit 1737. 13) Im Stifte Köln: die Bachem (ſ. o.); Hemmerich; Velbrück; Haſe (bis 1625); Raitz gen. Frentz 1628. 14) Im Stifte Koſtnitz: die Hundpiß. 15) Im Stifte Eichſtädt: die Otting (1304—1578); Schaumberg (1578). 16) Im Stifte Ellwangen: die Freyberg. 17) Im Stifte Freiſing: die Waldeck (bis 1524), Weichs. 18) Im Stifte Fulda: die Waiderdorff. 19) Im Herzogthum Geldern: die Wickeradt. 20) In der gefürſteten Grafſchaft Görz: die Brenner (ſeit 1648). 21) Grafen von Graisbach: die Gansheim (ſ. oben). 22) Im Fürſtenthum Halberſtadt: die Hoym. 23) Im Stifte Heerſe: die Schachten. 24) In Heſſen: die Berlepſch (1369). 25) Im Hildesheimſchen: die Bock von Wülffingen. 26) Im Herzogthum Jülich: die Bongard c. 1429, renov. 1840. 27) In Kärnten: die Greiffeneck (bis c. 1471); Krayg (1471); Herberſtein (ſeit 1566). 28) Im Stifte Kempten: die Werdenſtein. 29) In Krain: die Auersperg (ſeit 1027, renov. 1460). 30) Im Lüneburgſchen: die Kneſebeck (ſeit 1374). 31) Im Luxemburgſchen: die Bongard. 32) In Mähren: die Zierotin (ſeit 1537).



Digitized by Google

33) Im Herzogthum Magdeburg: die Freiherren von Plotho (ſeit 1840). 34) Im Stifte Mainz: die Meltingen (bis 1324); die Ruedt von Collenberg (1324); dann die Metternich. 35) Im Meißenſchen: die Gnannſtein (ſ. oben). 36) Im Stifte Münſter: die Galen. 37) In der Burggrafſchaft Nürnberg: die Herzogenhoven (1266); Eyb (1482); Freiherr von Lüchau (1744); von Reitzenſtein; ſchließlich Schirnding ſeit 1791. 38) In Oeſterreich ob der Enns: die Capell; Fernberger von Egenberg (1535—1670); Lamberg (1670). 39) In Oeſterreich unter der Enns: die Berchtoldsdorff (ſchon 1271) ſowie die Eckartsau; dann Ebersdorf (bis 1556); Sitzing (1561—1620); Brenner (ſeit 1620). 40) Im Stifte Paderborn: die Schilder. 41) Im Stifte Paſſau: die Aham. 42) In Hinter-Pommern: die Somnitz (ſeit 1655), ſ. Cammin. 43) Im Herzogthum Pommern: die Eickſtädt ſeit 1357. 44) Im Stifte Regensburg: die Satzenhoven; Stingelheim. 45) Im Stifte Salzburg: die Trauner von Adelſtetten; Wißbeck (bis 1574); Törring (ſeit 1574). 46) Im Herzogthum Schleſien: die Grafen von Maltzan ſeit 1774. 47) In Steiermark: die Lichtenſtein (1200—1623), Eggenberg (1623—1717); Wildenſtein (1717); dann die Attems. 48) In Thüringen: die von Fahner (ſ. oben); Schulenburg (ſeit 1861). 49) Im Stifte Trier: die Keſſelſtadt. 50) Im Fürſtenthum Verden: die Behr (1407). 51) Im Herzogthum (reſp. Königreich) Würtemberg: die Gültlingen; die Fürſten von Löwenſtein (ſeit 1808). 52) Im Stifte Würzburg: die Seinsheim (1504); die Zobel von Giebelſtadt. (*H. v. Borwitz u. Harttenstein.*)

KAMMERGEBIRGE heißt der öſtliche niedrigere Theil des Dachſtein-Plateau in der Salzach-Ennsgruppe oder den ſalzburgiſch-oberöſterreichiſchen Kalkalpen. Während das Dachſteingebirge an dem Zuſammenſtoße der drei Landesgrenzen von Oberöſterreich, Steiermark und Salzburg liegt und ſich in dem Gebiete dieſer drei Kronländer erhebt, gehört das Kammergebirge blos der Steiermark an. Die Grenze deſſelben ſind im Norden die Traun, im Oſten der Kainitſchbach und die Salza, im Süden der Gröbningbach und die Enns. Im Weſten wird es von dem höheren Dachſtein-Plateau durch eine Gebirgslinie geſchieden, welche in nordſüdlicher Richtung vom Hirſchberg 2013 Meter, dem Speikberg 2122 Meter, Rapfenkogel 2025 Meter, Lackner Hocheck 1942 Meter und dem Miesberg 2235 Meter gebildet wird und theilweiſe mit der politiſchen Landesgrenze von Steiermark und Oberöſterreich zuſammenfällt. Die durchſchnittliche Höhe des Plateau beträgt 1600 Meter. Das Gebirgsmaſſiv deſſelben erhebt ſich von Norden nach Süden und von Oſten nach Weſten, ſodaß die höchſte Erhebung deſſelben in den Südweſten fällt. Der Abfall des Plateau iſt im Süden und Norden ziemlich ſteil, nach Oſten aber ſehr ſanft, ſodaß ſich der Oſtrand deſſelben ſehr ſchwer verfolgen und etwa mit der oberen Grenze des geſchloſſenen Waldes mit einer durchſchnittlichen Höhe von 1450 Meter markiren läßt. Die Hochfläche ſelbſt iſt ein Gewirr von wellenförmigen Rücken und Kuppen, die kaum unterſcheidbar ineinander übergehen, in den Senken noch mit Alpenmatten und an den Höhen mit undurchdringlichen Krummholz-Dickichten, Alpenroſen und anderen niedrigen Straucharten bedeckt ſind, während an zahlreichen Stellen bereits der kahle Steinboden hervortritt. In den größeren, mit Moränenſchutt bedeckten Mulden, wo eine Quelle oder eine beſtändige Waſſerlache ſich befindet, erſcheinen noch hier und da Almhütten, zum Beiſpiel die Brandalpe, Wiesalpe 1606 Meter, Blankenalpe 1731 Meter, Grafenbergalpe 1800 Meter u. ſ. w. Von den Rücken und Gipfeln, welche ſich über dieſem Plateau erheben, befinden ſich im Süden der Haarberg 1764 Meter, der Stoderzinken 2047 Meter und die Kamſpitze 2141 Meter; in der Mitte das Hocheck 1677 Meter, Wildkogel 1747 Meter, Hohe Schafwand 1805 Meter und die Hochſtube 1858 Meter; im Norden der Zinken 1856 Meter, der Hochplan 1788 Meter und der Koppen 1811 Meter. (*Ferd. Grassauer.*)

KAMMERHERR, Kämmerer (lat. camerarius, cubicularius, praefectus cubiculi; franz. chambellan; engl. chamberlain, lord in waiting; ital. ciambellano; ſpan. camarero), ein bereits im frühen Mittelalter an den meiſten Höfen Europas vorkommendes Amt (ſ. Kammer). Bereits am Hofe der älteſten Könige Deutſchlands waren die Hofminiſterialen in vier Aemter eingetheilt, die des Marſchalls, Truchſeß, Schenken und Kämmerers, und wie dieſe Aemter urſprünglich am kaiſerlichen Hofe von den vier weltlichen Kurfürſten verwaltet wurden, ſo kam ſchon frühzeitig die ſtaatsrechtliche Maxime auf, daß jeder geiſtliche oder weltliche Fürſt dieſe vier Aemter an ſeinem Hofe haben müſſe. Die Constitutio de expeditione Romana, welche dem 11. Jahrh. angehört, ſagt: „singuli principes suos habeant officionarios speciales, Marscalcum, Dapiferum, Pincernam et Kamerarium“, und als Kaiſer Karl IV. im J. 1339 den Grafen von Geldern zum Fürſten erhob, heißt es: „ad majorem Ducatus et Principatus splendorem assignamus ipsi, juxta morem imperii, quatuor officiarios etc.“ Im 13. Jahrh. jedoch ſchieden ſich bereits dieſe Würden in Erbämter und Hofämter, von denen jene, erblich, in der Folge nur bei feierlichen Gelegenheiten, dieſe jedoch dauernd ausgeübt wurden; das Amt der letzteren beſaßen die Träger nur für ihre Perſon.

Von Alters her wird die Kammerherrenwürde nur an Adelige verliehen und in Oeſterreich, wo, wie in Baiern, der Titel „Kämmerer“ lautet, iſt zu deſſen Erlangung der Nachweis von acht väterlichen und vier mütterlichen adeligen Ahnen erforderlich. Der damit verbundene Rang iſt an den einzelnen Höfen ſehr verſchieden und ſchwankt zwiſchen dem eines General-Lieutenants und eines Oberſten. Am preußiſchen Hofe, wo der Kammerherrentitel erſt nach zurückgelegtem 36. Lebensjahre verliehen wird, gibt derſelbe den Rang nach dem Oberſten.

Faſt in allen Staaten zerfallen die Kammerherren in tituläre und dienſtthuende. Die erſteren bekleiden die Würde nur als eine vom Landesherrn verliehene Gnade und Auszeichnung, welche ihnen einen ihrer ſocialen Stellung entſprechenden Hofrang gewährt, und werden

Digitized by Google

nur bei feierlichen Gelegenheiten, wie Krönungen, Huldigungen, Vermählungen, Beiſetzungen und dergl., zum Dienſte einberufen. Die letzteren dagegen ſind dauernd im Dienſte des Landesherrn oder eines anderen Mitgliedes der fürſtlichen Familie beſchäftigt und in der Regel beſoldet.

Ein Hauptmerkmal der Kammerherrenwürde iſt ein goldener Schlüſſel, welcher hinten an der rechten Seite des Rockſchoſes getragen wird (Kammerherrenſchlüſſel). Derſelbe iſt meiſtens am Griff mit dem Wappen oder dem Namenszuge des Landesherrn geſchmückt und mit einer Bandſchleife oder goldenen Quaſten verſehen. Am Civilfrack oder der ſogen. kleinen Uniform treten an deſſen Stelle zwei kleine goldene Knöpfe.

Nach den Kammerherren rangiren die Kammerjunker; dieſe Würde wird an ſolche Edelleute verliehen, deren Lebensalter oder Dienſtrang die Ernennung zum Kammerherrn noch nicht geſtattet. Dieſelben aſſiſtiren, falls ſie zum Hofdienſte herangezogen werden, den Kammerherren und tragen an ihrer Uniform in den meiſten Staaten den Schlüſſel nicht, in einzelnen denſelben ſtatt in Gold aus Silber.

Sowol die Kammerherren als die Kammerjunker ſind dienſtlich dem Oberkammerherrn oder Oberſtkämmerer unterſtellt, welcher einerſeits vor der Ernennung ihre Qualification zu prüfen hat, andererſeits ſpäter ihre dienſtliche Verwendung beſtimmt und regelt. Die Functionen der dienſtthuenden Kammerherren beſtehen vorwiegend in der Begleitung ihrer Fürſten, reſp. Fürſtinnen auf Reiſen, Hoffeſten, Beſuchen, Beſichtigungen und Ausfahrten, in der Einführung der vorzuſtellenden Fremden, und endlich in der Sorge für die Ordnung bei den Hoffeſten und an der Hoftafel, ſoweit letztere Aufgabe nicht dem Ober-Ceremonienmeiſter und deſſen Organen zufällt. (*J. Graf v. Oeynhausen.*)

**KAMMERKNECHTE** (kaiſerliche), im deutſchen Mittelalter die Bezeichnung der Juden, weil ſie als Fremde dem Kaiſer für den ihnen verliehenen Schutz eine Steuer entrichten mußten, woraus ſich das Judenregal, eine Unterart des Fremdenregals überhaupt, entwickelte. Mit dem Verfalle der kaiſerlichen Auctorität ging das Recht, Juden zu vergeleiten, an die Kurfürſten und ſonſtigen Landesherren über. S. d. Art. Juden.

(*Albrecht Just.*)

**KAMMERMEISTER** (Cammermeister, Camerarius), eins der vier edlen Geſchlechter, die in den älteſten bambergiſchen Urkunden officiales episcopi Bambergensis genannt werden, gehörte durch ſeine Beſitzungen zu der fränkiſchen Reichsritterſchaft. Man leitet den Namen von dem Kammermeiſteramt, das einzelne Glieder des Geſchlechts beim Hochſtift Bamberg bekleideten, ab, und nennt den Ritter Conrad Liebhard, welcher im J. 1152 aus Kärnten, wo das Hochſtift bis zu ſeiner Auflöſung große Beſitzungen hatte, nach Bamberg kam, als Stammherrn der Familie. Den Geſchlechtsnamen Liebhard gebrauchten die Nachkommen ſpäter nicht mehr, nannten ſich vielmehr nach ihrer Würde in den lateiniſchen Urkunden Camerarii, in den deutſchen Kammermeiſter. Als Conrad Liebhard's Sohn wird Herold erwähnt, der von 1158—1170 dem nämlichen Amte vorſtand, als des letzteren Sohn Hartmann, welcher den vom Großvater erworbenen Langheimer Hof in Bamberg mit Bewilligung des Biſchofs Berthold und des Kapitels 1240 frei machte und häufig als Zeuge in Kloſterurkunden erſcheint.

Sigismund, der Sohn von Braunwart Kammermeiſter, Mitglied des Deutſchen Ordens, ſtarb als Comthur zu Nürnberg 1399 und liegt in der Kirche zu St. Jacob daſelbſt begraben. Sein Bruder Friedrich hinterließ zwei Söhne, deren einer, Stephan, als Bürgermeiſter von Nürnberg 1449 geſtorben, die Linie zu Nürnberg geſtiftet hat, während der andere, Namens Conrad, die Linie in ſeiner Vaterſtadt Bamberg fortſetzte, die Burg in Biſchberg erkaufte und 1400 ſtarb.

Unter den Mitgliedern des Geſchlechts ſind hervorzuheben: Hieronymus Kammermeiſter, geb. 1490, bambergiſcher Rath und Kanzler bei den Biſchöfen Georg und Weigand. Letzterer entſetzte ihn jedoch ſeines Amtes, weil er ihn, wie ſeinen Bruder Joachim, in Verdacht hatte, ihrer Schweſter Barbara, der Priorin im St. Katharinen-Kloſter zu Bamberg, bei der Flucht aus dem Kloſter geholfen und mehrere Domherren und andere von Adel mit der neuen Lehre bekannt gemacht zu haben. Der Biſchof Weigand ließ ihn ſogar in Haft bringen, und nur auf mehrfaches Verwenden der Kurfürſten und Herzoge von Sachſen, die ihren Rath Nicolaus von Hesberg in dieſer Angelegenheit nach Bamberg ſandten, wurde Hieronymus unter gewiſſen Bedingungen und nach geſtellter Caution 1527 aus derſelben entlaſſen. Im J. 1536 trat er als Rath und Kanzler in die Dienſte des Pfalzgrafen Philipp, in denen er bis zu ſeinem Tode, 1545, verblieb. Er hatte die Burg und Feſte Oberaurach gekauft, war dreimal und zwar mit Agnes Zoller von Brand, mit Dorothea Haller von Hallerſtein und Margaretha Behaim verehelicht, mit denen er zwar ſieben Söhne und eine Tochter erzeugte, die aber ſämmtlich ohne Nachkommen ſtarben.

Joachim I., des Vorigen Bruder, geb. 12. April 1500 zu Bamberg, geſt. 17. April 1575 als Profeſſor der Philoſophie und Philologie zu Leipzig, einer der um die Förderung der Wiſſenſchaften verdienteſten Männer des 16. Jahrh., ſ. unter Camerarius (Joachim).

Von Joachim's I. Söhnen wurde Philipp I., geb. 1537, von dem Landgrafen Moritz von Heſſen zum Rath ernannt und in dieſer Eigenſchaft ſeiner ausgebreiteten juridiſchen Kenntniſſe wegen von vielen deutſchen Fürſten conſultirt. Kurpfalz belehnte ihn mit dem Amt Rockenhauſen. Er hatte in Leipzig, Wittenberg und Straßburg ſtudirt und ſetzte ſeine Studien im J. 1563 in Ferrara fort. In Rom wurde er 1564 durch einen getauften Juden, Macarius, aus Rache beſchuldigt, Läſterungen gegen den Papſt und die katholiſche Religion ausgeſtoßen zu haben, der Inquiſition angezeigt und auch mit ſeinem Reiſegefährten Peter Rieter von Kornburg gefänglich eingezogen. Erſt nach zwei Monaten erhielt er mit ſeinem Leidensgefährten durch Ver-

Digitized by Google

mittelung des kaiſerlichen Geſandten die Freiheit wieder. Man ſoll damals in Rom, nach ſeiner Angabe, auf alle mögliche Art verſucht haben, ihn in ſeinem evangeliſchen Glauben wankend zu machen und zum Rücktritt zu bewegen. Nach ſeiner Rückkunft aus Rom Ende des J. 1569 überſandte ihm die Univerſität zu Baſel das Doctordiplom beider Rechte, worauf er 1573 eine Conſulentenſtelle in Nürnberg annahm. Er war damals einer der Männer, die den Senat der Stadt Nürnberg bewogen, Altorf zu einer Univerſität zu erheben. Er ſtarb den 22. Jan. 1624.

Joachim II., Sohn von Joachim I., war am 6. Nov. 1534 zu Nürnberg geboren und wurde mit ſeinem Bruder Philipp in Schulpforta gebildet. Als er zu Wittenberg die Philoſophie ſtudirte, gewann ihn Melanchthon ſo lieb, daß er ihn zu ſeinem Famulus annahm und ihn beſtändig um ſich behielt. Zu Leipzig machte er die Arzneiwiſſenſchaft zu ſeinem Lebensberuf, ging darauf nach Breslau, um den berühmten Arzt Johann Crato (Krafthelm) zu hören, begleitete ſeinen Vater auf den Reichstag nach Augsburg, ging dann nach Padua, Rom, Neapel und Bologna, wo er am 27. Juli 1562 den Doctorhut erhielt. Im J. 1563 kehrte er von ſeiner italieniſchen Reiſe nach Leipzig zurück, um bald darauf ſeine Arbeiten mit Crato in Breslau fortzuſetzen. Ueber Poſen bereiſte er Polen und Ungarn und traf endlich über Wien und Prag nach langer Abweſenheit in Leipzig wieder ein. An kaiſerlichen, kurfürſtlichen und fürſtlichen Höfen erhielt er Rufe zu vortheilhaften Anſtellungen, die er aber aus Liebe zur Unabhängigkeit und wol der Verwaltung ſeiner ausgedehnten Beſitzungen halber ausſchlug. Dennoch wurde ſein Rath in München, Mainz, Dresden, Bamberg, Augsburg, Ansbach und an mehreren anderen Höfen dauernd in Anſpruch genommen. Mit ſeinem Bruder Philipp unternahm er 1574 eine Reiſe durch Frankreich, war auch bei der Krönung des Kaiſers Rudolf II. in Regensburg wie auf dem Reichstage zu Augsburg. 1588 begleitete er den Biſchof Ernſt von Bamberg auf die Beſitzungen des Hochſtifts nach Kärnten, beſuchte hierauf abermals Italien und nahm dabei ſeinen Weg über Padua nach Venedig, wo er von Jacobo Contareno und Johann Vincenz Pinello mit großer Auszeichnung empfangen wurde. Er iſt der Stifter des bekannten Collegium Medicum in Nürnberg, welchem er, ſolange er lebte, als Dekan vorſtand. Auf ſeinen Rath wurde die Anlage eines botaniſchen Gartens beſchloſſen, der bald eine ſolche Berühmtheit erlangte, daß Landgraf Wilhelm IV. von Heſſen den Gründer nach Caſſel berief, um auch dort einen ähnlichen zu ſchaffen. Die von ihm gezogenen Pflanzen beſchrieb er ausführlich und ließ ſie in ſeinem Hortus medicus et philosophicus, Norimb. 1588. 8., in trefflicher Weiſe abbilden. Ein größeres botaniſches Werk unter dem Titel Paralipomena blieb unvollendet, da ihn der Tod am 11. Oct. 1598 in Nürnberg ereilte. Unter ſeinen mediciniſchen und botaniſchen Werken iſt ſeine Synopsis quorundam commentariorum de peste, Lips. 1597, eins der erſten und beſten dieſer Art.

Ludwig, ein Sohn Joachim's II., geb. 22. Jan. 1573, war ein großer Staatsmann und Rechtsgelehrter. Nachdem er den Grund ſeiner Studien zu Sulzbach gelegt, in Leipzig, Helmſtedt, Altorf und Padua die Rechtswiſſenſchaft ſtudirt und ſich das Doctordiplom 1597 in Baſel geholt, begab er ſich nach Speier, um ſich in den Reichsproceſſen zu üben. Im J. 1598 wurde er vom Kurfürſten Friedrich IV. von der Pfalz zum Rath, im J. 1600 zum Hofrath ernannt und als Abgeſandter nach Speier als Reviſor einiger Kammergerichtsurtheile geſchickt. Er führte auf den Reichstagen zu Regensburg in den Jahren 1603, 1608, 1613 das Directorium der proteſtirenden Stände. Mit dem Fürſten Chriſtian von Anhalt ging er 1609 nach Prag, um deſſen Angelegenheiten bei dem Kaiſer Rudolf II. zu betreiben. Nach dem Tode des Kurfürſten Friedrich IV. von der Pfalz wurde er von dem Adminiſtrator der Kur, dem Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, zum Geheimen Rath ernannt und im folgenden Jahre zum Kaiſer Rudolf II. geſandt. Er hatte das Glück, dieſen gelehrten, aber unzugänglichen Kaiſer ſo für ſich einzunehmen, daß er Tage und Nächte im kaiſerlichen Laboratorium in der unmittelbaren Nähe des Kaiſers zubringen mußte; nur der bald eintretende Tod des Kaiſers befreite ihn von einem Zwange, der unter Umſtänden für ihn unerträglich geworden wäre. Wegen ſeiner genauen Bekanntſchaft am kaiſerlichen Hofe wurde er 1613 zum neuen Kaiſer Matthias geſandt, um die Volljährigkeit des Kurprinzen Friedrich zu erlangen. Als Belohnung für die hierbei geleiſteten Dienſte erhielt er auf Lebenszeit die Verwaltung der Prälatur des Kloſters Reichenbach in der Oberpfalz. Im J. 1615 empfing er im Namen des jungen Kurfürſten Friedrich V. die feierliche kaiſerliche Belehnung. Ferner wurde er noch von ſeinem Herrn zu den Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, zu den Herzogen von Baiern und Braunſchweig im J. 1618 geſandt, desgleichen an den Kaiſer ſowie nach Dänemark und Schweden. Wol ſeine wichtigſte Geſandtſchaft war die im J. 1619 nach Böhmen, um die Wahl ſeines Herrn zum König zu unterſtützen. In Schleſien wurde Ludwig hierauf von den Fürſten und Ständen zum Kanzler angenommen und in Böhmen unter die Reichsſtände gewählt, nach der unglücklichen Schlacht am Weißen Berge 1620 jedoch folgte er dem Kurfürſten und Könige, ſeinem Herrn, ins Exil nach Holland, übernahm in deſſen Auftrag eine Geſandtſchaft an die niederſächſiſchen Kreisſtände, dann an den König Chriſtian IV. von Dänemark, von da nach Nürnberg und auf den Unionsconvent nach Heilbronn, ſowie zu dem Reichsconvent nach Erfurt. Seine Widerſacher beſchuldigten ihn, dem Kurfürſten zur Annahme der königlichen Würde von Böhmen gerathen zu haben, Kaiſer Ferdinand II. jedoch ſtellte ihm das Zeugniß aus, ſtets ſeine treue Ergebenheit gegen Kaiſer und Reich bewieſen zu haben. Im J. 1623 führte er die Prinzen ſeines Herrn und ſeinen Sohn Joachim auf die Univerſität Leyden, von wo er ſich nach Stockholm zum König Guſtav Adolf begab. Dieſer Fürſt, der ihn ſeiner politiſchen Klugheit und Geſchäfts-

Digitized by Google

gewandtheit wegen beſonders hoch ſchätzte, mußte die Genehmigung ſeines bisherigen Herrn zu erlangen, ihn in ſchwediſche Dienſte übernehmen zu können. Mit dem Titel eines Geheimen Raths und Miniſters ſandte er ihn alſobald als Ambaſſadeur zu den Vereinigten Generalſtaaten nach dem Haag, welchem wichtigen Amte er auch unter der nachfolgenden Königin Chriſtine, im ganzen während des Zeitraums von 17 Jahren, mit großer Auszeichnung vorſtand. Hier ſchloß er nach offenen, vom König erhaltenen Vollmachten ein Offenſiv- und Defenſiv-Bündniß mit dem franzöſiſchen Geſandten. Erſt im J. 1648, als die Königin ſeine perſönliche Anweſenheit in Stockholm verlangte, legte er wegen Alters und Leibesſchwachheit die Ambaſſadeurſtelle nieder, blieb aber Mitglied des königlichen Geheimen Raths. Seinen Wohnſitz verlegte er vom Haag nach Gröningen, um ſich dort den Studien von neuem hinzugeben. Schon mehrmals hatte der neue Kurfürſt Karl Ludwig von der Pfalz ſich bemüht, ſeinen alten treuen Diener und Lehrer in ſeine Dienſte zurückzuführen, aber ohne Erfolg. Im Mai des J. 1651 kehrte Ludwig Kammermeiſter von Gröningen nach Heidelberg zurück, wo er bereits am 4. Oct. ſein Leben beſchloß. Von ſeinen Schriften, die größtentheils als Streitſchriften ohne Namen herausgekommen ſind, ſind beſonders die Considerationes ad cancellariam hispanicam adjectas zu bemerken. Er war mit Maria Modeſta, der Tochter des kurpfälziſchen Kanzlers N. de Paſtrir vermählt, die ihm 4 Söhne und 2 Töchter geboren hatte. Von ſeinen Kindern überlebte ihn nur Joachim IV., geb. 1. Jan. 1603. Auf den Univerſitäten zu Heidelberg, Tübingen, Leyden und Genf legte er, von 1618 bis 1627 der Rechtswiſſenſchaft obliegend, den Grund zu ſeinen vielſeitigen Kenntniſſen, die durch längeren Aufenthalt in England und Frankreich noch vermehrt wurden. Im J. 1631 nach Schweden berufen, ernannte ihn König Guſtav Adolf zu ſeinem Rath und gebrauchte ihn zu mancherlei Unterhandlungen, vornehmlich mit England. Als ſchwediſcher Reſident an den Höfen der Pfalz, von Baden und Würtemberg bis zum J. 1648 beglaubigt, mußte er ſich während dieſer Zeit viermal nach Schweden begeben, um dort mündlich die verwickelten Verhältniſſe in Deutſchland auseinanderzuſetzen. Mit Bewilligung ſeiner Regierung vertrat er als Geſandter den Kurfürſten Karl Ludwig bei dem Friedenscongreß in Münſter und leiſtete hierbei dem pfälziſchen Hauſe die erſprießlichſten Dienſte. Nach Abſchluß des Friedens geleitete er ſeinen Vater nach Gröningen und ſchließlich 1651 nach Heidelberg. Im J. 1653 wohnte er zu Augsburg der Krönung des römiſchen Königs Ferdinand und 1658 in Frankfurt der Wahl und Krönung des Kaiſers Leopold bei. Von dieſer Zeit an lebte er in ſtiller Abgeſchiedenheit den Wiſſenſchaften und der Verwaltung der ihm durch Abſterben der verſchiedenen Seitenlinien zugefallenen Stammgüter, als Ober-Anrach, ſeinem gewöhnlichen Aufenthalt, Biſchberg, Hartenland und Kreutſchuh. Er ſtarb 24. Oct. 1687. Vier Söhne und zwei Töchter hatte ihm ſein Weib Johanna Maria, geb. von Mur geſchenkt. Der älteſte, Karl Friedrich (geb. 1668, geſt. 1694) trat in die Fußſtapfen des Vaters, ſtarb aber frühzeitig unvermählt. Johann Philipp (geb. 1671, geſt. 1710) hinterließ aus ſeiner Ehe mit Maria Regina Huls von Rathsberg einen Sohn Philipp Engelbert, der, nach Erlöſchen aller übrigen männlichen Mitglieder, als der letzte ſeines Geſchlechts am 29. Dec. 1741 mit Schild und Schwert ins Grab ſtieg, da ſeine Hausfrau Eva Katharina Freiin Teufel von Birkenſee nur Mutter einiger Töchter geworden war.

Das Wappen des fränkiſchen Geſchlechts Kammermeiſter zeigt im ſilbernen Schilde drei ſchwarze Raben, auf dem ungekrönten Helm einen wachſenden ſchwarzen Drachenhals mit Kopf und ausſchlagender Zunge.

(*H. v. Borwitz u. Harttenstein.*)

KAMMERMUSIK (Musique de chambre, Musica da camera) bezeichnete urſprünglich denjenigen Zweig der weltlichen Muſik, welcher nicht, wie die Kirchen- und die Theatermuſik, für die Oeffentlichkeit, ſondern für den Saal oder das Geſellſchaftszimmer (camera), kurz für die Privatzirkel der Fürſten und Großen, zu denen nur Geladene Zutritt hatten, beſtimmt war. Anfangs faßte man den Begriff Kammermuſik nicht ſo eng wie jetzt, ſondern rechnete ſowol Inſtrumental- als auch Vocalſtücke dazu, gleichviel ob letztere mit oder ohne Begleitung waren, wofern dieſelben nur nicht einen ausgeſprochenen kirchlichen oder dramatiſchen, ſondern vorzugsweiſe den Charakter angenehmer, künſtleriſcher Unterhaltung hatten, alſo ſowol Soloſtücke für einzelne Inſtrumente, Enſembleſätze für verſchiedene Soloinſtrumente, Madrigale, Cantaten, Duetti da camera, Singconcerte u. dgl. m. Mattheſon in ſeinem Werke „Beſchütztes Orcheſter" zählt fünf Stilarten als dem Kammerſtil zugehörig auf: den Symphoniacus, Canonicus, Choraicus, Madrigalescus und den Melismaticus Stilus. Zum Symphoniacus, welcher einer der vornehmſten in camera, gehören (idealiſirt) die Allemanden u. ſ. w. für Klavier, Laute, Viola da Gamba, Violine u. ſ. w., die Couranten, Gavotten, Sarabanden, Giguen u. ſ. w., mit einem Worte alle Suiten, ſie ſeien ſtark oder ſchwach beſetzt. Sind ſie ſchwach und beſtehen in Soli, ſo gehören ſie ad Stilum Phantasticum, dahin auch alles, was ex tempore geſpielt wird, zu rechnen. Der Stilus Madrigalescus hat in Kammern und Sälen bei Serenaden, Aubaden, Cantaten u. dgl. ſeine Statt. Der Choraicus Stilus (welcher ſich oft in dem tollſten Lärm erging) muß bei Bällen und Maskeraden, inſonderheit im Carneval, herhalten u. ſ. w. Wie bereits in dem Voranſtehenden angedeutet, unterſcheidet ſich der Kammerſtil ſchon ganz im allgemeinen von dem kirchlichen als weltlicher Stil. Sodann unterſcheidet ſich die Kammermuſik von der Kirchen- und Theatermuſik noch äußerlich dadurch, daß ſie auf jedes ergänzende Ceremoniell ſowie auf jede Action verzichtet und den geiſtigen Schwerpunkt lediglich in das freie Spiel der Töne legt, alſo alle Aufmerkſamkeit des Hörers auf dieſes concentrirt. Endlich wirkte auch noch der ſchon erwähnte äußere Umſtand, daß die Kammermuſik nur für kleinere Räume ſowie für engere, und zwar für beſondere Liebhaber- und Kenner-

Digitized by Google

kreiſe beſtimmt war, modificirend auf den in Rede ſtehenden Zweig der Tonkunſt ein, indem erſtens die hier zur Verwendung kommenden Klangmittel beſchränktere, zugleich aber auch gewähltere und edlere, um nicht zu ſagen vornehmere ſein mußten als bei jenen, mehr auf große Räume und Maſſenwirkungen berechneten Muſikgattungen, zumal in der Kammermuſik die Inſtrumente einzeln als Soloinſtrumente in ihrer ganzen Klangindividualität auftreten; zweitens weil infolge der dadurch möglich gewordenen gelenkigeren und freieren Behandlungsweiſe der Darſtellungsorgane auch die Tongedanken viel biegſamer, beweglicherer Natur ſein und daher in viel detaillirterer Weiſe zur Entfaltung gebracht werden konnten, als dies bei dem für die Kirche nöthigen Lapidarſtil, überhaupt bei der Gebundenheit des Tones an das Textwort möglich war.

Die Kammermuſik mußte das Quantum der Wirkung, welches die Kirchen-, desgleichen die Theatermuſik einerſeits durch die äußere Handlung, andererſeits durch das begrifflich fixirte Wort auszuüben vermochte, qualitativ aufzuwiegen ſuchen und ſelbſt eine Sprache werden, deren feine Dialektik dem Kenner Erſatz bietet für die packenden al Fresco-Züge ſowie für den Reichthum von Klangfarben nicht allein jener beiden Stilgattungen, ſondern auch des Concertſtils, wie er ſich ſeit Haydn, namentlich aber ſeit Beethoven herausgebildet hat.

Aber das Herausbilden eines ſolchen, bis in die feinſten Details gehenden Stils konnte nicht ſo ſchnell vor ſich gehen; es war nicht minder abhängig von der Entwickelung der muſikaliſchen Formen überhaupt, als von der Vervollkommnung der muſikaliſchen Inſtrumente und der techniſchen Behandlungsweiſe derſelben. Schon in der neapolitaniſchen Schule hatte ſich — durch die Pflege des weltlichen Volksliedes vorbereitet — unter Aleſſandro Scarlatti (geſt. 1725) im Gegenſatz zu dem erhabenen Stil der römiſchen Schule Paleſtrina's der ſogenannte ſchöne Stil entwickelt, während der Opernſtil noch lange Zeit an den Eigenthümlichkeiten und alſo auch an der Schwerfälligkeit und Ungelenkigkeit des damaligen Kirchenſtils participirte. Bereits der Lehrer Aleſſandro Scarlatti's, Giacomo Cariſſimi (geb. um 1604, geſt. 1674), ſchuf eine Vocalform, in welcher er von allem bühnenmäßigen Beiwerk abſah und das Hauptgewicht lediglich in die muſikaliſche Conception legte: nämlich die Kammercantate. Es liegt auf der Hand, daß, wie wir ſchon in dem Voranſtehenden andeuteten, durch ſolche Verzichtleiſtung auf alle Mithülfe des äußern Bühneneffects und aller dramatiſch bewegten Handlung, wodurch ſich die Muſik plötzlich auf ſich ſelbſt angewieſen ſah und ſich das Intereſſe lediglich auf das Tonwerk ſelbſt richtete, ſich auch die Ausdrucksfähigkeit derſelben immer mehr ſteigern mußte, um nach geſchehener Emancipation von dem Worte endlich als reine Inſtrumentalmuſik auf eigenen Füßen zu ſtehen. Einen weſentlichen Vorſchub erhielt ſie darin durch die Bologneſiſche Schule, welche vom Anfang des 17. Jahrhunderts an — wie einſt die römiſche und venetianiſche auf vocalem — auf inſtrumentalem Gebiete lange Zeit tonangebend war und welche namentlich das Verdienſt hat, das Techniſche der Muſik geklärt und auf beſtimmte Grundſätze baſirt zu haben.

Wie ſchon aus der eingangs citirten Stelle Mattheſon's hervorgeht, bildeten neben den bereits genannten Geſangſtücken gewiſſe Tänze, welche zu ſogenannten Suiten zuſammengeſetzt wurden, die Grundformen der Inſtrumentalmuſik, für welche ſpeciell als Kammermuſik der Aufſchwung des Klavier- und Violinſpiels beſonders bedeutſam wurde. Bald geſellten ſich zu dieſen Tänzen Stücke ernſteren Charakters, von ſorgſältiger contrapunktiſcher Durcharbeitung. Daraus entſtanden die beiden Formen: die Sonata da chiesa (die ernſtere Kirchenſonate) und die Sonata da camera (die mehr zur Unterhaltung dienende Kammerſonate), bis endlich die Zahl der Sätze auf drei oder vier reducirt wurde, welche, mit Ausnahme des Menuets, zugleich mit ihrer breiteren Anlage und organiſcheren Durchbildung den tanzartigen Charakter abſtreiſten. Auf dieſe Weiſe entwickelte ſich jene claſſiſche Grundform, welche wir heute mit dem Worte Sonate (ſ. d.) bezeichnen, die für die geſammte höhere Inſtrumental- und Enſemblemuſik, von dem Duo bis zum Quartett und zur Symphonie, die formelle Baſis bildet; weshalb auch die Geſchichte der Sonate von der der Kammermuſik unzertrennlich iſt.

Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf die weiteren Entwickelungsſtadien der Kammermuſik, ſo dürfen wir diejenigen Tonſetzer nicht unerwähnt laſſen, welche durch irgendeine Eigenthümlichkeit ihres Kunſtſchaffens entweder zur Bereicherung oder zur Vervollkommnung des hier behandelten Zweiges der Tonkunſt Weſentliches beigetragen haben. Es waren dies hauptſächlich die Meiſter theils des Violin-, theils des Klavierſpieles; durch ſie erhielt die Form der Soloſonate und der Suite ihr eigenthümliches, beſtimmtes Gepräge.

Aus dem oben Geſagten geht hervor, daß die Begriffe Suite und Sonate anfangs keineswegs ſo ſtreng getrennt waren wie jetzt. Wenn Giov. Battiſta Vitali (1644—1692, nicht zu verwechſeln mit dem um die Mitte des 16. Jahrhunderts, ſowie mit den im 17. Jahrhundert geborenen Tonſetzern Filippo und Antonio Vitali) in ſeinen Sonaten noch vorwiegend die Tanzform cultivirte, alſo eigentlich Suiten componirte, ſo zeigt ſich bei Baſſani (1657—1716), einem Abkömmlinge der Venetianiſchen Schule und Lehrer Corelli's, nach geiſtiger Seite hin ein bedeutender Fortſchritt, indem dieſer Meiſter durch die Zerlegung der muſikaliſchen Motive und die theilweiſe Umbildung derſelben bereits ein Geſtaltungsverfahren einſchlug, welches dem ſonſtigen Entwickelungsgange bedeutend vorgriff und erſt bei den ſpäteren claſſiſchen Tonmeiſtern und zwar in der Bedeutung eines klar ausgeſprochenen Princips wiederkehrt. Neu war ferner die Anwendung der Form des Sonatenſatzes auf das Concert durch Mazzolini (um 1687 wirkend), ſowie die Uebertragung des letzteren für Soloviolne mit begleitenden Ripienſtimmen, wie wir ſolche bei Torelli (geſt. 1708) in deſſen „Concerti grossi“ finden, wodurch zugleich das Princip der homophonen Bildweiſe, welches

Digitized by Google

ſchon lange in den vor Torelli beſtehenden Vocalconcerten zur Erſcheinung kam, klar ausgeſprochen war. Den Abſchluß und zugleich den Höhepunkt dieſer Entwickelungsphaſe bildete Corelli (1653—1713), mit ihm zeigt ſich die Form der älteren Soloſonate für Violine derart gefeſtigt, daß die hervorragendſten Meiſter jener Zeit: Locatelli (1693—1794), Tartini (1692, nach Anderen 1693—1770) ſowie der Franzoſe Leclair (1697—1764), ebenſo die deutſchen Meiſter Biber (geſt. 1698) und Joh. Jac. Walther (geb. 1640, nach Anderen 1650), nichts Weſentliches daran zu ändern vermochten, wenn ſich namentlich Tartini's und Leclair's Sonaten auch zumeiſt durch tieferen Gemüthsgehalt und durch elaſtiſchere Diction vor denen Corelli's auszeichnen. Hand in Hand mit der Violinſonate trug beſonders die Clavierſonate zur Entfaltung der Kammermuſik als eines ſelbſtändigen Zweiges der Tonkunſt bei. In Italien war es beſonders der ſchon erwähnte Neapolitaner Aleſſandro Scarlatti, welcher durch Anwendung des Da capo in der Arie auch die Dreitheiligkeit für den erſten Satz der Sonate einführte und zugleich durch die Anordnung ſeiner Ouverturen: Allegro, Adagio, Allegro der ganzen Sonate ihre dreiſätzige Form gab, welche fortan als Norm galt, obgleich deſſen Sohn Domenico (1683—1757) wieder zur einſätzigen Form zurückgriff. In Deutſchland waren es namentlich der Cantor an der leipziger Thomasſchule Kuhnau (1660—1722), in Frankreich Couperin (1668—1733), welche die Clavierſonate mit Erfolg cultivirten. Vor allen aber ragen mit ihren hierher gehörigen Werken Bach (1685—1750) und Händel (1685—1759), wie zwei mächtige Felſen aus dem Meere, unter den Tonmeiſtern des vorigen Jahrhunderts hervor. Dieſen ſchließt ſich des erſteren Sohn Ph. Em. Bach (1714—1788), gewiſſermaßen den Uebergang zur neuern Zeit bildend, würdig an. In ſeinen Sonaten lockert ſich bereits das Band eherner Contrapunktik, welches als charakteriſtiſches Moment der Werke ſeines Vaters ſowie Händel's erſcheint.

Aber erſt mit der neuen Aera in unſerm Culturleben, mit dem Aufleben des Humanismus gelangte die Homophonie als herrſchendes Stilprincip, gewiſſermaßen als künſtleriſches Analagon und Abbild der äußeren Weltzuſtände zum Durchbruch. Wie das Individuum vor dem Areopag des Staates eine freiere, ſelbſtändigere Stellung errang, ſo individualiſirten ſich auch die einzelnen Stimmen in der Muſik, indem ſie ſich aus der ſklaviſchen Dienſtbarkeit ſtarrer contrapunktiſcher Geſetzmäßigkeit loslöſten und zu freien, eigen- und ſelbſtlebigen Weſenheiten wurden, welche ſozuſagen fortan nur eine freie conſtitutionelle Verbindung miteinander eingingen. Wenn den Kammermuſikwerken des Italieners Boccherini (geſt. 1805, nach Anderen 1806) noch eine gewiſſe Steifheit und Schablonenhaftigkeit anhaftet und dieſelben nicht ſelten nur den Charakter bloßer Divertimenti, d. h. leichter Unterhaltungsmuſik, haben, ſo gelangte bei dem deutſchen Meiſter Joſeph Haydn (1732—1809) der neue Geiſt zum vollen Durchbruch. Joſeph Haydn iſt recht eigentlich der Vater der modernen Inſtrumentalmuſik, der Symphonie ſowie des Streichquartetts. Von ihm an ſind Symphoniker und Kammermuſikcomponiſt nicht wohl zu trennende Begriffe geworden. Die Zerlegung der Motive zum Zweck eingehender thematiſcher Arbeit, welche Baſſani noch mehr oder weniger unbewußt anſtrebt, iſt hier mit vollem Bewußtſein zum Grundprincip der muſikaliſchen Geſtaltung gemacht, ſodaß ſich das Tonwerk aus dem ungezwungenen Wechſelverkehr der Inſtrumente und dem Austauſch der durch dieſelben vorgetragenen Gedanken zwar als ein durchaus freies, ungezwungenes, im Innerſten aber einheitliches, aus Einem Kern entſprungenes organiſches Gebilde der ſchaffenden Phantaſie darſtellt. Ganz beſonders zeigt ſich bei Haydn, dem Kapellmeiſter des kunſtſinnigen Fürſten Eſterhazy, ſelbſt in deſſen größeren ſymphoniſchen Schöpfungen ſo recht die Beſtimmung für die engeren fürſtlichen und andere patriciſche Kreiſe. Wenn ſowol aus Haydn's Symphonien wie auch aus deſſen Kammermuſikwerken noch ein kindlicher, ſpielſeliger Sinn ſpricht, ſo bezaubern dagegen die Mozart'ſchen Quartette durch ihre edle Jungfräulichkeit, während Beethoven's Kammermuſikwerke hohen ernſten, männlichen Geiſt athmen, oder mit andern Worten: in Haydn's Werken ſpricht ſich die liebenswürdigſte Subjectivität, bei Mozart Univerſalität, bei Beethoven wiederum Subjectivität, aber im eminenteſten Sinne, ein erhabener Ernſt, ein titaniſches Ringen aus, welches oft die Grenzen des durch Töne Ausdrückbaren zu überſchreiten ſcheint. Es möge hier auf die ſehr eingehenden Artikel über die letzten Quartette Beethoven's von Theodor Helm in dem „Muſikaliſchen Wochenblatt" (Leipzig, E. W. Fritzſch) hingewieſen ſein. — Zwiſchen den Kammermuſikwerken Beethoven's und Mozart's ſtehen die Franz Schubert's (1797—1828), aus denen ein überreicher Quell von Melodien ſtrömt, und welche der Größe der Anlage ſowie dem Schwunge des Ausdrucks nach zu Beethoven, hinſichtlich ihrer Milde und Weichheit der Empfindung aber wieder mehr zu Mozart neigen. In hohem Grade geiſtvoll und von claſſiſcher Form ſind die Streichquartette Cherubini's (1760—1842). Infolge der Durchdringung des Clavierſpiels mit dem Geiſte der ſoeben genannten claſſiſchen Tonmeiſter entwickelte ſich auch auf dieſem Gebiete eine reichhaltige Literatur zugleich mit einem großen Formenreichthum, indem ſich zu der Sonate noch die kleineren, loſeren Tonformen der Phantaſie, der Variation, der Rondos, der Impromptus, der Rhapſodien und ſpäter — namentlich durch Mendelsſohn und Schumann — noch die der „Lieder ohne Worte" und Charakterſtücke der mannichfachſten Art geſellten. Neben Franz Schubert und den ſoeben Genannten beſchenkte uns beſonders nach dieſer Richtung hin noch Karl Maria von Weber (1786—1826) mit Claviercompoſitionen, welche zu den ſchönſten Perlen der Pianoforteliteratur gehören. Anerkennenswerthes, zum Theil Hervorragendes, ſchufen ferner auf dem Gebiete der Sonate und Kammermuſik noch die der älteren Schule angehörenden Tonſetzer: Clementi (1752—1832), Hummel (1778—1837), Duſſek (1761—1812), Field (1782—1837), Fesca (1789—1826), Kuhlau (1786—1832), ſodann Andreas Romberg (1767—1821), Pleyel (1757—1831), Neukomm (1778—



Digitized by Google

1858), Leſſel (1780—1839) u. a. m., jedoch ſind die Arbeiten der letztgenannten großentheils veraltet. Einer beſondern Beliebtheit erfreuten ſich ihrerzeit ferner die muſikaliſch tüchtigen, hierher gehörigen Arbeiten von Ferdinand Ries (1784—1838), Prinz Louis Ferdinand (1772—1806) und Onslow (1784—1853).

Wie bekannt, brach mit K. M. von Weber abermals das Morgenroth einer neuen Aera, nämlich die Periode der Romantik in der Muſik an. Als Hauptmeiſter derſelben ſind nächſt Weber auf unſerm Gebiete vor allen Mendelsſohn (1809—1847) und Robert Schumann (1810—1856), neben dieſen in vorderſter Reihe Spohr (1784—1859) und Chopin (1809—1849) zu nennen.

Mit dem Ueberhandnehmen des muſikaliſchen Genre und der muſikaliſchen Miniaturbildnerei kam es denn auch, daß man immer feinere Unterſchiede machte und zunächſt die Concertmuſik, d. h. die Muſik für vollbeſetztes Orcheſter, ſtrenger von der Kammermuſik ſchied, und in letzterer wieder die Solo- oder Virtuoſenmuſik einerſeits und die Hausmuſik andererſeits als zwei Unterarten aufſtellte; ja viele rechnen nur die Sonaten und die auf dieſe Form baſirenden Duos, Trios, Quartette, Quintette u. ſ. w. für Clavier und Streichinſtrumente, oder nur für letztere, ſowie die Suiten und Serenaden für Streich- und Blasinſtrumente oder nur für letztere vollgültig zur Kammermuſik.

In neueſter Zeit hat die Miniaturbildnerei, die Production von „Blumenſträußchen" und andern derartigen Unterhaltungsſtückchen, welche ſchicklich wol nur der Hausmuſik zugezählt werden, etwas nachgelaſſen und wieder ein ernſteres Streben, ein Zug nach großer, breiterer Gedankenentfaltung, freilich aber auch zuweilen ein Uebertreiben, ein Forciren der Ausdrucksmittel innerhalb der Kammermuſik platzgegriffen, um womöglich mit den ſubtilern Darſtellungsmitteln, wie ſie dieſem Kunſtzweige eigen ſind, orcheſtrale Wirkungen zu erzielen. Es iſt dies eine Verirrung, welche nur auf Verkennung der Grenzen und des Weſens der Kammermuſik beruhen kann, der ſich ein wirklicher Meiſter ſeiner Kunſt gewiß nicht ſo leicht ſchuldig machen wird. Allerdings gehören zur Schöpfung eines guten Kammermuſikwerkes die höchſten Qualitäten, da — um es nochmals zu ſagen — nach dem Vorgange unſerer Claſſiker Symphoniker und Kammermuſikcomponiſt kaum mehr zu trennende Begriffe ſind und beide Formen ſowol die höchſte Meiſterſchaft im muſikaliſchen Satze wie auch vollkommene Souveränetät in der Handhabung aller Darſtellungsmittel, vor allem aber die geläutertſte reinſte Kunſtgeſinnung vorausſetzen. In den letzten Decennien bethätigten ſich auf dem Felde der Kammermuſik mit mehr oder weniger Glück beſonders die Tonſetzer: Johann Brahms, Anton Rubinſtein, Robert Volkmann, Joachim Raff, Hiller, Gade, Franz Lachner, Verhulſt, Reinecke, Gouvy, Saint-Saëns, Kiel, Bargiel, Hermann Grädener, Kirchner, Fritz Gernsheim, Albert Richter, Joſeph Rheinberger u. a. m.

Ueber die Formen der zur Kammermuſik gehörenden Gattungen vgl. die ſpeciellen Artikel darüber, beſonders „Sonate"; ferner Koch, „Muſikaliſches Lexikon", bearbeitet von A. von Dommer (Heidelberg 1865); Ludwig Nohl's in St.-Petersburg preisgekrönte Schrift über die Kammermuſik u. ſ. w.

Seit Anfang dieſes Jahrhunderts iſt die Kammermuſik aus den Privatcirkeln der Fürſten und Großen ebenfalls hinaus in die Oeffentlichkeit, d. h. in den Concertſaal getreten. Zugleich ſchloſſen ſich Künſtler zu beſondern Quartettgeſellſchaften zuſammen, von denen einzelne große Reiſen machten; hier ſeien nur genannt: das Meiningiſche Quartett der Gebrüder Müller, das des Grafen Hochberg, das Florentiner-Quartett Jean Becker's, vor allen aber das von Joachim und Genoſſen.

Es können nach dem oben Geſagten die Bezeichnungen jener ausübenden Künſtler: Kammermuſikus, Kammerſänger, Kammervirtuos, nicht mehr ausſchließlich in dem früheren engen Wortſinne genommen werden, vielmehr ſind dieſe Titel oft nur ehrende Auszeichnungen, womit kunſtſinnige Fürſten hervorragende Inſtrumentaliſten und Sänger auszeichnen. (*A. Tottmann.*)

**KAMMERSEE**, einer der zahlreichen Seen auf dem pommerſchen Landrücken, welcher ſich von Weſten nach Oſten 12 Kilom. weit, 9 Kilom. im Nord-Oſten von Tempelburg, erſtreckt. Er gehört zur ſogenannten Pommerſchen Schweiz, welche ſich ſüdlich von Polzin ausbreitet. — Der von ſchroffen Felſen eingeſchloſſene, höchſt maleriſche Kammerſee in Steiermark liegt hinter dem Töplitz-See, welcher mit dem herrlichen Grundelſee in Verbindung ſteht. (*G. A. v. Klöden.*)

**KAMMERSTOCK**, ein Bergſtock der Glarner Alpen an der Grenze der ſchweizer Cantons Glarus und Uri, bildet die letzte Erhebung des vom Gemsfayrenſtocke (2974 Meter, in der Claridenkette) zwiſchen dem Pätſch- und dem Schreienbach nordöſtlich bis zum Linththal vorgeſchobenen Ausläufers und trägt zwei Gipfel, von denen der „Thurm" 2164 Meter, der eigentliche Kammerſtock dagegen, ein erkerartig gegen das Linththal vorſpringender Felskopf, 2125 Meter Höhe über dem Meere erreicht. Nach Norden, Oſten und Süden fällt der Bergſtock mit ſchroffen Felsterraſſen und ſteilen Grashalden ab. Der unterſte Abſturz gegen das Linththal beſteht aus Hochgebirgskalk, welcher auch den ſanfter geneigten, mit Weide und Wald bedeckten Nordweſtabfall gegen den Urnerboden bildet. Zwiſchen dieſen beiden oberjuraſſiſchen Kalkgürteln baut ſich die ſchief abgeſtutzte Pyramide des Berges aus Nummulitenkalk und Schiefer, Flyſchſchiefer und Sandſtein in wechſelnder Lagerung auf. Seiner ſchönen Ausſicht wegen wird der Kammerſtock nicht ſelten von Linththal oder Stachelberg aus in 3—4 Stunden beſtiegen. (*A. Wäber.*)

**KAMMERTON**. Unter dieſer Bezeichnung verſteht man diejenige Stimmung in der Muſik, welche, im Gegenſatze zu dem ſogenannten Chorton und Cornetton der Kirche, vorzugsweiſe für die Kammer- und Inſtrumentalmuſik, überhaupt für die weltliche Muſik gebräuchlich war, ohne daß derſelbe früher als feſt beſtimmter, allenthalben angenommener Normalton gegolten hätte. Da man ſich vor Einführung der Stimmgabel zum Tonangeben und zum Stimmen der Inſtrumente zumeiſt

Digitized by Google

kleiner Stimmpfeifen bediente, welche nicht gerade zuverläſſig waren, außerdem die Chorregenten in Bezug auf Tonangabe oft ziemlich willkürlich verfuhren, ſo ſchwankte die Stimmung fortwährend. Die Kirche, das Theater, das Concert, ja jeder Muſikort und jedes Muſikinſtitut hatte ſeine beſondere Stimmung. Ein feſtſtehender Normal-, Stimm- oder Gabelton kam erſt im Laufe des 15. Jahrhunderts auf. Hauptſächlich war die Wahrnehmung, daß die Inſtrumente um ſo ſchärfer, durchdringender und glänzender klingen, je höher ſie geſtimmt ſind, die Urſache, daß nicht allein die Orgeln um einen ganzen Ton (Chorton), ja ſelbſt um eine kleine Terz (Cornetton) höher geſtimmt wurden als die übrigen Inſtrumente, ſondern auch die Stimmung der letzteren immer mehr hinaufgeſchraubt wurde.

Selbſtverſtändlich mußten dadurch die Sänger in die mislichſte Lage kommen, ſobald ſie mit Inſtrumentalbegleitung zu ſingen hatten, da das menſchliche Stimmorgan ſeine beſtimmten Grenzen hat. Dieſer Uebelſtand veranlaßte gelehrte Phyſiker über dieſen Gegenſtand eingehende Unterſuchungen anzuſtellen, um womöglich Abhülfe zu ſchaffen. So fand Sauveur um 1700 für den Ton a̲ 405 Doppelſchwingungen in der Secunde. Andere Beſtimmungen deſſelben Jahrhunderts ergaben 410—425 Schwingungen für dieſen Ton und Heinrich Scheibler fand 1833 in Paris auf a̲ ſtehende Stimmgabeln von 426½—441½, in Berlin von 441½, in Wien ſogar von 433½—445 Schwingungen in der Secunde. Nach Chladni's und anderer Phyſiker Unterſuchungen ergaben ſich im Laufe der Jahre folgende variirende Zahlen für das a̲ der eingeſtrichenen Octave:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Paris: | 1788 | Große Oper | 409 |
| | 1821 | | 431 |
| | 1833 | | 434 |
| | 1835 | | 448—449 |
| | 1821 | Italieniſche Oper | 424 |
| | 1833 | | 439—441 |
| | 1821 | Komiſche Oper | 428 |
| | 1833 | Conſervatorium | 435 |
| Wien: | 1834 | | 434—445 |
| | | (am Kärntner-Thor-Theater | 466) |
| Berlin: | 1822 | | 437 |
| | 1833 | | 442 |
| | 1857 | Opernhaus | 437—448½ |
| Dresden: | 1852 | | 439. |

Nach Liſſajou's im Jahre 1857 angeſtellten Berechnungen ergaben ſich folgende Zahlen: für Mailand (Scala) 451½, für London 455. In Petersburg ſtieg von 1771 bis 1800 die Stimmung ſogar von 417, 437, 453 bis zu 560. Dieſelbe ging alſo im allgemeinen von 1700 bis 1863 um nahe 1½ Töne in die Höhe.

Der erſte entſcheidende Schritt zur Feſtſtellung einer allen Rückſichten gerecht werdenden Normalſtimmung geſchah von ſeiten der im Jahre 1834 zu Stuttgart zuſammengetretenen Verſammlung deutſcher Naturforſcher, welche ein a von 440 Schwingungen als Normalton feſtſetzte, ohne daß derſelbe allgemeine Annahme fand. Erſt der am 16. Februar 1859 laut Decret für Frankreich als Diapason normal geſetzlich feſtgeſtellte Normalton von 435 Schwingungen für das eingeſtrichene a̲ hatte — ſo viel bisjetzt bekannt geworden iſt — zur Folge, daß ſich eine Einigung inſofern anbahnte, als ſich wenigſtens die größeren muſikaliſchen Kunſtinſtitute der vornehmſten Muſik-Metropolen Deutſchlands, nämlich Berlin, Köln, Dresden, Wien, Leipzig, Meiningen, München, Stuttgart, Bremen u. ſ. w., für die pariſer Stimmung entſchieden, nachdem ſchon zuvor im Laufe dieſes Jahrhunderts der Chorton mehr und mehr außer Brauch gekommen und der für die Orcheſter- und Kammermuſik gebräuchliche, wenn auch höhere Kammerton in Aufnahme gekommen war.

Erwähnt ſei noch, daß alle hier angeführten Zahlen nicht — nach franzöſiſcher Rechnungsweiſe — einfache, ſondern nach der deutſchen Doppelſchwingungen bezeichnen. (*A. Tottmann.*)

KAMMERTUCH (nach der franzöſiſchen Stadt Cambrai, wo dieſer Stoff am früheſten und lange Zeit am ſchönſten hergeſtellt wurde, auch Cambrai oder Cambric genannt), ein feines leinwandartig gewebtes Baumwollenzeug, das als Hemdenkattun, in den mittelſtarken Sorten (Baumwolltaffet) auch als Material zu Regenſchirmen verwendet wird. (*W. H. Uhland.*)

KAMMERZIELER. Vor dem 16. Jahrhundert gab es in Deutſchland keinerlei ſtehende Einnahmen zur Deckung der Reichsbedürfniſſe; erſt durch den Reichsabſchied von 1548 wurde zur Beſtreitung der Koſten des Reichskammergerichts eine ſtehende Steuer, die ſogenannte Kammerzieler, von den Ständen übernommen, deren Umſchreibung ſich auf Grundlage der Matrikeln verſchieden geſtaltete und zuletzt in der ſogenannten Uſualmatrikel fixirte. Die Einnahme beſorgte der Pfennigmeiſter des Reichskammergerichts, doch ging die Steuer nur ſehr unregelmäßig ein, und ſchon 1753 hatte man mehr als 650,000 Thlr. Reſte zu fordern. (S. Reichskammergericht.) (*Albrecht Just.*)

KAMMFETT, das weiße, conſiſtente, leicht ſchmelzbare Fett der Weichtheile, beſonders längs der Mähnen des Pferdes. Dieſes Fett wird neben den andern organiſchen Beſtandtheilen durch überführte Waſſerdämpfe gewonnen, indem die Thiere in wenig zerkleinertem Zuſtande in große, luftdicht verſchließbare Cylinder gebracht werden. Das ſich niederſchlagende heiße Waſſer zieht die löslichen Beſtandtheile aus, und gleichzeitig ſchmelzen auch die Fetttheile, welche ſich über der wäſſerigen Flüſſigkeit ablagern. Im Verlauf der Arbeit wird die Spannung des Dampfes erhöht. Die Scheidung der beiden Schichten in dem untern Theile des Cylinders erfolgt leicht, indem zuerſt der obere Theil des Hahns geöffnet und durch denſelben das geſchmolzene Fett abgelaſſen wird, welches als ſogenanntes Kammfett in den Handel kommt. Daſſelbe wird zu verſchiedenen techniſchen Zwecken verwendet, insbeſondere zur Seifenfabrikation, zu Salben, zum Einfetten von Wolle, als Maſchinen-, Geſchirr-, Lederſchmiere. (*William Löbe.*)



Digitized by Google

**KAMMFÖRMIGE MUSKELN** werden die zahlreichen ſchmalen Muskelſtreifen im rechten Vorhofe des Herzens genannt, welche durch parallel verlaufende Vertiefungen voneinander geſondert werden, wodurch eben eine gewiſſe Aehnlichkeit mit den aneinandergereihten Zinken eines Kammes entſteht. *Kammförmiger Muskel* oder *Kammmuskel* (Pectineus) heißt aber auch der oberflächlichſte von den vier Anziehern des Oberſchenkels, der von dem Kamme des Schambeins entſpringt und ſich ganz oben in der Länge von 3,56 bis 44,66 Cm. an die innere Lippe der rauhen Linie des Oberſchenkels heftet. (*F. W. Theile. — A. Winter.*)

**KAMMGARN** (Kammwolle) bildet als Gegenſatz von Streichgarn (Streichwolle) die eine der beiden Hauptklaſſen, in welche alle Gattungen der Schafwolle mit Rückſicht auf ihre Verwendung ſpeciell in der Weberei und die entſprechend verſchiedene Art der Bearbeitung (einerſeits das *Kämmen*, andererſeits das *Kratzen, Krempeln* oder *Streichen*) vom techniſchen Geſichtspunkte eingetheilt werden. Während die Streichwollgeſpinſte zur Herſtellung tuchartiger, mit einer filzähnlichen Decke verſehener Stoffe dienen, liefern die aus Kammwolle erzeugten Garne die glatten Wollenzeuge, bei denen die Fäden völlig ſichtbar auf der Oberfläche liegen. Zur Kammwolle eignen ſich demnach nur Wollſorten mit ſchwachgekräuſelten, wenig zur Verfilzung geneigten Haaren, die eine bedeutende Feſtigkeit beſitzen und deren Länge nicht unter 8, aber auch nicht viel über 24 Centimeter beträgt, da längere Faſern im allgemeinen zu wenig weich und geſchmeidig ſind und ſomit der Bearbeitung zu große Schwierigkeiten darbieten. Außer der größten Gleichmäßigkeit der Faſerlänge muß zur Erzeugung eines guten Kammgarns eine möglichſt parallele Lage der Faſern erſtrebt werden. Nahezu vollſtändig wird dieſes Reſultat durch die Operation des Kämmens erreicht; doch ſind noch verſchiedene Arbeiten erforderlich, um die gekämmte Wolle für den Spinnproceß, der jetzt faſt allgemein mit Hülfe von Maſchinen ausgeführt wird, vorzubereiten. Da die rohe Wolle zuerſt von den ihr anhängenden Stoffen befreit und der nachfolgenden Behandlung zugänglich gemacht werden muß, zerfällt die Fabrikation des Kammgarns in fünf Hauptoperationen: das Reinigen und Auflockern, das Kämmen mit ſeinen Nebenarbeiten, das Vorſpinnen, das Feinſpinnen und die Vollendungs- oder Nacharbeiten. Die Reinigung der Wolle bezweckt außer der Entfernung der ihr äußerlich anhaftenden fremdartigen Theile (Staub, Koth, Kletten u. ſ. w.) auch die Beſeitigung des eigenthümlichen Schweißes, der, aus den Fettdrüſen des Thieres austretend, die Wolle überzieht und, indem er an der Luft eintrocknet, die Haare nicht nur unter ſich, ſondern auch mit den mechaniſchen Verunreinigungen verklebt. Die Auflockerung wird vorgenommen, damit die Faſern die für den Spinnproceß erforderliche Beweglichkeit erhalten. Da hierbei zugleich den im Innern der Wollmaſſe feſtgehaltenen Unreinigkeiten ein Ausweg verſchafft und das Eindringen der Waſchflüſſigkeit befördert wird, iſt durch dieſe Operation ein vortreffliches Mittel zur Unterſtützung des Reinigungsproceſſes geboten. Zum Auflockern wird jetzt meiſt der ſogen. Schlagwolf benutzt, eine Maſchine, die durch kräftig ſich gegeneinander bewegende Schläger wirkt. Die Reinigung erfolgt mit warmem Waſſer, ſchwachen Laugen oder auch mit chemiſchen Mitteln (Schwefelkohlenſtoff, Benzol u. ſ. w.) in Maſchinen, die im weſentlichen aus einem Behälter zur Aufnahme der Wolle ſowie der Waſchflüſſigkeit und einem Apparat beſtehen, durch welchen die Wolle in der Flüſſigkeit in beſtändiger Bewegung erhalten wird. Bei den beſſeren Conſtructionen dieſer Art ſind mechaniſche Vorrichtungen zum Auspreſſen der gereinigten Wolle vorhanden, doch bleibt in der ausgepreßten Wolle ſtets ſo viel Waſſergehalt zurück, daß ein eigentliches Trocknen nicht umgangen werden kann. In neuerer Zeit werden hierzu verſchiedene Apparate benutzt, die meiſt eine künſtliche Erwärmung zulaſſen und die regelmäßige Verdampfung der Feuchtigkeit bewirken. Um die Oberfläche der Wollfaſern ſchlüpfrig zu machen und ſo die Arbeit des Kämmens zu erleichtern, wird die Wolle mit einer fettigen Subſtanz (Baumöl) getränkt, am zweckmäßigſten, indem man ſie zwiſchen Walzen hindurchgehen läßt, auf welche das Oel tropfenweiſe herabfließt. Das Kämmen erfüllt eine doppelte Aufgabe, da einerſeits die zur Erzeugung des Kammgarns untauglichen kurzen Faſern (Kämmlinge) entfernt, andererſeits die langen Faſern gerade gerichtet, parallel gelegt und zu einem bandförmigen Körper (Zug, Kammzug) vereinigt werden. In der Handkämmerei iſt die deutſche und die engliſche Methode zu unterſcheiden. Nach dem erſteren Verfahren nimmt der Arbeiter den einen Kamm in die linke, den andern in die rechte Hand und kämmt mit dieſem das in jenen eingeſchobene Wollhaar, bis der größte Theil deſſelben in den rechtsſeitigen Kamm übergegangen iſt, worauf er die Kämme umtauſcht und die Operation ſo lange wiederholt, bis die Wolle glatt geſtrichen und faſt genau zur Hälfte auf beide Kämme vertheilt iſt. Alsdann befeſtigt er mittels einer hakenartigen Vorrichtung (Kammſchraube) den einen um den andern Kamm an einem Balken oder Ständer, worauf er den heraushängenden „Wollbart“ mit beiden Händen auszieht, um ihn zu einem lockern Band zu formen, während die kurzen Faſern im Kamm ſitzen bleiben. Nach der engliſchen Methode hat der Arbeiter ſtatt *zweier* frei zu handhabenden Kämme *einen* ſolchen und außer dieſem einen Kamm, der, ähnlich einer Flachshechel conſtruirt, mit den Zähnen nach oben ſtehend befeſtigt iſt. Die bis zur halben Länge aus dem unbeweglichen Kamm heraushängende Wolle wird mit dem Arbeitskamm ſo lange gekämmt, bis dieſer die Kämmlinge ſämmtlich aufgenommen hat, worauf der Wollbart behutſam ausgezogen und hierdurch das Material zur andern Hälfte von den kurzen Faſern befreit wird. Am erfolgreichſten findet das Kämmen unter Mitwirkung von Wärme ſtatt, weshalb die Kämme vor dem Gebrauch in dem ſogen. Kammtopf, einer Art Ofen, erhitzt werden. In größerem Umfang als die Handkämmerei kommt, namentlich für feinere und kürzere Wollen, die Maſchinenkämmerei zur Anwendung. Um die Wolle, der bequemeren Zuführung halber, in ein

Digitized by Google

gleichförmiges Band zu verwandeln, wird ſie zuvor auf Kratzmaſchinen behandelt, die große Aehnlichkeit mit den Krempeln für Streichwolle haben. Das Kämmen geſchieht auch hier mit Hülfe von Wärme. Walzen- und Kettenkämme erhalten zu dieſem Zweck als Unterlage eine eiſerne Platte, deren rundum laufende Höhlungen mit einer Dampfleitung in Verbindung gebracht ſind; bei Ringkämmen wird der Dampf in die hohl gegoſſenen Ringe eingelaſſen. Die Kämmmaſchine functionirt durch drei zuſammenarbeitende Hauptorgane — den Einſchlag-, den Kämm- und den Ausziehapparat — mit Nebenvorrichtungen zur Vereinigung der Kammzüge und zur Beſeitigung der Kämmlinge. Der Einſchlagapparat hat die Aufgabe, die Wolle partienweiſe dem Kämmapparat zu überliefern, indem er periodiſch wie die Hand des Kämmers ein beſtimmtes Quantum derſelben erfaßt und zwiſchen die Zähne des Kammes drückt, ſodaß die eine Hälfte frei heraushängt. Der Kämmapparat beſteht, ähnlich wie in der Handkämmerei, aus zwei Werkzeugen, von denen das eine den in die Kammſchraube eingehängten, reſp. feſtſtehenden Kamm, das andere den beweglichen Kamm, reſp. die arbeitende Hand vertritt. Demgemäß iſt das erſtere mit je nach der Feinheit und Länge der Faſern in Anzahl und Größe verſchieden angeordneten Zähnen (Nadeln) ausgeſtattet, während das zweite nicht unbedingt ein Kamm zu ſein braucht, ſondern als Zange wirken kann. Den Ausziehapparat bildet ein in Umdrehung befindliches Walzenpaar, durch welches die Wolle dem Kämmapparat abgenommen wird. Nach dem Kämmen pflegt man die Wolle, um ſie vollends zu entkräuſeln, ſowie um das auf der Oberfläche der Faſern vorhandene Oel zu entfernen, verſchiedenen Operationen zu unterwerfen, die mit ſehr abweichenden Hülfsmitteln und Apparaten ausgeführt werden. Als Vorarbeit des Spinnens wird das Strecken und Doubliren vorgenommen, wobei die von der Hand- oder Maſchinenkämmerei gelieferten Bänder durch fortſchreitende Dehnung verfeinert, ſodann gerundet und verdichtet werden. In der hierzu gebräuchlichen Maſchine iſt ein kräftiger Verzug durch die mit verſchiedener Geſchwindigkeit ſich drehenden Streckwalzen erreicht, indem der regulirbare Abſtand je zweier Walzen voneinander der jedesmal zu erzielenden Faſerlänge entſpricht, während ein drittes Walzenpaar die zugeführten Bänder durch einen „Trichter zieht, in welchem eine große Anzahl derſelben zu einem Band vereinigt wird, das die zur Erzeugung des Vorgarns erforderliche Beſchaffenheit erlangt hat. Durch die Operation des Vorſpinnens wird dem Band bei fortgeſetzter Streckung entweder eine vorübergehende oder eine bleibende Drehung ertheilt und zwar im erſteren Fall auf der Spulmaſchine mit Würgelzeug, mittels deſſen daſſelbe energiſch hin- und hergerollt wird, im letzteren Fall auf der mit Flügelſpindeln und ſelbſtändiger Spulenbewegung ausgeſtatteten Spindelbank. Das Feinſpinnen kann, je nachdem es ſich um die Verarbeitung langer, ſchlichter Wollen zu ſtark gedrehten Garnen, namentlich Kettengarnen, oder um die Herſtellung von feiner und locker gedrehten Garnen, beſonders Schußgarnen, aus kürzeren Wollen handelt, auf den auch für die Baumwoll- und Flachsſpinnerei gebräuchlichen Water- oder Mule-Maſchinen erfolgen, die hier mit einem Streckwerk verſehen ſind, durch welches das Vorgeſpinſt auf die 8—20 fache Länge ausgezogen wird. Wie für Baumwolle und Flachs wird die Mule-Maſchine zum Vorſpinnen der Kammwolle kaum noch anders denn als Selfactor, d. h. mit vollkommen ſelbſtthätiger Bewegung conſtruirt. Die zu den Vorarbeiten des Spinnens ſowie zum Spinnen ſelbſt gebrauchten Maſchinen werden in den Induſtrieländern, beſonders mit Rückſicht auf die verſchiedene Länge und Feinheit der zur Verarbeitung kommenden Faſern, in mannichfacher Zuſammenſetzung und wechſelnder Reihenfolge zur Anwendung gebracht. Auf Grund deſſen haben ſich in der Kammgarnſpinnerei drei Syſteme, das engliſche, das franzöſiſche und das deutſche, ausgebildet, von denen das erſtere namentlich beim Vorſpinnen langer, ſchlichter Wollen Vortheile bietet, während die beiden letzteren vorzüglich für kürzere Wollen geeignet ſind. Das auf der Mule-Maſchine geſponnene Garn iſt ſeiner Geſtalt nach ohne weiteres für die Weberei verwendbar, dagegen werden die Water-Garne gehaspelt und hierbei zugleich numerirt. Das letztere geſchieht jetzt größtentheils nach dem metriſchen Syſtem, indem die Feinheitsnummer durch die Anzahl der in einem Kilogramm enthaltenen Strähne von 1 Kilom. Fadenlänge beſtimmt wird. Die einzelnen Sorten des Kammgarns unterſcheidet man nach ihrer Beſtimmung in der Weberei (Ketten- und Schußgarne) nach der Art der herzuſtellenden Stoffe (Damaſt-, Laſting-, Orleans-, Thibet-, Merino-, Muſſelin-, Kamelot-, Luſtre-Garn), nach der ſtärkeren und ſchwächeren Drehung (hartes und weiches Garn), nach dem Grad der Reinheit (ungewaſchenes und gewaſchenes Garn). Außer zu Geweben wird das Kammgarn zur Verfertigung gewirkter Waaren, zu Poſament-, Strick- und Stickgarnen verwendet, namentlich für die beiden letztgenannten Zwecke wird daſſelbe auf geeigneten Maſchinen der Operation des Zwirnens unterworfen. Manche Garne werden, um die auf der Oberfläche hervorſtehenden Faſerenden zu beſeitigen, geſengt, indem der Faden mit bedeutender Geſchwindigkeit durch eine Flamme hindurchgezogen wird; am meiſten iſt hierfür die Gasſengmaſchine in Gebrauch. Zwiſchen Kammgarnen und Streichgarnen ſtehen die ſogen. Halbkammgarne, die aus den öfters mit Baumwolle gemiſchten Abfällen der Hand- und Maſchinenkämmerei theils nach den Methoden der Kammgarn-, theils nach denen der Streichgarnſpinnerei erzeugt, meiſt zu Strumpfwirkerwaaren, Strick- und Tapiſſeriewollen verwendet werden und zwar wohlfeiler, aber auch minder ſchön und haltbar als die eigentlichen Kammgarne ſind.

*(W. H. Uhland.)*

Kammgras, ſ. Cynosurus.

KAMMIN iſt ein Kreis der preußiſchen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, im Oſten der Dievenow, meiſt eben, nur an einigen Stellen im Norden und im Südoſten hervortretende Juraformation zeigend, reich an Waldungen und an ſumpfigen Landſtrichen. Er umſchließt 20,63 geogr. Meilen oder 113,593 Hektaren,

Digitized by Google

hat 1 Stadt, 108 Landgemeinden, 100 Gutsbezirke, 4901 Wohnhäuſer und 45,628 Bewohner 22,223 männlichen und 23,405 weiblichen Geſchlechts. — Die Kreisſtadt Kammin liegt auf einer Anhöhe am Kamminer Bodden, durch welchen die Dievenow ins Meer geht, 62 Kilom. von Stettin und 18 Kilom. von Wollin. Von der Stadt geſondert liegt die hohe, ehrwürdige Kathedrale, 1124 gegründet, reich an Reliquien. Das durch Otto von Bamberg in Julin geſtiftete Bisthum wurde 1128 hierher verlegt, und damit wurde Kammin ein Biſchofsſitz, deſſen Hauptbeſitzthum übrigens der ehemalige Kreis Fürſtenthum im Regierungsbezirk Köslin war. Der Ort hat ſeit 1838 ein Schullehrerſeminar. Es beſteht ein Domſtift, ein adeliges Fräuleinſtift. Die Marienkirche wurde 1775 erbaut. Der erſte Biſchof war Albrecht; Erasmus von Manteuffel nahm im Jahre 1536 die Reformation an, worauf das Bisthum von Mitgliedern der pommerſchen Fürſtenfamilie verwaltet wurde und 1648 an Brandenburg kam. Die Bewohner treiben Fiſcherei und ſtarken Flachshandel und halten Leinwandmärkte. — Auf der im Kamminer Bodden gelegenen Inſel Grieſtow befindet ſich ein Kalklager und eine Portland-Cementfabrik. — Zwei Dörfer Kammin liegen in Mecklenburg-Schwerin, zwei im Regierungsbezirk Frankfurt.

(*G. A. von Klöden.*)

KAMMRAD, eine Vorrichtung zur Aenderung der Kraft oder Geſchwindigkeit bei Räderwerken, d. h. Verbindungen von zwei oder mehrern Radwellen, die einander mit Erhabenheiten und Vertiefungen oder mit Zähnen oder Kämmen in Bewegung ſetzen. Von beiden ineinandergreifenden Rädern heißt das größere das Rad und das kleinere das Getriebe, welches letztere Kämme oder Zähne enthält und gewöhnlich Kumpf genannt wird. Bei den Kammrädern ſtehen die Kämme oder Zähne gewöhnlich winkelrecht auf der Ebene des Rades und greifen zwiſchen die Zähne eines Getriebes, das ſich um eine Achſe dreht, die winkelrecht auf der Radachſe ſteht. Der oben quadratiſch und am Ende cylindriſch gearbeitete Stiel der Kämme wird in gleichgeformte Löcher der Radkränze geſchlagen und an der inneren Seite des Kranzes durch Nägel feſtgehalten. Je kürzer die Zähne oder Kämme ſind, je kleiner alſo die Theilung und je größer die Anzahl der Zähne iſt, um ſo kleiner fällt die Reibung eines Räderwerkes aus, die Zähne müſſen daher eine Stärke erhalten, die hinreichende Sicherheit vor dem Zerbrechen gewährt. Soll eine drehende Bewegung in eine geradlinige oder umgekehrt verwandelt werden, ſo bedient man ſich dabei der gezahnten Stange oder des ſogenannten Kammbaumes, deſſen Zähne zwiſchen die Zähne oder Triebſtöcke eines Getriebes greifen. (*C. Reinwarth.*)

Kammwolle, ſ. Kammgarn.

KAMNITZ (Böhmiſch-Kamnitz), Stadt im nördlichen Böhmen, am Kamnitzbach, dem letzten rechtsſeitigen Zufluſſe der Elbe in Böhmen. Die Stadt iſt Vorort des gleichnamigen Gerichtsbezirks und hat nach der Zählung vom 31. Dec. 1880: 6124 Einwohner (darunter 47 Tſchechen), welche ſich hauptſächlich der Induſtrie widmen (Baumwoll- und Schafwollfabrikation, Garn- und Zwirnerzeugung, Maſchinenfabrikation, Eiſengießerei, Webereien, Strumpfwirkerwaaren). Das Schulweſen iſt vertreten durch eine fünfklaſſige Knaben-, eine fünfklaſſige Mädchen-Volksſchule und eine gewerbliche Fortbildungsſchule. Die Stadt hat zwei Brauereien, eine ſtädtiſche Sparkaſſe, eine landwirthſchaftliche Vorſchußkaſſe, einen Spar- und Unterſtützungsverein, ein Schützencorps, Feuerwehrverein, Geſang-, Turn- und andere Vereine. Von Intereſſe ſind die alte Pfarrkirche und die in der Nähe gelegenen Ruinen des „wüſten Schloſſes". — Bereits unter König Wenzel II. (1278—1305) wird der Ort als „Stadt zur Kempnitz" genannt und erſcheint ausgeſtattet mit Privilegien gleich einer königlichen Stadt. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aber verlor ſie die Bedeutung einer freien Stadt, da ſie in den Beſitz der reichen Herren von Michelsberg überging. Im Anfange des 15. Jahrhunderts werden die Herren Berka von Duba und ſeit 1423 die Herren von Wartenberg als Beſitzer erwähnt. Unter letzteren wurde die Stadt im Jahre 1444 durch die lauſitzer Sechsſtädte erſtürmt und eingeäſchert. Im Jahre 1614 brachte die gefürſtete Linie der Familie Kinsky von Chinitz und Tettau die Stadt und Herrſchaft käuflich an ſich, und noch jetzt befindet ſich dieſe Familie im Beſitz der ausgedehnten kamnitzer Güter. Eine gute Monographie, namentlich mit Berückſichtigung des kamnitzer Stadt- und Rechtsbuches aus dem 14. Jahrh., ſchrieb Karl Linke (Mittheilungen des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen. 1880. Jahrg. XIV.). (*L. Schlesinger.*)

KAMP, ein Nebenfluß der Donau, welcher dieſer im Erzherzogthum Oeſterreich unter der Enns vom öſterreichiſchen Granitplateau links zufließt. Er iſt der Hauptfluß des ſogenannten Waldwinkels oder des Viertels ober dem Manhartsberge in Niederöſterreich. Sein Flußgebiet beträgt 1733 □Kilom., ſeine Flußlänge 136,25 Kilom. und die Zahl ſeiner Quellbäche 630. Er entſpringt an der niederöſterreichiſch-oberöſterreichiſchen Grenze in der Nähe der oberöſterreichiſchen Ortſchaft Liebenau in einer Meereshöhe von 967 Meter, bildet hierauf in einer Länge von 11,4 Kilom. die Landesgrenze und ſchlägt eine öſtliche Richtung ein. Bei Rapottenſtein nimmt er in einer Höhe von 587 Meter den Kleinen Kamp und in der Stadt Zwettl, 510 Meter, die Zwettl auf. In ſeinem weitern Laufe verſtärkt er ſich unterhalb des Stiftes Zwettl, 498 Meter, bei Lichtenfels vor dem Schloſſe Ottenſtein durch den Purzel-Kamp, ſchlägt, nachdem er bei dem Stifte Altenburg den nördlichſten Punkt, 272 Meter erreicht hat, von der Roſenburg, ſüdlich von Horn, an eine ſüdliche Richtung ein, fließt bei Gars, 238 Meter, Schönberg, 213 Meter, vorüber und verläßt unterhalb Zöbing, in einer Höhe von 205 Meter, das Gebirgsterrain. Indem er in das Donauthal eintritt, zweigt ſich von ihm links der Mühlkamp ab. Beide fließen nun unweit voneinander bei Hadersdorf, 193 Meter, vorüber und in kurzem parallelem Laufe bei Grafenwörth der Donau in einer Seehöhe von 182 Meter zu. Faſt bis zu ſeiner Mündung durchzieht der Kamp wildromantiſche Gräben und

Digitized by Google

Schluchten, von welchen beſonders die Partien bei Gars und von Roſenburg aufwärts hervorzuheben ſind. Das Flußbett iſt in ſeinem Gebirgslaufe mehr oder weniger eingeengt, und erreicht in der Donauebene eine Breite von 40 Meter. Die Waſſermenge iſt infolge des waldigen Flußgebietes conſtant, das Waſſer rein und rothbraun. (*Ferd. Grassauer.*)

**KAMP**, officiell Camp, ein preußiſcher Flecken in der Provinz Heſſen-Naſſau, Regierungsbezirk Wiesbaden, im Rheingaukreiſe, am Rhein, 11 Kilom. oberhalb Braubachs zwiſchen Nußbäumen und Weingärten, mit 1242 Einwohnern in 191 Häuſern (daneben Dorf Bornhofen mit 93 Einwohnern in 16 Häuſern), ganz katholiſch. Es iſt ein beſuchter Wallfahrtsort mit einem vormaligen Kapuzinerkloſter, darüber liegen die mächtigen Burgruinen Liebenſtein und Steinberg oder die ſogenannten Brüder. — Camp im Regierungsbezirk Düſſeldorf, Kreis Mörs, iſt ein Kirchdorf und eine Bürgermeiſterei von acht Wohnplätzen; es hat 1200 Einwohner, von denen etwa der vierte Theil evangeliſch iſt, und liegt 8 Kilom. ſüdweſtlich von Rheinberg an der Blauthe und dem verfallenen Eugenienkanale. Hier liegt die im J. 1122 geſtiftete, berühmte Ciſtercienſerabtei, deren Abt den Titel Primas des Ciſtercienſerordens in Deutſchland führte. In dem Gefechte am 12. Juni 1758 wurden die Franzoſen hier geſchlagen, in dem am 16. Oct. 1760 ſiegten dieſelben. (*G. A. v. Klöden.*)

**KAMPEN**, Stadt in der niederländiſchen Provinz Ober-Yſſel (niederländ. Over-Ijſſel), grenzt im Weſten und Norden an den Zuiderſee, im Oſten an die Yſſel, die es von Genemuiden, Grafhorſt, Yſſelmuiden und Wilſum trennt, und im Süden an Kamperveen und die zur Provinz Gelderland gehörige Gemeinde Oldebroek. Die Stadt liegt am linken Ufer der Yſſel, die ſich unterhalb der Stadt in mehrern Armen in den Zuiderſee ergießt.

Die Geſchichte der Stadt, deren beglaubigte Urkunden erſt mit Anfang des 14. Jahrhunderts beginnen, war die der andern Städte der damaligen Zeit überhaupt: Streitigkeiten mit andern Städten um die Geltendmachung von Handels- und andern Intereſſen, Verwickelungen mit den holländiſchen und geldernſchen Grafen und kleineren Dynaſtengeſchlechtern. Sie gehörte zum Gebiet des Biſchofs von Utrecht und wurde deshalb auch in die holländiſch-ſtiftiſchen Streitigkeiten verwickelt. Als reiche Handels- und Induſtrieſtadt war Kampen früh ſchon Mitglied der Hanſa, und durch Verträge mit den benachbarten Territorialherren wußte es ſich in den Beſitz verſchiedener werthvoller Handelsprivilegien zu ſetzen. Der Kampf des Herzogs Karl von Egmond mit Utrecht zog auch Kampen in Mitleidenſchaft; ſchon 1508 hatte es dem Biſchof Friedrich von Baden das von Karl von Egmond überrumpelte Schloß Kuinre wieder erobern helfen, und alle Verſuche des Herzogs, ſich des ihm entriſſenen wichtigen Poſtens wieder zu bemächtigen, wie auch einige Anſchläge deſſelben auf die Stadt ſelbſt wurden durch die Tapferkeit und Wachſamkeit der Bürger vereitelt. Als der Biſchof Heinrich von Baiern die weltliche Herrſchaft über Utrecht an Karl V. abtrat, kam auch Kampen zu deſſen Gebiet und die ganze Umgegend wurde nun raſch von den noch zurückgebliebenen geldriſchen Truppen und Beſatzungen geſäubert. Dem Biſchof von Münſter lieferte Kampen das nothwendige Geſchütz, als er das von den Wiedertäufern beſetzte Münſter belagerte, und ebenſo waren die Kampener behülflich, einige mit 3000 Wiedertäufern bemannte Schiffe, welche ihren Glaubensgenoſſen in Münſter zu Hülfe kommen wollten, anzuhalten und die Beſatzung gefangen zu nehmen. Als im Jahre 1572 viele niederländiſche Städte auf Oranien's Seite traten, belagerte der Schwager des Prinzen, der Graf van den Berg, Kampen, das ſich ſchon nach drei Tagen ergab. Als aber Zütphen wieder in die Macht der Spanier fiel, unterwarf ſich auch Kampen Alba's Sohn, Don Friedrich, der die Stadt ſehr gelinde behandelte. Im Jahre 1578 wurde Kampen jedoch vom Grafen von Renneberg wieder erobert, als aber der letztere an der Sache des Vaterlandes den bekannten Verrath beging, wurde es durch die Energie Oranien's, der ſelbſt kam, den Staaten erhalten. Ein Angriff Verdugo's im Jahre 1584 mislang vollſtändig. Nach langen Kämpfen in der Stadt zwiſchen Katholiken und Proteſtanten gewannen endlich letztere die Oberhand. Der im Anfang des folgenden Jahrhunderts ausgebrochene Streit zwiſchen Remonſtranten und Contraremonſtranten endete 1619 mit der vollſtändigen Niederlage der erſteren. Als die Biſchöfe von Köln und Münſter 1672 die Republik mit ihren Truppen überzogen, fiel Kampen in ihre Hand; ſie übergaben die Stadt an die Franzoſen, welche ſie faſt ein ganzes Jahr beſetzt hielten und bei ihrem Abzuge einige Thore abbrachen. Im November 1813 wurde die Stadt mit Hülfe der Bürger von den Koſaken den Franzoſen entriſſen.

Kampen war früher, namentlich zur Zeit der Hanſa, eine der blühendſten und reichſten Städte der Niederlande. Berühmt waren ſeine Düffel- und Tuchfabriken, die noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts blühten; ebenſo bedeutend waren die Färbereien und Bierbrauereien. Die frühere Größe hat die Stadt auch niemals wieder erreicht. Der gegenwärtige Handel iſt zwar nicht unbedeutend, es findet regelmäßiger Dampfſchiffahrtsverkehr mit Amſterdam und den andern bedeutenden Städten ſtatt, auch trägt die Eiſenbahn viel zur Hebung des Verkehrs bei, allein er iſt nicht bedeutender als der jeder andern am Zuiderſee liegenden Stadt. Dagegen iſt Kampen durch ſeine Bauart, ſeine Lage, ſeine breit angelegten Straßen eine der ſauberſten Städte der Niederlande; der Kanal, der die Stadt durchſchneidet, verleiht ihr ein maleriſches Ausſehen und die aus den früheren Feſtungswerken hergeſtellten Promenaden verſchönern auch die nächſte Umgebung der Stadt. Merkwürdig iſt die reformirte St.-Nikolauskirche oder Bovenkerk mit dem neben ihr ſtehenden Thurme und das Stadthaus. Kampen beſitzt eine (orthodoxe) theologiſche Schule der „chriſtlich-

Digitized by Google

reformirten Kirche", ein Gymnaſium und eine höhere Bürgerſchule. Die Zahl der Einwohner betrug im Jahre 1880: 17,344, darunter ein Viertel Katholiken.

Kampen iſt der Geburtsort verſchiedener Theologen und Rechtsgelehrten; unter erſteren ragt hervor Heinrich von Kampen, geſtorben 1460, Unterkanzler der Univerſität Köln und Profeſſor der ariſtoteliſchen Philoſophie in Löwen; auch Thomas a Kempis ſoll hier geboren ſein. — Bemerkt mag noch werden, daß Kampen in den Niederlanden dieſelbe Rolle im Volksmunde ſpielt wie Schildburg in Deutſchland.

Das von den zwei Hauptmündungsarmen der Yſſel gebildete Kampereiland, eine fruchtbare Inſel mit blühender Viehzucht, zeichnet ſich hauptſächlich durch die eigenthümliche altväteriſche Kleidung ſeiner Bewohner und verſchiedene, aus der früheſten Zeit herſtammende und noch beibehaltene Gebräuche aus. (*Th. Wenzelburger.*)

KAMPEN (Nicolaus Godfried van), niederländiſcher Gelehrter, Literarhiſtoriker und Geſchichtſchreiber, geboren 15. Mai 1776 bei Haarlem, beſuchte, in Deutſchland erzogen, die Stadtſchule von Krefeld und zeichnete ſich ſchon früh durch großen Studientrieb, namentlich hinſichtlich literariſcher und geſchichtlicher Fächer aus. Nachdem er noch in einer Anſtalt in Mühlheim ſich hauptſächlich in den claſſiſchen Sprachen vervollkommnet hatte, trat er in Leiden in das Geſchäft eines Buchhändlers, wo er reichlich Gelegenheit hatte, ſich ſeinem Lieblingsſtudium, den literariſchen Fächern, zu widmen. Zu gleicher Zeit (1801) wurde er Mitglied der Redaction von „Leidsche Courant"; die Gelegenheit, den akademiſchen Vorleſungen beizuwohnen, benutzte er hier reichlich, beſonders zogen ihn Wyttenbach und Siegenbeck an. Als im Jahre 1805 Teyler's Genootſchap eine Preisfrage über eine „geſchichtliche Unterſuchung des Zuſtandes der Dichtkunſt bei den bekannteſten civiliſirten Völkern des Alterthums und der neueren Zeit" ausſchrieb und van Kampen die goldene Medaille für ſeine Beantwortung erhielt, war ſein Ruhm in den gelehrten niederländiſchen Kreiſen gegründet. Selbſt im Auslande wurde ſein Talent geſchätzt, indem er von Eichhorn in Göttingen eingeladen wurde, für ſeine Literaturgeſchichte die „Geſchichte der ſchönen Redekünſte der Holländer" zu ſchreiben, eine Bitte, deren er ſich auch zu großer Zufriedenheit Eichhorn's im Jahre 1810 entledigte. Intereſſant iſt das bald darauf begonnene und zu großer Verwunderung der Zeitgenoſſen von ihm auch durchgeführte Unternehmen, Châteaubriand's „Le génie du Christianisme" in einem proteſtantiſchen Gewande vorzuführen, worauf natürlich Angriffe von katholiſcher Seite nicht ausblieben; übrigens erlebte dieſe Bearbeitung doch die zweite Auflage. Nachdem er noch einigemal von Teyler's Genootſchap gekrönt worden war, wurde er 1815 zum Lector der deutſchen Sprache an der Univerſität Leiden ernannt. Jetzt begann eine äußerſt fruchtbare Periode ſeiner literariſchen Thätigkeit, und es iſt nun hauptſächlich das Gebiet der Geſchichte, dem er ſein Studium zuwandte. Mit dem Werke: „Kurzer geſchichtlicher Ueberblick der großen Ereigniſſe in Europa vom Frieden von Amiens bis zur Eroberung von Paris" (1814), trat er zuerſt als Geſchichtſchreiber auf und fand in allen Kreiſen den entſchiedenſten Beifall. Ermuthigt dadurch, begann er im Jahre 1815 ſeine „Geschiedenis van de fransche heerschappij in Europa" (8 Bde., 1815—23), wovon der erſte Band durch die klare philoſophiſche Darlegung des innern Zuſammenhangs der Ereigniſſe großen Beifall fand. Hierauf ließ er eine Reihe weiterer hiſtoriſcher Werke folgen, die, wenn auch im Einzelnen intereſſant und der ſchönen Darſtellungsweiſe wegen gern geleſen, doch eine infolge der Vielſchreiberei unvermeidliche Oberflächlichkeit verriethen und die nöthige Tiefe und Gründlichkeit häufig vermiſſen ließen. Darunter gehört: „Verkorte geschiedenis der Nederlanden", die zuerſt 1819 und 1820 erſchien und im Jahre 1837 die dritte Auflage erlebte; ferner „Vaderlandsche Karakterkunde" (1826—28), die Ergänzung des vorigen Werkes; nirgends tritt ſo wie in der „Karakterkunde" ſeine freie und unabhängige Denkweiſe zu Tage. In dieſe Zeit fällt auch die „Geſchichte der Niederlande" (2 Bde., 1831—33), die er für die „Geſchichte der europäiſchen Staaten" von Heeren und Ukert ſchrieb, ein Werk, das ſeinen Namen in Deutſchland in den weiteſten Kreiſen bekannt machte und unbeſtritten das beſte und reifſte Product ſeiner Feder iſt. Während die in vier Bänden erſchienene „Geschiedenis der Kruistogten" (1822—26) verhältnißmäßig weniger bedeutend iſt, fand ſeine „Geschiedenis der Nederlanders buiten Europa, verhaal van derzelver tochten, ontdekkingen, oorlogen, veroveringen en inrigtingen in Azië, Afrika, Amerika en Australië, van het laatst der zestiende eeuw tot op 1830", (3 Bde., 1831—33) ungemeinen Beifall; bei der Abfaſſung deſſelben war ihm die Benutzung des Colonialarchivs geſtattet worden. Die indeſſen im Süden vorgefallenen Ereigniſſe, die mit der Losreißung Belgiens endeten, gaben ihm Veranlaſſung, die „Geschiedenis van den vyftienjarigen vrede in Europa" (2 Bde., 1832) zu ſchreiben, worauf zwei Jahre ſpäter ſein „Gedenkboek van Nederlands moed en trouw gedurende den belgischen opstand" folgte, worin er ſeiner patriotiſchen Stimmung mit edlem Feuer Ausdruck verlieh. Doch darf nicht verſchwiegen werden, daß van Kampen gerade hier durch ſeinen patriotiſchen Eifer häufig zu Ungenauigkeiten und ungerechter Beurtheilung von Perſonen und Zuſtänden ſich verleiten ließ, die bei ruhigerer Auffaſſungs- und Denkweiſe und bei weniger übereiltem Schaffen vermieden worden wären. Aus demſelben warmen Gefühl für ſein Vaterland entſtanden zu derſelben Zeit einige kleinere Schriften: „De invloed van Nederland op het overige Europa" und „Bedenkingen over de toekomst van Nederlands handel".

Im Jahre 1821 hatte er „Kort begrip der algemeene geschiedenis van 1795—1820" geſchrieben, wofür er von der Maatschappy tot nut van 't algemeen die goldene Medaille erhielt; von 1820—1822 hatte er ſich mit der Bearbeitung der drei Theile der Allgemeinen Geſchichte von Johannes von Müller beſchäftigt und von 1828—1834 folgte die „Geschiedenis

Digitized by Google

van Griekenland“ (7 Bände), in gewiſſem Sinne ein Tendenzwerk, mit welchem er die Aufmerkſamkeit und die Sympathien ſeiner Landsleute für die eben im Aufſtande begriffenen Griechen erregen wollte, ein Grund, der dem Werke auch allen wiſſenſchaftlichen Werth nimmt, zumal daſſelbe durchaus nicht auf dem Standpunkte der damaligen Quellenforſchung ſtand.

Von untergeordneter Bedeutung (weil meiſtens Ueberſetzungen) ſind ſeine geographiſchen Werke. Schon 1816 hatte er ein zweibändiges Werk: „De aarde beschouwd in haren natuurlyken toestand en verdeeling door zeeën, rivieren, meeren, bergen en woestynen“, verfaßt, das bald zwei weitere Auflagen erlebte; die von Sybrandi begonnene Ueberſetzung des Werkes von Zimmermann, „Die Erde und ihre Bewohner“, ſetzte von Kampen fort und die drei Theile „Afrika en de elfs bewoners“ (1828—1829), bedeutend vermehrt und mit Zuſätzen verſehen, ſind von ihm bearbeitet. Bald folgte (1835—1836) „De Levant en hare bewoners“ (3 Theile); „Griekenland en Europisch Turkije“ (1837); „Europisch Rusland“ (1838). Viel Beifall fand ſeine Ueberſetzung des Cooley'ſchen Werkes: „Geschiedenis der aardrykskundige ontdekkingen zoo te land als ter zee, van de vroegste tyden tot op heden“ (4 Theile, 1835—1837); früher ſchon hatte er überſetzt: „Mawe's Reis in de Binnendeelen van Brazilië“ (3 Theile, 1818); „Palmers Reis in de Vereenigde Staaten van Noord-amerika“ (1820); „Maximilian, Prins van Neuwied, Reis naar Brazilië“ (2 Theile, 1823); „Robinsons Gedenkschriften der omwenteling in Mexico“ (1823), und „Beulloch's Mexico in 1823“ (1825).

Nicht minder fruchtbar war ſeine Thätigkeit auf literarhiſtoriſchem Gebiet. Auch ihm ſtand, wie ſeinem Vorbilde, Bouterwek, die philoſophiſche Betrachtungsweiſe des Geiſtes der Literatur obenan und in dieſem Sinne ſchrieb er: „Beknopte geschiedenis der letteren en wetenschappen in de Nederlanden, van de vroegste tyden tot op het begin der negentiende eeuw“ (2 Bd., 1821—1822). Seine Arbeit für das Eichhorn'ſche Werk iſt ſchon erwähnt. Im Jahre 1829 erſchien ſein „Handboek van de geschiedenis der oude letterkunde“, 1830 ſein „Handboek van de geschiedenis der letterkunde in de middeleeuwen“, welche beiden Werke eine freie Bearbeitung eines ähnlichen Werkes des Profeſſors Wachler in Breslau waren, während er bei ſeiner „Geschiedenis der nieuwere letterkunde“ (1834—1836) ſelbſtändig zu Werke ging. Von 1823—1830 erſchien in vier Bänden: „Handboek der hoogduitsche letterkunde in proza en poëzij“, und bald darauf eine franzöſiſche und niederländiſche Anthologie. Eſchenburg's Werk über die Theorie der ſchönen Künſte überſetzte er 1829 unter dem Titel: „Handboek der dichtkunde en welsprekenheid — ten aanzien der nederlandsche letterkunde vermeerderd, tot eene handleiding by voorlezingen op middelbare en hoogere schoolen.“ Daß er von ſeinem ſpecifiſch religiöſen und einſeitig ſittlichen Standpunkte aus häufig unbillig und ſchief urtheilte, wurde ihm ſchon von Zeitgenoſſen zum Vorwurf gemacht; die Werke von Wieland, Victor Hugo und Byron nannte er kurzweg Misgeburten (wangedrochten), Sirenen mit bezauberndem Geſicht und misgeſtaltetem Leibe.

In ſeiner äußeren Lebensſtellung war im Jahre 1829 eine große Veränderung vorgegangen, indem er zum Profeſſor der niederländiſchen Literatur und Geſchichte am Athenäum in Amſterdam ernannt wurde. Hier hatte er erſt ſeinen wahren Wirkungskreis gefunden, und die Verehrung, mit der ſeine Schüler und Zuhörer noch in ſpäteren Jahren, nachdem er längſt geſtorben, von ihm ſprachen, beweiſt am beſten, wie erfolgreich er hier gewirkt hat. Mit äußeren Ehren reichlich bedacht — er war Mitglied faſt aller gelehrten Geſellſchaften und der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften — ſtarb er am 15. März 1839. (Vergl. „Levens- en Karakterschets van Nicolaus Godfried van Kampen, door Samuel Muller“, Haarlem 1840). (*Th. Wenzelburger.*)

KAMPF wird bei Steinſalzbergbau der zwiſchen zwei nebeneinander getriebenen Schächten ſtehengebliebene Theil des Steinſalzes genannt. (*C. Reinwarth.*)

KÄMPFER auch Widerleger (franz. aboutement, engl. abutment, ital. supportamento), heißt bei Bogenöffnungen derjenige Punkt, bezugsweiſe diejenige Linie, wo die ſenkrechte Linie oder Fläche der inneren Begrenzung der Oeffnung (Mauerlaibung) in die Bogenlinie oder Bogenfläche (Laibung) übergeht. Man bezeichnet demnach dieſe Stellen, deren es bei jedem Bogen oder Gewölbe zwei gibt, als Kämpferpunkte, bezüglich Kämpferlinien. Jedenfalls iſt dieſe Bezeichnung aus dem Conflict hervorgegangen, welcher zwiſchen Bogen- und Mauerfläche hier ſtattfindet, denn es tritt an dieſer Stelle gewiſſermaßen ein Kampf der ſenkrechten Stützung mit dem Bogen ein und findet eine Vertheilung der Schubkräfte des Bogens ſtatt. Es wurden daher dieſe wichtigen Punkte, ebenſo wie der Scheitel oder Schluß des Bogens, ſchon frühzeitig, beſonders bei den Etruskern und Römern, architektoniſch hervorgehoben, ſei es durch Köpfe, wie an dem Stadtthore zu Volterra, oder durch Simswerk (Waſſerleitung von Athen, etruskiſche und römiſche Bauten), das man Kämpfergeſims (franz. imposte, engl. impost) nennt. Daſſelbe beſteht entweder aus einer gering vortretenden geraden Platte oder aus kräftigen vorſpringenden architektoniſchen Gliedern, welche zugleich den aus der Mauerfläche vortretenden Gliederungen des Bogens, der ſogenannten Archivolte, einen Aufſtand und Stützpunkt bieten. Die Höhe des Kämpfergeſimſes beträgt in der Regel etwa $\frac{1}{8}$—$\frac{1}{10}$ der Bogenweite, während ſeine Ausladung etwa $\frac{1}{3}$—$\frac{1}{2}$ ſeiner Höhe nicht überſchreiten darf. Von der einfachen Platte oder dem Simsſtreifen ſteigern ſich, je nach dem Reichthum der Architektur, die Kämpfergeſimſe zu vollſtändig gegliederten Geſimſen (Triumphbogen des Conſtantin) und zu ganzen Gebälken, die bisweilen durch Pilaſter oder Säulen bereichert und geſtützt werden (Baſilika des Maxentius, Thermen des Caracalla; ſpäter an der Bibliothek von S. Marco und der Scuola S. Marco



Digitized by Google

zu Venedig). In der altchriſtlichen, byzantiniſchen, romaniſchen, mauriſchen Architektur findet die Stützung des Bogens direct durch Säulen ſtatt und tritt hier die Capitälplatte an die Stelle des Kämpfergeſimſes. Iſt ein beſonderes Kämpfergeſims nicht vorhanden, ſo ſpricht man nur von dem Widerleger oder der Aufſtandsfläche des Bogens. (*Albin Gottschaldt.*)

KAEMPFERIA, eine von Linné zu Ehren des berühmten Arztes und Reiſenden Engelbert Kämpfer benannte, in Oſtindien und auf Sumatra einheimiſche Pflanzengattung der Scitamineen oder Zingiberaceen mit folgenden Merkmalen: Kelch röhrig, bisweilen geſpalten, Kronröhre lang, fadenförmig, äußere Saumzipfel ſchmal, gleichlang, ſeitliche abſtehend, innere weit größer, Lippe flach. Staubfaden kurz, geſtielt, oberhalb des ſtumpfen Staubbeutels in einen zweiſpaltigen Kamm ausgebreitet. Fruchtknoten unterſtändig, dreifächerig. Samenknospen im inneren Winkel der Fächer zu mehreren, horizontal, gegenläufig. Griffel fadenförmig, vom Staubfaden bedeckt, Narbe krugförmig, gewimpert. Kapſel dreifächerig, fachſpaltig-dreiklappig. Samen zahlreich, von einem Mantel bedeckt.

Linné kannte aus dieſer Gattung nur zwei Arten, K. Galanga und K. rotunda, welche er nach der Blattform unterſchied, indem er der erſteren längliche, ſitzende, der zweiten lanzettliche, geſtielte Blätter zuſchrieb. Auch Willdenow in ſeinem Werke Species plant. Bd. I vom J. 1797 kennt nur dieſe beiden Linné'ſchen Arten. Bei Sprengel (Syst. vegetab. Bd. I vom J. 1825) finden ſich außer den Linné'ſchen Arten noch K. latifolia *Don*, die beiden Roxburgh'ſchen K. pandurata und ovalifolia und K. angustifolia *Smith*, ſowie im Nachtrage (Cur. posteriori p. 7) K. marginata *Carey*, während K. ovata *Roscoe* zu K. pandurata *Roxb.* und die beiden Wallich'ſchen Arten dieſer Gattung, K. secunda und linearis, unter gleicher Benennung zur Gattung Costus als Synonyma gebracht werden. In der ſpäteren Auflage der Willdenow'ſchen Species plantarum vom J. 1831 ſind von Albert Dietrich 9 Arten dieſer Gattung aufgezählt und in derſelben Weiſe auch in der Synopsis plant. von David Dietrich vom J. 1839 bearbeitet. Es ſind dies: 1) K. rotunda *Linné* mit dem Synonymon K. longa *Redouté*, 2) K. Galanga *Linné*, 3) K. latifolia *Don*, 4) K. pandurata *Roxb.*, 5) K. diversifolia *Link*, wozu K. ovalifolia *Roscoe* gezogen wird, 6) K. angustifolia *Roscoe* mit den Synonymen K. undulata *Link* und K. Roxburghiana *Roemer* und *Schultes*, 7) K. ovalifolia *Roxb.*, 8) K. marginata *Carey* und 9) K. Roscoeana *Wallich*. Später wurden noch beſchrieben: 10) K. undulata *Teysmann* und *Binnendijk* mit ſcheidenartigen, lanzettlichen, ſpitzen, wellenförmigen, kahlen, unterſeits blaugrünen grundſtändigen Blättern, einer ſehr kurzen, wenigblütigen Aehre, ſchmal-lanzettlichen äußeren und lanzettlichen inneren Blütenhüllzipfeln, einer zweiſpaltigen Lippe und einer becherförmigen Narbe. Die Pflanze wurde im botaniſchen Garten zu Buitenzorg auf Java cultivirt; 11) K. Parishii *Hooker;* Stamm knollig verdickt, Wurzeln hin und wieder Knollen tragend; Schaft wenigblütig, untere Scheiden kurz, breit, länglich, ſpitz, röthlich-netzaderig; Blätter länglich-lanzettlich, zugeſpitzt, am Grunde verſchmälert, mit ſtarker Rippe; Fruchtknoten behaart; äußere Blütendecke ſcheidenartig, an der Spitze zweiſpitzig; die 3 äußeren Blütenhüllblätter ſchmal-linealiſch, an der Spitze pfriemlich-ſtielrund, zugeſpitzt, weiß, von den inneren ſind die beiden oberen länglich, beſpitzt, weiß, das untere zweilappig mit verkehrt-ei-herzförmigen purpurrothen Lappen; die Staubbeutel ſtehen an dem oberwärts verbreiterten Mittelbande; die Staminodien ſind fadenförmig. Die Art iſt mit K. diversifolia *Link* nahe verwandt, unterſcheidet ſich aber durch die kurzen, länglichen, angedrückten, netzaderigen unteren Scheiden an dem blühenden Schafte und durch die Geſtalt der beiden unteren Abſchnitte der Blütendecke. (*Garcke.*)

KAMPFSPIELE im alten Griechenland. — „Wir kennen keine Griechen ohne Wettkämpfe." Schon in der mythiſchen Zeit finden wir als einen Hauptbeſtandtheil von Leichenfeiern und andern Feſtlichkeiten Kampfſpiele, an welchen die Tüchtigſten miteinander um den Preis rangen (*Hom.* Il. 23, 257 fg., Od. 8, 104 fg.; *Pind.* O. 4, 17 fg., P. 4, 253; 9, 112 fg. u. a.). Dieſe Art des Wettſtreits war den Griechen ſo zur andern Natur geworden, daß ſich die Einrichtung auch in der geſchichtlichen Zeit über ein Jahrtauſend erhalten hat und bei griechiſchen Feſtverſammlungen die Wettkämpfe (ἀγῶνες) gewöhnlich den Glanzpunkt bildeten. Sie erſtreckten ſich auf die verſchiedenſten Gebiete, vorzüglich auf das der muſiſchen Künſte, der Leibesübung und der Roſſepflege (ἀγὼν μουσικός, γυμνικός, ἱππικός). Je nachdem der Siegespreis aus Werthgegenſtänden (Dreifüße, Urnen, Mäntel u. a.) oder aus einem Kranz beſtand, hieß der Kampf ἀγὼν χρηματίτης oder στεφανίτης. Die Spiele zerfallen in *Localſpiele* und *Nationalſpiele*; bei den erſteren war die Betheiligung auf den engeren Kreis einer Stadt und ihrer nächſten Umgebung beſchränkt, zu den letzteren hatten alle vollberechtigten Griechen gleichmäßig Zutritt.

A. Die *Nationalſpiele*, welche an Glanz und Anſehen alle andern natürlich weit übertrafen, waren folgende: *Olympia*; *Pythia*; *Nemea*; *Iſthmia*. Wer in allen vier geſiegt hatte, hieß περιοδονίκης und genoß ganz beſonderes Anſehen. Da in dieſem Werke über die Olympia und die Iſthmia bereits ausführlich geſprochen wurde (ſ. *Olympiſche Spiele* und *Iſthmien*), ſind hier nur noch die Pythien und Nemeen eingehender zu behandeln.

I. *Pythia*. 1) *Name*. Wie die andern Nationalſpiele, ſo hatten auch die Pythien ihren Namen von dem Orte, wo ſie ſtattfanden; *Πύθια* iſt das Adjectivum von *Πυθώ* = Delphi (ſ. Mommſen, Delphica S. 150). 2) *Schauplatz*. Die Pythiſchen Spiele wurden in der Ebene gefeiert, welche ſich vom Südabhange des Parnaß, an dem das delphiſche Heiligthum lag, bis zu dem kriſäiſchen Buſen erſtreckte. Dieſe Ebene war im erſten Heiligen Kriege nach der Zerſtörung von Kriſſa und ſeiner Hafenſtadt Kirrha dem delphiſchen Gotte geweiht wor-

Digitized by Google

den und mußte nach einem feierlich beſchworenen und zu Delphi eingetragenen Eid für alle Zeiten unbepflügt und unbepflanzt liegen bleiben. Hier ſtand der Hippodrom, in dem die Wettrennen und Wagenkämpfe ſtattfanden (*Paus.* 10, 37, 4), hier das 1000 Fuß lange Stadion für die gymniſchen Kämpfe (*Censorin.* De die nat. c. 13), hier vermuthlich auch das von Lucian (adv. indoct. 9) erwähnte Theater für die muſiſchen Wettkämpfe. Einmal (Ol. 122, 3) war Athen der Schauplatz der Pythienfeier auf Anordnung des Demetrios Poliorketes, als die Aetoler die Päſſe von Delphi beſetzt hatten (*Plut.* Dem. 40). 3) Zeit. Urſprünglich fand die Pythienfeier alle neun Jahre, d. h. immer nach Ablauf von acht Jahren ſtatt (*ἐτελεῖτο δὲ ὁ ἀγὼν καταρχὰς διὰ ἐνναετηρίδος — schol. Pind. ὑπόθ. Πυθίων*), ſeit Ol. 49, 3 = 583/2 v. Chr. alle fünf Jahre, d. h. immer nach Ablauf von vier Jahren (*μετέστη δὲ εἰς πενταετηρίδα*, ib.) und zwar im Hochſommer jedes dritten Olympiadenjahres vom 7.—11. Tage des delphiſchen Monats Bukatios = att. Metageitnion (ungefähr unſerm Auguſt entſprechend). Wenn Theſſalos, der Vater des von Pindar (Ol. 13) gefeierten Korinthiers Xenophon, in einem und demſelben Monate in Delphi und an den Panathenäen in Athen ſiegte (um 504 v. Chr.), ſo muß damals ausnahmsweiſe die Pythienfeier im delphiſchen Monate Apelläos = att. Hekatombäon, alſo einen Monat früher als gewöhnlich ſtattgefunden haben (ſ. Mommſen, Delph. S. 154 fg.). Ihr Ende mochten die Pythien um dieſelbe Zeit, in welcher die Olympien eingeſtellt wurden (Ol. 293, etwa 394 n. Chr.), gefunden haben; zur Zeit des Kaiſers Julian wurde die pythiſche Panegyris noch begangen (ſ. Krauſe, Pythien S. 53). 4) Gründungsmythus. Der Stifter der Pythienfeier iſt Apollon. Als derſelbe Gäa, die urſprüngliche Beſitzerin von Delphi, verdrängt hatte, ſandte dieſe eine furchtbare Schlange, Python genannt, welche die Menſchen abſchrecken ſollte, zu dem neuen Heiligthume zu wallfahrten. Dieſe Schlange erlegte Apollon und aus Freude über ſeinen Sieg wurde das Feſt geſtiftet. Dies ſcheint die in Delphi heimiſche Vulgata geweſen zu ſein, wie ſie auch im Homeriſchen Hymnus auf Apollon enthalten iſt. Eine ſpätere Tradition machte aus der Schlange einen Böſewicht Python, durch deſſen Erlegung ſich Apollon ein Verdienſt um die ganze Umgegend erwarb. Er mußte deshalb fliehen, ward aber dann in Kreta von Chryſothemis — nach *Paus.* 10, 7, 2 von deſſen Vater Karmanor — entführt und ging darauf nach Tempe in Theſſalien, von wo er den Lorber holte (*schol. Pind. ὑπόθ. Πυθίων* p. 298). Der urſprüngliche Agon war nur ein muſikaliſcher und beſchränkte ſich auf den von Kitharſpiel begleiteten Vortrag eines Hymnus auf Apollon (*Strabo* 9, 3, 10); über den Inhalt deſſelben ſ. Mommſen, Delph. S. 176. Demnach enthält die Beſchreibung der Pythienfeier *Soph.* El. 680 fg. einen Anachronismus. Die Agonotheſie hatten die Delphier ſelbſt. 5) Geſchichtliche Zeit. Nach Beendigung des erſten Heiligen Kriegs (Ol. 48, 3 = 583/2 v. Chr.) erlitt die Pythienfeier eine große Umwandlung. Die Amphiktyonen übernahmen ſelbſt die Agonotheſie, aus der Ennaeteris wurde eine Penteteris und von nun an wurden die Pythiaden auch erſt gezählt (Pyth. 1 = Ol. 48, 3). Die erſte Feier leitete der Theſſaler Eurylochos (*Strabo* 9, 3, 10). Damals erhielt der *ἀγών* eine große Erweiterung, und zwar zunächſt der *ἀγὼν μουσικός*, indem zu dem Geſang mit Kitharſpiel noch das Flötenſpiel und Geſang mit Flötenſpiel trat (*προσέθεσαν δὲ καὶ αὐλῳδίας ἀγώνισμα καὶ αὐλῶν Paus.* 10, 7, 3 p. 813); der Sieger im Geſang mit Kitharſpiel bei der erſten amphiktyoniſchen Feier war der Kephallene Melampus (nach Böckh), der im Geſang zum Flötenſpiel Echembrotos von Arkadien, der im iſolirten Flötenſpiel Sakadas von Argos (*Paus.* l. l.). Der letztere hatte ſeinen Sieg und zwei ſpäter gewonnene (Ol. 49, 3 und 50, 3 = Pyth. 2 und 3) nur der von ihm in Delphi zuerſt geblaſenen Flötenweiſe zu danken, welche die pythiſche Weiſe, *Πύθιος νόμος*, hieß; es war dies — nach Mommſen, Delph. p. 193 — ein Flötenſolo, das von dem argiviſchen Meiſter wahrſcheinlich ohne Begleitung anderer Inſtrumente vorgetragen wurde. „Das Gebiet bloßer Inſtrumentalmuſik überſchritt ſie auch ſpäter nicht, doch kam ein Accompagnement ſtellenweiſe hinzu, indem Trompeten, vielleicht auch Rohrpfeifen, einfielen. Pollux IV, 84 beſchreibt die jüngere Geſtalt der pythiſchen Flötenweiſe; er nennt fünf Abtheilungen: *πεῖρα, κατακελευσμός, ἰαμβικόν, σπονδεῖον, καταχόρευσις*. Die Kunſt ſuchte in Tönen zu malen, wie Apollon zum Streite antrat, zuerſt das Terrain recognoſcirend (*πεῖρα*) und den Drachen herausfordernd (*κατακελευσμὸς*), wie dann der Kampf begann (*ἰαμβικόν*), Pfeil auf Pfeil in raſchem Tempo daherflog und der Feind bald zähneknirſchend auf dem Boden ſich wand, wie dann der Sieg entſchieden war (*σπονδεῖον*) und Apollon in fröhlichem Tanze triumphirte (*καταχόρευσις*). Die *σαλπιστικὰ κρούματα*, Trompetenſtöße, ſcheinen die Pfeilſchüſſe des Apoll begleitet zu haben, ſodaß immer der einzelne Tuſch einen Treffer anzeigte.“ Schon in der zweiten Pythiade wurde die eben erſt eingeführte Aulodie, weil zu finſter und traurig, wieder abgeſchafft (Ol. 49, 3); eine weitere Aenderung brachte die achte Pythiade (Ol. 55, 3), indem Kitharſpiel ohne Geſang eingeführt wurde (*Paus.* 10, 7, 7). Ferner wurde Ol. 48, 3 der *ἀγὼν γυμνικός* und *ἱππικός* in Delphi eingeführt. Es wurden nämlich alle in Olympia üblichen Kampfarten mit Ausnahme des Roſſeviergeſpanns aufgenommen und dazu noch zwei neue gymniſche Kämpfe: der Dauerlauf (*δόλιχος*) der Knaben und der Doppellauf (*δίαυλος*) der Knaben. Eine Abweichung vom olympiſchen Brauche fand auch inſofern ſtatt, als in Olympia ſämmtliche Wettkämpfe der Knaben denen der Männer vorausgingen, während in Delphi die Kämpfer der einen Altersklaſſe, nachdem ſie ihre Leiſtung ausgeführt, ſich erholen konnten, indeſſen die andere Altersklaſſe dieſelbe Leiſtung ausführte; infolge der dadurch gewonnenen Ruhepauſe ließen ſich in Delphi den Knaben größere Leiſtungen als anderswo zumuthen. Später (Ol. 70, 3) kam der in Olympia ſchon Ol. 65 eingeführte Waffenlauf (*ὁπλίτης*) dazu (*Paus.* 10, 7, 7); Ol. 108, 3

31*

Digitized by Google

das Pankration der Knaben, welches in Olympia erſt Ol. 145 recipirt wurde (*Paus.* 5, 8, 11). Die Reihenfolge, in welcher die gymniſchen Kämpfe ausgeführt wurden, ſcheint folgende geweſen zu ſein: a) *δόλιχος* (Dauerlauf — für Knaben 7, für Männer 24 Stadien lang), b) *στάδιον* (Schnelllauf durch das Stadion), c) *δίαυλος* (Doppellauf, d. h. die Länge des Stadions hin und zurück), d) *ἵππιος* (= doppelter *δίαυλος*), e) *πένταθλον* (Sprung, Schnelllauf, Diskoswurf, Speerwurf, Ringen), f) *πάλη* (Ringen), g) *πυγμή* (Fauſtkampf), h) *παγκράτιον* (Ring- und Fauſtkampf), i) *ὁπλίτης* (Waffenlauf, urſprünglich mit Helm, Schild und Beinſchienen, ſpäter nur mit Schild). — *Ἀγὼν ἱππικός.* Von hippiſchen Agonen ſcheint zuerſt das Wettreiten mit ausgewachſenem Pferde (*κέλης*) recipirt und ſchon bei der erſten Amphiktyonenfeier Ol. 48, 3 vorgekommen zu ſein; Ol. 49, 3 wurde auch der in Olympia ſchon Ol. 25 eingeführte glänzendſte Wettkampf, der mit dem Viergeſpann (*τέθριππον*) aufgenommen, in welchem in der zweiten Pythiade (Ol. 49, 3) Kleiſthenes von Sikyon ſiegte; Ol. 95, 3 (= Pyth. 48) kam das Zweigeſpann mit ausgewachſenen Pferden (*συνωρὶς ἵππων τελείων*) dazu, das in Olympia ſeit Ol. 93 eingeführt war; Ol. 100, 3 = Pyth. 53 das in Olympia ſchon Ol. 99 eingeführte Fohlenviergeſpann (*πώλους ἔζευξαν ὑπὸ ἅρματι Paus.* 10, 7, 7). Manche Kampfarten finden wir dagegen in Delphi früher als in Olympia: ſo den Fohlenritt ſchon Ol. 110, 3 (in Olympia erſt Ol. 131), das Fohlenzweigeſpann Ol. 116, 3 (in Olympia erſt Ol. 128). In ſpäterer Zeit fanden auch Wettkämpfe in poetiſchen Vorträgen, ſowie früher ſchon in Kunſtdarſtellungen ſtatt (*Plut.* Symp. 5, 2); außer Dichtern traten auch Hiſtoriker mit ihren Erzeugniſſen auf, ſ. Krauſe, Pyth. S. 27 fg. Die Reihenfolge der Kämpfe war vermuthlich die, daß zuerſt der muſiſche Agon, dann der gymniſche und zuletzt der hippiſche ſtattfand (ſ. Krauſe, Pyth. S. 21). 6) Aufzüge und Opfer. Die mit dem Pythienfeſte außerdem verbundenen Feierlichkeiten ſtanden an Glanz den olympiſchen kaum nach; von allen Seiten wurde es mit großartigen Theorien beſchickt; der Ruhm des Orakels und die Bedeutung des Amphiktyonenbundes trugen das Ihrige dazu bei. Die zu dem Bunde gehörigen Staaten waren bei Strafe dazu verpflichtet, ſchon im Monate Byſios, der dem Bukatios unmittelbar vorausging, ihre Theoren nach Delphi zu ſchicken, um die Vorbereitungen zum Feſt zu treffen. Wenn die Feſtzeit nahte, bedeckten ſich alle nach Pytho führenden Wege mit Wallfahrern, beſonders bot dann die berühmte Theorenſtraße einen herrlichen Anblick dar. Mit welcher großartigen Pracht dieſe Theorien und die Opferſpenden, die dargebracht wurden, ausgeſtattet waren, läßt die Beſchreibung Heliodor's (Aeth. II, 34; III, 12) erkennen, die trotz ihrer dichteriſchen Einkleidung einen hiſtoriſchen Kern enthalten muß, und was Xenophon (Hell. 6, 4, 29 fg.) von Jaſon von Theſſalien erzählt, der aus mäßigen Beiträgen der einzelnen theſſaliſchen Städte dem Apollon 1000 Rinder und 10,000 Stück ſonſtige Opferthiere darbrachte. Alles aber ſcheint an Pracht der große Feſtzug übertroffen zu haben, der am ſiebenten Bukatios ſich zum Tempel hinaufbewegte und aus den Schatzkammern des Gottes aufs reichlichſte ausgeſtattet geweſen zu ſein ſcheint (ſ. Mommſen, Delph. S. 184 fg.); an ihn ſchloß ſich dann der große Feſtſchmaus. 7) Der Gottesfriede. Der zur Zeit der penteteriſchen Pythien eintretende Stillſtand der Waffen heißt bei Thukydides (5, 1) *ἐκεχειρία.* Derſelbe dürfte — da es für die Beſucher der Pythien, ſowol die Theoren als Privatleute, welche Weihgaben darbrachten, mancherlei vor dem Feſte zu beſorgen gab, da ferner lockende Feſte den Pythien vorausgingen und nachfolgten, die zu längerem Aufenthalte einluden, und endlich die Beſucher theilweiſe aus ſehr entfernten Gegenden herbeikamen — nicht zu kurz zu bemeſſen ſein, und man kann Mommſen nur beiſtimmen, wenn er dieſe *ἐκεχειρία* noch etwas länger ausgedehnt wiſſen will als die *μυστηριώτιδες σπονδαί* in Athen und, da letztere 54—55 Tage dauerten, für den pythiſchen Gottesfrieden eine Zeit von drei Monaten in Anſpruch nimmt (a. a. O. S. 165). 8) Kampfrichter. Von Ol. 48, 3 waren die Delphier ſelbſt die Kampfrichter, ſeit dieſer Zeit beſorgten die Amphiktyonen die Agonotheſie, und zwar in der Weiſe, daß die Hieromnemonen etliche aus ihrer Mitte mit dem Amte eines Aufſehers, *ἐπιμελητής*, betrauten, vielleicht zwölf, nach der Zahl der vereinigten Staaten, mindeſtens aber drei, je einen für den muſiſchen, gymniſchen und hippiſchen Kampf. Wenn es mitunter vorkam, daß einer der Großen, wie z. B. Philipp von Makedonien, die Agonotheſie ehrenhalber übertragen erhielt, ſo war das doch nur eine Formſache; die Epimeleten beſorgten, wenn auch im Namen des an der Spitze Stehenden, nach wie vor das Ganze (*Diod.* 16, 60). Vermuthlich war auch in dieſem Punkte die olympiſche Einrichtung zum Muſter genommen; auch die Polizei wurde in ähnlicher Weiſe wie in Olympia durch *μαστιγοφόροι* (*Lucian.* adv. indoct. 9) beſorgt. 9) Kampfpreiſe. Zur Zeit der Ennaeteris und auch noch bei der erſten penteteriſchen Feier beſtanden die Preiſe aus Werthgegenſtänden (*ἆθλα*), erſt Pyth. 2 = Ol. 49, 3 wurde der *ἀγών* ein *στεφανίτης.* Die Belohnung war ein Lorberkranz. Die dazu nöthigen Zweige wurden in feierlicher Proceſſion in Begleitung eines Flötenſpielers von einem Knaben, deſſen beide Aeltern noch am Leben waren (*παῖς ἀμφιθαλής*), aus Tempe geholt (*schol. Pind.* arg. Pyth. p. 298 Böckh. O. Müller, Dorier I, 202 fg. 270). Da, wo die Zweige zum Kranz zuſammengebunden waren, flatterte ein Band von Lindenbaſt oder Wolle herab, ſpäter war daſſelbe oft aus koſtbaren Stoffen, Gold- oder Silberblech (ſ. Freund, Wörterbuch s. lemniscus). Es gab aber auch eine Zeit, wo die Sieger in den Pythien Aepfel als Preis erhielten, wie die Darſtellung auf vielen Münzen zeigt. Außer dem Kranze wurde in Delphi ebenſo wie in Olympia und den andern großen Nationalſpielen dem Sieger unmittelbar nach dem Siege noch ein Palmzweig überreicht (ſ. Krauſe, Ol. 108, A. 19); ebenſo war es in Delphi wie in Olympia dem Sieger geſtattet, auf dem Schauplatze ſeiner Tüchtigkeit eine Statue zu errichten. Auch

Belobungsdecrete und Bekränzung ganzer Staaten wurden an den Pythien wie an den übrigen großen Nationalſpielen bekannt gemacht (Krauſe, Pyth. S. 50). Die Ehren, welche dem Sieger bei und nach ſeiner Heimkehr ins Vaterland zutheil wurden, entſprachen gleichfalls den bei Olympiaſiegern üblichen (ſ. Olympiſche Spiele). 10) Von den großen Pythien, die alle fünf Jahre gefeiert wurden, hat man die gleichnamigen Localfeſte zu unterſcheiden, welche jährlich theils in Delphi unter der Leitung der Delphier, theils in andern Städten gefeiert zu werden pflegten (ſ. unten).

II. Nemea (*Νέμεα*, *Νέμεια*). 1) Der Schauplatz. Die Nemeen wurden in Nemea gefeiert, einem zwiſchen Kleonä und Phlius am Weſtabhange des Berges Apeſas von Norden nach Süden ſich hinziehenden Thale, das ein angeſehenes Heiligthum des Zeus Nemeios enthielt, dem die Spiele geweiht waren. Die Kampfſpiele fanden ſtatt in dem den Tempel umgebenden Cypreſſenhaine (*Pind.* N. 2, 5). Das Thal gehörte zu dem Gebiet der Kleonäer, die deshalb auch eine Zeit lang die Agonotheſie beſaßen. Aber noch vor Ol. 53 wurde das Thal den Kleonäern von den Argivern entriſſen, und damit ging auch die Leitung der Spiele auf dieſe über. Ueber die baulichen Einrichtungen in Nemea ſind wir wenig unterrichtet, jedenfalls gab es Hippodrom, Stadion und Theater; Spuren der beiden letzteren am Weſtabhange des Apeſas erwähnt Burſian, Geographie von Griechenland II, 37. An dem 15 Stadien vom Tempel entfernten Tretongebirge wurde noch zu Pauſanias' Zeit die Höhle des von Herakles erlegten nemeiſchen Löwen gezeigt (*Paus.* 2, 15, 2), woher die Bezeichnung Nemeas als *χόρτοι λέοντος* (*Pind.* O. 13, 44) und *νάπα λέοντος* (*Pind.* I. 3, 12) ſtammt. Zwiſchen 315 und 237 v. Chr. wurde die Feier, wie G. F. Unger überzeugend nachgewieſen hat (Das Strategenjahr der Achäer — Abhandlung der k. b. Akademie der Wiſſenſch. 1879, I. philoſ.-philol. Kl. II, 2, 164 fg.), von Nemea nach Argos verlegt, wo ſie dann für immer geblieben iſt. Daher allein konnte es kommen, daß Pauſanias bei ſeinem Beſuch in Nemea den berühmten Zeustempel in ruinoſem Zuſtande und ohne Götterbild fand, was ganz unerklärlich wäre, wenn die Spiele noch dort gefeiert worden wären (cf. *Paus.* 2, 15, 2). 2) Zeit. Die nemeiſche Panegyris war trieteriſch, d. h. ſie kehrte nach Verlauf von zwei Jahren, alſo in jeder Olympiade zweimal wieder. Nach der gewöhnlichen auf die Unterſuchungen von Corſini (diss. ag. III, 4 fg.; 56 fg.) ſich ſtützenden Annahme gab es Winter- und Sommer-Nemeen, von denen die erſteren gegen den Ausgang jedes zweiten Olympiadenjahres, die letzteren am Anfange jedes vierten gefeiert wurden. Dagegen hat G. F. Unger (Philol. 34, 50 fg.; 37, 524 fg. — Abhandl. der k. b. Akademie d. Wiſſenſch. 1879, philoſ.-philol. Kl. II, 2, 117 fg.) den Nachweis geliefert, daß die von Pauſanias erwähnten Winter-Nemeen (l. l.) gar kein panhelleniſches Feſt waren, ſondern ein erſt in der Kaiſerzeit geſtiftetes, wenn auch mit großer Pracht gefeiertes Localfeſt von Argos, welches mit der Feier der großen Nemeen gar nichts als den Namen gemein hatte. Die großen Nemeen wurden vielmehr nach Unger alle drei Jahre d. h. in jedem 2. und 4. Olympiadenjahre, ſtets am 18. des korinthiſchen Monats Panemos = att. Hekatombaion, alſo im Hochſommer aller mit ungerader Zahl wie 315, 313 v. Chr. bezeichneten vorchriſtlichen Jahre gefeiert. 3) Gründungsmythus. Neben dem Mythus, daß Herakles nach der Erlegung des Löwen die Nemeenfeier geſtiftet und dem Zeus, welchem als dem Gewitter- und Regengotte ſeit uralter Zeit auf dem Gipfel des Apeſas geopfert wurde, geweiht habe, geht ein anderer, ebenfalls Spuren eines alten Naturcultus an ſich tragender her, der die Nemeen als einen von Adraſtos auf dem Zuge gegen Theben zu Ehren des Opheltes, der nachmals Archemoros genannt wurde, geſtifteten *ἀγὼν ἐπιτάφιος* erſcheinen läßt (*schol. Pind. ὑπόθ. Νεμ.* p. 424 Boeckh). Pauſanias ſah noch das Grab des Opheltes in Nemea (II, 15, 2). Aus einer Vereinigung beider Culte, bei welcher der des Zeus naturgemäß überwog, iſt wahrſcheinlich der nemeiſche Agon hervorgegangen, der zu Ehren des Zeus, aber zugleich zum Andenken an den Tod des Opheltes gefeiert wurde (Burſian, Geogr. II, 36). 4) Geſchichtliche Zeit. Als nach Beendigung des erſten Heiligen Krieges durch die Erweiterung und glänzende Ausſtattung der pythiſchen Spiele (Ol. 48, 3) das ioniſche Element einen neuen Aufſchwung genommen hatte, ſuchten die Dorier im Peloponnes ein Gegengewicht zu gründen durch die an alte Volksfeſte ſich anſchließende Stiftung von zwei neuen Feſten, die ſich allmählich wie die olympiſchen und pythiſchen zu der Bedeutung panhelleniſcher emporſchwangen; es waren dies die Iſthmien (Ol. 49, 3) und Nemeen (Ol. 51, 4). Bei den Nemeen tritt der oppoſitionelle Charakter dadurch recht deutlich hervor, daß ſich ihre Gründung unmittelbar an den Sturz der Orthagoriden in Sikyon anſchloß und durch ſie das Andenken an den Adraſtos und ſeine Helden erneuert wurde, welches auszulöſchen Kleiſthenes von Sikyon ſo eifrig beſtrebt war; in ähnlicher Weiſe ſollten die Iſthmien den Sturz der Kypſeliden in Korinth feiern. Einen panhelleniſchen Charakter und damit einen ſegensreichen Einfluß erhielten ſie aber trotzdem dadurch, daß beide Stiftungen nur unter der Bedingung von dem delphiſchen Orakel beſtätigt wurden, daß zur Theilnahme an denſelben alles, was helleniſchen Namen trug, berechtigt ſein ſollte, während bei den Localſpielen die auswärtigen Theilnehmer eben nur als Gäſte des Staates angeſehen wurden (ſ. Curtius, Griech. Geſch. I, 405 fg.). Eine große Steigerung erfuhr das Anſehen der nemeiſchen Panegyris nach den Perſerkriegen, wo, wie die Pindarſcholien berichten (S. 425 Boeckh) zu Ehren der im Kriege Gefallenen an die Stelle des früher üblichen Oelkranzes der Eppichkranz trat, wie auch die Kampfrichter in Trauerkleidern zu erſcheinen pflegten. 5) Die Kampfarten. Die Nemeen hatten wie die Pythien und Iſthmien einen muſiſchen, gymniſchen und hippiſchen Agon. Eingehendere Nachrichten darüber fehlen uns, doch darf man annehmen, daß für die Zahl und Ausführung der Kampfarten ſowie für die Kampfgeſetze und übrigen Einrichtungen

Digitized by Google

der olympiſche Brauch, der auch für die andern Nationalſpiele zum Vorbild diente, maßgebend war. Ein Wettkampf von Kitharöden wird von Plutarch (Philop. 11) und Pauſanias (8, 50, 3) erwähnt; aus den Pindarſcholien erfahren wir, daß es Wettkämpfe für Knaben und Männer im Lauf (δόλιχος, στάδιον, δίαυλος, ὁπλίτης), Ringkampf, Pentathlon und Pankration gegeben; ferner daß das Pentathlon in der 53. Nemeade = Ol. 78, 2 eingeführt wurde, und daß in der darauffolgenden Nemeade der Knabe Sogenes von Aegina, der den Pindar (N. VII.) beſungen hat, der erſte äginetiſche Sieger in dieſer Kampfart war. Daß auch der Fauſtkampf in Nemea recipirt war, geht aus den von Pauſanias berichteten Namen berühmter Fauſtkämpfer, welche, wie Diagoras von Rhodos, als Periodoniken geprieſen werden, hervor. So ſcheinen auch die verſchiedenen Arten des ἀγὼν ἱππικός eingeführt geweſen zu ſein. Pindar beſingt wegen eines Sieges mit dem Viergeſpann den Chromios von Aetna (N. 1 und 9) und den Meliſſos von Theben (I, 3); mit dem Reitpferd (κέλητι) ſoll Adraſtos bei der erſten Feier geſiegt haben, ein mythiſcher Vorgang, der gewiß in Ehren gehalten wurde; auch andere Roſſeſiege werden uns berichtet. Dieſe Kämpfe nahmen gewiß wie bei den übrigen Nationalſpielen mehrere Tage in Anſpruch; dazu kam dann noch das dem nemeiſchen Zeus dargebrachte Hauptopfer. 6) Kampfrichter. Die Agonotheſie hatten die urſprünglichen Beſitzer des nemeiſchen Thales, die Kleonäer ſelbſt; Ol. 53, 1 wurde ihnen das Thal nebſt der Leitung der Spiele von den Argivern entriſſen; ſpäter errangen ſie das Verlorene wieder, zur Zeit Pindar's ſind ſie die Agonotheten (N. 10, 42). Darauf finden wir wieder die Argiver als Veranſtalter der Spiele, denen dieſe Ehre nur einmal noch vorübergehend von den Korinthiern entriſſen wurde (*Plut.* Cimon 17 und *schol.*, *Pind.* ὑπόθ. Νεμ. p. 425 Böckh). Zur Zeit des Aratos feierten die Kleonäer unter deſſen Vorſitz die Nemeen ſelbſtändig, während gleichzeitig die Argiver daſſelbe Feſt in ihrer Stadt veranſtalteten (*Plut.* Arat. 28). Auf einer argiviſchen Steininſchrift werden die nemeiſchen Kampfrichter als Hellanodiken bezeichnet; Böckh vermuthet, daß die Zahl derſelben zwölf betragen habe. 7) Kampfpreiſe. Der Preis war bei der erſten Feier ein Oelkranz, ſpäter wurde es ein Eppichkranz, nachdem der ἀγών in der vorgeſchichtlichen Zeit vorübergehend ein ἀργυρίτης geweſen ſein ſoll(?). Vor dem Kranz erhielt der Sieger wie auch anderwärts die Siegespalme. Auch bei den Nemeen wurden Bekränzungen ganzer Staaten öffentlich verkündigt; nach Curtius (4, 5) wird hier nach der Schlacht bei Iſſus (333 v. Chr.) beſchloſſen, durch zwölf Geſandte dem Alexander einen goldenen Kranz zu überreichen. 8) Es gab auch noch andere Nemeen in Argos und andern Städten — darüber ſ. unten.

B. Localſpiele. Das folgende Verzeichniß kann natürlich keinen Anſpruch auf Vollſtändigkeit erheben, dürfte aber wenigſtens keinen der wichtigeren und bekannteren Localagone vermiſſen laſſen. Für das Einzelne verweiſen wir auf: Krauſe, Gymnaſtik und Agoniſtik der Hellenen, Leipzig 1841; derſ., Pythien, Nemeen und Iſthmien, Leipzig 1841; C. F. Hermann, Gottesdienſtl. Alterthümer der Griechen, Heidelberg 1846; Mommſen, Heortologie, Leipzig 1864; derſ., Delphica, Leipzig 1878. — 1) Aiakeia in Aegina, gymniſcher Agon, Preis ein Miſchkrug (*schol. Pind.* O. 7, 156). — 2) Aianteia in Opus, zu Ehren des Sohnes des Oileus (*schol. Pind.* O. 9, 166). — 3) Aianteia in Aegina und Salamis mit Agonen, zu Ehren des Telamoniers (*Hesych.* s. v.; Schömann, Griech. Alterth. 2, 477). — 4) Aktia in Leukas und Akarnanien, dem Apollon zu Ehren, ein ἀγὼν στεφανίτης mit muſiſchen, gymniſchen und hippiſchen Kämpfen alle fünf Jahre gefeiert, von Auguſtus weſentlich erweitert (*Strabo* 7, 325, *Suet.* Oct. c. 18). — 5) Aleaea (Ἀλέαια) in Tegea, zu Ehren der Athene Alea (*Paus.* 8, 23, 1; 47, 3). — 6) Alkaidenfeſt in Theben, vor dem Elektriſchen Thore jährlich mit gymniſchen Spielen als ἀγὼν ἐπιτάφιος zu Ehren der Söhne des Herakles und der Megara gefeiert; Preis ein Myrtenkranz, *Pind.* J. 3, 85 und schol. — 7) Alkathooia in Megara, zu Ehren des Alkathoos, des Sohnes des Pelops, gefeiert, weil er den kithäroniſchen Löwen erlegt hatte; die Namen der Sieger wurden in eine Steinſäule eingegraben, *Pind.* O. 7, 86 und schol.; I. 7, 67. — 8) Amarynthia in Amarynthus auf Euböa, der Artemis zu Ehren, *Paus.* 1, 31, 3; *schol. Pind.* O. 13, 159; auch in Athen ſoll das Feſt nicht weniger glänzend gefeiert worden ſein, ſ. *Paus.* l. l. — 9) Amphiaraia in Oropos, *schol. Pind.* O. 7, 153. — 10) Ein Ἀμφορίτης ἀγών in Aegina wird *schol. Pind.* O. 7, 156 erwähnt, der nach Böckh von den dort gefeierten Αἰάκεια geſchieden werden muß. — 11) Androgeosfeſt im Kerameikos in Athen, ein ἀγὼν ἐπιτάφιος dem Sohne des Minos zu Ehren, *Hesych.*, cf. Hermann, Gottesdienſtl. Alterth. 62, 22. — 12) Antheſteria in Athen am 11.—13. Antheſterion (anfangs März), dem Dionyſos zu Ehren, und zwar a) das Choenfeſt (Kannenfeſt) am 2. Tag, wo im Theater im lenäiſchen Bezirk ein Wettkampf im Trinken ſtattfand, wobei nach Homeriſcher Weiſe jeder Zecher ſeinen eigenen Tiſch hatte; der Sieger erhielt einen weingefüllten Schlauch, *Aristoph.* Ach. 1002 und schol.; cf. Mommſen, Heort. S. 361; b) das Chytrenfeſt am dritten Tage; die χύτρινοι ἀγῶνες beſtanden in Aufführung von kykliſchen Chören. S. Mommſen, Heort. S. 368. — 13) Antinoeia in Argos, dem Liebling Hadrian's gewidmet, aber, wie es ſcheint, bald wieder eingegangen, ſ. Unger, Strategenjahr der Achäer S. 191; Krauſe, Pyth. S. 140. — 14) Apaturia in Athen im Monat Pyanepſion (October — November) — vielleicht fand (*Aristoph.* Pax 901, cf. 899) am dritten Tage dieſes Feſtes eine Hippodromie ſtatt, ſ. Mommſen, Heort. S. 310. — 15) Arateia in Sikyon — dem Haupte des Achäiſchen Bundes, Aratos (ſtarb 212 v. Chr.) zu Ehren jährlich mit Wettkämpfen gefeiert, auch Soteria genannt, *Plut.* Arat. 53, Schömann, Griech. Alterth. 2, 477. — 16) Aſinaria, ſ. (unten) Heloria. — 17) Asklepieia in Epidauros, im Haine des Asklepios alle fünf Jahre immer neun Tage nach den

Digitized by Google

Iſthmien mit muſiſchen und gymniſchen Agonen gefeiert; die Agonotheſie hatten die Argiver, *schol. Pind.* N. 3, 145. — 18) Athenafeſt in Elis mit einem Wettſtreit in der Schönheit, bei welchem der Sieger Waffen nebſt einem Myrtenkranze erhielt, *Ath.* 13, 90. — 19) Auguſtalia — auch *Αὐγούστ(ε)ια*, *Σεβάσμ(ε)ια*, *Σεβάστεια*, *Σεβαστά* — ſo hießen viele Agonen, die zu Ehren des Auguſtus (und ſpäterer Kaiſer) in zahlreichen Städten geſtiftet wurden, *Suet.* Oct. c. 59, und Unger, Strategenjahr der Achäer S. 188. — 20) Baſileia a) in Euböa zu Ehren des Zeus, *schol. Pind.* I. 1, 11; Hermann, Griech. Alterth. 65, 1; b) in Lebadea, von den Böotiern als *ἀγὼν στεφανίτης* zum Andenken an die Schlacht bei Leuktra gegründet, *Diod.* 15, 53. — 21) Braſideia in Amphipolis und Sparta, jährlich zu Ehren des vor Amphipolis (422 v. Chr.) gefallenen Spartanerführers Braſidas gefeiert, *Thuk.* 5, 11; *Paus.* 3, 14, 1. — 22) Chariteſia in Orchomenos in Böotien, den Chariten zu Ehren, *Pind.* O. 14; Böckh, Staatshaush. der Athener II, 357 fg. — 23) Choenfeſt, ſ. (oben) Antheſteria. — 24) Chytrenfeſt, ſ. Antheſteria. — 25) Delia a) in Delion in Böotien, dem Apollon geweiht, *schol. Pind.* O. 7, 153; Böckh, expl. p. 176; b) in Delos dem Apollon (und der Artemis) zu Ehren als Pentaeteris in jedem dritten Olympiadenjahr am 6. und 7. Thargelion (Ende Mai) mit muſiſchen, gymniſchen und hippiſchen Agonen gefeiert, nachdem die Athener bei der Reinigung der Inſel (426 v. Chr.) die ſchon in uralter Zeit (cf. hym. hom. in *Apoll.* 147 fg.) gefeierte Panegyris wiederhergeſtellt und erweitert hatten, *Thuk.* 3, 104; Krauſe, Pyth. S. 60. — 26) Delphinia a) in Athen jährlich am 6. Munychion dem Apollon zu Ehren mit einem muſiſchen Agon gefeiert, *Dem.* Meid. § 10; Hermann, Gottesdienſtl. A. 5, 20; b) in Aegina im Monat Delphinios (= att. Munychion?) dem Apollon geweiht, auch Hydrophoria genannt, *schol. Pind.* P. 8, 88 N. 5, 81. — 27) Demetria, ſ. (unten) Eleuſinia. — 28) Didymeia (*μεγάλα Διδύμεια*), ein Agon beim Tempel des didymeiſchen Apollon in Milet, vgl. Krauſe, Agon. I, S. 13, Anm. 2. — 29) Diia a) in Pellene in Achaia dem Zeus zu Ehren, der Preis war ein ungewalkter Mantel, *schol. Pind.* N. 10, 82; b) in Teos mit muſiſchem und gymniſchem Agon, Hermann, Gottesdienſtl. A. 66, 14. — 30) Diokleia in Megara im Frühjahr gefeiert, Wettkampf im Küſſen zu Ehren des attiſchen Heros Diokles, nach Böckh's Vermuthung aber auch mit gymniſchen Kämpfen, *schol. Pind.* O. 7, 157; *Theokr.* 12, 29 fg. — 31) Dionyſia a) in Athen die großen Dionyſien, ſ. in dieſem Werke d. Art. Griechische Mythologie, S. 200; am 10. Elaphebolion wurden kykliſche Chöre aufgeführt, am 11.—13. fand der Wettkampf mit Tragödien und Komödien ſtatt, und zwar kam jeden Tag vormittags eine tragiſche Trilogie, nachmittags eine Komödie an die Reihe; die Preiſe beſtanden in Stieren und Dreifüßen; b) in Hermione, zu Ehren des Dionyſos *Μελάναιγις* mit muſiſchem Agon und einem Wettkampf im Rudern und Tauchen, *Paus.* 2, 35, 1; c) in Syros mit einem *ἀγὼν τῶν τραγῳδῶν*, Burſian, Griech. Geogr. II, 465. — 32) Dioskureia in Kyrene, *schol. Pind.* P. 5, 6. — 33) Eleuſinia, auch Demetria genannt (*schol. Pind.* O. 9, 150), in Eleuſis, vermuthlich am 24. und 25. Boedromion (Anfang October) mit *ἀγῶνες σταδιακοὶ* und *σκηνικοὶ* (letztere erſt in ſpäterer Zeit) zur Ehre der Kore und Demeter gefeiert; der Preis war ein Maß Gerſte. — 34) Eleutheria in Plataeae, ein penteteriſches Feſt des *Ζεὺς Ἐλευθέριος* zum Andenken an die Perſerkriege geſtiftet mit einem *ἀγὼν γυμνικὸς στεφανίτης*; Tag der Feier: 16. Maimakterion (nicht 3. Boedromion, an welchem die Schlacht bei Platää war), *Strabo* 9, c. 412; *Paus.* 9, 2, 4. — 35) Epitaphia in Athen, ein mit den Theſeusfeſten in Verbindung ſtehendes, im Monat Pyanepſion (7.—9.) zu Ehren der im Kriege Gefallenen veranſtaltetes Feſt mit muſiſchen, gymniſchen und hippiſchen Agonen, *Plato*, Menex. p. 249, cf. Mommſen, Heort. S. 278 fg. — 36) Erotidia bei Theſpiä auf dem Helikon, zu Ehren des Eros alle fünf Jahre mit muſiſchen und gymniſchen Spielen gefeiert, *Paus.* 9, 31, 3; *Ath.* 13, 12. — 37) Gäaſpiele in Kyrene mit gymniſchen Kämpfen, an denen ſich auch Frauen betheiligten, cf. *Pind.* P. 9, 102 und Böckh, expl. p. 328. — 38) Geraiſtia in Geraiſtos auf Euböa, dem Poſeidon zu Ehren, *schol. Pind.* O. 13, 159. — 39) Halia (*Ἅλεια*, *Ἥλεια*) in Rhodos, dem Helios geweiht, ein ſechs Tage nach den Nemeen gefeierter *ἀγὼν γυμνικὸς στεφανίτης*, der Preis war ein Weißpappelkranz, *schol. Pind.* O. 7, 147. — 40) Halotia in Tegea, zu Ehren der Athene Alea gefeiert, nach Pauſanias (8, 47, 3) zum Andenken an einen über die Lakedämonier errungenen Sieg, aber wahrſcheinlicher (ſ. Hermann, Gottesdienſtl. A. 51, 11) mit den korinthiſchen Hellotia zuſammenzuſtellen, deren Gegenſtand mit der tegeatiſchen Athene Alea zuſammentrifft. — 41) Hekatombaia in Argos, ſ. (unten) Heraia. — 42) Hellotia in Korinth, das Hauptfeſt nach den Iſthmien, ein Wettlauf mit Fackeln zu Ehren der Athene Hellotis zum Andenken an die Bändigung des Pegaſos durch Bellerophon geſtiftet, *Pind.* O. 13, 40. — 43) Heloria (auch Aſinaria vom Fluſſe Aſinaros genannt) in Syrakus zum Andenken an die Gefangennahme des Nikias, *Hesych.* s. v., *Plut.* Nik. c. 28; obwol hier nur von einer *ἑορτή* die Rede iſt, darf man doch vielleicht aus der Analogie ähnlicher Feſte auf eine agoniſtiſche Feier ſchließen. — 44) Heraia, zu Ehren der Hera gefeiert a) in Argos (auch Hekatombaia genannt, weil an dem Feſte der Hera 100 Stiere geopfert wurden) gymniſcher Agon, bei welchem als Preis ein eherner Schild nebſt Myrtenkranz gegeben wurde, *Pind.* N. 10, 23, *schol. Pind.* O. 7, 152; b) in Aegina, wohin das Feſt von Argos aus gebracht wurde, *schol. Pind.* P. 8, 113; c) in Elis penteteriſches Feſt, an dem von 16 auserleſenen Frauen der Göttin ein Gewand dargebracht und ein Wettlauf von leichtgekleideten Jungfrauen verſchiedenen Alters angeſtellt wurde, deſſen Preis ein Oelzweig und Antheil am Opferfleiſch war, *Paus.* 5, 16, 2; d) in Pellene, ſ. Hermann, Griech. Alterth. 51, 28. — 45) Herakleia a) in Theben, auch unter dem Namen Iolaia (*schol. Pind.* O. 7, 153) gefeiert — vor dem proitiſchen Thore am Grabmal des

Digitized by Google

Amphitryon (*Pind.* N. 4, 20) im Gymnaſion des Jolaos (*Paus.* 9, 23, 1) begangen; der Preis war ein eherner Dreifuß (*Pind.* O. 9, 98; I. 1, 55); b) in Thiſpe in Böotien *Paus.* 9, 32, 2; c) in Tipha in Böotien *Paus.* 9, 32, 3; d) in Marathon; der Preis ein ſilberner Becher, *Pind.* O. 13, 110; 9, 89; e) auf der Inſel Kytheira, ſ. in dieſem Werke d. Art. Griechische Mythologie, S. 200; f) in Teos mit muſiſchem und gymniſchem Agon, ſ. Hermann, Griech. Alterth. 66, 14. — 46) Hermaia dem Hermes zu Ehren a) in Pellene in Achaia, Preis ein wollener Mantel, *schol. Pind.* O. 7, 156; b) in Pheneios in Arkadien, *schol. Pind.* O. 7, 153; *Paus.* 8, 14, 7. c) in Sikyon, ſ. Schömann, Griech. Alterth. II, 64. — 47) Homoloïa in Theben und Orchomenos in Böotien, dem *Ζεὺς Ὁμολώϊος* geweiht, *Suid.* s. *Ὁμολώϊος* und Böckh, Staatsh. der Ath. II, 359 fg. — 48) Hyakinthia in Amyklä, gefeiert zum Andenken an Hyakinthos, den Liebling Apollon's, im ſpart. Monat Hekatombeus (= att. Thargelion = Mai) kurz vor den Karneen und nach den Iſthmien mit muſiſchen und gymniſchen Agonen, *Ath.* 4, 17 p. 139; Manſo, Sparta I, 2, 203 fg.; G. F. Unger, Iſthmientag und Hyakinthien, Philol. 37, 1—42. — 49) Hydrophoria in Aegina, ſ. (oben) Delphinia. — 50) Jolaïa in Theben, *Pind.* O. 9, 98; I. 1, 55; ſ. (oben) Herakleia. — 51) Iſthmia, kleine, ſ. in dieſem Werke d. Art. Isthmien §. 11. — 52) Ithomaia in Meſſene, ein Zeusfeſt, mit dem in alter Zeit ein muſiſcher Agon verbunden war, *Paus.* 4, 33, 2 fg. — 53) Kalliſteia a) in Lesbos; b) in Tenedos der Hera zu Ehren gefeiert als *ἀγὼν κάλλους γυναικῶν schol. Hom.* Il. 9, 129; *Ath.* 13, 90. — 54) Karneia in Sparta, dem Apollon Karneios zu Ehren, mit muſiſchem Agon ſeit Ol. 26; *Ath.* 14, 37 p. 635, ſ. den Art. Karneia. — 55) Koreia in Kleitor in Arkadien, zu Ehren der Perſephone, *Pind.* N. 10, 47; *schol. Pind.* O. 7, 153. — 56) Lenaia in Athen am 8.—11. Gamelion (= Ende Januar) im Lenaion, dem Dionyſos zu Ehren, mit lyriſchem Agon (Preis ein Epheukranz) und einem dreitägigen Agon für Tragödien und Komödien gefeiert, ſ. Mommſen, Heort. S. 332 fg. — 57) Leonideia in Sparta zu Ehren, des bei Thermopylä gefallenen Leonidas jährlich bei deſſen Kenotaphion gefeiert; an dem *ἀγών* durften ſich nur Spartaner betheiligen, *Paus.* 3, 14, 1. — 58) Lykaia am Lykaios in der Landſchaft Parrhaſia, dem lykäiſchen Zeus zu Ehren gefeiert, *Pind.* O. 9, 95 N. 10, 48; der Preis war ein eherner Dreifuß, *schol. Pind.* O. 7, 153. — 59) Lyſandreia an verſchiedenen Orten, zu Ehren des Siegers von Aegos-Potamos; nach ihm wurden manche beſtehende Götterfeſte umbenannt, wie von den Samiern die Heräen *Plut.* Lys. 18; *Hesych.* s. v. — 60) Minyeia in Orchomenos in Böotien, ein *ἀγὼν ἐπιτάφιος* zu Ehren des Minyas *Pind.* I. 1, 56; *schol. Pind.* I. 1, 11. — 61) Muſeia bei Thespiae am Helikon, ein penteteriſches Muſenfeſt mit muſiſchem Agon, *Paus.* 9, 31, 3, Böckh, Staatsh. der Ath. II, 364 fg.; auch in Chios wurde den Muſen (gemeinſam mit Herakles) ein Agon gefeiert, ſ. d. Art. Griechische Mythologie, S. 201. — 62) Naïa in Dodona, ſ. d. Art. Griechische Mythologie, S. 200. — 63) Nemea, kleine, a) in Ätna in Sicilien, *schol. Pind.* O. 13, 158; b) in Anchialos in Thrazien, ſ. Krauſe, Pyth. S. 147; c) Kaiſernemeen in Argos, ſ. G. F. Unger, Philol. 34, 50—64; 37, 541 fg.; d) in Megara, *schol. Pind.* O. 7, 157. — 64) Nymphaia in Dryopis am Oeta mit Wettlauf, *Anton. Liban.* Metam. c. 32. — 65) Olympia, kleine, ſ. d. Art. Olympische Spiele S. 324—328. — 66) Palladia in Kyrene, der Athene zu Ehren (*Pind.* P. 9, 98), mit einem *δρόμος ὁπλίτης*, bei dem auch Frauen zuſehen durften, *Herod.* 4, 180; Böckh, *Pind.* expl. 328. — 67) Panathenaia in Athen, im Hekatombaion mit muſiſchen, gymniſchen (letztere ſeit Ol. 53, 3 — Euſeb.) und hippiſchen Agonen zu Ehren der Athene gefeiert, ſ. d. Art. Griechische Mythologie, S. 200; den Preis bildeten Gefäße mit heiligem Oel (*Pind.* N. 10, 35), es gab aber auch Geldpreiſe, ſ. Mommſen, Heort. S. 1162—05. — 68) Parthenopeia in Neapel, gymniſcher Agon mit Fackellauf, zu Ehren der Sirene Parthenope, *Strabo* 5, 246. — 69) Poſeidoneia a) im Piraeus muſiſcher Agon mit kykliſchen Chören; die Siegespreiſe betrugen 10, 8 und 6 Minen, Vitt. X oratt. p. 842; b) in Oncheſtos in Böotien mit berühmten Wagenkämpfen im Hain des Poſeidon (*Hom.* Il. 2, 506; *Pind.* I. 1, 33). — 70) Proteſilaeia in Phylake in Theſſalien, ein *ἀγὼν ἐπιτάφιος* zu Ehren des vor Troja gefallenen Proteſilaos, *Hom.* Il. 2, 695 fg.; *schol. Pind.* I. 1, 11. — 71) Ptoïa in Akraiphia in Böotien, zu Ehren des Apollon, C. I. n. 1625. — 72) Pythia, kleine. Außer den großen Pythien in Delphi wurden noch an vielen andern Orten Pythien nach dem Muſter der delphiſchen gefeiert, die auch Pythien hießen, häufig aber daneben noch andere Namen trugen, wie namentlich zur Zeit der Kaiſer viele Pythienfeſte dieſen zu Ehren neue Prädicate erhielten (z. B. Pythia Severia), während andere auch neu gegründet wurden mit fünfjähriger Wiederkehr (cf. *Sueton.* Aug. c. 59). Wir begnügen uns hier die Namen anzuführen und verweiſen für das Uebrige auf Krauſe, Pythia S. 53—85; es gab Pythien a) in Ankyra in Galatien; b) in Aphrodiſias in Karien; c) im Hain Daphne bei Antiochia — nach Böckh, während Krauſe (Olympia p. 207—210) dieſe Daphneen für Olympien hält; d) in Emiſa in Syrien; e) Hierapolis in Phrygien; f) Karthaea auf der Inſel Kos; g) Karthago; h) Kibyra in Phrygien; i) Laodikeia am Lykos; k) Magneſia am Lethaios; l) Megara; m) Milet; n) Nikaia in Bithynien; o) Nikomedia; p) Pergamos in Myſien; q) Perge in Pamphylien; r) Perinthos an der Propontis; s) Philippopolis in Thracien; t) Side in Pamphylien; u) Sikyon *Pind.* O. 13, 109, Preis ein Kranz und eine ſilberne Schale; gegründet nach Pindar (N. 9, 9) von Adraſtos, nach den Scholiaſten von Kleiſthenes aus dem dritten Theile der Beute des erſten Heiligen Krieges; v) Taba in Karien; w) Theſſalonike in Macedonien; x) Thyatira in Lydien; y) Tralles in Lydien; z) Tripolis am Mäandros in Karien. — 73) Sebaſtia, ſ. (oben) Auguſtalia. — 74) Soteria: a) in Delphi, ein zum Andenken an den Abzug der Gallier Ol. 125, 3 = 278/7 geſtiftetes

Digitized by Google

jährliches amphiktyoniſches Feſt, das im Monat Bukatios mit muſiſchen und gymniſchen Agonen gefeiert wurde; ſpäter wurde es mit der großen Pythienfeier verſchmolzen, ſ. Mommſen, Delph. p. 215—225; b) in Akraiphnion in Böotien mit muſiſchem Agon, ſ. den Art. Griechiſche Mythologie S. 201; c) ſ. (oben) Arateia. — 75) Syrmaia (*Συρμαία*), ein Agon in Sparta, bei welchem ein Honig- und Speckkuchen als Preis gegeben wurde, *Hesych.* s. v. — 76) Taurokathapſia (Stierbändigungsfeſt) in Theſſalien, „die Krone theſſaliſcher Gymnaſtik" (Hermann, Gottesdienſtl. Alterth. S. 335); *Plin.* nat. h. 8, 70. — 77) Telluria, ſ. (oben) Gäaſpiele. — 78) Thargelia in Athen, dem Apollon Patroos zu Ehren am 6. und 7. Thargelion (Ende Mai) mit einem muſiſchen Agon gefeiert. „Der Agon beſtand in dem Wettſtreit von Männern und Knaben, die in Chören geordnet um den Altar herum (*κύκλιος*) tanzten und ſangen, und Dreifüße zum Preis erhielten, welche ſie beim Pythion, dem Orte des Agons, aufſtellten." Mommſen Heort. S. 423. — 79) Theoxenia in Pellene in Achaia, dem Apollon geweiht; Preis ein wollener Mantel nebſt Silberbecher, *Paus.* 7, 27, 1. — 80) Theſeia in Athen, urſprünglich ein *ἀγὼν ἐπιτάφιος* zu Ehren des Theſeus, dann aber aller im Kriege Gefallenen mit muſiſchen, gymniſchen und hippiſchen Kämpfen am 7.—9. Pyanepſion (Ende October) gefeiert, ſ. Mommſen, Heort. S. 278 fg. — 81) Tlepolemia in Rhodos, zum Andenken an den Stadtgründer Tlepoiemos, 6 Tage nach den Nemeen gefeiert, ſpäter in Heliosſpiele (vgl. [oben] Halia) umgewandelt; Preis ein Weißpappelkranz, *Pind.* O. 7, 80; *schol. Pind.* O. 7, 147. — 82) Trophonia in Lebadea, auch Baſileia genannt, ein dem Zeus zu Ehren zum Andenken an den Sieg bei Leuktra geſtifteter *ἀγων στεφανίτης*, *Diod.* 15, 53. — 83) Urania in Lakonien, ein Agon zu Ehren des *Ζεὺς Οὐράνιος*, Hermann, Gottesdienſtl. Alterth. 53, 25. — 84) Zeusſpiele in Kyrene, *Pind.* P. 9, 98. (*Friedr. Mezger.*)

Kampher, ſ. Camphora.

KAMPTZ [1]), (Karl Albert Christoph Heinrich von), berühmter deutſcher Juriſt und conſervativer preußiſcher Staatsmann, geboren den 16. September 1769 zu Schwerin in Mecklenburg, geſtorben zu Berlin den 3. November 1849 als königlich preußiſcher Staatsminiſter a. D. Karl Albert von Kamptz ſtudirte von 1787 bis 1790 Jurisprudenz zu Göttingen. Mit Dr. Seidenſticker vertheidigte er hier öffentlich eine Abhandlung über die Verbeſſerung der bürgerlichen und politiſchen Geſetze, ein mehr als kühn gewähltes Thema für einen angehenden Juriſten. Darauf erhielt er im Jahre 1790 von der Juriſtenfacultät den Preis für die Abhandlung: De fundamento et limitibus obligationis liberorum ad facta parentum praestanda, welche noch in demſelben Jahre zu Göttingen im Druck erſchien. In dem nämlichen Jahre trat von Kamptz als Aſſeſſor der Juſtizkanzlei in herzoglich mecklenburgiſch-ſtrelitzſche Dienſte. Bald darauf, im Jahre 1792, wurde er zum Kanzleirath und Geheimen Referendar im Miniſterium und weltlichen Director der Schulcommiſſion ernannt, und 1799 wählte ihn die mecklenburgiſche Ritterſchaft zum ordentlichen Beiſitzer des Hof- und Landgerichts der Herzogthümer Mecklenburg. Als Schriftſteller war von Kamptz ſchon ſeit 1793 unermüdlich thätig, wie die Reihe ſeiner Schriften, die ich zum Schluß aufführe, aus dieſer Zeit es beweiſt, welche ſich nicht nur auf dem Gebiete des Staats- und Privatrechts, ſondern ſogar auf dem der Topographie bewegen. Der junge Juriſt erhielt damals auch Beziehungen zur preußiſchen Regierung und im Jahre 1804 ernannte ihn der König von Preußen in ſeiner Eigenſchaft als Kurfürſt des Heiligen Römiſchen Reichs zum Reichskammergerichts-Aſſeſſor in Wetzlar; die gelehrte Qualification dazu hatte von Kamptz in einer beſonderen Schrift (Nr. 10) bewieſen.

Bei der Auflöſung des Deutſchen Reiches trat von Kamptz zunächſt in königlich würtembergiſche Dienſte und zwar als Vicepräſident des oberſten Juſtizcollegiums. Theils ſein lobenswerther Widerwille gegen die Rheinbundswirthſchaft, theils ſeine Vorliebe für den ſtrammen Charakter der preußiſchen Verwaltungsverhältniſſe ließen von Kamptz bald auf ſein Amt in Würtemberg verzichten, nachdem er die Zuſicherung einer Anſtellung im preußiſchen Dienſt erhalten hatte. Er nahm nun an der Bearbeitung der von der Zeit des alten Reiches her unerledigt gebliebenen allgemeinen Geſchäfte des Reichskammergerichts zu Wetzlar theil, und wurde durch die Verleihung der preußiſchen Kammerherrenwürde ausgezeichnet. Seine amtliche Thätigkeit gab ihm Veranlaſſung zu einigen Publicationen, ſiehe No. 15 bis 17 ſeiner Schriften. Ende des Jahres 1810 (oder Anfang [2]) 1811) trat von Kamptz mit dem Titel eines Geheimen Legationsrathes als Mitglied des Ober-Appellationsſenates des Kammergerichts in preußiſche Dienſte. Im Jahre 1812 wurde er zum vortragenden Rath im Departement der höheren und Sicherheitspolizei ernannt.

Nachdem von Kamptz bisher im Anſchluß an ſeine amtliche Thätigkeit vorzugsweiſe als Autor über mecklenburgiſche Rechtsverhältniſſe und über das Reichskammergericht aufgetreten war, veröffentlichte er von jetzt ab eine lange Reihe von Schriften meiſt über preußiſche Geſetzgebung und Verwaltung, die ihm meines Erachtens einen dauernden Namen in der preußiſchen Rechtsgeſchichte ſichern. Zunächſt begann er im Jahre 1812 im Auftrage des damaligen preußiſchen Juſtizminiſters von Kircheiſen die Herausgabe der Jahrbücher für die preußiſche Geſetz-

1) In ſeinen zahlreichen Schriften ſchreibt er ſich ſelten mit ſeinen Vornamen; im Mecklenburgiſchen Civilproceſſe finde ich aber die beiden Vornamen Karl Albert auf dem Titel, und zwar nur dieſe.

2) Noch im October 1810 (nach der Vorrede) zeichnet er ſich im „Mecklenburgiſchen Civilproceſſe", der im Titel die Jahreszahl 1811 hat, nicht nach ſeinem neuen Amte, ſondern nennt ſich nur Reichs-Kammergerichts-Aſſeſſor und königl. preußiſcher Kammerherr. Siehe Nr. 19.



Digitized by Google

gebung, deren erſter Band im Jahre 1814 vollſtändig im Druck erſchien und deren Redaction von Kamptz bis zum April 1846 leitete; ich verweiſe, weil über die Chronologie dieſer Jahrbücher bibliographiſche Irrthümer mir vielfach aufgeſtoßen ſind, hier ausdrücklich auf Nr. 20 ſeiner Schriften. Das nächſte Werk von allgemeinerer Bedeutung, welches von Kamptz veröffentlichte, war die „Sammlung intereſſanter Polizeigeſetze", Theil I, Berlin 1815, welches unter dem Specialtitel „Codex der Gensdarmerie" eine ganz eigenthümliche Berühmtheit erlangt hat; übrigens gibt es Biographien, welche dieſe eine Schrift als zwei verſchiedene Schriften aufführen. In demſelben Jahre erhielt von Kamptz den preußiſchen Rothen Adlerorden 3. Klaſſe und wurde bald darauf zum Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrath, zugleich auch zum Mitglied des Staatsrathes ernannt; auf dem Titel ſeiner „Jahrbücher" führt er die neue Amts-Bezeichnung erſt im Bande vom Jahre 1816.

Hinſichtlich ſeiner politiſchen Anſchauung ſtand von Kamptz in jener vielbewegten Zeit auf der Seite des altpreußiſchen conſervativen Beamtenthums, welches durch die ſtürmiſche und überſchwengliche Art, mit welcher der Liberalismus damals beſonders in den jugendlichen Köpfen ſich kundgab, den Beſtand der preußiſchen Monarchie bedroht glaubte, ſobald von regierungswegen irgendwie Nachgiebigkeit gezeigt werde. Beide Richtungen ſtanden ſich damals zu ſchroff gegenüber, als daß ein friedlicher Ausgleich möglich geweſen wäre, und beide Parteien griffen in dem nun ausbrechenden Kampfe zu Kampfmitteln, die nicht über jeden Tadel erhaben ſind. Als Schriftſteller hat ſich von Kamptz nicht in der Weiſe, wie zum Beiſpiel der bekannte Geheimrath Schmalz, in den Kampf gemiſcht. Schmalz gab damals die Schrift „Ueber politiſche Vereine" heraus, welche mit Recht viel böſes Blut machte, weil in derſelben gewiſſe Vereine und Männer geheimer Verſchwörungen beſchuldigt wurden, ohne daß ein poſitiver Grund dazu vorlag. Der Begriff „demagogiſche Umtriebe" kam damals zuerſt in allgemeineren Gebrauch. Schmalz fand unter andern an den beiden berühmten Hiſtorikern Rühs und Niebuhr — deren Schriften noch heute von Bedeutung ſind — energiſche Gegner; auch die von Friedrich Arnold Brockhaus, dem Gründer der Firma F. A. Brockhaus, herausgegebenen „Deutſchen Blätter" (Neue Folge. Band III, Leipzig und Altenburg 1816) fertigten ihn als einen „Pfleger des Obſcurantismus" und als „Demagogenriecher" gehörig ab.

Im October 1817 kam es auf dem Wartburgfeſte zu einer Kataſtrophe in dem literariſchen Kampfe, die für beide Parteien bedauerlich war. Die Studenten verbrannten bei jener Gelegenheit die Schriften von Männern, welche ſie als die hervorragenden Vertheidiger des abſoluten Regierungsſyſtems in Deutſchland anſahen, und zwar nicht nur Schriften eines Schmalz, ſondern auch eine von Kamptz. Wenn man nun das verbrannte Kamptz'ſche Buch näher anſieht — es war der oben genannte „Codex der Gensdarmerie" — dann erſtaunt man bei leidenſchaftsloſer Betrachtung der Dinge von damals über die ungeheure Unvorſichtigkeit der Urheber der Brandſcene. Schon Bülau hat in ſeiner „Geſchichte der Deutſchen von 1806—1830" (Hamburg 1842), S. 435 fg. bei der Aufzählung der verbrannten Schriften angedeutet, daß verſchiedenen Schriftſtellern Unrecht geſchehen iſt, ohne es jedoch auf S. 436 bei von Kamptz zu bemerken. Leſen wir den „Codex der Gensdarmerie" durch, ſo finden wir in der Einleitung, S. III bis X, eine kurze Geſchichte der Gensdarmerie überhaupt und eine „Literatur der Gensdarmerie". Nichts ſteht hier, was irgendwie nach Demagogenriecherei ausſieht, ſondern alles iſt objectiv, ſachlich geſchrieben. Das eigentliche Buch enthält lediglich eine Sammlung der Geſetze aller europäiſchen Staaten, welche ſich auf die Organiſation der Gensdarmerie beziehen, und von Kamptz hat an keiner Stelle irgendeine Bemerkung gemacht, welche einen Angriff auf die Beſtrebungen der liberalen Partei im damaligen Deutſchland enthielte. Nicht einmal an der Ausarbeitung des preußiſchen Gensdarmerie-Edicts vom 30. Juli 1812 iſt von Kamptz betheiligt geweſen; dieſes Edict rührt vielmehr von Scharnweber her, wie E. Meier, Die Reform der Verwaltungs-Organiſation unter Stein und Hardenberg (Leipzig 1881), S. 430 nachweiſt. Die auf der Wartburg als Richter über Gelehrte, wie von Haller, von Kamptz u. ſ. w. fungirenden Studirenden hätten ebenſo gut jedes andere Werk des Geheimraths von Kamptz verbrennen können. Ihr Verfahren mit dem Codex der Gensdarmerie war doppelt unüberlegt, weil ſie einen Mann von dem Einfluſſe, wie von Kamptz ihn in Preußen beſaß, klugerweiſe hätten in Ruhe laſſen ſollen. Der beleidigte von Kamptz wurde nämlich nun erſt einer der unermüdlichſten und mächtigſten Verfolger der „demagogiſchen Umtriebe". Daß er ſeinerſeits in ſeinem Verfahren gegen ſeine Gegner eine übergroße Strenge bewieſen hat, iſt unleugbar.

Der Beleidigte richtete ſchon am 9. November 1817 eine Beſchwerde unmittelbar an den Großherzog von Weimar wegen des Vorganges auf der Wartburg. Bülau a. a. O. S. 440, kritiſirt dieſelbe folgendermaßen: „von Kamptz meinte nicht unwitzig: der Vorgang beweiſe gerade die dringende Nothwendigkeit des Inſtituts (der Gensdarmerie), deſſen Geſetze er geſammelt. Ueberhaupt war ſein Schreiben ſo gefaßt, daß es, wenn es eine entgegengeſetzte Tendenz gehabt hätte, ſehr geprieſen worden ſein dürfte. Allein es war ebenſo voll Uebertreibungen und einſeitiger Anſchauung der Sache wie die der Gegner, und die Sprache war in dem Schreiben eines Unterthans, wenn auch eines preußiſchen Beamten, an einen deutſchen Fürſten nicht angemeſſen. Doch muß der an ſich menſchlich-natürlichen Gereiztheit und der gewiß innigen Ueberzeugung des Verfaſſers viel zu gute gehalten werden." Seine Schrift über denſelben Gegenſtand ſiehe unten unter Nr. 23. Bald empfanden der liberale E. M. Arndt und die beiden Welcker den Zorn des Gereizten. Ein Polizeibeamter wurde von Berlin aus im Jahre 1819 nach Bonn geſchickt und belegte die Papiere der drei Genannten mit Beſchlag u. ſ. w., vergl. Fr. Buchholz, Hiſtor. Taſchenbuch, Jahrgang VI,

Digitized by Google

(Berlin 1821), S. 120. Das Weitere über dieſe Dinge gehört der allgemeinen Geſchichte an; ich wende mich deshalb wieder zur Biographie des von Kamptz zurück.

Im Jahre 1823 erhielt von Kamptz den preußiſchen Rothen Adlerorden 2. Klaſſe und das Commandeurkreuz des öſterreichiſchen Leopoldordens, 1824 das Commandeurkreuz des kurheſſiſchen Ordens vom Goldenen Löwen. Im letzteren Jahre wurde von Kamptz, noch mit Belaſſung in ſeinen übrigen Dienſtverhältniſſen, zum erſten Director[3]) der Unterrichtsabtheilung im Miniſterium der geiſtlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten ernannt. Das Jahr darauf (1825) entband ihn der König von Preußen von dem Directorium der Polizei im Miniſterium des Innern und übertrug ihm mit dem Titel eines Wirklichen Geheimen Rathes das Directorium des Juſtizminiſteriums; das Directorium in der Unterrichtsabtheilung behielt von Kamptz. Im Jahre 1832[4]) wurde von Kamptz zum Juſtizminiſter ernannt und zugleich mit der Geſetzreviſion in den Rheinlanden betraut.

Der bekannte revolutionäre Putſch vom 3. April 1833 zu Frankfurt a. M. erregte die Aufmerkſamkeit der preußiſchen Regierung im höchſten Grade. Nachdem im September 1833 die drei Häupter der Heiligen Allianz zu Münchengrätz in Böhmen zuſammengekommen waren und die entſchiedenſte Bekämpfung der revolutionären Bewegung in Deutſchland beſchloſſen hatten — eine Conferenz deutſcher Miniſter u. ſ. w., zu der preußiſcherſeits W. Ancillon deputirt war, berieth 1834 zu Wien die Details der einzuſchlagenden Schritte gegen die drohende Revolution —, ergriff man in Preußen die ſtrengſten Maßregeln.[5]) Als Juſtizminiſter war von Kamptz nun in der Lage, ſeine ſtrenge Auffaſſung der Dinge zur Geltung zu bringen, zumal da er einen beſonderen Auftrag zur Mitwirkung bei der mainzer Unterſuchungscommiſſion wegen der demagogiſchen Umtriebe erhalten hatte. Er hat das leider in vollem Maße gethan, wo Milde gegen die jugendlichen Politiker ſicherlich beſſer am Platze geweſen wäre. Unedle Rachegefühle von 1817 her haben ihn damals ſicher nicht geleitet; ein gewiſſer Zug von Strenge ſcheint ſeinem ganzen Weſen eigenthümlich geweſen zu ſein.

Im Februar des Jahres 1842 wurde von Kamptz mit dem Titel eines Geheimen Staatsminiſters in den Ruheſtand verſetzt und durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens ausgezeichnet; er blieb Mitglied des Staatsrathes. „Ausruhen" konnte der unermüdliche von Kamptz nicht und ſo blieb er auch jetzt noch mit der Feder und in praktiſchen Staatsgeſchäften thätig. Er leitete im Jahre 1846 als Specialbevollmächtigter Preußens die Unterhandlungen über den ſchleſiſchen Handel mit Krakau. Auch als Schriftſteller ſetzte er ſeine Veröffentlichungen fort. Bis kurz vor ſeinem Tode blieb er literariſch ſchaffend; nach der Haude und Spener'ſchen Zeitung von 1849, Nr. 259, hinterließ er zwei Manuſcripte ungedruckt bei der damaligen Verlagshandlung von Logier.

Die Leiche des Verſtorbenen wurde nicht in Berlin beigeſetzt, ſondern nach einer Notiz in der Neuen Preußiſchen Zeitung („Kreuzzeitung") von 1849, Nr. 258, in dem Dorfe Schöneberg bei Stargard auf dem Gute ſeines Schwiegerſohnes, des damaligen pommerſchen Oberpräſidenten von Bonin. — Meine Quellen waren für die äußeren Lebensſchickſale die kurzen Angaben im Neuen Nekrolog der Deutſchen, Jahrgang 1849, Theil II, Weimar 1851, S. 869—871. Für das Detail habe ich die zeitgenöſſiſchen Quellen ſchon angegeben; die Werke von Kamptz waren ſelbſtverſtändlich auch meine Quelle. — Die Aufzählung der Werke des von Kamptz zeigt im „Neuen Nekrolog" und überall, wo ich nachgeſchlagen habe, eine ſo heilloſe Verwirrung, daß ich einen Theil derſelben ſelbſt benutzen mußte, ſo zeitraubend auch die Arbeit war. Ich habe mir nicht alle Schriften des von Kamptz verſchaffen können und übernehme nur die Garantie für die mit einem Sternchen verſehenen Nummern. Schließlich noch die Bemerkung, daß ich ein Urtheil über den Juriſten Kamptz nicht fällen kann und daß ich von Kamptz nur vom hiſtoriſchen Standpunkte aus habe beurtheilen können und wollen. Daß von Kamptz aber in einer Geſchichte des preußiſchen Rechts, welche mir als eine auch für den Culturhiſtoriker ſehr wünſchenswerthe literariſche Aufgabe preußiſcher Juriſten der Zukunft erſcheint, keinen niederen Rang einnehmen wird, iſt mir unfraglich.

Folgende größere und kleinere Werke ſind von von Kamptz veröffentlicht worden: 1) De fundamento et limitibus etc. (ſ. oben). — 2) Mecklenburgiſches Reichscontingent und Römermonate. Neubrandenburg 1793. — 3) Verſuch einer Topographie der herzoglichen Reſidenzſtadt Neuſtrelitz. Ebendaſ. 1793. — 4) Abhandlung über die Schulzenlehen im Herzogthum Mecklenburg. Halle 1793. — 5) Verſuch über das longobard. Lehengeſetz, II. F. 45. Göttingen 1794. — 6) Beiträge zum mecklenburgiſchen Staats- und Privatrecht. Schwerin 1795[6]). 6 Bände. — 7) Repertorium der im Herzogthum Mecklenburg-Strelitz geltenden Verordnungen. Neuſtrelitz 1796. — 8) Worauf haftet die mecklenburgiſche Herzogswürde? Eine ſtaatsrechtliche Unterſuchung. Neuſtrelitz 1796. — 9) Einige Worte über die Gemeinſamkeit des Beſteuerungsrechtes in Mecklenburg. Neuſtrelitz 1798. — 10) Erörterung der Verbindlichkeit des weltlichen Reichsfürſten an den Handlungen ſeiner Vorfahren. Neuſtrelitz 1800. — 11) Mecklenburgiſche Rechtsanſprüche. 2 Bände. Roſtock 1800—1804. — 12) Darſtellung des Präſentations-

3) Wenigſtens ſchreibt ſich von Kamptz in den „Annalen" des Jahrgangs 1824 (2. Hälfte) noch Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrath und „Director"; ſeit 1825 ſchreibt er ſich „Director etc. etc.

4) Das J. 1830 finde ich mehrfach irrthümlich angegeben.

5) Zu den Opfern derſelben gehörte bekanntlich auch Fritz Reuter, welcher 1833 in Berlin verhaftet und 1834 zum Tode verurtheilt wurde.

6) „Beiträge zum Mecklenburgiſchen Staats- und Privatrecht" (Schwerin 1794), Theil II, Abth. 1. So citirt von Kamptz irrthümlich ſelber dieſe Schrift in den: Beiträgen zum Staats- und Völkerrecht, S. IV.



Digitized by Google

rechtes zu den Aſſeſſoraten am kaiſerlichen und Reichs-kammergericht. Mit Urkunden. Göttingen 1802. — 13) Civilrecht der Herzogthümer Mecklenburg. Theil 1, Abtheilung 1 und 2. Schwerin und Wismar 1805. — 14) Literatur des preußiſchen Rechts. Band 1. Gießen 1807. — 15) Ueber die Entſchädigungs-Berechtigung der Staatsdiener bei Aufhebung ihrer Stellen. Von den Reichs-Kammergerichts-Aſſeſſoren von Kamptz und von Stein in Wetzlar. Frankfurt a. M. 1808. Gr. 8. So wird die Schrift von von Kamptz ſelber citirt. Siehe Nr. 22. — 16) Erklärung der Verfaſſer der Abhandlung über die Entſchädigungs-Berechtigung u. ſ. w. Frankfurt a. M. 1808. — 17) Reminiscenzen bei Auflöſung des Reichskammergerichts. Frankfurt a. M. 1808. 18) Verſuch einer Reviſion der Lehre vom Urſprung des Brautſchatzprivilegiums auf die Descendenten der Ehefrau. Berlin 1811. — 19)* Handbuch des mecklenburgiſchen Civil-Proceſſes. Entworfen von Karl Albert von Kamptz, Reichs-Kammergerichts-Aſſeſſor und königlich preußiſchem Kammerherrn. Berlin 1811. Ich finde fälſchlich die Jahre 1810 und 1814 angegeben. Eine zweite Auflage ſoll, von Nettelbladt beſorgt, zu Berlin 1822 erſchienen ſein; auf der königlichen Bibliothek zu Berlin fehlt merkwürdigerweiſe dieſe Ausgabe. — 20)* Jahrbücher für die preußiſche Geſetzgebung, Rechtswiſſenſchaft und Rechtsverwaltung. Im Auftrage des königlichen Juſtizminiſteriums herausgegeben von von Kamptz. Berlin 1814—1846. Zuſammen 66 Bände. Die Vorrede zu Band I iſt vom October 1813[7]) datirt; auf dem Titel dieſes Bandes ſteht aber das Jahr 1814 (wie ja noch heute üblich iſt) und das allein iſt maßgebend. Manche laſſen dieſe Jahrbücher nur bis 1825, reſp. bis 1840 erſcheinen. In den ſpäteren Bänden ſetzte von Kamptz ſeinen Namen nicht mehr auf den Titel. Die Zeitſchrift ging, wie von Kamptz am Schluß des letzten Bandes (Band 66, vom Jahre 1846) S. 427 unter dem 1. April 1846 ſelbſt bemerkt, nach „dreiunddreißigjährigem Beſtehen“ zum Theil deshalb ein, „weil die Entſcheidungen und Reſcripte des preußiſchen Juſtizminiſteriums durch die Jahrbücher“ fortan nicht ſo raſch bekannt gemacht werden konnten, als wünſchenswerth war, und weil zu dieſem Zwecke das Juſtizminiſterium das „Juſtizminiſterial-Blatt“ herausgab. Als „Privatzeitſchrift“ wollte ſie von Kamptz nicht weiter herausgeben. — 21)* Sammlung intereſſanter Polizeigeſetze. Theil I. Specialtitel: „Allgemeiner Codex der Gensdarmerie.“ Berlin 1815. — 22)* Beiträge zum Staats- und Völkerrecht. Band I. Berlin 1815. — Der höchſt intereſſante Inhalt dieſer Schrift iſt folgender:

1) Literatur des Staatsrechts des rheiniſchen Bundes. (Seite 1—48.) — Ein Unicum über dieſen Gegenſtand; erſchien in den Grundzügen ſchon im „Rheiniſchen Bunde“ von Winkopp, Heft 20 und Heft 37.

2) Ueber die Unterſchiede in der Verfaſſung der urſprünglich deutſchen und urſprünglich wendiſchen Staaten von Deutſchland. (S. 49—62.)

3) Ueber Spione, nach völkerrechtlichen Grundſätzen. (S. 63—99.)

4) Ueber die Veränderungen des europäiſchen Völkerrechts unter Napoleon's Oberherrſchaft. (S. 95—112.)

5) Ueber die Rechtskraft und Vollſtreckung eines von einem auswärtigen Gerichtshofe in einer Civilſache geſprochenen Urtheils. (S. 113—136.)

6) Ueber den Sinn des XXXIV. Artikels der Rheinbundsacte in Beziehung auf unterhoheitliche Rechte in einem anderen Bundes-Lande. (S. 137—146.)

7) Ueber die Entſchädigungs-Berechtigung der Staatsdiener bei Aufhebung ihrer Stellen. (S. 147—162.) — Gibt eine Nachleſe zu der ſchon erwähnten Schrift vom J. 1808; der Mitarbeiter an jener Schrift, Freiherr von Stein, war inzwiſchen „Großherzoglich Heſſen-Darmſtädtiſcher wirklicher Geheimer Rath und Regirungs- (sic!) Präſident“ geworden.

8) Reminiscenzen bei Auflöſung des kaiſerlichen und Reichs-Kammergerichts. (S. 163—180.)

9) Ueber die Occupatio bellica in beſonderer Beziehung auf ausſtehende Kapitalien. (S. 181—198.)

10) Miscellen. (S. 199—206.)

23) Rechtliche Erörterung über öffentliche Verbrennung von Druckſchriften. Berlin 1817. — 24) Neue Literatur des Völkerrechts ſeit 1784. Berlin 1817. — 25) Ueber das Verfahren bei Transporten und Landesverweiſungen der Verbrecher und Landſtreicher. Ein Beitrag zur Sicherheits-Polizei. Berlin 1817. — 26)* Annalen der preußiſchen inneren Staatsverwaltung. Berlin 1817 bis 1839. 23 Bände und 2 Bände Regiſter. Die Angaben über die Chronologie dieſer Zeitſchrift ſind ſehr verſchieden. Sie erſchienen von 1817 an zunächſt im Miniſterium der Polizei, dann des Innern. Das Schlußwort zum letzten Jahrgang (vom Jahre 1839) iſt von dem Kanzleibeamten Schmidt, der ſchon auf dem Titel des Jahrganges 1817 als „Expedient“ bezeichnet wird, unterſchrieben, trägt aber merkwürdigerweiſe das Datum 1. September 1843, ſodaß das letzte Heft des Jahrganges 1839 erſt im Jahre 1843 abgeſchloſſen ſein kann. Die Annalen zerfallen gewiſſermaßen in 2 Abtheilungen. Jahrgang 1817—1826 bildet die erſte Abtheilung, welche mit einem zehnjährigen „Hauptregiſter“ (zu Berlin 1827 erſchienen) ſchließt. Das „zweite Hauptregiſter“, zur zweiten Abtheilung gehörig, umfaßt nur die Jahrgänge 1827—1836, erſchien aber erſt im Jahre 1839 zu Berlin. — 27) Literatur des märkiſchen Privatrechts. Berlin 1819. — 28) Merkwürdige Urtheile neuer franzöſiſcher Rechtsgelehrter über Geſchworenengerichte und franzöſiſche Criminaljuſtiz. Berlin 1819. — 29) Handbuch des mecklenburgiſchen Civilrechts. Roſtock 1824. — 30) Die Provinzial- und ſtatutariſchen Rechte in der preußiſchen Monarchie. Theil I. Die Provinzen: Brandenburg, Oſt- und Weſtpreußen, Sachſen und Schleſien. Berlin 1826 fg. 3 Bände. — 31) Actenmäßige Dar-

7) Auch von Kamptz ſelber citirt in den Beiträgen zum Staats- und Völkerrecht (Bd. I, S. IV) den erſten Band der Jahrbücher als im J. 1813 erſchienen; doch hat er vom bibliographiſchen Standpunkte aus unrecht. — Der Stoff iſt hier wie in den Annalen (vgl. Nr. 26) auf drei Abtheilungen vertheilt. Die erſte Abtheilung, „Geſetzgebung“, enthält Circulare, Verfügungen, Reſcripte u. ſ. w. der Behörden; der zweite, „Staatswiſſenſchaft“, bringt Abhandlungen und Literatur; der dritte „Verwaltung“ überſchrieben, enthält Nachrichten über einzelne Einrichtungen der preußiſchen Verwaltung und auch der Verwaltung anderer Staaten.

Digitized by Google

ſtellung der preußiſchen Geſetzgebung. Berlin 1842 (1843). — 32) Prüfung der landſtändiſchen Rechte der bürgerlichen Gutsbeſitzer in Mecklenburg. Berlin 1844. — 33) Zuſammenſtellung der drei Entwürfe des preußiſchen Strafgeſetzbuches. Berlin 1846 (1844—1845). — Die Abweichung in den Angaben der Jahreszahlen des Erſcheinens verſchiedener Werke von von Kamptz beruht, wie mir ſcheint, hier und da auf dem Umſtande, daß die betreffenden Schriften heftweiſe in verſchiedenen Jahren herausgekommen ſind, während der Haupttitel und die Hauptjahreszahl erſt beim letzten Hefte gegeben wurden. Dieſe letztere iſt im Grunde die allein maßgebende, während vielfach die Jahreszahlen nach dem Erſcheinen der Hefte gegeben werden. Der Autor von Kamptz verfällt ſelber in einen noch ſchlimmeren Fehler, indem er in den Beiträgen zum Staats- und Völkerrecht, S. IV, das zweite Heft vom 1. Bande der „Jahrbücher für die preußiſche Geſetzgebung“ als im Jahre 1813 erſchienen citirt, während der Titel des 1. Bandes die Jahreszahl 1814 zeigt. Der Fluch der bibliographiſchen Liederlichkeit hat die andere Zeitſchrift des von Kamptz, nämlich die „Annalen“, bis hinein in die königliche Bibliothek zu Berlin verfolgt; das hier befindliche Exemplar des 1. Hauptregiſters hat nämlich auf dem Rücken des Einbandes den Titel: Regiſter 1816—1827, während auf dem gedruckten Titel ganz deutlich 1817—1826 zu leſen iſt. *(R. Pallmann.)*

**KAMTSCHADALEN**, die Bewohner der Halbinſel Kamtſchatka (ſ. d.), haben durch Einführung des Chriſtenthums, Vermiſchung mit den Ruſſen, Angewöhnung europäiſcher Waffen, Bedürfniſſe und ſelbſt Speiſen mehr und mehr ihren urſprünglichen Charakter eingebüßt. Will man ein echtes, unverfälſchtes Bild dieſes Volkes haben, ſo muß man auf ältere Nachrichten zurückgehen.

Aus den alten, noch vorhandenen Jurtenplätzen erhellt, daß die Halbinſel einſt weit bewohnter geweſen ſein muß. Schon ehe die Ruſſen ins Land kamen, waren die Kamtſchadalen in Parteien zerklüftet, die unter kühnen und muthigen Führern einander blutig befehdeten. Ihre Waffen beſtanden in Bogen und Pfeilen, die Speere hatten Knochenſpitzen und als Keule diente die Ruthe des Walroſſes. Sie lebten noch völlig im Steinzeitalter und ſind erſt verhältnißmäßig ſpät mit dem Eiſen bekannt geworden. Sie ſelbſt nennen ſich Itelmän, d. h. Ureinwohner, oder auch Kroſchſcha, Menſchen. Ueber ihre Vorgeſchichte iſt wenig bekannt; ſie ſelbſt haben keine Tradition von einer Einwanderung, ſondern glauben, daß ſie „Kutka hier ausgebrütet habe“.

Dieſer Kutka iſt der größte Gott der Kamtſchadalen, der Schöpfer des Himmels und der Erde, den ſie aber für herzlich dumm halten „dergeſtalt“, fügt Steller hinzu, „daß man ſie, ohne einiges Unrecht, geborene Gottesläſterer nennen kann“. Wenn Kutka klug geweſen wäre, argumentiren die Kamtſchadalen, würde er nicht ſo viele unüberſteigliche Gebirge und Klippen geſchaffen haben, keine anhaltenden Stürme und Regengüſſe. Chachy aber, Kutka's Weib, war weit ſchlauer als ihr Mann und hielt ihn von vielen Thorheiten ab, eine Vorſtellung, welche die Kamtſchadalen von ſich abſtrahirten, da ihre eigenen Frauen liſtiger und geſcheiter als die Männer ſind. Kutka und Chachy lebten an verſchiedenen Strömen Kamtſchatkas und hinterließen überall, da ſie ſehr fruchtbar waren, zahlreiche Kinder, welche allmählich das Land bevölkerten. Dabei lebten ſie wie Menſchen, und lehrten ihre Nachkommen Jurten bauen und Fiſche fangen. Die Zahl der lächerlichen und meiſt ſehr ſchmuzigen Geſchichten, welche die Kamtſchadalen von ihrem Gott erzählen, iſt ſo groß, daß man damit allein ein Buch anfüllen könnte. Zur Bezeichnung des Charakters dieſer Geſchichten mögen nur einige dienen. Kutka bekam einſt Appetit nach Preiſelbeeren; da ihn aber der Strom daran hinderte, an dieſe heranzukommen, ſchnitt er ſich den Kopf ab und warf ihn aufs andere Ufer, damit er ſich ſatt eſſen ſolle. Ein andresmal, als er Hunger hatte, zapfte er ſich Blut ab und kochte einen Brei daraus.

Ein unſichtbarer, unbekannter Gott iſt Duſtächtſchiſch, dem die Kamtſchadalen in den weiten Ebenen und in den Torfebenen ihres Landes Pfeiler errichten, die ſie mit Gras umranken, und an denen ſie niemals vorbeigehen, ohne ein Stück Fiſch, Fleiſch oder dergleichen opfernd hinzulegen, wobei ſie es klugerweiſe vorziehen, Kopf oder Schwanz des Fiſches als Opfergabe zu wählen. Beeren, die in der Nähe dieſer Pfeiler wachſen, werden nicht geſammelt, Vögel oder andere Thiere dort nicht erlegt. Die Zahl der übrigen Geiſter und Götter der Kamtſchadalen iſt groß und vor den meiſten derſelben fürchten ſie ſich heftig. In der See wohnt Mitgh, der kamtſchadaliſche Neptun, welcher Fiſchgeſtalt annimmt und den Lachſen befiehlt, daß ſie ſtromaufwärts in die Flüſſe ziehen. Es gibt Waldgeiſter, welche wie Menſchen ausſehen, und Berggeiſter (Kamuli, kleine Seelen). Die Kamuli bewohnen die Bergſpitzen und namentlich die Vulkane, weshalb auch kein Kamtſchadale wagt, letztere zu beſteigen. Sie nähren ſich vom Fiſchfang; Nachts ziehen ſie durch die Luft aufs Meer und holen die Fiſche heraus, von denen ſie ſich zehn Stück, an jedem Finger einen, auf den Berg bringen, wo die umherliegenden Walfiſchknochen noch ein Zeugniß von ihren Schmauſereien ablegen. In den Wolken wohnt der Wettergeiſt Billukai; ihm wird Donner, Blitz und Regen zugeſchrieben; der Regenbogen iſt der Saum ſeines Kleides, der von den Sturmwinden zuſammengejagte Schnee iſt die Spur ſeines Schlittens, auf dem er durch das Land dahinraſt. Der kamtſchadaliſche Teufel, ein liſtiger und betrügeriſcher Geſelle, heißt Kanna; er wohnt in einem Erlenbaum, gegen den man Pfeile abſchießt, ſodaß er damit geſpickt iſt. Haëtſch iſt der oberſte Gott der Unterwelt, in welche die Menſchen nach dem Tode verſetzt werden.

Eine Vorſehung Gottes exiſtirt für die Kamtſchadalen nicht; Gott habe mit ihnen nicht das Geringſte zu thun, und ſie mit ihm nicht. Daß ſie ſterben müßten, rühre von den Geiſtern her. Das Glück nennen ſie Aſang, während ſie für Unglück kein Wort haben. Hört

Digitized by Google

das Glück auf, d. h. werden ſie krank und fehlt es an Speiſe und dergleichen, dann gilt es für löblich, dem Leben durch Selbſtmord ein Ende zu machen. Den Kamtſchadalen iſt die Welt ewig; ihre Seelen halten ſie für unſterblich, der Leib wird nach dem Tode wieder auferſtehen und ſich mit der frühern Seele wieder vereinigen. Das ſomit neugeſchaffene Individuum aber wird ewig fortleben und zwar in jenem Himmel, der unter unſerer Erde liegt, die ſie ſich platt und ſcheibenförmig vorſtellen. Im untern Himmel werden die Reichen arm und die Armen reich, damit ein Ausgleich ſtattfinde; das größte Glück aber, welches einem Menſchen nach dem Tode widerfahren kann, iſt, von ſchönen Hunden gefreſſen zu werden. Da ſie in ihrem Himmel auch alle ihre Weiber wieder erhalten, ſo ſehnen ſie ſich dahin, und viele Kamtſchadalen verweigerten ſich taufen zu laſſen, weil ſie nach dem Tode ſonſt nicht in ihre Unterwelt kommen würden. Auch von einer Sintflut und mächtigen Ueberſchwemmung des ganzen Landes wiſſen die Kamtſchadalen zu erzählen.

Alle Kamtſchadalen, ſofern ſie unvermiſcht ſind, haben eine kleine Statur, breite Schultern, hängende, vorſtehende Bäuche, kleine Füße, geringe Wadenentwickelung und lange, ſtarke, gleichmäßig ſchlichte, glänzend ſchwarze Haare. Die Köpfe ſind dick, rund, glatt, das Geſicht iſt breit, die Naſe niedergedrückt, die Augen ſtehen ſchief. Der Bart, meiſt nur am Kinn entwickelt, iſt ſpärlich. Die Geſichtsfarbe der Männer iſt gelblich, bis bräunlich, jene der Weiber meiſt heller, ja faſt weiß, was zum Theil daher rührt, daß ſie — um ihre Schönheit zu bewahren — Bärengedärme mit Fiſchleim über das Geſicht kleben, damit es von der Sonne und dem Wetter nicht leide.

Die urſprüngliche Kleidung der Kamtſchadalen iſt die der meiſten nordiſchen Völker, nämlich der anliegende, für das Klima durchaus paſſende Fell- oder Pelzrock. Aus Seehunds- oder Renthierfellen gefertigt, kann die „Parke" beliebig auf der Haar- oder Hautſeite getragen werden; letztere färbt man mit Erlenrinde orangeroth. Dieſe Parke, welche ſowol Männer wie Weiber tragen, ſieht wie ein enger Mannsrock aus, wie eine Art Joppe; ſie wird auf dem bloßen Leibe getragen und reicht bis ans Knie. Aehnlich, nur größer und weiter, iſt die Kuklanka, die auch mit einer Kapuze verſehen iſt und gleichfalls von beiden Geſchlechtern getragen wird; die der Weiber iſt hinten mit einem Schwanze verſehen. Dazu kommen Hoſen und Schuhe aus Renthierfell und im Sommer hölzerne Hüte oder Lichtſchirme mit Federkielen geſchmückt, ähnlich, wie ſie von den Aleuten getragen werden. Um den Kopf im Winter gegen die Kälte zu ſchützen, binden die Kamtſchadalen einen Pelzriemen um denſelben, an welchem Pelzklappen für die Ohren und Augen angebracht ſind. Die Weiber dagegen gehen ohne Kopfbedeckung, trugen aber in der heidniſchen Zeit hohe Perrüken, welche der ſtändige Aufenthalt von Läuſen waren.

Die Kamtſchadalen leben im Winter in kleinen, armſeligen Hütten, im Sommer aber in geflochtenen, grünen, auf vier hohen Balken erbauten Lauben, zwiſchen denen Fiſche an der Luft getrocknet werden, und in die man auf einem eingekerbten Balken oder einer ſchlecht zuſammengeſetzten Leiter ſteigen muß. Selten ſtehen die Wohnungen mehrerer Familien zuſammen. Die Häuſer einer Familie machen einen Oſtrog (Dorf) aus.

Erdhöhlen, in denen ſie früher vielfach gelebt haben, ſieht man nirgends mehr. In der ſchönen Jahreszeit, welche nicht lange dauert, bewahren ſie ihre Fiſchvorräthe gegen Füchſe und Hunde, auch wol weiße und ſchwarze Bären, und trocknen Fiſche, die ihnen ſtatt des Brotes dienen. Wolf und Bär gehen im Frühling zu gleicher Zeit mit dem Menſchen an die Ufer der Flüſſe, um Fiſche zu fangen, wo, bei dem Ueberfluß der Beute, der letztere ſo lecker iſt, daß er nur den Kopf derſelben ausſaugt, das übrige aber wegwirft. Auch der Hund, der den Sommer über herumſtreift, kommt hierher, um ſich Nahrung zu ſuchen. Zum Winter findet er ſich jedoch ſtets bei ſeinem Herrn ein, dann gebrauchen ſie einander, dieſer füttert ihn, und dafür läßt ſich jener an den Schlitten ſpannen. Der Hund iſt das einzige Hausthier des Kamtſchadalen; ohne den zottigen, wolfsähnlichen Gefährten würde es ihm unmöglich ſein, den Winter über ſeine Wohnung zu verlaſſen und ſich Nahrung zu ſuchen. Die Kamtſchadalen ſind wahre Ichthyophagen; der Fiſch iſt ihnen alles, er befriedigt alle ihre Bedürfniſſe. Statt des Bieres trinken ſie Thran; ein in Fäulniß übergegangener Lachs wird als Leckerbiſſen betrachtet. Doch eſſen ſie auch das Fleiſch und Fett vom Bären, von Feldhühnern, ferner friſche Malven, Beeren und Wurzeln. Faſt alle Kamtſchadalen haben ihre ehemaligen heidniſchen, abergläubiſchen Gebräuche und den ſchamaniſchen Götzendienſt verlaſſen und ſind zum Chriſtenthum (griechiſch-ruſſiſche Kirche) übergetreten. Damit hat eine große Veränderung in ihren Sitten und Gewohnheiten ſtattgefunden, ſodaß ſie jetzt in vielen Stücken ihren Oberherren, den Ruſſen, ſich nähern; doch haben ſie in der Kleidung, in den Wohnungen und bei Zubereitung der Speiſen den Schmuz ihrer Vorfahren nicht abgelegt. Der Mann hat ſeine altväterliche Tracht, ſeine Hundepelze und Renthierfelle beibehalten, aber die Weiber kleiden ſich an Feſttagen wie die Koſakinnen. Uebrigens iſt der Kamtſchadale noch ebenſo ſorglos und faul, als er es vor Eroberung des Landes durch die Koſaken war, dabei aber iſt er gegen Fremde dienſtfertig, gutherzig, gaſtfrei, aufrichtig und friedliebend.

Will ein Kamtſchadale heirathen, ſo muß er um ſeine Zukünftige bei deren Aeltern dienen. Er geht einfach in das Haus des Vaters, ohne dieſem eine beſondere Vorſtellung zu machen, und beginnt alle Hausarbeiten zu verrichten, wobei Geſchicklichkeit und Fleiß ihn ſeinem Ziele näher bringen. Die Dienſtzeit um die Braut dauert verſchieden lange, und iſt natürlich auch das Einverſtändniß unter den jungen Leuten dabei von Wichtigkeit. Der Knechtsdienſt kann aber vier Jahre lang währen und gefällt der Bewerber auch nach dieſer langen Zeit nicht, ſo iſt ſein ganzes Streben umſonſt

Digitized by Google

geweſen und er wird fortgeſchickt. Zeigt er ſich aber als verſtändiger, fleißiger, geſchickter Menſch und gefällt er der Braut, dann darf er ſie ſtehlen, ſie aber hütet ſich vor ihm, läuft weg und ergibt ſich erſt nach langem Ringen. Damit iſt auch die Hochzeit vollzogen. Die Frau aber, um welche der Mann ſo lange dienen und freien mußte, behält infolge deſſen gewöhnlich das Uebergewicht. Der junge Ehemann wird nach der Hochzeit keineswegs ſelbſtändig, ſondern er verläßt die Seinigen und zieht zum Schwiegervater, deſſen Familie er nun angehört.

Die Kinder bleiben lange, oft bis zum fünften Jahre, an der Mutterbruſt; ſie wachſen wild auf, kriechen in den Hütten herum und werden mit Fiſchrogen und Weidenrinde aufgefüttert, oft nehmen ſie auch an den Mahlzeiten der Hunde theil. Iſt das Kind zwei Monate alt, ſo erhält es einen Namen; dieſe ſind für beide Geſchlechter gleich, ſodaß kein Unterſchied zwiſchen Mädchen- und Knabennamen gemacht wird. Erkrankten ſie gefährlich, ſo warf man ſie den Hunden vor, von denen ſie gefreſſen wurden, oder ließ ſie in den Wäldern verhungern.

Sehr ausgebildet iſt das Rechtsgefühl und Strafverfahren für Eigenthumsvergehen. Ein Dieb wurde geprügelt und für unehrlich erklärt; ausgeſtoßen von der Geſellſchaft mußte er fortan für ſich als unrein leben, gemieden von jedermann; wiederholte er den Diebſtahl, ſo band man ihn an einen Baum und verbrannte ihm die Handknöchel mit Birkenrinde, ſodaß die Hände verſtümmelt und fernerhin zum Stehlen untauglich waren. Wegen Landbeſitz entſtanden nie Streitigkeiten; das dünn bevölkerte Land genügte ihnen; jeder lebte, wo er wollte, und fiſchte in dem Fluſſe, an dem er geboren war, der mehr Fiſche lieferte, als man brauchte.

(*Richard Oberländer.*)

**KAMTSCHADALEN** (ſprachlich). Die Sprache der Kamtſchadalen oder Itelmen iſt noch ſo gut wie unbekannt. Die dürftigen Wörterverzeichniſſe und Textproben, welche wir beſitzen, laſſen wol mundartliche Verſchiedenheiten, aber keine engeren verwandtſchaftlichen Beziehungen zu anderen Sprachen erkennen.

(*G. v. d. Gabelentz.*)

**KAMTSCHATKA**, große Halbinſel im äußerſten Norden Aſiens, die 1696 durch Koſaken der ruſſiſchen Krone unterworfen wurde, iſt 270,000 □Kilom. groß, 1350 Kilom. lang, 225—450 Kilom. breit und im Oſten vom Berings- oder Kamtſchatkiſchen Meere, im Weſten vom Ochotſkiſchen Meere umgeben. Kamtſchatka erſtreckt ſich von NNO. gegen SSW. Die ſüdlichſte Spitze der Halbinſel iſt das Cap Lopatka unter 51° 4′ nördl. Breite und 154° 22′ öſtl. Länge.

Kamtſchatka bildet eine der intereſſanteſten vulkaniſchen Regionen unſerer Erde. Die Halbinſel iſt ein Glied in der langen Reihe vulkaniſcher Bildungen, die ſich am Nord- und Weſtrande des Stillen Oceans hinziehen und im ehemaligen ruſſiſchen Amerika beginnen. Vulkaniſcher Natur ſind die Halbinſel Alaska und die davor gelagerten, nach Kamtſchatka gleich einer Guirlande herüberſchwingenden Aleuten. Von Kamtſchatka ſelbſt führen die Kurilen gleichfalls als eine vulkaniſche Inſelreihe nach Japan hinüber, deſſen Vulkane ihrerſeits in den Liu-Kiu ihre Fortſetzung haben. Es reihen ſich ſüdlich daran die vulkaniſchen Philippinen und die mit Reihenvulkanen beſetzten oſtaſiatiſchen Inſeln bis Sumatra hin. Die vulkaniſche Thätigkeit des Landes, welche ſchon in älteren geologiſchen Perioden begann und überall auf den älteren Formationen mächtige Krater aufthürmte, iſt auch jetzt noch bedeutend. Thätige Vulkane zählt man gegenwärtig auf Kamtſchatka noch zwölf; ſie liegen ſämmtlich im Oſten der Halbinſel, dem Beringsmeere zugekehrt. Wir nennen: den Schewelutſch-Vulkan, 3215 Meter unter 56° 40′ nördl. Breite (letzte Eruption fand im Februar 1854 ſtatt); die Kljutſchewskaja Sopka, 4885 Meter unter 56° 8′ nördl. Breite (letzte Eruption gleichzeitig mit dem Schewelutſch im Februar 1854); den großen Tolbatſcha, 2534 Meter unter 55° 51′ nördl. Breite (dampft fortwährend); den Kiſimen, 55° nördl. Breite; dieſer hat vor etwa 50 Jahren begonnen zu dampfen, jedoch ohne Feuererſcheinung. Ferner ſind vorhanden der Uſon, der Kichpinitſch, der Große Semätſchik, der Kleine Semätſchik, der Jupanow, der Aſatſcha, der Tſchaochtſch. Unter 53° 17′ nördl. Breite liegt der bekannteſte Vulkan Kamtſchatka's, der 2715 Meter hohe Awatſcha, der dem Veſuv mit der Somma ſehr ähnlich iſt. Unter den erloſchenen Vulkanen ſind der kronozker und koriazker die bedeutendſten.

Reich iſt auch Kamtſchatka an heißen, noch wenig unterſuchten Quellen, die nördlichſte in 62° nördl. Breite gelegen. Faſt zwiſchen dem 58° und dem 57° treten die jetzt erloſchenen Vulkane hervor und vom 57° an, alſo von dem Punkte, an dem die verlängerte Linie der Aleuten Kamtſchatka trifft, bis zur Südſpitze, von wo die Vulkanreihe über die Kurilen nach Japan ſich fortſetzt, iſt der öſtliche Theil der Halbinſel reich an Vulkanen. Die größte Dichtigkeit der Feuerberge fällt zwiſchen die Grade 54 und 55, ſowie die meiſten heißen Quellen um den 53° hervorbrechen. Solfataren und Schwefellager kommen in 62° nördl. Breite bis zur Südſpitze vereinzelt, entweder in alten Kratern oder in der Nähe heißer Quellen, vor. Der weſtliche Theil der Halbinſel weiſt nur wenige, vereinzelt ſtehende Vulkane auf, welche ohne Ausnahme erloſchen ſind.

Eine große Menge Flüſſe und Wäſſer durchſtrömen die Halbinſel zwiſchen loſen und ſteilen Ufern nach allen Richtnngen; der bedeutendſte, die Kamtſchatka, durchfließt dieſelbe faſt in ihrer ganzen Länge und iſt 230 Kilom. aufwärts ſchiffbar. An ihren Ufern liegen die fruchtbaren, für Ackerbau geeigneten Landſtriche, wo man Hafer, Gerſte, Roggen, Kartoffeln und Gemüſe bauen kann, während ſich das übrige Land für die Bodencultur nicht eignet.

Das Klima iſt rauh und veränderlich, der Himmel faſt beſtändig mit einem undurchdringlichen Nebel bedeckt, durch welchen dunklere, drohende Wolken, die das ewige Grau noch düſterer machen, dahinziehen. Sie bringen meiſt einen nie endenden, Mark und Bein durchkältenden

Digitized by Google

Sprühregen mit ſich, der oft Monate lang fortdauert. Der Herbſt iſt hier noch die einzige einigermaßen erträgliche Jahreszeit, der Winter aber ſchauerlich. Der vom Winde niedergeſchlagene Schnee bedeckt die Erde mit einer dicken und feſten Rinde, die wie Eis glänzt. Die Stürme heulen und wüthen mit raſender Gewalt aus Südoſt und machen den Aufenthalt auf dem feſten Lande ebenſo beſchwerlich wie das Befahren des Meeres. Sobald nun die Sonne mit ihren Strahlen auf den unüberſehbaren Schneeflächen glitzert, wird das blendende Weiß derſelben den Augen ſo gefährlich, daß Entzündungen derſelben nichts Seltenes ſind. Der Winter währt neun Monate. Die mittlere Temperatur der drei Sommermonate überſteigt nicht 10°, während im Winter das Queckſilber häufig gefriert. Milder iſt es nur in den Gebirgsthälern. Die Vegetation iſt da überall ſehr üppig, wo der Boden vulkaniſcher Natur iſt. Die feuchte Luft befördert den Gras- und Wieſenwuchs, ſodaß 3 Meter hohes Gras keine Seltenheit iſt. Zwiſchen dem Graſe ſtehen rieſige Doldengewächſe, wie Heracleum dulce und Compoſiten, wie Senecio cannabifolius. Infolge dieſer Weiden gedeiht die Viehzucht. Sehr auffallend am kamtſchadaliſchen Rindvieh iſt ſeine Begierde nach Fiſchen, die keineswegs durch Mangel an anderer Nahrung entſteht. Die kamtſchadaliſchen Pferde verzehren mit Vorliebe rohes Bärenfleiſch. Die Berge und Ebenen ſind mit Wäldern von Birken, Zirbelkiefern (Pinus cembra), Erlen, Cedern und Lärchenbäumen beſtanden, welche letztere ein vorzügliches Schiffsbauholz liefern. Im nördlichen Theile der Halbinſel iſt der Boden nur mit Renthiermoos bedeckt. Die Gewäſſer ſind ungemein reich an Fiſchen, beſonders Lachſen (Salmo Lycaoon), das Meer an Walen, Robben, Kabeljaus, Heringen und Waſſervögeln. Von Säugethieren gibt es namentlich ſchwarze Bären, wilde Renthiere, Wölfe, Füchſe, Ottern, Zobel, Hermeline, Haſen, Murmelthiere, wilde Schafe (Argali) und eine ganz beſondere Art von Hunden, die, wenig verſchieden vom Wolfe, zum Ziehen der Schlitten gebraucht werden. Die weſentlichſte Nahrung der Kamtſchadalen liefern die Zugfiſche (Lachsarten), die alljährlich in ungeheuerer Zahl und mit bewundernswerther Regelmäßigkeit ſtromaufwärts ſteigen, und an Sapory (Sperrdämmen) mit Mordy (Reuſen) in ungezählten Maſſen gefangen werden. Ebenſo wichtig wie die Fiſchzüge für den Haushalt der Bewohner ſind die Wanderungen der Sammelmäuſe (Arvicola oeconomus), die „Bauern" der Kamtſchadalen, da ſie für dieſe große Vorräthe von Lilienknollen (von der Fritillaria sarana) ſammeln, die gewöhnlich in dem Baue jener hülfreichen Thiere gefunden werden. Die Sammelmäuſe unternehmen gleich den Lemmingen große Wanderungen. Das Fett des braunen Bären wird ſehr geſchätzt, denn ein einziges größeres Thier liefert Beleuchtungsſtoff genug, um einen Hausſtand ein volles Jahr zu verſorgen. Eine nicht zu unterſchätzende Landplage aber ſind die Mücken.

Die Hauptanſiedelungen der Halbinſel ſind die Feſtung Petropawlowsk, die 13,425 Werſt von St. Petersburg entfernt iſt, 480 Einwohner zählt und während des Krimkrieges im Jahre 1854 ein Bombardement der engliſchen Flotte auszuhalten hatte. An der großen, nach innen zu faſt kreisförmig entwickelten Awatſchabai belegen, bilden hier bei heller Witterung die ſteilen, mit ewigem Schnee gezierten Vulkankegel, die bis über 4000 Meter anſteigen, ein prachtvolles Panorama.

Auf einer langen Landzunge an der Kuchta-Bai, welche einen ſchmalen, flußähnlichen Ausgang ins Meer hat, liegt die Handels- und Militärſtation Ochotsk; der Ort war früher weit blühender als jetzt. Der unfruchtbare Boden, das ſtrenge Klima und die Trägheit der von Fiſchfang, Jagd und Viehzucht lebenden Einwohner ſind jedem induſtriellen Fortſchreiten der Ruſſen hinderlich. Im Jahre 1850 noch zählte die Stadt, eine der kleinſten des ruſſiſchen Reiches, 748 Einwohner, heute nur 210. Seit die Amurmündung, das öſtliche Küſtenland der Mandſchurei, ſammt der Inſel Sachalin ruſſiſch geworden, hat ſich der Handelsverkehr von den Küſten des Ochotskiſchen Meeres abgelenkt.

Die Ruſſen kamen ſchon gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach Kamtſchatka und 1697 galt die Halbinſel als unterworfen. Die Eingeborenen leiſteten ihre Abgaben (Jassak) in Pelzwerk, blieben aber den Unterjochern abhold und wurden mehr und mehr durch die Bedrückungen der Koſaken erbittert, ſodaß 1730 ein blutiger Aufſtand ausbrach.

Um das Land zu heben, ſandte Rußland ſchon frühzeitig Verbannte dorthin, unter denen viele gebildete Männer ſich befanden. Der merkwürdigſte unter dieſen, der durch ſeinen Aufſtand und die Flucht von Kamtſchatka ſowie durch ſeine ſpäteren Lebensſchickſale berühmt werden ſollte, war der ungariſche Magnat Graf Moritz Auguſt v. Benjowsky (ſ. d. Art., ſowie deſſen Werk: „Des Grafen Moritz Auguſt v. Benjowsky Begebenheiten und Reiſen, von ihm ſelbſt beſchrieben." 2 Bände. Hamburg 1797).

Seit dem Aufſtande Benjowsky's im April 1771, der, unterſtützt durch Afanaſia, die Tochter des Gouverneurs Nilow, das Fort und die Stadt Bolſcheretzk mit ſeinen 56 Mitverſchworenen nahm, die Staatskaſſen und Pelzvorräthe, die ſich in den kaiſerlichen Magazinen vorfanden, plünderte, worauf Alle, mit Einſchluß der als Mann verkleideten Afanaſia, auf dem Schiffe „Peter und Paul" verließen, um ſich zunächſt nach der Inſel Formoſa einzuſchiffen, iſt Bolſcheretzk, die ehemalige Hauptſtadt Kamtſchatka's, mehr und mehr herabgekommen. Damals muß es ſtark bevölkert geweſen ſein, denn die Verſchworenen konnten allein über 1000 Weiber und Kinder in die Kirche einſperren. Gegenwärtig iſt es ein verwilderter Ort, deſſen Charakter ganz der unfreundlichen und einförmigen Natur der Umgebung entſpricht.

Die Kamtſchadalen (ſ. d.), kaum noch 4000 an der Zahl, bewohnen die Mitte und die Weſtſeite der Halbinſel, die Korjäken (ſ. d.) haben den Norden inne, die Lamuten (ſ. d.) dringen immer weiter von den Küſten des Ochotſkiſchen Meeres vor und haben ſchon den mittleren Theil des Weſtgebirges in Beſitz genommen. —

Digitized by Google

Vergl. Steller, Reiſen und Beſchreibung von Kamtſchatka, Leipzig 1774, mit Kupfern.
(*Richard Oberländer.*)

KAMTSCHIK (Kamtschyk, bulgariſch Kamčija), Fluß in Bulgarien, der ſüdlich von Varna ungefähr unter 43° nördl. Breite ins Schwarze Meer mündet. Er entſteht aus zwei Quellflüſſen, dem Akili-Kamtſchik und dem Deli- oder Mali-Kamtſchik, deren Vereinigungspunkt ſüdlich von Pravadi in der Nähe des Dorfes Kote liegt. Der Akili-Kamtſchik entſpringt nordweſtlich von Kazan (Kotel) an den Abhängen des Sakar- und Kazan-Balkan; der Deli-Kamtſchik aus einer Reihe von Quellflüſſen zwiſchen Sliven und Kazan. — Zum Kamtſchik-Syſtem gehört auch der ſüdlich von Razgrad entſpringende, von Norden nach Süden fließende Sodzak-Kamtſchik (ſ. Kanitz, Donaubulgarien und der Balkan, 2. Aufl., Band III., Leipzig 1879). (*R.*)

KAMYSCHEWA, Bucht des Schwarzen Meeres an der Südweſtſpitze der Krim, eine Verlängerung der Bucht von Sewaſtopol und die vorletzte bis zum Vorgebirge Cherſones, von Sewaſtopol an gerechnet. Die Kamyſchewa-Bucht befindet ſich öſtlich von der Kajatſchja-Bucht, mit ihrer Spitze nach Süden, mit der Oeffnung nach Norden gekehrt. Die Länge der Bucht beträgt $3\frac{5}{8}$ Kilom., die Breite an ihrer Oeffnung 2800 Fuß, die Tiefe 80 Fuß, näher dem Ufer aber nur 8—12 Fuß. Im Krimkriege 1854—1855 diente die Bucht während der Belagerung Sewaſtopols als Hafenplatz für die franzöſiſche Flotte. (*A. v. Wald.*)

KAMYSCHIN, Kreisſtadt im europäiſch-ruſſiſchen Gouvernement Saratow, 201 Kilom. ſüdweſtlich von Saratow, am rechten Ufer der Wolga am Einfluß der Kamyſchinka in dieſelbe gelegen. Die Stadt wurde 1668 auf dem linken Ufer der Kamyſchinka gegründet und zwar gegenüber der kleinen von Peter I. angelegten Feſtung Petrowsk. Im J. 1710 wurden die Einwohner auf das rechte Ufer übergeführt und die Stadt erhielt den Namen Dimitriewsk. 1722 beſuchte Peter der Große die Stadt. Im J. 1774 wurde dieſelbe von Pugatſchew eingenommen, geplündert und die Bewohner aufgehängt. 1780 erhielt Dimitriewsk den Namen Kamyſchin und wurde zur Kreisſtadt der ſaratowſchen Statthalterſchaft erhoben. Im 18. Jahrh. beſuchten Pallas, Lepechin und Falk dieſelbe und fanden hier eine kleine Feſtung, die aus einem von Gräben umgebenen und mit Paliſſaden verſehenen Erdwalle beſtand. Im Innern derſelben befanden ſich eine Kirche, die Commandantur und andere Gebäude. Hinter der Feſtung lag eine ſchlecht gebaute Sloboda mit zwei Kirchen, deren Einwohner ſich mit Fiſchfang, Schiffahrt und mit dem Handel mit den Kirgiſen beſchäftigten. Gegenwärtig hat die Stadt vier Kirchen, 146 Kaufläden, eine Kreis- und eine Elementarſchule, drei Talgſchmelzereien, zwei Gerbereien, eine Bierbrauerei und 16,375 Einwohner. Berühmt ſind die Waſſermelonen von Kamyſchin, die von hier nach Moskau, Petersburg und in alle Gegenden Rußlands ausgeführt werden. Durch ihre günſtige Lage an der Wolga und an der großen Poſtſtraße nach Aſtrachan, ſowie durch den am linken Wolga-Ufer liegenden nikolaewſkiſchen Hafen hat die Stadt für den Handel große Bedeutung. So führt Kamyſchin jährlich bis 800,000 Pud Salz und eine große Menge von Früchten auf dem Landwege nach Tambow, Woroneſch, Rjäſan und andern Gouvernements aus. Viele Kaufleute treiben bedeutenden Handel mit Holz und Theer. Die bedeutendſten Handelsartikel der Stadt bilden aber Getreide, Fiſche und Talg, die auf der Wolga nach den nördlichen Gouvernements ausgeführt werden (Getreide und Mehl 1,071,000 Pud, Salz 266,795 Pud, Talg 15,601 Pud, Fiſche, Fiſchthran und Kaviar 8600 Pud). Die zwei Jahrmärkte, am 9. Mai und 14. Sept., ſind nur wenig beſucht. — Der Kreis Kamyſchin, der den ſüdlichen Theil des Gouvernements umfaßt, nimmt einen Flächenraum von 203 □Meilen ein und hat einen für den Ackerbau ſehr günſtigen Boden. In demſelben leben circa 90,000 deutſche Coloniſten, die ſich hier unter Katharina II. anſiedelten. (*A. v. Wald.*)

KAMYSCHINKA oder Kamyschenka, rechter Zufluß der Wolga im europäiſch-ruſſiſchen Gouvernement Saratow. Die Kamyſchinka entſpringt im kamyſchinſkiſchen Kreiſe, ſtrömt in einer Länge von 39 Kilom. durch ein tiefes Thal und ergießt ſich bei der Stadt Kamyſchin in die Wolga. Da die Kamyſchinka in der Nähe des Fluſſes Ilowla fließt, ſo kam Peter der Große auf den Gedanken, beide Flüſſe durch einen Kanal zu verbinden, um auf dieſe Weiſe die Wolga mit dem Don in Verbindung zu ſetzen. Es wurde bereits mit der Arbeit dazu begonnen, doch der Plan damals aufgegeben. Im J. 1768 wurde derſelbe wieder aufgenommen und den Profeſſoren Lowitz und Inochodzew zur Begutachtung übergeben. Doch auch diesmal kam es zu keinem Reſultat. (*A. v. Wald.*)

KAMYSCHLOW, Kreisſtadt im europäiſch-ruſſiſchen Gouvernement Perm, 573 Kilom. ſüdöſtlich von Perm, an dem Einfluſſe des Flüßchens Kamyſchlowka in die Pyſchma und an der Poſtſtraße nach Sibirien. Von den früheren Befeſtigungswerken der Stadt hat ſich nur noch ein hoher Erdwall erhalten, der unweit der Kathedrale liegt und auf dem einſt ein Thurm mit Kanonen geſtanden haben ſoll. Eine gußeiſerne Kanone ſteht auch heute noch bei der Kathedrale. Die Stadt hat 2300 E., zwei Kirchen, 210 Kaufläden, eine Kreis- und eine Elementarſchule, eine öffentliche Bank, eine Leinwandfabrik, drei Talgſchmelzereien und drei Jahrmärkte (vom 13.—21. Feb., vom 14.—20. Juli und vom 29. Sept.—15. Oct. a. St.). Die Kaufleute treiben einen nicht unbedeutenden Getreidehandel mit den uraliſchen Bergwerksorten und den benachbarten Kreiſen des Gouvernements Tobolsk. — Der 251 □Meil. enthaltende Kreis Kamyſchlow liegt ganz in Aſien und zwar auf dem öſtlichen Abhange des Uralgebirges. Hier befindet ſich die große Kamenſki'ſche Eiſengießerei, in der gußeiſerne Maſchinen und Kanonen für die ruſſiſche Armee verfertigt werden. (*A. v. Wald.*)

KAN, ein 580 Kilom. langer Nebenfluß des Jeniſei im aſiatiſch-ruſſiſchen Gouvernement Jeniſeisk, entſpringt im öſtlichen Theile des Kanſkiſchen Kreiſes aus den Bergſeen des Sajanſkiſchen Gebirges. Die



Digitized by Google

Ufer des Kan ſind in ſeinem oberen Laufe bergig und höchſt maleriſch, aber nach der Vereinigung mit ſeinem rechten Zufluß Agul werden ſie niedrig. Von hier an bis zur Mündung in den Jeniſei iſt der Boden des Flußthales fruchtbar und zum Ackerbau geeignet. Die Strömung des Kan iſt ruhig und wird nur im Frühling reißend, wenn der Fluß ſeine Ufer überſchwemmt. Der Kan iſt ſchiffbar und ziemlich tief. In ſeinem unteren Laufe finden ſich Stromſchnellen, von denen die bedeutendſten ſind: 1) die Niſchnaja (22,5 Kilom. von der Mündung des Kan); 2) die Koſſai (45 Kilom.); 3) Arakſſeew (89 Kilom.). Der Kan gefriert zu Ende des November und iſt ſieben Monate im Jahre eisfrei. An ſeinem unteren Laufe haben ſich Ruſſen angeſiedelt, an dem oberen wohnen die Kamaſſinzen und Karakaſſen. Im obern Stromgebiete ſind Goldlager aufgefunden worden, von denen die bedeutendſten an den Zuflüſſen Mala-Jangota und Tukſcha liegen (circa 10 Pud Gold jährliche Ausbeute). Die Hauptzuflüſſe des Kan ſind rechts der Agul und der Kuryſch, links die Urja und die Rybnaja. (*A. v. Wald.*)

KANA (*Κανᾶ* im Neuen Teſtament), Flecken im alten Galiläa, beſonders bekannt durch die „Hochzeit zu Kana", auf welcher Jeſus Waſſer in Wein verwandelte (Joh. 2, 1 fg.). Nach Joh. 4, 46 traf hier Jeſus mit dem königlichen Beamten von Kapernaum zuſammen, der ihn um Heilung ſeines kranken Sohnes angehen wollte. Aus demſelben Kana in Galiläa ſtammte ohne Zweifel auch der Apoſtel Simon (Matth. 10, 4; Mark. 3, 18) und Nathanael (Joh. 21, 6). Joſephus gedenkt des Fleckens in ſeiner Biographie (Cap. 16) als ſeines Aufenthaltsortes; auch Antiquitt. 13, 15, 1 und Bell. Jud. 1, 17, 5 dürfte daſſelbe Kana gemeint ſein.

Die jetzt herrſchende Pilgertradition erblickt das alte Kana in Kefr Kenna, einem Dorfe, 6,5 Kilometer nordöſtlich von Nazareth, welches nach Socin (in Baedeker's „Paläſtina und Syrien", 2. Aufl., Leipzig 1880, S. 263) von etwa 300 griechiſchen Chriſten und ebenſo viel Muslimen bewohnt wird und noch antike Mauern und Säulenreſte enthält. Aber trotz des ſteinernen Kruges, der in der griechiſchen Kirche daſelbſt als Denkmal des Weinwunders gezeigt wird, iſt die Tradition im Irrthum. Bereits Robinſon (Paläſtina III, 443 fg.) hat nachgewieſen, daß die heutige Mönchstradition über die Lage von Kana erſt im 16. Jahrhundert entſtanden iſt, um den Pilgern den Umweg über das wirkliche Kana zu erſparen, während ihnen Kefr Kenna auf der gewöhnlich eingeſchlagenen Route von Nazareth nach Tiberias bequem am Wege liegt. Die ältere Tradition dagegen erblickte das neuteſtamentliche Kana richtig in der heutigen Ruinenſtätte Qānā el-Djelil (d. i. Kana in Galiläa), auf einem Hügel am nördlichen Rande der Ebene Battauf, faſt 13 Kilom. nördlich von Nazareth (vergl. hierzu beſonders Furrer in Schenkel's Bibellexikon III, 479 fg.; die große Karte des engliſchen Palestine Exploration Fund, London 1880, Section V, bezeichnet den Ort als Khurbêt Kâna, d. i. Ruine von Kana).

Ein anderes Kana wird im Alten Teſtament Joſ. 19, 28 als Ortſchaft im Stamme Aſſer erwähnt; auch dieſes hat ſich erhalten in dem heutigen Chriſtendorf Qānā mit circa 2000 Einwohnern, 13 Kilom. ſüdöſtlich von Tyrus. (*E. Kautzsch.*)

KANÄ (*Κάναι*) oder Kane (*Κάνη*), eine an der Weſtküſte der kleinaſiatiſchen Landſchaft Aeolis, gegenüber der Südoſtſpitze der Inſel Lesbos, bis zur Höhe von 2562 engl. Fuß ſich erhebende Bergmaſſe (heutzutage Karadagh genannt) zwiſchen den Städten Atarneus und Elaia, welche das Thal des Fluſſes Kainos gegen Weſten, den Elaitiſchen Meerbuſen gegen Norden abſchließt. In älterer Zeit ſoll das ganze Gebirge oder auch der weſtlichſte Vorſprung deſſelben, der von den Geographen als das Vorgebirge Kane (*Κάνη ἄκρα*) im engeren Sinne bezeichnet wird, den Namen Aiga (oder Aix) geführt haben, eine Benennung, von welcher einige alte Etymologen den Namen des Aegäiſchen Meeres (*Αἰγαῖον πέλαγος*) herleiteten (*Strabon* XIII, p. 615; Schol. Apollon. Rhod. Arg. A, 1165). Auch ein an einer nicht mehr genau zu beſtimmenden Stelle des Gebirges gelegenes Städtchen, welches nach der Tradition von Lokrern aus Kynos gegründet worden war, ſowie ein weſtlich unterhalb des höchſten Gipfels des Gebirges gelegener Bergſee werden mit dem Namen Kanä benannt (*Strab.* a. a. O.; *Steph. Byz.* u. *Κάναι*). (*C. Bursian.*)

KANAAN, hebr. Kenáʿan, d. i. „Niederland", bezeichnet urſprünglich die Küſtenebene am Mittelländiſchen Meere zwiſchen Berytos (dem heutigen Beirut) im Norden und Gaza im Süden. Der Name ſteht im Gegenſatz, nicht zu Arâm (deſſen angebliche Bedeutung „Hochland" weder ſprachlich zu begründen iſt, noch dem geographiſchen Thatbeſtand entſpricht), ſondern zu dem Gebirge, welches den größten Theil von Paläſtina einnimmt (vergl. 4 Moſ. 13, 29). Dabei läßt ſich jedoch in den bezüglichen Stellen des Alten Teſtaments ein vierfacher Sprachgebrauch unterſcheiden. Im engſten Sinne bezeichnet Kanaan den Küſtenſtrich nördlich vom Karmel, welchen die „Kanaaniter" im engſten Sinne (ſ. u.), d. h. die Phönizier, bewohnten; ſo zum Beiſpiel Jeſ. 23, 11. In weiterem Sinne iſt unter Kanaan auch die ſüdlich vom Karmel gelegene philiſtäiſche Küſtenebene mit eingeſchloſſen (vergl. Zeph. 2, 5); in noch weiterem Sinne auch das Niederland um den oberen Jordan, etwa zwiſchen dem See Merom und dem See Gennezareth (vergl. 4 Moſ. 13, 29: die Kanaaniter am Meere und neben dem Jordan; Joſ. 11, 3: die Kanaaniter im Oſten und Weſten). Im weiteſten Sinne aber wird Kanaan auf ganz Paläſtina weſtlich vom Jordan übertragen und ſteht dann als „Land Kanaan" dem „Lande Gilead", d. i. dem Oſtjordanlande, gegenüber (vergl. 4 Moſ. 32, 29. 30. 33; 51. 35, 14, wo die drei Freiſtädte jenſeit des Jordans von den dreien „im Lande Kanaan" unterſchieden werden). So erklärt ſich auch, wie Jeſ. 19, 18 die (hebräiſche) Sprache, die überall in Weſtpaläſtina geſprochen wurde, als „Sprache Kanaans" bezeichnet werden konnte.

Nach ihrem Wohnlande Kanaan nun heißen die

Digitized by Google

heidniſchen Stämme, welche vor der Einwanderung der Hebräer und noch lange nach derſelben (ſ. u.) zwiſchen dem Jordan und dem Mittelmeere ſaßen, Kanaaniter (hebr. Kena'ani). Wenn das Alte Teſtament (1 Moſ. 10, 15 fg.) umgekehrt den Namen Kanaan von dem Stammvater der elf kanaanitiſchen Stämme herleitet, ſo iſt dies die gewöhnliche Zurückführung ethnographiſcher Verhältniſſe auf die perſönliche Verwandtſchaft der aus den Volksnamen entnommenen Stammväter. Dabei verdient jedoch beſondere Beachtung, daß Kanaan 1 Moſ. 10, 6 (vergl. auch 9, 22 fg.) als ein Sohn des Ham bezeichnet und ſomit die Kanaaniter ſammt den Aegyptern und Aethiopiern der hamitiſchen Raſſe zugezählt werden. Dieſe Angabe erſcheint nun allerdings deshalb ſehr auffällig, weil die nicht unbedeutenden Reſte der phöniziſchen Sprache — und die Phönizier waren der vornehmſte Stamm der Kanaaniter — durchgängig in nächſter Verwandtſchaft mit dem hebräiſchen, alſo dem ſemitiſchen Sprachſtamme ſtehen. Was liegt alſo näher als die Annahme, daß die Kanaaniter in Wahrheit vielmehr Semiten geweſen und von den Hebräern nur aus Nationalhaß den verachteten Hamiten beigezählt worden ſeien? Aber ſo großen Beifall dieſe Annahme auch bis heute gefunden haben mag, ſo erweiſt ſie ſich doch bei näherer Prüfung keineswegs ſtichhaltig. Erſtlich iſt ein beſonderer Haß gegen das Hauptvolk der Kanaaniter, die Phönizier, geſchichtlich nicht zu conſtatiren; im Gegentheil wurden von David und Salomo die freundſchaftlichſten Beziehungen zu denſelben gepflegt. Sodann haben ſich die Hebräer ſonſt unumwunden als nahe Verwandte auch ſolcher Völker bekannt, die ihnen in der That verhaßt waren, wie die Edomiter, Moabiter, Ammoniter. Endlich zeigt die ganze Art der Phönizier bezüglich der Staatsverfaſſung, der Kunſt, Induſtrie, des Handels u. ſ. w. ein durchaus unſemitiſches Gepräge. Um ſo ſchwerer iſt es denkbar, daß ſich die Hebräer über die Raſſenzugehörigkeit dieſer ihrer nächſten Nachbarn ſo gröblich geirrt haben ſollten. Die Gemeinſamkeit der Sprache kann ſomit nur daraus erklärt werden, daß die Kanaaniter nach ihrer Einwanderung in Paläſtina die Sprache der ſemitiſchen Ureinwohner annahmen. Selbſt das wäre nicht unmöglich, daß ſich dieſer Sprachentauſch ſchon früher vollzogen hätte, als die Kanaaniter noch im Oſten (nach phöniziſcher Ueberlieferung am Perſiſchen Golf) in ſemitiſcher Umgebung wohnten.

Wie bei dem Namen Kanaan iſt auch bei dem Volksnamen „Kanaaniter" ein weiterer und engerer Sprachgebrauch im Alten Teſtament zu unterſcheiden. Im engeren Sinne bezeichnet er die wirklichen „Niederländer", d. h. die Bewohner der Küſte nordwärts vom Karmel, alſo die Phönizier. Dieſe heißen Kanaaniter bald im Gegenſatz zu den Phereſitern (1 Moſ. 13, 7; 34, 30; Richt. 1, 4. 5), bald zu den Hevitern und Hethitern (2 Moſ. 23, 28) am öfterſten aber zu fünf andern kanaanitiſchen Stämmen, nämlich außer den bereits genannten noch zu den Amoritern und Jebuſitern (2 Moſ. 3, 8. 17; 23, 23; 33, 2; 34, 11; 5 Moſ. 20, 17; Joſ. 9, 1; 11, 3 fg.; 12, 8; 5 Moſ. 7, 1; Joſ. 3, 10; 24, 11; Neh. 9, 8 werden außerdem noch die Girgaſiter, 1 Moſ. 15, 19 fg. noch vier weitere, allerdings nichtkanaanitiſche, Stämme genannt. Daß in allen dieſen Stellen unter den Kanaanitern eben die Phönizier zu verſtehen ſeien, ergibt ſich nicht nur aus 4 Moſ. 13, 29; Joſ. 13, 4; 2 Sam. 24, 7; Jeſ. 23, 11; Obadja 20; Matth. 15, 22, ſondern auch aus der Thatſache, daß der Name Kanaaniter im Hinblick auf den Handelseifer der Phönizier geradezu auch „Kaufmann" oder „Krämer" bedeutet (Hoſ. 12, 8; Jeſ. 23, 8; Hiob 40, 30; Zeph. 1, 11; Sach. 14, 21; Ezech. 17, 4; Spr. 31, 24). Noch der Kirchenvater Auguſtin berichtet (im 5. Jahrh. n. Chr.), daß ſich die puniſchen (von den phöniziſchen Coloniſten abſtammenden) Bauern in ſeiner Umgebung als „Canani" bezeichnet hätten. Die Bedeutung der Phönizier als des Hauptvolkes der Kanaaniter wird 1 Moſ. 10, 15 in der Form ausgedrückt, daß die älteſte phöniziſche Stadt, Sidon, für den erſtgeborenen Sohn Kanaan's erklärt wird.

Die Völkertafel ſchließt ſich ſomit dem weiteren Gebrauch des Namens „Kanaaniter" an, indem ſie (1 Moſ. 10, 15 fg.) ſämmtliche kanaanitiſche Stämme, elf an der Zahl, als Söhne Kanaan's, des vierten Sohnes Ham's, aufzählt. Derſelbe weitere Gebrauch findet ſich in der Mehrzahl der altteſtamentlichen Stellen, nämlich in Beziehung auf die Patriarchenzeit 1 Moſ. 12, 6; 24, 3. 37; 38, 2; 50, 11; in Beziehung auf die Zeit der israelitiſchen Einwanderung in Kanaan 2 Moſ. 13, 11; 15, 15; 4 Moſ. 14, 25 fg.; 21, 1. 3; 33, 40; 5 Moſ. 11, 30; Richt. 1, 1. 3. 9. 10. 17; Neh. 9, 24; in Bezug auf die Königszeit 1 Kön. 9, 16 u. a. Wenn aus der Patriarchenzeit auch nur wenige Städte genannt werden (Sodom und Gomorrha, Sichem, Hebron), ſo erſcheinen doch ſchon damals die Kanaaniter als ein höher cultivirtes Volk. Und wenn die von Moſe entſandten Kundſchafter berichten (4 Moſ. 13, 27 fg.), daß das Land von Milch und Honig überfließe, ſtark bevölkert und mit ſehr feſten Städten bedeckt ſei, ſo entſpricht dies ganz den ſonſtigen Ueberlieferungen über die Eroberung des Landes. Dieſelbe vollzog ſich keineswegs ſo raſch und ſo einfach, wie es beſonders nach dem Buche Joſua (z. B. 10, 40 fg.) ſcheinen könnte. Mag es auch eine richtige Erinnerung ſein, daß den Iſraeliten die vollſtändige Ausrottung der Kanaaniter zur Pflicht gemacht war, indem das Maß ihres Frevels nun voll ſei (vergl. 1 Moſ. 15, 16), ſo werden wir doch durch zahlreiche Stellen belehrt, daß ſich Reſte der Kanaaniter noch bis in die ſpäteſte Zeit unter Iſrael behaupteten. Nach Richt. 2, 20 fg. geſchah dies zur Strafe für den Götzendienſt Iſraels und um ſie zu verſuchen, ob ſie fortan Gott gehorchen würden; nach 3, 2 dagegen, um ihnen fortgeſetzt Gelegenheit zu geben, ſich in den Waffen zu üben. Der geſchichtliche Hergang dürfte der geweſen ſein, daß ſich die Iſraeliten nach der Eroberung des feſten Jericho durch einen raſchen Vorſtoß im Lande feſtſetzten (vergl. beſonders Joſ. 10 über die Schlacht bei Gibeon), zumal ſich immer nur einige der zahlloſen Städtekönige (Joſ. 12, 9 fg. werden deren 31 aufgezählt,

Richt. 1, 7 ſogar 70 erwähnt) zu einer gemeinſamen Action aufrafften. Dennoch wird Joſ. 16, 10; 17, 12 fg.; Richt. 1, 27 fg. eingeräumt, daß ſich Iſrael vielfach nur im Gebirge behaupten konnte, da ihnen die Kanaaniter in der Ebene durch ihre feſten Städte und ihre eiſernen Streitwagen weit überlegen waren. Und auch da, wo die Feſtſetzung in der Ebene gelang, mußte man ſich im günſtigſten Falle begnügen, die Kanaaniter zinspflichtig zu machen. Dies gilt insbeſondere von dem Gebiet der nördlichen Stämme (Aſſer, Sebulon, Naphthali, Weſtmanaſſe), welches daher noch im 8. Jahrhundert (Jeſ. 8, 23) als „Bezirk der Heiden" bezeichnet wird. Daß die Kanaaniter während der ganzen Richterzeit durch ihren Götzendienſt und wol auch durch ihre Laſter (auf die 1 Moſ. 9, 22; 18, 20; 19, 4 fg. hingewieſen wird) einen unheilvollen Einfluß auf Iſrael ausübten, wird durch zahlreiche Zeugniſſe des Alten Teſtaments beſtätigt. Dieſem Zuſtande wurde erſt ein Ende gemacht, als David nach der Eroberung von Jebus (Jeruſalem), das bis dahin noch immer in den Händen der Kanaaniter geblieben war, den Grund zu einem wirklichen Staat der Iſraeliten legte. Aber noch bis in die Zeit Salomo's hat ſich ein Kanaaniterſtaat zu Geſer behauptet (1 Kön. 9, 16), und wenn Salomo nach 1 Kön. 9, 20 fg. auch die letzten Reſte der Kanaaniter zum Frondienſtezwang, ſo bedeutete dies doch nicht ihre völlige Ausrottung. So begreift ſich, daß nach Eſra 9, 1 fg. noch im 5. Jahrhundert v. Chr., alſo lange nach dem Exil, über die Vermiſchung von Iſraeliten mit kanaanitiſchen Weibern geklagt werden konnte. (*E. Kautzsch.*)

KANACHOS von Sikyon, Bruder des kaum weniger angeſehenen Bildhauers Ariſtokles, erſcheint nach den ſpärlichen Angaben der Alten als einer der bedeutendſten unter den archaiſchen Meiſtern des Peloponnes. Seine Lebenszeit läßt ſich nicht genau beſtimmen. Daß ſeine Werke ſtrenger gehalten waren und der Naturwahrheit noch ferner ſtanden als die Schöpfungen des Kalamis (*Cic.* Brut. 18. 70), daß Pauſanias (VII, 18. 10) ihn Zeitgenoſſe des Kallon von Aegina nennt und ein Epigramm des Antipatros ihn mit Ageladas zuſammenſtellt, bezeichnet nur allgemein die Epoche. Einen zweifelhaften Anhalt gibt die von dem Künſtler für das Branchidenheiligthum bei Milet verfertigte Apollonſtatue. Wäre es ſicher (wie Urlichs mit andern gegen Brunn behauptet [1]), daß dieſes Werk bei der Plünderung und Niederbrennung des Tempels Ol. 71, 3 (494 v. Chr.) von Dareios nach Ekbatana entführt worden ſei, ſo könnte ſeine Entſtehung nicht ſpäter fallen, wohl aber, wenn man O. Müller's Einwendungen (Kleine deutſche Schriften II, 540) verwerfen will, noch in die 60. Ol., in welcher Ageladas' Thätigkeit ſchon bezeugt iſt, zurückverlegt werden. Andere Schriftſteller, deren Angaben mit genügenden Gründen nicht angefochten werden können, ſchreiben die Entführung des Bildes dem Xerxes zu, der nach der Schlacht von Mykale (Ol. 75, 2 = 479) den Tempel plünderte, Zeugniſſe, die freilich der Rückwärtsdatirung ebenfalls ziemlichen Spielraum laſſen.

Von ſeinen Werken war die erwähnte Statue im Didymäon bei Milet, über deren Größe wir nichts wiſſen, die berühmteſte. Sie ſtellte den Apollon als Phileſios, unbekleidet, mit einem Hirſch auf der Hand dar und war in Erz (äginetiſcher Miſchung) gegoſſen. Bei Plinius (34, 75) findet ſich eine Beſchreibung der Anbringung des Attributs, wonach der Hirſch (die handſchriftliche Ueberlieferung ſpricht freilich von einem Raben) derart beweglich war, daß, wenn man an einem Faden zog, die Füße ſich wechſelnd hoben und ſenkten (E. Peterſen, Archäol. Zeitſchr. 1880 S. 22 fg., 192 fg.). Ein ähnliches Werk, in Größe und Auffaſſung dem vorigen gleich, nur aus anderm Material und zwar aus Cedernholz beſtehend, hatte Kanachos für das Heiligthum des ismeniſchen Apollon in Theben ausgeführt. Daß ſo weit auseinanderliegende Tempel übereinſtimmende Götterbilder beſtellten, erklärt ſich leicht aus der innern Verwandtſchaft dieſer Cultusſtätten, die beide von Delphi aus gegründet waren. Sikyon, die Vaterſtadt des Künſtlers, beſaß von ſeiner Hand ein Sitzbild der Aphrodite von Gold und Elfenbein. Die Göttin trug den Polos auf dem Haupte und in der einen Hand einen Mohnkopf, einen Apfel in der andern, Attribute, die an älteren Aphroditebildern auch ſonſt vorkommen. Im Verein mit ſeinem Bruder Ariſtokles und dem argiviſchen Meiſter Ageladas arbeitete Kanachos an einer Gruppe von drei Muſen, die ſeinige hielt eine Hirtenflöte. Endlich werden von ihm Erzſtatuen von Knaben auf Rennpferden erwähnt, wol Standbilder, die für in Feſtſpielen errungene Siege errichtet wurden. Nur ganz allgemein wird angegeben, daß Kanachos (vermuthlich wird der ältere als der berühmtere gemeint ſein) auch in Marmor gearbeitet habe. Er beherrſchte alſo die Technik nach allen Seiten, da ihm die Arbeit in Stein und Erz, in Holz und in der mühſamen Chryſelephantinkunſt geläufig war.

Ueber den ſtiliſtiſchen Charakter ſeiner Werke läßt ſich kaum eine Vorſtellung gewinnen aus den wenigen Nachbildungen, die ſich von der didymäiſchen Apolloſtatue erhalten haben. Es ſind dies zunächſt Darſtellungen auf Münzen von Milet (Overbeck, Geſch. d. Plaſt. I, 3. Aufl., Fig. 14; Archäol. Zeitſchr. 1879, Taf. 7), vielleicht entſtanden, nachdem die Statue durch Seleukos Nikator dem Heiligthum zurückgegeben worden war und das Intereſſe ſich wieder dem alten Tempelbild zuwendete. Zum Theil zeigen dieſe Münztypen den Hirſch mit aufgerichtetem Vorderkörper, ſodaß man ſich die Beine beweglich denken kann. Uebereinſtimmend im Schema der Anlage iſt eine kleine Bronzefigur ſtrengen Stils, ehemals bei Payne Knight, jetzt im Britiſchen Muſeum (Rayet et Thomas, Milet et le Golfe Latmique pl. 28), welche beide Hände vorſtreckt und in der Rechten den Hirſch trägt, während in der Linken der Bogen befeſtigt war. [2])

1) Urlichs, Die Anfänge der griech. Künſtlergeſchichte I, 17; II, 5. — Brunn, Sitzungsberichte der münchener Akademie der Wiſſenſch. 1871, S. 522 fg.

2) Eine Nachbildung in Marmor enthält das Museo Chiaramonti des Vaticans (Gerhard, Ant. Bildwerke I, 11).

Digitized by Google

Der Typus ſelbſt iſt ein in der archaiſchen Kunſt allgemein benutzter und nur eine Fortbildung des ſchon in älteren Apolloſtatuen vorkommenden Schemas. Nur auf einer Verbeſſerung einer verderbten Stelle des Pauſanias (V, 24. 1) beruht die Vermuthung von Urlichs (Skopas, p. 72), daß Askaros von Theben aus der Schule des Kanachos hervorgegangen ſei. — Kanachos von Sikyon, vielleicht ein Nachkomme des vorigen, wird von Plinius (34, 50) unter den Künſtlern der 95. Ol. angeführt und war nach Pauſanias (II, 13. 7) ein Schüler des berühmten Polykleitos. Mit anderen Künſtlern der Schule von Argos war er an der großen Gruppe, welche die Lakedämonier zur Erinnerung an den Sieg von Aegos-Potamos in Delphi aufſtellten, betheiligt (Pauſ. X, 9. 10). In Olympia ſtand von ihm die Statue eines Fauſtkämpfers Bykelos. — Kanachos, ein dritter Bildhauer dieſes Namens, iſt neuerdings durch eine Inſchrift aus Hyettos in Böotien bekannt geworden (Bull. de corresp. hellén. 1878, p. 506, cf. Bezzenberger, Beiträge II, 29). (*Th. Schreiber.*)

Kanagawa, japaniſche Hafenſtadt, in neuerer Zeit mit dem nahen Yokuhama (ſ. d. Art.) zu Einem Handelsplatz vereinigt.

Kanakas, Kanaken, die Bewohner der Sandwichsinſeln (ſ. d. Art.).

KANAL, im allgemeinen ein künſtlich hergeſtellter Waſſerlauf (ſ. Kanäle), nennt man in der Oceanographie einen Meerestheil, welcher auf zwei einander entgegengeſetzten Seiten von Land begrenzt iſt und nach beiden Enden hin zwei Meere miteinander in Verbindung bringt. Der Name iſt alſo gleichbedeutend mit Meerenge, Sund oder Straße. Ausnahmsweiſe findet ſich auch ein ſchmaler, nach innen ſich ſpitz verſchmälernder Meerbuſen einmal Kanal genannt, wie der Kanal von Briſtol in England.

Als Eigenname gehört das Wort einem Theile des Atlantiſchen Meeres, welcher dieſen Ocean mit der Nordſee in deren ſüdlichen Theilen verbindet und zugleich England von Frankreich trennt. Bei den Alten Mare Britannicum (bei Pomp. Mela), genannt, heißt er bei den Engländern der Engliſche oder Britiſche Kanal (English oder British Channel), bei den Franzoſen La Manche (der Aermel), und iſt das am meiſten befahrene Meer der Welt. Seine Fläche iſt etwas größer als die von Irland oder gleich der von Andaluſien, 1566 geogr. □M. oder 86,230 □Kilom. Nach WNW. verſchmälert er ſich anſehnlich, und wird im 4. Meridian W. von Paris durch die Halbinſel Cotentin und die Inſel Wight gewiſſermaßen in eine öſtliche und eine weſtliche Abtheilung geſchieden. Im Weſten iſt die Entfernung der Inſel Oueſſant (engl. Uſhant) bis zum Cap Landsend 180 Kilom.; 3,5° öſtlicher hat er zwiſchen Cancale und der Mündung der Exe ſeine größte Breitendimenſion, nämlich 249 Kilom.; zwiſchen der Pointe de Barfleur und der Südſpitze der Inſel Wight 97 Kilom., und im Oſten an ſeiner ſchmalſten Stelle, dem Pas-de-Calais oder der Straße von Dover, dem Fretum Gallicum oder Britannicum der Alten, hat er nur 32 Kilom. Breite. Seine Länge beträgt 560 Kilom. — Den Boden bildet in überwiegendem Theile Sand, aber auch in anſehnlicher Ausdehnung mehr oder weniger zerkleinerter Fels und zwar von Oueſſant bis zum nördlichen Theil von Cotentin hin, alſo faſt den Buſen St.-Malo erfüllend, und von hier in einem breiten Streifen hinüberführend nach Landsend, ſowie von Cotentin in einem noch breiteren Streif gegen Portland und Wight hin; endlich in geringerem Umfange innerhalb der Straße von Dover. Die Tiefenlinie von 100 Meter läuft von Oueſſant geſchlängelt weſtlich um die Scilly-Inſeln herum; die 50-Meterlinie bleibt beiden Küſten ziemlich nahe, entfernt ſich jedoch anſehnlich im St.-Malo-Buſen, ſodaß ſie weſtlich um die Kanal-Inſeln läuft, und bleibt auch von der Nord-Oſt-Ecke von Cotentin bis 1° 40′ weſtl. Länge weit von der franzöſiſchen Steilküſte entfernt, während ſie der Küſte Englands näher liegt. Der 5. Meridian, welcher Guernſey und Portland berührt, durchſchneidet in 49° 50′ nördl. Breite die ſchmale, von Süd-Weſt nach Nord-Oſt gerichtete, 3 Kilom. lange und 6 Kilom. breite Foſſe centrale, wo innerhalb einer 100 Meter-Umgrenzung im Süd-Weſten ſich 115 Meter finden, im 5. Meridian 150 Meter und im Nord-Weſten bei Alderney 174 Meter, alſo das tiefſte Loch des Kanals.

Der Kanal iſt für ein gefährlicheres Waſſer verſchrien, als er in der That verdient; aber doch kann der Schiffer in demſelben nie das Loth entbehren, das ja für Tiefen von 2—3 Faden ſichere Auskunft gibt; die Annäherung an die Küſten muß ſtets ſehr vorſichtig geſchehen, weil die Ab- und Zunahme der Tiefe zu unregelmäßig iſt. Am beſten geſchieht der Eingang in den Kanal auf der Weſtſeite zwiſchen 45° 15′ und 45° 25′ nördl. Breite. Die von Weſten kommende Flut, welche in einen immer enger werdenden Bereich vordringt, wird im Pas-de-Calais hoch und heftig, ſchwillt und wird unruhig. Mitten im Kanale kehrt die Strömung um, je nachdem die Flut ſteigt oder fällt; an manchen Stellen, wie zwiſchen Havre und Wight, geſchieht die Umkehr plötzlich, und die Strömung geht von Oſten nach Weſten über; an andern wendet ſie ſich allmählich, bald in dem entgegengeſetzten Sinne eines Uhrzeigers, wie zwiſchen dem Cap la Hague und Start-Point, bald in demſelben Sinne wie ſolcher Zeiger, wie im Oſten von Start-Point. Nahe den Küſten Frankreichs und Englands ſind die Strömungen, obwol auch wechſelnd, doch regelmäßiger, und faſt immer von Weſten nach Oſten oder von Süden nach Norden gerichtet; eine der heftigſten iſt die des Raz Blanchard, welche bei ſteigendem Waſſer nach Nord-Oſt, bei fallendem nach Süd-Weſt gerichtet iſt, und eine Geſchwindigkeit von 8 Knoten (14,800 Meter) und mehr in der Stunde erreicht. Die Nebel ſind im Kanale überaus häufig. Luftſpiegelung ſieht man bei ſchönem Wetter nicht ſelten über der Küſte Frankreichs. Die Weſtwinde, welche die Seeleute vents d'aval (thalabwärts) nennen, und namentlich die Süd-Weſt-Winde, welche während zwei Drittel des Jahres wehen, beſonders im November bis März, bringen oft Stürme und erhöhen die Gewalt der Flut. Iſt der Süd-Weſt

Digitized by Google

im öſtlichen Theile des Kanals von heftigen Regen begleitet, ſo ſpringt er oft plötzlich in Nord-Weſt und ſogar in Nord-Oſt um.

Verfolgen wir zunächſt die Küſte von Frankreich (nach Levaſſeur, La France, 1875). Die Weſt-Seite der Bretagne geht beim Rocher du Four aus der Süd-Nord-Richtung in die Weſt-Oſt-Richtung über. Weſtlich davon liegt die granitiſche Inſel Oueſſant, berühmt durch die Seeſchlachten von 1778 und 1794, und die Reihe von Inſeln und Felſen: Molène, Béniguet, Chauſſée der Pierres noires u. ſ. w., welche den ehemaligen Zuſammenhang dieſer losgeriſſenen Spitze mit dem Feſtlande andeuten; zwiſchen ihnen führen gefährliche Paſſagen hindurch mit gewaltiger Strömung. An der Küſte liegen die Porſal-Felſen, die Pointe de Corſen mit ihrem Leuchtthurme, der weſtlichſte Punkt Frankreichs, und die St.-Mathieu-Spitze, den Schiffern der bekannteſte Punkt mit ihrem ſich alle 30 Secunden verdunkelnden Leuchtfeuern. Die Weſt-Ecke von Oueſſant iſt der Leuchtthurm von Créach, 44 Kilom. weit ſichtbar. Nach Oſten iſt die Küſte durch ihre Klippen und die wechſelnden Flutſtrömungen gefährlich; manche der zahlreichen Klippen bleiben ſtets trocken, wie die Sieben-Inſeln und der Triagoz mit ihren Leuchtfeuern. Einen halben Grad weſtlicher folgt das Cap Héaux de Bréhat und der Sillon de Talber, eine natürliche Kieſel-Chauſſée, der nördlichſte Punkt der Bretagne. Die ganze granitiſche Küſte ſtarrt von Felſen, die von Sand begrenzt werden. Nun folgt der relativ flache Buſen von St.-Malo, weniger als 50 Meter tief; zwiſchen Jerſey und dem innerſten Buſen iſt keine Stelle tiefer als 10 Meter; hier iſt der Zuſammenhang mit den Kanal-Inſeln in hiſtoriſcher Zeit durch das Meer gelöſt worden. Dieſe Nordküſte der Bretagne iſt die felſigſte und zerriſſenſte von ganz Frankreich. Sie beginnt bei der Mündung des Couesnon im Oſten, gegenüber vom St.-Michels-Berge, mit dem flachen Sandſtrande, welcher den ganzen Hintergrund der St.-Michels-Bai einfaßt; ein Granitdamm ſchützt die fruchtbare Strecke von Dol. An der Weſtſeite der Bai erhebt ſich die Küſte und der Granit erſcheint; der Strand verſchwindet nördlich vom kleinen Hafen Cancale, und es beginnt eine Felſenküſte, wo man in der guten Rhede von Cancale vor der Fülle der berühmten Auſtern nicht fiſchen kann. Weiter weſtlich peitſcht das Meer die Felsbrocken der Küſte, deren letzte den Hafen von St.-Malo decken und deren einer das Grab Chateaubriand's umſchließt. St.-Malo, an der Rance-Mündung, und das jüngere, aber ſchon volkreichere St.-Servan ſteht auf einer Halbinſel und iſt der Haupthafen dieſer Nordküſte der Bretagne. Weſtlicher treten überall ſteile Granitſpitzen ins Meer, geſäumt von ausgedehntem Sandſtrande, der bei der Ebbe trocken iſt; am weiteſten tritt Cap Frehel, an einer Felshalbinſel, vor, von wo in 72 Meter Höhe der Leuchtthurm auf 44 Kilom. weit hinſtrahlt. Nun entwickelt ſich weſtlich die Bai von St.-Brieuc mit ihren weiten Sand- und Steinſtrecken, und bei der Mündung des Gouet liegt der Hafen von St.-Brieuc, genannt le Légué. Die noch weiterhin felſige, faſt ſteile und gezähnte Küſte ſetzt ſich nach Nord-Weſten fort; man findet hier die Anſe (Bucht) von Paimpol, das Aeſtuar der Trieux, einige gute Fiſcherhäfen, und am Ende einen langen Strand ganz mit Inſelchen geſäumt, welche Reſte der unabläſſig vom Meere gepeitſchten Halbinſel zu ſein ſcheinen; die wichtigſte iſt die Inſel Bréhat, deren Hafen Kriegsſchiffe aufnehmen kann; die nördlichſten ſind die Felſen Héaux de Bréhat, deren Spitzen auch beim höchſten Meere noch mehr als 10 Meter hervorragen; auf ihnen ſteht ein Leuchtthurm, wie auch auf den 35 Kilom. von der Küſte entfernten, mitten in den Fluten aufragenden Douvres-Felſen.

Nun folgt die Weſtküſte der Halbinſel Cotentin, vom Cap de la Hague bis zum St.-Michel-Buſen, von Norden nach Süden. Der Rand des Plateau tritt mit dem Nez de Jobourg und Nez de Flamanville an das Meer vor, und dieſe beiden Caps ſchließen die Bucht von Vauville ein. Südlicher folgen noch weiterhin Sandſtrand und Dünen, nur unterbrochen durch die Roſel-Spitze, Cap Carteret und die verſandeten Mündungen von Port-Bail, St.-Germain ſur Ay und Regnéville. Der vortretende Fels von Granville bezeichnet das Ende dieſer mit Felſen geſäumten Küſte, von der nach Süden hin das Meer immer flacher wird. — Die Oſtküſte von Cotentin. Von der Mündung der Douve im Süden bis la Hougue oder Hogu iſt ein ſandiger Dünenſtrand, weiter im Innern eine Reihe von Hügelrändern; bis auf 6 Kilom. ins Meer treten zwei Sandbänke, welche ſich an die beiden Inſelchen St.-Marcouf lehnen. Das Fort la Hougue, auf Felſen gebaut und durch eine Chauſſée mit dem Lande verbunden, ſchützt die Rhede von la Hougue, dem einzigen guten Schutz, welchen bei Unwettern die Schiffe weſtlich vom Seine-Buſen finden. Dort wurden nach der ruhmvollen Seeſchlacht, welche 1692 Trouville den an Zahl weit überlegenen Engländern geliefert, zwölf franzöſiſche Schiffe, welche hier Zuflucht geſucht hatten, durch den Feind verbrannt. Von St.-Vaaſt und der kleinen befeſtigten Inſel Tatihou, welche zur Ebbezeit mit dem Lande verbunden iſt, bis zur Saire-Spitze zieht ſich eine kleine Bai hin; darauf folgt eine niedrige granitiſche Küſte, mit gefährlichen Felſen geſäumt, im Rücken beherrſcht von einigen Rändern, und führt von der Saire-Spitze zum Hafen und der Pointe de Barfleur, aus niedrigen Felſen gebildet, auf denen ſich zwei Leuchtthürme erheben mit dem Lichte in 71 Meter Höhe. An dieſen Felſen bildet ſich die Raz de Barfleur, welche die Schiffer fürchten, hier an der Nord-Oſt-Ecke von Cotentin. — Nun wendet ſich die Küſte plötzlich nach Weſten und beſchreibt einen Bogen bis zum Cap la Hague, einem ſyenitiſchen Vorgebirge, das ſanft abſinkt, bis die wüthenden Wogen dagegenſchlagen. Das Ufer beſteht bis dahin ganz aus granitiſchen oder cambriſchen Felsmaſſen, die den Wellen trotzen, und bietet dem Meere nacheinander das Cap Lévi, die Inſel Pelée und die Pointe de Querqueville, zwiſchen denen der rieſige Damm des Hafens von Cherbourg liegt.

Von der Pointe de Barfleur bis zum Cap Antifer

Digitized by Google

dehnt ſich der 103 Kilom. breite Seine-Buſen hin; der im allgemeinen nach Oſten gerichtete Flut- und der nach Weſten gerichtete Ebbe-Strom machen ſich mit Gewalt fühlbar; das Meer erreicht dort nirgends 40 Meter Tiefe. Drei Leuchtthürme ſind hier ausreichend: im Oſten der des Cap la Hève, im Weſten der der Pointe de Barfleur, in der Mitte der von Ver. Weſtlich von der Seine-Mündung ſtreicht die Küſte nach Süd-Weſt und bietet faſt durchweg einen ſchönen Sandſtrand, welchen an manchen Stellen die Kreide-Falaiſen des Auge-Landes und andere Felſen, wie die Roches-Noires, beherrſchen und unterbrechen. Da finden ſich die Mündungen der Touques und der Dives. Die während des Sommers von den Badegäſten viel beſuchten zierlichen Dörfer drängen ſich nebeneinander: Trouville, Villers, Houlgate, Dives, wo Wilhelm der Eroberer ſich nach England einſchiffte, Cabourg u. ſ. w. Zwiſchen der Dives und Orne treten die Falaiſen an die Stelle der Dünen. Jenſeit der ſchlammigen Mündung der Orne, wo ſich der kleine Hafen Ouiſtreham befindet, nimmt die Küſte die Richtung nach Weſt-Nord-Weſt; hier findet man noch den Sandſtrand und die Seebäder Lion, Langrune, Courſeulles, Arromanches, aber das Land hat keine Falaiſen; indeß auf Seite des hohen Meeres iſt der Strand von einer Schnur niedriger und gefährlicher Felſen begrenzt, den Felſen von Lion, den Bernières-Inſeln, dem Plateau des Calvados, eine Felsbank, welche zum Theil trocken bleibt und ihren Namen im 16. Jahrhundert nach einem der Schiffe der unüberwindlichen Flotte erhalten hat, welches in dieſer Brandung ſcheiterte. Weſtlich vom Calvados iſt die Küſte im allgemeinen wenig hoch; ſie zeigt eine Folge von ſandigem Strande, Dünen, cultivirten Anhöhen und kleinen Falaiſen bis zur Pointe de la Percée, weſtlich von der ſich eine hohe Falaiſe findet, dann ein ſehr niedriges Ufer, und weiterhin die langen und niedrigen Felſen von Grand-Camp. Dieſe Felſen ſäumen eine ſchlammige, 7,5 Kilom. breite Bai, der Große Vey genannt, welche zur Ebbezeit faſt ganz waſſerlos wird, ſodaß die Bank der Ravine und des Grand Vey trocken werden; im Hintergrunde dieſer Bai münden die Vire und die Taute, und dort ſind die Häfen von Iſigny und Carenton.

Der nächſte Küſtenſtrich reicht bis zur Somme-Mündung. 20 Kilom. ſüdlich von dieſer hören die Sümpfe und Dünen, welche ſich nördlicher hinziehen, auf. Beim Dorfe Ault erhebt ſich die Küſte plötzlich in Falaiſen; ſie nimmt die Richtung nach Süd-Weſt und zieht in ſehr leichter Krümmung fort, indem ſie überall dem Meere eine 100 und mehr Meter hohe, rieſige Mauer aus weißer oder gelblicher Kreide entgegenſtellt. Dies iſt die Falaiſe des Landes Caux, in welche die Waſſerläufe hier und da tiefe und grünende Riſſe eingegraben haben. In jedem Einſchnitte befindet ſich ein kleiner Hafen- oder Badeort: Tréport an der Bresle, Dieppe an der Arques-Mündung, St.-Valéry-en-Caux, Étretat mit ſeinen durch die Wogen phantaſtiſch geköpften Falaiſen. Der 50 Kilom. weit tragende Leuchtthurm der Ailly-Spitze und der weniger wichtige von Fécamp erleuchten dieſe Küſte. Beim 100 Meter hohen Cap Antifer wendet ſich dieſelbe nach Süd-Süd-Weſt, und bildet eine gleichförmige Falaiſen-Mauer bis zum Cap de la Hève, welches ſteil 105 Meter vom Meere aufſteigt, und deſſen Fuß beſtreut iſt mit den unabläſſig von den Wogen zernagten Trümmern der Falaiſe. Das Leuchtfeuer auf dem Cap hat 121 Meter Höhe über der Meeresfläche und läßt vom Oſtpunkte der Seine-Mündung ſein elektriſches Doppellicht 56 Kilom. weit ſehen. Steigt man von der Falaiſe nach Süd-Weſten hinab, ſo erreicht man bald durch das zierliche Dorf St.-Adreſſe den größten Handelshafen Frankreichs am Atlantiſchen Meere, le Havre, und das Aeſtuar der Seine, in welches ſich die Flut in Geſtalt einer furchtbaren Barre ſtürzt. Zahlreiche Sandbänke, die einen beweglich, die andern feſtliegend, wie der Amfard und der Ratier, machen die Schiffahrt dieſer Küſte noch unbequem trotz der zahlreichen bisjetzt dort ausgeführten Verbeſſerungen. Oeſtlich von der Linie, welche le Havre mit der Mündung der Dives verbinden würde, findet man zur Ebbezeit nirgends mehr als 5 Meter Waſſer.

Von der Somme läuft die Küſte gerade nach Norden bis zum Cap Gris-Nez, und von da bis zum Cap Blanc-Nez nach Nord-Oſten. Hier iſt die bergige und von Jura-Falaiſen geſäumte Küſte des Boulonnais; hier der kleine Hafen Ambleteuſe an der Mündung der Slack, und an der Mündung der Liane der große Hafen von Boulogne, wo die Flut höher ſteigt als in den übrigen Häfen dieſer Küſte. Südlich neben Boulogne liegt Cap Alpreck. Von dieſem bis zur Somme iſt die Küſte wieder niedrig, mit Dünen und hier und da mit Sümpfen geſäumt. Hier münden die Canche, an der der Hafen Étaples liegt; die Authie, die in einer ſchlammigen Bai endet; die Somme, an welcher der Hafen St.-Valéry liegt und deren Bai, noch größer und ſchlammiger, zur Ebbezeit faſt trocken iſt. In den kleinen Häfen dieſer Waſſerläufe bereitete Napoleon I. 1804 die Flotille vor, mit deren Hülfe er England vernichten wollte. Mehrere Sandbänke, von denen einige Auſternbänke tragen (die Baſſure de Bas, die Bänke der Somme), legen ſich an dieſe Küſte, wo das ſehr wenig tiefe Meer den Schiffern keineswegs gaſtlich iſt, namentlich wenn Süd-Weſt- oder Nord-Weſt-Wind herrſcht.

Es folgt nun der Pas-de-Calais, 32 Kilom. breit, in der Mitte 55 bis 62 Meter tief, der zwiſchen dem engliſchen Cap South-Foreland und zwei Caps an Frankreichs Küſte ſich ausbreitet: dem Blanc-Nez (das kleine 60, das große 105 Meter hoch), im Rücken beherrſcht von Falaiſen, und dem 51 Meter hohen Gris-Nez. Von der hohen Falaiſe des letzteren Caps, an welcher das Meer unabläſſig nagt, oder von dem 120 Meter hohen Kuppelberge erkennt man die Küſte von Dover, deren Falaiſen durch die Uebereinſtimmung der Geſteinsſchichten den Beweis liefern, daß hier in verhältnißmäßig neuer Zeit England von Frankreich getrennt worden iſt. Ueberall erſcheinen in dieſer Straße zahllos auftauchende Segel und Rauchſtreifen, beweiſend, daß wir in einem Haupt-Schiffahrts-Bereiche ſtehen. Der Pilot, welcher

Digitized by Google

beim Eingange die Bänke Colbart und Varne oder Rothe Bank vermeiden muß wegen der Wirbel und Wellen, welche ſie verurſachen, und welcher überall Strömungen zu fürchten hat, wird zur Nachtzeit durch eine unausgeſetzte Reihe von Leuchtfeuern geleitet. Zwiſchen Cap Alprech und Beachy-Head im Süden, Dunkerque und North-Foreland im Norden ſtehen 25 Leuchtfeuer an Häfen. Das auf dem Gris-Nez, 69 Meter über der Fluthöhe, iſt auf 40 Kilom. Ferne ſichtbar. Im Pas-de-Calais kommt die Flutwelle aus der Manche und macht ſich bis Süd-Foreland und Calais merklich; dort begegnet ſie aber einer andern, welche aus der Nordſee ihr entgegenkommt.

Gehen wir zur Küſte Englands über*), ſo finden wir an derſelben von Cap Landsend bis Beachy-Head ſechs flache Ausbuchtungen, alſo eine viel geringere Mannichfaltigkeit der Bildung als an der Küſte Frankreichs. Ganz im Weſten, zwiſchen 8 und 9° weſtl. Länge von Paris, liegen im 50° nördl. Breite die Scilly-Inſeln oder Sorlingues; dieſelben bergen keine Metallſchätze; den Namen Kaſſiteriden oder Zinn-Inſeln, womit Großbritannien und Irland bezeichnet wurden, haben erſt die Römer fälſchlich auf dieſe Gruppe kleiner Inſeln übertragen (H. Kiepert). Dieſelben liegen 33,6 Kilom. weſtlich von Cap Landsend, und nehmen, ihrer 48, im ganzen 2,1 geogr. □M. oder 111,75 Kilom. Fläche ein. Fünf derſelben ſind bewohnt: St.-Mary, St.-Agnes, St.-Martin, Trescow und Bryer, im ganzen mit 2590 Bewohnern; 18 der übrigen können Gras tragen und Weide bieten, 25 aber ſind unfruchtbar, alle aber gehören den Möven und Kaninchen. Von dieſen Inſeln kommen Kartoffeln und Hummern tonnenweiſe nach London und Briſtol. Kohlen und Waſſer führen ihnen die Dampfer zu, auch Mehl, Brot und Holz. Von Süd-Weſten und Weſten her iſt die Annäherung an dieſelben gefährlich; man ſieht ſie aber ſchon in 24 Kilom. Entfernung. Die größte derſelben, St.-Mary, 3,2 Kilom. lang und etwas weniger breit, dazu 39 Meter hoch, trägt eine kleine Stadt von 204 Häuſern, mit einer Kirche, zwei Kapellen, drei Schulen, mit mehrern Brunnen und einem Teiche. — Auf dem ſteilen Felſen Landsend, deſſen Nord-Ecke 100 Meter Höhe hat, ſtehen die Kirchen St.-Buryan und Sennen, in 149 und 109 Meter Höhe; von der Süd-Oſt-Ecke, Tol Peden Penwith genannt, im Nord-Nord-Weſten 5 Kilom. entfernt, zieht ſich eine Gruppe hoher, abgelöſter Felſen hin, die Longſhips-Rocks, welche zwei Leuchtthürme tragen. Oeſtlich breitet ſich die Mounts-Bai bis zum Cap Lizard aus, an welcher Penzance und Ludguan liegen, und welche ſüdlich von erſterem 110 und öſtlich von letzterem 102 Meter Höhe hat. Penzance, wo die Flut 5,15 Meter Höhe erreicht, beſitzt Werft und Trockendock und zwei Molen, deren nördliche 523 Meter lang iſt. Die Stadt hatte 1871 10,406 Einwohner und 1874 beſaß ſie 97 eigene Schiffe von 7187 Tons; es liefen in den Hafen ein 825 Schiffe von 60,744 Tons. Auf dem 62 Meter hohen Cap Lizard ſtehen zwei 18,3 Meter hohe Leuchtthürme, deren Licht ſich in 70 Meter Höhe befindet. — Von Lizard bis Start-Point, im 6. weſtlichen Meridian, reicht die nächſte, 112 Kilom. weite Bucht, an welcher faſt nördlich von Lizard Falmouth liegt. Im Weſten daneben erhebt ſich in 70 Meter Höhe Pendennis-Caſtle. Der Hafen der Stadt ſchneidet bis 6,4 Kilom. weit fjordartig nach Norden in das Küſtenland hinein. Die Stadt hatte 1871 5300 Einwohner, beſaß 131 Schiffe und 606 Fiſcherboote und zwei Docks; es liefen 1874 ein: 815 Schiffe von 111,046 Tons. Oeſtlicher folgt Plymouth mit Devonport an der Mündung des 13 geogr. M. langen, in den Mooren bei Moorwinſtow, der Nord-Weſt-Spitze von Cornwall, entſpringenden Tamar, in deſſen Aeſtuar die Flut auf 3,7 geogr. M. hinaufgeht. Dieſer große Handelsplatz, welcher 342 Schiffe von 39,981 Tons nebſt 11 kleinen Dampfern beſitzt und in deſſen Hafen 1874 3522 Schiffe von 596,410 Tons einliefen, beſitzt zwei Häfen, Hamoaze und Catwater; erſterer iſt die Tamar-Mündung. Zwiſchen beiden führen drei Einfahrten hindurch: Stonehouſe-Pool, Mill-Bay und Sutton-Pool. Der 1812 begonnene prachtvolle Wellenbrecher iſt 1554 Meter lang, auf gemauertem Grunde aus Granit und Kalk aufgeführt, darauf ſteht ein 23 Meter hoher Leuchtthurm und in der Mitte liegt ein elliptiſches Fort. Das große Dockwerft nimmt eine Fläche von 28,6 Hektaren ein, iſt 2133 Meter lang und hat drei Trockendocks von 81, 64 und 127 Meter Länge. Das Keyham-Dampf-Werft iſt 29,2 Hektaren groß. Auch im ſüdlichen Baſſin liegen drei Trockendocks von 139, 90 und 106 Meter Länge. Der nördliche der beiden nach Weſten abgehenden Zweige des Aeſtuars führt bis Saltaſh, wo die 652 Meter lange Royal-Albert-Eiſenbahn in 30 Meter über dem Hochwaſſer über ihn hinüberführt. Das Fabrikweſen dieſer Handelsſtadt umfaßt Zuckerraffinerie, Darſtellung von Seife, Stärke, Papier und Blei. Im Süd-Oſten folgt die Bigbury-Bai bis zum 127 Meter hohen Bolt-Head, und dann der Salcombe-Hafen bei einem Oertchen, das 1600 Einwohner zählt und drei Werfte beſitzt. Nun folgen Prawle-Point und Start-Point und damit die nächſte Bucht. Aber ſüdlich von Plymouth, von dem ſüdlich ihm vorliegenden 107 Meter hohen Penlee-Head 13,6 Kilom. nach Süd-Süd-Weſt, 61,6 Kilom. von Cap Lizard, erhebt ſich aus dem Meere der Eddyſtone-Leuchtthurm. Am Nord-Weſt-Ende eines vom Meere bedeckten Felſens ſteht der aus Granit gebaute, runde, von unten bis oben 27,13 Meter hohe Thurm, mit rothen und weißen horizontalen Streifen umzogen. In 22 Meter Höhe trägt er ein feſtes, weißes Licht, welches 21 Kilometer weit ſichtbar iſt; bei Nebel erfolgen jede halbe Minute fünf ſchnell aufeinander folgende Glockenſchläge.

Die nächſte, öſtlicher gelegene Bucht reicht 73 Kilom. weit von Start-Point bis zur Spitze Bill of Portland und beſchreibt etwa den dritten Theil eines Kreiſes. Zunächſt liegt in der Start-Bai die gefährliche Skerries-Bank, mit 2,7, 3,7 bis 7,3 Meter Waſſertiefe. Am Nord-

*) (The Channel Pilot, part I. 1878).

Digitized by Google

Ende dieſer Bai erheben ſich bei Dartmouth Granit-Tors, z. B. der 465 Meter hohe Rippon-Tor. Der mit tiefem Waſſer verſehene Ort hat ſehr regen Verkehr, obwol nur 5000 Einwohner. Neben ihm liegt die maleriſche alte Petrox-Kirche und ein Schloß. Dartmouth hat Werfte und beſitzt 158 Schiffe von 13,472 Tons nebſt 10 kleinen Dampfern. Unfern nördlich folgt die Tor-Bai bis Hopes Neß, an deſſen weſtlichem Fuß Torquay liegt, 0,8 Kilom. davon entfernt, wie auch von dem ſüdlicheren 55 Meter hohen, aus Kalk beſtehenden Berry-Head. Der Seebadeort Torquay liegt maleriſch da, wo zwei Thäler zum Meere auslaufen. Er hat Molen, aber der Binnenhafen iſt zur Ebbezeit trocken. Das ſüdlich beim Berry-Head gelegene Brixham mit 7000 Einwohnern beſitzt ebenfalls mehrere Werfte. Nördlich folgt Teignmouth mit einem danebenſtehenden 53 Meter hohen Neß aus rothem Sandſtein. Es beſitzt 49 Schiffe von 5998 Tons, und in ſeinen Hafen liefen 1874 ein 449 Schiffe von 47,082 Tons. Demnächſt an der Mündung der Exe Exmouth, eine Stadt von 7000 Einwohnern, welche ein Schwimmdock von 183 Meter und dabei ein Trockendock von 76 Meter Länge beſitzt. — Im Nord-Oſten bei Sidmouth erheben ſich der 163 Meter hohe Salcombe und der 152 Meter hohe High-Peak. Ueber die Axe-Mündung und Lyme-Regis gelangen wir zur Portland-Halbinſel, welche bis 2,4 Kilom. breit und 5,6 Kilom. lang iſt und mit der Bill of Portland endigt. Sie hängt mit dem Feſtland zuſammen mittels eines 200 Meter breiten, 13 Meter über dem Waſſer erhobenen Iſthmus aus grobem Schiefer, dem öſtlichen Ende einer merkwürdigen erhobenen Strandlinie, als Cheſil-Bank (Kieſelbank) bekannt. Der Vern, nahe dem Nordende der Halbinſel, hat 150 Meter über dem Hochwaſſer; der Knopf der St.-Georgenkirche in der Mitte der Halbinſel 122 Meter. Auf ihr ſtehen zwei Leuchtthürme und eine Baake; in gewaltigen Steinbrüchen wird der ſchöne Fels ausgebeutet, aus welchem ein großer Theil Londons gebaut iſt. Aber das Meer nimmt jährlich 1 Fuß von der Breite der Landzunge fort. Auf allen Seiten umgibt ſie tiefes Waſſer, das eine ſehr heftige Flut-Race erzeugt. An der Nord-Oſt-Seite der Landzunge wird durch einen 2750 Meter langen Wellenbrecher ein 572 Hektaren Fläche umfaſſender Nothhafen gebildet. 3,6 Kilom. im Süd-Oſten der Spitze liegt die ſehr gefährliche Shambles-Bank.

In der nächſten kleinen Bucht, vom Bill of Portland bis Durlſton Head, alſo zwiſchen den Halbinſeln Portland und Purbeck gelegen, iſt zunächſt an Portland Weymouth ein beliebtes Seebad entſtanden. Es iſt durch eine Drahtbrücke mit dem daneben gelegenen Melcombe-Regis verbunden, und zählt mit dieſem 13,257 Einwohner; es beſaß 1874 44 Schiffe von 3569 Tons nebſt 6 kleinen Dampfern.

Von Durlſton Head bis Selſea-Bill reicht die ſehr mannichfaltig durch Vor- und Zurücktreten der Küſte geſtaltete Strecke, vor welcher die Inſel Wight liegt. Gleich nördlich von erſterem Cap bildet ein Buſen faſt einen Binnenſee, der in die Höhen eingreift, und an deſſen Nordſeite liegt Poole, ein Ort von 10,129 Einwohnern, die bedeutenden Außenhandel treiben. Der Ort hat große Quais, beſitzt 61 Schiffe von 5755 Tons nebſt 4 kleinen Dampfern, und es liefen 1874 in ihn ein 689 Schiffe von 55,557 Tons. — Am Weſt-Ende der Inſel Wight ſteigen die aus weißem Kalk beſtehenden Felſen ſenkrecht aus dem Meere auf, welche the Needles heißen. Auf dem äußeren Nadelfels erhebt ſich ein weißes Leuchthaus, und am Meere liegt Hurſt-Caſtle, daneben Batterien; auf Hurſt-Point gewahrt man zwei Leuchtthürme von 15,8 und 25,9 Meter Höhe. Im Innern von Wight liegt die Hauptſtadt Newport. 20 Kilom. im Süd-Weſten von den Nadeln ſteht St.-Catherines Leuchtthurm, und bis dahin ſteigt die ſüdliche Küſtenebene an und weiter bis zum Süd-Oſt-Punkt der Inſel Dunnoſe, über welchen ſich St.-Boniface-Down 235 Meter hoch erhebt. Darauf ſenkt ſich das Land wieder bis zu dem 65 Meter hohen Culver-Kliff. Das Süd-Ende der Inſel iſt der höchſte Punkt derſelben, der 245 Meter hohe St.-Catharinen-Berg, 1,6 Kilom. innerhalb, nördlich vom Cap. Längs der Uferklippe ziehen ſich hier die 150 Meter hohen ſteilen Undercliffs hin: der niedergebrochene Küſten-Felsrand, und zwar bis Dunnoſe. Am nördlichſten Punkte der Inſel liegt zu beiden Seiten des Medina-Fluſſes Weſt- und Oſt-Cowes, ein Haupt-Bade- und Jacht-Ort und Station des königlichen Jacht-Geſchwaders. Der Ort hat 2,7 bis 4,3 Meter Waſſer bei Ebbe, Werft und Trockendock und treibt großen Handel. Nahe ſüdöſtlich erheben ſich die beiden Thürme der königlichen Osborne-Villa, des Sommerſitzes der Königin. — Auf der Nordſeite der Needles befindet ſich der Eingang zu dem Solent genannten Kanal zwiſchen Hurſt-Point und dem Eingange zum Southampton-Waſſer; in ihn münden der Lymington- und der Newtown-River. Bis auf die ſchlammigen Solent-Bänke iſt er gefahrlos. Southampton-Water iſt einer der ſchönſten engliſchen Häfen mit ganz ſicherem Zugange. Das Flut-Baſſin hat 5,5 Meter Waſſer bei niedrigſtem Stande und iſt von einem 1000 Meter langen Quai, von ausgedehnten Speichern u. ſ. w. umgeben. Das Schwimmdock, von 4 Hektaren Fläche, iſt 235 Meter lang und 160 Meter breit; es hat bei niedrigſtem Waſſer 7,6 Meter Tiefe. Drei große Trockendocks ſind vorhanden, umgeben von 1524 und 1830 Meter langen Quais. Die 3 Stunden lange Eiſenbahn von London führt bis an die Docks. Ein Quarantäne-Etabliſſement iſt vorhanden. 1874 liefen ein 4750 Schiffe von 982,957 Tons. — Das Waſſer im Oſten des Southampton-Waſſers, zwiſchen dem öſtlichen Foreland von Wight und dem Selſea-Bill, heißt die Rhede von Spithead; von ihr nach Norden geht es in den Hafen von Portsmouth; an der Oſtſeite deſſelben liegt am Weſtrande der Halbinſel, oder Portſea-Inſel, wie ſie genannt wird, Portsmouth; nördlich daneben Portſea, und ſüdlich von Portsmouth, am Süd-Ende der Inſel, Southſea-Caſtel. Gegenüber auf der linken Küſte liegt zwiſchen dem Haslar- und Weevil-Creek die Stadt Gosport, und ſüdlicher ſtehen die Forts Gillicker, Monkton und Blockhaus; der ſo beſchützte Eingang iſt zwiſchen



Digitized by Google

dem Blockhaus im Weſten und dem Rundthurme im Oſten 238 Meter breit; weſtlich liegen das Kanonenwerft und das königliche Dock-Werft, 46 Hektaren groß. Die Hafenfronte hat 1067 Meter Länge. 1874 hatte Portsmouth im Beſitze 277 Schiffe von 18,780 Tons nebſt 23 kleinen Dampfern. — Aus dem Nordtheil des Hafens führt nach Oſten der Hilſea-Kanal nach dem öſtlichen Nachbar-Gewäſſer von Langſton, und von dieſem wieder öſtlich, zwiſchen den Inſeln Thoree und Hayling, die Hayling-Straße nach dem 25 Kilom. öſtlich von Portsmouth gelegenen Chicheſter. Spit-Sand iſt im Süden ein werthvoller Schutz des Hafens, zu welchem der Zugang zwiſchen dem Outer-Spit und den Horſe-Sands 0,6 Kilometer breit iſt.

Oeſtlich von Selſea-Bill folgt die lange Linie des Ouwers genannten faulen Grundes und der gefährlichen Felsmaſſen mindeſtens 8 Kilometer im Süd-Oſten. Mit Ausnahme des 9 bis 13 Meter tiefen Swaſh-away-Kanals iſt es eine einzige Leiſte gefährlicher Felſen. 1,6 Kilometer weſtlich von Selſea-Bill fangen die Ouwers an neben dem High-houſe bei der Selſea-Straße, und gehen in zwei parallelen Leiſten, die Straßen genannt, nach Oſten. In verſchiedenen Theilen ſind ſie mit verſchiedenen Namen belegt: ſo am Oſt-Ende die Mixon mit einem Leuchtthurme; die Dries, die Mittel-Ouwer, die Außen-Ouwer mit dem Elbogen; Eaſtborough-Head und Weſt-Head; daran ſchließen ſich die Felſen der Hooe-Bank; innerhalb dieſer langen Linie von Gefahren findet ſich der Looe-Strom, welcher bei Tiefſtand 4,9 Meter Waſſer hat.

40 Kilom. öſtlich von Selſea-Bill, in der Mitte zwiſchen Wight und Dunge-Neß, folgt der Hafen Shoreham, welcher ſo verbeſſert iſt, daß er alle ſchweren Schiffe bei Hochwaſſer aufnehmen kann. Er liegt an der Mündung des Adur, die Stadt hat 4000 Einwohner, beſitzt 141 Schiffe von 29,388 Tons, und es ſind 1874 eingelaufen 697 Schiffe von 68,394 Tons. — Nur 7,2 Kilom. öſtlicher folgt Brighton, ein Ort, deſſen Bewohnerzahl ſich innerhalb 50 Jahren vervierfacht hat, obwol keine Induſtrie vorhanden iſt, ſodaß ſie 1871 103,760 betrug. Längs der Küſte zieht ſich eine 5 Kilom. lange Reihe ſchöner Gebäude hin. — Mitten zwiſchen Brighton und Beachy-Head liegt an der Mündung der Ouſe Newhaven, ein Oertchen von 1800 Einwohnern, das 26 Schiffe von 2871 Tons und 8 kleine Dampfer beſitzt, und wo 832 Schiffe von 139,183 Tons einliefen.

Es folgt das 168 Meter hohe Beachy-Head, weiße Klippen, genannt die Sieben Schweſtern. Die größte Höhe, nämlich 191 Meter, hat Fairlight-Down, wo das Licht ſich in 182 Meter Höhe befindet. Die Klippe ſelbſt iſt grauer Sandſtein, und oben befindet ſich grünes Weideland. Der Strand öſtlich nach Haſtings iſt mit zahlreichen Martellothürmen beſetzt. Gerade in der Mitte zwiſchen Beachy-Head und Dunge-Neß liegen die Felſen Royal-Sovereign-Shoals, wo 1756 der Royal-Sovereign ſcheiterte. Nördlich davon finden wir Haſtings, zwiſchen Bexhill und Fairlight, dicht weſtlich an den Sandſteinklippen und zum Theil ſich im Thale zwiſchen den Höhen hinanziehend, auf denen die Ruine eines alten Schloſſes und drei Windmühlen ſtehen; die weſtliche Fortſetzung des Ortes iſt das aus ſchönen Villen beſtehende St. Leonard. Haſtings iſt ein wichtiger Fiſcher-Ort, und ſein Ufer iſt flach und felſig. — Rye-Harbour iſt im Bette des Fluſſes Rother gebildet, unfern von deſſen Mündung. Der Ort hatte 1871 8288 Einwohner, beſaß 88 Schiffe von 6911 Tons, und es liefen ein: 353 Schiffe von 23,560 Tons. — Oeſtlicher, zwiſchen ihm und Hythe, liegt der ausgedehnte Landſtrich Romney-Marſh, deſſen Süd-Oſt-Ende Dunge-Neß heißt. Hier ſteht in 137 Meter Höhe ein 28 Meter hoher Leuchtthurm. Davon öſtlich liegen an der Küſte die Sandbänke Newcombe, Swallow und Roar-Banks. Dann folgt bis Folkeſtone hin wieder längs der Küſte eine einzige Felſenleiſte. Der 5,6 Hektaren große Hafen von Folkeſtone gehört der Süd-Oſt-Eiſenbahn-Compagnie, deren Dampfer von hier nach Boulogne gehen. Die Stadt hat 12,694 Einwohner, und beſaß 1874: 32 Schiffe und 35 große Lugger, zuſammen von 3554 Tons. — Nur 9 Kilom. öſtlicher liegt an der Weſtſeite einer 12 Hektaren großen Bai Dover. Der 4,8 Hektaren umfaſſende Hafen, über welchem ſich auf der Höhe ein hiſtoriſches Schloß erhebt, iſt mit dem 2,4 Hektaren großen Granville-Dock und dem 4,6 Hektaren großen Pent oder Wellington-Dock verbunden. Er hat bei Nippwaſſer 4,3 Meter Tiefe. Die Admiralitäts-Mole iſt 667 Meter lang. Dover hatte 1871 28,270 Einwohner, beſaß 54 Schiffe von 4075 Tons, und es liefen ein 2132 Schiffe. — 9 Kilom. im Nord-Oſten, 32,8 Kilom. Oſt-Nord-Oſten von Dunge-Neß und 28,4 Kilom. von Gris-Nez erhebt ſich das kühne Kalkvorgebirge South-Foreland, an den horizontal hindurchgehenden Feuerſtein-Schichten kenntlich. Zwei Leuchtthürme, 21 und 15 Meter hoch, zeigen ihr Feuer in 113 und 84 Meter Höhe über dem Hochwaſſer.

Für große Schiffe beginnt in der Dover-Straße die gefährliche Fahrt zwiſchen Dunge-Nez und Gris-Nez. Hier liegen Bänke von grobem Sande und Muſcheln, deren hauptſächlichſte und gefährlichſte ſind: Varne mit 2,7 Meter Waſſer; Ridge oder Colbart mit 1,8; Baſſurelle mit 6,8 Meter; Vergoyer mit 3,66 Meter Waſſer. Beide erſtere, miteinander parallel gehend und gleichweit von England und Frankreich gelegen, befinden ſich recht in der Mitte des Hauptweges der Dover-Straße. Auch die Ridens ſind eine bedenkliche Kies- und Sandſteinbank, aber mit 18 Meter Waſſer. — 24 Kilom. nördlicher iſt das 18 bis 36 Meter hohe North-Foreland, aus faſt ſenkrechten Kalkklippen beſtehend, welche von der Nord-Oſt-Seite der Inſel Thanet die Seefronte bilden. Das Licht eines 26 Meter hohen Leuchtthurmes befindet ſich in 58 Meter Höhe. An der Küſte zwiſchen Süd- und Nord-Foreland ziehen ſich die Downs genannten zahlreichen Bänke hin, in deren Zwiſchenkanälen wol ein Schiff ankern kann; der gewöhnlich Downs genannte Kanal befindet ſich bei der Stadt Deal, zwiſchen Walmer-Caſtel und dem nördlichen Theile der Stadt. —

Digitized by Google

Die weiter öſtlich in der Dover-Straße gelegenen Goodwin-Sands ſind ſeit Herſtellung der beiden Leuchtthürme und der 19 Baken nicht mehr ſo gefährliche Sandbänke wie ehemals. Man unterſcheidet nördliche und ſüdliche Goodwins; die letzteren heißen auf der Oſtſeite Süd-Goodwin und Süd-Calliper, auf der Weſtſeite Bunt und Fork. Beide ſind in ihrem nördlichen Theile bei Tiefwaſſer an manchen Stellen um 1,2 bis 2,1 Meter über Waſſer. Die gewöhnliche Paſſage von den Downs nach der Nordſee iſt der Gullſtrom (Möven-Strom), welcher den Goodwin- vom Brake-Sande und den einzelnen Sandbänken bei Ramsgate trennt. Ramsgate iſt ein Hafen- und Badeort von 23,000 Einwohnern, und beſitzt 176 Schiffe von 6545 Tons.

Das Project, an der ſchmalſten Stelle des Kanals Frankreich und England mittels eines unterſeeiſchen Tunnels und einer Eiſenbahn zu verbinden, wurde zuerſt 1858 durch Thomé aus Gamond aufgeſtellt, welcher ſich ſeit langer Zeit mit der Idee beſchäftigt hatte. Der Tunnel durch den Mont-Cenis hat 12 Kilom. Länge, der durch den St.-Gotthardt wird 15 haben, und der von South-Foreland bei Dover nach Sangalle bei Calais würde 50 Kilom. lang ſein, wovon 28 unter dem Meere befindlich. 1872 begann eine Geſellſchaft von Kapitaliſten und Ingenieuren zu London das Project zu ſtudiren. Man wollte auf jeder Seite des Kanals einen 100 Meter tiefen Schacht hinabführen und dann 1 Kilom. weit in einer Galerie unter das Meer vordringen. Hawkſhaw ſchlug eine genauere Linie vor, welche aber wenig von der der Franzoſen abwich. Der Boden des Meeres wurde auf dieſer Strecke genau erforſcht, und es zeigte ſich, daß derſelbe nirgends tiefer als 53 Meter liegt; man braucht nicht weiter als 127 Meter in die Erde zu gehen, dann bleiben vom Tunnel bis zum Meeresgrunde nach oben immer noch 74 Meter, alſo eine anſehnliche Kirchthurmshöhe. Den Meeresgrund bildet eine ſehr dicke, compacte, vermuthlich homogene Schicht von zerreiblicher Kreide, welche auf engliſcher Seite 140 und auf franzöſiſcher 230 Meter mächtig iſt, ohne Zweifel aber continuirlich unter dem Meere hindurchſetzt. Die ſchon vorhandenen unterſeeiſchen Bergwerksſtollen ermuthigen zu ſolchem Unternehmen, da dieſelben für die Ausführbarkeit ſprechen. So zum Beiſpiel erſtreckt ſich die Kohlengrube Huel Coke, 1778 angelegt, auf 150 Meter unter das Meer, und ſtellenweiſe iſt oberhalb derſelben nur eine 5 Meter dicke Felsſchicht, ja man iſt bis auf 1,2 Meter an den Meeresgrund herangegangen. Die Gruben in Cornwall gehen ebenfalls unter das Meer, auch die von Whitehaven in Cumberland u. ſ. w. In Botallaels ſucht man das Erz in 640 Meter Entfernung von der Küſte, und in Whitehaven ſind Galerien bis in 5 Kilometer weit unter das Meer geführt, und von da aus laufen mehrere hundert Kilometer weit die Gänge in 70 und 220 Meter Tiefe unter Meer. Brunton's Bohrmaſchine ſoll eine Röhre von 2,1 Meter Weite in die Kreide treiben, und wird in der Stunde mehr als 1 Meter vorſchreiten, ſodaß alſo zwei Jahre bis zur Vollendung der Röhre vergehen würden, wenn von beiden Enden aus gebohrt wird. Das würde 20 Millionen Francs koſten. Dieſe Röhre aber genügend zu erweitern, würde ferner 100 Millionen koſten, einſchließlich des Baues der beiden Rampen zum Anſchluſſe an die Eiſenbahnen. Mitten im Tunnel würde ſich der culminirende Punkt in 130 Meter Tiefe unter dem Meeresniveau befinden, von welchem aus die Bahn mit 37 Centimeter per Kilom. nach beiden Seiten hin fällt und das Grundwaſſer zu den Pumpen führt, 12,5 Kilom. zur Dover-Rampe und 14 Kilom. zur Calais-Rampe, welche beiden 10,5 und 10 Kilom. Länge haben müßten. Statt des Mauerwerkes hat Auſtin große ineinandergreifende Blocks aus Beton vorgeſchlagen, welche nicht von der Feuchtigkeit angegriffen werden, ſchnell und einfach an Ort und Stelle zu ſchaffen ſind, ſodaß in 24 Stunden 20 laufende Meter herzuſtellen wären; dazu würden drei Jahre nöthig ſein. Der Bau mit Betons würde 3 bis 8 Jahre, mit Ziegeln 15 bis 20 Jahre dauern. Sollte der Tunnel aus drei Doppel-Gleiſen in drei Galerien beſtehen, ſo werden die Koſten auf 625 Millionen Francs geſchätzt. Nach anderer Schätzung würden 48 Kilom. Weges in 10 Jahren mindeſtens 250 Millionen verlangen. Solche Unkoſten werden ſchwerlich durch das gedeckt werden können, was der bisherige Handel abwerfen kann. Bei Sangalle war 1878 ein Schacht von 8 Meter Durchmeſſer auf 100 Meter Tiefe gegraben, 2 Pumpen waren aufgeſtellt, und die Verſuchsgalerie bis unter das Meer war angefangen. Mitte 1882 aber iſt der ganze Kanalbau ſiſtirt worden.

(*G. A. v. Klöden.*)

KANÄLE ſind künſtlich hergeſtellte Waſſerläufe für beſtimmte Zwecke. Daraufhin unterſcheidet man:

1) *Kanäle für Verkehrszwecke.* In ihnen dient das Waſſer als Communicationsmittel, ſie ſind künſtliche Waſſerſtraßen. Als ſolche können ſie zur Beförderung des Holzes, *Triftkanäle*, zum Flößen, *Flößkanäle*, für den Betrieb der Binnenſchiffahrt, *Binnenſchiffahrtskanäle*, als mit Seeſchiffen befahrbare Vermittler des Verkehrs zur See, *maritime Kanäle*, hergeſtellt werden.

Natürliche Waſſerläufe durch künſtliche Mittel für Verkehrszwecke dienſtbar machen, bezeichnet man mit dem Namen *Kanaliſirung*.

2) *Kanäle für Waſſerzufuhr.* Sie haben die Aufgabe, Waſſer an beſtimmte Orte zu ſchaffen und dienen zur *Waſſerverſorgung* menſchlicher Wohnſtätten, zur Bewäſſerung von Ländereien als *Bewäſſerungskanäle*, zur Inbetriebſetzung induſtrieller Etabliſſements, als *Fabrikskanäle* u. ſ. w.

3) *Kanäle für Waſſerabfuhr.* Sie dienen zur Trockenlegung naſſer Ländereien (Entwäſſerungskanäle), zur Ableitung des Waſſers aus Teichen, Seen (Flutgräben), zur Abfuhr des Verbrauchswaſſers und Unrathes aus menſchlichen Wohnſtätten, Fabriken u. ſ. w. (Kloaken). Die ſyſtematiſche Anordnung der unterirdiſche Waſſerabzüge, durch welche die Abfallſtoffe aus Complexen menſchlicher Wohnſtätten geführt werden, bezeichnen wir mit dem Namen *Kanaliſation*.



Digitized by Google

Es iſt klar, daß Kanäle mehrere Zwecke dieſer Art gleichzeitig erfüllen können; ſo dienen der oberhalb Lingen abzweigende Ems-Kanal, durch welchen ein Theil des Ochſenbruches bewäſſert wird, der Naviglio grande und der Kanal von Pavia nach Mailand gleichzeitig zur Schiffahrt und Wieſenbewäſſerung. Der Canal de l'Ourcq verſorgt Paris mit Waſſer und trägt kleinere Schiffe, die Entwäſſerungskanäle der Torfmoore Hollands, Oſtfrieslands, Oldenburgs und im Bremiſchen ſind zugleich Wege für den Schiffsverkehr u. ſ. w.

Im Nachſtehenden ſollen zunächſt ausſchließlich die Schiffahrtskanäle Betrachtung finden.

A. Allgemeines.

Die Schiffskanäle erhalten ein äußerſt geringes oder gar kein Gefälle, ſodaß das Waſſer in ihnen nur eine unmerkliche Strömung hat oder ganz horizontal ſteht. Die Schiffe müſſen nach beiden Richtungen gezogen werden. Die Kanäle folgen den Erhöhungen und Vertiefungen des Bodens, indem dieſelben aus einzelnen verſchieden hoch angelegten Strecken (Haltungen) mit ganz oder nahezu horizontaler Sohle beſtehen, welche untereinander durch Schleuſen, Ascenſoren oder ſchiefe Ebenen verbunden ſind.

Wird der Kanal im Flußgebiete parallel zum Fluſſe gelegt, ſo nennt man ihn Lateral-Kanal; verbindet er zwei oder mehrere Flußgebiete miteinander, indem er die zwiſchenliegenden Waſſerſcheiden überſetzt, wird er Kanal mit Scheitelſtrecken genannt.

Der Lateral-Kanal bietet zunächſt gegenüber dem ſchiffbaren Fluſſe, derſelbe mag kanaliſirt ſein oder nicht, folgende Vortheile:

1) Gleichgünſtige Ausnutzung der aufzuwendenden Zugkraft für die Berg- und Thalfahrt.

2) Vollſtändig geregelte Ufer. Man kann an jedem Punkte mit dem Schiffe halten, dort eventuell ohne große Einrichtung laden und löſchen, was insbeſondere für den Verkehr landwirthſchaftlicher Producte von hohem Werthe iſt.

3) Vollſtändige Unabhängigkeit von den Waſſerſtänden und Hochwaſſern im Flußgebiete. Der Kanal ſteht, die Zeit, zu welcher er eingefroren iſt, ausgenommen, das ganze Jahr der Schiffahrt offen.

4) Die Möglichkeit beſſerer Ausnutznng für Be- und Entwäſſerung des umliegenden Terrains, insbeſondere wenn man die Kanäle in die höher gelegenen Abdachungen der Thalſohle legt.

5) Billigere und einfachere Erhaltung der Waſſerſtraßen.

6) Endlich iſt in vielen Fällen eine Kanaliſirung des Fluſſes der großen Wehr- und Uferſchutzbauten wegen meiſt bedeutend koſtſpieliger als die Anlage eines Lateral-Kanals ſammt den Koſten einer bloßen Regulirung des Stromlaufes. Die angegebenen Vortheile machen es erklärlich, daß man ſo häufig die Anlage eines Lateral-Kanals der Kanaliſirung des Fluſſes ſelbſt vorgezogen. Wir finden parallel zur Marne, Aisne u. ſ. w. Lateral-Kanäle, obwol die Flüſſe ſelbſt, wenn auch ungenügend und nur bei größeren Waſſerſtänden, ſchiffbar ſind.

Profil-Ausmaße. Die Ausmaße der Profile der beſtehenden Kanäle weiſen große Unterſchiede auf und ſind im Intereſſe des durchgehenden Verkehrs Uebereinſtimmungen unbedingt erforderlich. Unter den Verticaldimenſionen iſt insbeſondere der normale Tiefgang der Schiffe, die Höhe der Unterkante der Brücken über dem Waſſerſpiegel, für die Horizontaldimenſionen ſind die Lichtweite der Schleußen und die nutzbare Länge derſelben von Bedeutung.

In Bezug auf die Feſtſtellung der Normaltype für den Umbau beſtehender und den Bau neuer Kanäle und künſtlicher Waſſerſtraßen ſtehen ſich Franzoſen und Deutſche ſchroff gegenüber.

In Frankreich war es die Commiſſion für Eiſenbahnen und Verkehrswege, die 1874 von der Nationalverſammlung zur Berathung der Maßregeln behufs Abhülfe der Transportkriſis eingeſetzt wurde und die ſich mit dieſer Frage in eingehendſter Weiſe beſchäftigte.

In Deutſchland war es der Techniker-Congreß des Central-Vereins für Hebung der deutſchen Fluß- und Kanalſchiffahrt, der im gleichen Jahre nach eingehenden Debatten die Normaltype für das deutſche Waſſerſtraßennetz feſtſetzte.

Die franzöſiſche Commiſſion entſchied ſich bei den Schleuſen für eine obligatoriſche Breite von 5,2 Meter und eine nutzbare Länge von 38,5 Meter. Bezüglich der Waſſertiefe, die nach Abſchlag der kleinen und bereits vernachläſſigten Kanäle zwiſchen 1,1 Meter und 1,8 Meter ſchwankt, da eine nutzbare Waſſertiefe von 2,0 Meter und darüber nur ſelten vorkommt, iſt die Commiſſion mit Rückſicht auf die verhältnißmäßig geringeren Koſten einer Vertiefung weiter gegangen, denn ſie fixirte die obligatoriſche Waſſertiefe mit 2,0 Meter. Das dieſen Dimenſionen entſprechende Normalſchiff hätte eine Breite von 4,8 Meter, eine Länge ohne Steuer von circa 36,0 Meter, eine Tauchtiefe von 1,65 Meter, und könnte bei voller Tauchung eine Fracht von circa 225 Tonnen befördern. Der Leinpfad ſoll ſich längs aller Waſſerſtraßen hinziehen.

Der deutſche Techniker-Congreß hat zur Ermittelung der Type für den Ausbau eines deutſchen Waſſerſtraßennetzes ein Normalſchiff von 350 Tonnen Tragfähigkeit zur Grundlage angenommen und danach die Dimenſionen der Schleuſen und Bauwerke und die normale Waſſertiefe der Kanäle beſtimmt.

Dieſes Normalſchiff hat bei einem Tiefgang von 1,63 Meter eine Breite von 6,52 Meter und eine Länge von 48,9 Meter, und um die Tauchtiefe den Verhältniſſen der hauptſächlichſten Ströme Deutſchlands mit etwa 1,45 Meter von vornherein beſſer anzupaſſen, bei einer Tauchtiefe von 1,45 Meter eine Breite von 6,75 Meter und eine Länge von 54 Meter, wobei, um die gleiche Tragfähigkeit zu erhalten, die genannten Längen- und Breiten-Verhältniſſe vergrößert wurden.

Der Techniker-Congreß beſtimmte die Waſſertiefe im Kanal ebenfalls mit 2 Meter, erweiterte aber die Drempeltiefe auf 2,5 Meter, ausgehend von dem Grundſatz, daß alle Bauwerke, und ſomit auch die Drempellage, 0,5 Meter

Digitized by Google

unter der Kanalſohle liegen müſſen, um eine ſpätere Vertiefung der Kanäle um 0,5 Meter zu ermöglichen. Die nutzbare Länge der Schleuſe hatte er mit 57,5 Meter feſtgeſtellt, um den Schiffen einen entſprechenden Spielraum in den Schleuſen zu geſtatten; die Breite der Schleuſen blieb die gleiche.

Nach den Beſtimmungen des Techniker-Congreſſes ſind die Dimenſionen der Normal-Schleuſen: Waſſertiefe 2 Meter, Drempeltiefe 2,5 Meter, Thorweite 7,0 Meter und nutzbare Länge 57,5 Meter.

Er ſtellte ferner feſt, daß längs der Kanäle Leinpfade zu errichten ſind, daß alle fixen Objecte eine lichte Höhe von 4,5 Meter über dem Waſſerſpiegel zu erhalten haben und daß die Sohle der doppelſchiffigen Kanäle eine Breite von 16,0 Meter erhalte, um jederzeit ſowol die Touage- wie die Schraubenſchiffahrt ohne Gefährdung der Löſchungen einführen zu können.

Stellt man nun die franzöſiſche Type der deutſchen Type gegenüber, ſo erhält man die Abmeſſungen in Metern:

| Dimenſionen | Franzöſiſche Type | Deutſche Type |
|---|---|---|
| Waſſertiefe im Kanal . . . | 2,0 | 2,0 |
| Drempeltiefe unter Waſſerſpiegel | 2,0 | 2,5 |
| Schleuſen-Breite . . . . | 5,2 | 7,0 |
| „ nutzbare Länge . | 38,5 | 57,5 |
| Leinpfade . . . . . . . | überall | überall |
| Sohlenbreite im Kanal . . | — | 16,0 |

Die Trace eines Kanals pflegt ſich, wie bei Straßen und Eiſenbahnen, aus geraden Linien und Kreisbögen (Curven) zuſammenzuſetzen. In Betreff der erſteren gilt die leicht zu befolgende Regel, daß die Längen der einzelnen geraden Strecken nicht zu groß ſein ſollen, weil der Wellenſchlag und das Austreiben des Waſſers durch Wind mit der Länge derſelben zunimmt. Die Radien der Curven richten ſich nach der Länge der Schiffe. Bei einer Schiffslänge von 34,50 Meter hat man auf dem Rhein-Marne-Kanal Radien von 100 Meter, aber auch größere (bis 1200 Meter) zur Anwendung gebracht. Bei älteren franzöſiſchen Kanälen kommen nicht ſelten Radien von 30 bis 40 Meter vor.

Um die Beweglichkeit der Schiffe in den Kanälen zu ſichern, wird die Breite derſelben vergrößert, je kleiner der Krümmungsradius iſt; bei ſcharfen Biegungen kann nöthigenfalls eine baſſinartige Erweiterung angeordnet werden.

Um den Uebergang des Schiffes von einem Niveau zum andern zu vermitteln, hat man verſchiedene Vorrichtungen und zwar:

1) Schleußen mit feſten Kammern (Schiffahrtskammerſchleußen).

2) Schiefe Ebenen.

3) Ascenſoren.

Bei den unter 1 und 3 angedeuteten Conſtructionen erfolgt die Hebung in verticaler, bei den unter 2 angeführten in ſchiefer Richtung in Bezug auf den Waſſerſpiegel.

B. Schiffahrtskammerſchleuſen.

Die einfache Schiffahrtskammerſchleuſe beſteht aus einer im Zuge des Schiffahrtskanals gelegenen, ausgezimmerten oder ausgemauerten langen Grube (der Schleuſenkammer), welche bis zur Sohle der tiefer liegenden Kanalſtrecke hinabreicht und an ihren Enden (den Häuptern) ſowol gegen das untere wie gegen das obere Waſſerniveau durch Stemmthore abgeſchloſſen werden kann.

Die Stemmthore ſind entweder mit Schützen verſehen, oder es befinden ſich abſperrbare Umläufe nächſt den Thoren, um eine Communication des Waſſers in die Schleuſenkammer oder aus der Schleuſenkammer zu ermöglichen.

Kommt ein Schiff im Unterwaſſer angefahren und iſt die Kammer entleert, ſo zieht man das Schiff bei geſchloſſenen Ober- und geöffneten Unterthoren in die Kammer, die Unterthore werden geſchloſſen, und bei den Oberthoren die Schützen oder Umläufe geöffnet, damit aus der obern Haltung Waſſer zur Füllung in die Kammer fließen kann. Allmählich füllt ſich nun die Kammer bis ins Niveau des Waſſerſpiegels der obern Haltung, wobei das Schiff mitgehoben wird; nunmehr können die Oberthore, da die Waſſerſpiegel in der Kammer und der obern Haltung in einem Niveau ſind, ohne weiteres geöffnet werden, und das Schiff vermag ſeine Fahrt flußaufwärts fortzuſetzen.

Kommt ein Schiff von oben, ſo wiederholt ſich die Procedur in umgekehrter Weiſe. Das Schiff fährt in die gefüllte Kammer, die Oberthore werden geſchloſſen, die Schützen oder Umläufe an den Unterthoren aufgemacht, der Waſſerſpiegel der Kammer ſinkt, mit ihm das Schiff bis ins Niveau des Unterwaſſers; die Unterthore werden ſodann geöffnet und das Schiff kann ſeine Fahrt in der abwärts gelegenen Kanalhaltung fortſetzen

Gewöhnlich werden die Schleuſen nur für ein Schiff gebaut, indeß gibt es auch ſolche für zwei und mehr Schiffe (Doppel- oder Keſſelſchleuſen), wobei nur die Kammer eine größere Breite erhält, die Häupter jedoch nur für ein Schiff conſtruirt werden. Um hierbei das zuerſt in die Kammer hineingefahrene Schiff auch wieder zuerſt herausfahren laſſen zu können, müſſen die beiden Häupter nicht gegenüber, ſondern ſchief verſetzt angeordnet werden.

Der Boden des Unterhauptes befindet ſich in gleicher Höhe mit dem Boden der Kammer und bilden beide den Unterboden, während der Boden des Oberhauptes um das Gefälle der Schleuſe höher liegt und Oberboden heißt. Der Uebergang zwiſchen beiden wird durch einen ſteilen Abfallboden hergeſtellt, der auch in zwei Stufen ausgeführt ſein kann.

In jedem der beiden Häupter unterſcheidet man die Thorkammern, d. h. die Räume, in welchen die Thorflügel ſich bewegen. An beiden Seiten der Thorkammern ſind die Thorniſchen, in welche ſich die geöffneten Thor-

Digitized by Google

flügel derart einlegen, daß kein Theil derſelben vor die Mauerflucht zu ſtehen kommt. Der Theil der Thorniſche, worin die Wendeſäule des Thores ſich dreht, heißt Wendeniſche. Die Stemmthore lehnen ſich, wenn ſie geſchloſſen ſind, unten gegen die Schlagſchwelle oder den Unterdrempel und werden, durch den Druck des höher ſtehenden Oberwaſſers, an die Wendeniſche, die Schlagſchwellen und aneinander ſo feſt gepreßt, daß eben hierdurch der waſſerdichte Verſchluß befördert wird.

Das Gefälle einer Schleuſe (Differenz der Ober- und Unterwaſſerhöhe) beträgt gewöhnlich zwei Meter. Es gibt jedoch auch Beiſpiele für ein Schleuſengefälle von 6 Meter. Bei größeren Gefällen wendet man gekuppelte, d. h. mehrere dicht hintereinander liegende Schleuſen an, bei welchen das Unterhaupt jeder oberen Schleuſe zugleich Oberhaupt der folgenden unteren Schleuſe iſt.

Um bei vorkommenden Reparaturen der Thore die Kammern waſſerdicht abſchließen zu können, befinden ſich in den Mauern der Häupter vor und hinter den Thoren (in den ſogenannten Vor- und Hinterböden) Dammfalze zum Einlegen der Dammbalken. Bei kleinen Schleuſen, die nur eine ſehr geringe Breite haben, werden die Thore auch einflügelig conſtruirt. Das Unterhaupt der unterſten Schleuſe eines ſchiffbaren Kanals, welche die Verbindung des Kanals mit einem Strome herſtellt, muß offenbar die höchſten Waſſerſtände des letzteren zurückhalten, wozu man das Unterhaupt mit einem zweiten Thorpaare, welches ſich in entgegengeſetzter Richtung, d. h. nach dem Strome zu öffnet, verſieht. Dieſe Thore nennt man Flutthore. Etagenähnliche Erhöhungen der Oberthore bei Seeſchleuſen zur Abhaltung eines ſelten eintretenden hohen Waſſerſtandes heißen Sturmthore, für welche die gewöhnlichen Oberthore die Rolle der Schlagſchwellen ſpielen. Natürlich muß hierbei auch die Mauerung des Oberthores eine entſprechend größere Höhe erhalten.

Bei den Schleuſenkammern unterſcheidet man die Kammerwände und den Kammerboden. Gewöhnlich ſind die Kammerwände von Stein, häufig von Holz und ſelten von Gußeiſen conſtruirt. Hölzerne Kammerwände ſehen wie Bohlwände aus. Sie haben jedoch geringe Dichtigkeit und geben zu häufigen Reparaturen Veranlaſſung. Maſſive Kammerwände werden durch Ufermauern gebildet, die am beſten aus Quadern mit hydrauliſchem Mörtel ausgeführt werden. Die Kammerböden beſtehen in der Hauptſache aus einem kräftigen hölzernen, auch unter den Mauern ſich hinziehenden Roſt, der durch Lang- und Querſchwellen ſowie einen (durch Spundung, Kalfaterung u. ſ. w. gedichteten) Bohlenbelag gebildet wird und auf eingerammten Pfählen ruht. Unter dem Roſte zwiſchen den Pfählen hebt man den Boden circa 0,6 Meter tief aus und bringt bis zur unteren Fläche des Bohlenbelags ſowol unter dem Kammerboden als auch unter den Mauern einen feſten Thonſchlag ein. Maſſive Kammerböden werden oft, wenn man einen aufwärts gerichteten Druck befürchtet, mit verkehrten, nach unten convexen Gewölben conſtruirt.

Auch die Schleuſenhäupter werden theils mit maſſiven, theils mit hölzernen Böden und Wänden hergeſtellt. Hier iſt ganz beſonders auf Feſtigkeit und Waſſerdichtigkeit zu ſehen, da die Schleuſenhäupter mit den Thoren dem Drucke des Oberwaſſers ſicher widerſtehen müſſen und auch kein Waſſer zur Seite oder unter dem Boden hindurchziehen laſſen dürfen, weil ſonſt die Erde fortgeſpült und der Bau gefährdet werden könnte. Um dies zu erreichen, wird unter den Wänden und dem Boden im Grunde eine Anzahl von Quer- und Längsſpundwänden geſchlagen und der Bau mit großer Vorſicht ausgeführt. Es ſind auch Schleuſen ganz aus Beton hergeſtellt worden (ſo z. B. die Franz-Joſef-Schleuſe an der Einmündung des Franzen-Kanals in die Donau). Aus gußeiſernen Platten beſtehende Wände und Böden haben einige Schleuſen des Elleſmere-Kanals in der Nähe des Preſton-Caſtle.

Zur Befeſtigung der Thorflügel dienen Pfannen, in denen ſich die Thore mittels am unteren Ende der Wendeſäule angebrachter Zapfen drehen, während das obere Ende dieſer Säule durch feſt mit dem Mauerwerke verankerte eiſerne Halsbänder gehalten wird. Zweckmäßiger iſt es, das untere Ende der Wendeſäule als Pfanne auszubilden und den ſtützenden Zapfen auf dem Thorkammerboden zu befeſtigen, da ſich auf dieſe Weiſe nicht ſo leicht Sand in die Pfanne hineinſetzt. Um das Sacken der Thore zu verhindern, werden die kreuzweiſe angeordneten hölzernen Streben und eiſernen Zugbänder angebracht. Große Thore läßt man mit ihrer unteren Fläche auf Rollen gehen, oder conſtruirt ſie auch hohl, um ihr Gewicht im Waſſer zu vermindern. In neuerer Zeit ſind mit großem Vortheil gußeiſerne, insbeſondere ſchmiedeeiſerne Stemmthore angebracht worden.

Bei ſehr großen Schleuſen hat man an Stelle der feſten Thore bewegliche Verſchlüſſe, die ſich als Sperrſchiffe quer vor die Oeffnung legen, zur Anwendung gebracht. Fächerthore ſind ſolche, welche ſich ſelbſtthätig dem höheren Waſſerſtande zuwenden, je nachdem derſelbe vor- oder rückwärts eintritt; ſie finden an Einmündungen von Kanälen ins Meer Verwendung.

Die Erfindung der Kammerſchleuſe wird dem holländiſchen Ingenieur Simon Stevin im J. 1618 zugeſchrieben. Nach Wiebeking ſoll bereits zur Zeit Wilhelm's II. 1253 die Genehmigung zum Bau einer Schleuſe bei Saardam ertheilt und eine ſolche 1220 in Amſterdam erbaut worden ſein. In einem Werke, das Leon Battiſta Alberti 1452 dem Papſte Nicolaus V. überreichte, findet ſich bereits die genaue Beſchreibung einer Kammerſchleuſe. Nach Friſi ſoll die erſte Schleuſe 1481 an der Brenta bei Padua erbaut worden ſein. Mit Sicherheit läßt ſich die Schleuſe erſt Mitte des 15. Jahrh. nachweiſen. In England wurde die erſte Schleuſe erſt bei der Schiffbarmachung der Calder und Aire (das Geſetz datirt vom 4. Mai 1699) in Anwendung gebracht. Wer immer der Erfinder der Kammerſchleuſe geweſen ſein mag, ſein Verdienſt um die Waſſerſtraße iſt das gleiche wie jenes Stephenſon's um Vervollkommnung des Landtransportes.

Digitized by Google

### Waſſer-Sparanlagen.

Der hohe Waſſerverbrauch bei Schiffahrtskammerſchleuſen hat zu einer Reihe von Anordnungen Veranlaſſung gegeben, welche bei waſſerarmen Kanälen zur Anwendung gekommen ſind und auf folgenden Principien beruhen:

1) Hydroſtatiſche Ausſpiegelung in Seitenbaſſins.

So lange das Waſſer in der Kammer noch höher ſteht als in einem Seitenbaſſin, wird es nicht in die nächſte Kanalſtrecke, ſondern in dieſes abgelaſſen, bis beide im Niveau ſtehen. Alsdann ſchließt man den Verbindungskanal, und beim nächſten Füllen der Kammer läßt man in dieſe das aufgefangene Waſſer wieder zurückfließen. Seitenbaſſins ſolcher Art ſind mehrfach angewendet und haben ſich ſehr nützlich gezeigt, um den Waſſerverbrauch der Schleuſen zu ermäßigen.

Schon Bélidor beſchreibt eine Schleuſe dieſer Art, die von Dubié im J. 1643 erbaut wurde und welche die nach Furnes und Ypern führenden Kanäle verbindet.

Günſtiger ſtellt ſich die Koſtenfrage und zugleich die Größe der Erſparniß, wenn man nicht eins, ſondern mehrere Baſſins nebeneinander, alſo eventuell zu beiden Seiten der Schleuſe herrichtet, und dann nicht eine ſehr hohe Waſſerſchicht der Kammer verhältnißmäßig tief hinabfallen läßt, ſondern die Waſſermenge der Kammer in viele dünne Schichten theilt, dieſelben ſeitwärts mit möglichſt kleinem Fallverluſt ablagert und dann bei der Wiederfüllung der Kammer dieſe vielen ſeitwärts gelagerten Schichten ebenfalls mit kleinſtem Gefälle in die Kammer zurückleitet.

Hätten die horizontalen Querſchnitte der Seitenbaſſins die doppelte Größe von denen der Kammer, ſo würde die relative Erſparung von Waſſer ſein

bei 1 Seitenbaſſin $^2/_5 = 0{,}40$
„ 2 „ $^4/_7 = 0{,}57$
„ 3 „ $^2/_3 = 0{,}67$
„ 4 „ $^8/_{11} = 0{,}73$

Es ergibt ſich hieraus, daß man den Waſſerbedarf zum Füllen der Schleuſen durch Anlage von Seitenbaſſins allerdings erheblich vermindern kann. Trotzdem iſt im ganzen nur wenig Gebrauch von den Seitenbaſſins gemacht worden, weil außer den Koſten auch der Zeitverluſt durch das langſame Füllen und Leeren in Betracht kommt.

Zuweilen hat man zwei gewöhnliche Schleuſen unmittelbar nebeneinander erbaut, und indem die Kammern durch einen verſchließbaren Kanal verbunden waren, jede dieſer Kammern als Seitenbaſſin der andern benutzt. Dieſes Syſtem iſt an dem Regents-Kanal in England zur Ausführung gebracht.

2) Das Princip des hydroſtatiſchen Auftriebes wurde in etwas abenteuerlicher Weiſe zuerſt von Robert, ſpäter von Smith, Simpſon u. ſ. w., endlich von Girard herbeigezogen.

Nach letzterem wird die Füllmaſſe der Kammer bald in ein feſtes Seitenbaſſin hinabgelaſſen, bald wieder aus dieſem in die Kammer hinaufgedrückt, je nachdem ein dieſes Seitenbaſſin nahezu ganz ausfüllendes bewegliches Baſſin oder ein Schwimmer aufſteigt oder niederſinkt und in letzterem Falle auf die in dem feſten Baſſin enthaltene Füllmaſſe drückt.

3) Benutzung der lebendigen Kraft. Schon A. Wiebe hat den Gedanken angeregt, zwei Schächte durch einen Kanal an der Sohle zu verbinden. Einer der Schächte A iſt bis zur Höhe des Oberwaſſers, der andere B nur bis zur Höhe des Unterwaſſers gefüllt. Indem man das Waſſer in A durch Oeffnen einer Schütze durch den Umlaufkanal in B übertreten läßt, wird dieſes infolge der in Waſſermaſſe ſich anſammelnden lebendigen Kraft in B bis nahe in das urſprüngliche Niveau von A aufſteigen, in welchem Momente es durch Schließen der Schütze abgeſperrt wird. Das zur vollen Füllung noch erforderliche Quantum würde dem Oberwaſſer zu entnehmen und eventuell zurückzupumpen ſein.

Daſſelbe Princip wurde von Marquis de Caligny an der Schleuſe zu Aubois in dem Seitenkanal der Loire in einem Apparate verkörpert und nebenbei der Druck der Atmoſphäre benutzt, um unter einer aufſteigenden, aber im Zufluß begrenzten Waſſerſäule ein Aufſaugen aus dem Unterwaſſer zu bewirken. Da es nun, wie leicht nachweisbar, unmöglich iſt, die Füllmaſſe der Kammer durch einmaliges continuirliches Ablaſſen ganz oder auch nur zum größten Theil vermöge ihrer lebendigen Kraft in einem Seitenbaſſin bis zur Höhe des Oberwaſſers wieder aufzufangen, ſo benutzt der Caligny'ſche Apparat nur auf kurze Zeit die größte Entwickelung der lebendigen Kraft, indem er mit mehrfachen Wiederholungen ruckweiſe arbeitet. Es wird durch Oeffnung eines Ventils in einer recht langen Röhre zunächſt aus dem hohen Waſſer der Kammer nach einem niedrigen Baſſin hin ein Strom erzeugt, das Ventil wird plötzlich geſchloſſen und das in Bewegung geſetzte Waſſer durch ſeine lebendige Kraft gezwungen, einen höheren Ausweg nach dem Oberwaſſer hin zu ſuchen. Sobald die lebendige Kraft hierzu nicht mehr ansreicht, wird das Spiel erneuert u. ſ. w.

Näheres über die Einrichtung und die Theorie des hochintereſſanten Apparates ſiehe Lagrené: Cours de navigation intérieure, III. Bd.; Annales des ponts et chaussées (März 1869); Journal de mathématiques de Lionville (1838); Comptes-rendus de l'Académie des sciences 1872—73.

Die lebendige Kraft des bewegten Waſſers läßt ſich außer zur Erſparung des Oberwaſſers auch für leichtere Bedienung der Schleuſe und bequemeres Aus- und Einfahren der Schiffe verwenden.

### C. Schiefe Ebenen.

Das Princip der ſchiefen Ebenen beſteht darin, daß zwiſchen den Endpunkten der zu verbindenden Haltungen eine Bahn angelegt wird, auf welcher eigens conſtruirte Wagen rollen, welche entweder eine Kammer tragen, in der das Schiff ſchwimmt (1839 Monkland-Kanal) oder das Schiff direct außer Waſſer transportiren (1788 bei Ketley ſowie Coalsport Shropſhire, 1825 beim Morris-

Digitized by Google

Kanal und in ganz vorzüglicher Weiſe ſeit 1845 auf dem Oberländiſchen Kanal in Preußen).

Die Ebenen ſetzen ſich entweder mit conſtantem Gefälle von dem Unterkanal bis zum Oberkanal fort, wobei ſie nicht unmittelbar in den letzteren, ſondern in eine mit dieſem verbundene Schleuſenkammer eintreten, die abwechſelnd mit Waſſer gefüllt und geleert wird — oder es befindet ſich zwiſchen beiden ein erhöhter Rücken, der von den Wagen mit den Schiffen überſtiegen werden muß.

Die letzte Anwendung gewährt den weſentlichen Vortheil, daß jeder Waſſerverluſt zum Füllen der Schleuſe aus dem Oberkanal vermieden, außerdem auch die Schleuſe entbehrt wird, deren Benutzung überdies einige Zeit in Anſpruch nimmt. Dagegen tritt hierbei der Uebelſtand ein, daß ein feſt mit den Radachſen verbundener Wagen, der ein feſt darauf ſitzendes Schiff trägt, inſofern er den Scheitel überſteigen muß, nothwendig nur auf zwei Achſen ruhen darf, ſoll nicht beim Paſſiren des Scheitels oder wechſelnder Steigungsverhältniſſe eine Entlaſtung einzelner Achſen und hierdurch eine Ueberlaſtung der übrigen eintreten.

Es fehlt nicht an Vorſchlägen, mit Wagen von beliebiger Anzahl der Räder die Scheitel zu paſſiren. Es mögen die wichtigſten Platz finden:

1) Hierher gehört zunächſt der Vorſchlag, die Schiffe, während ſie nach der Quere geſtellt ſind, die Ebenen paſſiren zu laſſen; dabei müßte die geneigte Ebene eine übermäßige Breite erhalten.

2) Ein anderer Vorſchlag geht dahin, das Schiff in ſeiner Längenrichtung bei conſtantem Gefälle bis zu ſolcher Höhe über den Oberkanal anſteigen zu laſſen, daß es auf einem zweiten von hier ſeitwärts abgehenden Gleis wieder bei demſelben Gefälle in ein Baſſin herabgelaſſen werden kann, das mit dem Oberkanal in Verbindung ſteht. Zur Ueberführung in das zweite Gleis müßte entweder eine Drehſcheibe, eine Weiche oder eine Schiebebühne angewendet werden. Die Vertheilung der Laſt auf eine beliebig große Anzahl von Rädern wäre dabei zuläſſig, inſofern der Wagen auf dem einen wie auf dem andern Gleiſe mit Einſchluß der Drehſcheibe, Schiebebühne oder Weiche ſtets daſſelbe Gefälle verfolgt.

3) Baumeiſter Poſt gibt eine Conſtruction des Schiffswagens für eine geneigte Ebene mit wehrartigen Rücken und wechſelnder Steigung und für Fahrzeuge von 4000 Centner, welche hauptſächlich darauf beruht, daß der Steigungswechſel ſehr allmählich eintritt und daß die Differenzen der wechſelnden Höhen zwiſchen den Schienen und dem Schiffe, ſowie die verſchiedenen Achſendrücke durch Tragfedern vermittelt und thunlichſt ausgeglichen werden.

4) Um den Scheitel einer ſchiefen Ebene zu paſſiren, hat Poſt eine andere Löſung geliefert, nach welcher der Wagen am Scheitelpunkte eine Brücke benutzen ſoll, die in halber Länge auf einem Charnier-Bolzen und an den Enden auf den Stempeln hydrauliſcher Preſſen ruht; je nachdem die Preſſen des einen oder des andern Auflagers ihren tiefſten Stand einnehmen, correſpondirt das Brücken-Plateau mit der Haupt- oder der Gegenſteigung der geneigten Ebene.

5) Nach einem dem unter 4 erwähnten ähnlichen Vorſchlag Bellingrath's ruhen am Scheitel die Brückenbalken, wie ſolche unter jeder Schiene angebracht ſind, auf einer beliebigen Anzahl gleichmäßig vertheilter Kolben hydrauliſcher Preſſen, welche untereinander communiciren, und wird die Serie Stempel jedesmal in jene Lage gebracht, welche einer der beiden Kipprichtungen entſpricht.

6) Nach einem von Jebens (1877) veröffentlichten Gedanken ſoll das Wagenbaſſin, in welchem das Schiff ſchwimmt, durch mehrere der Länge nach nebeneinander geſtellte Wagen gebildet werden, von denen ein jeder Seitenwände beſitzt, bei denen aber, mit Ausnahme der beiden am Vorder- und Hinterende ſtehenden Wagen, Vorder- und Rückwand fehlen. Die Wagen ſind durch Kuppelungen ſo verbunden, daß keine Bewegung in der Längenrichtung möglich iſt. Um die beim Paſſiren der Curven und Gefälländerungen nöthigen Verſtellungen möglich zu machen, befindet ſich zwiſchen je zwei Wagen ein kleiner Spalt, der durch eine mittels metallener Leiſten und Schrauben aufgedrückte Kautſchukplatte geſchloſſen wird, welche im Stande iſt, den durch die Durchfahrung der Curven u. ſ. w. bewirkten Erweiterungen und Verengerungen des Spalts zu folgen.

7) Bei dem hydroſtatiſchen Wagen Bellingrath's ſind die Stützen des Schiffes durch Kolben gebildet, die ſich in mit Glycerin gefüllten Cylindern bewegen. Die Cylinder communiciren unter ſich. Wird nun das Schiff auf den Wagen gebracht, ſo wird der Schiffskörper durch dieſe Kolben an allen Stützpunkten unter gleichem Druck unterſtützt. Das Schiff leidet dann beim Transporte keine empfindlichen Stöße mehr und bleibt immer im gleichen Niveau, ſelbſt wenn es auf der ſchiefen Ebene bewegt wird. Dieſes Syſtem iſt für den Elbe-Spree-Kanal, und zwar für Boote von 350 Tonnen Tragfähigkeit in Ausſicht genommen.

Hinſichtlich der motoriſchen Kraft für die Bewegung auf der ſchiefen Ebene können mehrere Principien zur Anwendung kommen:

1) Ein auf- und ein gleichzeitig abſteigendes Schiff balanciren ſich, indem ſie durch ein gemeinſchaftliches Seil verbunden ſind. Käſten, auf gleiche Höhe gefüllt, halten einander allezeit die Wage, wenn ſich beide auf der langen geneigten Ebene befinden, weil die Schiffe, ſchwer oder leicht, die ſie enthalten, genau ihr eigenes Gewicht an Waſſer verdrängen. Zu Beginn der Bewegung, wo beide Käſten im Begriff ſind, aus dem Waſſer zu kommen, der eine an der oberen, der andere an der unteren Haltung, iſt das Gleichgewicht nicht erhalten; und muß, um die zu jener Zeit erforderliche Kraft zu liefern und während der ganzen Bewegung die Reibungswiderſtände zu überwinden, eine Dampfmaſchine die Hauptrolle, wie im Falle geneigter Seilebenen mit feſtſtehenden Maſchinen auf Eiſenbahnen, übernehmen, oder man kann den abwärts gehenden Wagen durch eine größere Füllung überlaſten, wobei eine Bremſe in Thätigkeit zu kommen hat.

2) Die Schiffe werden für ſich gefördert, wobei das auf- oder abſteigende Schiff durch ein Gegengewicht

Digitized by Google

balancirt wird; im übrigen daſſelbe wie im Vorfalle eintritt.

3) Das Schiff wird durch eine Locomotive emporgezogen. Da letztere nicht in das Unterwaſſer gehen darf, ſo iſt die Anordnung gewählt, daß der Schleuſenwagen nicht nur beim Oberkanal, ſondern auch beim Unterkanal gegen ein Abſchlußthor anfährt, ſelbſt aber im Trockenen bleibt. Dies könnte auf geradliniger Bahn bewirkt werden, indem die Locomotive auf einer Stelle der geneigten Ebene während eines kurzen Aufenthalts und mittels zweier Weichen von vorn nach hinten umgeſpannt wird. Bei der Meyer'ſchen Anordnung wird der Zweck durch Einſchaltung einer Kopfſtation erreicht, in welche Locomotive und Schleuſenwagen mittels Weiche und Curve von einer Seite ein- und nach der andern Seite wieder ausfahren.

4) Um Dampfſchiffe Ebenen emporſteigen zu laſſen, kann man nach Th. Grahame jeden Dampfer mit einer durch ſeine Maſchine getriebenen Winde ausrüſten und die geneigte Ebene einfach mit einem Seile verſehen, deſſen oberes Ende feſtgemacht wird, während ſein unteres loſe iſt. Das Boot wird ſchwimmend über eine Rollbrücke am Fuße der Ebene gebracht, das loſe Ende des Seils gefaßt und an der Winde befeſtigt, welche, durch die Maſchine in Bewegung geſetzt, bewirkt, daß ſich das Boot ſelbſt auf der ſchiefen Ebene emporſchleppt.

5) Der Schiffswagen hängt an einem Schleppſeile, einer Schleppkette oder einer Zahnſtange und zieht ſich hieran mittels einer Winde empor, welche durch ein eigenes Triebſeil in Thätigkeit geſetzt wird; das Triebſeil erhält durch eine ſtabile Maſchine ſeine Bewegung (Syſtem Agudio).

### D. Ascenſoren.

Wir wollen darunter Apparate verſtehen, bei welchen das Schiff in einer beweglichen Kammer ſich vertical aufwärts bewegt, während eine zweite Kammer die erſtere balancirend abwärts geht.

Schon im vergangenen Jahrhundert wurde von James Anderſon in Edinburgh eine Art der Beſchaffung des Gegengewichts für die bewegliche Schleuſenkammer angegeben, welche ſpäter Brownill in Sheffield wiederholte, die aber erſt um 1840 am Grand-Weſtern-Kanal zur Ausführung gebracht worden iſt.

Es handelte ſich hier darum, für ganz kleine Schiffe von 8 t Tragfähigkeit hölzerne Käſten zu benutzen, die, mit Schützen geſchloſſen, an Ketten hängen, welche über Kettenſcheiben geführt ſind. Das Gefälle wird etwa 14 Meter betragen.

Die Betriebskraft wird gewonnen, indem man den Waſſerſpiegel in dem ſinkenden Kaſten um 5 Centimet. überhöht; alsdann hebt ein Kaſten den andern.

Auf dieſe Art kann gleichzeitig ein Schiff gehoben und eins herabgelaſſen werden, dabei ſind die Gewichte derſelben ohne Einfluß, da jedesmal eine denſelben entſprechende Waſſermenge aus der Kammer entweicht. Beide anſchließenden Kanalſtrecken müſſen in zwei Arme geſpalten werden, von denen jeder mit einer Schleuſenkammer in Verbindung geſetzt wird. In neueſter Zeit hat dieſe Schleuſe ein großartiges Seitenſtück in der hydrauliſchen Schleuſe zu Anderton am Weaverfluſſe erhalten, welche, von Sydingham Duer erbaut, 1875 dem Betriebe übergeben wurde. Sie beſteht aus zwei Kammern von 4,7 Meter Breite und 23 Meter Länge, welche auf je einem Preßkolben ruhen, mit Waſſer gefüllt ſind und Schiffe von 2500 Centner aufzunehmen vermögen.

Die Preßcylinder ſtehen untereinander in Verbindung, beim Betriebe bekommt der obere Kaſten um 15 Centimet. mehr Waſſerhöhe als der untere, erhält hierdurch das Uebergewicht und ſinkt, den unteren gleichzeitig hinaufdrückend.

Wenn der ſinkende Kaſten in das Unterwaſſer taucht, verliert er infolge des Auftriebs an Gewicht und iſt nicht mehr im Stande, den aufgehenden zu heben, es muß daher der Reſt des Hubes künſtlich bewerkſtelligt werden, was durch eine 10 pferdige Dampfmaſchine geſchieht. Ein Mann ſetzt von einem Häuschen aus ſämmtliche Ventile und Hebel in Bewegung.

Das Heben und Senken eines Schiffes erfordert circa 8 Min. Wenn ein beladenes Schiff abwärts und gleichzeitig ein leeres aufwärts transportirt wird, ſo drängt das beladene aus der Schleuſenkammer ſo viel Waſſer in das Oberwaſſer hinein, als ſeinem Gewichte entſpricht, das leere Schiff entnimmt aus dem Oberwaſſer ſo viel Waſſer, als ſeinem Gewichte zukommt. Iſt nun die Tauchungstiefe des beladenen Schiffes bedeutend, ſo beträgt die hineingedrängte Waſſermenge mehr als die Ueberhöhe von 15 Centimet. und es findet geradezu eine Speiſung der oberen Strecke mit Waſſer ſtatt.

Dieſes Bauwerk hat zu einer Reihe von weiteren Unterſuchungen und Verbeſſerungen Anlaß gegeben. So hat Bellingrath hiernach das Project einer hydrauliſchen Schleuſenhebung für Schiffe von 7000 Centner und 36 Meter Hubhöhe für den Elbe-Spree-Oder-Kanal entworfen, Sonne dieſem Syſtem eine in der Anlage ökonomiſch günſtiger durchzuführende Form gegeben. Aehnliche große im Auftrage der franzöſiſchen Regierung ausgearbeitete Projecte rühren von Sydingham Duer für einen Ascenſor am Kanal von Neufoſſé her. Der Bau des letztgenannten Ascenſor erfolgt nach dem Concurrenz-Project Edwin Clark's. Dieſer hat den Apparat von Anderſon weſentlich verbeſſert, ſodaß er in zwei aus Mauerwerk beſtehenden Thürmen, die zugleich als Führungen für die Kammern dienen ſollen, je ein eiſernes Waſſerreſervoir anbringt, deren Durchmeſſer dem der Preſſen gleich ſind, welche die Kammern haben, und als Compenſatoren wirken, da während der Bewegung einer der Compenſatoren ſtets dadurch das Waſſerquantum erhält, welches der andere verliert, und der Apparat mithin auch rückſichtlich der in den Preßkolben auf- und niederfallenden Waſſerſäulen im Gleichgewichte bleibt.

In neueſter Zeit wurde von der franzöſiſchen Regierung nachſtehendes Project (Barret's) mit dem erſten Preiſe ausgezeichnet. Es wird am Canal de la Marne à la Saône bei Houilley Cotton zur Durchführung gelangen.

Der Funicular-Ascenſor (Syſtem Barret) beſteht



Digitized by Google

aus zwei mit Waſſer gefüllten beweglichen Schleuſenkammern, welche wie die Schalen einer Wage auf- und abſteigen. Die beiden Kammern ſind mit einer Serie von Gall'ſchen Ketten aneinandergekuppelt, die ſich um Muffeln winden.

Die Anzahl Ketten variirt mit der zu tragenden Laſt, ihre Verbindung mit den Kammern iſt derart, daß letztere immer im Gleichgewicht ſind.

Bei Ascenſoren größerer Conſtruction vermehrt ſich ſelbſtverſtändlich auch das Gewicht der Gall'ſchen Ketten und bei der Bewegung entſteht eine bedeutende Acceleration; um dies zu verhindern, iſt unter der Kammer ein anderer Kettenzug angebracht, der von einem Kammerboden zum andern reicht.

Bei den Gall'ſchen Ketten würden kleine Abweichungen in den Längen der einzelnen Beſtandtheile genügen, um Denivellationen in den Kammern hervorzubringen. Die Regulirung und die gleichmäßige Arbeitsvertheilung ſind daher eine Hauptbedingung für die Sicherheit des ganzen Apparates. Zu dieſem Behufe ſind die Ketten an hydroſtatiſchen Differentialapparaten fixirt, welche eine vollſtändig gleichmäßige Vertheilung des Zuges geſtatten.

Um während der Ruhezeit nicht alle Organe in Anſpruch zu nehmen, läßt man die untere Kammer auf Stapelklötzen ruhen, während die obere mittels Riegel aufgehängt wird. Die Verſchlußapparate der Kanäle und der Kammern beſtehen im allgemeinen aus einem hochkantig geſtellten eiſernen Caiſſon. Die waſſerdichte Verbindung der Thür mit der Kammer geſchieht mittels Pfoſten aus Eichenholz. Der Wind übt großen Einfluß auf die Niveauvariationen der Kanäle, ſodaß es vorkommen kann, daß die aufſteigende Kammer mehr belaſtet iſt als die abſteigende und die Bewegung nicht ſtattfinden kann. Um daher die Tiefe des Waſſers ganz genau zu beſtimmen, werden Differentialapparate verwendet.

In untenſtehender Tabelle haben wir die bei den vorher beſchriebenen Kanalwerkzeugen zu überſetzenden Niveau-Differenzen ſowie die Dauer der einzelnen Operationen angegeben.

Ueber die Dauer einer Schleuſung gibt nebenſtehende Ueberſicht Aufſchluß:

| | Gewöhnliche Schleuſe | Geneigte Ebene in Blackhill | Doppelſchleuſe in Preuß. Oberland | Geneigte Ebene in Georgetown | Ascenſor in Anderton | Project Barret |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Niveaudifferenz (in Metern) . . . . . . | 3,00 | 29,28 | 24,48 | 11,60 | 15,35 | 20,30 |
| Dauer einer Operation (Minuten) . . . | 30 | 10 | 15 | 16 | 19 | 10 |
| Mittlere Zeit per Meter-Schiff (Secunden) | 600 | 20 | 37 | 82 | 75 | 29 |

E. Waſſerverbrauch.

Die Waſſerverluſte einer beſtehenden Waſſerſtraße laſſen ſich auf folgende Urſachen zurückführen.

1) Verſickerung. Sie iſt eine Function der Bodenbeſchaffenheit und der Tiefe des Kanals und kann durch Dichtungsmittel vermindert werden. Im allgemeinen iſt die Menge des verſickernden Waſſers außerordentlich verſchieden. Es kommen Kanalſtrecken vor, in denen ſich das Waſſer durch unterirdiſche Zuflüſſe vermehrt, ſo bei Moorkanälen, ſowie ſolche, welche täglich ihren vollen Inhalt und mehr an den Boden abgeben. Letzteres insbeſondere, wenn der Kanal zur Quellenbildung Anlaß gibt.

Die Kunſtbauten und ihre Anſchlüſſe macht man möglichſt waſſerundurchläſſig. Bei maſſiven Kanalbrücken bieten Betonirung der Sohle, Cementmörtel, Asphalt die leider nicht immer vollkommen wirkenden Mittel hierzu.

Im laufenden Kanale kann man durch ſorgfältig hergeſtellte Ausfütterungen aus fetter Erde, Thonſchläge, Betonirung nachhelfen. Sandiger Boden kann durch trübes Waſſer, das beim Durchſickern ſeine Sinkſtoffe, die Zwiſchenräume ausfüllend, liegen läßt, durch Einleiten von Kalkmilch u. ſ. w. dicht gemacht werden.

Die Dichtungsarbeiten ſpielen insbeſondere in den erſten Jahren des Kanalbeſtandes eine wichtige Rolle und verurſachen oft eine ganze Reihe langwieriger und mühevoller Ausführungen. Hierzu liefern z. B. die von Gräff (Canaux et Chemins de fer, Seite 150) beſchriebenen Arbeiten am Rhein-Marne-Kanal ein intereſſantes Beiſpiel, welches außerdem einen intereſſanten Einblick hinſichtlich der Reparaturen bei Dammbrüchen u. ſ. w. gewährt.

2) Verdunſtung. Sie tritt insbeſondere in den Sommermonaten ein. Der Verluſt iſt im allgemeinen gering; holländiſche Ingenieure ſchätzen den Verluſt, welchen ein Kanal an den Oberflächen und an den beiden Ufern während eines heißen Sommers erleidet, auf 90 Centimet. Waſſerhöhe.

3) Verluſt an den Schleuſen. Er iſt wieder eine Function der Bauart der Schleuſe; es laſſen ſich hierüber nur allgemeine Geſichtspunkte angeben.

Beim Durchgang eines Schiffes durch eine gewöhnliche Schiffahrts-Kammerſchleuſe ſind zwei verſchiedene Waſſermengen in Betracht zu ziehen, nämlich zunächſt diejenige, welche erforderlich iſt, um den Waſſerſtand in der Schleuſenkammer vom Unterwaſſer bis zum Oberwaſſer zu heben. Man nennt ſie die Füllmaſſe M, und es iſt klar, daß ſie unverändert dieſelbe bleibt, wenn ein Schiff in der Schleuſenkammer ſich befindet oder nicht.

Digitized by Google

Dieſes taucht nämlich in das Oberwaſſer ebenſo tief ein wie in das Unterwaſſer. Sobald das Schiff dagegen in die Schleuſenkammer hinein-, oder aus derſelben herausgezogen wird, ſo füllt ſich der leere Raum, den der eintauchende Theil des Schiffes bisher einnahm, mit Waſſer, und eine Waſſermenge S, deren Gewicht dem des Schiffes ſammt ſeiner Ladung gleich iſt, wird aus der Kammer hinaus- oder in dieſelbe hineingedrückt. Man nennt dieſe die Flottmaſſe. Außerdem wäre noch diejenige Waſſermenge zu erwähnen, welche ſich in der Kammer befindet, während die Verbindung mit dem Unterwaſſer hergeſtellt iſt. Dieſe kommt indeſſen nicht in Betracht, da ſie bei einfachen Schleuſen ſtets in der Kammer bleibt, auch bei gehörigem Gebrauch der Kuppelſchleuſen aus den Kammern nie abgelaſſen wird.

Zunächſt mag der Durchgang eines Schiffes durch eine einfache Schleuſe unterſucht werden. Das Schiff komme aus dem Unterwaſſer, und ein anderes Schiff ſei ihm in derſelben Richtung vorangegangen. Es findet daher die Schleuſe gefüllt. Ehe das Schiff hineingehen kann, muß dieſe entleert werden, daher fließt dem Unterwaſſer die Maſſe M zu. Indem aber das Schiff in die Schleuſe fährt, drängt es noch die Maſſe S zurück, dem Unterwaſſer iſt daher M + S zugefloſſen. Sobald das Schiff in der Schleuſe ſich befindet, erfolgt die Füllung aus dem Oberwaſſer, und beim Heraustreten in dieſes fließt noch die Maſſe S in die Schleuſenkammer. Der Verluſt des Oberwaſſers iſt daher eben ſo groß wie der Gewinn des Unterwaſſers, nämlich M + S.

Wenn dagegen ein Schiff herabfährt, alſo aus dem Oberwaſſer in die Schleuſe tritt, während wieder ein anderes in derſelben Richtung ihm vorangegangen iſt, ſo ſtellt ſich das Reſultat etwas anders. Die Schleuſe iſt leer, d. h. die Kammer iſt bis zur Höhe des Unterwaſſers abgelaſſen. Ehe das Schiff hineingehen kann, muß ſie gefüllt werden, dem Oberwaſſer wird daher die Maſſe M entzogen. Sobald jedoch das Schiff in die Schleuſe fährt, wird von dieſem wieder ein Theil, nämlich S zurückgedrängt. Der Verluſt des Oberwaſſers beträgt daher nur M — S, und die weitere Betrachtung ergibt leicht, daß der Gewinn des Unterwaſſers ebenſo groß iſt. Die beim Auf- und Abgehen eines Schiffes hindurchgelaſſene Waſſermenge iſt daher gleich 2 M.

Die Reſultate ſtellen ſich günſtiger, wenn die Schiffe abwechſelnd in einer und der andern Richtung durch die Schleuſe gehen. Die Geſammt-Reſultate ſind in Nachſtehendem zuſammengefaßt:

| Einfache Schleuſe | Schleuſe angetroffen | Entleertes Waſſer | Schleuſe verlaſſen |
|---|---|---|---|
| Ein Schiff abwärts gehend | leer | M — S | leer |
| " " " " | voll | — S |  |
| Ein Schiff aufwärts gehend | leer oder voll | M + S | voll |
| n Schiffe, das eine abwärts, das folgende aufwärts u. ſ. w. gehend | abwärts voll<br>aufwärts leer | n M | abwärts leer<br>aufwärts voll |
| Zug von n Schiffen abwärts gehend | leer | n M — n S | leer |
| Zug von n Schiffen abwärts gehend | voll | (n—1) M — n S |  |
| Zug von n Schiffen aufwärts gehend | leer oder voll | n M + n S | voll |
| Zwei Züge, jeder von n Schiffen, der erſte abwärts, der zweite aufwärts gehend | voll | (2 n — 1) M | voll |

| Reihe von m gekuppelten Schleuſen | Schleuſen angetroffen | Entleertes Waſſer | Schleuſen verlaſſen |
|---|---|---|---|
| Ein Schiff abwärts gehend | leer | M — S | leer |
| " " " " | voll | — S |  |
| Ein Schiff aufwärts gehend | leer | m M + S | voll |
| " " " " | voll | M + S |  |
| Zwei n Schiffe abwechſelnd abwärts und aufwärts gehend | abwärts voll<br>aufwärts leer | m n M | abwärts leer<br>aufwärts voll |
| Zug von n Schiffen abwärts gehend | leer | n M — n S | leer |
| Zug von n Schiffen abwärts gehend | voll | (n — 1) M — n S |  |
| Zug von n Schiffen aufwärts gehend | leer | (m+n—1) M + n S | voll |
| Zug von n Schiffen aufwärts gehend | voll | n M + n S |  |
| Zwei Züge von je n Schiffen, der erſte abwärts, der zweite aufwärts gehend | voll | (m + 2 n — 2) M | voll |



Digitized by Google

Aus dieſen Berechnungen ergibt ſich, wie bereits geſagt, daß einfache Schleuſen für die Waſſererſparniß vortheilhafter ſind als gekuppelte Schleuſen; daß bei einer einzelnen Schleuſe einzelne Schiffe, abwechſelnd auf- und abwärts gehend, weniger Waſſerverbrauch verurſachen, als gleiche Anzahlen von Schiffen in Zügen, und daß andererſeits an gekuppelten Schleuſen Schiffe in Zügen weniger Waſſerverbrauch verurſachen als gleiche Anzahlen abwechſelnd auf- und abwärts gehender Schiffe. Aus dieſem Grunde iſt es, wo eine lange Reihe gekuppelter Schleuſen unvermeidlich iſt, gebräuchlich, ſie doppelt zu machen, das iſt zwei Reihen von Schleuſen nebeneinander zu haben und die eine ausſchließlich für aufwärts-, die andere ausſchließlich für abwärts gehende Schiffe zu verwenden.

Weſentlich günſtiger geſtaltet ſich der Waſſerverluſt bei Verwendung der Baſſins, ſchiefen Ebenen, Ascenſoren u. ſ. w. und wurde hiervon ſchon im Früheren Erwähnung gethan.

4) Eine weitere Quelle des Waſſerverluſtes entſpringt aus der Undichtheit der Thore.

5) Beſondere Verluſte treten endlich bei Neufüllung und Wiederfüllung der Kanalſtrecke ein.

Gräff (Construct. des canaux et de chemins de fer, Seite 223) rechnet bei einem normalen täglichen Verluſt von 0,4—0,6 Kubikmet. für den laufenden Meter täglich kurz nach Einlaſſen des Waſſers 1,2—1,5 Kubikmet., und während der erſten Monate des Kanalbetriebes 0,8 bis 1 Kubikmet. Ein in normalem Zuſtande befindlicher Kanal ohne Zu- und Abſchluß zeigt nach Minard immerhin eine tägliche Senkung des Waſſerſpiegels von 3 bis 4 Centimet.

### F. Speiſung der Kanäle.

Kanäle werden aus Sammelgebieten, Brunnen, Quellen, Bächen geſpeiſt und ihre Verſorgung bedingt dieſelben Fragen betreffs Regenmenge, Bedarf, Erſatz, welche bei Waſſerverſorgungen zur Löſung gelangen.

Im allgemeinen ſollen die Anlagen zur Speiſung den Waſſerverbrauch zur Zeit des größten Bedarfes decken, wenn derſelbe auch in der Zeit der geringſten Waſſermenge der natürlichen Gewäſſer zuſammenfällt.

Das Waſſer wird hierbei einem tieferen Niveau oder einem höheren als jenem des Verbrauchsgebietes entnommen. Im erſten Falle kommen Pumpwerke, im zweiten Speiſegräben (Zubringer, Rigolen), in beiden häufig Reſervoirs zur Anwendung, welche den Conſumſchwankungen entgegenzutreten haben.

Beiſpiele neuerer Anlagen ſind die Pumpwerke zu Lockport, durch welche der Kanal zwiſchen dem Illinois- und Michigan-See während des Sommers geſpeiſt wird, ſowie jene des Kanals von der Aisne nach der Marne, welche das Waſſer auf 20 Meter heben, worauf daſſelbe in einer 7,6 Kilomet. langen gemauerten Leitung der Scheitelſtrecke zufließt, namentlich aber die Pumpwerke für den Rhein-Marne-Kanal und den Oſtkanal in den Thälern der Moſel und Maas.

### G. Kunſtbauten.

Wir treffen:

1) Brücken, welche die Aufgabe haben, ein Communicationsmittel über den Kanal hinwegzuführen.

2) Durchläſſe, welche Wege oder kleinere Waſſerläufe unter dem Kanal hindurchführen. Im letzteren Falle kann, wenn die Sohle des kreuzenden Waſſerlaufes eine directe Unterführung nicht geſtattet, das Waſſer durch eine U förmige gemauerte oder eiſerne Röhre unter dem Kanal hinweggeführt werden (Siphons).

3) Entlaſtungsanlagen, welche dem überflüſſig zugekommenen Waſſer Abzug geſtatten, wie ſolches bei heftigen Regen durch die Zuflüſſe u. ſ. w. ſich anſammeln kann.

4) Aquäducte, welche den Kanal über einen Fluß, eine Schlucht u. ſ. w. hinwegführen. Sie werden in Holz, Stein oder Eiſen erbaut.

5) Tunnels, unterirdiſche Kanalſtrecken.

Das Profil des Tunnels hat die ſich widerſtrebenden Anforderungen zu erfüllen, einerſeits möglichſt geringe Koſten zu verurſachen, andererſeits die Durchfahrt der Schiffe ohne zu großen Widerſtand zu geſtatten. Man kann letztere Anforderung zum Theil dadurch erfüllen, daß man den Leinpfad oder Treppelweg als Steg auf Conſolen oder Pfeilern, d. h. den Tunnel führt, alſo dem Waſſer ſeitwärts das Ausweichen unter dem Leinpfade geſtattet.

Mitunter iſt der Leinpfad ganz ausgeblieben. Der Durchzug erfolgt, indem ſich die Schiffer mit den Füßen gegen die Wände aufwärts ſtemmen oder an Klammern längs den Wänden vorwärts ziehen, endlich am zweckmäßigſten mittels Seilzug oder Kettenſchiffahrt.

Bei beſonders lebhaftem Verkehr hat man zuweilen zwei unterirdiſche Strecken nebeneinander ausgeführt, die in entgegengeſetzter Richtung durchfahren werden (Grand trunk Kanal). Die größten Tunnels tauchten beim Panama-Kanal-Project auf.

6) Häfen. Darüber vgl. den Art. Hafen.

## II. Wirthſchaftliche Bedeutung der Kanäle.

Die directe Rentabilität der Kanäle, inſofern wir darunter das Maß der aus den Nettoeinnahmen der Linien möglichen Verzinſung des Anlagekapitals verſtehen, iſt ſeit Einführung der Eiſenbahnen immer mehr im Schwinden. Während noch in der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts die beſtehenden Kanäle faſt durchweg gute finanzielle Reſultate gaben, decken z. B. heute in Frankreich die Kanalzölle nur circa 40 Proc. der Unterhaltungskoſten, eine Verzinſung des Anlagekapitals findet daſelbſt in keiner Weiſe mehr ſtatt. Ihr Nutzen liegt daher nur in den allgemein volkswirthſchaftlichen und politiſchen Vortheilen. Dieſe Vortheile beſtehen zunächſt darin, daß eine Reihe von Gütern auf den Kanälen infolge der viel geringeren Kräfte, welche zu ihrer Förderung nöthig ſind, auf größeren Diſtanzen transportfähig werden, welche auf unſeren Eiſenbahnen und Straßen nicht ökonomiſch gefördert werden können, es ſind dies Maſſenproducte geringen Eigenwerthes der bergmänniſchen, forſt- und landwirthſchaftlichen Production. Der Betrieb auf Kanälen bedarf der hohen Sicherheitsmaßregeln nicht, welche dem Eiſenbahntransporte innewohnen müſſen, er iſt nicht wie dieſer an beſtimmte Halteſtellen gebunden. Aus dieſen Gründen iſt auf Kanälen einerſeits ein gleichzeitiger

Digitized by Google

Betrieb durch verſchiedene Frächter mit eigenen Schiffen möglich, andererſeits ein intenſiverer Localverkehr für die betreffenden Diſtricte ſelbſt, durch welche der Kanal zieht, geſtattet, ohne daß der große Durchgangsverkehr hierunter weſentlich Schaden leidet.

Der Hauptnachtheil der Kanalförderung beſteht darin, daß ſie zu beſtimmten Jahreszeiten infolge der Eisbildung unmöglich wird, worunter der regelmäßige Betrieb leidet und die gegenwärtige Betriebsweiſe nur geringe Geſchwindigkeiten zuläßt. Der letztgenannte Nachtheil kann theilweiſe durch rationelle Anordnung der Schleuſen und ihres Betriebes und Einführung der Schleppſchiffahrt mittels Dampfbetrieb gehoben werden. Transporte auf große Entfernungen können in den Kanalſchiffen aber nur dann ſtattfinden, wenn die zu befahrenden Kanäle einheitliche Dimenſionen haben, wovon bereits die Rede war. Ein Kanal, welcher ausſchließlich Verkehrszwecken dienen ſoll, iſt deshalb nur in Gegenden am Platz, welche durch Reichthum von Bodenproducten hervorragend ſind und welche mit Conſumtionsplätzen erſten Ranges oder mit dem Meere in Verbindung geſetzt werden ſollen, wenn Maſſenverkehr auf weitere Strecken zu erwarten iſt. In einem hochcultivirten Lande werden Kanal- und Eiſenbahntransport nur hinſichtlich der Beförderung weniger Artikel für beſtimmte Differenzen concurriren, ſondern ſich einander weſentlich ergänzen können und hierdurch gemeinſchaftlich zur allgemeinen Wohlfahrt beitragen. *Beſondere Bedeutung gewinnen die Kanäle dann, wenn ſie gleichzeitig für landwirthſchaftliche Be- und Entwäſſerungszwecke, induſtrielle Anlagen benutzt werden können.*

Im weiteren mögen hier noch die ſehr beachtenswerthen Sätze Platz finden, welche neuerer Zeit K. Hauſer in ſeiner Behandlung des Themas Eiſenbahnen oder Kanäle aufgeſtellt:

a) Die Behauptung, daß die Eiſenbahnen an der Grenze ihrer Leiſtungsfähigkeit angelangt ſeien, iſt ganz unhaltbar. Es iſt im Gegentheil faſt jede der deutſchen Eiſenbahnen ſehr wohl im Stande, außer dem ſchon jetzt beſtehenden Verkehr auch noch den ganzen Verkehr eines Kanals von beiſpielsweiſe 1,5 Millionen Tonnen per Jahr, entſprechend einem Verkehr von neun bis zwölf Güterzügen in jeder Richtung täglich, zu übernehmen. Die engliſchen Eiſenbahnen weiſen noch weit größere Leiſtungen auf.

b) Damit die Anlage eines Kanals den Vorzug vor der Anlage einer Eiſenbahn verdiene, muß die Kanalfracht erheblich billiger ſein als die Eiſenbahnfracht zwiſchen denſelben Endpunkten, weil ſonſt der Transport doch der concurrirenden Eiſenbahn zufällt.

c) Der Kanal wird in der Regel nicht nur ein weſentlich größeres Anlagekapital pro Längeneinheit, ſondern auch eine weſentlich größere Geſammtlänge erfordern als eine Eiſenbahn zwiſchen denſelben Endpunkten.

d) Abgeſehen von dem unter b Erwähnten muß auch der Tarifſatz des Kanals im Verhältniß der Mehrlänge des Weges niedriger ſein als der entſprechende Tarifſatz der Eiſenbahn.

e) Es kann ſowol für einen Kanal als für eine Eiſenbahn rationell ſein, bei Normirung des Tarifs für einen beſtimmten Artikel ausnahmsweiſe von der Verzinſung des Baukapitals ganz oder theilweiſe abzuſehen, um dadurch dieſen Artikel überhaupt erſt transport-, reſp. abſatz- und concurrenzfähig zu machen. Durch ein ſolches Verfahren kann nach manchen Seiten hin Nutzen geſtiftet werden, während keiner der übrigen zur Verſendung gelangenden Artikel dadurch mehr belaſtet wird, als ohnedies zu geſchehen hätte. Von dieſem Standpunkte aus betrachtet, iſt der vor kurzem für das oberſchleſiſche Kohlenrevier verſuchsweiſe eingeführte Tarif wohl berechtigt, wenn er nur einen ganz geringen Ueberſchuß über die Selbſtkoſten im engeren Sinn ergibt, was wahrſcheinlich der Fall ſein wird.

f) Von dem unter e erwähnten Ausnahmsverfahren kann eine Eiſenbahn um ſo eher Gebrauch machen, je mehr die Verzinſung ihres Baukapitals durch Einnahmen aus dem Transport höher tarifirter Güter und aus dem Perſonentransport bereits geſichert iſt; bei einem Kanal geht dies weniger an, weil er faſt ausſchließlich auf den Transport von Maſſengütern, welche hohe Tarife nicht tragen können, angewieſen iſt. Wenn aber die Verzinſung ſeines Baukapitals durch die Einnahmen aus den vorhandenen Transporten bereits gedeckt iſt, ſo kann auch hier zu Gunſten eines erſt transportfähig zu machenden Artikels die Ausnahme eingeführt werden.

g) Für den Kanal ſowol als für die Eiſenbahn muß im allgemeinen und als Regel die Forderung geſtellt werden, daß die Fracht die geſammten Selbſtkoſten einſchließlich der Verzinſung des Anlagekapitals deckt; denn ſelbſt wenn der Staat Eigenthümer des ganzen Verkehrsſtraßennetzes wäre, würde es unbillig und wahrſcheinlich auch nicht durchführbar ſein, zu Gunſten der an den Transporten direct Intereſſirten die Verzinſung des Anlagekapitals auf die Schultern der Geſammtheit der Steuerzahler abzuwälzen. Andererſeits ſoll im volkswirthſchaftlichen Intereſſe der Tarif nicht höher ſein, als zur Erzielung einer ausreichenden Verzinſung nöthig iſt.

h) Bei einem Kanal muß wegen des größeren Anlagekapitals ein größerer Betrag zur Verzinſung deſſelben in den Tarifſatz aufgenommen werden, als dies bei der Eiſenbahn zu geſchehen hat; dagegen ſind die Selbſtkoſten des Transports im engeren Sinne, d. i. excluſive des Betrages für die Verzinſung des Anlagekapitals, beim Kanaltransport ſehr erheblich niedriger als beim Eiſenbahntransport. Könnte von der Verzinſung des Anlagekapitals ganz abgeſehen werden, ſo würde in Bezug auf Billigkeit des Transports der Kanal einen nicht zu beſeitigenden Vorſprung vor der Eiſenbahn voraushaben, was bei ſolchen Kanälen, deren Anlagekapital bereits amortiſirt iſt, der Fall ſein kann, bei neu zu erbauenden Kanälen aber bis nach vollendeter Amortiſation nach g ausgeſchloſſen iſt.

i) Es gibt eine gewiſſe Größe des Verkehrs, bei welcher ſich der in der Verzinſung eines größeren Anlagekapitals begründete Nachtheil des Kanals mit dem in den geringeren Transport- Selbſtkoſten im engeren

Digitized by Google

Sinne begründeten Vortheil derartig compenſirt, daß die Geſammt-Selbſtkoſten einſchließlich des für die erwähnte Verzinſung erforderlichen Betrages denjenigen gleichkommen, welche der Transport auf der Eiſenbahn verurſacht. Unterhalb dieſer Grenze iſt die Eiſenbahn, oberhalb derſelben der Kanal im Vortheil, d. h. in der Lage, den billigſten Tarif ſtellen zu können.

k) Man wird die unter i beſprochene Verkehrsgröße zu etwa 2 Millionen Tonnen pro Jahr, transportirt über die ganze Länge des Kanals oder der Eiſenbahn, ſchätzen können. Soll demnach der Bau eines Kanals rationeller ſein als derjenige einer Eiſenbahn zwiſchen denſelben Endpunkten, ſo muß zufolge von b das Geſammt-Transportquantum noch erheblich größer ſein als 2 Millionen Tonnen; für keinen der bisher in Deutſchland projectirten Kanäle ſteht ein Verkehr von ſolcher Größe mit einiger Sicherheit zu erwarten.

l) Nachdem für Preußen die Durchführung des Staatsbahn-Syſtems eine beſchloſſene (und zum großen Theil bereits ausgeführte) Sache geworden iſt, erſcheint es rationell, daß der Staat das geſammte Netz der Eiſenbahnen und Kanäle in ſeiner Hand vereinigt und das ganze Anlagekapital derſelben planmäßig amortiſirt.

m) Unter dieſer Vorausſetzung kann auch der Bau neuer Kanäle als empfehlenswerth bezeichnet werden, denn wenngleich von denſelben nicht ſofort weſentlich billigere Tarife als auf den Eiſenbahnen bei gleichen Verkehrsmengen erreichbar zu erwarten ſind, ſo wird dadurch dem Lande für die fernere Zukunft der Vortheil der denkbar billigſten Gütertarife und damit eine eminente und höchſt wünſchenswerthe Steigerung ſeiner Concurrenzfähigkeit auf dem in- und ausländiſchen Markte geſichert.

## J. Beſtehende Kanalanlagen:

### Dimenſionen der wichtigſten künſtlichen Waſſerſtraßen Belgiens.

| Bezeichnung | Länge | Waſſertiefe | Schleuſen: Zahl | Schleuſen: Länge | Schleuſen: Breite | Tragfähigkeit |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | Kilom. | Meter | Meter | | | Tonnen |
| Kanal de Blaton à Ath . . . | 21,6 | 1,9 | 21 | 41,2 | 5,2 | — |
| Kanal de Boſſuyt à Courtrai. . | 15,4 | 1,8 | 11 | 37,7 | 5,2 | — |
| Kanal de Bruxelles au Rupel. . | 28,1 | 3,1 | 5 | 39,0—76,0 | 7,5 | — |
| Kanal de Charleroi à Bruxelles. | 74,8 | 1,8 | 55 | 19,0 | 2,7 | 72 |
| | | | 11 | 41,9 | 5,2 | |
| Dentre-Fluß, kanaliſirt. . . . | 65,4 | 1,9 | 1 | 53,2 | 6,2 | 335 |
| | | | 1 | 27,2 | 6,2 | |
| Scheldefluß, unterer | 116,3 | 2,1—7,6 | 1 | 68,0 | 8,4 | 335 |
| Scheldefluß, oberer | 114,7 | 1,9—2,1 | 5 | 40,8—41,7 | 6,5 | 335 |
| Kanal de la Meuſe à l'Escaut . | 86,4 | 1,9 | 17 | 50,0—50,5 | 7,0 | 330 |
| Kanal de Liége à Maſtricht . . | 20,4 | 1,9 | 7 | 49,0—56,4 | 7,0 | 350 |
| Kanal de Louvain au Rupel. . | 29,8 | 3,1 | 5 | 56.0 | 8,2 | 350 |
| Lysfluß, kanaliſirt. . . . . . | 113,2 | 1,8—2,1 | 5 | 42,2 | 5,4 | 335 |
| Kanal lat. à la Lys. . . . . | 24,7 | 1,8—2,1 | 1 | 42,1 | 5,4 | 335 |
| Kanal de Maſtricht à Bois-le-Duc | 44,6 | 1,9 | 3 | 50,0 | 7,0 | 300—400 |
| | | | 9 | 100,0 | 12,0 | |
| Maas, kanaliſirt . . . . . . . | 132,0 | 1,8—1,9 | 11 | 56,8 | 9,0 | 350 |
| | | | 3 | 55,8 | 9,0 | |
| Kanal du Moervaert . . . . . | 21,0 | 1,3—1,6 | 1 | 50,0 | 6,0 | 125 |
| Kanal de Mons à Condé . . . | 21,2 | 1,9—2,1 | 5 | 41,0 | 5,2 | 310 |
| Ourthefluß, kanaliſirt . . . . . | 130,0 | 1,2 | 2 | 45,4 | 5,2 | 15—36 |
| | | | 15 | 20,5 | 3,0 | |
| Kanal de Pommeroeul à Antoing | 25,2 | 1,9—2,1 | 13 | 39,1 | 5,2 | 270 |
| Kanal Roulers à la Lys . . . | 16,8 | 1,8 | 4 | 40,8 | 5,4 | — |
| Sambrefluß, kanaliſirt . . . . . | 93,6 | 1,7—1,8 | 9 | 37,4 | 5,2 | 300 |
| | | | 13 | 45,7 | 5,2 | |
| Kanal Turnhout à Anvers . . | 37,3 | 1,9 | 10 | 50,0 | 7,0 | 170—300 |
| Yſerfluß, kanaliſirt . . . . . . | 42,0 | — | 1 | 45,1 | 8,5 | 50—250 |

Digitized by Google

### Dimenſionen der wichtigſten kanaliſirten Flüſſe und Kanäle Englands.*)

| Bezeichnung | Länge | Waſſertiefe | Schleuſen | | | Tragfähigkeit |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | Zahl | Länge | Breite | |
| | Kilom. | Meter | Meter | | | Tonnen |
| Aire- und Calderſchiffahrt . . . | 152 | 2,4 | 33 | 19,8—63,8 | 4,5—5,4 | 70—185 |
| Aſhton-Kanal. . . . . . . | 28 | 1,5 | 25 | 24,9 | 2,5 | — |
| Baſingſtoke-Kanal . . . . . | 60 | 1,6 | 29 | 21,6 | 4,2 | — |
| Birmingham-Kanal. . . . . | 270 | 1,6 | 169 | 24,0 | 2,4 | 50—80 |
| Bridgewater-Kanal . . . . . | 66 | 1,3 | 22 | 21,0 | 4,5 | 35—60 |
| Cheſterfield-Kanal . . . . . | 74 | 1,2 | 65 | 21,2 | 2,0 | 40—50 |
| Coventry-Kanal . . . . . . | 52 | 1,4 | 13 | 21,6 | 2,2 | 40—50 |
| Derby-Kanal . . . . . . . | 28 | 1,5 | 14 | 27,0 | 4,4 | 50—60 |
| Glamorgan-Kanal . . . . . | — | 1,4 | 51 | 20,1 | 3,1 | 40—50 |
| Glouceſter-Kanal. . . . See | 74 | 2,4 | — | 33,9 | 9,3 | 30—55 |
| " " . . . . Binnen | — | 1,5 | — | 33,9 | 9,3 | 30—35 |
| Grand-Jonction-Kanal . . . | 216 | 1,5 | 136 | 26,3 | 4,5 | 40—50 |
| Grand-Union-Kanal . . . . | 37 | 1,5 | 17 | 23,4 | 2,3 | 40—50 |
| Hereford- und Gloſter-Kanal. . | 54 | 1,0 | 21 | 21,3 | 2,4 | 32—34 |
| Kennet und Avon . . . Fluß | 138 | 1,5 | 108 | 36,0 | 5,4 | — |
| " " " . . . Kanal | — | — | — | 22,5 | 4,2 | — |
| Leiceſter- und Northampton-Kanal | 38 | 1,8 | 25 | 26,4 | 4,6 | 80—100 |
| Lee (River) Conſervancy . . . | 45 | 1,4 | 22 | 28,5 | 6,0 | — |
| Leeds-Liverpool-Kanal. . . . | 227 | 1,5 | 91 | 21,0 | 4,6 | 40—50 |
| Melton-Mowbray-Schiffahrt. . | 23 | 1,3 | 12 | 24,3 | 4,6 | 20—22 |
| Old-Union-Kanal . . . . . | 294 | 1,5 | 136 | 21,6 | 2,2 | 12—24 |
| Oxford-Kanal. . . . . . . | 146 | 1,4 | 46 | 21,0 | 2,1 | 30—40 |
| Peak-Forreſt-Kanal . . . . . | 34 | 1,0 | 26 | 24,3 | 2,4 | 20—25 |
| Portsmouth-Arun-Kanal . . . | 22 | 1,4 | 2 | 24,0 | 4,2 | — |
| Severn-Kanal. . . . . . . | 70 | 4,3 | 8 | 45,0 | 9,0 | 150—200 |
| Stafford-Worceſter-Kanal . . . | 82 | 1,4 | 53 | 22,5 | 2,2 | 30 |
| Stourbridge-Schiffahrt . . . . | 11 | 1,4 | 20 | 21,3 | 2,1 | — |
| Taviſtok-Kanal . . . . . . | 72 | 0,9 | 1 | 22,2 | 2,4 | 12—18 |
| Themſe-Severn-Kanal . . . . | 48 | 1,5 | 44 | 23,1 | 4,9 | 60—70 |
| Trent-Schiffahrt . . . . . . | 115 | 1,0 | 7 | 27,0 | 4,5 | 40—50 |
| Ulverſtone-Kanal. . . . . . | 3 | 1,4 | 1 | 31,6 | 8,1 | 90—150 |
| Warwick-Birmingham-Kanal. . | — | 1,2 | 33 | 21,3 | 2,1 | — |
| Worceſter-Birmingham-Kanal . | 48 | 1,3 | 58 | 24,0 | 2,2 | 90—150 |
| Weawer-Schiffahrt . . . . . | 32 | 3,6 | 7 | 29,4 | 5,3 | 40 |

*) Max M. Freiherr von Weber, Die Waſſerſtraßen Nordeuropas (Leipzig 1881).

Digitized by Google

Dimenſionen der wichtigſten Kanäle und kanaliſirten Flüſſe Frankreichs.*)

| Bezeichnung | Länge | Waſſertiefe | Schleuſen | | | Tragfähigkeit |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | Zahl | Länge | Breite | |
| | Kilom. | Meter | Meter | | | Tonnen |
| Aisne, kanaliſirt | 57 | 1,50 | 7 | 51,0 | 8,0 | |
| Kanal de l'Aisne à la Marne | 58 | 1,50 | 24 | 37,0 | 5,2 | |
| Kanal latéral à l'Aisne | 51 | 1,70 | 8 | 37,0 | 5,2 | |
| Kanal des Ardennes | 100 | 1,80 | 48 | 37,5 | 5,2 | |
| Kanal d'Arles à Bouc | 47 | 2,00 | 4 | 52,6 | 8,0 | |
| Aube | 45 | — | 2 | 40,0 | 7,8 | |
| Aulne | 28 | — | 1 | 41,3 | 10,0 | |
| Baiſe | 70 | 1,30 | 24 | 28,0 | 4,3 | |
| Kanal de Beaucaire | 59 | 1,70 | 5 | 37,0 | 6,7 | |
| Kanal de Berry | 322 | 1,50 | 114 | 28,0—35,0 | 2,7—5,2 | |
| Kanal du Blavet | 60 | 1,60 | 28 | 30,0—60,0 | 4,7 | |
| Kanal de Bourgogne | 242 | 1,60 | 191 | 29,7—34,0 | 5,2 | |
| Kanal de Briare | 59 | 1,40 | 43 | 34,8 | 5,2 | |
| Kanal du Centre | 121 | 1,50 | 83 | 35,2 | 5,2 | |
| Charente | 163 | 1,00 | 18 | 38,5 | 6,4 | |
| Kanal de la Deule | 69 | 1,65 | 7 | 42,0 | 5,2 | |
| Dordogne | 161 | 1,40 | 9 | 34,0 | 6,0 | |
| Kanal latéral de la Garonne | 211 | 2,00 | 72 | 35,6 | 6,0 | |
| Kanal d'Ille et Rance | 84 | 1,60 | 48 | 29,0 | 4,7 | |
| Kanal du Loing | 50 | 1,30 | 23 | 32,5 | 5,2 | |
| Kanal latéral à la Loire | 206 | 1,50 | 53 | 34,0 | 5,2 | |
| Lot | 276 | 1,00 | 72 | 30,0 | 5,0 | |
| Lys | 53 | 2,00 | 6 | 37,0 | 5,2 | |
| Marne | 178 | 1,60 | 22 | 38,7 | 5,2 | |
| Kanal latéral à la Marne | 106 | 1,70 | 34 | 38,5 | 5,2 | |
| Kanal de la Marne au Rhin | 318 | 1,60 | 181 | 38,1 | 5,2 | |
| Mayenne | 134 | 1,60 | 45 | 34,9 | 5,2 | |
| Maas | 231 | 1,30 | 20 | 45,3 | 5,7 | |
| Kanal du Midi | 240 | 2,00 | 106 | 31,0 | 5,8—6,0 | |
| Kanal de Nantes à Breſt | 362 | 1,25 | 235 | 29,4 | 4,7 | |
| Kanal de Nivernais | 174 | 1,50 | 116 | 34,8—35,1 | 5,2 | |
| Oiſe | 104 | 1,60 | 7 | 51,0 | 8,0 | |
| Kanal de l'Ourcq | 107 | 1,20 | 10 | 58,8 | 3,2 | |
| Kanal du Rhône au Rhin | 350 | 1,00 | 164 | 30,0 | 5,2 | |
| Kanal de St.-Quentin | 96 | 2,20 | 35 | 37,5 | 5,1 | |
| Kanal de la Sambre à l'Oiſe | 66 | 1,80 | 38 | 42,0 | 5,2 | |
| Saône, haute | — | — | 2 | 37,0 | 5,2 | |
| Saône, petite | 314 | 1,80 | 10 | 44,0 | 8,0 | |
| Saône, grande | — | — | 5 | 160,0 | 16,0 | |
| Sarthe | 132 | 1,00 | 20 | 33,0 | 5,2 | |
| Schelde | 63 | 2,1—2,5 | 16 | 38,0 | 5,2 | |
| Haute-Seine | 189 | 1,60 | 20 | 11,0—185,0 | 7,7—12,0 | |
| Baſſe-Seine | 315 | 2,0—3,0 | 7 | 113,0 | 12,0 | |
| Kanal de la Somme | 156 | 1,50 | 24 | 36,4 | 6,5 | |
| Tarn | 148 | 1,00 | 31 | 32,8 | 5,2 | |
| Vilaine | 95 | 1,00 | 15 | 25,2 | 4,5 | |
| Yonne | 118 | 1,60 | 20 | 86,0 | 8,2 | |

*) *M. Félix Lucas*, attaché à l'administration centrale. Les voies de communication de la France d'après les documents officiels.

Digitized by Google

### Bedeutendere ſchiffbare Kanäle Deutſchlands.*)

| Bezeichnung | Betriebsweiſe | Länge | Waſſertiefe | Schleuſen | | | Tragfähigkeit |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | Zahl | Länge | Breite | |
| | | Kilom. | Meter | Meter | | | Tonnen |
| Bromberger | . | 26,5 | 1,2 | 9 | 40,2 | 8,8 | 125 |
| Colmarer | . | 13,0 | 1,6 | 1 | 34,5 | 5,2 | 200 |
| Eider. | . | 32,0 | 3,2 | 5 | 35—35,9 | 8,1 | 200 |
| Elbing-Oberländer | Geneigte Ebene | 115,0 | 1,3 | 9 | 31,3 | 3,1 | 60 |
| Ems. | . | 26,0 | 1,4 | 5 | 30,0 | 5,8 | 80 |
| Ems-Vechte | . | 21,0 | 1,9 | 2 | 33,0 | 6,5 | 100 |
| Finow | S. | 69,5 | 1,3 | 17 | 47,6 | 5,3–14,1 | 110—120 |
| Friedrich-Wilhelm | . | 24,0 | 1,5 | 9 | 40,2 | 5,2 | 120 |
| Hadler | . | 32,0 | 1,1 | 1 | 20,2 | 6,1 | 16 |
| Havelländiſcher | . | 58,0 | — | — | — | — | — |
| Hunte | . | 45,0 | 1,5 | 4 | 30,0 | 5,2 | 50 |
| Klodnitz. | . | 45,5 | 1,3 | 18 | 36,6 | 4,0 | 60 |
| König-Wilhelms | . | 23,0 | 1,6 | 1 | 157,0 | 23,5 | 80 |
| Main-Donau. | . | 173,0 | 1,6 | 91 | 36,5 | 5,0 | 100 |
| Niederneuendorfer. | . | 15,0 | 1,0 | 2 | 35,0 | 3,9 | 40 |
| Notte | . | 22,0 | 0,9 | 3 | 37,7 | 5,3 | 75 |
| Papenburger Stadt | . | 30,0 | 1,8 | 3 | 30,0 | 6,5 | 80 |
| Plauer. | . | 57,5 | 1,6 | 5 | 46,9 | 8,0 | 225 |
| " | . | 9,5 | 1,1 | 1 | 50,2 | 7,9 | 200 |
| Rhauderfehn | . | 98,5 | 1,4 | ? | 30—40,5 | 4,8—6,5 | 80 |
| Rhein-Marne. | . | 104,0 | 1,6 | 64 | 34,5 | 5,2 | 200 |
| Rhein-Rhone. | . | 132,0 | 1,6 | 87 | 34,5 | 5,2 | 200 |
| Saar | . | 63,5 | 1,6 | 27 | 34,5 | 5,2 | 200 |
| Stebnitz. | . | 56,0 | 0,9 | 13 | 22,0 | 4,0 | 50 |
| Storkower. | . | 28,0 | 0,8 | 3 | 38,5 | 5,0 | 80 |
| Süd-Nord. | . | 71,0 | 1,9 | 12 | 33,0 | 6,5 | 100 |
| Templiner. | . | 13,5 | 0,7 | 3 | 36,6–110,5 | 5,9–26,0 | 60 |
| Trekfahrts. | . | 23,5 | 1,1 | 3 | 14,7—16,1 | 4,1—4,7 | 20 |
| Warſingfehntief | . | 21,0 | 1,1 | 1 | 16,0 | 4,7 | 20 |
| Weichſel-Haff. | . | 19,0 | 2,0 | 2 | 40,3 | 6,2 | 155 |

*) „Die Waſſerſtraßen in Preußen und den angrenzenden Staaten“ vom Miniſterium für Handel und öffentliche Arbeiten.

Der Stand der Kanäle Hollands — A Sketch of the public works in the Netherlands by *L. C. van Kerkwik*, Haarlem 1876 — belief ſich 1874 in den einzelnen Provinzen:

| Provinz | Geſammtlänge | Namentliches Verzeichniß der Kanäle von über 30 Kilometer |
|---|---|---|
| | in Kilometern | Länge in Kilometern |
| Groningen . | . . . . 727,2 | Winſchoterdiep und der damit verbundene Kanal von Muntendam, 64,0.<br>Damſterdiep, 30,9.<br>Kanal von Nieuwe Zylen, 62,5.<br>Kanal Stroobos-Leeuwarden, 31,4.<br>Kanal von Stroobos nach dem Lemmer, 79,0.<br>Kanal von Leeuwarden nach Workum, 36,1. |

| Provinz | Geſammtlänge | Namentliches Verzeichniß der Kanäle von über 30 Kilometer |
|---|---|---|
| | in Kilometern | Länge in Kilometern |
| | | Kanal von Leeuwarden nach Franeker und von da zum Kanal zwiſchen Leeuwarden und Harlingen, 31,9. |
| Friesland . | . . . . . . | Kanal von Sneek nach Stavoren, 31,9. |
| | | Watercourſe von Sneek nach Oſſenzyl, 38,2. |
| | | Kanal der Hooge Veenen in Ooſtſtellingwerf, 44,1. |
| Friesland . | . . . 550,8 | Drentſche Hoofdvaart, 43,6. |
| | | Orange-Kanal, 44,0. |
| Drenthe . . | . . . 212,9 | Hoogeveen-Kanal, 55,0. |
| | | Dedemsvaart, 39,9. |
| Overyſſel . . | . . . 288,7 | Kanal von Zwolle nach Almelo, 48,0. |
| Gelderland . | . . . 54,9 | Apeldoorn-Kanal, 32,0. |
| | | Von Zuid-Willemsvaart nach der limburger Grenze, 55,0. |
| North-Brabant | . . . 162,9 | Mark- und Dintelfluß, 41,5. |
| | | Keulſche vaart (Kanal von Köln), 36,7. |
| | | Die kanaliſirte Yſſel, 32,6. |
| Utrecht . . | . . . 120,9 | Kromme Rijn, 30,4. |
| | | Großer Nordholland-Kanal, 80,0. |
| | | Kanal um den Haarlemer-Meerbuſen, 59,5 |
| North-Holland | . . . 358,4 | Kanal der ſechs Städte Nordhollands, 39,1. |
| | | Kanal von Rotterdam nach Harlem, 55,5. |
| South-Holland | . . . 276,9 | Rhein von Katwyk nach Utrecht, 49,2. |
| | . . 2885,5 | |

## K. Größere Kanalprojecte.

### a) Deutſchland.

Der Elbe-Spree-Kanal, welcher den Producten Sachſens und Böhmens einen billigeren Weg nach Berlin eröffnet, erhält zwiſchen Rieſa (Grödel) und Berlin eine Länge von 146 Kilomet., während der zur Zeit beſtehende Waſſerweg 409 Kilomet. lang iſt. Die Terrainverhältniſſe geſtatten die Anlage von zwei ſehr langen Haltungen, zwiſchen denen in der Gegend von Baruth und Teupitz wahrſcheinlich geneigte Ebenen oder hydrauliſche Schleuſen angelegt werden. Dieſes Kanalproject (darüber iſt zu vergleichen u. A. Groſſe, Der Elbe-Spree-Kanal) hat unter den größeren Projecten, welche vorliegen, wol am meiſten Ausſicht auf Verwirklichung. Ihm ſoll als Anſchluß die Ausführung des Oder-Spree-Kanals folgen.

Ein Rhein-Weſer-Kanal und ein Weſer-Elbe-Kanal wäre namentlich für die Kohlengegenden Weſtfalens und der Rheinlande von Wichtigkeit. Die Länge beider Kanäle iſt (im ganzen) zu 472 Kilom. ermittelt. Die Anſchlüſſe erfolgen nach den veröffentlichten Projecten an den Rhein bei Ruhrort, an die Weſer bei Minden und an die Elbe bei Nigripp unterhalb Magdeburg. Näheres ſiehe Michaelis, Rhein-Weſer-Kanal (Berlin, Ernſt und Korn) und Heß, Weſer-Elbe-Kanal in Zeitſchr. d. Arch. und Ing.-Ver. zu Hannover 1871, S. 180.

Ein Rhein-Maas-Kanal (etwa 47 Kilomet. lang) würde eine ſeit Jahrhunderten befürwortete Idee verwirklichen und eine Fortſetzung des Rhein-Weſer-Kanals bilden. Die Anſchlußpunkte ſind Venlo an der Maas und die Gegend zwiſchen Uerdingen und Budberg (in der Nähe von Krefeld) am Rhein.

Ein Kanal von Berlin nach Roſtock, 265 Kilomet. lang, trifft auf ſeiner Trace ein ſehr günſtiges Bauterrain, weil daſelbſt eine größere Anzahl von Landſeen (z. B. der Müritz-See, der Krackower-See u. a.) vorhanden ſind. Ueber dieſes intereſſante Project liegen ausführliche Mittheilungen vor in: Wiggers, Das Project des Roſtock-Berliner Schiffahrtskanales vom Waſſerbau-Inſpector Heß zu Hannover (Roſtock, Kulm).

### b. Oeſterreich.

Der etwa 273 Kilomet. lange Donau-Oder-Kanal, deſſen Project (1881) dem öſterreichiſchen Reichsrathe zur Genehmigung vorliegt, zweigt bei Wien aus dem Bette der alten Donau mit einer Sohlencote von 148,0 Meter ab, durchzieht in ziemlich gerader Richtung das Marchfeld und die Waſſerſcheide zwiſchen der Donau und dem unteren Marchgebiete, geht von Angern als Lateral-Kanal zur March bis Kwaſſitz, überſetzt dort die March und das Tiefland zwiſchen der March und Bečva bei Prerau und zieht ſich als ſolcher zur Bečva bis an den Fuß der Waſſerſcheide bei Huſtopetſch.

Digitized by Google

Die Kanalſtrecke über die Waſſerſcheide zwiſchen der Bečva und der Oder hat eine Scheitelhaltung von 9 Kilom. Länge. Die Höhencote der oberſten Haltung beträgt 281,2 Meter. Im Odergebiete geht der Kanal wieder als Lateral-Kanal zur Oder bis Oderberg und endigt dort mit einer Höhencote von 193,4 Meter.

Der Höhenunterſchied zwiſchen Wien und der Scheitelſtrecke beträgt ſomit 133,2 Meter, zwiſchen der Scheitelſtrecke und Oderberg 87,8 Meter.

Die Geſammtzahl der Schleuſen am Kanal iſt incluſive der projectirten Trennungsſchleuſe im alten Donaubette 84.

Die Speiſung der Waſſerſcheide zwiſchen Donau und March wird durch einen Zubringer beſorgt.

Die Speiſung der Waſſerſcheide zwiſchen March, reſp. Bečva und Oder erfolgt durch Aufſpeicherung des erforderlichen Speiſewaſſers in Thalſperren und Reſervoirs im Gebiete der oberen Bečva.

Das zu verzinſende Effectivkapital würde ſich auf 32,280,000 Gulden oder 140,117 Gulden pro Kilometer belaufen.

Der Geſammtverkehr auf dem Kanal wird auf 1,800,000 Tonnen geſchätzt.

### c. Frankreich.

Die franzöſiſche National-Verſammlung beſchloß für die Verbeſſerung des beſtehenden und den Ausbau dieſes Waſſerſtraßennetzes einen Betrag von rund 833,000,000 Fr. zu bewilligen und hat je nach der Dringlichkeit die Arbeiten in drei Klaſſen vertheilt.

| | |
|---|---|
| 1. Klaſſe rund | 435,000,000 Francs |
| 2. „ „ | 192,000,000 „ |
| 3. „ „ | 206,000,000 „ |

Als die dringendſten Herſtellungen, d. i. Arbeiten der erſten Klaſſe, ſind genannt:

1) Kanaliſirung der Seine zwiſchen Paris und Rouen auf drei Meter Waſſertiefe.

2) Herſtellung des Kanals zur Verbindung der Oiſe, Aisne, Marne, oberen Seine, Yonne und der Kanäle von Bourgogne, Briare und Orléans.

3) Canal latéral zur Rhone von Lyon bis Arles.

4) Kanal von Bouc bis Marſeille.

5) Verbindung des Kanals von Orléans mit der Loire, Sarthe, Mayenne und Vilaine.

6) Kanal von Montluçon nach Chalons und Verbeſſerung der Loire zwiſchen Angers und Nantes.

7) Kanal von Bordeaux nach Bayonne.

Der Bau dieſer Kanäle hat bereits begonnen. Im J. 1878 wurden vollendet: 1) der Kanal zwiſchen der Aisne und Oiſe (per Kilom. 320,000 Francs); 2) der Kanal zwiſchen der Saône und Marne (per Kilom. 292,000 Francs) und ein Seitenkanal von Dizier nach Baſſy (per Kilom. 167,000 Francs); 3) der Kanal von der Saône und dem Rhein-Rhone-Kanal von Pont-à-Saône nach Montbéliard (per Kilom. 268,300 Francs); zuſammen 301 Kilom. mit einem Aufwand von 84,608,568 Francs oder per Kilom. 281,100 Francs.

### I. Maritime Kanäle.[1])

Wir bringen als die bedeutendſten Beiſpiele:

#### a) Den Suez-Kanal.

Nach der Tradition ſoll ſchon der erſte der Pharaonen (etwa 2300 v. Chr.) verſucht haben, die Verbindung zwiſchen dem Mittelmeere und dem Arabiſchen Golf herzuſtellen.

Nach andern Ueberlieferungen würde dem unternehmenden Pharao Seſoſtris (Rhamſes II. 1535 v. Chr.) die Ehre des erſten Verſuches gebühren. Dieſes beſtätigt der Engländer Wilkinſon durch die Entdeckung eines dem Pharao Rhamſes gewidmeten Denkmals in den Ruinen von Serapeum, nördlich von den Bitter-Seen der Landenge von Suez.

Erſt 660 vor Chriſtus hat der Pharao Pſammetich den Entſchluß gefaßt, den Nil mit dem Arabiſchen Meerbuſen durch einen Schiffahrts-Kanal in Verbindung zu bringen. Sein Sohn Recho hat auch wirklich den Bau des Kanals begonnen; der Bau wurde jedoch durch Ausbruch eines langwierigen Krieges unterbrochen.

Nach Eroberung Aegyptens durch die Perſer unter Kambyſes wurde der begonnene Kanal (nach Herodot) durch Darius, Sohn des Hyſtaspes, etwa 500 Jahre vor Chriſti Geburt vollendet. Herodot, welcher im 25. Jahre nach dem Tode des Darius Aegypten bereiſte und längere Zeit hindurch dort verweilte, ſchrieb: „der Kanal ſei ſo groß geweſen, daß zu deſſen Durchſchiffung vier Tage erforderlich waren, und ſo breit, daß zwei dreiruderige Schiffe ſich begegnen konnten. Er war weſtlich von Bubaſtis (Tell-Baſta) aus dem Peluſiniſchen Nilarm abgeleitet, zog ſich durch das heutige Tumilat-Thal und mündete in den Arabiſchen Meerbuſen“.

Ariſtoteles, Strabo und Plinius hingegen ſtellen die Vollendung des Kanals durch Darius in Abrede; ſie behaupten, dieſer ſei erſt durch Ptolemäus Philadelphus 260 Jahre vor Chriſtus ausgeführt worden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Mitte des 3. Jahrhunderts vor Chriſtus der Kanal vollendet und für größere Schiffe fahrbar gemacht wurde. Dieſer Kanal iſt aber infolge der wilden Zeit der Ptolemäer zu Ende des 1. Jahrhunderts vor Chriſtus gänzlich in Verfall gekommen, wurde indeß zu Anfang des 1. Jahrhunderts nach Chriſtus vom Kaiſer Trajan wiederhergeſtellt, verbeſſert und theilweiſe umgelegt, dann nochmals vom Khalifen Omar 640 nach Chriſtus reſtaurirt und bis zum 8. Jahrhundert benutzt, von da an aber vernachläſſigt, ſodaß er gänzlich verſandete.

Es vergehen beinahe zehn Jahrhunderte ohne jedwede Erinnerung, daß jemals ein Kanal beſtanden, der

1) Nach Aufſätzen in der Zeitſchrift des öſterr. Ingenieur- und Architektenvereins.



Digitized by Google

den Seeweg vom Mittelländiſchen Meer nach Oſtindien um circa 3600 Meilen verkürzen könnte; erſt als Aegypten unter türkiſche Herrſchaft kam, beſchäftigten ſich mehrere Sultane, beſonders Muſtapha III. (1754—1774) mit der Wiederherſtellung des intermarinen Kanals, ohne jedoch zur Ausführung deſſelben zu ſchreiten.

Erſt Bonaparte griff während des ägyptiſchen Feldzuges 1799 das Project wieder auf, und ernannte eine Commiſſion zur Nivellirung des Iſthmus und Unterſuchung des Niveaus beider Meere, welche ſich indeſſen gegen die Ausführbarkeit deſſelben ausſprach, „da die Niveauverſchiedenheiten der beiden Meere zu groß ſeien". Dieſe Niveauverſchiedenheit galt lange Zeit als eine unbeſtreitbare Thatſache, bis ſie endlich 1841 durch barometriſche Meſſungen der engliſchen Offiziere als ein Irrthum nachgewieſen wurde.

Infolge davon trat 1846 eine Geſellſchaft von engliſchen, franzöſiſchen und öſterreichiſchen Bankiers zuſammen, in deren Auftrag die Ingenieure Stephenſon (Sohn des berühmten Erbauers der erſten Locomotive), Talabot und Negrelli 1847 das ganze Terrain nochmals unterſuchten und die Niveaugleichheit beider Meere beſtätigten.

Die engliſche Regierung war aber aus politiſchen Gründen, und weil ſie das Monopol des oſtindiſchen Handels durch den Kanal zu verlieren fürchtete, dem Unternehmen abhold und agitirte dagegen, begünſtigte aber die Anlage einer Eiſenbahn über den Iſthmus. Endlich nach langen geheimen Unterhandlungen mit Frankreich nahm der Vicekönig von Aegypten Mohammed-Said das Kanal-Unternehmen auf, und berief 1854 zu dieſem Zwecke den franzöſiſchen Ingenieur Ferdinand de Leſſeps, welcher am 30. Nov. 1854 einen Firman zur Conceſſion des Kanalbaues und Bildung einer Actiengeſellſchaft erhielt.

Hingegen leſen wir in dem officiellen Berichte des Herrn de Leſſeps von 1855 über dieſen Act der Conceſſionirung des Kanal-Unternehmens Folgendes:

„Es war im Monate October 1854, als ich eine Reiſe nach Aegypten unternahm, wohin mich der neue Vicekönig Mohammed-Said, der mich ſeit 20 Jahren mit ſeiner Freundſchaft beehrte, zu einem Beſuche freundlichſt eingeladen hatte. Ich hatte von niemand irgendeine wie immer Namen habende Miſſion erhalten. Auf einer Reiſe, die ich mit dem Vicekönig von Alexandrien nach Kairo durch die Libyſche Wüſte machte, kam zum erſten mal die Rede auf die Durchſtechung der Landenge von Suez. Der Vicekönig war durchdrungen von den großartigen Erfolgen einer ſolchen Unternehmung und erſuchte mich um eine Denkſchrift über dieſen Gegenſtand."

Leſſeps ermangelte nicht, dieſe Denkſchrift auszuarbeiten und dem Vicekönig zu übergeben. Die Folge davon war ein Firman, der gleichzeitig den fremden Conſuln mitgetheilt wurde und nur noch der Beſtätigung des Großherrn bedurfte, um ſogleich an die Ausführung des Werkes gehen zu können.

Im December 1854 und Januar 1855 erforſchten die Herren Linant Bei und Mogel Bei aufs neue die projectirte Trace und waren bereits im März 1855 im Stande, ihren Generalbericht vorzulegen. Herr von Leſſeps begab ſich nach Konſtantinopel, um die Ratification der vom Vicekönig erhaltenen Conceſſion zu erlangen. Der Sultan ſowol als ſeine Rathgeber zeigten ſich augenblicklich geneigt dazu; hier aber trat ein ſtörendes Element in der Perſon des britiſchen Botſchafters Lord Stratford ein, welcher eine Verzögerung der Ratification zu erwirken wußte. Leſſeps ſah ſich genöthigt, eine Reiſe nach England zu unternehmen, um die Hinderniſſe, die man ihm in den Weg legte, an ihrer Quelle aufzuſuchen. In London war er bemüht, bei allen dabei intereſſirten Männern alle Bedenken zu entkräften, welche in engliſchen Gemüthern gegen eine Unternehmung von ſo ungeheuerer Bedeutung aufkommen könnten. Bald darauf wurde Lord Stratford von Konſtantinopel abberufen und nach einiger Zeit erfolgte die gewünſchte Ratification. Der eigentliche Bau wurde am 25. April 1859 begonnen und am 17. Nov. 1869 vollendet.

Der 160 Kilomet. lange Kanal führt 89 Kilomet. durch Hafen und See und nur 71 Kilomet. durch trockenes Land, hat 8 Meter Tiefe und 22 Meter Sohlenbreite, ſodaß ſich große Schiffe bequem nur in Ausweichſtellen und Seen begegnen können. Nur durch den Flutwechſel, bis zu 3 Meter im Rothen Meere, iſt Gefälle zwiſchen den beiden Meeresſpiegeln vorhanden, wodurch bei Hochwaſſer im Rothen Meere ein Einſtrömen in den Kanal ſtattfindet, welches ſich nur bis zu den Bitter-Seen bemerklich macht. Der Kanal iſt für Schiffe aller Nationen bis zu einem Tiefgange von 7,5 Meter geöffnet, Dampfſchiffe dürfen mit eigener Kraft darauf fahren, Segelſchiffe über 50 Tonnen Gehalt müſſen ſich jedoch eines Schleppers bedienen. Zum Ausheben des Kanals hat man verſchieden conſtruirte Baggermaſchinen und Elevatoren in Anwendung gebracht. Sehr bemerkenswerth iſt der Einfluß, welchen der Kanal auf das Klima ſeiner Nachbarſchaft übt.

Vom J. 1854—1870 regnete es in der Umgebung derſelben höchſtens einmal jährlich, jetzt thaut es ſtark und regnet es wenigſtens zweimal im Monat. Die Bewohner von Suez beklagen ſich weniger über die Hitze des Sommers, und längs dem Kanale bildet ſich eine Vegetation, die ihren Urſprung den neu hervorgerufenen atmoſphäriſchen Niederſchlägen verdankt.

Digitized by Google

Frachten-Verkehr durch den Suezkanal:

| Jahr | Tonnen | Schiffe | Einnahmen Francs | Abgaben pro Tonne Netto Francs |
|---|---|---|---|---|
| 1870 | 435,911 | 489 | 5,159,327 | 10 |
| 1871 | 761,467 | 765 | 8,993,737 | " |
| 1872 | 1,439,169 | 1082 | 16,407,591 | " |
| 1873 | 1,586,189 | 1172 | 22,897,317 | " |
| 1874 | 2,439,708 | 1264 | 24,859,348 | 13 (Kriegsſchiffe 10 Francs) |
| 1875 | 2,940,700 | 1494 | 28,886,300 | " |
| 1876 | 3,093,700 | 1457 | 31,174,694 | " |
| 1877 | 3,418,949 | 1663 | 32,774,344 | " |
| 1878 | 3,291,525 | 1593 | 31,098,229 | 12,5 |
| 1879 | 3,236,922 | 1477 | 29,668,060 | " |
| 1880 | 4,378,974 | 2026 | 41,820,899 | 12 |

Vom Geſammtverkehre entfallen 70% auf die engliſche Flagge,
30% auf die andern Nationen.

b) Den Kanal von Panama.

Auf dem im Mai 1879 zu Paris abgehaltenen internationalen Congreſſe zum Studium eines interoceaniſchen Kanals [1]) hat ſich die techniſche Commiſſion bekanntlich für die Anlage eines Niveau-Kanals, d. h. eines ſolchen ohne Schleuſen, in der Richtung des Golfes von Limon nach der Panama-Bai ausgeſprochen. Dieſem von dem Congreſſe mit großer Majorität ſanctionirten Beſchluſſe lag das von den franzöſiſchen Marine-Offizieren Wiſe und Reclus verfaßte Project zu Grunde, welches auch mit einigen, ſchon während der Verhandlung ſich als wünſchenswerth herausgeſtellten Modificationen, von der unmittelbar nach dem Congreſſe gebildeten „Compagnie universelle du canal interocéanique", an deren Spitze Leſſeps trat, angenommen wurde.

Die projectirte Trace des Durchſtiches iſt die folgende: An der Küſte des Atlantiſchen Oceans nimmt der Kanal ſeinen Ausgangspunkt in dem öſtlichen Theile des Golfes von Limon, dort wo die natürliche Tiefe 8,5 Meter beträgt; er durchzieht die Niederungen von Minde und wendet ſich gegen das Thal des Chagres, welchen er nach zwei Krümmungen in der Umgebung von Gatun erreicht. Sodann hält er ſich in der Nähe des Fluſſes, deſſen Windungen mehrmals durchſchneidend, und gelangt mittels ſieben Krümmungen nach dem Orte Matachin, wo er ſich von dem Chagres trennt. Von hier ab verfolgt der Kanal das Thal des Obispo, eines am Culebras entſpringenden Nebenfluſſes. Jenſeit der Waſſerſcheide benutzt der Kanal das Thal des Rio Grande und mündet nach drei Krümmungen in den Golf von Panama auf einem Meeresgrunde von ungefähr 7,5 Meter Tiefe unter dem niedrigſten Meeresniveau, ſodaß beim mittleren Niveau die Tiefe des Kanals an dieſer Ausmündung circa 10,6 Meter beträgt. Die Radien der Curven ſollen nicht weniger als 2000 Meter betragen, damit die größten Schiffe von 150 Meter Länge anſtandslos paſſiren können.

Die Geſammtlänge des Kanals iſt 73 Kilom.; die beſtehende Panama-Eiſenbahn wird an zwei Punkten und zwar bei Kilom. 35 und Kilom. 55 geſchnitten.

Das Profil des Kanals bietet nur für Ein Schiff Platz. Im Erdboden beträgt die obere Kante 50 Meter, die untere 22 Meter, die Kanaltiefe 8,5 Meter, im Felsboden die obere Breite 28, die untere 24 und die Waſſertiefe 9 Meter. In dem engeren Profil für feſtes Geſtein ſollen durch Anwendung von Längshölzern in der Höhe der Waſſerlinie die Schiffe vor dem ſchädlichen Anſtreifen geſchützt werden. Ferner ſind ſechs Ausweichſtellen (Baſſins) in einer Breite von 44 und einer Länge von 500 Meter in Ausſicht genommen. Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß dieſe Detail-Angaben (1882) noch keineswegs als feſtſtehend zu betrachten ſind; ſie haben vorzugsweiſe den Zweck gehabt, der approximativen Koſtenberechnung als Grundlage zu dienen und können ſelbſtverſtändlich durch die weiteren Erhebungen und noch während des Baues mannichfache kleinere Modificationen erfahren.

Literatur.*) Ann. industr. 1874, 13. Decbr. Verbindungskanal zwiſchen Marne und Saône; — 1875,

[1]) Näheres über die Vorarbeiten am Iſthmus iſt enthalten im: „Congrès international d'études du canal interocéanique", Compte rendu des séances, Paris 1879; ferner: Mittheilungen der k. k. geograph. Geſellſchaft in Wien, XXI. Bd.; Oeſterr. Eiſenbahnzeitung.

*) Neuere ausführliche den ganzen Umfang des Gebietes umfaſſende Werke ſind mit * bezeichnet.

Digitized by Google

21. Febr. Schiffahrtsſtraßen im Baſſin der Loire. — Bellingrath, Studien über den Bau und die Betriebsweiſe eines deutſchen Kanalnetzes (Berlin). — Bericht über die Voruntersuchung zum Hunte-Ems-Kanal (Oldenburg). — Berlin und ſeine Bauten, II. — *Brunfaut*, Etude sur les voies de transport en France (Paris). — *Cassagne*, Sas élévateur hydraulique à Anderton (Paris 1876). — *Cordier*, Navigation intérieure (Paris 1819). — *De la Roche*, Atlas et description du canal royal de Languedoc (Paris). — Denkſchrift betr. die im preußiſchen Staate vorhandenen Waſſerſtraßen (Berlin 1877; nicht im Buchhandel). — Deutſche Bauzeitung 1873, S. 365: Ueber den Donau-Oder-Kanal; 1874, S. 214: Ueber den Moſel-Saar-Kanal; 1874, S. 161: Zur Frage über die Ausbildung der Waſſerſtraßen. — Dietrich, Der Erweiterungsbau des Landwehrkanals (Berlin 1875). — *Duer*, Construction d'un Ascenseur hydraulique aux fontinettes (London). — Dünkelberg, Die Schiffahrtskanäle in ihrer Bedeutung für die Landes-Melioration (Bonn 1877). — Engineering 13. März 1874: Ueber Schiffahrtskanäle in Oberägypten; 1871, April bis Juni: Ueber die Kanäle in Canada; 1874, 3. April: Kanalbau in Finland. — *Gérardin*, Moteurs hydrauliques et travaux exécutés pour l'alimentation du canal de l'Aisne à la Marne (Paris 1872). — * *Graeff*, Construction des canaux et des chemins de fer (Paris). — *Hageau*, Description du canal de jonction de la Meuse au Rhin (Paris 1819). — *Hagen, Handbuch der Waſſerbaukunſt II. Theil, 3. Band. — *Handbuch der Ingenieur-Wiſſenſchaften, 3. Band, X. Kapitel, Schiffahrtskanäle (Leipzig 1882, 2. Aufl.). — Hartwich, Bemerkungen über die Schiffahrts- und Vorfluthsverhältniſſe Berlins mit Anſchluß eines Projectes zu einem Kanale von der Oberſpree nach der Havel (Berlin 1874). — Hauſer, Eiſenbahnen oder Kanäle. — Haveſtadt, Project zu einem Südkanal bei Berlin (Veröffentlichungen des Architekten-Vereins zu Berlin 1878). — Heß: Das Project des Berlin-Roſtocker-Kanals, der Rhein-Marne-Kanal. Allgemeine Bauzeitung, 1871, S. 174. Die Kanäle des Staates New-York nebſt Bemerkungen über den Waſſerverbrauch der Schiffahrtskanäle, Zeitſchr. für Bauweſen, 1867, S. 549. — Bemerkungen über die Feſtſtellung der Normaldimenſionen für Schiffahrtskanäle. Zeitſchr. des Architekten- und Ingenieur-Vereins zu Hannover 1874, S. 526. — Die Bedeutung des Roſtock-Berliner-Schiffahrts-Kanals für die landwirthſchaftlichen Intereſſen der Provinz Brandenburg (Roſtock). — Heß, Die franzöſiſchen Schiffahrtskanäle und die in Norddeutſchland projectirten Kanäle. Zeitſchrift für Bauw. 1870, S. 501. Der Weſer-Elbe-Kanal. Zeitſchrift des Architekten- und Ingenieur-Vereins zu Hannover, 1871, S. 186. — Herr, Oder-Lateral und Oder-Weichſel-Kanal. — *Hirsch*, Notice sur les élévateurs et plans inclinés (Paris 1881). — Hogrewe, Beſchreibung der in England angelegten ſchiffbaren Kanäle (Hannover 1770). — Praktiſche Anleitung zur Baukunſt ſchiffbarer Kanäle (Hannover 1805). — Jordan, Der Saarkanal und ſeine Verkehrsverhältniſſe (Saarbrücken 1878). — Kleinſchrod, Die Kanalverbindung des Rheins mit der Donau (München). — Knobloch, Moſel-Saar-Kanal (Wien 1879). — Krantz, Schlußbericht über den vorzunehmenden Ausbau der Waſſerſtraßen in Frankreich (Wien). — Lohmayer, Correction des Steckenitz-Kanals (Ratzeburg 1878). — *Malézieux*, Travaux publics des états-unis d'Amérique en 1870, S. 358. — Le canal de l'Est, Ann. des ponts et chaussées 1876. — Mayer, Der Donau-Oder-Kanal als Actienunternehmung (Wien 1873). — Michaelis, Project des Rhein-Weſer-Kanals (Berlin). — *Minard*, Cours de construction des ouvrages qui établissent la navigation des rivières et des canaux (Paris 1841). — *Molinos*, La navigation intérieure de la France (Paris 1875). — Mosler, Die Waſſerſtraßen in den Vereinigten Staaten von Amerika in ihrer commerziellen und induſtriellen Bedeutung (Berlin). — Oelwein, Der Ausbau der Waſſerſtraßen in Mitteleuropa (Wien). — *Picard*, Alimentation du canal de la Marne au Rhin et du canal de l'Est (Paris 1880). — Picard und Bruniquel, Bauten am Rhein-Marne-Kanal (Annales des ponts et chaussées 1880). — Rentzsch, Die wirthſchaftliche Bedeutung und Rentabilität des Elbe-Spree-Kanals (Berlin 1881). — Schmidt, Der Elbing-Oberländiſche Kanal. Zeitſchrift für Bauw. 1861 S. 150 (Berlin). — Schlichting, Rhein-Yſſel-Kanal (Weſel 1878). — Schönfelder und Mohr, Die Dodgeſchleuſe am Cheſapeake-Ohio-Kanal. — *Sonne, Schiffahrtskanäle (ſiehe Handbuch). — *Stevenson*, De principles and practice of canal and river engineering (Edinburgh). — *Strom Buysing*, Handleiding tot de kennis der waterbaukunde voor de Kadetten der genie (Breda). — Verhandlungen des Vereins zur Hebung der deutſchen Schiffahrt. — *Vuigner*, Rivière et canal de l'Ourcq (Paris). — von Weber, Die Waſſerſtraßen Nordeuropas (Leipzig 1881). — Wiß, Eiſenbahn oder Kanal (Berlin). — Wiggers, Roſtock-Berliner-Schiffahrtskanal (Roſtock).

*(Friedrich Steiner.)*

Kanal-Inseln (Channel Islands), ſoviel wie Normanniſche Inſeln (ſ. d. Art.).

Kanalisation, Syſtem unterirdiſcher Waſſerabzüge zur Entfernung der verunreinigten Flüſſigkeiten aus den Städten, ſ. Städtereinigung.

KANARESISCHE SPRACHE, Kannada, ſanskrit Karnâṭaka, zum dravidiſchen Stamme gehörend, wird in Myſore, dem ſüdlichen Mahrattenlande, den weſtlichen Nizamsgebieten bis Beder und im Bezirke Canara geſprochen. Die Badagas und Kôtas reden Dialekte derſelben. Die älteſten Denkmäler derſelben mögen bis in das 12. Jahrh. unſerer Zeitrechnung hinaufreichen, und ſie beweiſen, daß ſeitdem die Sprache ſowol im Laut- wie im Formenweſen beträchtliche Veränderungen erlitten hat. Der Bau der Sprache iſt der ihrer Familie

Digitized by Google

gemeinſame: rein agglutinirend, und zwar ſuffigirend mit Spuren einer rückwärtswirkenden Vocalharmonie. Die Wortfolge iſt feſt beſtimmt; es ſteht das Subject vor dem Prädicate, das Object vor dem Verbum, jedes Attribut, es ſei genitiviſch, attributiv oder adverbial, vor dem näher zu beſtimmenden Worte. Das Verbum beſchließt mithin den Satz, und Participialconſtructionen erſetzen die Conjunctionen und den Relativſatz.

Die Laute der Sprache ſind:

Vocale: a, â, i, î, e, ê, o, ô, u, û
Gutturale Conſ.: k, g, ṅ
Palatale: č, j, ñ
Cerebrale: ṭ, ḍ, ṇ
Dentale: t, d, n
Labiale: p, b, m (und anusvâra)
Halbvocale: y, v, ṛ, r, ḷ, l
Ziſchlaute: ś, s

Im Neu-Kanareſiſchen iſt ṛ zu ḍ und p zu h geworden. Ein Wort kann nur mit einem Vocale oder mit einem einfachen Conſonanten anfangen und muß in der neueren Sprache auf einen Vocal auslauten, während in der älteren Sprachperiode auch conſonantiſche Auslaute zuläſſig waren. Merkwürdigerweiſe iſt jenes Wohllautsgeſetz nicht durch Abſchliff des Schlußconſonanten, ſondern durch Anfügung eines euphoniſchen kurzen Vocals — meiſt u — verwirklicht worden. Im Inlaute ſind einfache mutae unzuläſſig; dagegen hat das in andern verwandten Sprachen (Tamuliſch, Malayâlam) herrſchende Geſetz, wonach mediae im Anlaute unzuläſſig ſind, im Kanareſiſchen keine Geltung. Der Hiatus wird durch Einſchiebung der Halbvocale v (hinter a, u, o, au) und y (hinter i, e, ei) vermieden. Der Accent ruht ſtets auf der erſten Silbe des Wortes. Nimmt der Stamm ein Flexionsſuffix an, ſo wird ſein Vocal, wenn er lang war, gekürzt.

Die Subſtantiva werden in zwei ſogenannte Kaſten getheilt, eine höhere, die belebten vernünftigen Weſen, und eine niedere, alle andern Hauptwörter in ſich ſchließend. Wörter der höheren Kaſte haben im masc. sing. das Pronominalſuffix -anu, alt -am, im fem. sing. -alu, alt -al, zuweilen -iti, -ti, im plur. masc. und fem. -aru, -âre, -ri. Subſtantiva der niederen Kaſte, Neutra, beſtehen entweder aus dem bloßen Stamme oder nehmen das Suffix -du an; ihr Pluralſuffix iſt -gaḷu, alt -gaḷ. Die Caſusſuffixe (Poſtpoſitionen) werden hinter jenen Geſchlechts- und Zahlſuffixen angefügt. Der Nominativ hat kein Caſuszeichen. Die Suffixe der übrigen Caſus ſind: Accuſativ alt -am, jetzt -anna, -annu; Inſtrum. alt -im, -indam, jetzt -inda; Soc. -odanê; Dativ alt -ke, jetzt -ge, -kke, -ige; Abl. alt -attanim, jetzt -inda, deseyinda (mit ſanſkr. deçe?); Gen. alt- a, jetzt -a, zuweilen -adu, -attu, -ada, -ina; Locat. alt -oḷ, -ôl, jetzt -alli, -illi. Der Vocativ wird entweder durch Verlängerung des Auslautvocales oder durch Anfügung von -â, -e, -ê, beim Plural masc. und femin. überdies zuweilen durch -ira, -irâ, ausgedrückt.

Die Steigerung der Adjectiva und Adverbien wird durch ſyntaktiſche Mittel, Locativ des verglichenen Objects, erſetzt.

Die Cardinalzahlen von 1—10 erſcheinen je in doppelter Form, einer kürzeren, adjectiviſchen, und einer längeren, ſubſtantiviſchen. Sie lauten im Altkanareſiſchen: 1 or; ondu. 2 ir; eraḍu. 3 mû, mu; mûru. 4 nâl; nâlu, nâlku. 5 ei; eidu. 6 ara; âru. 7 e; êḷu. 8 eṇ; eṇṭu. 9 ombhayi, tom; ombhattu. 10 bhattu, vattu, padin, padi, pan; pattu (jetzt hattu). 100 nûru. Die Ordinalzahlen nehmen das Suffix -anê an, z. B. mûranê, dritter.

Die Pronomina 1. und 2. Perſon Sing. und Plur. erſcheinen je in dreifacher Form: als Nominativ, als Baſis der casus obliqui und als Perſonalendungen der Verba.

| | I. | II. | III. |
|---|---|---|---|
| 1. Perſ. Sing. | yân, ân, nânu, nâ | en, nan' | em, en', ênu, êne, e |
| 1. Perſ. Plur. | âm, âvu, nâvu | em, nam | evu, êvu, êve |
| 2. Perſ. Sing. | nîn, nî, nînu | nin | ay, i, î, îye, e |
| 2. Perſ. Plur. | nîm, nîvu | nim | ir, iri, îri, ar, ari. |

Die Stämme der Demonſtrativpronomina ſind i- für Nahes, u- für weniger Nahes, a- für Fernes. Die Interrogativſtämme ſind yâ-, dâ-. Allen dieſen Stämmen werden die Geſchlechts- und Zahlſuffixe -vanu, -valu, -vadu, -varu, letzteres für Neutr. Plur. angefügt.

Eine merkwürdige Entwickelung zeigt das Verbum: die Verbindung des bloßen Stammes mit den Perſonalſuffixen bildet das zeitloſe Verbum negativum, z. B. Wurzel gey, vor Vocalen geyy, thun: geyyem, ich thue nicht, that nicht, werde nicht thun: geyyay, du —; geyyam, er —; geyyaḷ, ſie (Sing.) —; geyyadu, es —; geyyem, geyyeva, wir —; geyyir, ihr —; geyyar, ſie (Masc. Fem.) —; geyyavu, ſie (Neutr.) —. In der affirmativen Conjugation treten Zeit- und Modalſuffixe zwiſchen den Stamm und die Pronominalendungen: Präſ. geydapem, ich thue. Präter.: geydem, ich that. Fut.: geyvem, ich werde thun. Imp.: gey, geyya, geyvudu, thun; geyyim, geyvudu, thuet. Den Zeiten des affirmativen Verbums und dem zeitloſen negativen Verbum entſprechen je adverbiale und relative Participien:

| | adverb. | relat. |
|---|---|---|
| Präſ. | -utum, -ute, -utte | -va |
| Präter. | -du | -da |
| Fut. | .... | (-va) |
| Negat. | -ade | -ada |

Der Infinitiv hat die Endungen -a, -el, -e.

Literatur: *W. Reeve*, A Dictionary Canarese and English, revised etc. by D. Sanderson. Bangalore 1858. 8.; *W. Reeve*, A Dictionary English and Carnataca. Madras 1824. 2 Bde., 4.; A methodical Vocabulary in English and Canarese. Bangalore 1867. 32. — *M. Ramasawmy*, A grammatical Vocabulary in English and Canarese. Daſ. 1847. 12., 3. ed. 1858. — School Dictionary, English and Cana-

Digitized by Google

rese. Mangalore 1876. 8. — Dictionarium Canarense-Latinum. Bangalori 1855. 8. — *Jassensi*, Dictionarium Latino-Canarense. Daſ. 1861. 8. — *Th. Estevano*, Arte da lingoa Canarina. Rachol (Goa) 1640. 4. — *J. M'Kerrell*, Grammar of the Carnataca language. Madras 1820. 4. — *W. Carey*, A Grammar of the Kurnata language. Serampore 1817. 8. — *C. Campbell*, Elements of Canarese Grammar. 5. ed. Bangalore 1870. 32. — *T. Hodson*, Elementary Grammar of the Kannada or Canarese language. 2. ed. Bangalore 1864. 8. — *R. A. Bouteloup*, Grammatica Canarico-Latina. Daſ. 1869. 8.
(*G. v. d. Gabelentz.*)

KANARIS (Constantin), der berühmte Seeheld des neugriechiſchen Unabhängigkeitskrieges gegen die Pforte, war auf der bekannten „nautiſchen" Inſel Pſara 1790 in ziemlich einfachen Verhältniſſen geboren und lebte in ſeinen reiferen Jahren, wie viele andere ſeiner Landsleute, vor dem Ausbruch des griechiſchen Nationalkrieges als Kapitän eines kleinen Kauffahrteiſchiffes. Seine große perſönliche und ſeemänniſche Tüchtigkeit und Zuverläſſigkeit war bis dahin nur ſeinen Mitbürgern bekannt. Aber der Ausbruch dieſes Krieges, der ihn ſofort in die Reihen der Freiheitskämpfer führte, ſollte ihm bald Gelegenheit bieten, zu zeigen, welche Heldenſeele in dieſem Manne von kleiner, unſcheinbarer Geſtalt, von ſchüchternem Auftreten und linkiſchem Weſen lebte. Als es nämlich für die Griechen im Jahre 1822 galt, die ſchreckliche Heimſuchung der Inſel Chios an den Osmanen ausgiebig zu rächen, und die Verſuche ihrer Flotte, an die türkiſche Flotte, die unter dem Kapudan-Paſcha Kara-Ali bei Chios eine ägyptiſche erwartete, rechtzeitig mit vernichtenden Schlägen zu kommen, ſcheiterten, und als nun alles darauf ankam, die Osmanen in dem Sund von Chios zu beſchleichen und Brandſchiffe in die Mitte ihrer ungeheuern Fahrzeuge zu werfen: da war es Kanaris, der mit dem Hydrioten Pipinos an der Spitze von 42 Freiwilligen in der Nacht vom 18. zum 19. Juni 1822 zwei Brander (Briggs) nach der türkiſchen Station brachte und um Mitternacht mit kaltblütiger Entſchloſſenheit das koloſſale Admiralſchiff der Gegner in Flammen ſetzte, derart, daß die Osmanen entſetzliche Verluſte erlitten. Dieſe kühne That, die damals den braven und tapfern Pſarioten in der ganzen philhelleniſchen Welt des Weſtens populär machte, war und blieb auch die berühmteſte des Kanaris; er hat aber noch wiederholt, obwol nicht immer mit demſelben Glück, Gelegenheit gefunden, ſich als tüchtigen Seemann und verwegenen Branderführer zu bewähren. Die Zeitgenoſſen ſchätzten aber an Kanaris, der mit Markos Botſaris zu den reinſten und lauterſten Charakteren dieſes ſchrecklichen Krieges zählte, neben der heldenmüthigen Tapferkeit auch ſeine Selbſtloſigkeit; der wackere Seemann war in ſeltener Weiſe frei von jedem perſönlichen Intereſſe und zugleich in wahrhaft kindlicher Weiſe bei höchſter Pflichttreue ſchlicht und beſcheiden.

Noch in demſelben Jahre 1822 glückte es dem kühnen Kanaris in ähnlicher Weiſe wie bei Chios. Es gelang ihm nämlich, als der türkiſche Admiral Kara-Mehemed-Paſcha ſeine Flotte aus den peloponneſiſchen Gewäſſern nach den Dardanellen zurückführte und in die Beſchikabai eingelaufen war, im November 1822, abermals durch einen Brander das Schiff des Viceadmirals mit 1600 Mann zu zerſtören. Dagegen konnte der wackere Mann die militäriſchen Fehler ſeiner Mitbürger nicht abſtellen, durch welche am 3. Juli 1824 die Inſel Pſara an die Osmanen verloren ging. Ihm ſelbſt gelang es, dem Untergange ſeiner Heimatsſtadt zu entrinnen; auch ſeine 50-jährige Tante hatte ſich retten können, indem ſie zwei engl. Meilen weit durch das Meer fliehend ſchwamm, bis ein griechiſches Schiff ſie aufnehmen konnte. Nun war das Meer die Heimat des Kanaris, und noch am 17. Aug. 1824 konnte er bei Samos dem Osmanen Chosrew-Paſcha eine Fregatte von 54 Kanonen und viele Transportſchiffe zerſtören. Der Verſuch dagegen, in der verzweifelten Zeit der ägyptiſchen Ueberflutung des Peloponnes die Flotte und das Arſenal Mehemed-Ali's in Alexandrien zu verbrennen, ſcheiterte (10. Aug. 1825); nur auf der Rückfahrt nach Griechenland wurde eine ägyptiſche Kriegsbrigg zerſtört. Auch bei den Gefechten des Juli 1826 vor Samos hatte Kanaris kein Glück und verlor, ſelbſt verwundet, nutzlos ſein Brandſchiff, um dafür mit Ende des Jahres 1826 unter des trefflichen hydriotiſchen Admirals Miaulis Oberbefehl das Commando der neuen griechiſchen Fregatte „Hellas" (von 64 Kanonen) zu erhalten. In der griechiſchen Nationalverſammlung des Jahres 1827 vertrat Kanaris die Flüchtlinge der Inſel Pſara auf griechiſchem Boden.

Als die wildeſte Zeit des osmaniſchen Kriegs vorüber und Graf Giovanni Kapodiſtrias Präſident von Griechenland geworden war, ſchloß ſich Kanaris dem berühmten Staatsmann mit voller Hingebung und ausdauernder Treue an, und dieſe Stellung brachte ihn zuletzt, als die Mainoten und Hydrioten mit Kapodiſtrias in offene Feindſchaft gerathen waren, in ſchwere Zerwürfniſſe mit verſchiedenen ſeiner alten Waffengefährten. Der Präſident machte ihn im Mai 1828 zuerſt zum Befehlshaber der tſchakoniſchen Seefeſtung Monembaſia. Später als Mirarch mußte er im Frühjahr 1831 bei Katakolon an der Küſte von Elis den flüchtigen Mainotenführer Peter Mauromichalis verhaften. Im Sommer deſſelben Jahres commandirte er im Kriegshafen bei Poros die Corvette „Spetſä" und widerſtand allen Bemühungen ſeines alten Waffenbruders Miaulis, des Führers der damals gegen Kapodiſtrias inſurgirten Hydrioten, die Sache des Präſidenten zu verlaſſen, ließ ſich lieber (26. Juli), als jener die griechiſche Flotte in ſeine Gewalt brachte, für einige Zeit in Haft nehmen.

Nach Ermordung des Präſidenten im October 1831 zog ſich Kanaris anfangs nach der Inſel Syra zurück, hielt aber nachher, namentlich 1832, gegenüber dem „Syntagmatiker" Kolettis, mit den Primaten der Inſeln Tinos und Aegina zähe zu der Partei der „Kybernitiker". Erſt unter der bairiſchen Herrſchaft fand ſich der tüchtige Mann wieder zurecht, wo er dem jungen Königreich längere Zeit als Seekapitän erſter Klaſſe gedient hat. So leitete er unter anderm während des Krieges

Digitized by Google

gegen die aufſtändiſchen Mainoten im Jahre 1834 die Seeblokade der mainotiſchen Häfen. Erſt die Septemberrevolution vom Jahre 1843 führte den bereits alternden Seehelden wieder mittenhinein in das neue politiſche Leben des Königreichs. Kanaris neigte als alter „Kybernitiker" und treuer Anhänger der „orthodoxen" Kirche zu der Partei der Napiſten; aber die hohe Achtung, die alle Parteien dem perſönlich beliebten, ſchlichten, ſelbſtloſen Manne zollten, machte ihn vor anderen geeignet, als Mitglied von Coalitionsminiſterien zu fungiren, wie ſie der griechiſche Parlamentarismus mit ſeinen chroniſchen Miniſterwechſeln und kurzlebigen Miniſterien ſeit 1843 wiederholt nöthig gemacht hat. Kanaris war zuerſt 1843 Marineminiſter, im Februar 1844 Miniſterpräſident; wieder ſeit October 1848 als Marineminiſter zugleich der Chef eines auf eine Coalition baſirten Cabinets, das ſich unter Modificationen bis zum December 1849 behauptete. Als im Mai 1854 die Weſtmächte die griechiſche Erhebung gegen die Pforte niederhielten und franzöſiſche Truppen den Piräus beſetzten, mußte König Otto das Miniſterium Kriezis durch ein Cabinet Maurokordatos erſetzen, in welchem Kanaris wieder (bis zum Mai 1855) die Marineverwaltung übernahm.

Allmählich war auch Kanaris, wie ſo viele andere griechiſche Politiker, theils als Mitglied der auf die ſtets erſehnte Vergrößerung Griechenlands gerichteten Actionspartei, theils im conſtitutionellen Gegenſatze gegen die Richtung der abſolutiſtiſch gefärbten Hofpartei, in immer beſtimmteren Gegenſatz zu der bairiſchen Dynaſtie gekommen. Als es zu Anfang des Jahres 1862 nicht gelungen war, zwiſchen ihm, dem neudeſignirten Miniſterpräſidenten, und König Otto, deſſen Lage damals bereits ſo gut wie unhaltbar erſchien, ein „liberales" Programm zu vereinbaren, und nun im October 1862 Otto durch die neue Revolution der atheniſchen Beſatzung zur Abreiſe aus Griechenland beſtimmt worden war: da fungirte Kanaris ſeit 23. Oct. 1862 bis Ende Februar 1863 mit Demetrios Bulgaris und Benizelos Rufos als Mitglied einer proviſoriſchen Regierung, und ging im April 1863 mit Thraſybulos Zaimis und Demetrios Grivas nach Kopenhagen, um ſich mit dem däniſchen Prinzen Georg Wilhelm von Sonderburg-Glücksburg, der am 30. März durch die griechiſche Nationalverſammlung zum König der Hellenen gewählt war, und mit deſſen Vater, als Deputation der Nationalverſammlung in perſönliche Beziehung zu ſetzen. Unter König Georg iſt Kanaris noch zweimal (18. März bis 28. April 1864 und 6. Aug. 1864 bis Ende März 1865) Miniſterpräſident und Marineminiſter geweſen. Schon im höchſten Alter ſtehend, wurde er in der Zeit der letzten großen ruſſiſch-türkiſchen Kriſis in derſelben Stellung noch einmal an die Spitze eines aus allen Parteien des Landes formirten Cabinets berufen, im Juni 1877. Den Gewinn, den dieſe Epiſode neueſter Geſchichte ſeinem Vaterlande ſchließlich doch noch gebracht hat, ſollte der alte Seeheld nicht mehr erleben. Er iſt bereits in der Nacht vom 14. zum 15. Sept. 1877 geſtorben. *(G. F. Hertzberg.)*

**KANDAHAR**, Landſchaft (Khanat) im öſtlichen Afghaniſtan, ſüdlich von Balutſchiſtan, weſtlich von der Wüſte des inneren Iran, nördlich und öſtlich von Kabuliſtan begrenzt, zwiſchen dem 30. und 33.° nördl. Br. und 62. und 67.° öſtl. L. von Greenwich gelegen, iſt nur in den bewäſſerten Thälern der öſtlichen, gebirgigen Hälfte fruchtbar. In der ebenen, im ganzen höchſt dürren und ſandigen, am Ende ſich ganz zur Wüſte geſtaltenden weſtlichen Hälfte verſiechen die meiſten und bedeutendſten Flüſſe des Landes; der Hilmend mit ſeinen Zuflüſſen Argandab, Tarnak und Dori verläuft ſich, trotz ſeines Waſſergebietes von beinahe 275,000 □Kilom., unbedeutend in den Hamunſee.

Die Hauptſtadt Kandahar, die wichtigſte Handels- und Induſtrieſtadt Afghaniſtans, liegt in einer fruchtbaren und wohlangebauten Ebene zwiſchen dem Argandab und Tarnak, weſtlich vom Amrangebirge, dem bedeutendſten der von Nordoſten nach Südweſten gehenden Höhenzüge im Innern Afghaniſtans.

Von Perſien führt über Kandahar und Kabul die große Königsſtraße, welche einer Armee nirgends Schwierigkeiten bietet; überall finden ſich auf ihr Stationen und Waſſerſtellen. Sultan Mahmud der Große, Dſchingiskhan, Tamerlan und Nadir-Schah nahmen dieſen Weg nach Indien. Vor Entdeckung des Seewegs nach Oſtindien waren Kandahar und Kabul die Thore Indiens und die ganze Karavanenſtraße ſchlägt noch jetzt dieſen Weg ein.

Kandahar ſoll früher an 50,000 Einwohner gehabt haben, iſt indeſſen infolge der immerwährenden Wirren und Kriege dieſes Staates ſehr zurückgegangen und zählt deren jetzt kaum noch 20,000. Die Stadt iſt ſehr alt und wahrſcheinlich das von Alexander d. Gr. gegründete Alexandria in Arachoſia, nach anderen das mehrfach erwähnte Gandhara. Kandahar, im 7. Jahrhundert ein Hauptwallfahrtsort der Buddhiſten, wurde oft erobert, zerſtört (1383 von Tamerlan, 1507 vom Sultan Babur, 1620 durch Schah Abbas I. und 1738 von Nadir-Schah), aber jedesmal wieder aufgebaut, zuletzt von Achmed-Schah 1753 nach einem regelmäßigen Plane und auf einem von dem alten Kandahar verſchiedenen Platze, doch in deſſen Nachbarſchaft. Die Stadt iſt nach orientaliſcher Weiſe gebaut, beſteht aus Backſteinhäuſern und iſt befeſtigt, ein Erdwall mit Thürmen und Baſtionen faßt ſie ein. Die bedeutendſten Gebäude ſind der Bazar in der Mitte der Stadt und das Grabmal Achmed-Schah's, ein ſo heiliger Platz, daß ſelbſt der Khan keinen Verbrecher ergreifen laſſen kann, wenn er hier ſeine Zuflucht geſucht hat. *(Richard Oberländer.)*

**KANDARE**, auch Kantare oder Kanthare geſchrieben, nach einigen Angaben von dem griechiſchen *κάνθαρος* (cantharus), dem Zeichen auf der Zunge des von den Aegyptern verehrten Apis abgeleitet, iſt die vollſtändigſte und in allen Cavalerien vorſchriftsmäßig eingeführte Zäumung der Pferde. Ihre Conſtruction iſt frühern Datums, denn ſchon auf einem alten Bildwerke wird das Pferd des Kaiſers Theodoſius mit Kandare gezäumt dargeſtellt. Bei der Kandarenzäumung wird durch



Digitized by Google

ein im Maul des Pferdes liegendes Eiſenſtück, ſowie durch zwei an den Enden deſſelben befeſtigte Hebel und durch eine herumgehängte, den Unterkiefer umſchließende Kette eine ſtarke Einwirkung auf das Pferdemaul hervorgebracht. Das im Maul liegende Eiſenſtück heißt das Mundſtück; es iſt entweder gerade oder es bildet in ſeinem mittleren Theile einen aufwärts gerichteten Bogen, „Zungenfreiheit“ oder „Galgen“ genannt, der der Zunge des Pferdes einigen Spielraum gewähren ſoll. Das Mundſtück muß auf der Mitte der Laden, zwiſchen Backen- und Hakenzahn, einen Daumen breit oberhalb des letzteren (bei Stuten zwei Daumen breit oberhalb des Eckzahns) liegen; eine tiefere Lage verſchärft, eine höhere vermindert ſeine Wirkung. Die an den Enden des Mundſtücks befeſtigten Hebel werden auch Scheren oder Bäume, Schenkel, Anzüge genannt; das Verhältniß der Länge der nach oben und nach unten gerichteten Arme derſelben iſt etwa 1 : 2; in die oberen Arme wird das um den Kopf des Pferdes gehende Hauptgeſtell eingeſchnallt; an den unteren Armen werden die Zügel befeſtigt, mittels deren der Reiter auf das Maul des Pferdes wirkt. Mundſtück und Hebel bilden das Gebiß. Die Kinnkette, welche entweder eine einfache Kette, eine Panzerkette oder eine Erbskette bildet, liegt dem Mundſtück gegenüber in der Kinnkettengrube des Unterkiefers und wird entweder in die Augen der Stangenbäume, in welche das Hauptgeſtell eingeſchnallt iſt, oder in Löcher gehängt, welche im Obergeſtell jener Bäume angebracht ſind. Häufig wird unter Kandare oder Stange nur das Eiſengeſtell verſtanden, oftmals darunter auch das Hauptgeſtell begriffen. Das letztere begreift das zur Kandarenzäumung gehörige Lederzeug in ſich und beſteht in der Regel aus dem Kopfſtücke mit Stirnband und Kehlriemen, dem Naſenriemen und den Zügeln. (*v. Löbell.*)

KANDEL (Kander), ein 1243 Meter oder annähernd 3900 pariſer Fuß hoher Gipfel des Schwarzwaldes, im badiſchen Kreiſe Freiburg, 5 Kilom. ſüdöſtlich von Waldkirch, zwiſchen Glotter und Elz; nimmt den fünften Rang unter den Schwarzwaldgipfeln ein und fällt außerordentlich ſteil zur Elz ab. (*A. Schroot.*)

KANDEL (Langenkandel), Marktflecken und Cantonshauptort im Bezirksamt Germersheim des bairiſchen Regierungsbezirks Pfalz (Rheinpfalz) unweit des Otterbaches, Station der Strecke Winden-Maximiliansau der Pfälziſchen Maximiliansbahn, mit feſter Laderampe; die Zahl der Bewohner, die 1875 3445 betrug, war 1880 auf 3635 angewachſen, darunter 2501 Proteſtanten, 1109 Katholiken und 25 Juden. Die gewerbliche Thätigkeit iſt unerheblich, zu erwähnen ſind nur eine Liniiranſtalt und eine Holzſchneidemühle. Der faſt ausſchließliche Erwerbszweig iſt Landwirthſchaft, die bei guter Bodenbeſchaffenheit günſtige Erträge liefert. Außer den gewöhnlichen Getreide- und Früchtearten wird Tabak, Hanf und Flachs gebaut. Der Handelsverkehr wird durch 3 Jahrmärkte und einen alle 14 Tage ſtattfindenden Schweinemarkt gehoben. Der Ort hat Amtsgericht, Rentamt und Diſtrictskrankenhaus. Er beſteht im Weſentlichen aus einer einzigen, eine Wegſtunde ſich ausdehnenden Straße, weshalb er auch den Beinamen Langenkandel führt. In der Nähe liegt der Bienwald. (*A. Schroot.*)

KANDER, die, ein linker Nebenfluß der Aar im ſchweizeriſchen Canton Bern, entſpringt circa 2050 Meter über dem Meere am Alpetligletſcher, der ſich vom Kanderfirn am Südfuße der Blümlisalp, 3670 Meter, in das Gaſterenthal hinabſenkt, durchfließt dieſes wildſchöne, von mächtigen Felswänden umſchloſſene Hochthal in nordweſtlicher Richtung und ſtürzt ſich toſend und ſchäumend durch die Felsenge der Klus in die zweite Thalſtufe, das Kanderthal oder den Kandergrund hinab, wo ſie rechts bei Kanderſteg den Oeſchinenbach aus dem lieblichen Oeſchinenthale aufnimmt. Zu beiden Seiten von theils felſigen, theils bewachſenen, 2—3000 Meter hohen Bergketten umrahmt, im Hintergrunde von den vergletſcherten Bergrieſen des Oeſchinen- und des Gaſterenthales, der Blümlisalp, 3670 Meter, dem Doldenhorn, 3647 Meter, dem Balmhorn, 3688 Meter, und der Altels, 3624 Meter, überragt, iſt der Kandergrund mit ſeinen freundlichen über den Thalboden und die Berglehnen zerſtreuten Weilern und Gehöften, ſeinen üppigen Wieſen und waldigen Hügeln und dem idylliſchen, unweit der Ruine der Felſenburg gelegenen Blauen See eins der ſchönſten Thäler des Berner Oberlandes. Bei der Mündung des links aus dem Engſtligen- oder Adelbodenthale (ſ. d.) kommenden Engſtligenbaches tritt der Fluß in die dritte Thalſtufe, das Frutigthal, in welchem ihm rechts der Kienbach aus dem einſamen, cascadenreichen Kienthal zugeht, wendet ſich dann nach Nordweſten, durchfließt die Enge des Emdthales, und erreicht endlich, nachdem er links die Simme aus dem Simmen- oder Siebenthal aufgenommen, durch eine waldige, tief eingeſchnittene Schlucht, zuletzt durch einen Kanal, 4 Kilom. ſüdlich von Thun den Thunerſee, 560 Meter über dem Meere.

Früher ergoß ſich die Kander 2 Kilom. unterhalb Thun in die Aar und verurſachte durch ihre Hochwaſſer und Geſchiebemaſſen häufige Ueberſchwemmungen. Im J. 1711—14 wurde deshalb der Fluß durch einen 1 Kilom. langen, 88 Meter breiten Kanal in den See geleitet, in welchem er ſeither ein circa 70 Hektaren großes Delta, das Kandergrien, angeſchwemmt hat. Die Flußlänge vom Alpetligletſcher bis zum See beträgt 44 Kilom., das Gefälle circa 1500 Meter oder 3,4 Proc. Das Flußgebiet umfaßt 1305 □Kilom., wovon 52,4 □Kilom. oder 4 Proc. auf Gletſcher entfallen.

Das Thal der Kander bildet mit dem Adelboden und Kienthal den berniſchen Amtsbezirk Frutigen, welcher ſich von der walliſer Grenze bis zum Thunerſee erſtreckt und in 6 Gemeinden (1880) 11,062 meiſt reformirte Einw. zählt, deren Haupterwerbsquellen neben dem Landbau und der Alpenwirthſchaft die Schafzucht, die Tuchweberei (Frutigtuch) und die Zündhölzchenfabrikation ſind. Der Hauptort Frutigen, ein ſtattlicher Flecken mit 4042 Einw. und bedeutenden Viehmärkten, liegt 806 Meter über dem Meere am linken Ufer des Engſtligenbaches, 1,5 Kilom. oberhalb der Vereinigung deſſelben mit der Kander. Von den anderen Wohnplätzen ſind zu er-

Digitized by Google

wähnen Adelboden (ſ. d.), Kanderſteg (ſ. d.), Reichenbach, 712 Meter über dem Meere am Eingange in das Kienthal, der klimatiſche Curort Aeſchi, 859 Meter über dem Meere auf dem Hügelrücken zwiſchen dem Emdthal und dem Thunerſee herrlich gelegen, und das vielbeſuchte Henſtrichbad, 702 Meter über dem Meere auf der linken Seite des Emdthales am Fuße des Nieſen (ſ. d.), mit kräftiger alkaliſch-ſaliniſcher Schwefelquelle.

Die Landſchaft Frutigen gehörte im 12. und 13. Jahrh. den Edeln von Kien, kam um 1290 an die Freien von Wädenſchwyl und im 14. Jahrh. an die mächtigen Freiherren von Thurm zu Geſtelen (Wallis), im J. 1400 endlich durch Kauf an Bern, welches den unteren Theil des Kanderthales, die Herrſchaft Mülinen und Aeſchi ſchon 1352 erworben hatte und deſſen Landvögte oder Caſtellane auf der Tellenburg (jetzt Gefängniß und Armenhaus) unweit Frutigen reſidirten. Vgl. von Wattenwyl, Geſchichte der Stadt und Landſchaft Bern (Bern 1880).

(*A. Wäber.*)

Kandern, ſ. Candern.

KANDERSTEG, Dorf in der Gemeinde Kandergrund des Amtsgerichts Frutigen im ſchweizeriſchen Canton Bern, liegt 1169 Meter über dem Meer im Hintergrunde des Kanderthales an der Kander, da, wo dieſelbe durch die wilde Felsenge der Klus aus dem Gaſterenthale heraustritt, beſteht aus mehrern über den Thalgrund zerſtreuten Häuſergruppen, beſitzt eine Kapelle, ein Schulhaus, Poſt- und Telegraphenbureau und drei Gaſthöfe und zählte (1880) mit den übrigen Dörfern und Weilern der Gemeinde zuſammen 1146 proteſtantiſche Einwohner. Die Umgebung von Kanderſteg iſt ungemein großartig. Im Oſten wird das Thal von den Felsmauern der Lohner Kette (Groß-Lohner 3059 Meter, Klein-Lohner 2591 Meter, Firſt 2550 Meter) umſchloſſen; im Süden thürmen ſich der gekrümmte Kegel des Zellihorns, 2295 Meter, und die kahlen Wände des Fiſiſtockes, 2947 Meter, auf und im Oſten blinken über dem waldigen Oeſchinenthale, rechts und links von den zerriſſenen Felszinnen des Fiſiſtockes und der Birre, 2511 Meter, umrahmt, die Firnhäupter der Blümlisalp, 3670 Meter, und des Doldenhorns, 3647 Meter. Mit Frutigen durch eine Poſtſtraße verbunden, die ſich thalabwärts nach Spiez und Thun fortſetzt, am Kreuzungspunkt von 4 Alpenpäſſen gelegen, hat Kanderſteg während des Sommers einen ſehr lebhaften Touriſtenverkehr. Nach Süden führt in 6—7 Stunden der Gemmipaß zum Leuker Bade im Canton Wallis; der gut angelegte, ſtark begangene Saumweg ſteigt in vielen Windungen meiſt durch Tannenwald am öſtlichen Fuße des Zellihorns zu dem Hochthal der Gemmi hinauf, welches, 1900—2300 Meter über dem Meere gelegen, öſtlich von den Firnkuppen des Balmhorns, 3688 Meter, des Altels, 3624 Meter und des Rinderhorns, 3466 Meter, weſtlich von dem vergletſcherten Wildſtrubel, 3266 Meter, und ſeinen felſigen Ausläufern umſchloſſen wird und von Norden nach Süden anſteigend den Hauptkamm der Berner Alpen quer durchſchneidet. In dieſem Hochthale überſchreitet der Weg auf der Alp Spittelmatt, 1905 Meter, die Grenze von Bern und Wallis, führt an dem einſamen, in einer Steinwildniß gelegenen Bergwirthshaus Schwarenbach, 2065 Meter, und dem düſtern Daubenſee, 2206 Meter, vorbei zu der Paßhöhe der Daube, 2302 Meter; dieſelbe gewährt eine herrliche Ausſicht auf die Walliſer Alpen, das Rhônethal und das in ſchwindelnder Tiefe am Fuße des Berges gelegene Leuker Bad, 1415 Meter, zu welchem ein 1,5—2 Meter breiter Felspfad, 1737—40 in die faſt ſenkrechte Fluh gehauen und geſprengt, in kurzen Windungen einer Wendeltreppe ähnlich hinunterſteigt. Ein anderer Weg ins Wallis, früher viel begangen, jetzt verwildert und verödet, führt von Kanderſteg durch die Klus der Kander ins Gaſterenthal, ſteigt über ſteile Raſenhänge, Schutthalden und einen kleinen Gletſcher zum ausſichtsreichen Lötſchenpaß, 2681 Meter, am öſtlichen Fuß des Balmhorns hinauf und ſenkt ſich über Schneehänge und rauhe Schafweiden, zuletzt durch Lärchenwald ins Lötſchenthal hinab, welches bei Gampel, 634 Meter, 12—13 Stunden von Kanderſteg, in das Rhônethal einmündet. Im Hintergrunde des Gaſterenthales zweigt von dem Lötſchenwege der Tſchingelpaß, 2824 Meter, ab, welcher über den Kander- und Tſchingelfirn und den Tſchingeltritt das Lauterbrunnenthal erreicht und als einer der leichteſten und lohnendſten Gletſcherpäſſe des Berner Oberlandes nicht ſelten überſchritten wird. Auch mit den beiden größten Seitenthälern der Kander, dem Engſtligen- oder Adelbodenthal im Weſten und dem Kienthal im Oſten, iſt Kanderſteg durch Bergpfade verbunden. Nach Adelboden führt der Paß über die Bonder Krinde, 2387 Meter, zwiſchen dem Großen und dem Kleinen Lohner, ins Kienthal der Paß über das Hohthürli, 2706 Meter, eine Lücke des Oeſchinengrates am nördlichen Fuß der Blümlisalp, deren Gipfel hier und da von der Clubhütte am Hohthürli beſtiegen werden. Der Paßweg führt am Oeſchinenſee vorbei, der 1592 Meter über dem Meere, 3 Kilom. öſtlich von Kanderſteg zuoberſt im Oeſchinenthale liegt, 1,7 Kilom. lang, 1 Kilom. breit, 1,14 Quadratkilom. groß und 63 Meter tief iſt und ohne ſichtbaren Abfluß ſeine Gewäſſer unterirdiſch dem Oeſchinenbache zuſendet, welcher bei Kanderſteg in die Kander mündet.

(*A. Wäber.*)

Kane, ſ. Kanä.

KANE (Elisha Kent), amerikaniſcher Nordpolfahrer, wurde am 3. Febr. 1820 zu Philadelphia geboren und ſtarb, erſt ſieben und dreißig Jahre alt, am 16. Febr. 1857 in Havanna. Er ſtammte aus einer angeſehenen, länger als ein Jahrhundert in Amerika angeſeſſenen Familie. Sein Vater, John K. Kane, war ein in Philadelphia rühmlichſt bekannter Richter. Von Natur ein ſchwächliches Kind, verband jedoch Kane ſchon in jungen Jahren mit einer großen, faſt nervös zu nennenden geiſtigen Regſamkeit einen eiſernen Willen, der alles durchzuſetzen wußte. Einer vorgeſchriebenen regelmäßigen Thätigkeit fügte er ſich nur ungern, und wenn ſie ihm aufgezwungen werden ſollte, ſetzte er ihr Trotz und Widerſpenſtigkeit entgegen. Was er that, that er ſchnell und entſchloſſen und entwickelte dabei eine Kühnheit und einen Unternehmungsgeiſt, welche ſeine Umgebung vielfach in Erſtaunen



Digitized by Google

 KANE (ELISHA KENT)

ſetzten. Von Natur ſtolz und ehrgeizig, ließ er eine ihm widerfahrene Kränkung oder Beleidigung nie ungeahndet. Eher ſtill und verſchloſſen als mittheilſam und offen gegen ſeine Umgebung, liebte er es, ſich in abenteuerlichen Träumereien und Plänen zu ergeben. Bei dieſen kühnen Entwürfen war er natürlich immer der Held, der das Unglaubliche leiſtete und verwirklichte. Eine derartige Sinnesrichtung veranlaßte ihn zu manchem kühnen Streich. Da Kane eine große Vorliebe für körperliche Uebungen hatte und dieſe mit großem Eifer betrieb, ſo ging er auch unverſehrt aus jeder Gefahr hervor. Schon dieſe Eigenſchaften laſſen die Grundbedingungen erkennen, die ihn ſpäter zum berühmten Reiſenden und erfolgreichen Entdecker machten. Seine ausgeſprochene Neigung für Naturwiſſenſchaften und Länderkunde weiſen ebenfalls auf ſeine ſpätere Miſſion hin. Ein Umſtand aber beſonders fiel für ſein Schickſal beſtimmend in die Wagſchale. Im J. 1838 wurde Kane von einem Herzübel befallen, von dem er ſich nie recht erholte, und welches auch den Grund zu ſeinem frühen Tode legte. Der achtzehnjährige Jüngling, in dem Bewußtſein eines vorzeitigen Endes und mit dem Gedanken an den Tod vertraut, faßte den heroiſchen Entſchluß, ſein kurzes Leben möglichſt dem Intereſſe und dem Nutzen ſeiner Mitmenſchen zu widmen. Auch ſein Vater beſtärkte ihn darin: „Da du einmal ſterben mußt, ſagte er, ſo ſtirb auch im Harniſch." Kane hatte zuerſt 1836 die Univerſität von Virginien bezogen, um Ingenieur-Wiſſenſchaften zu ſtudiren, verließ dieſelbe jedoch ſchon zwei Jahre ſpäter wegen des tödlichen Uebels, das ihn ergriffen hatte. Nothdürftig geneſen und den Tod vor Augen, begann er 1839 in Philadelphia mit ſo großem Eifer Medicin zu ſtudiren, daß er am 19. Oct. 1840 bereits als ſtändiger Arzt am Pennſylvania-Hoſpital angeſtellt wurde. Hier blieb er jedoch wegen ſeiner ſchwankenden Geſundheit nicht lange. Der Vater ging von der Anſicht aus, daß Reiſen, verbunden mit einer regelmäßigen und ſelbſt anſtrengenden Thätigkeit, ihm gut thun würden, und überredete ſeinen lange widerſtrebenden Sohn, ſich als Marine-Arzt anſtellen zu laſſen. Als ſolcher begleitete er im Mai 1843 die amerikaniſche Geſandtſchaft unter Commodore Parker nach China. Von dieſem Zeitpunkt ab führte Kane trotz ſeiner ſchwachen Geſundheit ein unſtetes Reiſeleben, ſich nie lange an einem und demſelben Orte aufhaltend. Während die amerikaniſche Geſandtſchaft mehrere Monate in Bombay verweilte, benutzte Kane die Zeit, um die Felſen-Tempel von Ellora und Carlee zu beſuchen, ſowie Ceylon zu bereiſen. Als die Expedition ſich weitere ſieben Monate in Macao aufhielt, ſetzte er nach den Philippinen über und durchforſchte dieſelben genauer, als es bis dahin von einem wiſſenſchaftlich gebildeten Weißen geſchehen war. Von Manila aus durchkreuzte er Luzon bis zur öſtlichen Meeresküſte. Bei dieſer Gelegenheit war er es, der zum erſten mal als wiſſenſchaftlicher Reiſender die vulkaniſchen Regionen Albaiſs und Sombaras näher unterſuchte, und der erſte, der in den Krater des Vulkans Taël hinabſtieg. Nur Ein Europäer hatte vor ihm dieſes Wagniß unternommen, jedoch ohne Erfolg. Auch ſpäterhin entwickelte Kane beim Beſuche chineſiſcher Städte und ihrer Umgebungen großen Muth und viel Energie. Als die Geſandtſchaft ihre Miſſion erfüllt hatte und die Rückreiſe antrat, blieb er zurück und war ſechs Monate lang in Whampoa erfolgreich als Arzt thätig. Das im Lande herrſchende Fieber warf ihn indeſſen aufs Krankenlager, ſodaß er ſich Ende 1844 gezwungen ſah, die Heimreiſe anzutreten. Auf dem Rückwege beſuchte er Borneo, Sumatra und Ceylon (letzteres zum zweiten mal) und bereiſte mehrere Monate lang Indien, ſeine Forſchungen bis zum Himalaya-Gebirge ausdehnend. Im Gefolge eines oſtindiſchen Handelsfürſten Dewakanath Tagur trat er über Perſien und Syrien die Reiſe nach Europa an, trennte ſich jedoch in Aegypten von ſeinem Gefährten. In dieſem Lande drang er ſüdlich bis Sennaar vor und lernte Profeſſor Lepſius kennen, welcher damals als Führer der Geſellſchaft deutſcher Gelehrter und Künſtler zur Erforſchung des Landes und ſeiner Ruinen daſelbſt verweilte. Während ſeines ſechsmonatlichen Aufenthaltes in Aegypten war ihm das Glück nicht hold, denn er verlor ſein ganzes Gepäck mit allen Reiſeaufzeichnungen und wurde bei einem Ueberfalle durch räuberiſche Beduinen ſchwer verwundet. Nach Alexandrien zurückgekehrt, entging er, von der Peſt angeſteckt, nur mit genauer Noth dem Tode. Kaum geneſen, ſetzte Kane nunmehr nach Griechenland über, welches er zu Fuß durchwanderte. In Patras ſchiffte er ſich dann nach Trieſt ein und bereiſte von dort aus Deutſchland und die Schweiz. Hier machte er die Gletſcher zu ſeinem beſonderen Studium, ein Umſtand, der ihm ſpäter bei der Aufſtellung ſeiner Theorien über arktiſche Verhältniſſe ſehr zu ſtatten kam. Ueber Italien, Frankreich und England kehrte Kane nunmehr in ſeine Heimat zurück. Nach einem kurzen Aufenthalte daſelbſt ſchiffte er ſich am 25. Mai 1846 auf der Fregatte „United States" nach der Weſtküſte Afrikas ein. Bei ſeiner Ankunft erwieſen ſich Empfehlungsbriefe, die ihm der berüchtigte Sklavenhändler Da Souza 1843 in Braſilien an ſeinen afrikaniſchen Agenten gegeben hatte, von großem Werth für ihn, da ſie es ihm ermöglichten, die Sklavenfactoreien Guineas vom Cap Mount bis zum Bennyfluß genau kennen zu lernen. Auch begleitete er eine Karavane nach Dahomey, dem Hauptſitze des Sklavenhandels, wobei er die Bekanntſchaft des Königs machte. Aber auf der Rückreiſe nach der Küſte ergriff ihn das in dieſer Gegend herrſchende Fieber und mit vollſtändig zerrütteter Geſundheit traf Kane endlich am 6. April 1847 wieder in Philadelphia ein.

Inzwiſchen war der ſchon lange drohende Krieg zwiſchen Mexico und den Vereinigten Staaten ausgebrochen. Um ſich beſſer zu bethätigen, den Ereigniſſen näher zu ſtehen und dem Lande die Pflichten leiſten zu können, die er demſelben ſeiner Ueberzeugung nach als deſſen Bürger ſchuldig war, bewirkte Kane ſeine Verſetzung zur Landarmee und brach am 6. Nov. 1847 mit Depeſchen für den Oberbefehlshaber General W. Scott nach Mexico auf. Voll Verlangens, die amerikaniſche Armee noch zeitig genug zu erreichen, ſchloß er ſich in Perote einer

Digitized by Google

Guerrillabande an. Unterwegs wurde er in einen verzweifelten aber ſiegreichen Kampf mit einer mexicaniſchen Abtheilung verwickelt. Bei der Vertheidigung der Gefangenen, gegen welche ſich die Wuth ſeiner Genoſſen wandte, zeichnete er ſich beſonders aus. Durch ſeine Aufopferung wurden die mexicaniſchen Generale Gaona und Torrejon von ſicherem Tode gerettet. Kane ſelbſt erhielt einen Lanzenſtich in den Schenkel, nachdem ſein Pferd unter ihm getödtet worden war. Von der Familie Gaona's auf das ſorgfältigſte gepflegt, wurde er nach Mexico geſchafft und dort als Invalide erklärt. Er kehrte nunmehr nach Hauſe zurück, ſegelte aber bereits wieder im Januar 1849 mit einem Proviantſchiffe nach Rio de Janeiro, Liſſabon und dem Mittelländiſchen Meere. Im October deſſelben Jahres traf er wieder in Philadelphia ein.

Es folgt nunmehr in Kane's Leben der bedeutendſte Abſchnitt, welcher ſeine beiden Reiſen nach dem Nordpol umfaßt. Seine Erfolge auf dem Gebiete der arktiſchen Erforſchung trugen ſeinen Ruhm über die Grenzen ſeines engeren Vaterlandes hinaus in alle civiliſirten Länder der Erde. Die Darſtellung der wiſſenſchaftlichen Erfolge dieſer Expeditionen und die Geſchichte der Leiden und Entbehrungen der heldenmüthigen Entdecker hat Kane in zwei umfangreichen Werken: „Narrative of the Expedition in Search of Sir John Franklin“ (Neuyork 1854) und „Second Grinnell Expedition in Search of Sir John Franklin“ (2 Bände, Philadelphia 1856) niedergelegt.

Schon im J. 1850 begleitete Kane als Arzt und Naturforſcher die unter dem Befehl des Lieutenants De Haven ſtehende Expedition, welche der reiche und gemeinnützige neuyorker Kaufmann Henry Grinnell zur Auffindung des berühmten, ſeit dem 26. Juli 1845 verſchollenen Sir John Franklin ausgerüſtet hatte. Dieſe Expedition, eine jener acht, welche ſich im J. 1850 aufmachten, um den verſchollenen Entdecker aufzufinden, beſtand aus den beiden Schiffen „Advance“ und „Rescue“ und verließ Neuyork am 24. Mai 1850. Schon in den Jahren 1848 bis 1850 hatte die engliſche Regierung drei verſchiedene Expeditionen unter Thomas Moore und Kellett, unter Dr. Rae und unter Sir James Roß zur Ermittelung des Schickſals Franklin's ausgeſandt. Sie waren zugleich von Oſten und Weſten vorgedrungen, aber ohne eine Spur des Verlorenen zu finden, obwol vom Weſten aus die nördliche Küſte des Feſtlandes mit ihren Inſeln bis zum Coppermine-Fluß und bis zum Deaſe Inlet, auch die Ufer des Wollaſton-Sundes genau durchforſcht wurden; öſtlich jedoch die ſüdliche Küſte des Lancaſter-Sundes bis Cape York, der nördliche Theil von North Sommerſet bis 72° 38′ nördl. Br. und 95°48′ weſtlich von Greenwich, ferner Theile der Küſten nördlich der Barrow-Straße und des an die Prinz-Regent-Einfahrt ſtoßenden Landes in derſelben Weiſe abgeſucht worden waren. Die Berichte dieſer Expeditionen machten es höchſt wahrſcheinlich, daß Franklin mit ſeinen Mannſchaften auf einer der Inſeln weſtlich von der Inſel Melville feſtliege. Auch die Inſtructionen, welche derſelbe von der engliſchen Admiralität empfangen hatte, deuteten darauf hin. Er ſollte nämlich durch die Davis-Straße über die Baffins-Bai bis in den Lancaſterſund fahren und dann weſtlich in der Höhe von 74°15′ nördl. Br. bis etwa 98° weſtlich von Greenwich und von dieſem Punkt aus ſüdweſtlich nach der Beringſtraße vordringen. Demgemäß ſollten die unter De Haven's Befehl ſtehenden amerikaniſchen Schiffe ſich ohne Verzug in der Richtung von Banks-Land und der Inſel Melville aufmachen und in deren Nachbarſchaft ſo genau und ſo gut wie möglich ihre Forſchungen anſtellen. Ommaney, der Kapitän der „Aſſiſtance“, eines der elf Schiffe, welche zur Zeit zu demſelben Zweck in den arktiſchen Gewäſſern weilten, traf zuerſt am 23. Aug. 1850 bei Cape Riley auf Spuren der Verlorenen. Eine genauere Unterſuchung des umliegenden Landes ergab, daß ſich die vermißten Mannſchaften längere Zeit hier aufgehalten haben mußten. Auf der Beechey-Inſel, etwa 3 engliſche Meilen vom Cape Riley, ſtieß man auf das erſte Winterquartier Franklin's. Schriftſtücke fanden ſich jedoch trotz allen Suchens nicht. Auch De Haven beſuchte dieſe Plätze am 25. Aug. und durchforſchte ſie zum zweiten mal aufs genaueſte. Kane's Anſicht ging nach Beſichtigung der um Cape Riley befindlichen Schlittenſpuren dahin, daß ſich Sir John Franklin beim Brechen des Eiſes im J. 1846 nach dem Norden aufgemacht habe, mit ſeinen Schiffen durch die Wellington-Straße in das vermuthete große Polar-Meeresbecken gefahren und nie von dort zurückgekehrt ſei. Eine andere Spur fand man damals von den Verlorenen nicht, ſodaß Kane's Annahme nicht unwahrſcheinlich war, obwol ſpätere Forſchungen Dr. Rae's (1854—1859) in Boothia und die von Mac-Clintock und Hobſon in King-William's-Land und an den ſüdlich davon gelegenen Küſten und ein von letzterem aufgefundenes Document den Untergang der verſchollenen Geſellſchaft, insbeſondere Franklin's Tod, als in dieſer Gegend erfolgt, unzweifelhaft feſtſtellen. Kane baſirte daher auch die von ihm im Mai 1853 unternommene zweite Nordpolfahrt zur Auffindung Franklin's auf dieſe allerdings falſche Annahme. Inzwiſchen war jedoch die Expedition De Haven's nach vielen Leiden und Gefahren wohlbehalten wieder in Neuyork angelangt, und zwar die „Advance“ am 30. Sept. und die „Rescue“ am 3. Oct. 1851. Ueber dieſe erſte Nordpolfahrt veröffentlichte Kane den ſchon oben erwähnten Bericht: „Narrative of the Expedition in Search of Sir John Franklin.“

Der geheimnißvolle Schleier, welcher noch immer auf dem Geſchicke des verſchollenen Franklin ruhte, vermehrte nur noch den allgemeinen Wunſch, Gewißheit zu erlangen. Es wurden noch größere Anſtrengungen als bisher gemacht und zahlreiche Expeditionen ausgeſandt, um, anknüpfend an die bisherigen Ermittelungen, das über ihm ſchwebende Dunkel aufzuklären. Auch Kane brannte vor Ungeduld, ſich bei den neu anzuſtellenden Forſchungen zu betheiligen und bei dieſer Gelegenheit ſeine auf der früheren Reiſe gewonnenen Anſchauungen und Erfahrungen zu verwerthen. Er bot ſeine Dienſte

Digitized by Google

an und erhielt denn auch im December 1852 vom Marineminiſter der Vereinigten Staaten den Auftrag, eine Expedition zur Auffindung Sir John Franklin's nach den arktiſchen Gewäſſern zu führen. Die Mittel zur Ausführung derſelben wurden von dem ſchon erwähnten Grinnell und dem bekannten Philanthropen Peabody geſtellt. Außerdem hatten mehrere wiſſenſchaftliche Vereine und Kane ſelbſt bedeutendere Summen zu dem Unternehmen beigeſteuert. Das für die kühne Fahrt beſtimmte Schiff war die Brigg „Advance", welche ſchon die Reiſe von 1850—1851 unter De Haven mitgemacht hatte. Es war ein gutes, ſchnell ſegelndes und ſtark gebautes Fahrzeug von 144 Tonnen Gehalt, deſſen Tüchtigkeit ſich im Eiſe des Polarmeeres glänzend erprobt hatte. Der Hauptzweck der Expedition war die Auffindung Franklin's. Außerdem ſollte aber Kane ſeine Aufmerkſamkeit auf alle Gegenſtände von wiſſenſchaftlichem Intereſſe lenken; insbeſondere auf ſolche, die ſich auf das Vorhandenſein eines offenen Polarmeeres, auf den Erdmagnetismus, die Meteorologie und wichtige naturwiſſenſchaftliche Erſcheinungen bezögen. Die unter ſeinem Befehl ſtehende Mannſchaft zählte 17 Mann, von denen zehn der Marine der Vereinigten Staaten angehörten. Zwei hatten bereits die erſte amerikaniſche Expedition mitgemacht, alle aber ſich als Freiwillige dem Unternehmen angeſchloſſen. Die Ausſtattung des Schiffes war ziemlich einfach. Außer dem nöthigen Vorrath an Lebensmitteln und Kleidungsſtücken wurden nur eine Anzahl von Bretern, um das Schiff im Winter zu überdecken, einige Gummi- und Leinwand-Zelte, verſchiedene Schlitten, fünf Boote und zahlreiche kleinere Gegenſtände zum Tauſchhandel mit den Eskimos mitgenommen. Da, wie bereits bemerkt, Kane von der Anſicht ausging, daß Franklin das vermuthete große Polarmeer erreicht habe und er dort zu ſuchen ſei, ſo ging ſein Plan dahin, auf dem kürzeſten und zugleich zugänglichſten Wege dahin zu gelangen. Er glaubte ihn einzuſchlagen, wenn er die Baffins-Bai bis zu ihrem nördlichſt erreichbaren Punkt hinaufführe und von da mit Schlitten und Booten ſo weit als möglich gegen den Pol vordränge. Es gründete ſich dieſe Anſicht auf die durch Analogien der phyſikaliſchen Geographie unterſtützte Annahme, daß ſich Grönland mit ſeinen Gebirgsmaſſen bis zum hohen Norden erſtrecke. War dies der Fall, ſo ergaben ſich für den von Kane eingeſchlagenen Weg folgende Vorzüge: 1) Er hatte als Baſis ſeiner Operationen feſtes Land; 2) eine direct nach Norden führende Linie, welche am erſten die offene See erreichen ließ, wenn eine ſolche vorhanden war; 3) den Vortheil des fächerartigen Widerlagers von Land auf der nördlichen Seite Grönlands, welches das Eis aufhielt, wenn es in ſeinem ſüdlichen oder äquatorialen Treiben begriffen war (auf dieſe Weiſe wurde der größte Nachtheil Parry's bei ſeinen Verſuchen, den Pol von der Spitzbergenſchen Seite aus zu erreichen, vermieden); 4) Thierleben zur Erhaltung von Reiſenden; 5) die Möglichkeit des Zuſammenwirkens mit den Eskimos, indem Niederlaſſungen von ihnen bis in die Höhe von Whale-Sound und wahrſcheinlich noch nördlicher an der Küſte ſich hinauferſtreckten.

Die Brigg verließ Neuyork am 30. Mai 1853, erreichte ohne Unfall am 7. Aug. das Vorland von Smith-Strait und paſſirte den von Kapitän Inglefield am 27. Aug. 1852 erreichten höchſten Punkt. Bei weiterem Vordringen ſtieß jedoch Kane auf einen Gürtel Treibeis, und als er in dieſes einzudringen ſuchte, zeigte es ſich, daß die ganze nördliche Straße von dem ſich dem amerikaniſchen Ufer zuſchiebenden Packeis verſperrt wurde. Es würde allmählich auf das Schiff eindringend daſſelbe unvermeidlich gegen Süden geführt haben, wenn dieſes nicht in einer kleinen von Land faſt gänzlich umſchloſſenen Bucht (Refuge-Inlet) Zuflucht gefunden hätte. Es blieb Kane alſo nur die Alternative, ein weiteres Vordringen zu wagen oder zurückzugehen und ſein Vorhaben aufzugeben. Er entſchloß ſich zu erſterem. Nach drei Tagen, am 13. Aug., verließ er wieder die ſchützende Bucht und ſuchte unter unendlichen Gefahren einen Waſſerweg zu verfolgen, der ſich zur Zeit der Flut zwiſchen der gewaltigen Eismaſſe und der Küſte zeigte. Auf dieſe Weiſe wurde am 29. Aug. der 78°43′ nördl. Br. erreicht, ohne daß die Brigg einen weſentlichen Schaden erlitten hätte. Aber der ſchnell hereinbrechende Winter machte ein weiteres Vordringen unmöglich. Die Offiziere drangen darauf, nach einem ſüdlicher gelegenen Punkt zurückzukehren, aber Kane, nicht gewillt, die theuer erkauften Vortheile ſeines kühnen Vordringens aufzugeben, beſtand darauf zu bleiben. Nachdem er die umliegende Gegend unterſucht und ſich bis zum 80° einen Ueberblick verſchafft hatte, beſchloß er mit der Brigg dort zu überwintern, wo ſie ſich gerade befand. Es iſt dies der nördlichſte Punkt, an welchem bis dahin ein Schiff den Winter zugebracht hat. Vom 10. Sept. ab war die „Advance" in dem Hafen eingefroren, der für ſie in der Nähe einer Gruppe felſiger Inſeln in der ſüdöſtlichen Buchtung der Bai ausgeſucht worden war. Van-Renſſelaer-Harbor tauften ihn die kühnen Entdecker. Bis zum 20. Nov. wurden Erforſchungs-Expeditionen und zahlreiche Niederlagen von Lebensmitteln an den verſchiedenſten Punkten für den Fall des Verluſtes des Schiffes und eines Rückzuges gemacht. Von dieſem Zeitpunkt ab bedeckte 120-tägige Nacht die Einöde. Die Kälte war eine entſetzliche, größer als ſie bis dahin überhaupt beobachtet worden war. Sie betrug im Februar minus 70° Fahrenheit. Von Van-Renſſelaer-Harbor aus wurden zahlreiche Expeditionen zur Erforſchung der Gegend ausgeſandt. Die beiden bedeutendſten unternahmen W. Morton und der Eskimo-Jäger Hans, welcher die Expedition begleitete, ſowie Dr. Hayes und William Godfrey. Den Erfolg derſelben und überhaupt den der ganzen Reiſe faßte Kane ſelbſt in ſeinem Berichte an den Marineminiſter der Vereinigten Staaten in folgenden Sätzen zuſammen: 1) Die Unterſuchung und Beſtimmung der nördlichen Küſte Grönlands bis zu ihrer Begrenzung durch einen großen Gletſcher. 2) Die Unterſuchnng dieſer Gletſchermaſſe und ihrer Ausdehnung nach Norden in das neue Land, genannt Waſhington. 3) Die Entdeckung einer großen nordweſtlichen Straße, welche frei von Eis in eine offene und weit ausgedehnte, ebenfalls freie Fläche führte. Das Ganze umfaßt einen eiförmigen

Digitized by Google

Flächenraum von 4200 engl. □Meilen. 4) Die Entdeckung und Beſtimmung eines großen Landſtriches, der die nördliche Fortſetzung des amerikaniſchen Continents bildet. 5) Die vollſtändige Unterſuchung der amerikaniſchen Küſte ſüdlich und weſtlich bis zum Cap Sabine; auf dieſe Weiſe unſere Unterſuchungen mit dem letzten von Kapitän Inglefield beſtimmten Punkt verbindend und den Umkreis der Straßen und der Bai vervollſtändigend, die an ihrer ſüdlichſten Oeffnung bisher als Smith-Sund bekannt waren.

Was insbeſondere die Geſtalt Grönlands betrifft, ſo iſt es nach Kane ein Continent, deſſen weſtlichſten Punkt Cap Alexander auf dem 78°10′ nördl. Br. bildet. Vom 70. Längengrad aus geſehen, erſtreckt es ſich faſt in gerader Linie nach Oſten und Weſten. Ein mächtiges Eisplateau, der Humboldt-Gletſcher, ließ jedoch ein weiteres Vordringen nach Oſten nicht zu.

Da keine Ausſicht vorhanden war, das Schiff während des Sommers frei zu machen, ſuchte Kane ſich mit Belcher's Expedition, welcher zur ſelben Zeit in der Richtung von der Inſel Melville vorgegangen war, in Verbindung zu ſetzen und Beechy-Island zu erreichen. Ein gewaltiger, nicht zu überwindender Gürtel von Packeis zwang jedoch Kane bei dem ſchnell hereinbrechenden Winter zur Rückkehr. Der Plan war misglückt, und die Expedition hatte einen zweiten Winter in der Brigg auszuharren. Kane ſtellte es nunmehr der Beſatzung frei, das Schiff zu verlaſſen und zu verſuchen, die däniſchen Niederlaſſungen zu erreichen. Nur acht muthige Männer von den ſiebzehn entſchloſſen ſich, ihrer ſelbſtgeſtellten Aufgabe getreu, zum Bleiben, die übrigen verließen die Brigg am 28. Aug., mußten aber wieder umkehren und kamen nach unendlichen Leiden am 7. Dec. wieder an. Troſtlos und hoffnungslos endete das Jahr 1854 für die Entdecker, und das neue Jahr fing nicht beſſer an. Lebensmittel waren knapp, der Holzvorrath ging zu Ende, Krankheit entkräftete und entmuthigte die kleine Schar. Zuletzt waren nur Kane und ein Gefährte noch im Stande, die Kranken zu pflegen und die nöthigen Arbeiten zu verrichten. Zu ihrem Glück ließ jedoch die Krankheit, der Blutfluß, allmählich nach, die kaum Geneſenen begannen wieder Kräfte und neuen Muth zu ſammeln. Am 21. Febr. ging im neuen Jahre die Sonne wieder auf. Im März zeigten ſich die erſten Walroſſe, ſodaß der Mangel aufhörte, und im April konnten die Einzelnen wieder an ihre Arbeit gehen. Es hatte ſich die Nothwendigkeit ergeben, die Brigg im Stiche zu laſſen. Einen dritten Winter vermochte die Beſatzung nicht auszuhalten. Vorräthe und Brennmaterial waren nur noch für wenige Wochen vorhanden; von der Brigg war bereits alles Holz, das ſie nicht abſolut ſeeuntüchtig machte, verbrannt. Der Zweck der Expedition, Franklin aufzuſuchen, konnte in keiner Weiſe mehr gefördert werden, und ſo wäre es Thorheit geweſen, noch zu zögern und das Leben der Mannſchaft aufs Spiel zu ſetzen. Kane beſchloß daher, die Brigg zu verlaſſen und den Rettungsweg nach den däniſchen Niederlaſſungen anzutreten. Am 17. Mai brach die kleine Geſellſchaft auf und am 6. Aug. erreichte ſie nach 83-tägiger Reiſe Upernavik. Dieſer Marſch war mit außerordentlichen Anſtrengungen und Entbehrungen verknüpft. Ein großer Theil der Mannſchaften war krank oder, kaum von Krankheit geneſen, noch ſehr ſchwach. Nur allmählich konnte ein Kranker nach dem andern fortgeſchafft werden, ſodaß die Geſunden denſelben Weg mehrfach machen mußten. Im Durchſchnitt legte die Geſellſchaft nur acht engliſche Meilen täglich zurück. Kane beſuchte die Brigg noch öfters, um neue Lebensmittel zu beſchaffen; zum letzten mal geſchah es am 8. Juni. Ihr Zuſtand war ganz unverändert; ſie lag nach wie vor bewegungslos eingefroren da, mit neun Fuß feſten Eiſes unter ihrem Bug. Die Eskimos von Etaf unterſtützten die auf dem Rückzuge Begriffenen getreulich mit Lebensmitteln und Arbeitskräften. Unterwegs fuhr Kane fort, ſeine meteorologiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Beobachtungen zu machen. Die dazu nothwendigen Inſtrumente hatte er von dem Schiff mitgenommen. Die ſorgfältig zuſammengeſtellten naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen hatten zurückgelaſſen werden müſſen bei der Schwierigkeit des Transportes und der für die Sicherheit der Reiſenden damit verbundenen Gefahr. Nur die ſchriftlichen Aufzeichnungen der Expedition wurden gerettet.

Die däniſchen Anſiedler nahmen die heldenmüthigen Männer mit großer Herzlichkeit auf. Die Brigg „Marianne", auf dem Rückwege nach Kopenhagen begriffen, wollte ſie bis zu den Shetland-Inſeln bringen, von wo ſie ihre Reiſe nach den Vereinigten Staaten fortſetzen ſollten. Aber ſchon unterwegs ſtießen ſie in Disco auf die unter Lieutenant Hartſtene's Befehl ſtehende Expedition, welche die amerikaniſche Regierung, beſorgt über das lange Ausbleiben Kane's, zu deſſen Rettung ausgeſandt hatte. Im Herbſt 1855 langte der kühne Entdecker in ſeinem Vaterlande wieder an. So endigte dieſe ereignißvolle, an Beiſpielen von Energie und hohem Muth, von Selbſtverleugnung und wiſſenſchaftlichem Streben ſo reiche Fahrt! In ihrem Hauptzweck, inſofern er der Auffindung Franklin's galt, war ſie erfolglos, deſto reicher aber an wiſſenſchaftlicher Ausbeute und an Enthüllungen über jene gewaltigen Eis-Einöden. In dieſer Hinſicht war ihr Erfolg vielleicht größer als der irgendeiner ihr voraufgegangenen Expeditionen.

Die Geſchichte ſeiner und ſeiner Gefährten Leiden und Entdeckungen ſtellte Kane in ſeinem oben angeführten zweiten Buche „Second Grinnell Expedition in Search of Sir John Franklin" dar. Dieſer einfache, anſpruchsloſe Bericht fand die warme Bewunderung aller civiliſirten Länder. Auch äußerlich bekundete ſich dieſe Anerkennung, indem der Congreß, die Geſetzgebende Verſammlung des Staates Neuyork und die Königliche Geographiſche Geſellſchaft zu London Kane goldene Medaillen verliehen. Die engliſchen Einwohner der Stadt Neuyork votirten ihm eine Anerkennungs-Adreſſe; auch empfing er die königliche Medaille, welche arktiſchen Entdeckern in den Jahren 1818 bis 1856 verliehen wurde. Als Kane die Beſchreibung ſeiner Reiſe eben vollendet hatte, brach ſeine Geſundheit, die ſo lange in anſtrengender Thätigkeit Stand gehalten hatte, vollſtändig zuſammen.

Digitized by Google

Er griff zu ſeinem altbewährten Mittel, zum Reiſen, und ſchiffte ſich nach England ein, aber diesmal leider ohne Erfolg. In London verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand derartig, daß er ſich entſchließen mußte, ein milderes ſüdliches Klima aufzuſuchen. Am 17. Febr. 1856 ſegelte er nach St.-Thomas, und von da nach Havanna. Auf dieſer Reiſe bekam er einen Schlaganfall. Noch lebend erreichte er am 25. Dec. Havanna; ſeine Widerſtandskraft war gebrochen. Nach wenigen Wochen, am 16. Febr. 1857, verſchied er, als er eben im Begriff ſtand, ſich nach den Vereinigten Staaten zurückzubegeben, um dort, im Vaterland, ſein Leben zu beſchließen. (Vgl. Elder, „Life of Dr. E. K. Kane", Philadelphia 1857.)

(*F. K.*)

KANEM, eine im Norden und Nordoſten des Tſadſees im mittleren Sudan ſich hinziehende Landſchaft, befindet ſich im traurigſten Zuſtande der Auflöſung und iſt großentheils vom Reiche Wadaï abhängig geworden; der Hauptort Mao hat kaum noch 3000 Einwohner. In früheren Zeiten war Kanem bei weitem größer, und dehnte ſich nach dem Uebertritt ſeines Herrſchers Eſelma (1194—1210; Eſelma war der erſte ſchwarze König, ſeine Vorgänger hatten hell ausgeſehen wie die Araber) zum Islam im 11. Jahrhundert vom Kuara bis zum Nil aus, einſchließlich Feſân's und ſüdlich bis weit jenſeit des Tſadſees. Im 9. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung gelang es einem Manne Namens Sſaëf, der zu dem libyſchen Stamme der Berda gehörte, ſich in Kanem ſolches Anſehen zu verſchaffen, daß er die daſelbſt wohnenden Kanembu-, Tibu- und Berberſtämme unter ſeiner Herrſchaft vereinigte.

Die Bewohner des Landes, die Kanembu, durch fortwährende Kriege mit den Reichen Bornu und Wadaï beunruhigt, ſind meiſt zum Auswandern nach anderen ruhigeren Gegenden bewogen worden. So hat ſich eine Abtheilung an dem Süduſer des Tſadſees als Viehzüchter niedergelaſſen. Die Zurückgebliebenen wagen nicht den Acker zu bauen oder einen Fruchtbaum zu pflanzen, obſchon die Datteln hier gut gedeihen. Sie können nicht darauf rechnen, das Getreide einzuernten, das ſie ſäen, und die Frucht zu pflücken, die ſie pflanzen. Sie müſſen ſich begnügen mit dem, was ihnen die Heerde liefert, und ſtets auf der Hut ſein, dieſelbe vor räuberiſchen Ueberfällen in den Schutz der Ringmauern zu retten. Unter günſtigen politiſchen Verhältniſſen würden ſich die Kanembu bald zu einem erfreulichen Wohlſtande hinaufarbeiten. Sie ſind ein wohlgebauter, gut proportionirter Menſchenſchlag und ihre Frauen zeichnen ſich vor den breit und plump geſtalteten Weibern von Bornu ſehr vortheilhaft aus. Zwiſchen den Kanembu haben ſich eine Anzahl Budduma, Bewohner der See-Inſeln und Schua-Araber angeſiedelt, und der unruhige Araberſtamm der Uelad-Sliman ſpielte eine Zeit lang hier eine bedeutende, obſchon wenig ſegensreiche Rolle.

(*Richard Oberländer.*)

KANEPHOREN, *Κανηφόροι*, Canephorae, Jungfrauen, welche im Alterthum in feierlichen Aufzügen an Götterfeſten heilige Gegenſtände in Körben einhertrugen, und zwar, nach der in ſüdlichen Ländern gewöhnlichen Sitte des Tragens, zumeiſt auf dem Kopfe.[1]) Dieſer Brauch war ſehr verbreitet und wurde im Dienſte vieler Gottheiten geübt (ſ. E. Curtius, Archäol. Ztg. 1881, S. 28): 1) für Zeus Baſileios in Lebadea[2]); 2) für Hera[3]), ſowol in Argos[4]) wie in Falerii[5]); 3) für Demeter in Athen[6]); 4) für Artemis, vermuthlich in Syracus[7]), desgleichen in Termeſſos in Piſidien[8]); 5) für Dionyſos in Athen[9]) und am Indus[10]); 6) für Iſis[11]); 7) für Athena, ſowol in anderen Orten, wie z. B. in der Ebene von Troas[12]), als ganz beſonders in Athen.

In Athen war das Inſtitut der Kanephoren ganz beſonders beliebt, es wird einfach attiſch genannt[13]); Kanephoren finden ſich bei den Feſten der Demeter, des Dionyſos und vielleicht noch anderer Gottheiten[14]), vornehmlich aber im Dienſt der Athena, ſowol bei andern Feſten dieſer Gottheit, als hauptſächlich an den Panathenäen[15]), nach Bötticher's Meinung (Archäol. Ztg. 1854, S. 442*) aber nur an den kleineren, und nicht nur bei den von den Athenern ſelbſt ausgerichteten Pompen, ſondern auch bei den Opfern, die andere Städte in Athen darbrachten.[16])

Als Stifter der Kanephorie für Athena in Athen galt Erechtheus (Erichthonios)[17]), deſſen Tochter Drei-

1) *Paus.* I, 27, 4 *ἀναθεῖσαι σφισιν ἐπὶ τὰς κεφαλάς*, *Ovid.* Amor. III, 13, 27 supposito vertice sacra ferunt, *Cic.* Verr. II. IV. 3 quae manibus sublatis reposita in capitibus sustinebant. 2) *Plut.* Ἐρωτ. διηγησ. init. von der Ariſtoklea *ἔμελλε γὰρ τῷ Διὶ τῷ βασιλεῖ κανηφορεῖν*. 3) *Hor.* Sat. I, 3. 11. 4) *Dionys.* Hal. I, 21, vgl. O. Jahn, Arch. Zeitg. 1866, S. 253 fg. 5) *Ovid.* Amor. l. c. 6) *Hor.* Sat. II, 8. 13 ut Attica virgo cum simulacris, Schol. zu *Arist.* Av. 1516 . . *ὅπερ ἔχουσιν αἱ κανηφόροι ἀπιοῦσαι εἰς τὰ Ἐλευσίνια*; ſehr ähnlich waren die Liknophoren nach *Callim.* Hymn. in Cer. 127 und am Anfang. 7) *Theokr.* II, 66 cum Schol. *εἰώθασι γὰρ τῇ Ἀρτέμιδι κανηφορεῖν αἱ μέλλουσαι γαμεῖσθαι ἐπὶ ἀφοσιώσει τῆς παρθενίας, ἵνα μὴ νεμεσηθῶσιν ὑπ' αὐτῆς*. 8) Laut Weihinſchrift im Corp. Inscr. Gr. n. 4362. 9) Schol. zu *Arist.* Ach. 242 *κατὰ τὴν τῶν Διονυσίων ἑορτὴν παρὰ τοῖς Ἀθηναίοις αἱ εὐγενεῖς παρθένοι ἐκανηφοροῦν*, vgl. die Privatdionyſien des Dikaiopolis mit einer Kanephore *Aristoph.* l. c. Ehrendecret für den Vater einer Dionyſiſchen Kanephore in der Ephemeris 1862, n. 180. Kanephoren im Bakchiſchen Zuge Mus. Pio Clem. IV, 23, Millin, Gal. myth. LVIII, 240. 10) *Plut.* de fluv. p. 1164, 1, wo Damaskalkis, *τῷ Διονύσῳ μυστηρίων τελουμένων*, Kanephore iſt. 11) Eine Iſisſtatue in Venedig iſt laut Inſchrift (C. Inscr. Gr. n. 2298) von Archelaos von Marathon und ſeiner Familie geweiht, weil ſeine Tochter der Iſis Kanephore geweſen. 12) S. C. Inscr. Gr. n. 3602. 3603 mit Böckh's Bemerkungen. 13) *Cic.* Verr. II. IV. 3 more Atheniensium virginum. 14) Eine K. auch auf dem ſculpirten atheniſchen Feſtkalender. 15) Bekker, Anecd. gr. p. 270 sq. *παρθένοι τὰ κανᾶ φέρουσαι τῇ θεῷ ἐν τῇ τῶν Παναθηναίων πομπῇ καὶ ταῖς ἄλλαις ἑορταῖς*; ganz ähnlich Heſych., Suidas, Harpokration und Photios. 16) Nach *Hdt.* V, 82 verpflichten ſich die Epidaurier, am Feſte Opfer der Athene Polias und dem Erechtheus zu ſenden, und zwar *ἔτεος ἑκάστου*, alſo nicht zu den großen Panathenäen (vgl. Sauppe, Berichte der Königl. Sächſ. Geſ. der Wiſſenſch. 1853, I, 40). Eine in Athen gefundene Statuenbaſeninſchrift bei Beulé, l'Acropole d'Athènes I, p. 346, n. 1 nennt eine *κανηφορήσασαν Ἐπιδαυρίοις*, die alſo bei einer ſolchen Feſtgeſandtſchaft der Epidaurier nach Athen fungirte. 17) Philochoros in ſeiner Atthis bei Suid. und Harpokrat.; auch Schol. zu *Lucian.* Dial. D. XX, 16 (IV, 61 Jacobitz).

Digitized by Google

thyia als Kanephore der Stadtgöttin fungirt und als ſolche ebenſo die Liebesglut des Boreas entflammt haben ſollte[18]), wie in derſelben Function des Kekrops Tochter Herſe die des Hermes.[19])

In Athen ſind zwei Arten von Kanephoren der Athena ſtreng zu unterſcheiden: 1) zwei an der Zahl, auf längere Zeit der Göttin zum Dienſt verpflichtet. Sie wohnten nicht weit vom Tempel der Polias. Wenn die Zeit des Feſtes nahte, ſetzte ihnen in einer Nacht die Prieſterin heilige Gegenſtände auf das Haupt, die weder von ihr noch von den Tragenden gekannt waren. Auf einem natürlichen unterirdiſchen Wege ſtiegen die Kanephoren hinab zu einem heiligen Bezirk, nahe dem Tempel der Aphrodite *ἐν κήποις*, legten ihre Bürde ab und empfingen dafür ebenſo Geheimnißvolles für die Gottheit. Damit war ihr Amt beendet, und an ihre Statt kamen andere Jungfrauen in den Dienſt der Göttin (*Pausan.* I, 27. 4).[20]) Pauſanias ſagt von einem öffentlichen Auftreten dieſer Kanephoren nichts, doch ſpielten ſie zweifellos bei den Aufzügen an den Feſten der Athena eine große Rolle. Außer ihnen ſchritten aber, wenigſtens in ſpäteren Zeiten, 2) noch andere Mädchen in den Pompen einher, die zwar keine Myſterien, wohl aber koſtbares Tempelgeräth, welches ſo dem Volke zur Schau gebracht wurde, ſei es auf dem Haupte, ſei es in den Händen, ob in Körben oder frei, trugen. Auch auf ſie wurde der Name Kanephoren übertragen (ſ. Mommſen, Heortologie S. 179 fg.). Ihre Zahl war groß; ſo ſchaffte der Redner Lykurg goldene Kränze für hundert Kanephoren an[21]) und auch die Erzählung bei *Ovid.* Met. II, 724 fg. läßt auf eine bedeutende Menge derſelben ſchließen. Solche Kanephoren im weiteren Sinne dürfen wir wol auch auf dem Frieſe des Parthenon erkennen.[22])

Nur edelgeborene[23]) Jungfrauen von makelloſem Rufe[24]) wurden zu Kanephoren zugelaſſen; um ſo ſchmachvoller mußte es erſcheinen, als Hipparch die Schweſter des Harmodios, obgleich ſie zur Kanephore berufen war, als nicht würdig zurückwies[25]), welcher Frevel nach Aelian den Entſchluß zum Tyrannenmord zur Reife brachte. Im geſchminkten[26]) Antlitz ſtrengen Ernſt bewahrend[27]), ſchritten die Kanephoren einher, weiß gekleidet[28]), neben anderem reichen Schmuck auch im Haare einen goldenen Kranz tragend[29]); golden waren auch die Körbe[30]), denen hier und da Bekränzung nicht fehlte[31]), und deren Inhalt durch *ἱστριάνιδες* verdeckt war.[32]) Metökenmädchen folgten ihnen dienend, einen Schirm gegen die Sonnenſtrahlen und einen Stuhl zum gelegentlichen Ausruhen an Halteplätzen als *σκιαδοφόροι* und *διφροφόροι* ihnen nachtragend.[33]) Hatten aber die Kanephoren *καλῶς καὶ ἐνδόξως* oder *καλῶς καὶ ἀξίως* ihres Amtes gewaltet[34]), ſo bewieſen die ihnen gezollten Ehrenbezeigungen, wie hoch man die Wichtigkeit deſſelben ſchätzte. Die feſtfeiernden Städte decretirten ihnen Weihinſchriften[35]), eine Familie errichtete der Gottheit zum Dank für die der Tochter gewordene Ehre eine Statue[36]), ſelbſt die Anverwandten gingen nicht immer leer aus.[37])

Auch Bühnendichter machten die Kanephoren zum Gegenſtand ihrer Schöpfungen, wenn auch wol nur in parodiſtiſcher Weiſe. Wir lernen die Exiſtenz einer Komödie mit dem Titel *Κανηφόρος* vom Anaximandrides aus einem Fragment des Stobäus kennen[38]), aus einer gleichnamigen des Menander haben Stobäus, Suidas und Harpokration fünf Bruchſtücke bewahrt.[39])

Auch von Standbildern einzelner beſtimmter Kanephoren haben wir Kunde. Das in Athen aufgefundene Piedeſtal einer ſolchen ſchmücken vier Kränze, in denen Inſchriften bekunden, die betreffende Jungfrau ſei viermal zur Ehre der Kanephorie berufen worden[40]), eine

18) Akuſilaos nach Schol. zu Odyss. XIV, 533. 19) *Ovid.* Metam. II, 711 fg. 20) Zwar haben mehrere Codices nicht *κανηφόρους*, ſondern *ἀῤῥηφόρους*, was auch Schubart und Walz in den Text aufgenommen haben. Aber Pauſanias redet hier von zwei *παρθένοι*, während anderweitig von den Arrhephoren betont wird, daß ihrer vier und zwar im Alter von 7—12 Jahren ſein mußten, ſ. Etym. Magn. s. v. *ἀῤῥηφορεῖν* und weiteres bei K. O. Müller in dieſer Encyklopädie Sect. III, Thl. 10, S. 84. 21) Vit. decem orat. am Ende (cf. Kießling in *Lycurgi* fragm. p. 44) und *Paus.* I, 29, 16. Den betreffenden Volksbeſchluß will allerdings E. Curtius (Arch. Zeitung, 1881, S. 29) auf Schmückung von Bildſäulen von Kanephoren beziehen. 22) Die Meinung dagegen (ſ. z. B. Stark zu K. F. Hermann's Gottesdienſtl. Alterth., 2. Aufl., §. 55, Anm. 30), es ſeien die beiden kleinen Mädchen auf dem Frieſe, mit denen eine Prieſterin ſich beſchäftigt, die eigentlichen zwei Kanephoren, iſt ſchon von Böttiger (Andeutungen zu Vorleſungen über Archäol. S. 118) und Chr. Peterſen (Die Feſte der Pallas Athene, 1855, S. 24 fg.) zurückgewieſen. Dieſe tragen erſichtlich gepolſterte Stühle (Friederichs, Berlins antike Bildw. I, 168) und mögen Arrhephoren ſein, auf die auch ihre ſehr jugendliche Geſtalt ſchließen läßt. Overbeck (Geſch. der griech. Plaſtik I, 332) glaubt in dem langen Zuge der Mädchen beide Arten Kanephoren erkennen zu können. 23) *Harpocrat.* *αἱ ἐν ἀξιώματι παρθένοι — οὐ πάσαις δὲ ἐφεῖτο κανηφορεῖν*, ähnlich Suid. und Heſych.; Bekker, Anecd. gr. p. 270 sq. *ἀσταὶ καὶ εὐγενεῖς*, Schol. zu *Arist.* Ach. 242 *εὐγενεῖς*.

24) *Ἁγναί* bei *Diogenian.* II, 46 (Paroemiogr. gr. I, 202). 25) *Thuk.* VI, 56. Nach ihm geſchah es *ἐν πομπῇ τινι*, nach *Max. Tyr.* Diss. XXIV, 2 p. 885 und *Aelian.* Var. Hist. XI, 8 an den Panathenäen. 26) *Arist.* Eccles. 732 *ἐντετριμμένη*, cf. Schol. und das Fragment des Hermippos beim Schol. zu *Arist.* Aves 1550 *ὥσπερ αἱ καν. λευκοῖσιν ἀλφίτοισιν ἐντετριμμέναι.* 27) *Βλέπουσα θυμβροφάγον* *Arist.* Ach. 254. 28) *Ovid.* Amor. III, 13. 27. 29) Ibid. crines auro gemmaque premuntur, vgl. die Anm. 21 citirten Stellen und *Arist.* Lysistr. 1193, wobei die Bemerkung des Schol. *χρυσοφοροῦσι γὰρ αἱ κ.* aber auch auf die Körbe und deren Inhalt ſich beziehen kann. Schol. zu Odyss. XIV, 538 *Ἐρεχθεὺς — κοσμήσας δὲ ταύτην.* 30) Schol. zu *Arist.* Ach. 242 *ἦν δὲ ἐκ χρυσοῦ πεποιημένα τὰ κανᾶ*, cf. Schol. zu *Arist.* Lys. 646 *ἐφόρουν δὲ καὶ λοπάδας τινὰς ὁλοχρύσους.* 31) *Ovid.* Met. II, 712. 32) *Hesych.* s. v. *αἱ Σκυθικαὶ στόλαι καὶ παρ' Ἀθηναίοις σκεπάσματα οἷς ἐκάλυπτον τὰ ἱερὰ κανᾶ.* 33) S. darüber Meier in dieſer Encyklopädie Sect. III, Thl. 10, S. 291. 34) Daſſelbe war wol mit Koſten verbunden, denn darauf iſt doch das Verſprechen von Kleidern und Schmuck zu beziehen, welches in *Arist.* Lys. l. c. der Chor jedem gibt, deſſen Tochter zur Kanephore berufen werden ſollte. Vielleicht aber hatten ſie auch gewiſſe Einkünfte (vgl. E. Curtius, Archäol. Zeitung, 1881, S. 30). 35) C. Inscr. Gr. n. 3602. 3603. 4362. 36) Ibid. n. 2298. 37) Ephemeris 1862, n. 180. 38) Ecl. Phys. II, 1, 6 (cf. Meineke, Fragm. com. gr. IV, 143 sq.). 39) Sie hat Meineke l. c. III, 171 geſammelt. 40) Beulé, l'Acropole d'Athènes I, 345 sq.



Digitized by Google

bronzene aus Päſtum ſtammende Kanephore[41]) trägt die Unterſchrift *ΤΑΘΑΝΑ ΦΙΛΛΩ ΧΑΡΜΥΛΙΔΑ ΔΕΚΑΤΑΝ*.

Ueberhaupt hat die bildende Kunſt die anmuthigen Geſtalten der Korbträgerinnen mehrfach zum Vorwurf genommen. Heius zu Meſſana beſaß zwei ſolcher Statuen, die Verres ihm raubte, und die von Polyklet's Hand ſein ſollten.[42]) Material und Format (erant autem duo praeterea signa non maxima) machen es wahrſcheinlich, daß ſie ſelbſtändige Figuren waren, nicht zu architektoniſchem Schmuck (ſ. u.) gedient hatten[43]), was ebenſo aus der Autorſchaft jenes berühmten Künſtlers zu ſchließen ſein würde, wäre dieſe nicht ſehr problematiſch.[44]) Auch Praxiteles fertigte eine bronzene Kanephore, die ſich in Athen befand[45]), marmorne Kanephoren von der Hand des Skopas waren unter den von Aſinius Pollio zuſammengebrachten Kunſtſchätzen.[46]) Manche kleinere derartige Figuren in Bronze[47]) ſowie Kanephoren auf Reliefs[48]) und Wandgemälden ſind uns noch erhalten.[49])

Weit bedeutender an Werth und Zahl ſind aber die auf uns gekommenen Statuen von Kanephoren, die architektoniſchen Zwecken gedient. Träger und Stützen von Laſten zu beleben iſt von früh an das Beſtreben der griechiſchen Kunſt geweſen. In der Tektonik ſchob man den Geräthen und Gefäßen Geſtalten von Thieren und Menſchen unter, wovon ſchon die Homeriſche Beſchreibung des Palaſtes des Alkinoos und das von Herodot IV, 152 erwähnte erzene, von drei Figuren getragene koloſſale Miſchgefäß zu Samos Zeugniß ablegen. In der Architektur trug man jenem Beſtreben ſchon in der äußeren Geſtaltung der Säulen Rechnung; der Gedanke, auch dieſe und wieder durch wirkliche menſchliche Figuren zu erſetzen, lag um ſo näher, als ſchon Aegypten darin vorangegangen war.[50]) Der griechiſche Architekt wählte als Träger ſchwerer Gebälklaſten kräftige, männliche Körper. Entweder waren es mythologiſche Weſen, berühmt durch ihre Tragkraft, wie Atlanten oder Telamonen (*Vitruv.* VI, 8) und Giganten, wie ſie noch an dem Zeustempel zu Agrigent, ſowie in Terracotta in den Thermen zu Pompeji[51]) erhalten ſind.[52]) Oder man benutzte Geſtalten von Barbaren und gefangenen Feinden, die auch in der Wirklichkeit als Sklaven dienend ſchwere Laſten tragen mußten; ſo ſetzte man Figuren gefangener Perſer einer Halle in Sparta als Träger unter.[53])

Bei weniger wuchtigen Laſten mußten weibliche Geſtalten als Trägerinnen paſſender erſcheinen. Wie noch jetzt im Süden die ihre Bürde auf dem Kopfe tragenden und balancirenden Weiber wandelnden Statuen gleichen und den Maler zu künſtleriſcher Nachahmung reizen[54]), mußten auch die alten Kanephoren, wie ſie, reich geſchmückt, in langſamem, ehrbarem Gang, die heiligen Körbe auf dem Kopfe tragend und mit der Hand haltend, Aehnlichkeit mit Statuen zeigen, und der Künſtler ließ ſie nun an Stelle der Säulen treten, wobei natürlich jede Ueberbürdung vermieden werden mußte; vielmehr ſchienen ſie hier ebenſo mühelos und freudig ihren Dienſt für die Gottheit zu verſehen wie in der Wirklichkeit beim Tragen der Körbe. Nur darin irrten häufig ſpätere Künſtler, daß ſie, ſtatt auf den Kopf der Jungfrau ſofort, durch Vermittelung von Echinus und Abacus, das Gebälk zu legen, ein *κάνεον* dazwiſchenſchoben und ſo eine unnatürliche, doppelte Belaſtung eintreten ließen.

Nicht nur die Kanephoren, ſondern auch andere paſſende weibliche Geſtalten wurden zu architektoniſchen Trägerinnen verwandt.[55]) So ſcheint auch in Sparta ein ganz beſtimmtes hiſtoriſches Factum Veranlaſſung zu einer eigenthümlichen Verwendung weiblicher Figuren zu Bauzwecken gegeben zu haben. Vitruv I, 1 berichtet, wie Karyä, eine peloponneſiſche Stadt, beim Einbruch der Perſer auf die Seite derſelben getreten ſei. Nach Abwendung der Gefahr ſei von ganz Griechenland den Einwohnern der Krieg angeſagt, die Stadt ſelbſt zerſtört, die männliche Bevölkerung getödtet, die Frauen zur Sklaverei verdammt worden, in der ſie aber, zu ſteter

---

41) Abgebildet und beſprochen von E. Curtius l. c. S. 27 fg. 42) *Cic.* Verr. II, IV. 3, und nach ihm *Porphyr.* zu *Hor.* Sat. II, 8. 13; *Symmach.* Ep. I, 23. 43) Dagegen ſpricht nicht die Bemerkung Cicero's l. c. 8: quae ornamenti causa fuerunt. 44) Aehnlich urtheilt über eine andere Statue des Heius, einen angeblich von Praxiteles gemeißelten Eros, Burſian im jenenſer Lectionskatalog, Sommer 1873, S. 3, N. 1. — O. Jahn, der an der Autorſchaft des Polyklet feſthält, bezieht (Archäol. Zeitung 1866, S. 253 fg) die Statuen der Kanephoren auf den Heradienſt in Argos, ihm ſtimmt jetzt auch Overbeck bei (Geſchichte der griech. Plaſtik, 3. Aufl., I, 391). 45) *Plin.* Nat. hist. XXXIV, 69. 46) Ibid. XXXVI, 25. 47) Z. B. in der Nationalbibliothek zu Paris Chabouillet, Catal. gén. et rais. n. 3066—68, p. 516—518. Vgl. auch Anm. 41. 48) Für Kanephoren halte ich, trotz Böttiger's (Andeutungen S. 117) Einwürfen, die beiden um einen flammenden Altar gruppirten Mädchen, die mit der einen Hand zierlich ihr Gewand faſſen, mit der andern einen großen flachen Korb auf dem Kopfe feſthalten, auf einem Terracottarelief im Brit. Muſ. (Winckelmann, Werke VI, 1, 49. 2, 80. VII, 165. 286. Terracottas of the British Mus. pl. 29, n. 54), wovon ein zweites Exemplar in der Sammlung Campana war (Preller, Annali dell' Inst. 1843, S. 402, N. 2). — Ein anderes Relief mit Kanephoren aus Aegina iſt als Vignette abgebildet in der Expédition française de Morée (Gerhard, Annali 1837, 2. S. 117). 49) Antichità di Ercolano, Pitture IV, 12. Winckelmann, Monum. inediti II, 240 zu tav. 182. Aus Pompeji Bullett. d. Inst. 1841, S. 117. 50) Pſammetich ſtellte einer Halle des Apis ſtatt der Säulen Koloſſe von 12 Ellen unter (*Herodot.* II, 53).

51) Real Mus. Borbon. II, tav. LIV. 52) Andere Beiſpiele bei K. O. Müller, Handb. der Arch. §. 279. 53) *Pausan.* III, 11. 13, *Vitruv.* l. c., doch beſtehen da verſchiedene Deutungen; vgl. Stuart und Revett, Alterthümer von Athen, deutſche Ueberſetzung I, 493. Aehnlich ſtützten im Olympieion zu Athen, nach *Pausan.* I, 10. 6, Perſergeſtalten von phrygiſchem Marmor einen ehernen Dreifuß. Tragender Barbar aus Paonazetto im Muſeum zu Neapel (Gerhard und Panofka, Neapels antike Bildwerke S. 76). — Beiſpiele anderer männlicher Träger bei Stuart und Revett l. c. I, 491 und bei Winckelmann, Geſch. der Kunſt S. 387 und Anmerkungen über die Baukunſt der Alten S. 57 fg. — Männliche und weibliche Figuren tragen abwechſelnd auf einem Sarkophag, Ann. d. Inst. 1843, tv. d'agg. P. 54) Preller, Annali 1843, p. 400. 55) Einige Beiſpiele bei Preller, ibid. p. 402. S. auch, falls die Maske in ihrer Hand antik iſt, die Statue in Mantua (Anm. 97).

Digitized by Google

Erinnerung an ihre Schmach, die Tracht der Freien nicht ablegen durften. Darauf hätten die Architekten ihre Geſtalten an Gebäuden als Laſtträgerinnen angebracht, damit ihre Schande auch künftigen Geſchlechtern überliefert würde. Dieſe Geſchichte iſt vielfach für ein von Vitruv erdachtes oder ihm angeſonnenes Märchen gehalten, zuerſt von Leſſing[56]), dann namentlich von Böttiger[57]), auch von K. O. Müller[58]) u. a., ja man hat ſogar gemeint, der Ausdruck Karyatides zur Bezeichnung von Gebälkträgerinnen überhaupt ſei erſt von Vitruv oder einem anderen römiſchen Schriftſteller erfunden, wobei aber überſehen wurde, daß ſchon Lynkeus von Samos[59]) vom Paraſiten Korydon erzählt, er habe, in einem Einſturz drohenden Saale tafelnd, geſagt: *ἐνταῦθα δειπνεῖν δεῖ ὑποστήσαντα τὴν ἀριστερὰν χεῖρα ὥσπερ αἱ Καρυάτιδες*, was ſicher auf ſolche Statuen, nicht auf lebende Weſen in der beſagten Poſitur geht. In der That iſt die Notiz des Vitruv wie ſie iſt nicht haltbar. Es iſt nirgendwo bezeugt und wäre faſt undenkbar, daß jene kleine Stadt für die Perſer Partei ergriffen[60]) habe, aber die Vitruv'ſche Stelle verliert alles Befremdliche, wenn wir die Begebenheit aus der Perſerzeit in eine ſpätere rücken. Daran denkt Roß[61]), ausgeführt hat dieſe Anſicht Preller[62]), mit Billigung von Friederichs.[63]) Sie berufen ſich auf die Thatſache, daß die Einwohner von Karyä, einer urſprünglich arkadiſchen, dann lakoniſchen Grenzſtadt, wichtig, weil ſie die Straße aus der Tegeatis in das Oinosthal bewachte, ſich den Thebanern bei ihrem erſten Einfall in Lakonien zu Führern angeboten, was ſpäter (Ol. 103. 2) von Archidamos ſchwer geahndet worden ſei. Xenophon[64]) berichtet zwar nur von dem Geſchick der Männer durch den erzürnten König: *ὅσους ζῶντας ἔλαβεν ἀπέσφαξεν*, aber es iſt ſehr möglich, daß mit den Frauen damals ſo geſchah, wie Vitruv berichtet, daß man dann in Sparta, gewiſſermaßen als Pendant zur Perſerhalle, eine ſolche von karyatiſchen Weibern getragene errichtete, und daß von ihnen durch Spätere die Bezeichnung Karyatiden auf alle tragenden weiblichen Geſtalten an Gebäuden, ob Kanephoren, ob andere Weſen, fälſchlich übertragen wurde.

Auch an anderen Deutungen des Namens Karyatiden für Gebälkträgerinnen fehlt es nicht, doch wird Göttling's[65]) Meinung, er ſei dieſen gegeben „hauptſächlich wegen ihres prächtig geſchmückten Hauptes, mit welchem ſie tragen, indem man die ſcheinbare Bedeutung der erſten Silbe des Wortes *Καρυᾶτις* metaphoriſch auf ſie übertrug", ebenſo wenig gebilligt werden können, wie die vielfach beliebte[66]) Erklärung, der Name Karyatiden ſei allen Trägerinnen architektoniſcher Laſten gegeben, weil als Vorbilder die Dienerinnen der Artemis von Karyä anzuſehen ſeien. Ihre Feſte und Tänze waren zwar berühmt genug, aber alles, was wir von ihnen aus den alten Schriftſtellern erfahren[67]), bezeugt, daß dieſelben wilde, orgiaſtiſche waren, und das beweiſen auch die Kunſtdenkmäler. Unter den Antiken des Aſinius Pollio befanden ſich[68]) von der Hand des Skopas: Maenades et quas Thyiadas vocant, et Caryatidae et Sileni, vielleicht zu einer Gruppe vereinigt[69]), jedenfalls aber als ähnliche Weſen von Plinius zuſammengeſtellt. Auch die uns erhaltenen Bildwerke, die mit Wahrſcheinlichkeit auf ſie bezogen ſind, tragen daſſelbe Gepräge[70]), und nicht anders werden die *Καρυάτιδες ὀρχούμεναι* geweſen ſein, die der ſpartaniſche Feldherr Klearchos auf ſeinem Siegelringe trug.[71]) In keinem Falle ſind dieſe Tänze, Stellungen und Bewegungen[72]) derart geweſen, daß ſie die Muſter zu den ſtrengen, feſtgegründeten Geſtalten der gebälktragenden Mädchen hätten abgeben können, deren Gewandung, wenigſtens nach allen uns erhaltenen Exemplaren, zudem eine ſtreng züchtige, und nicht die lakoniſcher Tänzerinnen iſt, vielmehr durchaus denen der geweihten Kanephoren gleicht.

Unter den uns überkommenen Statuen tragender Kanephoren, die ſpäter alſo auch fälſchlich Karyatiden genannt wurden, ſind die bedeutendſten:

1) Die berühmten, in der Baurechnung[73]) *Κόραι* genannten Statuen am Pandroſeion des Erechtheion auf der Akropolis zu Athen[74]), urſprünglich ſechs[75]), eine,

56) Kleine antiquariſche Fragmente, Werke X, 366—370, dazu Eſchenburg S. 370—387. 57) Ueber die ſogenannten Karyatiden am Pandroſeum und über den Misbrauch dieſer Benennung„ Amalthea III, 137—167. 58) Dorier I, 374, N. 1. 59) Bei *Athenaios* VI, 242 D. 60) Eine ſcheinbare Stütze für die Stelle des Vitruv bildet ein vielbeſprochenes (Parascandolo, Illustr. di un marmo greco rappr. le Cariatidi, Napoli 1817) Relief des Muſeums zu Neapel (Real Mus. Borb. X, tv. LIX), darſtellend zwei Gebälkträgerinnen, zwiſchen denen eine ſehr ähnliche Frau weinend am Boden ſitzt, mit der Inſchrift: *ΤΗ ΕΛΛΑΔΙ ΤΟ ΤΡΟΠΑΙΟΝ ΕΣΤΑΘΕ ΚΑΤΑΝΙΚΗΘΕΝΤΩΝ ΤΩΝ ΚΑΡΥΑΤΩΝ*. Die Inſchrift iſt aber ſicher modern und nach dem Vitruv erfunden; Carelli, Dissert. eseg. int. all' origine ed al sistema della sacra archit. presso i Greci, Nap. 1831, S. 163 fg., Finati zu R. M. B. l. c. und Preller, l. c. S. 398. 61) Reiſen und Reiſerouten S. 176, Anm. 31. 62) De causa nominis Caryatidum Ann. dell' Inst. 1843, S. 396—406, abgedruckt in ſeinen Geſammelten Abhandlungen aus dem claſſiſchen Alterthum S. 136—144. 63) Berlins antike Bildw. I, 183. 64) Hellen. VI, 5. 25 u. 27; VII, 1. 28.

65) Das archäologiſche Muſeum der Univerſität Jena S. 64, N. 298. 66) Sie wird noch von E. Curtius herangezogen (Archäol. Zeitung 1881 S. 21). 67) S. Preller l. c. S. 400 fg. 68) *Plin.* n. h. XXXVI, 24. 69) Brunn, Geſch. der griech. Künſtler I, 339. 70) a) Relief bei Zoega, Bassir. ant. I, tv. 20 u. 21; b) Relief des Louvre bei Clarac, Mus. de sculpt. n. 168, 178 und Müller und Wieſeler, Denkm. der alten Kunſt II. XVII, N. 188. c) Geſchnittener Stein der Sammlung Noti, ibid. N. 189; Stephani, Nimbus und Strahlenkranz S. 112. 71) *Plut.* Artax. 18. 72) S. Preller l. c.; Carelli l. c. S. 167; Canina, Archit. ant. V, 399. 73) C. Inscr. Gr. I, 160; vgl. v. Quaſt, Das Erechtheion zu Athen, Berlin 1840. 74) S. Böttiger in ſ. Amalthea III, 137—167 und XXVII—XXIX, Visconti, Mémoire sur les ouvrages de sculpture qui appartenaient aux édifices de l'Acropole à Athènes, 1816; Stuart und Revett, Deutſche Ueberſ. I, 488—498. — Abbildungen z. B. daſelbſt Lief. VII, Taf. VI—X und (nach Angabe von Eſchenburg zu Leſſing's Werken X, 377 Anm.) bei Gerhard von Jod- Caryatidum — sive Atlantidum multiformium ad quemlibet architecturae ordinem accommodatar. etc. — Aeſthetiſche Würdigung z. B. bei Beulé, l'Acropole d'Athènes II, 277 suiv.; Hettner, Griech. Reiſeſkizzen S. 142 fg.; Friederichs, Berlins antike Bildw. I, 182—185; Overbeck l. c. I, 356 fg. 75) Ueber ihre



Digitized by Google

von Lord Elgin nach England entführte[76]), iſt an Ort und Stelle erſt durch eine Säule, dann durch einen Abguß erſetzt; von zwei anderen, ſchon früh geſtürzten, wurde die eine von Imhof ergänzt und 1837 aufgerichtet, die andere erſt in den dreißiger Jahren wieder aufgefunden und an ihren alten Platz geſetzt.[77]) Das lange Verborgenſein der letzteren gab zu dem Irrthum Veranlaſſung, als befinde ſich dieſe ſechste in Rom. Es iſt

2) die im Braccio nuovo des Vatican[78]), die Thorwaldſen ergänzte. Ihr Fundort wird verſchieden angegeben; ſie ſtammt entweder aus Palazzo Paganica, oder iſt durch Camuccini aus dem Beſitz Mattei gekauft oder von demſelben im Hof des Palazzo Giuſtiniani gefunden.[79]) Letzteres iſt nicht unwahrſcheinlich, da im ſelben Palaſt ſich noch zwei völlig gleiche Repliken befinden.[80]) Alle dieſe Fundſtellen liegen unweit des Pantheon, und iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ſie zu den Kanephoren gehörten, die dieſes Gebäude ſchmückten.[81]) Sie waren von der Hand des Diogenes aus Athen, und dieſer mochte ſich bei ihrer Anfertigung genau an jene berühmten Vorbilder in ſeiner Heimat halten[82]), wodurch die große Aehnlichkeit und aus ihr der oben angegebene Irrthum entſtand.[83]) Für eine Replik der vaticaniſchen Kanephoren hält Benndorf[84]) auch die Kanephore im Cortile des Palaſtes Cepparelli zu Florenz.[85]) Dagegen hat Stark[86]), mit Overbeck's[87]) Beiſtimmung, die Kanephoren des Diogenes für doriſche Tänzerinnen erklärt, die frei ſtanden und nicht als Trägerinnen dienten, und ſonach nichts mit jenen Kanephoren im Vatican u. ſ. w. gemein hätten.

3) In Vigna Strozzi, jenſeit des Grabmals der Cäcilia Metella, wurden unter Sixtus V. zwei Kanephoren gefunden, die in die Villa Montalto kamen, und von denen die eine durch Jenkins 1786 in den Beſitz von Townley und von da in das Britiſche Muſeum gelangte[88]); 1766 wurden am ſelbigen Fundorte noch mehrere gleichartige Figuren entdeckt und der Villa Albani einverleibt.[89]) Auf dem Korbe ſteht *ΚΡΙΤΩΝ ΚΑΙ ΝΙΚΟΛΑΟΣ ΑΘΗΝΑΙΟΙ ΕΠΟΙΟΥΝ*.[90]) Ihr Kunſtwerth iſt nicht bedeutend.[91]) Vielleicht trugen ſie den Porticus eines kleinen Tempels.[92])

4) Vier Kanephoren, 1761 in einer Vigna zwiſchen Frascati und Monte Porzio, zugleich mit der Statue des bärtigen Dionyſos mit der Inſchrift *ΣΑΡΔΑΝΑΠΑΛΛΟΣ* gefunden, jetzt ebenfalls in der Villa Albani[93]), römiſche Arbeit. Nach einigen trugen ſie urſprünglich eine Aedicula, in der jene Bacchosſtatue ſtand[94]), nach anderen ſchritten ſie frei neben dem Gotte in Proceſſion einher.[95])

5) Vier Kanephoren aus der Villa Albani in der Glyptothek zu München, mit der einen Hand das Gewand, mit der anderen den Kalathos haltend.[96])

6) Kanephoren im Muſeum zu Mantua, eine Maske in der Hand (ſ. Anm. 55), zwei ganz ähnliche Exemplare befinden ſich in Venedig, ein viertes iſt von dort nach St.-Petersburg gekommen.[97]) Sie ſind aus penteliſchem Marmor und werden auf ein gutes griechiſches Original zurückgeführt.[98])

7) Eine große Anzahl fragmentirter Kanephorenſtatuen befindet ſich in Athen.[99])

Sehr beliebt waren dieſe weiblichen Laſtenträger auf Sarkophagen[1]), an Gebäuden; auf Vaſen ſind ſie auch nicht unerhört.[2]) Viele ſchwarze etruskiſche Vaſen[3]) und manche Bronzegefäße[4]) werden von ihnen getragen. *(R. Gaedechens.)*

KANEW, Kreisſtadt im europäiſch-ruſſiſchen Gouvernement Kiew, 236 Kilom. ſüdöſtlich von Kiew, am rechten Ufer des Dnjepr. Die Stadt exiſtirte ſchon in der erſten Hälfte des 12. Jahrh., da hier jährlich ein Heer verſammelt wurde, um die aus Griechenland mit Waaren kommenden Kauffahrteiſchiffe gegen die räuberi-

Schickſale Beulé l. c. II, 274; Roß, Archäolog. Aufſätze I, 122 fg.

76) Ancient marbles of the Brit. Mus. IX, pl. 6, über die Spuren ihrer Bemalung Semper, Der Stil I, 468. 77) Wilkins ergänzte ſie (nach Leake, Topographie Athens, deutſche Ausgabe S. 246, Anm. 1) als Hydriaphoren mit einem Waſſerkruge. Eine eigenthümliche Deutung gibt Forchhammer, Archäolog. Zeitung 1876, S. 107. 78) Mus. Chiaramonti II, tv. 44; Winckelmann, Monum. ined. tv. 205; Beſchreibung der Stadt Rom II, 2. S. 105. 79) S. Em. Braun, Ruinen und Muſeen Roms S. 229 fg.; Stuart und Revett l. c. I, 490. 80) Galeria Giustiniani I, tv. 123. 124; Clarac pl. 420, n. 740. 737. 81) Nach *Plin.* N. H. XXXVI, 38. 82) Em. Braun, Bullett. d. Inst. 1853, S. 37; Brunn l. c. I, 588 und 561. 83) Einen andern Irrthum beging Winckelmann, Werke VI, 1, 225; 2, 300. 84) Archäolog. Zeitung 1866, S. 231. 85) S. Dütſchke, Antike Bildwerke in Oberitalien I, 196, N. 414. 86) Archäolog. Zeit. 1866, S. 249 fg. — Ueber ihre fragliche Anbringung an dem Gebäude beſ. Hirt, ſowol in Wolf's Muſeum II, 201. 274 fg. und in andern, bei Böttiger l. c. S. 152, Anm. 22 und S. 161 fg. citirten Orten. 87) l. c. II, 381 fg. 88) Anc. marbles of the Brit. Mus. I, pl. 4. 89) Abbild. bei Gerhard, Alte Bildw. Taf. XCIV, Clarac pl. 441, N. 814 A; vgl. Em. Braun l. c. S. 622 fg. 705; Winckelmann, Werke VI, 1, 102; 2, 281.

90) C. Inscr. Gr. n. 6160. 91) Friederichs l. c. N. 733, S. 445: „nicht vor 100 a. Chr.“, Brunn l. c. I, 550 und 569: „Römiſche Zeit“; Overbeck l. c. II, 395 fg. 92) Piraneſi hat ſie ſo reconſtruirt Raccolta di vasi antichi II, tv. LXVIII. 93) La Villa Albani ora Torlonia descritta n. 16. 24. 91. 97; Winckelmann l. c. V, 21, 231 fg. 332. Abgebildet bei Cavaceppi, Raccolta III, tv. XXVIII; Gerhard l. c.; die geſammte Literatur bei Schreiber, Archäol. Zeit. 1879, S. 66 fg. 94) Schreiber ibid. S. 67. 95) Preller, Annali dell' Inst. 1843, p. 402, n. 2 96) Schorn, Beſchreibung der Glyptothek S. 173, N. 167—170. 97) Abgebildet Annali dell' Inst. 1852, tv. d'agg. A—D; Clarac, pl. 506, n. 1054 B. 98) Guédéonoff, Annali l. c. S. 34 seq.; Benndorf, Archäol. Zeit. 1866, S. 230 fg.; Deitſchke l. c. IV, 323. 713. 99) S. das Regiſter zu Heydemann, Die antiken Marmorbildw. zu Athen. 1) Beiſpiele: a) Millin, Gal. myth. pl. CXLIV, n. 522; b) Gal. Giust. II, tv. 64; c) Clarac, pl. 117 A. B., Annali dell' Inst. 1852, S. 77, tv. d'agg. E. d) Annali dell' Inst. 1843, tv. d'agg. P. 2) Z. B. am Palaſte des Hades an der Orpheusvaſe zu Neapel; Heydemann, Die Vaſenſamml. des Muſ. Naz. in Neapel, N. 3222, S. 510. 3) Catalogue of the Greek and etrusc. vases in the Brit. Mus. I, n. 164 sq. 4) Z. B. Thymiaterion im Berl. Muſ.: Schale, von einer Kanephore getragen, 1848 in Italien angekauft (Friederichs l. c. II, 166, N. 686); ſchöner Candelaber, von einer Kanephore gebildet, die auf Stierköpfen ſteht, von Vulci nach Frankreich gekommen (Bullett. d. Inst. 1858, S. 26; Archäol. Anz. 1858, S. 151).

Digitized by Google

ſchen Bolowzer zu ſchützen. Im J. 1195 gehörte Kanew dem kiewſchen Fürſten Rurik. Im 13. Jahrh. wurde die Stadt von Baty-Khan eingenommen und diente während der mongoliſchen Herrſchaft als Sitz der Statthalter des Khans. 1305 wurde ſie von dem lithauiſchen Fürſten Gedemin erobert, kam darauf an Polen und wurde im 16. Jahrh. vom Könige Sigismund I. der Familie Daſchkewitſch geſchenkt. Im 17. Jahrh. ſtellte Kanew im Kriege des Hetmans Chmielnicki mit Polen ein ganzes Regiment gegen dieſes; 1678 wurde es verbrannt und zerſtört und kam darauf durch den Brutſchen Vertrag an Polen und zwar in den Beſitz der Grafen Potocki, 1777 aber des Fürſten Stanislaus Poniatowſki, in dem es auch bis zur Vereinigung Polens mit Rußland blieb. 1800 verkaufte Poniatowſki das Schloß Kanew mit den Oekonomiegebäuden und ſämmtlichen Revenuen an den Prior der Baſilianer, Fiſikewitſch, der dieſelben 1802 als ewiges Eigenthum den zu Kanew von den Baſilianern geſtifteten Schulen vermachte. 1796 wurde Kanew zur Kreisſtadt der kiewſchen Statthalterſchaft erhoben. Die Stadt hat zwei griechiſch-orthodoxe, eine katholiſche Kirche, eine Synagoge, zwei Gebethäuſer, eine Kreisſchule, 56 Kaufläden und 7418 Einwohner, die ſich mit dem Gerben von Schaffellen ſowie mit der Verfertigung von Stiefeln und Rädern beſchäftigen, die ſie im Kreiſe abſetzen. Bei der Stadt befindet ſich am Dnjepr ein bedeutender Hafen, aus dem faſt ausſchließlich Holz und Holzwaaren verſchifft werden. In dem 60 □Meilen umfaſſenden Kanewſchen Kreiſe gibt es elf Fabriken mit einer jährlichen Production von 290,000 Rub., darunter drei Tuchfabriken (221,000 Rub.). (*A. v. Wald.*)

Känguru, eine zu den Beutelthieren gehörende Säugethierfamilie, ſ. Macropus.

Kaninchen, Nagethier der Gattung der Haſen, ſ. Lepus Cuniculus.

KANISCHA. Es gibt in Ungarn drei Marktflecken und zwei Dörfer dieſes Namens. Ein Dorf Kaniſcha liegt im Szörényer Comitat, welches jetzt mit dem Kraſſóer Comitat vereinigt iſt, und zwar unweit von Teregova. Das zweite Dorf heißt Rácz-Kaniſa und liegt im Szalader Comitat im Tſchakaturner Bezirk, es iſt ebenfalls ein unbedeutender Ort, wie das vorhergenannte Dorf. Von den Marktflecken dieſes Namens heißt der eine Alt-Kaniſcha (ungariſch Ó-Kanisa), er liegt im Bátſcher Comitat am rechten Ufer der Theiß in einer fruchtbaren Gegend, obgleich ein Theil ſeiner großen, 35,870 Kataſtraljoch betragenden Gemarkung ſumpfig und mit Röhricht bedeckt iſt; der höher gelegene Theil derſelben iſt hügelig und gehört zu der Bodenſchwellung, welche das Telecskaer Plateau bildet. Alt-Kaniſcha zählte im J. 1880 13,069 Einwohner ohne Militär, davon waren 11,970 Ungarn, 441 Serben, 535 Kinder unter einem Jahre, 12,164 römiſch-katholiſche, 44 griechiſch-katholiſche, 465 griechiſch-orientaliſche, 23 Calviniſten, 371 Iſraeliten. Schräg gegenüber am linken Theißufer, im Torontáler Comitat liegt der Marktflecken Türkiſch-Kaniſcha, mit 3333 Einwohnern, wovon 1711 Ungarn, 1306 Serben, der Religion nach 1846 römiſch-katholiſche, 1383 griechiſch-orientaliſche. Viel wichtiger iſt der Marktflecken Groß-Kaniſcha im Szalader Comitat am gleichnamigen Bache, der von Nord nach Süd fließt und ſich mit der Mur an der Mündung derſelben in die Drau vereinigt. Der Marktflecken beſteht aus zwei örtlich getrennten, adminiſtrativ aber vereinigten Ortſchaften, nämlich aus Klein-Kaniſcha und Groß-Kaniſcha, zwiſchen beiden liegt eine ſumpfige Wieſe, deren Breite 3 Kilom. beträgt. Der Bach iſt hier kanaliſirt, und zwar ſind es drei Kanäle, die zur Ableitung der Gewäſſer dienen; der öſtlichſte zieht bei Groß-Kaniſcha vorbei, der weſtlichſte berührt Klein-Kaniſcha. Auf dieſem feuchten Terrain lag die ehemalige Feſtung, auf einem Sandhügel, umgeben von ausgedehnten Sümpfen. Jetzt iſt davon kein Stein mehr vorhanden, nur die Spuren der Grundmauern ſind noch ſichtbar. Der weſtliche Stadttheil, nämlich Klein-Kaniſcha, iſt eigentlich blos ein unregelmäßig gebautes Dorf; es gibt darin kein einziges ſtockhohes Haus, auch in der Hauptgaſſe, durch welche die Landſtraße geht, wechſeln kleine Häuschen mit leeren Hausſtellen und Waſſertümpeln ab. Es wird von fleißigen Landbauern und Tagelöhnern bewohnt, unter welchen es nur wenig Wohlhabende gibt. Auch Groß-Kaniſcha iſt ziemlich unregelmäßig gebaut, es nimmt einen großen Raum ein, aber zwiſchen den Gaſſen und Häuſern liegen noch große unbebaute Strecken und Felder. Von den ſechs Hauptgaſſen verläuft nur eine in gerader Linie, nämlich die Cſengerygaſſe, aus welcher man in ſüdlicher Richtung zu den Lagerräumen des Bahnhofes gelangt. Auch die Kazinczi-Gaſſe führt zu dem Bahnhof, die Magyargaſſe erſtreckt ſich nordwärts, während die Petöfygaſſe und Telekigaſſe in öſtlicher, die Königsgaſſe aber in weſtlicher Richtung (gegen Klein-Kaniſcha) hinziehen. Die größte Ausdehnung der Stadt iſt in weſt-öſtlicher Richtung; ſo ziemlich in der Mitte befindet ſich der Hauptplatz. Er iſt ſowie einige Gaſſen der im Innern der Stadt mit Klinkerziegeln gepflaſtert, auch die Trottoirs beſtehen aus Ziegeln. Anſehnlichere Gebäude ſind: das im Jahre 1877 erbaute Rathhaus, die Gebäude der zwei Sparkaſſen, das Staatsgefängniß, ferner das Wohnhaus der Piariſten und das Gymnaſialgebäude, die Kirche und das Kloſter der Franciscaner, das Krankenhaus, die Dampfmühle, die Honvédkaſerne; auch gibt es einige in jüngſter Zeit erbaute hübſche Privathäuſer. Außer dem achtklaſſigen Obergymnaſium gibt es daſelbſt eine ſechsklaſſige Bürgerſchule, mehrere Elementarſchulen und Kinderbewahranſtalten. Es beſtehen daſelbſt zwei Sparkaſſen, zwei Hülfsvereine, eine Handels- und Induſtriebank, eine Filiale der Oeſterreichiſch-ungariſchen Bank und eine Filiale des Trieſter Bankvereins; ferner gibt es daſelbſt drei Caſinos, einen Geſangverein, einen Feuerwehrverein. Erwähnung verdient auch noch die gut eingerichtete Badeanſtalt. Die Gewerbthätigkeit iſt unbedeutend, am wichtigſten iſt die Ziegelbrennerei, denn man findet überall gute Thonerde. Viel bedeutender und blühender iſt der Handel, ſowol mit Rohproducten, beſonders Holz und Vieh, als auch mit allerlei Manufacturen. Die Einwohnerzahl betrug 1880 ohne Militär 18,398, davon

Digitized by Google

waren 116,117 Ungarn, 1246 Deutſche, 37 Slaven, 1 Walach, 1 Ruthene, 263 Serben, 59 Wenden, 156 Ausländer, 514 Kinder unter einem Jahre; der Religion nach 15,132 römiſch-katholiſche, 2875 Iſraeliten, 181 Calviniſten, 174 Lutheraner. (*I. Hunfalvy.*)

Kanker, Afterſpinne, ſ. Phalangium.

KANKRIN oder CANCRIN (Georg, Graf). Der heſſen-kaſſeler Oberkammerrath Franz Ludwig Cancrin (Kankrin), der beſonders durch zahlreiche Werke einen bedeutenden Namen auf den Gebieten der öffentlichen Verwaltung, der Mineralogie und der Metallkunde errang, trat, nachdem er kurze Zeit dem Markgrafen von Brandenburg-Ansbach gedient hatte, 1783 in die Dienſte Katharina's II. von Rußland, wurde wirklicher Staatsrath, rief die bekannten Salzbergwerke zu Staraja Ruſſa ins Leben und verwaltete ſie bis zu ſeinem Hinſcheiden 1816.

Sein berühmter Sohn Georg, dem Rußland viel verdanken ſollte, wurde am 8. Dec. 1774 in Hanau geboren. Mit bedeutenden Gaben ausgerüſtet, ſehr ſtrebſam und nach ſeiner Bildung verlangend, ſtudirte Kankrin mit eiſernem Fleiße 1790—94 in Gießen und Marburg die Rechte und Staatswiſſenſchaften, konnte aber trotz aller Bemühungen keine Staatsanſtellung in Heſſen erlangen und trat in die Dienſte des Fürſten von Anhalt-Bernburg, der ihn 1795 zum Regierungsrathe annahm. Schon 1796 folgte er dem Vater nach Rußland und wurde unter dem Titel Collegienrath ſein Gehülfe in Staraja Ruſſa. Wie der Vater ſchriftſtelleriſch thätig, ließ Kankrin 1796 in Altona einen Roman „Dagobert, Geſchichte aus dem jetzigen Freiheitskriege" erſcheinen, der ſpäterhin ſeinen Feinden den Anlaß bot, ihn demokratiſcher Geſinnungen zu zeihen. Sein adminiſtratives Talent bekundete ſich früh und 1799 trat er als Rath bei der Expedition der Reichsökonomie in das Miniſterium des Innern. Er führte mehrere ſchwierige Aufträge voll Gewandtheit aus, ſtieg 1805 zum Staatsrath auf, erhielt Orden, und die deutſchen Colonien im Gouvernement St.-Petersburg wurden ihm als Inſpector unterſtellt. Durch ſein 1811 erſchienenes Werk „Ueber die Verpflegung der Truppen" lenkte Kankrin die Aufmerkſamkeit weiterer Kreiſe auf ſich. Er wurde Wirklicher Staatsrath im Kriegsdepartement und Gehülfe des Generalproviantmeiſters, 1812 Generalmajor und Generalintendant der Weſtarmee. 1812 begann er das Werk „Ueber die Militärökonomie im Frieden und im Kriege und über ihr Wechſelverhältniß zu den Operationen", welches in drei Bänden 1822—23 erſchien. Die hier ausgeſprochenen Ideen führte Kankrin im Kriege von 1812—13 und in den folgenden Jahren als Intendant ins Leben und in die Praxis ein und erntete ausgezeichneten Erfolg. Zum Lohn für ſeine hervorragenden Leiſtungen ſtieg er 1813 zum Generalintendanten aller activen Armeen Rußlands empor, 1814 zog er mit den ſiegreichen Truppen in Paris ein. Vielleicht niemals war das ruſſiſche Militär ſo vorzüglich verſorgt und verpflegt wie zur Zeit, da Kankrin die Generalintendantur führte. Kankrin beſaß eine ebenſo unermüdliche Arbeitsluſt wie ungewöhnliche Arbeitskraft und wußte Luſt und Liebe an der Arbeit, Pflichtgefühl und Dienſttreue bei ſeinen Untergebenen wach zu rufen; ein Charakter von ſtrengſter Redlichkeit, war er abſolut unbeſtechlich, ſeine Ehrlichkeit war nahezu ſprichwörtlich und er war gegen ſich eben ſo ſtreng wie gegen die Anderen; ſelbſt echt militäriſch pünktlich, forderte er von allen Pünktlichkeit bis ins Kleinſte und Unſcheinbarſte. 1815 nahm er ſehr rührigen Antheil an den Verhandlungen, welche Rußland mit Frankreich wegen der dreißig Millionen Frs. betragenden Montirungsentſchädigung führte, brachte die Frage zu glücklicher Erledigung und wurde dafür Generallieutenant. Der altruſſiſchen Partei war der gewandte Ausländer verhaßt und es gelang ihr, Kankrin wegen angeblicher Unterſchleife in eine Unterſuchung zu verwickeln; er aber konnte ſich glänzend rechtfertigen, ging als Triumphator aus dem Verhöre hervor und erbat ſeine Entlaſſung als Generalintendant. Alexander I. gewährte ſie ihm 1820 in der huldvollſten Weiſe, ernannte ihn interimiſtiſch zum Mitglied des Kriegsrathes, 1821 aber zum Reichsrath. Kankrin benutzte ſeine Muße, um eins ſeiner gediegenſten Werke 1821 herauszugeben: „Weltreichthum, Nationalreichthum und Staatswirthſchaft".

Die Finanzen Rußlands waren ſeit 1810 in den Händen des Grafen Dimitri Alexandrowitſch Guriew, der weder ſeiner überaus ſchwierigen Aufgabe noch ſeiner Zeit irgend gewachſen war, und eilten dem Abgrunde entgegen. Alexander bewies Kennerſchaft, als er in Kankrin den Mann ahnte, der Rettung bringen könnte; indem er Kankrin 1823 zum Finanzminiſter an Stelle Guriew's ernannte, ſetzte er ihn an den Platz, zu dem er vom Geſchicke beſtimmt zu ſein ſchien.

Mit rückſichtsloſer Conſequenz führte Kankrin ſein Syſtem ein und ſetzte es voll Energie durch; der Privatcredit wurde zu Gunſten des Staatscredits geſchwächt und die private Arbeit zu Gunſten der Staatsinduſtrie entwerthet, Kankrin benutzte die Creditanſtalten des Reichs zu Finanzoperationen des Staats, legte Fabriken auf Staatskoſten an und beſeitigte in ihrem Intereſſe alle ausländiſche Concurrenz. Er war ein beſchränkter und erpichter Schutzzöllner, verfocht das Prohibitivſyſtem wie manche veraltete Idee mit Feuer und haßte allen Liberalismus von Herzen; er ließ den Ackerbau brach liegen, überſtürzte das Aufſtreben der Manufacturen und ſprach gegen die Errichtung von Eiſenbahnen, da ſie ſtaatsgefährlich und dem Geiſte der Revolution förderlich ſeien; er fühlte ſich mehr Diener des Kaiſers als des Staats und hing vielleicht zu ſentimental an der Politik eines Nikolaus — aber trotz alledem war er ein adminiſtratives Talent erſten Ranges, rettete Rußland vom drohenden Bankrott und machte ſich um Kaiſer und Reich unvergeßlich verdient. Alexander ſchätzte Kankrin ſehr hoch und gab dem dienſteifrigen Miniſter 1824 das Krongut Baldoon in Kurland auf funfzig Jahre. Noch weit mehr hielt Nikolaus auf ihn; er ſah in ihm geradezu den erſten Finanzmann Europas und oft iſt Kankrin „der Colbert Rußlands" genannt worden. Wie mit Zauberkraft entwickelten ſich unter Kankrin die geſellſchaftliche Oekonomie und die Leiſtungsfähigkeit des Staates,

Digitized by Google

der ganz geſunkene Staatscredit ſchwang ſich neu belebt auf, die Valuta wurde normirt, die Einnahmen des Reichs ſtiegen um 160 Millionen Frs. und mit genialem Verſtändniſſe wurden die Finanzen geregelt. An Punkten, wo ihm die Ausgaben zwecklos oder entbehrlich ſchienen, ließ Kankrin Erſparniſſe eintreten und während er am Unnöthigen ſparte, verwendete er nur da Gelder, wo er Nutzen daraus erſprießen ſah; ſo unterſtützte er reichlich die Wiſſenſchaften, den öffentlichen Handel, die Schifffahrt, den Bergbau u. ſ. w. Der Miniſter des kaiſerlichen Hauſes und der Apanagen, Fürſt Peter Michailowitſch Wolkonſki, war ſeiner Unterſtützung gewiß, wenn er wiederholt Nikolaus und den Großfürſten unnütze Gelder verweigerte; Kankrin ſchlug ihnen ebenfalls ſolche mehr als einmal ab und dieſe feſte Haltung ſteigerte noch die hohe Achtung, die Nikolaus vor ihm hatte. Kankrin durfte ſich ſeines unbedingten Vertrauens rühmen und war faſt der einzige Diener, von dem der eigenwillige Selbſtherrſcher Widerſpruch und Einrede ertrug; Nikolaus glaubte ihn ſelbſtändiger auf ſeinem Gebiete als alle anderen Miniſter und hatte wahrhaften Reſpect vor dem ſeltenen Manne. Alle bei ihm verſuchten Angriffe auf Kankrin prallten ab, er erhielt ihm ſeine volle Gunſt. Am 3. Oct. 1829 erhob er Kankrin in den erblichen Grafenſtand, verlieh ihm am 13. Jan. 1832 den St.-Andreas-Orden und fügte am 4. Mai 1834 deſſen Inſignien in Diamanten hinzu. Kankrin erwarb ſich ein großartiges Vermögen, Golowin ſchätzte ſeine jährliche Rente auf 400,000 Rbl.

Kankrin hat ſpecielles Verdienſt daran, daß von der dorpater Univerſität der Sinn für rationelle Landwirthſchaft und Staatswirthſchaft nach Rußland ſich verbreitete und daß die rationelle Oekonomie den Rang einer Staatswiſſenſchaft erlangte; das eifrige Studium derſelben verſchaffte den kaiſerlichen Domänen tüchtige Landwirthe; bis 1838, wo ein eigenes Domänenminiſterium unter Kiſſelew gebildet wurde, unterſtanden dieſe Kankrin's Miniſterium. Eifrigſt betheiligte ſich Kankrin ſeit 1812 an dem von Graf Rumanzow in Scene geſetzten Aufſpüren alter Urkunden und Nachrichten über ruſſiſche Geſchichte; Profeſſor Kruſe in Dorpat ging ihm rührig zur Hand, vieles wurde aufgefunden, aber das hieraus entſtandene Werk „Die Kankrin'ſchen Alterthümer" blieb Manuſcript. Die hiſtoriſchen Forſchungen wurden während ſeiner ganzen Verwaltung vom Finanzminiſter Kankrin mit reichen Summen gefördert.

Trotz der Kriege mit Perſien, Türkei und den Polen hielt Graf Kankrin die Finanzen in beſter Ordnung, aber 1841 ſprach er offen gegen neue Feldzüge und wollte, zumal ſeine Geſundheit durch Ueberanſtrengung gebrochen war, abtreten. Zwar ließ er ſich zum Bleiben bewegen; als er ſich aber 1844 gegen die häufigen koſtſpieligen Reiſen des Kaiſers erklärte und die Forderung erhob, der kaukaſiſche Krieg ſolle eingeſtellt oder wenigſtens nur defenſiv geführt werden, verwarf Nikolaus ſeine Vorſtellungen, Kankrin nahm ſeine Entlaſſung und erhielt ſie im April 1844 in huldvollen Worten, wobei Nikolaus ihn bat, er möge als Reichsrath auch ferner am Staatsleben theilnehmen. Sein Nachfolger als Miniſter war ſein bisheriger Adjunct, der weſenloſe Feodor Pawlowitſch Wrontſchenko, der ſein Syſtem unverändert, aber ohne ſeinen Geiſt fortſetzte.

Kankrin eilte ins Bad, verlebte den Winter in Paris und ſchrieb hier in kaum drei Monaten ſeine Schrift „Die Oekonomie der menſchlichen Geſellſchaften" (Stuttgart 1845), die ihm kurz vor ſeinem Tode zugeſtellt wurde. 1845 nach Rußland heimgekehrt, wurde er immer ſchwächer und ſtarb am 21. Sept. 1845 in Pawlowsk. Kankrin war Reichsrath und General der Infanterie geblieben. Sein Briefwechſel mit Alexander von Humboldt erſchien 1869 in Leipzig.

Seit 1816 war Kankrin mit Katharina Zacharjewna Murawiew, deren Bruder Artamon als einer der wildeſten Dekabriſten 1826 auf Lebenszeit in Zwangsarbeit nach Sibirien geſchickt wurde, in glücklicher Ehe verbunden; ſie gebar ihm vier Söhne und zwei Töchter und ſtarb 1848 in Pawlowsk.

Vgl. Kleinſchmidt, Rußlands Geſchichte und Politik, dargeſtellt in der Geſchichte des ruſſiſchen hohen Adels (Kaſſel 1877); Peter v. Götze, Fürſt Alexander Nikolajewitſch Galitzin und ſeine Zeit (Leipzig 1882).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

KANNE (Johann Arnold) iſt im Mai 1773 in Detmold geboren. Auf die erſte Bildung des begabten Knaben übte in der Dorfſchule zu Heidmoldendorf ein Lehrer Namens Begemann einen guten Einfluß, dann bei ſeiner Confirmation der Prediger Ludwig Paſſavant und endlich auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt der gelehrte Rector Georg David Koeler. Dieſer brachte den Jüngling auf ernſtere wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen, die freilich über die Kräfte ſeines Alters hinausgingen, wenn er ihn anhielt, ſich an Varro's Büchern De lingua latina zu verſuchen. In Göttingen wollte er Theologie ſtudiren, aber Heyne zog ihn mehr an, der auch zu ſeinen ſpäteren mythologiſchen Studien Veranlaſſung gab und die Schwäche der philologiſchen Arbeiten, mit denen er als Schriftſteller begann, verſchuldete. Im Jahre 1798 erſchienen aus der Bibliothek des Photios Cononis narrationes mit Anmerkungen und einer Dedicationsepiſtel an den gefeierten Lehrer; auch dieſer hatte nicht verfehlt, der Erſtlingsarbeit des Schülers ein spicilegium observationum in Cononem hinzuzufügen und ſich auch außerdem vielfach bemüht, demſelben eine entſprechende Stellung zu verſchaffen; vergeblich. Unſtet ſchweifte er als Privatgelehrter umher, bald in Leipzig oder in Halle oder in Berlin, endlich in Jena und war deshalb immer genöthigt, durch Schriftſtellerei ſeinen Unterhalt zu erwerben. Anfangs waren es noch philologiſche Arbeiten, wie in Halle 1799 die Anthologia minor sive florilegium epigrammatum graecorum, denen er die lateiniſche Ueberſetzung von Grotius hinzufügte, und 1802 in Leipzig Analecta philologica. In dieſen ſind drei Arbeiten vereinigt, zuerſt Themistoclis epistolae, zu deren Bearbeitung er nur die Ausgabe von Bremer (1776) benutzt, manches erklärt, einzelnes auch beſonders durch richtigere Interpunction verbeſſert hatte, ſodann

Digitized by Google

*Ἐπιγράμματα ἀνέκδοτα* und endlich Disputationes tres de mythis Orphicis, die Anfänge der mythologiſchen Phantaſien, die er nachher in mehrern Schriften weiter ausgeführt hat. 1806 trat er in preußiſche Kriegsdienſte und wurde bald Kriegsgefangener. Als ſolcher entlief er bei Bach, trat dann in öſterreichiſche Dienſte, erkrankte in Eger, wurde nach Linz geſchafft und dort durch die Bemühungen Jean Paul's und des Profeſſor Wagner losgekauft. Inzwiſchen hatte er unter dem Namen Walther Bergius 1803 Blätter von Aleph bis Kuph (Leipzig 1803), zu Penig in demſelben Jahre die kleine Handreiſe und wieder in Leipzig Blepſidemus oder Nicolai's literariſchen Liebesbrief herausgegeben und 1804 die Schrift über die Verwandtſchaft der griechiſchen und deutſchen Sprache. Solche abenteuerliche Abwege auf dem Gebiete der Etymologie begegnen uns auch in den mythologiſchen Arbeiten, die mit dem Jahre 1805 beginnen und in denen er in Uebereinſtimmung mit Görres, Creuzer u. a. und zum Theil ſchon vor ihnen hauptſächlich auf Indien zurückgeht und eine Einheit aller Religionen und Mythologien als Grundgedanken feſthält. Da ihm eine ſtrenge philologiſche Schulung fehlte und das unruhige, abenteuerliche Leben eingehende Studien hinderte, ſo konnte er ſeinen Grillen leichter Spielraum laſſen, zumal die naturphiloſophiſche Weltanſicht dazu führte. So 1805 in der neuen Darſtellung der Mythologie der Griechen (Band 1.), 1808 erſte Urkunde der Geſchichte oder allgemeine Mythologie, deren Druck von der leipziger Cenſur beanſtandet, dann aber durch Jean Paul's Empfehlung und mit einer Vorrede deſſelben in Baireuth erſchien (2 Bände); 1811 Pantheon oder älteſte Philoſophie und Naturwiſſenſchaft und Chronik oder die Geſchichte des Gottmenſchen, welche beiden Schriften Kanne ſelbſt ſpäter für antichriſtlich erklärte; 1813 Syſtem der indiſchen Mythe mit einer Beilage von Ad. Wagner. Daneben waren auch belletriſtiſche Arbeiten hergegangen, wie unter dem Namen Walther Bergius Gianetta das Wundermädchen Roms (1809), das ſatiriſche Luſtſpiel Comoedia humana oder Blepſidemus' Hochzeit und Kindtaufe (1811); unter dem Namen Johannes Author Geſchichte des Zwillings a pede (1811); unter dem Namen Anton von Preußen die publiciſtiſchen Schriften: Zwanzig kritiſche Fragen und hiſtoriſche Noten zum Text der Zeit (1814), Germaniſche Trümmer in Fouqué's Muſen, Lappalien oder gekrönte Preisſchriften 1814.

Inzwiſchen war es den Bemühungen ſeiner Freunde gelungen, ihm 1809 eine Stellung als Profeſſor der Geſchichte an dem Realinſtitute in Nürnberg zu verſchaffen, wo Schubert, Pfaff und Schweigger, der ſpätere halliſche Phyſiker, ſeine Amtsgenoſſen waren; und als dieſe Anſtalt einging, eine Profeſſur am Gymnaſium in Würzburg. Von dort wurde er 1819 als Profeſſor der orientaliſchen Literatur nach Erlangen berufen und trat dieſe Stelle mit der Abhandlung de vocabulorum enantiosemia sive de confusione in linguis babylonica an. Hier wurde ſein Leben immer einſamer und zurückgezogener. Seine Ehe ſcheint nicht glücklich geweſen zu ſein. Es hatte ſich bei ihm die Wandlung vollzogen, die wir bei vielen Romantikern finden. Zwar nicht zur katholiſchen Kirche war er übergetreten, aber er hatte ſich der ſtrengſten lutheriſchen Orthodoxie zugewendet, nicht jener friſchen und fröhlichen, der man ſonſt in Erlangen begegnet, ſondern der myſtiſchen, welche mit dem politiſchen Abſolutismus gern Hand in Hand geht. Auf dieſes Gebiet führte ſchon der „Chriſtenthum und Maurerthum miſchende" Roman Sämundi's Führungen, in welchem Sämundi ſich von den heidniſchen Myſterien losreißt, um ſich in die chriſtlichen einweihen zu laſſen, wobei die Geheimbündlerei des Maurerthums ziemlich langweilig herbeigezogen wird (Nürnberg 1816). Entſchiedener bewegen ſich auf demſelben die Sammlung wahrer und erwecklicher Geſchichten aus dem Reiche Chriſti und für daſſelbe (Nürnberg 1815—1822 in 3 Bänden); Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Chriſten (Bamberg und Leipzig 1816 und 1817, neue Auflage 1841 in 2 Bänden); Romane aus der Chriſtenwelt aller Zeiten (1817, nicht fortgeſetzt). Auch eingehendere Unterſuchungen wies er nicht ab, wie in der Streitſchrift gegen Funk die Worte der Warnung nebſt gelegentlichen Schriftauslegungen (1817), Chriſtus im Alten Teſtament (1818 in 2 Theilen), Bibliſche Unterſuchungen (1819 und 1820 in 2 Bänden) und zur Kirchengeſchichte die zwei Beiträge zur Geſchichte der Finſterniß in der Reformationszeit (1822), in denen er das Martyrium des Phil. Camerarius in Italien und Clarenbach's in Köln behandelt. Die Unterſuchung über die goldenen Verſe der Philiſter (1821) habe ich nicht geſehen. Endlich hat er auch hierher gehörige Schriften anderer veröffentlicht; ſo die auserleſenen chriſtlichen Lieder von verſchiedenen Verfaſſern älterer und neuerer Zeit, welche Frau Pfarrer Menke in Bremen geſammelt hatte (Erlangen 1818 in 2 Bänden), in demſelben Jahre J. Fr. v. Meyer's Weiſſagungen und Verheißungen der Kirche Chriſti. Am 17. December 1824 iſt er geſtorben und hat endlich die Ruhe gefunden, die er im Leben vergeblich ſuchte. Seine humoriſtiſchen Schriften ſind trotz der Anerkennung, welche Jean Paul in der Vorſchule zur Aeſthetik darüber ausgeſprochen hat, bereits vergeſſen und der Standpunkt ſeiner gelehrten Arbeiten iſt längſt überwunden.

Eine Selbſtbiographie hat er in den Leben merkwürdiger Chriſten geliefert, die bereits mit dem Jahre 1817 abbricht. Einiges bietet der Deutſche Nekrolog II, S. 1240 und Goedeke's Grundriß III, 86. (*F. A. Eckstein.*)

KANNE hieß vor Einführung des gegenwärtigen deutſchen Maßſyſtems (mit Anfang 1872) in mehrern Staaten Deutſchlands die Einheit des Flüſſigkeitsmaßes, für welche anderwärts die Namen Maß, Quart, Quartier u. ſ. w. gebräuchlich waren. Im Königreich Sachſen war ſeit 1858 die dresdener Kanne das einzige geſetzliche Flüſſigkeitsmaß für das ganze Land. Dieſelbe war = 71,186 ſächſ. oder 47,1633 par. Kubikzoll = 0,9356 Lit.; 72 Kannen bildeten 1 Eimer; die halbe Kanne wurde Nöſel genannt. In Sachſen-Weimar, Oldenburg, Livland war die Kanne auch eine Stufe des Getreidemaßes. In Sachſen galt die Kanne zugleich als ein Maß für

Digitized by Google

Butter, ſeit 1851 aber als ein Gewicht für ſolche, indem 1 Kanne Butter, aus 4 Stückchen beſtehend, 2 Zollpfund wiegen mußte. In Schweden iſt die Kanne (Kanna) ein Hohlmaß für trockene und flüſſige Dinge. Sie begreift dort 100 ſchwed. Kubikzoll oder $^{1}/_{10}$ Kubikfuß = 2,61732 Lit., wird aber in Kürze außer Geltung treten und dem beim Zollweſen ſchon ſeit Anfang 1881 üblichen franz. metriſchen Maße Platz machen.

(*Fr. Noback.*)

KANNEGIESSER (Karl Friedrich Ludwig), Schriftſteller, poetiſcher Ueberſetzer, ward am 9. Mai 1781 zu Wendemark in der Altmark geboren, ſtudirte zu Halle, privatiſirte einige Zeit in Lauchſtädt und Weimar, wo er mannichfache äſthetiſche Anregungen empfing, ward 1807 Lehrer am Schindler'ſchen Waiſenhauſe zu Berlin, 1811 Prorector und ſpäter Rector des Gymnaſiums zu Prenzlau, 1822 als Director des Eliſabeth-Gymnaſiums nach Breslau berufen, in welcher Stellung er ſich auch als Privatdocent an der Univerſität habilitirte. Einige Jahre ſpäter übernahm er die Direction des Friedrichsgymnaſiums der ſchleſiſchen Hauptſtadt, die er bis 1847 führte, ſiedelte nach ſeiner Emeritirung nach Berlin über und ſtarb daſelbſt am 14. Sept. 1861, nachdem er bis an ſein Lebensende eine umfaſſende und fruchtbare literariſche Thätigkeit entwickelt hatte. Die Einwirkungen der romantiſchen Dichtung und ihrer Literaturauffaſſung machten ſich bei ihm, einer im ganzen doch nüchternen Natur, hauptſächlich in der Vielſeitigkeit geltend, mit der er ſich in den verſchiedenſten poetiſchen Formen und vor allem in Uebertragungen aus den verſchiedenſten Literaturen bethätigte. Nächſt eigenen Gedichten veröffentlichte er bereits 1807 ſeine Ueberſetzung von „Beaumont's und Fletcher's dramatiſchen Werken" (Berlin 1807—1808), welche als eine der älteſten Ergänzungen zur Shakeſpeare-Uebertragung Schlegel's gelten dürfte und die Kenntniß des altengliſchen Theaters fördern half. Darauf folgte „Dante's göttliche Komödie" (Leipzig und Altenburg 1809—1821, 2 Bände), eine Uebertragung, welche Kannegießer's Namen zuerſt in weiteren Kreiſen bekannt machte. 1810 gab Kannegießer die Zeitſchrift „Pantheon" heraus, die in Leipzig erſchien und zu welcher unter anderen Tieck's Schwager Bernhardi, Fichte, F. Raumer, Adam Müller, Heinrich Schubert, de la Motte Fouqué, von der Hagen und Volger, aber auch Goethe („Rechenſchaft" mit Muſik von Zelter) und Uhland („Klein Roland," „Des Goldſchmieds Töchterlein," „Die Rache" u. A.) Beiträge lieferten. Von eigenen Productionen veröffentlichte Kannegießer in dieſer erſten Periode ſeiner Wirkſamkeit „Dramatiſche Spiele" (Berlin 1810), „Mirza, die Tochter Jephtha's" Trauerſpiel in fünf Acten (Prenzlau 1818), „Amor und Hymen" ein idylliſches Gedicht (Prenzlau 1818), „Zwei Gedichte zur Feier des Reformationsfeſtes" (von Kannegießer und Schrötter, Prenzlau 1818). Auch ſeine Bemühungen um Erläuterung der Goethe'ſchen Gedichte, die er ſpäter in Gymnaſialprogrammen und ſeinen akademiſchen Vorträgen in Breslau fortſetzte, begannen noch in Prenzlau mit der Einladungsſchrift „Ueber Goethe's Harzreiſe im Winter", als Probe einer Erklärung auserleſener deutſcher Gedichte. Den Kreis dieſer Thätigkeit ſchloſſen die „Vorträge über eine Auswahl von Goethe's lyriſchen Gedichten, gehalten an der Univerſität zu Breslau" (Breslau 1835) und das Programm des Friedrichsgymnaſiums für 1835 „Ueber Goethe's Zueignung" ab. Seine poetiſche Ueberſetzungsthätigkeit, welche in den „Oden des Horaz" (Prenzlau 1821), „Anakreon und Sappho" (Prenzlau 1827) auf die Antike zurückgriff, galt doch vorzugsweiſe den neueren Literaturen, und obſchon er fortgeſetzt auch aus dem Engliſchen, Schwediſchen und Däniſchen übertrug, bevorzugte er doch die romaniſchen Sprachen und von dieſen wiederum die italieniſche. Mit Witte und Lüdemann gab Kannegießer die erſte deutſche Uebertragung von „Dante's lyriſchen Gedichten" (2 Bände, Leipzig 1827), in ſpäteren Jahren von „Dante's proſaiſchen Schriften" (Leipzig, 1845), und überſetzte die „Geſänge des Grafen Giacomo Leopardi" (Leipzig 1837). Seine Uebertragung von Taſſo's „Befreitem Jeruſalem" (Leipzig 1822) und Arioſt's „Raſendem Roland" (Halle 1818—1826) vermochte ſich neben den Uebertragungen von Gries nicht zu behaupten. Von Originalproductionen gehörten ſeiner breslauer Zeit „Der arme Heinrich", Schauſpiel (Zwickau 1836), „Iſenbart, der erſte Graf von Hohenzollern" (Berlin 1843) an, ebenſo die Sammlung ſeiner „Gedichte" (Breslau 1824). Auch ein Trauerſpiel „Dorothea" ward im J. 1827 auf der breslauer Bühne aufgeführt, aber, wie es ſcheint, nicht gedruckt. Dafür ließ Kannegießer das Schauſpiel „Iphigenia in Delphi" mit einem Vorſpiel „Iphigenia's Heimfahrt" und einem Nachſpiel „Iphigenia's Tod" (Leipzig 1843) erſcheinen, einer der vielen Verſuche, die durch Goethe's Dichtung der deutſchen Empfindung gewonnene und theuer gewordene Geſtalt der Iphigenia in anderen Situationen als unter den Barbaren in Aulis vorzuführen. Eine „Iphigenia in Delphi" war von Goethe ſelbſt geplant worden, die Skizze davon theilt ſein Brief aus Bologna vom 19. Oct. 1786 („Italieniſche Reiſe") mit. Bei der Ausführung dieſes Entwurfs erging es Kannegießer wie Späteren: die lebensvolle Geſtalt der Goethe'ſchen Iphigenia forderte zu ungünſtigen Vergleichen mit dem Schatten herauf, den er zu beſchwören verſtand. Seine letzte eigentlich productive Arbeit waren harmloſe „Schauſpiele für Kinder" (Berlin, 1844), während er als poetiſcher Ueberſetzer noch die „Gedichte der Troubadours" im Versmaß der Urſchrift (Tübingen 1852; 2. Auflage 1855) aus dem Provençaliſchen übertrug. Auch außerhalb ſeines eigentlichen Kreiſes verſuchte er ſich mannichfach, eine „Italieniſche Grammatik" (Leipzig 1836, 2. Auflage), ſowie ſein „Deutſches Declamatorium" (1844) fanden einige Verbreitung, während ein „Abriß der Geſchichte der Philoſophie" (Leipzig 1837) und ein „Abriß der Geſchichte der deutſchen Literatur" (Bunzlau 1837) ohne ſonderliche Wirkung vorübergingen. (*Adolf Stern.*)

KANNENBÄCKERLAND nennt man die im Weſten von Montabaur in der preuß. Provinz Heſſen-Naſſau, Reg.-Bez. Wiesbaden, Unter-Weſterwald-Kreis, gelegene Landſchaft, in welcher aus vortrefflichem Thon Thongeſchirre und die unzähligen Mineralwaſſer-Krüge



Digitized by Google

oder Kannen, jährlich über 11 Millionen, geformt und gebrannt oder gebacken werden, welche aus den Badeorten des Taunus in alle Welt gehen. 228 Fabrikanten lieferten im Jahre 1871 für 1,830,000 Mark. Mittelpunkt dieſer Thätigkeit iſt das Dorf Ransbach, 12 Kilom. im Nord-Oſten von Vallendar am montabaurer Walde, mit 1150 Einwohnern; und dazu gehören ferner die Dörfer Dernbach, 1100 Einwohner; Magendorf, 700 Einwohner; Grenzhauſen, 1300 Einwohner, welche zugleich irdene Pfeifenköpfe fertigen, Hopfen bauen u. ſ. w.

(*G. A. von Klöden.*)

KANNENBERG, ein altadeliges Geſchlecht, das ſeinen Namen von der Burg und dem Dorfe Kannenberg im jetzigen Kreiſe Oſterburg der Altmark trägt und dieſes ſein Stammhaus bis zu ſeinem Erlöſchen in ununterbrochenem Beſitze hielt. Es ſoll mit Kaiſer Heinrich I. in die Marken gekommen ſein, und erwarb bald bedeutende Beſitzungen, darunter beſonders Krumke, Buſchow, Hohendorf, Iden und Berge zu nennen ſind. Die vollſtändige Stammreihe des Hauſes bietet zur Erwähnung zu wenig hiſtoriſches Intereſſe; die Bemerkenswertheſten des Namens erſcheinen in vorreformatoriſcher Zeit im Dienſte der Kirche als Aebte, Pröpſte, Dechanten und Kapitelherren der Stifter Verden, Halberſtadt, Walbeck u. ſ. w. — Erſt dem 17. Jahrhundert war es vorbehalten, das Geſchlecht mehr hervortreten zu laſſen durch Chriſtoph von Kannenberg, den bekannten General im Dreißigjährigen Kriege. Er war am 10. Januar 1615 als Sohn des Chriſtoph von Kannenberg, Herrn auf Kannenberg und Buſchow, ehemaligen königlich franzöſiſchen, dann kurbrandenburgiſchen Rittmeiſters, und deſſen Gattin Eliſabeth, geborenen von Barſewiſch, geboren, trat bereits 1631 in ein damals in der heimiſchen Altmark ſtehendes ſchwediſches Reiterregiment ein und gerieth 1634, nachdem er eine ſchwere Wunde am Fuße davongetragen, in feindliche Gefangenſchaft. Geheilt und ausgewechſelt wurde er dem Regiment von Gallenſtein als Corporal überwieſen, bald darauf zum Quartiermeiſter befördert, erhielt jedoch bei Torgau die zweite ſchwere Verwundung und zwar in ſeinen andern Fuß. Von nun an beginnt ein raſches Steigen ſeiner Laufbahn. Innerhalb dreier Jahre ſchwang er ſich durch Tapferkeit und Umſicht zum Oberſtlieutenant empor und erhielt ſpäter unter dem Oberbefehl des General-Feldmarſchalls Königsmark ein Reiterregiment als Oberſt. An den Schlachten bei Leipzig, Wittſtock u. ſ. w., wie bei vielen anderen Actionen in Baiern, Thüringen, Ober- und Niederſachſen betheiligt, erwarb er ſich beſonderen Ruhm bei der Eroberung von Prag, deſſen Wälle er, der Erſten Einer, in Perſon erſtieg und dabei viele Trophäen erbeutete. Der Friede von Münſter war geſchloſſen, Königin Chriſtine entließ den größten Theil ihrer Armee, auch Kannenberg erhielt 1649 ſeine Verabſchiedung mit einem Wartegelde von 1000 Thalern. Schwer wurde ihm das Scheiden von Schwedens Fahnen, denen er faſt zwanzig Jahre ununterbrochen gedient, noch ſchwerer die Trennung von ſeinen ihm unterſtellten Reitern. Er genoß bei dieſen eine ſo unbegrenzte Liebe und Verehrung, daß Offiziere und Reiter ihm ſchworen, ſich bei erſter Gelegenheit und zwar nur durch ihn wieder anwerben zu laſſen, ihm auch die bisher geführte Standarte als ſinnbildliches Unterpfand ihrer Beziehungen überließen. Dieſer Werbefall trat raſch genug ein. Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg ernannte Kannenberg 1651 zum Generalmajor der Cavalerie mit dem Auftrage, ein Regiment zu errichten, das unter obigen Verhältniſſen in kürzeſter Zeit vollſtändig gemuſtert werden konnte und bald darauf in den Jülichſchen Unruhen wie in dem Kriege wider Polen Verwendung fand. Die Schlacht vor Warſchau brachte ihm neben neuen Wunden auch weitere Ehren. Der Kurfürſt ernannte ihn 1656 zum Gouverneur von Minden, 1657 zum Generallieutenant, verlieh ihm eine Stelle im Geheimen Kriegsrath-Collegium und begnadete ihn am 7. Mai 1666 mit dem Erbmarſchallamte des Fürſtenthums Minden. Als ſolcher ſtarb er am 10. Februar 1673, nachdem er im Jahre vorher mit den kurfürſtlichen Truppen an den Rhein marſchirt war, ſich aber durch die gehabten Anſtrengungen ſchwere Krankheit, den Keim ſeines Todes zugezogen. Das Leichenbegängniß, dem der Kurfürſt in Perſon folgte, mußte auf deſſen Befehl mit der größten militäriſchen Pracht ſtattfinden. — Von ſeiner Gattin Maria, geborenen von Bartensleben aus dem Hauſe Wolffsburg, hinterließ Chriſtoph unter zwei Söhnen und zwei Töchtern den Friedrich Wilhelm von Kannenberg. Vom Kurfürſten aus der Taufe gehoben, hatte ihm dieſer ſeinen Namen nebſt einer Erb-Präbende im Hochſtift Halberſtadt verliehen. Auf Univerſitäten und weiten Reiſen durch England, Frankreich und Holland gebildet, erhielt er bei ſeiner Rückkehr in Dresden vom König Auguſt I. von Sachſen den Kammerherrnſchlüſſel, vermählte ſich 1692 mit Helena Freiin von Bibran und Modlau aus dem Hauſe Reiſicht und wurde 1701 gelegentlich der Krönung in Königsberg auch zum preußiſchen Kammerherrn ernannt. Er ſtarb am 9. Auguſt 1714 als der Vater zweier Töchter und eines gleichnamigen Sohnes. Dieſer, zu Breslau am 25. Auguſt 1693 geboren, betrat nach Abſolvirung ſeiner Studien 1717 die Laufbahn des Großvaters, trat als Cornet in ein ſchweres Reiterregiment ein, wurde ſchon 1720 Rittmeiſter, im Jahre 1728 beim Johanniter-Orden aufgeſchworen und 1736 zum Oberſten ernannt. König Friedrich II. verlieh ihm die neu errichtete Garde-du-Corps, als deren Commandeur er im erſten ſchleſiſchen Feldzuge in der Schlacht von Mollwitz ſchwer verwundet wurde. Im folgenden Jahre erhielt er zwar ein eigenes Dragonerregiment, mußte aber ſeiner ſchlecht geheilten Wunde wegen 1743 den königlichen Dienſt quittiren. Zehn Jahre ſpäter wurde er zum Oberhofmeiſter der Königin Eliſabeth ernannt und im Februar 1753 mit dem Orden vom Schwarzen Adler ausgezeichnet. Außerdem noch Ritter des großherzoglich toscaniſchen St.-Stephan-Ordens, wie Canonicus zu Halberſtadt und Propſt zu Walbeck, ſtarb er am 22. Mai 1762 auf ſeinem Gute Iden als der letzte ſeines alten Stammes. Von ſeiner Gattin Charlotte Albertine geborenen Gräfin von Finken-

Digitized by Google

ſtein, die die Stelle der Oberhofmeiſterin am Hofe der Königin verſah, war ihm eine einzige Tochter Sophie Friederike hinterblieben, vermählt mit dem preußiſchen Generalmajor Henning Alexander von Kahlden. Dieſes letzteren Söhne erhielten, nachdem ihnen bereits 1762 durch ihre Mutter das reiche Kannenbergiſche Erbe zugefallen war, unterm 15. Juni 1764 auch das Erbmarſchallamt des Fürſtenthums Minden auf ſich übertragen. — Das Wappen zeigt im blauen Felde drei (2-1) ſilberne Kannen; auf dem Helme eine ſilberne Kanne zwiſchen zwei (einem blauen und einem ſilbernen) Büffelhörnern. *(H. v. Borwitz u. Harttenstein.)*

KANNGIESSER (Peter Friedrich) war am 3. Mai 1774 in Glindenberg bei Magdeburg geboren, erhielt ſeine erſte Schulbildung auf der Bürgerſchule in Burg, beſuchte dann 1793—95 das Gymnaſium in Altenburg und ſtudirte von 1795 an 3½ Jahre in Halle Theologie. Seine beſchränkten Mittel nöthigten ihn als Student ſchon, an den Schulen der Francke'ſchen Stiftungen Unterricht zu ertheilen und er zeigte ſich dabei ſo tüchtig, daß er im November 1799 als erſter Lehrer an die gelehrte Schule des Waiſenhauſes nach Bunzlau berufen wurde. Denn dieſes Waiſenhaus, eine Stiftung des Maurermeiſters Zahn, beſaß nach dem Vorbilde von Halle und Züllichau auch Klaſſen zur Vorbereitung auf die Univerſität und hat factiſch bis 1814 dies Recht geübt. Daher mußte dem Director Woltersdorff ein mit den halliſchen Verhältniſſen vertrauter Lehrer willkommen ſein. Aber Kanngießer blieb nur bis 1805 und folgte in dieſem Jahre einem Rufe Manſo's an das Gymnaſium zu St.-Maria Magdalena in Breslau, wo er 1810 zugleich Lehrer an der neu errichteten Kriegsſchule und 1814 Privatdocent an der neu eingerichteten Univerſität wurde, nachdem er ſeine Habilitationsſchrift De primordiis historiae antiquissimis vertheidigt hatte. Bis dahin hatte er zahlreiche Beiträge zu Zeitſchriften gegeben, in denen er ſeine vielſeitigen Kenntniſſe populariſirte, auch ſelbſt periodiſche Blätter herausgegeben. So 1800—5 in der Bunzlauer Monatsſchrift; 1804 eine Wochenſchrift unter dem Titel „Der fliegende Ritter"; 1809 das Breslauer Tagebuch. Auch Romane und Dichtungen erſchienen von ihm, ſo die Gräfin von Roſenberg 1804, der Palmenhain 1805, ein großes Epos in Hexametern, Tataris oder das befreite Schleſien, reich an lebendigen Schlachtenbildern und voll warmer Liebe zum Vaterlande (1811) und zwei Bücher Oden (1814). Nachdem er an der Univerſität zu leſen begonnen hatte, richtete er ſeine Studien mehr auf die Alterthumswiſſenſchaft und ſchon 1815 erſchien in Halle ſein Abriß der Alterthumswiſſenſchaft, in welchem er ſich bemühte, Mythen zu Kirchen- und Religionsgeſchichte umzuformen. Es folgte 1817 in Breslau das gelehrte Werk „Die komiſche Bühne in Athen", das durch die eingehende und vielfach beiſtimmende Beurtheilung G. Hermann's (in der Leipz. Lit. Zeit. 1817. Nr. 59. 60) und durch die epikritiſchen Bemerkungen A. Böckh's in den akademiſchen Abhandlungen über Lenäen, Antheſterien und ländliche Dionyſien aus demſelben Jahre (jetzt abgedruckt in den Kl. Schriften Bd. 5, S. 65) allgemeinere Aufmerkſamkeit erregte. Dies Buch ward auch die Veranlaſſung, daß er Michaelis 1817 als ordentlicher Profeſſor der Geſchichte nach Greifswald berufen wurde. Dieſes neue Amt führte ihn zu pommerſcher Geſchichte und Alterthumskunde, für welche er durch ſeine „Mittheilungen aus Greifswald und Pommern" (1821) die Wirkſamkeit der Geſellſchaft für pommerſche Geſchichte vorbereitete und zugleich ſeine Sammlung vaterländiſcher Alterthümer begann, welche an die Univerſität gelangte und den Anfang der jetzt beſtehenden Sammlung bildete. Eine kleine Schrift zum Andenken an L. Gotth. Koſegarten erſchien 1819. 1824 folgte der erſte Band der Geſchichte von Pommern, der die Bekehrung Pommerns zum Chriſtenthum bis zum Jahre 1129 behandelt und bei der Gründlichkeit der Forſchung es lebhaft bedauern läßt, daß eine Fortſetzung unterblieben iſt. Seit den erſten Anfängen dieſer allgemeinen Encyklopädie war er ein fleißiger Mitarbeiter auf dem Gebiete des claſſiſchen Alterthums und der Geſchichte. Außerdem hat er noch die Geſchichte des Procopius aus dem Griechiſchen überſetzt und mit Erläuterungen verſehen (1827—1831) in vier Bänden. Am 7. April 1833 iſt er geſtorben.

Vergl. Nekrolog der Deutſchen für 1833, Band I, S. 243. Goedeke's Grundriß III, S. 128. *(F. A. Eckstein.)*

KANNIBALEN, KANNIBALISMUS. Schon in vorgeſchichtlicher Zeit hat es in Europa Menſchenfreſſer gegeben, über welche Thatſache die neueren Höhlenfunde (namentlich in den Höhlen von Chauvaux bei Namur) wenig oder keinen Zweifel mehr laſſen; auch auf Deutſchlands Boden haben Menſchenfreſſer gewohnt, wie man aus menſchlichen Reſten, die man in Urnen bei Saarow unweit Fürſtenwalde, ſowie bei Königswalde und Schönow, im Kreiſe Sternberg, gefunden hat, ſchließen will.

Die Alten erwähnen mehrfach die Anthropophagen (Menſchenfreſſer) oder Androphagen (Männerfreſſer). So leſen wir in der Odyſſee, daß der Kyklop Polyphem die Gefährten des Dulders von Ithaka verzehrte; Herodot berichtet von den Maſſageten und Iſſedonen, daß ſie ihre Anverwandten opfern und freſſen, ſobald dieſelben ein hohes Alter erreicht haben. Aehnliches erzählt Strabo von den Kranken und Sterbenden der Anwohner des Kaspiſchen Meeres.

Mit der Entdeckung von Amerika kam für die Anthropophagen die Bezeichnung Kannibalen auf. Letztere geht auf den Namen des Volkes der Karaiben oder Kariben zurück (aus Caribe oder Caribal bildeten die Spanier Canibal), bei denen auf den weſtindiſchen Inſeln die Conquiſtadoren die Sitte, ihre getödteten Feinde zu verzehren, zuerſt kennen lernten.

Die Beweggründe zum Kannibalismus ſind verſchiedener Art. Nur in den ſeltenſten Fällen mag Hunger die Urſache ſein; viele Völker fröhnen dieſem Laſter aus Aberglauben und aus Rachſucht. Urſprünglich mag dieſer entſetzlichen Gewohnheit wol der Wahn zu Grunde liegen, man könne ſchätzenswerthe Eigenſchaften des Verzehrten in ſich aufnehmen; oder es geſchah aus Rachſucht, um dem erſchlagenen Feinde die ſchimpflichſte aller Beſtattungs-



Digitized by Google

arten zu bereiten. Bernardin de St.-Pierre hat in ſeinen „Etudes de la nature“ den Satz ausgeſprochen, Hunde oder Affen eſſen ſei der erſte Schritt zum Kannibalismus, und in der That nehmen wir bei den meiſten heutigen Menſchenfreſſern wahr, daß ſie Affen oder Hunde als leckerſte Braten betrachten.

Kein Erdtheil iſt vom Kannibalismus freizuſprechen; wo er heute nicht mehr herrſcht, beſtand er früher; gegenwärtig iſt er weſentlich nur noch in den Tropengegenden zu Hauſe.

Die Batta, ein malaiiſches Volk im Innern Sumatras, betrachten den Kannibalismus als eine geſetzliche Strafe, die den Ehebrecher, Landesverräther, Spion, nächtlichen Räuber u. ſ. w. trifft; die ſchimpfliche Vertilgung des Verbrechers durch Auffreſſen ſoll den allgemeinen Abſcheu gegen ſeine That an den Tag legen. Auch aus Pietät freſſen ſie ihre Verwandten auf, um ſie nicht den Würmern in der Erde zu überlaſſen.

Durch ganz Polyneſien herrſcht der Kannibalismus in ſehr ausgedehnter Weiſe. Er wurde ohne Scham als allgemeine Sitte eingeſtanden auf Neuſeeland, den Hawaiiinſeln, Mangarewa und Paumotu, auch auf den Markeſas war er ſehr verbreitet. Wenn man im Kriege Leichen erbeutet hatte, ſo wurde ein großes Feſt angeſtellt und letztere gefreſſen; bei den Feſtlichkeiten, welche Menſchenopfer erheiſchten, verzehrte man dieſe Opfer und zuweilen ſogar roh. Vom eigenen Stamme fraß man niemand; brauchte man ſolche Opfer, ſo machte man eine Streiferei in das Gebiet eines feindlichen Stammes.

Auf den melaneſiſchen Inſeln werden die erbeuteten Köpfe in Oefen gebacken und zum Theil verzehrt, nämlich die Augen und Stücken von den Wangen; an dieſem Mahle aber dürfen nur die ſich betheiligen, welche die Köpfe erbeuten halfen, und man glaubt, daß dieſer Genuß tapfer und ſtark mache. Auf den Neuen Hebriden beſteht das Geſetz, Fremde zu tödten und zu freſſen; auf Tanna frißt man die getödteten Feinde mit Yams — eine Delicateſſe, von der man nie verſäumt den Freunden einen Theil zu ſchicken. Der König bekommt Augen, Herz und einen Theil der Bruſt von jeder Leiche; Weiber ſind von dem Genuß ausgeſchloſſen. Am ſchrecklichſten war die Sitte auf den Viti-Inſeln und zwar nicht nur im Krieg, wo man alle Gefangenen und Gefallenen auffraß, ſondern auch bei jeder wichtigen Handlung. Sollte ein Tempel errichtet, ein Kahn gebaut oder in See gelaſſen, das Feſt der Abgabenlieferung gefeiert werden, kam ein vornehmer Fürſt von einer Reiſe an, bei allen dieſen Gelegenheiten war es gebräuchlich, Menſchen zu tödten und zu eſſen. Bei jedem Pfoſten eines neuen Hauſes wurde ein lebender Menſch eingegraben. Während man ſonſt mit den Händen aß, verzehrte man Menſchenfleiſch ſtets mit beſonderen Gabeln, welche, ſowie die Schüſſeln, in denen man es auftrug, die Oefen, die Keſſel, in denen man es kochte, für jeden andern Gebrauch ſtreng tabu (geheiligt, unantaſtbar) waren. Zu Kannibalenfeſten wurde durch Trommelſchlag eingeladen, der einen ganz beſonderen, nur hierbei gebrauchten Rythmus (♩ ♪ ♩ 𝄾 ♩. ♩.) hatte. Auch aus Wohlgeſchmack allein aß man Menſchenfleiſch, aber nie roh, ſondern ſtets gekocht, und beſonders gern, wenn es angegangen war. Der Kannibalismus ſcheint in Melaneſien vielfach mit der Anſicht in Zuſammenhang zu ſtehen, die man von den Göttern hatte, daß nämlich dieſe die menſchlichen Seelen verſchlängen, um ſie zu reinigen, oder ſich einzuverleiben. Nun fraß man, den Göttern nachahmend, den Feind auf, um ſeine ſo oft gefürchteten guten Eigenſchaften, ja ihn ſelber ganz in eigenen Beſitz zu bekommen; man fraß die Verwandten, um durch ſinnbildliche Ausübung der Thätigkeit der Götter ihnen zu raſcherer Seligkeit zu verhelfen, vielleicht auch, um ihre Seelen als Schutzgeiſter an die eigene Perſon zu feſſeln.

Kannibalismus findet ſich in Auſtralien ziemlich verbreitet; die Eingeborenen in Queensland ziehen todten Feinden die Haut ab und kochen das Fleiſch, ja auch die todten Verwandten, wenn ſie nicht zu alt ſtarben, zehrt man auf; dem Genuß des Nierenfettes ſchrieb man übernatürliche Kräfte zu.

In Amerika war unter den Indianern der Kannibalismus nicht ſelten. „Das Herz des Feindes eſſen, ſein Blut trinken“, waren gewöhnliche Ausdrücke, in denen man ihm den Untergang ſchwor, und wenn ſie auch in ſpäterer Zeit nur figürlich zu verſtehen waren, ſo laſſen ſie doch keinen Zweifel darüber, worin der Urſprung ihres Gebrauches zu ſuchen iſt. Bei den Miami und Potowatomi gab es eine beſondere Geſellſchaft, welche Menſchenfleiſch verzehrte; ihre Mitglieder mußten beſtimmten Familien angehören und glaubten ſich im Beſitz höherer Kräfte, die ſie durch Zauberei auf andere zu übertragen im Stande wären. Auch hier mag neben der Noth die Rache zum Kannibalismus geführt haben, ebenſo der Aberglaube, denn wie man vor dem Kriege vom Hunde aß, um ſich deſſen Muth anzueignen, ſo verzehrte man das Fleiſch und namentlich das Herz, den Sitz des Muthes, von einem tapferen Manne, um ſich ſelbſt dadurch unwiderſtehlich zu machen; ſo glaubte man der Eigenſchaften der Thiere überhaupt theilhaftig zu werden, wenn man ſie aß, der Schnelligkeit des Hirſches, des ſchlechten Geſichts des Maulwurfs u. ſ. w.

Daß in Weſtindien die Cariben Menſchenfreſſer waren, iſt ſchon oben geſagt worden, in Mexico fanden die Spanier die Anthropophagie ebenfalls vor. Wenn das Feſt der „Weltſeele“, des Tezcatlepoca begangen wurde, ſchlachteten die Prieſter einen Jüngling, riſſen ihm das Herz aus dem Leibe, das man dem Götzenbilde opferte, und verzehrten ihn im Freundeskreiſe. Auch von Kannibalen in Südamerika wird uns berichtet, namentlich aber gelten die Feuerländer als Menſchenfreſſer, denen Kriegsgefangene und die älteſten Weiber zum Opfer fallen. Afrika iſt keineswegs frei von dieſem entſetzlichen Gebrauche, ſo vor allem das äquatoriale Weſtafrika, wo derſelbe indeſſen im Abnehmen begriffen iſt, hauptſächlich aber in den Nilländern, aus denen wir durch Georg Schweinfurth beſtimmt wiſſen, daß unter anderen

Digitized by Google

die Niam-Niam aus bloßer Gier dieſem Genuſſe fröhnen, wie nicht minder in Südafrika, woſelbſt man ja erſt neuerdings im Baſutolande Kannibalenhöhlen nachgewieſen hat, in denen deutliche Spuren vorhanden waren, daß die Praxis noch nicht lange verloren gegangen iſt.

Die Zahl der Kannibalen iſt noch heute ſehr anſehnlich. Es erſcheint nachgewieſen, daß noch immer 5½ Millionen Bewohner unſerer Erde dazu zu rechnen ſind. — Vergl. u. A.: R. Andree, Die Verbreitung der Anthropophagie (Mittheilungen des Vereins für Erdkunde in Leipzig. 1873.) (*Richard Oberländer.*)

KANOË, CANOT, nennt man die Ruderfahrzeuge, deren ſich die Indianer und Neger bedienen, und die in den verſchiedenen Welttheilen nahezu dieſelbe Form haben. Sie ſind faſt ſtets aus Einem Stück Holz gefertigt und durch Feuer oder mit mehr oder minder vollkommenen Inſtrumenten ausgehöhlt. Als ſolche Einbäume ſind ſie naturgemäß ſehr lang und ſchmal, beſitzen infolge deſſen geringe Stabilität und es erfordert von ſeiten der Inſaſſen viel Geſchick, um ſie beim Fahren vor dem Umſchlagen zu ſichern. Die gewöhnliche Länge der Kanoës iſt 5—6 Meter bei oft noch weniger als ¾ Meter Breite, doch beſitzen auch viele Völkerſchaften auf den Südſeeinſeln u. ſ. w. Kanoës zum Kriegführen, welche doppelt und dreifach ſo groß, dann aber aus mehreren Stücken zuſammengeſetzt und oft auf das künſtlichſte gearbeitet, ſowie mit vielen Schnitzereien und andern Sachen verziert ſind. Faſt alle ſind vorn und hinten mit Voluten verſehen und erhalten dadurch ein charakteriſtiſches Ausſehen. Weil ſie ſo wenig Stabilität haben, führen namentlich die kleineren keine Segel, ſondern werden durch kurze Ruder mit lanzenförmigem Blatt, wie ſie allen unciviliſirten Völkern ſeit den älteſten Zeiten gemeinſam ſind, fortbewegt.

Der Urſprung des Wortes iſt unbekannt und bei den Indianern oder andern wilden Völkerſchaften werden die Fahrzeuge ſelbſt nicht ſo genannt, wenn nicht Europäer es eingeführt haben. Wahrſcheinlich hängt es mit Kahn zuſammen. (*R. Werner.*)

KANON, urſprünglich Richtſcheit, im übertragenen Sinne „Regel“ oder „Norm“ bedeutend, iſt zum philoſophiſchen Kunſtausdruck durch Epikur gemacht worden, der ſeine erkenntnißtheoretiſche Schrift *Περὶ κριτηρίου ἢ κανών* betitelte (vgl. *Diog. Laert.* X, 27) und damit beabſichtigte, das ariſtoteliſche Organon und die ſtoiſche Logik durch ſeine „Kanonik“ zu verdrängen. Der Sinn dieſer Aenderung war der, daß die Regeln über die Formbeſtimmtheit des Denkens unwichtig erſcheinen ſollten gegenüber den materialen „Kriterien“ der Wahrheit, d. h. Epikur wollte die formale Logik über Bord werfen, um eine Erkenntnißtheorie zu ſchaffen. Dies Beſtreben verdient an ſich weder die Bemängelung Cicero's (De finibus I, 7, 22), noch den ſcharfen Tadel Prantl's (Geſchichte der Logik im Abendlande I, 402 fg.), der darin gar keine berechtigten Momente anerkennen will; aber es hat deshalb keine entſcheidende Bedeutung erlangen können, weil es von Epikur in der Form eines ganz naiv-plumpen Senſualismus durchgeführt wurde. Seitdem iſt häufig in der Philoſophie und außerhalb derſelben das Wort „Kanon“, ſei es im formalen, ſei es im materialen Sinne, für den „Maßſtab der Wahrheit“ angewendet worden und vielfach bezeichnet man noch jetzt die Logik als „Kanon der Erkenntniß“ (vgl. z. B. Ueberweg, Syſtem der Logik, §. 5). So hat auch Kant dieſen Terminus angewandt, indem er in der „Methodenlehre“ der Kritik der reinen Vernunft das zweite Hauptſtück „Der Kanon der reinen Vernunft“ betitelte, um darin zu zeigen, daß die reine Vernunft theoretiſch nicht im Stande ſei, einen „Kanon“ ſpeculativer Erkenntniß aufzuſtellen, dagegen praktiſch durch ihr Ideal und ihre Poſtulate einen „Kanon“ für den richtigen Gebrauch der Verſtandeskräfte beſtimme; in der „Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten“ wird dann von ihm (2. Abſchn. Hartenſtein'ſche Ausgabe IV, p. 47) der „Kanon aller moraliſchen Beurtheilung“ in dem Kategoriſchen Imperativ gefunden, daß „man ſo handeln ſolle, als ob die Maxime der Handlung zum allgemeinen Naturgeſetz werden ſolle“ (vgl. Kant und Kategoriſch). (*W. Windelband.*)

KANON (in der Kirchenſprache). I. Allgemeines. 1) Die chriſtliche Kirche beſitzt in der Bibel eine Sammlung von Büchern, denen ſie während der größten Zeit ihres Beſtehens durch feierliche Erklärungen ihrer officiellen Vertreter wie durch das ſtillſchweigende Einverſtändniß faſt aller ihrer Glieder eine ganz eigenartige Bedeutung und Würde zuerkannt hat. Das Concil zu Trient ſprach mit ſeinem Anathema über den, welcher libros ipsos integros cum omnibus suis partibus, prout in ecclesia catholica legi consueverunt..... pro sacris et canonicis non susceperit [1], nur das aus, was ſeit mehr als tauſend Jahren, wenn auch nicht ganz ſo ſtreng, in der Kirche gegolten hatte; die reformirten Bekenntnißſchriften lehren scripturas canonicas .... ipsum verum esse verbum dei et auctoritatem sufficientem ex semetipsis, non ex hominibus habere [2] und behaupten, wenn auch vereinzelt, die göttliche Eingebung derſelben ſogar einſchließlich der hebräiſchen Vocalzeichen [3], deren Entſtehung nicht vor dem 6. chriſtlichen Jahrh. heute allgemein anerkannt, damals ſchon ernſtlich behauptet war [4], und die lutheriſche Orthodoxie des 17. Jahrh. ſchreibt denſelben für das Heil des Menſchen necessitas, aber auch sufficientia zu, überdies perspicuitas und auctoritas normativa für Glauben und Leben.

Dieſe ganz eximirte Stellung würde der Bibel nur mit vollem Recht zukommen, wenn ſie wirklich, wie die altkirchliche Vorſtellung meint, durch unmittelbare Eingebung Gottes entſtanden wäre. Dieſe Meinung iſt aber wenigſtens in ihrer vollen Strenge, in welcher allein ſie

1) Sessio quarta, 6. April 1546. 2) Confessio Helvet. posterior 1 (1562). Aehnliches conf. Helv. prior 1. 2; Gall. 5; Belg. 7; Scot. 18 fg.; Declar. Thoruniensis praef. und Art. 1. 3) Formula consensus Helv. 2 (1675). 4) Schnedermann, Die Controverſe des Lud. Cappellus mit den Buxtorfen über das Alter der hebr. Punctation, 1878.

Digitized by Google

einen Sinn hat, gegenwärtig ſo gut wie völlig aufgegeben; ihre totale Unhaltbarkeit iſt in dem Artikel „Inſpiration" (Sect. II, Thl. 19, S. 37—88) eingehend nachgewieſen. Der wiſſenſchaftlichen Forſchung erwächſt aber dadurch nur um ſo mehr die Aufgabe, ihre Entſtehung zu begreifen.

2) Dazu iſt freilich nichts ungeeigneter als eine iſolirte Betrachtung des Chriſtenthums. Der Nimbus, den der vermeinte direct göttliche Urſprung den bibliſchen Schriften verleiht und durch den ſchon ſo mancher Forſcher von einem ernſthaften kritiſchen Eindringen abgeſchreckt worden iſt, ſchwindet ſofort ganz beträchtlich bei einem Blick in die Religionsgeſchichte. Es iſt für die Religionen, welche eine ſpecifiſch religiöſe Literatur erzeugt haben, geradezu ein Naturgeſetz, auf einem gewiſſen Punkte ihrer Entwickelung ſich aus derſelben einen Kanon von abſoluter Heiligkeit zu bilden. Als ſolche „Buchreligionen" nennt Max Müller[5]), abgeſehen von ſektenhaften Abzweigungen, bei indogermaniſchen Völkern den Brahmanismus, Zoroaſtrismus und Buddhismus, bei ſemitiſchen die iſraelitiſche, chriſtliche und mohammedaniſche Religion, bei turaniſchen die des Confucius und des Lao-tſe, außerdem die der Aegypter; Seydel[6]) fügt noch die altbabyloniſche und die phöniziſche hinzu. Faſt in allen dieſen läßt es ſich beobachten: ſo lange die unmittelbar religiöſen Impulſe, wie ſie von einer geſunden Gottesverehrung oder vollends von der Perſon eines Stifters und ſeiner nächſten Nachfolger ausgehen, dem Bedürfniß voll genügen, denkt man nicht an heilige Bücher.[7]) Die religiöſen Schriftſteller ſchreiben aus der Begeiſterung ihres Herzens oder aus der Eingebung ihres Gottes heraus, aber nicht mit dem Anſpruche, ihre Schriften göttlich verehrt zu ſehen; und ihre Zeitgenoſſen ſind bei aller Werthſchätzung derſelben weit entfernt, ihren menſchlichen, zeitgeſchichtlichen Urſprung zu verkennen. Wenn aber das urſprüngliche religiöſe Leben ermattet und ohne eine feſtere Organiſation zu erlöſchen droht, die Kraft zur Herſtellung einer ſolchen aber noch vorhanden iſt, hält man ſich naturgemäß an die bleibenden Zeugen jener uranfänglichen religiöſen Epoche, ſieht aber dann auch unausbleiblich weit mehr in ihnen, als ſie urſprünglich waren.

Wohin das bezüglich des Zend-Aveſta, der Veden, des Koran[8]) geführt hat, iſt unter „Inſpiration" S. 49 fg. angegeben. Aus den Ergebniſſen neuerer Forſchungen ſei dazu nur weniges nachgetragen. Als von buddhiſtiſchen Synoden mehrere Jahrhunderte nach dem Tode des Stifters der Religion der Kanon feſtgeſtellt wurde, mußte eine beträchtliche Anzahl von Schriften als apokryph ausgeſchieden werden; trotzdem erhielt die Sammlung einen koloſſalen Umfang, ja die reichſte, die zu Tibet, umfaßt über 325 Foliobände[9]); und die Verehrung dieſer Schriften iſt ſo groß, daß man ihnen ſogar opfert und ſich dadurch einen beſondern Lohn zu verdienen glaubt.[10]) Auch das Todtenbuch, der eigentliche Kanon der Aegypter, und ihre von dem Gott Hermes (Thot) ſelbſt geſchriebenen ſogenannten hermetiſchen Bücher, nach Clemens Alexandrinus (strom. VI, 4, §. 35—37) 42, nach Seleucus bei Jamblichus 20,000, nach Manetho 36,525[11]), können verglichen werden, ebenſo die ungemeſſene Verehrung der Sibylliniſchen Bücher in Rom und die ängſtliche Sorge, ſie nach dem Brande des Capitols 83 v. Chr. durch ſtaatlich angeordnete Zuſammenbringung aller im Privatbeſitz befindlichen Schickſalsbücher zu erſetzen, von denen aber doch über 2000 gar zu plumpe Nachahmungen dem Feuertode verfallen mußten.[12]) Hier möge auch die talmudiſche Tradition einen Platz finden, daß das moſaiſche Geſetz, ſchon von Jeſus Sirach 24 mit der ſeit prov. 8 fg. faſt zur ſelbſtändigen Perſon gewordenen göttlichen Weisheit identificirt, 974 Geſchlechter vor Entſtehung der Welt (1000 vor Moſe) geſchaffen worden ſei.[13])

Wenn nun die Spuren der wirklichen Entſtehung ſolcher religiöſer Schriften bei dem Proceß der Kanoniſirung nicht durch fürſorgliche Hände verwiſcht worden ſind, ſo erwächſt der officiellen Religionsgemeinſchaft die traurige Aufgabe, die Widerſprüche ihrer wirklichen Beſchaffenheit mit der Theorie über ihre Entſtehung mittels einer natürlich durch und durch gekünſtelten Auslegung dem Blicke des nie ganz zurückzudrängenden Zweifels zu verbergen. Hierfür iſt neben dem Islam beſonders die brahmaniſche Religion lehrreich, deren Theologen in dem Beſtreben, die Veden als vor Anfang der Zeit im Geiſte der Gottheit präexiſtirend zu erweiſen und zu dieſem Zweck alle Erwähnungen geſchichtlicher Begebenheiten ſowie alle ſonſtigen menſchlichen Elemente wegzudeuten, nach Max Müller[14]) noch weit umſichtiger ſind als die chriſtlichen. — Welchen Gang die Bildung eines Kanons im Judenthum und im Chriſtenthum genommen hat, iſt nun genauer darzulegen.

II. Was zunächſt den Namen *Κανών* und die davon abgeleiteten Worte betrifft[15]), ſo führt

1) im allgemeinen die Etymologie auf eine Ver-

5) Einleitung in die vergleichende Religionswiſſenſchaft, 2. Aufl. (1876) 94—108. 6) Das Evangelium von Jeſu in ſeinen Verhältniſſen zu Buddha-Sage und Buddha-Lehre (1882) 15—18. 7) Vgl. den Art. „Hermeneutik", Sect. II, Thl. 6, beſ. S. 306; Ewald in ſeinen Jahrbüchern der bibl. Wiſſenſchaft VII (1855), 68—100. 8) Der Koran nimmt inſofern eine Ausnahmeſtellung ein, als er entgegen allen naturgemäß erwachſenen religiöſen Literaturwerken von Anfang als heiliges Buch verfaßt iſt; immerhin hatte die Folgezeit noch genug zu thun, um ihn zu einem ſogar bis auf die einzelnen Buchſtaben und Laute unerſchaffenen Weſen zu ſtempeln.

9) Weber, Albr., Akademiſche Vorleſungen über indiſche Literaturgeſchichte, 2. Aufl. (1876) S. 309 fg. (1. Aufl. S. 254 fg.). 10) Seydel 46. 286. 11) Vgl. den Artikel „Hermes", Sect. II, Thl. 6, S. 324 fg.; Pauly's Realencyklopädie der claſſ. Alterthumswiſſenſchaft III (1844), 1209—1214. 12) *Sueton.* Aug. 31; *Tac.* Ann. VI, 12. 13) Weber, Ferd., Syſtem der altſynagogalen paläſtiniſchen Theol. (1880) 14—18. 14) Eſſays (deutſche Ueberſetzung) I (1869), 9—17; II, 268—274. Einl. u. ſ. w. (ſ. Anm. 5) 116—118. Vorleſungen über den Urſprung und die Entwickelung der Religion, 2. Aufl. (1881), 157—164. 15) Vgl. die betr. Artikel bei Suicer, Thesaurus ecclesiast., bei Du Cange im Glossarium mediae et infimae graecitatis und med. et inf. latinitatis, und beſ. Credner, Zur Geſchichte des Kanons (1847) 1—68. VII fg.

Digitized by Google

wandtſchaft mit *κάννα* und קָנֶה, dem Rohr oder geraden Stabe, deſſen Benutzung als Maßſtab oder Wagebalken auf die geiſtige Bedeutung einer Norm im weiteſten Sinne überleitet. So reichlich im claſſiſchen Alterthum, ſo auch im Neuen Teſtament Gal. 6, 16. Im kirchlichen Sprachgebrauch erlangte das Wort ſeit Ende des 2. Jahrhunderts eine ausgedehnte Anwendung, beſonders in der Verbindung *κανὼν ἐκκλησιαστικός* oder *κανὼν τῆς ἀληθείας*. Gemeint iſt damit ſtets der Grundſatz oder die Grundanſchauung der Kirche in ihrer Allgemeinheit und Totalität, nach welcher alles Einzelne in der Kirche bemeſſen werden ſoll (daher immer der Singular), ſpeciell die Lehre (*κανὼν τῆς πίστεως*, regula fidei) und die Verfaſſung und Disciplin. Erſt in Anwendung auf letztere erſcheint um 300 der Plural, die Grundlage des ſpäteren techniſchen Ausdrucks für kirchliche Geſetze (vgl. die canones apostolorum), ſpeciell Concilienbeſchlüſſe (ſeit Mitte des 4. Jahrhunderts), und für den Namen des kanoniſchen Rechts. In noch ſpäterer Zeit knüpft ſich hieran die Verwendung des Wortes *κανών* für Mönchsregel, noch ſpecieller für Geſänge, welche, nach den Zeiten des Kirchenjahres verſchieden, auf Grund einer feſtſtehenden Ordnung von den Mönchen unter Leitung des *κανονάρχης* abgeſungen wurden. Ferner gehört hierher die Verbindung *κανὼν λειτουργίας*, der Meßkanon, eine Vorſchrift über die (ſechs) Gebete, welche der Prieſter vor, bei und nach der Weihung der Hoſtie leiſe zu verrichten hat[16]), vielleicht auch die Anwendung des Wortes auf die Abgaben, welche theils von Klerikern bei Erlangung eines höheren Amtes, theils von pflichtigen Laien alljährlich gegeben und durch beſondere canonicarii eingetrieben wurden (Tribut an die Kirche von Feldfrüchten und andern Erzeugniſſen, Decem).

Aus dem Begriff des Maßgebenden entwickelte ſich aber auch die Bedeutung „Verzeichniß“. Die oft wiederholte Behauptung von Ruhnken[17]) freilich, daß die alexandriniſchen Grammatiker Verzeichniſſe derjenigen griechiſchen Autoren aufgeſtellt hätten, welche in jeder Literaturgattung als Claſſiker gelten ſollten, bedarf ſtarker Einſchränkung, und daß dieſelben *κανόνες* geheißen, iſt vollends gänzlich unſicher.[18]) Wohl aber hat *κανών* jene Bedeutung in der Kirchenſprache. Euſebius von Cäſarea (geſt. 340) nennt in ſeinem Briefe an Carpianus[19]) die 10 Tabellen, in denen er die Nummern der inhaltsgleichen Abſchnitte der vier Evangelien zuſammengeſtellt hat, *κανόνες*. Im 16., 17. und 19. Kanon der Synode zu Nicäa vom Jahre 325[20]) und anderwärts ſind *οἱ ἐν τῷ κανόνι* (ſynonym mit *ἐν τῷ κλήρῳ*) *ἐξεταζόμενοι* die in der Liſte der Kleriker Verzeichneten. Deshalb heißen ſpäter die Kleriker einfach *κανονικοί* als die im Verzeichniß Aufgeführten, deshalb werden die den reiſenden Klerikern von ihren Biſchöfen ausgeſtellten Beglaubigungsbriefe (epistolae formatae) *ἐπιστολαὶ κανονικαί* genannt, weil ſie auf Grund eben dieſes Verzeichniſſes ertheilt wurden.[21]) Hieran knüpft ſich endlich aus ſpäterer Zeit der Gebrauch von *κανών* für das Verzeichniß der kirchlichen Bußen (liber poenitentialis) und der zu denſelben Verurtheilten (*κανονιζόμενοι*) ſowie andererſeits für das Verzeichniß der von der Kirche „kanoniſirten“ Heiligen.

2) Von den heiligen Schriften gebraucht läßt ſich das Wort *κανών* nicht vor 360 nachweiſen. Daß es ſchon Origenes (geſt. 254) angewendet, möchte man bei einer Reihe von Stellen aus der lateiniſchen Ueberſetzung ſeiner Werke[22]) allerdings vermuthen; aber da ein ſolcher Sprachgebrauch bei den Späteren, insbeſondere bei Euſebius, ganz ſicher nicht verloren gegangen wäre, ſo müſſen die Ausdrücke doch wol auf Rechnung des auch ſonſt ſehr wenig genauen Ueberſetzers Rufin (geſt. 410) geſetzt werden. Auch Credner's Verſuch[23]), den ſonſt nicht vorkommenden Ausdruck *γραφαὶ κανόνος* in den scripturae legis zu erblicken, welche die Chriſten nach Actenſtücken aus dem Jahre 303 in der diocletianiſchen Verfolgung ausliefern mußten, iſt von ihm ſelbſt[24]) mit Recht aufgegeben worden, da lex leichter mit „Religion“ überſetzt werden kann.[25]) Dagegen erſcheint der Ausdruck, und zwar als ein bereits verſtändlicher, faſt gleichzeitig in der epistola festalis des Athanaſius vom Jahre 365[26]): *ἔδοξε κἀμοὶ … ἑξῆς ἐκθέσθαι τὰ κανονιζόμενα καὶ παραδοθέντα πιστευθέντα τε θεῖα εἶναι βιβλία* und im 59. Kanon der Synode zu Laodicea um 363[27]): *οὐ δεῖ ἰδιωτικοὺς ψαλμοὺς λέγεσθαι ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ οὐδὲ ἀκανόνιστα βιβλία, ἀλλὰ μόνα τὰ κανονικὰ τῆς καινῆς καὶ παλαιᾶς διαθήκης*.

Es lag nahe, anzunehmen, daß die heiligen Schriften als Regel und Richtſchnur des Glaubens und Lebens den Namen Kanon und ſomit den Platz der urſprünglich ideelleren Größe der chriſtlichen Grundanſchauung (vgl. 1) erhalten hätten[28]); und ſpäter iſt dieſe active Deutung für *κανονικός* (Regel gebend) auch ſicher maßgebend geweſen, z. B. bei Iſidor von Peluſium (geſt. um 440)[29]): *τὸν κανύνα τῆς ἀληθείας, τὰς θείας φημὶ γραφάς, κατοπτεύσωμεν*. Die Entſtehung der Benennung ſelbſt aber erklärt ſich hieraus ſchwerlich, da gerade der Paſſivbegriff *κανονιζόμενα* oder *κεκανονισμένα*, bez. *ἀκανόνιστα βιβλία* dabei nur eine ſehr gezwungene Deutung („zur Norm gemacht“) zulaſſen oder gerade in die entgegengeſetzte eines Verzeichniſſes überleiten würde („unter die normgebenden aufgenommen“). Auf die letztere paſſen dagegen alle die verſchiedenen Wendungen, in denen ſich um jene Zeit die kirchlichen Schriftſteller ergehen, z. B.

16) Steitz, Artikel „Meſſe“ in Herzog's Realencykl. für proteſt. Theol. IX (1858), 397—408. 17) Opuscula I (1823), 385—392. 18) Steffen, De canone qui dicitur Aristophanis et Aristarchi 1876. Moriz Schmidt, Jen. Literaturzeitung 1876, 750. 19) Gedruckt z. B. vor den meiſten Tiſchendorf'ſchen Ausgaben des N. T. 20) Bei Manſi, Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio II, 676 seq.

21) Credner, Zur Geſch. d. K. 56, 1. 22) Hilgenfeld, Einl. in das N. T. (1875) 32, 2. 23) Zur Geſch. d. K. 60—68. VII fg. 24) Geſch. des neuteſtamentl. K. 212, 1. 25) Baur in Hilgenfeld's Zeitſchr. f. wiſſ. Theol. 1858, 141—150. 26) S. Anm. 150. 27) Manſi II, 574. 28) So Credner und die meiſten. 29) Epist. IV, 114.

Digitized by Google

der Schluß der jambi ad Seleucum des Amphilochius von Iconium (geſt. um 395) nach Aufzählung der einzelnen bibliſchen Bücher[30]): *οὗτος ἀψευδέστατος κανὼν ἂν εἴη τῶν θεοπνεύστων γραφῶν.* Hier iſt alſo der Urſprung des Namens am wahrſcheinlichſten zu ſuchen.[31]) Der Gedanke der Aufnahme in eine Sammlung liegt ſchon in dem Ausdruck des Origenes[32]): *αἱ ἐνδιάθηκοι βίβλοι* vor, zumal da ihm die Maccabäerbücher *ἔξω τούτων*[33]) ſtehen.[34])

III. Treten wir nun an die Unterſuchung der Entſtehung des altteſtamentlichen Kanons heran, ſo iſt vor allem daran zu erinnern, in welchem engen Zuſammenhange die hier zu behandelnden Fragen der ſogenannten allgemeinen Einleitung mit denen der beſonderen über den Urſprung der einzelnen Bücher ſtehen. Beide bedingen ſich gegenſeitig. Leider iſt man deſſen nicht immer eingedenk geweſen, ſondern hat vielfach die frühe Schließung des Kanons zu beſtimmt behauptet und dadurch den Verſuch, die Entſtehung einzelner Schriften aus ſpäterer Zeit zu begreifen, für verboten erklärt, manchmal auch umgekehrt ohne hinreichende Rückſicht auf die Daten der Kanonſchließung einzelne Bücher in zu ſpäte Zeit geſetzt (vgl. 2, 4, 6). Statt deſſen muß es als oberſter Grundſatz gelten, beide Gebiete ſtets gleichzeitig im Auge zu behalten und auf dem einen etwas, was das andere einſchränkt, nur auf unwiderlegliche Gründe, nie auf bloße Vermuthungen und unſichere Traditionen hin zu fixiren.

1) Die Geſchichte der Bildung des altteſtamentlichen Kanons könnte ſehr kurz ſein, wenn die altorthodoxe Anſicht richtig wäre, daß jedes Buch ſchon als ein kanoniſches geſchrieben, beziehungsweiſe vom Heiligen Geiſt dictirt wurde und demzufolge ſofort mit ſeinem Erſcheinen in kanoniſche Geltung trat. Aber ſie iſt ſo ungeſchichtlich wie möglich. Am deutlichſten iſt dies bei den hiſtoriſchen und poetiſchen Schriften. Aber auch die Propheten, obgleich von der göttlichen Eingebung ihrer Ausſprüche überzeugt (z. B. Jerem. 26, 12—15), waren weit davon entfernt, für ihre Bücher göttliche Verehrung zu fordern, und ihre Zeitgenoſſen, die den meiſten derſelben faſt nur Widerſpruch entgegenſetzten, noch weiter entfernt, ſie zu zollen (Jerem. 36). In der Blütezeit der Propheten lag der Schwerpunkt ihrer Thätigkeit ohnehin in ihrer mündlichen Predigt. Selbſt ihre eigenen Geſinnungsgenoſſen und Nachfolger betrachten die Werke ihrer Vorgänger nur als eine ehrwürdige Literatur, die ſie in ihren eigenen Reden und Schriften ſtark benutzen und auf die ſie ſich gelegentlich berufen (Ezech. 38, 17; Sach. 1, 4. 7, 7. 12). Und dies führt auf das Wahrheitsmoment, welches jener altorthodoxen Meinung bei aller ihrer Irrigkeit zu Grunde liegt, daß nämlich die bibliſchen Bücher auf Grund der Eigenſchaften, wegen deren ſie ſpäter in den Kanon kamen, von jeher ein größeres oder geringeres Maß freier Hochſchätzung genoſſen, bis dieſes ſchließlich eine officielle Beſiegelung erhielt. Directer zutreffend iſt jene Anſicht nur bezüglich der geſetzlichen Schriften, da dieſe ja von vornherein mit der Abſicht auftraten, als Gottes Gebote anerkannt zu werden; aber auch ſie beanſpruchen dies nur als inhaltliche Vorſchriften, nicht als Bücher, und die fortgehende Erſetzung des einen Geſetzes durch ein theilweiſe widerſprechendes anderes zeigt, daß auch inhaltlich eine unbedingte Werthſchätzung ihnen nicht zutheil wurde bis zur Zeit Esra's (458 fg.).

Hiermit iſt der Name genannt, an welchen ſich der zweite Verſuch einer ſehr einfachen, aber auch ſehr naiven Geſtaltung der Geſchichte des Kanons knüpft. Nach dem ſogenannten IV. Esrabuche, einer höchſt wahrſcheinlich gegen Ende des 1. chriſtlichen Jahrhunderts geſchriebenen Apokalypſe[35]), hat Esra vor ſeiner Himmelfahrt vermöge göttlicher Eingebung die (jedenfalls bei der Zerſtörung des Tempels 586 vor Chr.) verbrannten 24 Bücher des Alten Teſtaments neu dictirt und ſo der Welt wiedergeſchenkt, außerdem auf gleiche Weiſe noch 70 geheimzuhaltende Weiſſagungsbücher (14, 18—48). Die weiteren Ausführungen der Sage bei den Kirchenvätern beſitzen keinen ſelbſtändigen Werth, da ſie ſämmtlich in dieſer Stelle ihre einzige Quelle haben.

Viel verſtändiger, aber deshalb auch viel irreführender iſt die übrigens erſt von Elias Levita[36]) (geſt. 1549) aufgebrachte Verſion, der Kanon ſei von Esra im Verein mit der ſogenannten großen Synagoge endgültig feſtgeſtellt worden. Die große Synagoge ſelbſt wird ſchon im Talmud als ein Collegium von 120 oder 85 Männern dargeſtellt, welches die Bücher Ezechiel, Dodekapropheton, Daniel und Eſther niedergeſchrieben[37]), Gebets- und andere Formeln und religiöſe Gebräuche feſtgeſtellt und Erläuterungen über geſetzliche Beſtimmungen gegeben habe. Man ſtellt ſich darunter gegenwärtig bald eine nur einmal zuſammengetretene, bald eine durch Jahrhunderte wirkſam geweſene Körperſchaft vor, bald eine demokratiſche Volksvertretung, bald eine Akademie von Schriftgelehrten. Vielfach hat man auch ihre Exiſtenz bezweifelt; nach Kuenen's überraſchendem Nachweiſe[38]) iſt ſie nichts als ein Phantaſiebild, herausgeſponnen aus der großen, Neh. 8—10 völlig glaubwürdig beſchriebenen Verſammlung des Volks zur Verpflichtung auf das Geſetz, deren hiſtoriſche Bedeutſamkeit durch dieſe Anknüpfung der Sage an ſie nur beſtätigt wird.

30) Bei Gallandi, Bibliotheca patrum VI, 495. 31) So Semler, Abhandlung von freier Unterſuchung des Kanon I (1771), 11 und Thl. II, Vorrede; Baur ſ. Anm. 25; Steiner in Schenkel's Bibellexikon III, 481 fg.; Hilgenfeld, Einl. 33 fg. 32) Bei *Euseb.* Hist. eccl. VI, 25, 1. 33) Ebendaſ. §. 2. 34) Von Intereſſe iſt noch die Hypotheſe von Mangold (zu Bleek's Einl. in das N. T., 3. Aufl. 734, 1).

35) Vgl. z. B. Schürer, Neuteſt. Zeitgeſchichte (1874) 556—563. 36) 3. Vorrede zu Masoreth hammasoreth. Aehnlich ſchon David Kimchi (um 1200) in der Vorrede des Commentars zur Chronik (bei Strack in Herzog's Realencyklopädie, 2. Aufl., VII, 416). 37) Ueber dieſe merkwürdige Stelle aus Baba bathra 14b, 15a, welche jedoch nicht von der Sammlung des Kanons handelt, ſ. Strack 417 fg. 38) Over de mannen der groote synagoge, in: Verslagen en mededeelingen der k. Akademie van wetenschappen, afdeeling Letterkunde, 2. Reeks, 6. Deel, Amſterdam 1877, p. 207—248.

Digitized by Google

2) In dieſer großen Verſammlung nämlich, in welcher das Geſetz vorgeleſen, erklärt und dann feierlich unterzeichnet wurde, erſcheint endgültig ein Theil des Alten Teſtaments, der Pentateuch, als heiliges Buch, außer dieſem aber noch nichts. Man kann ihn deshalb den **erſten Kanon** nennen; denn ſchon hieraus iſt deutlich, daß der heutige Kanon nur allmählich zu Stande gekommen und daß die hebräiſche Abſcheidung des Pentateuchs als eines ſelbſtändigen und zwar des erſten Theils für die Kanongeſchichte hiſtoriſch vollkommen richtig iſt. Ganz anders in Bezug auf die Literaturgeſchichte, für welche mindeſtens das Buch Joſua, in einem weiteren Sinne nach vielen auch die Bücher der Richter, Samuel's und der Könige mit dem Pentateuch ein einheitliches, in dieſer Geſtalt aber der älteren prophetiſchen Literatur erſt nachfolgendes nationales Geſchichts- und Rechtsbuch bilden (vgl. den Artikel „Moſes"). Allein eben die Nothwendigkeit eines Geſetzbuches als Grundlage einer Verfaſſung führte zur Abtrennung der nach-Moſaiſchen geſchichtlichen Partien, während die ebenfalls geſchichtlichen Theile innerhalb des Pentateuchs eine Ausſcheidung nicht zuließen.

Freilich fand unter Nehemia (445—433) nicht die erſte officielle Anerkennung eines Geſetzbuches ſtatt, ſondern eine ganz ähnliche war ſchon vorausgegangen unter Joſia (622). Nachdem das „Buch des Geſetzes" bei einer Renovation im Tempel gefunden worden war und einen mächtigen Eindruck auf den König gemacht hatte, verpflichtete ſich dieſer ſammt dem Volke in feierlicher Verſammlung zu ſeiner ſteten Beobachtung (II reg. 22 fg., beſonders 23, 3). Ob unter dieſem Buche der ganze Pentateuch gemeint iſt oder nur das Deuteronomium, beziehentlich deſſen Grundſtock, während die übrigen geſetzlichen Beſtandtheile des Pentateuchs mit geringen Ausnahmen noch gar nicht exiſtirten, iſt ſeit der Erneuerung dieſer letzteren Hypotheſe durch Graf[39]), Wellhauſen[40]) und andere Gegenſtand eines die Kritik des Alten Teſtaments in ihren tiefſten Grundlagen aufwühlenden Streites, der hier nicht entſchieden werden kann (vgl. den Artikel „Moſes", ſowie „Joſia", Sect. II, Thl. 23, S. 185—187). Im erſteren Falle würde die feierliche Annahme des Geſetzes unter Nehemia nur eine Wiederholung ſein; im letzteren wäre das Deuteronomium genau genommen als der allererſte Kanon zu bezeichnen.

Eine weit frühere kanoniſche Geltung des Geſetzes oder gar faſt des ganzen A. T. (Wolf, Biblioth. hebraea II, 1721, S. 6—9) glaubte man allerdings aus der auch bei heidniſchen Völkern mit großem Fleiß aufgeſpürten Sitte erweiſen zu können, heilige Bücher im Tempel aufzubewahren. Allein ein derartiger Befehl deut. 31, 26 ſtammt ſammt dem ganzen Deuteronomium, wie ſehr allgemein anerkannt, erſt aus dem 7. Jahrhundert. Falls der Notiz I Sam. 10, 25 etwas Geſchichtliches zu Grunde liegt, ſo iſt uns doch das dort erwähnte „Königsrecht" nicht erhalten; ein Tempelarchiv nützt alſo für unſere heutige Sammlung nichts, wenn nicht zuvor deren Exiſtenz nachgewieſen iſt. Eben deshalb iſt die Behauptung Joſ. 24, 25 fg., Joſua habe dem „Buch des Geſetzes Gottes" etwas beigeſchrieben, ohne alle Beweiskraft, und die aus II reg. 11, 12 erſchloſſene Sitte, einem König bei der Thronbeſteigung das Geſetz einzuhändigen, wird wenig beſtätigt durch die ſoeben berührte Geſchichte des Joſia, dem das Geſetz, deſſen Vorhandenſein im Tempel auch niemand ſonſt geahnt, etwas völlig Neues war.[41]) Vollends die Stelle Pſ. 40, 8, von der weder Sinn noch Alter feſtſteht, oder gar Jeſ. 29, 18 hätte man nie anführen ſollen.

3) Die übrigen Bücher des Alten Teſtaments zerlegt die jüdiſche Eintheilung in die 8 Propheten, nämlich in die 4 „vorderen", geſchichtlichen, die prophetiſchen Gedanken retroſpectiv in die Geſchichtsdarſtellung hineintragenden (Buch Joſua, der Richter, Samuel's, der Könige) und die 4 „hinteren", eigentlichen (Jeremia, Ezechiel, Jeſaia, die 12 Propheten), und in die 11 „Schriften", כתובים oder ἁγιόγραφα (Pſalmen, Hiob, Sprüche Salomo's; Hoheslied, Ruth, Klagelieder, Prediger, Eſther; Daniel, Esra mit Nehemia, Chronik).[42]) Daß auch dieſe **weitere Zweitheilung** der Geſchichte vollſtändig entſpricht, daß der Kanon der Propheten wirklich in dieſer Geſtalt die nächſte Einheit bildet und geſchloſſen worden ſein muß, ehe manche Bücher der dritten Hauptabtheilung für die Aufnahme auch nur in Frage kommen konnten, iſt überaus einleuchtend. Welcher Grund ließe ſich denken, daß von den geſchichtlichen Propheten die Chronik und Esra-Nehemia, von den eigentlichen Propheten Daniel ausgeſchloſſen wurde? Sie ſind ja den entſprechenden Büchern des zweiten Kanons vollſtändig gleichartig und weſentlich verſchieden von den poetiſchen des dritten. Daß Chronik und Esra-Nehemia einen mehr prieſterlich-levitiſchen Charakter tragen, kann dem gegenüber doch gar nicht in Betracht kommen, und daß Daniel nur ein donum, nicht ein munus propheticum gehabt, nicht Prophet, ſondern Apokalyptiker ſei, wogegen ſogar Matth. 24, 15 angeführt werden könnte, oder daß man ihn wegen ſeiner vorzugsweiſen Beſtimmung zur Leuchte für das Geſchlecht der Zukunft ans Ende des Kanons gerückt habe u. ſ. w., ſind ja nichts als klägliche Ausflüchte. Noch die Synagogenpraxis, neben der urſprünglichen Geſetzeslektüre (Paraſchen) nur die von Abſchnitten des zweiten Kanons (Haphtharen), und die der 5 mittleren Hagiographen, der ſogenannten Megilloth, nur an beſonderen Tagen[43]) einzuführen, zeigt, daß der Unterſchied der drei Schichten des Kanons feſtgehalten wurde, und noch mittelalterliche Juden leiten nur den zweiten Kanon vom Geiſt der Prophetie, den dritten blos vom Heiligen Geiſt her. Sie ſprechen damit in ſeltſamer Form den richtigen Grund der Scheidung aus. Die

39) Die geſchichtl. Bücher des A. T., 1866. 40) Geſchichte Iſraels I, 1878.

41) Vgl. den Artikel Hebräiſche Literatur in dieſem Werke Sect. II, Th. 3, S. 362 fg. 42) Ueber Eintheilung und Namen des A. T. vgl. den Artikel „Bibel" in dieſem Werke Sect. I, Th. 10, S. 1 fg. 43) In der angeführten Reihenfolge am Paſſa, Pfingſten, Gedächtnißtag der Zerſtörung Jeruſalems (9. Ab = Juli), Laubhütten- und Purimfeſt.



Digitized by Google

Generation der nachprophetiſchen Periode fühlte, daß der Geiſt der Prophetie von ihr gewichen war[44]); um ſo ſorglicher ſammelte ſie, was aus dem Zeitraum ſeines Waltens ſich vorfand, um ſo ängſtlicher aber auch ſchloß ſie aus, was ſich nicht aus ihm ableiten konnte.

4) Aber wann wurde dieſer zweite Kanon geſchloſſen? Da Maleachi, welcher früheſtens kurze Zeit vor Nehemia gewirkt haben kann, noch als Prophet gilt, ſo iſt es von vornherein wahrſcheinlich, daß das Schwinden des prophetiſchen Geiſtes nach den Tagen des Nehemia erſt eine beträchtliche Zeit lang ſchwer empfunden ſein mußte, ehe man die Hoffnung, Gott werde ſeinem Volke wieder Propheten erwecken, gänzlich aufgab. Und daß das Geſetz erheblich früher als die Propheten kanoniſch war, dafür ſpricht die weit correctere Erhaltung ſeines Textes, während derſelbe bei den Propheten, beſonders z. B. in den Samuelisbüchern und Ezechiel, in einer ganz traurigen und oft unheilbaren Weiſe verderbt iſt. Denn jene wunderbare Uniformität, in der ihn alle heutigen Handſchriften aufweiſen, erhielt er gleich den Beden eben erſt, als er für heilig galt, ja in einem ſtrengeren Sinne erſt, ſeit ſich ſeiner nach Chriſti Zeit die peinliche Fürſorge der Schriftgelehrten bemächtigte. Die Vergleichung mit der alexandriniſchen Ueberſetzung (der ſogenannten Septuaginta), die ſeit Anfang des 3. Jahrhunderts vor Chr. allmählich entſtand, weiſt daher an unſerem hebräiſchen Text auch im Pentateuch noch genug Entſtellungen auf, aber doch in weit geringerem Maße als bei den übrigen Schriften.

Hierdurch[45]) iſt ſchon der Proteſt begonnen gegen die Benutzung zweier ausdrücklicher Zeugniſſe für einen früheren Abſchluß des Prophetenkanons, denen man großen Werth beigelegt hat. Das erſte derſelben, Jeſ. 34, 16[46]), würde ſelbſt nach der hebräiſchen Lesart: „forſchet aus dem Buche Jahve's und leſet", nur dies beſagen, daß der Verfaſſer dieſes Nachtrags zu Jeſaia deſſen Buch ſammt ſeinem eigenen Anhang, nicht aber die ſämmtlichen vorderen und hinteren Propheten für Eingebungen Jahve's erklärt; allein der Text iſt überdies gewiß mit Hülfe der Septuaginta zu verbeſſern, welche ſtatt מעל ספר das in den Zuſammenhang ſehr gut paſſende על מספר vor ſich hatten.[47]) — Bedeutſamer iſt das zweite, aus 2 Macc. 2, 13 fg.: *ἐξηγοῦντο δὲ καὶ ἐν ταῖς ἀναγραφαῖς καὶ ἐν τοῖς ὑπομνηματισμοῖς τοῖς κατὰ τὸν Νεεμίαν τὰ αὐτὰ καὶ ὡς καταβαλλόμενος βιβλιοθήκην ἐπισυνήγαγε τὰ περὶ τῶν βασιλέων καὶ προφητῶν καὶ τὰ τοῦ Δαυὶδ καὶ ἐπιστολὰς βασιλέων περὶ ἀναθεμάτων. ὡσαύτως δὲ καὶ Ἰούδας τὰ διαπεπτωκότα διὰ τὸν πόλεμον τὸν γεγονότα ἡμῖν ἐπισυνήγαγε πάντα, καὶ ἔστι παρ' ἡμῖν.* Der Brief, aus dem die Stelle entnommen iſt (1, $10^b$—2, 18), hat ebenſowenig wie der vorangehende urſprünglich zum 2. Maccabäerbuch gehört. Ueber das Alter beider läßt ſich nur ſo viel vermuthen, daß ſie wegen des Eifers, mit dem ſie das Tempelweihfeſt empfehlen, noch vor der Zerſtörung Jeruſalems im J. 70 nach Chr. geſchrieben ſein mögen.[48]) Man hat jedoch die angeführte Notiz wegen der Berufung auf Aufzeichnungen über (oder von?) Nehemia, wegen ihrer Ausführlichkeit und Genauigkeit, wegen der Nennung des Nehemia ſtatt des der Erfindung näher liegenden Esra, wegen der ſpäter ganz zurückgetretenen Unterſcheidung zwiſchen Königsbüchern und Propheten, wegen der Nichterwähnung der anderen Hagiographen außer den Pſalmen, endlich wegen der Anführung von königlichen Schreiben, die nie in den Kanon gekommen ſind, für ſehr glaubwürdig gehalten.[49]) Aus dem letzten iſt vorerſt klar, daß es ſich nicht um den Kanon, ſondern eben nur um eine wenn auch öffentliche Bücherſammlung handelt. Immerhin wäre die hohe Schätzung der betreffenden bibliſchen Bücher zu Nehemia's Zeit nachgewieſen und ihre baldige Kanoniſirung wahrſcheinlich gemacht. Allein jene Schrift über Nehemia hat nach dem der Stelle Vorangehenden einen ganz legendenhaften Charakter gehabt, weshalb auch ihre Ausführlichkeit nicht für Glaubwürdigkeit beweiſt; da Nehemia ihr Held war, ſo iſt ſeine Hervorhebung nur naturgemäß und die Entſtehung der ganzen Sage aus Neh. 8—10 wahrſcheinlich; auf die Abtrennung von Schriften über die Könige von den prophetiſchen Büchern konnte eine ſehr einfache Beobachtung, auf die königlichen Schreiben die im Buche Esra[50]) wirklich vorkommenden Urkunden führen, und die Anführung jener Briefe ſammt dem Schweigen über die meiſten Hagiographen beweiſt nur, daß bei Abfaſſung jener Schrift über Nehemia der Geſammtkanon allerdings noch nicht feſt geſchloſſen war, da die Legende ſonſt anders lauten würde.[51])

Ein wirklich ſicheres Zeugniß für das Vorhandenſein des Prophetenkanons bietet erſt Jeſus Sirach, welcher in einer Ueberſicht über die hervorragendſten Gottesmänner (46—49) Joſua, die Richter, Samuel, Nathan, David, Salomo und andere Könige, Elia, Eliſa, Jeſaia, Jeremia, Ezechiel, die 12 Propheten[52]), Serubabel ꝛc. aufzählt. Neben dieſem detaillirten Verzeichniß iſt ſogar Daniel 9, 2, wo Jerem. 25, 11 fg. als eine Stelle „in den Schriften" (בַּסְּפָרִים) erſcheint, nur von ſecundärem Werthe, da der Wortlaut hier an ſich noch nicht ſicher

44) Pſ. 74, 9 (von ſehr vielen für maccabäiſch gehalten); 1 Macc. 9, 27; 14, 41; Gebet des Aſarja 14; Sir. 36, 20 fg. 45) Gegen das der Geſchichte der Samaritaner vielfach entlehnte Argument iſt zu vergleichen Reuß, Geſch. der heil. Schriften A. T. (1881) §. 381. 46) Ewald, Jahrbücher der bibl. Wiſſ. VII, 75. 130; Dillmann, Jahrbücher für deutſche Theol. 1858, 445. 47) Knobel ad l. Wellhauſen zu Bleek's Einl. in das A. T., 4. Aufl. (1878), 554. Kuenen (ſ. Anm. 67) III, 399 fg.

48) Grimm, Handbuch zu den Apokryphen des A. T. IV (1857), 22—26. 49) Ewald, Geſch. des Volkes Iſrael VII, 2. Aufl. 466—474; Dillmann 446—449; Bleek, 3. Aufl. 671—675; Strack 425 fg. 50) 1, 1—4; 4, 17—22; 6, 3—12; 7. 12—26. 51) Vgl. Abr. Geiger's nachgelaſſene Schriften IV (1876), 16 fg.; Wellhauſen zu Bleek's Einl. 559 fg.; Nöldeke, Die altteſt. Literatur (1868) 238, 1; Reuß §. 411. 580. 52) Die Echtheit von 49, $10^a$ bezweifelt Bretſchneider, liber Jesu Siracidae (1806) 662. Doch iſt nur Umſtellung von $10^a$ und $10^b$ nöthig. Vgl. Fritzſche, Handb. zu den Apokr. V (1859), 292 fg.; Herzfeld Geſch. des Volkes Jiſrael III (1857), 95, 1

Digitized by Google

auf einen Kanon deuten und auch die Einſchließung ſämmtlicher heutiger Beſtandtheile deſſelben nicht verbürgen würde. Nun führen aber beide Zeugniſſe nicht höher hinauf als bis kurz nach 200[53]), beziehentlich 167—165 vor Chr., binnen welcher letzteren Jahre das Buch Daniel nach übereinſtimmender Anſicht faſt aller kritiſchen Theologen geſchrieben iſt (ſ. den Artikel „Daniel", Sect. I, Thl. 23, S. 4, 6 und ſonſt). Von Nehemia bis hierher bleibt alſo noch ein weiter Spielraum, und in der That kann die Zeit der Schließung des Prophetenkanons zuletzt nur danach beſtimmt werden, daß ſeine jüngſten Schriften in ihm noch Aufnahme fanden, die verwandten Hagiographen aber nicht. Hier zeigt ſich recht deutlich die Abhängigkeit der Geſchichte des Kanons von der Specialunterſuchung ſeiner Theile. Nun iſt Esra-Nehemia ſammt der Chronik, welche einen gemeinſamen Verfaſſer haben, wegen I chron. 3, 19—24, Neh. 12, 10 fg., 22 verglichen mit *Josephus*, Ant. XI, 7, 2, 8, 5 kaum vor der Zeit Alexander's des Großen, möglicherweiſe noch erheblich ſpäter[54]) verfaßt, Daniel, wie erwähnt, jedenfalls 167—165, das Buch Eſther vielleicht ungefähr um dieſelbe Zeit; und wenn es älter iſt, ſo kam es damals für den Kanon gewiß noch nicht in Betracht (ſ. 5 ex.). Aber auch für die Chronik mit Esra-Nehemia mußte ſicherlich nach ihrer Entſtehung noch eine Zeit vergehen, ehe ſie ſich das kanoniſche Anſehen errangen, beſonders wenn gerade nach Ewald's Vermuthung[55]) Esra-Nehemia früher Anerkennung erlangte als die Chronik, weil jenes Buch mehr als dieſes eine Lücke in der Geſchichte der prophetiſchen Periode ausfüllte, und wenn demgemäß die Trennung beider erſt zu dem Zwecke vollzogen wurde, um wenigſtens für den einen Theil höhere Werthſchätzung zu ermöglichen. Wenn daher von manchen Kritikern Obadja[56]), Jona[57]), Maleachi[58]), Sacharja 9—14[59]) aus innern Gründen in die nächſten zwei Jahrhunderte nach Nehemia verlegt worden ſind, ſo darf dagegen wenigſtens von ſeiten der Geſchichte des Kanons ein Verbot unſeres Erachtens nicht ausgeſprochen werden. Die Maccabäerzeiten[60]) ſind freilich ausgeſchloſſen. Daß die meiſten der Schriften ſchon lange vorher in hohem, ja vielleicht in kanoniſchem Anſehen ſtanden, ſoll natürlich nicht geleugnet werden; nur daß der Kanon bereits definitiv geſchloſſen geweſen, läßt ſich nicht erweiſen. Vollends Einſchiebungen kleinerer Stücke können von vornherein nicht für unmöglich gelten, da die ſtarken Umgeſtaltungen und Zuſätze der Septuaginta zeigen, wie wenig der damalige Begriff von Kanon die Unantaſtbarkeit des Textes einſchloß. Es kann auch nicht nachdrücklich genug darauf aufmerkſam gemacht werden, daß der Prophetenkanon durchaus nicht ſo wie das Geſetz durch einen öffentlichen Act, ſondern nur durch die ganz allmählich wachſende Hochſchätzung ſeinen Abſchluß gefunden hat.

5) Ueber den dritten Kanon mußte bisher ſchon manches vorausgenommen werden. Er iſt bei weitem nicht ſo einheitlich wie die vorangehenden. Neben Daniel und den Geſchichtsbüchern, welche nur der Zeit wegen nicht in dem Prophetenkanon Aufnahme fanden, enthält er Bücher, die bei der Schließung jenes ſicher ſchon vorhanden waren. Dieſe müſſen alſo an inhaltlichem Werth den prophetiſchen Schriften nachgeſtanden haben. Die Pſalmen, in der nachexiliſchen Zeit beim Gottesdienſt reichlich benutzt, ſtanden gewiß in hohem Anſehen und waren auch ſicher, ſo viele damals von den jetzt geſammelten exiſtirten, zu einem Geſangbuch vereinigt. Aber den prophetiſchen Ausſprüchen gegenüber waren ſie doch eben nur „Lieder aus Menſchenherzen", und das wußte man um ſo beſſer, da gewiß noch immer neue entſtanden, ſelbſt wenn dieſe nicht recipirt wurden. Das Buch Hiob, welches wenigſtens nach dem Talmud von Moſe geſchrieben iſt, und die drei Salomoniſchen Schriften werden wegen ihres angenommenen hohen Alters in Ehren geſtanden haben, das Buch Ruth wegen ſeiner Beziehung zum Davidiſchen Geſchlecht, die Klagelieder als Denkmal der Zeit der tiefſten nationalen Erniedrigung, deren Gedächtniß auch durch ein beſonderes Feſt erhalten wurde[61]) (erſt ſpäter auch als vermeintliches Werk des Jeremia). Aber an eine Kanoniſirung gleichzeitig mit den Propheten wurde, ſoviel wir ſehen, nicht gedacht.

Allerdings iſt hier die faſt allgemein vertretene Meinung zu berückſichtigen, daß wenigſtens Ruth und die Klagelieder urſprünglich im Prophetenkanon geſtanden haben. Jedoch der einzige Grund dafür iſt die für urſprünglich geltende, nach Origenes[62]) und Athanaſius[63]) ſchon im hebräiſchen Alphabet von Gott angedeutete Anzahl 22 der geſammten altteſtamentlichen Bücher, die ſich nur dann ergibt, wenn Ruth mit dem Richterbuche und die Klagelieder mit Jeremia zuſammengefaßt werden (vgl. 3 in.). Dieſe Zahl findet ſich aber zuerſt bei Joſephus um 100 nach Chr.[64]), noch dazu als Ergebniß einer ganz unhiſtoriſchen Eintheilung des Kanons in 5 Bücher Moſis, 13 der Propheten (jedenfalls außer den urſprünglichen 8, in welche Ruth und die Klagelieder einbegriffen ſind, noch die Chronik, Esra-Nehemia, Eſther, Daniel und Hiob!) und 4 mit Hymnen und Moralvorſchriften (augenſcheinlich die Pſalmen und die 3 Salomoniſchen Schriften). Dieſe Gliederung lehnt ſich offenbar an die in der alexandriniſchen Ueberſetzung eingeführte Sachordnung an, dient aber insbeſondere dem im Zuſammenhang jener Stelle begründeten Streben, möglichſt viele von Trägern des Geiſtes Gottes verfaßte Geſchichtsbücher nachzuweiſen.

53) Jong, De psalmis Maccabaicis (1857) 71—76; Dillmann 476, 1; Fritzſche, Handb. V, S. XIII—XVIII. 54) Nöldeke 64: um oder nach 200 v. Chr. 55) Geſch. Iſraels I, 3. Aufl. 284. 56) Hitzig, Exeget. Handb. I: kurz vor 300. 57) Hitzig ebenſo; Schrader zu de Wette's Einleit. ins A. T. §. 292 u. A.: 4. Jahrhundert. 58) Hitzig, Geſch. Iſraels I (1869), 306: 381—374. 59) Eichhorn, Einl. ins A. T. IV, 4. Aufl. (1824), 442—460: nach Alexander d. Gr. Geiger, Urſchrift und Ueberſetzungen der Bibel (1857) 55—59; Stade, Zeitſchr. für altteſt. Wiſſ. 1881, I. 1882, I fg. De populo Javan (1880) 19 fg.: Anfang des 3. Jahrh. 60) Hitzig, Des Propheten Jonas Orakel über Moab (1831) 36—39; Paulus, Commentar über die 3 erſten Evangelien III (1802), 130; Exeget. Handb. III, 1 (1832), 138: Sach. 9, 1—10 im letzten Drittel des 2. Jahrh. v. Chr.

61) Vgl. Anm. 43. 62) Opp. ed. Lommatzſch XI, 377 fg. 63) S. Anm. 150. 64) Contra Apionem I, 8.



Digitized by Google

Ueberdies nennt das hebräiſch redende Judenthum (ſchon 4 Esra, vgl. oben unter 1) ſtets die Zahl 24, und ein gültiges Zeugniß für die einſtige Zugehörigkeit der beiden Bücher zum Prophetenkanon liegt weder bei Melito von Sardes[65]) vor, der eine Zahl gar nicht angibt, trotz ſeiner paläſtinenſiſchen Informationen der alexandriniſchen Ordnung folgt und vor allem Ruth (nicht auch die Klagelieder) beſonders aufführt, noch bei Origenes (vgl. Anmerkung 62), der trotz ſeiner gerühmten Kenntniß der wirklichen jüdiſchen Sitte dem Jeremia auch den von Anfang an nur griechiſch exiſtirenden „Brief des Jeremia" (= Baruch 6) zuzählt, noch bei Hieronymus (geſt. 420), der vielleicht nur dem Origenes folgt und daneben doch die Einordnung der beiden Bücher unter die Hagiographen recht wohl kennt.[66]) Ein Grund für ihre ſpätere Verſetzung unter die Hagiographen und zwar erſt kurz vor Hieronymus[67]) kann in dem bei Anmerkung 43 angegebenen gottesdienſtlichen Zwecke doch kaum liegen, während umgekehrt die Einordnung unter die Propheten wegen Zuſammengehörigkeit nach Inhalt, beziehentlich Verfaſſer, ſeit dem Aufgeben der echt hiſtoriſchen Dreitheilung des Kanons im alexandriniſchen Bewußtſein nur zu begreiflich iſt und bei den Septuaginta factiſch vorliegt.[68]) Etwas Künſtliches hat freilich auch die Zahl 24 an ſich, weil das Zuſammenfaſſen der 12 kleinen Propheten auf jeden Fall unberechtigt iſt. Da ſie der Anzahl der griechiſchen Buchſtaben gleichkommt, ſo iſt man geneigt, ſie aus Alexandrien herzuleiten, wie die Zahl 22 aus Paläſtina; allein das wird eben Täuſchung ſein.[69])

Aber ſelbſt wenn jene beiden Bücher urſprünglich unter den Propheten ſtanden, ſo bleibt es doch für die 9 andern Hagiographen ſicher, daß ihre Kanoniſirung bei Abſchluß der Prophetenſammlung noch nicht in Frage kam. Wenn ſie ſpäter doch erfolgte, ſo war der Grund wol der, daß ſich durch vielfachen Gebrauch ihr Anſehen immer mehr befeſtigt hatte und daß man mit der fortſchreitenden Entfernung von den Tagen der Väter immer mehr das Bedürfniß empfand, auch die nichtprophetiſchen literariſchen Denkmale derſelben, welche ſich allgemeinen Anſehens erfreuten, dem Kanon anzuſchließen. Für uns iſt heutzutage der hebräiſche Codex zugleich der Inbegriff der überhaupt erhaltenen hebräiſchen Nationalliteratur. Etwas von dem Gedanken einer Nationalliteratur liegt nun auch wirklich in der ſammelnden Thätigkeit; aber wäre er der maßgebende geweſen, ſo würde die Sammlung anders ausſehen. Es muß ja damals noch viel mehr hebräiſche Werke gegeben haben (II chron. 35, 25[70]); Pred. 12, 12); erſt wegen der einzigartigen Verehrung des Kanons, in welcher Rabbi Akiba um 100 n. Chr. ſogar jede außerkanoniſche Lektüre bei Verluſt der Seligkeit verbot[71]), gingen ſie, vielleicht zum Theil infolge planmäßiger Vernichtung, unter, ſoweit ſie uns nicht in griechiſcher Geſtalt unter den Apokryphen[72]) oder ſonſt[73]) erhalten ſind. Ein wirklich oder vermeintlich höheres Alter, welches z. B. dem Buche Daniel unſeres Wiſſens anſtandsloſe Aufnahme verſchaffte, während der etwas ältere Jeſus Sirach (vgl. Anm. 53) ſie nicht erlangte, oder wenigſtens Beziehung auf das Alterthum, wie bei Ruth, vor allem aber innere Wahrheit und religiöſer Geiſt müſſen wol die Bedingungen geweſen ſein, welche anfangs das Volksbewußtſein, ſpäter die Schriftgelehrſamkeit ſtellte.

Deutlich zeigen dies letztere noch die Beſtreitungen einzelner Bücher, von denen verſchiedene talmudiſche Stellen berichten.[74]) In den Sprüchen und dem Prediger wollte man nur die eigene menſchliche Weisheit Salomo's erkennen, in letzterem ſpeciell irreligiöſen Sinn (1, 3; 11, 9) und innere Widerſprüche (7, 3, 8, 15, 2, 2; 4, 2, 9, 4), im Hohenlied zu viel Weltlichkeit. Die Schätzung des Buches Eſther hing allerdings weſentlich von der Anerkennung oder Nichtanerkennung des aus dem perſiſchen Judenthum nach Paläſtina importirten Purimfeſtes ab, zu deſſen hiſtoriſcher Begründung es dienen ſoll; aber auch bei ihm, in welchem der Name Gottes trotz hinreichender Veranlaſſung nicht ein einziges mal vorkommt, wurde der religiöſe Charakter vermißt. In dem ſtrengeren Maßſtab erkennt man bereits deutlich die geſteigerte Idee der Heiligkeit, welche beſonders von der Schule Schammai's (kurz vor Jeſu) auf den Kanon angewandt wurde und ein Zeichen der Nähe ſeiner Schließung iſt. Aber gerade dieſer Maßſtab konnte für jene Bücher verhängnißvoll werden. Wenn ſich gegen Ezechiel wegen ſeiner Widerſprüche gegen das Geſetz Bedenken erhoben, ſo konnten dieſe nicht mehr ſeine Stellung in dem längſt geſchloſſenen Prophetenkanon erſchüttern, ſondern nur den Scharfſinn ſpornen, ſie als nicht vorhanden nachzuweiſen, was den Rabbi Hananja ben Hiskia allerdings viele ſchlafloſe Nächte gekoſtet haben ſoll.[75]) Ueber die angeführten Hagiographen aber ſcheint ein ernſtlicher Schulſtreit beſtanden zu haben. Doch die Bedenken wurden ſchließlich überwunden. Das Buch Eſther ſchmeichelte dem Nationalſtolze ſo ſehr, daß es ſchon nach dem Talmud ſogar dem Geſetz an Werth gleichgeſtellt wurde.

---

65) Bei *Euseb.* Hist. eccl. IV, 26, 13 seq. (um 160—180). 66) S. den ſogen. Prologus galeatus zu den 4 Königsbüchern, opp. ed. Vallarsi IX, 453—462. 67) Kuenen, Historisch-kritisch onderzoek naar het ontstaan en de verzameling van de boeken des Ouden Verbonds III (1865), 450. 68) Vgl. beſonders Strack 434—438; Wellhauſen zu Bleek's Einl. 552, 1; Nöldeke 144; (Reuß §. 248. 414). 69) *Epiphanius* (geſt. 403), De mens. et pond. 4; 22 seq.; haer. 8, 6 und Hieronymus (ſ. Anm. 66) haben die Spielerei dahin fortgeſetzt, daß ſie unter Hinzunahme der fünf am Wortſchluſſe abweichenden hebräiſchen Buchſtabenformen 27 Bücher zählen, indem ſie das Buch Samuel's, der Könige, der Chronik, Esra-Nehemia und entweder Richter-Ruth oder Jeremia-Klagelieder in je zwei zerlegen. Einſchließlich dieſer ſechs Zerlegungen und derjenigen des Dodekapropheton zählen wir heutzutage 39 Bücher.

70) Doch vgl. Nöldeke 144 fg. 71) S. bei Herzfeld (Anm. 52) III, 98 fg. 72) Jeſus Sirach, Baruch (wenigſtens 1, 1—3, 8), I. Maccabäerbuch, Judith; auch Tobit? 73) Die 18 ſogenannten Pſalmen Salomo's, Buch Henoch, Buch der Jubiläen. 74) Am ausführlichſten bei Fürſt, Der Kanon des A. T. (1868) 82—85; 91—96; 105—111. Delitzſch, Zeitſchr. für lutheriſche Theol. und Kirche 1854, 280—283. 75) Bei Fürſt 24, 3.

Digitized by Google

Salomo's Schriften ſchienen prov. 30, 6 ausdrücklich für Gottes Worte erklärt zu werden; auch enthielten ſie doch viel Schönes, das man nicht miſſen mochte. Für den Prediger insbeſondere wurde 12, 13 fg. entſcheidend; das Hohelied aber wurde durch die allegoriſche Deutung auf die Liebe zwiſchen Gott und ſeinem Volke dem Zweifel ſo ſehr entrückt, daß Rabbi Akiba ſagen konnte, die Welt ſei des Tages nicht werth, an dem ihr daſſelbe gegeben worden.

6) Rabbi Akiba's Meinung drang durch. Die letzte Verhandlung der Frage, von welcher berichtet wird, ſoll in einer Verſammlung des Synedriums zu Jabne am Tage der ſogenannten Zeugnißſammlung um 118 n. Chr. ſtattgefunden haben.[76]) Und hiermit wäre wol die Zeit der Schließung des ganzen Kanons (genauer nur ſeines letzten Theils) gegeben, da ungefähr gleichzeitig die Nennung der beſtimmten Zahl 24 im 4. Buch Esra (ſ. 1) und der citirte Ausſpruch des Joſephus (Anm. 64) fällt, welcher zum erſten mal die heiligen Bücher als eine feſtbegrenzte Sammlung bezeichnet (*οὐ γὰρ μυριάδες βιβλίων εἰσὶ παρ' ἡμῖν ἀσυμφώνων καὶ μαχομένων, δύο δὲ μόνα πρὸς τοῖς εἴκοσι βιβλία .... τὰ δικαίως θεῖα πεπιστευμένα*). Eine Sicherheit freilich dafür, daß nicht auch nach jener Zeit noch Meinungsverſchiedenheiten zur Geltung kamen, geben auch dieſe Stellen nicht, da insbeſondere die Zählung des Joſephus willkürlich iſt (ſ. 5.). Und wenn in der Aufzählung des Biſchofs Melito von Sardes (ſ. Anm. 65) Eſther nicht durch ein Schreibverſehen fehlt und die ihm in Paläſtina gewordene Auskunft auf jüdiſcher Tradition beruht, ſo wäre durch ihn noch um 160—180 n. Chr. Ausſchließung dieſes Buches in jüdiſchen Kreiſen bezeugt. Auf ſie geht gewiß auch die poſitive Verwerfung deſſelben bei einzelnen Kirchenſchriftſtellern von Athanaſius (365, ſ. Anm. 150) bis Nicephorus (geſt. 828) zurück, deren Nachhaltigkeit freilich eher aus chriſtlichem Widerſpruch gegen ſeinen Inhalt zu erklären iſt (vgl. sex.).

Vor Joſephus kann der Abſchluß des Kanons nicht nachgewieſen werden. Des Joſephus eigene Meinung (ſ. Anm. 64), keine der ſeit Artaxerxes Longimanus (465—424) entſtandenen Schriften habe gleiches Anſehen wie die kanoniſchen erlangt, verlegt noch nicht auch die Schließung des Kanons in jene Zeit und iſt übrigens eine reine Abſtraction aus ſeiner Annahme, daß das Buch Eſther die jüngſte kanoniſche Schrift ſei, wobei er obendrein den darin genannten Ahasveros fälſchlich mit Artaxerxes Longimanus ſtatt mit ſeinem Vorgänger Xerxes identificirt. Der berühmte Prolog zu Jeſus Sirach, welchen der Enkel des Verfaſſers nach 132 v. Chr. (ſ. Anm. 53) ſeiner Ueberſetzung des Werkes voranſtellte, hat neben *ὁ νόμος* und *οἱ προφῆται* für die dritte Klaſſe nur die ſehr allgemeinen Bezeichnungen *οἱ ἄλλοι οἱ κατ' αὐτοὺς ἠκολουθηκότες, τὰ ἄλλα πάτρια βιβλία, τὰ λοιπὰ τῶν βιβλίων*, welche nicht einmal auf annähernde Gleichſchätzung deuten, geſchweige denn die heutige Vollzahl verbürgen. Auf die ohnehin nicht ſtrictere Dreitheilung in *νόμος καὶ λόγια θεσπισθέντα διὰ προφητῶν καὶ ὕμνοι καὶ τὰ ἄλλα* bei Philo De vita contemplativa 3 muß gänzlich verzichtet werden, ſeit Lucius (Die Therapeuten, 1879) die Abfaſſung dieſer Schrift um 300 n. Chr. wahrſcheinlich gemacht hat. Daß der Maccabäerführer Judas die in den jüngſten Kriegen verloren gegangenen Schriften ſammelte (2 Macc. 2, 14, ſ. oben unter 4), iſt glaublich, beweiſt aber noch weniger. Wenn 1 Macc. 7, 16 fg. eine Pſalmſtelle (79, 2 fg.) als *γραφή* citirt wird, ſo zeigt ſich darin nur die bekannte Hochſchätzung ſpeciell der Pſalmen am Anfang des letzten vorchriſtlichen Jahrhunderts auf einer neuen Stufe. Dem gegenüber ſpricht neben der Freiheit, mit der die alexandriniſchen Ueberſetzer (vgl. 4 in. ex.) ganze Partien ummodelten und einfügten (am ſtärkſten bei Daniel und Eſther), die Nachläſſigkeit, mit welcher bis etwa ins erſte chriſtliche Jahrhundert der hebräiſche Text fortgepflanzt wurde, ſodaß wir an zahlloſen Stellen das Richtigere bei den Septuaginta zu ſuchen haben, ſowie die Anführung nichtkanoniſcher Stellen im Neuen Teſtament und bei den älteſten Kirchenſchriftſtellern[77]) mit den ſolennen Citationsformeln dafür, daß die ſpecifiſche Hochſchätzung des Kanons und ſeine Abſchließung gegen die übrige Literatur bis zu Chriſti Zeit und noch nach derſelben nicht durchgedrungen war. Daß im Neuen Teſtament nur einmal und unvollkommen die Dreitheilung (Luc. 24, 44: *ἐν τῷ νόμῳ Μωυσέως καὶ προφήταις καὶ ψαλμοῖς*), ſonſt — abgeſehen von allgemeinen Ausdrücken — nur die Zweitheilung in Geſetz und Propheten ſich findet, darf allerdings nicht gegen die Geltung der Hagiographen urgirt werden, da dieſelben, ſoweit ſie damals in Geltung ſtanden, leicht unter den *ψαλμοί*, beziehentlich unter den *προφῆται*, wie ja ſogar unter *νόμος* (Joh. 10, 34; 12, 34; 15, 25; 1 Cor. 14, 21) alle übrigen Schriften mitverſtanden ſein können. Auch daß das Hohelied, der Prediger, Eſther und Esra-Nehemia im Neuen Teſtament nie citirt ſind, könnte Zufall ſein; doch ſind dies zum größten Theil gerade die zuletzt noch angefochtenen Bücher, und jedenfalls muß die Frage, ob die neuteſtamentlichen Schriftſteller den altteſtamentlichen Kanon in ſeiner heutigen Geſtalt gekannt haben, gänzlich offen gelaſſen werden. Aus Matth. 23, 35, ſelbſt wenn hier auf II chron. 24, 20 fg. Bezug genommen ſein ſollte, beweiſen zu wollen, daß damals wie heute die Chronik den Schluß des altteſtamentlichen Kanons gebildet, iſt vollends unerlaubt.

Daß ſämmtliche heilige Schriften ſchon lange vorhanden und geſchätzt waren, braucht deshalb nicht geleugnet zu werden. Es iſt faſt ſchon durch die bloße Exiſtenz der Septuaginta bewieſen, welche bereits dem Enkel des Siraciden wenigſtens dem größten Theile

76) Grätz, Geſch. der Juden IV (1853), 43 fg. Zu früh wäre es hiernach, wenn der Abſchluß bei demſelben III, 2. Aufl. (1863), 499—502 in eine ähnliche Verſammlung vom Jahre 67 n. Chr. und bei Fürſt 95 etwa 32 v. Chr. geſetzt wird.

77) 1 Cor. 2, 9; Jac. 4, 5; Joh. 7, 38; Jud. 14; Eph. 5, 14. Auch Luc. 11, 49? Für letztere vgl. Joh. Delitzſch, De inspiratione scripturae sacrae quid statuerint patres apostolici et apologetae secundi saeculi (1872) 33—35.

Digitized by Google

nach vorlag (vgl. den Prolog zu Jeſus Sirach). Ob freilich das Buch Daniel das jüngſte iſt oder etwa der Prediger, oder ob in und nach den Maccabäerzeiten noch etliche[78]) oder vielleicht ſogar ſehr viele[79]) der Pſalmen entſtanden, kann die Geſchichte des Kanons nicht entſcheiden. Sie könnte es nur, wenn ſie den Schluß des Kanons direct nach den Siegen der Maccabäer anſetzen dürfte. So aber bleibt es ihr gegenüber möglich, daß das früh ſchon hochgeſchätzte Pſalmenbuch anfangs nur aus einem Theil unſerer heutigen Sammlung beſtand, an welchen ſich immer neue Lieder anfügten. Und da auch I chron. 16, 36, wenn hier der erſt von fremder Hand zum Abſchluß des 4. Buchs der Sammlung dem 106. Pſalm hinzugefügte 48. Vers herübergenommen iſt[80]), nicht Kanonicität, ſondern nur Vorhandenſein der in 5 Bücher getheilten Pſalmenſammlung beweiſt, ſo iſt die ganze Frage nicht hier, ſondern in dem Artikel „Pſalmen" zur Erledigung zu bringen.

7) In der alexandriniſchen Ueberſetzung finden ſich mitten unter den Büchern des hebräiſchen Kanons noch diejenigen, welche ſpäter Apokryphen genannt wurden, nämlich 3 Esra (als 1 und 2 werden die kanoniſchen Bücher Esra und Nehemia gezählt), Baruch, Brief des Jeremia (= Baruch Kap. 6), Tobit, Judith, 3 Maccabäerbücher, Jeſus Sirach, Weisheit Salomo's, Gebet Manaſſe's. Dieſer Name wurde auf ſie nicht in dem Sinne angewandt, wonach darunter Bücher unbekannten Urſprungs verſtanden werden, was im Munde kirchlicher Schriftſteller leicht in den Begriff des Unechten und Gefälſchten übergeht, z. B. bei Irenäus adv. haer. I, 20, 1: *πλῆθος ἀποκρύφων καὶ νόθων γραφῶν, ἃς αὐτοὶ ἔπλασαν*[81]). Vielmehr ſollen ſie im Gegenſatz zu den *βιβλία δεδημοσιευμένα* (vgl. IV, 6) verborgen werden, nur nicht wegen geheimnißvollen Inhalts, wie etwa die 70 Weisſagungsbücher 4 Esra 14, 46 fg. (ſ. 1), ſondern blos wegen mangelnder Zugehörigkeit zum Kanon. So bei Origenes, vielleicht auf Grund der Sitte in den Synagogen, gewiſſe Bücher, z. B. die nach dem Obigen (ſ. 5) angefochtenen, beiſeite zu legen (גנז).

In der griechiſchen Bibel aber ſind ſie von den eigentlich kanoniſchen Büchern durch nichts unterſchieden, und es muß daher zugegeben werden, daß der alexandriniſche Kanon, ſoweit man von einem ſolchen ſprechen darf, einen weiteren Umfang hatte als der paläſtinenſiſche. Doch wird die Tragweite des Sachverhalts dadurch beträchtlich eingeſchränkt, daß die Idee eines ſtreng ausgeſchiedenen Kanons hier überhaupt nicht lebendig war. Wenn noch Philo (geb. 30—20 v. Chr.) ſich ſelbſt göttliche Eingebung zuſchreibt, ſo iſt dies das deutlichſte Zeichen dafür, daß das Schwinden des prophetiſchen Geiſtes in dieſen Kreiſen nicht empfunden wurde. Daß aber derſelbe Philo doch ein Bewußtſein von dem Unterſchiede zwiſchen den eigentlich kanoniſchen und den übrigen Büchern gehabt habe, da er letztere nie citirt, wird völlig entkräftet durch die Beobachtung, daß er Ezechiel, Daniel und die 5 Megilloth ebenſowenig anführt. Und ſo haben denn auch von den neuteſtamentlichen Schriftſtellern, welche das Alte Teſtament ja meiſt nach der alexandriniſchen Ueberſetzung benutzen, einzelne von den Apokryphen wenigſtens ſtillſchweigend einen ziemlich ausgedehnten Gebrauch gemacht.[82]) — Die weitere Geſchichte der Apokryphen in der chriſtlichen Kirche ſ. V, 2.

IV. Nicht lange nach dem Abſchluß des altteſtamentlichen begann die Bildung des neuteſtamentlichen Kanons. Ihre Erforſchung wird durch einen größeren Reichthum an hiſtoriſchen Zeugniſſen erleichtert, durch andere Umſtände jedoch ungleich mehr erſchwert. Es gilt hier nicht mit Jahrhunderten, ſondern mit Jahrzehnten zu rechnen, während eine ſo genaue chronologiſche Fixirung der einzelnen Zeugen kaum möglich iſt. Und die Ausſagen derſelben laſſen uns nicht nur gerade über die wichtigſten Fragen im Ungewiſſen, ſondern ſie ſind auch zum Theil von einer nur zur Verdunkelung der Thatſachen geeigneten Tendenz eingegeben, die nur noch von der Gefliſſentlichkeit übertroffen wird, mit welcher conſervative Theologen ſie zum Beweis eines möglichſt frühen Abſchluſſes des Kanons und zur Abſchneidung der kritiſchen Behauptung der Unechtheit neuteſtamentlicher Schriften auszudeuten beſtrebt ſind. Auf ſolche Verſuche kann hier nur ganz ſelten eingegangen werden; es muß genügen, die muthmaßliche Entſtehung des Kanons thetiſch darzulegen und zu begründen.

Mit der Frage, welche Bücher des Neuen Teſtaments in den früheſten Perioden der Kirchengeſchichte für kanoniſch gegolten haben, verbindet man meiſt die andere, welche durch Benutzung von ſeiten der Kirchenväter als vorhanden, doch ohne kanoniſche Geltung, nachgewieſen ſind. An ſich ganz paſſend, da über beide dieſelben Zeugen abzuhören ſind und die eine ohnehin in die andere übergeht. Allein wegen der Beſchränktheit des Raumes muß die zweite hier gänzlich ausgeſchloſſen und der Beſprechung jedes einzelnen Buches zugewieſen werden.[83])

1) Das Ideal einer Geſchichte des neuteſtamentlichen Kanons für die conſervative Theologie wäre es wol, wenn der letzte Apoſtel eigenhändig die Schließung der Sammlung vollzogen hätte. In dieſen Traum wiegte man ſich jahrhundertelang und bis auf Auguſti[84])

78) Beſonders 44. 74. 79. 68. 79) Hitzig, Begriff der Kritik 1831; Commentar zu den Pſalmen 1835 fg. (2. Aufl. 1863—65); v. Lengerke, Commentar 1847; Olshauſen, Handbuch 1853; Reuß §. 474—484 und in ſeinem franzöſiſchen Bibelwerk. 80) Hiergegen aber ſehr zu beachten Kuenen III, 311 fg.; Reuß §. 474. 81) Vgl. überhaupt den Art. Apokryphen, Sect. I, Thl. 4, S. 412 fg.; Schürer bei Herzog I, 2. Aufl. (1877), 484—486.

82) Der Jacobusbrief von Jeſus Sirach, der Hebräerbrief (1, 3; 4, 12 fg.; 11, 34—38) von sap. 7, 22—26; 2 Macc. 6, 18—7, 42. Vgl. beſ. Bleek in den theol. Studien u. Kritiken 1853, 337—349. 83) Für das Johannesevangelium und den I. Johannesbrief vgl. Sect. II, Thl. 22. S. 18—31, für II. III Joh. ebendaſ. 73 fg., für Jac. II, 14, 27. 47, für Jud. II, 26, 413 fg., für I Petr. III, 19, 364, für II Petr. ebendaſ. 366; für die Pauliniſchen Briefe III, 14, 196—203, für den Hebräerbrief ebendaſ. 203 fg. u. II, 3, 330—332. Vgl. beſonders noch Scholten, Die älteſten Zeugniſſe betreffend die Schriften des N. T., deutſch von Manchot 1867. 84) Hiſt.-dogm. Einl. in die Heil. Schrift (1832) 205—217.

Digitized by Google

herab durch die Annahme, Johannes habe nach Abſchluß der Apokalypſe den Kanon ſelbſt feſtgeſtellt, ja durch die Drohung Apok. 22, 18 fg. wol gar der ganzen Bibel Alten und Neuen Teſtaments eine unverfälſchte Erhaltung ſichern wollen.[85]) Dieſer ſtrengen wie jeder noch ſo abgeſchwächten Form einer ſolchen Behauptung gegenüber muß nun auf das nachdrücklichſte für das apoſtoliſche wie für das nachapoſtoliſche Zeitalter eine Periode des Fehlens jedes neuteſtamentlichen Kanons conſtatirt werden.

Es gab einen Kanon; das war das Alte Teſtament. Dieſer genügte auch vollkommen, mindeſtens den Judenchriſten; aber auch den Heidenchriſten muß er, entgegen der Geringſchätzung, welche das zwiſchen Verheißung und Erfüllung ſich eindrängende Geſetz (Röm. 5, 20), der Bund des Buchſtabens (2 Cor. 3, 6—16; Röm. 7, 6) und der Knechtſchaft (Gal. 3, 19—4, 7) bei ihrem großen Lehrer Paulus gefunden hatte, frühzeitig und nachhaltig eingeprägt worden ſein.[86]) Aus ihm erhob man den Beweis, daß Jeſus wirklich der Weltheiland geweſen, da der Heilige Geiſt die Thatſachen ſeines Lebens bis ins Kleinſte ſo lange ſchon vorhergeſagt habe; in ihm hatte man zugleich eine reiche und von Gott direct für die Verhältniſſe der Gegenwart beſtimmte Quelle der Tröſtung, der Ermahnung, der Geſetzgebung fürs Leben.[87]) An neue heilige Bücher dachte man nicht. Wozu hätte ſie auch ein Geſchlecht wünſchen ſollen, welches fort und fort die Wiederkunft ſeines Herrn und damit das Ende der gegenwärtigen Welt in der allernächſten Zeit erwartete?[88]) Und wenn ſie mit der Zeit doch entſtanden, weil der Herr eben verzog zu kommen, ſo beſtand wenigſtens keinerlei Grund, ihnen eine beſondere Heiligkeit beizumeſſen. Der Heilige Geiſt, welcher ſie eingegeben, lebte ja in jedem Chriſten[89]), und von ihm getrieben ſtand jeder Beliebige in der Gemeinde auf, die Verſammlung zu lehren und zu erbauen[90]); unter den vielen Fähigkeiten, in denen er ſich äußert[91]), iſt von einem Charisma der Schriftſtellerei nichts zu leſen. Was die Gemeinde an Unterweiſung bedurfte, das brauchte ſie nicht aus Büchern zu nehmen, ſondern in jedem Augenblick offenbarte es ihr der Geiſt durch Zungenredner oder Propheten, oder es fixirte ſich als mündliche Tradition in dem, was ſpäter *κανὼν ἐκκλησιαστικός* hieß.[92])

Allerdings waren es Apoſtel und deren nächſte Schüler, um deren Schriften es ſich handelte, und es iſt kein Zweifel, daß man dieſelben in hohen Ehren hielt; aber dem Alten Teſtament ſtanden ſie bei weitem nicht gleich. Daran hinderte ebenſo ſehr das Bewußtſein jener Allgemeinheit der Geiſtesgaben wie die übertriebene Vorſtellung von der Inſpiration des Alten Teſtaments, welche ganz wie bei Philo ſogar auf deſſen Buchſtaben, noch dazu den des griechiſchen und oft erſt im ſpätjüdiſchen oder chriſtlichen Intereſſe emendirten oder interpolirten Textes (Barn. 6, 1; 7, 4. 8; 8, 5; 9, 2; 12, 7. 9 etc. und beſ. Juſtin Dial. 72 fg.), ſolche Schlüſſe wie Gal. 3, 16, Barn. 9, 8 zu bauen geſtattete.[93]) Die Apoſtel hatten für ihre Schriften eine ſolche Geltung auch gar nicht in Anſpruch genommen. Mit einziger Ausnahme der Apokalypſe (1, 1; 22, 18 fg.), in deren Weſen das Gegentheil begründet liegt — und doch fehlen in ihr nicht Ausſprüche wie 19, 10, 22, 9 — geben ſich alle neuteſtamentlichen Schriften als völlig menſchliche Erzeugniſſe. So die geſchichtlichen Bücher (beſonders Luc. 1, 1—4), ſo die Briefe.[94]) Paulus unterſcheidet auf das gewiſſenhafteſte zwiſchen dem Wenigen, was er auf Chriſtus zurückführt (1 Cor. 11, 23, 7, 10 ꝛc.) und ſeiner Privatmeinung (1 Cor. 7, 12, 25, 35), welche er nicht höher ſtellt als die Offenbarungen des Geiſtes an jeden andern Chriſten (7, 40).

2) Solche Zuſtände konnten natürlich nicht ewig währen; aber die Dauer dieſer Periode war allerdings eine ſehr beträchtliche.[95]) Die erſte Autorität, welche bei den älteſten kirchlichen Schriftſtellern neben dem Alten Teſtament einen Platz fand, waren die Worte des Herrn, aber rein als ſolche, ohne den Schriften, in denen ſie ſich fanden, etwas von ihrer göttlichen Würde mitzutheilen. Dicht nebeneinander werden im 1. Brief des Clemens Romanus[96]) 13, 46 altteſtamentliche Stellen mit *γέγραπται*, *λέγει τὸ πνεῦμα τὸ ἅγιον*, *φησὶν ὁ ἅγιος λόγος* eingeführt, Worte Jeſu aus den Evangelien einfach mit *εἶπεν* (scil. *ὁ Ἰησοῦς*). Ebenſo in dem nach Ritſchl[97]) echten Grundſtock des Briefes des Polykarp (geſt. 155 oder 156) 2, 3 etc., in den unechten Homilien des Clemens Romanus (etwa 150—180), welche nie eine ſchriftliche Quelle für die anzuführenden Worte Jeſu angeben, bei Athenagoras um 177 und in der etwas früheren Apologie des Tatian, ebenſo im Barnabasbrief (vgl. jedoch 3 ex.) und vorherrſchend auch in den meiſten

85) S. bei Lampe, Commentarius in evang. Jo. 1 (1725). 80. 86) Nachweiſe bei Heſſe, Das Muratori'ſche Fragment (1873) 75 fg. 87) Matth. 1, 23; 2, 5 fg. 16, 17 fg. 23; 3, 3; 27, 9 fg.; Joh. 19, 24 etc., Hebräerbrief, Barnabasbrief, I. Brief des Clemens Romanus, Juſtin, und die Grundſätze Röm. 15, 4; 1 Cor. 9, 9 fg.; 10, 11. 88) Matth. 24, 29. 34; 16, 28; 1 Cor. 15, 52; 1 Theſſ. 4, 15. 17; Phil. 4, 5; Hebr. 10, 25. 37; Apok. 22, 6 fg. 12. 20; Jac. 5, 9; 1 Petr. 4, 7; 1 Joh. 2, 18; Barn. 4, 3; 21, 3; *Justin.* Dial. 28; 11 Clem. 12, 1; Ignat. Eph. 11, 1; epist. ad Diogn. 7, 9; *Tertull.* De cultu femin. 9. de spect. 30. 89) Gal. 3, 2. 5; 1 Cor. 3, 16; Röm. 8, 9; Eph. 4, 30; 1 Joh. 2, 20; 1 Clem. 2, 2; 46, 6; Barn. 16, 9; 19, 7; *Hermas*, Mand. 3, 1 fg.; *Justin.* Dial. 82 in. 88 in. Irenäus bei *Euseb.* Hist. eccl. V, 7. 4. 6. 90) 1 Cor. 14, 30—33; 1 Theſſ. 5, 19 fg. 91) 1 Cor. 12, 4—11. 28—30; Röm. 12, 6—8; Eph. 4, 11. 92) Vgl. II, 1. Es iſt bezeichnend, daß auch das Wort *κανών* zuerſt die Tradition bedeutet, erſt ſpäter ein Buch. Rechter Glaube war eben wichtiger als eine Bibel.

93) Vgl. unter Inspiration Sect. II, Thl. 19, S. 50—55. 94) Vgl. z. B. nur Gal. 1, 20; 4, 20; 1 Cor. 1, 16. Ueber die ſcheinbar entgegenſtehenden Stellen Matth. 10, 19 fg.; 1 Cor. 2, 13; 2 Tim. 3, 16 vgl. Inspiration S. 69 fg. 95) Ebendaſ. 71 fg. 96) Geſchrieben früheſtens 93—97, ſpäteſtens um 125. Kap. 13, 1 iſt 1 Cor. 1, 31; II, 10, 17 nicht citirt, ſondern nur zu einer Modification des altteſt. Citats benutzt. — Ob dieſes Schreiben der römiſchen an die corinthiſche Gemeinde wirklich den Clemens zum Verfaſſer hat, iſt übrigens zweifelhaft. 97) Entſtehung der altkathol. Kirche 1850 (2. Aufl. 1857), im Anhang. Der früheſte Termin für den Brief iſt wegen 12, 3 orate pro regibus das Jahr 137.

Digitized by Google

andern unter 3 wegen einzelner Stellen für das Gegentheil anzuführenden Schriften. Noch Hegeſippus, der um 180 ſchrieb, ſagt: *ἐν ἑκάστῃ πόλει οὕτως ἔχει ὡς ὁ νόμος κηρύσσει καὶ οἱ προφῆται καὶ ὁ κύριος.*[98]) Ebenſo ſteht der Märtyrer Juſtin, deſſen uns erhaltene Schriften zwiſchen 147 und 160, nicht ſchon 138 entſtanden.[99]) Die Evangelien ſind ihm nur *ἀπομνημονεύματα τῶν ἀποστόλων* (apol. I, 66 fg. ꝛc.) *καὶ τῶν ἐκείνοις παρακολουθησάντων* (dial. 103); ihre Wahrheit tragen ſie nicht in ſich ſelbſt, ſondern nur in der Uebereinſtimmung mit dem Alten Teſtament, welche nachzuweiſen er geradezu als ſeine Hauptaufgabe betrachtet (Apol. I, 30. 53; Dial. 32). Den Evangeliſten glauben die Chriſten nach Apol. I, 33 bezüglich der jungfräulichen Geburt Jeſu deshalb, weil ſie auch durch Jeſaia vorausgeſagt iſt. Als inſpirirt gilt ihm außer dem Alten Teſtament nur die Apokalypſe (Dial. 81 fg.), ebenſogut aber auch die Sibylle und Hyſtaspes (Apol. I, 20 in. 44 ex.), weil ſie alle mit jenem, wie man es damals faßte, die Eigenſchaft göttlicher Orakel gemein haben.

Nach einer andern Seite führt allerdings derſelbe Juſtin weſentlich weiter; denn er bezeugt, daß die Denkwürdigkeiten der Apoſtel neben den Schriften der Propheten in der ſonntäglichen Gemeindeverſammlung vorgeleſen wurden (Apol. I, 67). Da die ſogenannten Paſtoralbriefe nach allgemeiner kritiſcher Anſicht nicht ſehr lange vor Juſtin entſtanden ſind[1]), ſo kann auch 1 Tim. 4, 13 Vorleſung neuteſtamentlicher Schriften mit eingeſchloſſen ſein. Aus früherer Zeit läßt ſie ſich nicht belegen (Act. 2, 47; Col. 3, 16; Eph. 5, 19); 1 Clem. 47, 1 (ebenſo Polykarp 3, 2) wird ſie nicht berichtet, ſondern gewünſcht. Erſt durch Juſtin iſt daher bewieſen, daß man die Evangelien neben das Alte Teſtament zu ſtellen begann. Doch darf dieſe Notiz nicht überſchätzt werden. Einmal wurde zu Corinth nach 170 auch ein kurz vorher von der römiſchen Gemeinde dorthin gerichteter Brief regelmäßig kirchlich vorgeleſen (bei Euſ. Hist. eccl. IV, 23, 11), und ſodann handelt es ſich bei Juſtin noch nicht um die 4 heute kanoniſchen Evangelien. Denn Juſtin hat das Johannesevangelium, welches nach den Ergebniſſen der kritiſchen Schule damals noch ziemlich neu und von zweifelhaftem Anſehen war, nur ganz ſelten und vorſichtig, öfters dagegen ein heute verlorenes Evangelium benutzt.[2]) Daß die Evangelien aber keineswegs normative Geltung beſaßen, lehrt am deutlichſten das Beiſpiel des Papias von Hierapolis, der um 150—160 in ſeinen „Auslegungen von Ausſprüchen des Herrn" in Bezug auf ſeine Quellen ausdrücklich erklärt (bei Euſ. Hist. eccl. III, 39, 4): *οὐ τὰ ἐκ τῶν βιβλίων τοσοῦτόν με ὠφελεῖν ὑπελάμβανον ὅσον τὰ παρὰ ζώσης φωνῆς καὶ μενούσης* (!), der über die Ausſagen der Apoſtel von Jeſu ſogar bei Gefährten der „*πρεσβύτεροι*" ſich erkundigt (ebendaſelbſt), der ferner von Evangelienſchriften nur Matthäus und Markus nennt (39, 15 fg.), Lukas und Johannes aber, wie aus dem Schweigen des Euſebius neben der Erwähnung ſeiner Benutzung des 1. Johannesbriefes und verglichen mit dem Grundſatz genauer Berichterſtattung über den Gebrauch der neuteſtamentlichen Bücher Hist. eccl. III, 3, 3 mit voller Sicherheit hervorgeht, auch in den verlorenen Theilen ſeiner Schrift nie erwähnt haben kann, der endlich mehrere *παράδοξα* und *μυθικώτερα* aus mündlicher Tradition im vollen Widerſpruch mit den heute kanoniſchen Evangelien zu erzählen kein Bedenken getragen hat.[3]) Noch Melito von Sardes um 160—180, mindeſtens ſein Freund Oneſimus, ſcheint, um *περὶ τοῦ σωτῆρος καὶ πάσης τῆς πίστεως ἡμῶν* gewiß zu werden, nur *ἐκλογαί* aus dem Alten Teſtament für zweckdienlich gehalten zu haben (vgl. Anm. 65). Und mag die Zuſammenarbeitung unſerer 4 Evangelien in ein einziges *εὐαγγέλιον διὰ τεσσάρων*, welche als Beſtandtheil eines ſyriſchen Commentars des Ephräm (geſt. um 378) über dieſelbe jetzt in lateiniſcher Ueberſetzung aus dem Armeniſchen vorliegt[4]), wirklich von Tatian zwiſchen 153 und 175[5]) oder von einem Späteren verfertigt worden ſein, ſo beweiſt die Freiheit, mit welcher der Verfaſſer den evangeliſchen Stoff verändert, verkürzt und durch fremdartige Zuſätze erweitert, in jedem Falle, daß er nicht ſowol eine ſogenannte Harmonie aus vier kanoniſchen Schriften als vielmehr ein neues Evangelium mit ſelbſtändiger Benutzung von Vorarbeiten zu ſchaffen ſich bewußt war, ſo gut wie Lukas (vgl. 1, 1—4) oder ein anderer ſeiner Vorgänger.[6])

Das Anſehen der neuteſtamentlichen Briefe war noch geringer als das der Evangelien und der Weiſſagungsbücher; Stellen aus ihnen werden deshalb noch weit ſeltener mit Nennung der Quelle citirt, meiſt ohne weiteres, aber gar nicht wörtlich, dem Texte einverleibt. Die ſpätere Einheit des Neuen Teſtaments trat damals nur in der getheilten Formel *τὸ εὐαγγέλιον καὶ ὁ ἀπόστολος* auf, welche ſich aber auch neben dem einheitlichen *καινὴ διαθήκη*[7]) noch eine Zeit lang erhielt, öfters verbeſſert zu *τὸ εὐαγγελικὸν καὶ τὸ ἀποστολικόν*. Daß

98) Bei *Euseb.* Hist. eccl. IV, 22, 3. Ganz entſprechend in der Anm. 113 citirten Stelle. 99) Volkmar, Tübinger theol. Jahrbücher 1855, 227—283. 412—468. 1) Vgl. den Artikel Paulus Sect. III, Thl. 14, S. 202 fg. 2) Credner, Beiträge zur Einl. in die bibl. Schriften I, 1832; Hilgenfeld, Kritiſche Unterſuchungen über die Evangelien Juſtin's, der Clementiniſchen Homilien und Marcian's 1850; Thoma in der Zeitſchr. für wiſſ. Theol. 1875, 490—565. Dagegen: Semiſch, Die apoſtol. Denkwürdigkeiten des Märtyrers Juſtin 1848. Sonſt noch eine reiche Literatur.

3) Vgl. den Art. Papias, Sect. III, Thl. 11, S. 74, und Judas Ischarioth (II, 26, 425), außerdem *Eus.* Hist. eccl. III, 39, 9. 11. 17, beſ. aber Hilgenfeld, Zeitſchr. für wiſſ. Theol. 1875, 260—266 und Patr. apostol. edd. Gebhardt et Harnack I, 2, 2. Aufl. oder editio minor. 4) Evangelii concordantis expositio facta a S. Ephraemo ... ed. Moesinger 1876. 5) So Harnack in der Zeitſchr. für Kirchengeſch. 1880, 471—505; Zahn, Forſchungen zur Geſch. des neuteſt. Kanons und der altkirchl. Literatur I: Tatian's Diateſſaron 1881. 6) Overbeck in der Theol. Literaturzeit. 1882, 102—109. (Gebhardt und) Harnack, Texte und Unterſuchungen zur Geſchichte der altchriſtl. Literatur I, 1 fg. (1882), 213—218. 7) Bei Origenes (geſt. 254). Die eigentlich unzutreffende Ueberſetzung testamentum war ſchon zu Tertullian's Zeit (3 ex.) gebräuchlich (adv. Marc. IV, 1).

Digitized by Google

man für den zweiten Theil nicht von vornherein das ſpätere οἱ *ἀπόστολοι* anwandte, erklärt ſich nur daraus, daß zuerſt nur Eines Apoſtels Briefe dazu gerechnet wurden wie bei Marcion (ſ. 4); und jedesmal nur von Einem Apoſtel ſoll nach Bleek[8]) der Singular auch ſpäter überall, wo er vorkommt, gemeint ſein. Bei Ignatius (vgl. Anm. 118) ad Philadelph. 5, 1 iſt unter *εὐαγγέλιον* und *ἀπόστολοι* übrigens nicht einmal etwas Schriftliches zu verſtehen, ebenſo wenig unter dem alles Neuteſtamentliche zuſammenfaſſenden *εὐαγγέλιον* 9, 2; ad Smyrn. 5, 1; 7, 2. Doch war von hier aus der Uebergang zu concreteren Begriffen leicht zu vollziehen.

Abſchriften vieler neuteſtamentlicher Bücher müſſen allerdings den meiſten kirchlichen Schriftſtellern zu Gebote geſtanden haben, wie ihre häufige Benutzung lehrt, und die ſpätere Geſchichte legt die Vermuthung nahe (vgl. 5), daß man wenigſtens die Evangelien oder Pauliniſche Briefe in kleine Sammlungen zu vereinigen begann.[9]) Nachweisbar iſt jedoch nur die des Marcion, worüber unter 4; und man muß ſich ſehr hüten, Derartiges zu früh und an zu vielen Orten vorauszuſetzen[10]), da die ſpäteren Zweifel an der Echtheit der neuteſtamentlichen Bücher und die zahlreichen den Apoſteln untergeſchobenen Schriften eine Unmöglichkeit wären, wenn in jener der apoſtoliſchen Periode noch ſo nahen Zeit der Beſtand an wirklich apoſtoliſcher Literatur bereits ſo weit feſtgeſtellt geweſen wäre. Sodann iſt die bloße Möglichkeit des Aufkommens des Montanismus (ſ. 4 gegen Ende) ein vollgültiger Beweis dafür, daß von einem mit Autorität umkleideten Kanon neuteſtamentlicher Schriften vor der Mitte des 2. Jahrhunderts nicht die Rede ſein kann.

Vollends an eine der ganzen Kirche gemeinſame Bücherſammlung zu denken iſt gänzlich verwehrt durch die tiefgehende Spaltung zwiſchen der judenchriſtlichen und heidenchriſtlichen Partei, deren Conſtatirung eins der geſichertſten Ergebniſſe der neueren Kritik iſt.[11]) Das geſammte Judenchriſtenthum erkannte ſehr lange nur ein einziges Evangelium, das ſogenannte *εὐαγγέλιον καθ' Ἑβραίους*, an[12]), welches in verſchiedenen, wol auf Matthäus ruhenden Bearbeitungen durch Weglaſſung der übernatürlichen Geburt Jeſu und durch Sätze wie Luk. 6, 20 fg., 24 fg., 16, 25; 11, 41, 6, 35, 16, 9; 11, 8, 18, 1, 5—7 eine ganz beſtimmte Richtung zum Ausdruck brachte. Und die apoſtoliſche Würde des Paulus wurde nicht blos von ſolchen Männern und Parteien verworfen, welche ſpäteren Kirchenſchriftſtellern für häretiſch galten, damals aber noch nicht aus der kirchlichen Gemeinſchaft ausgeſchieden waren, wie Kerinth, die Elkeſaiten, Ebjoniten, Severianer, ſondern auch von einem ſo anerkannt kirchlichen Manne wie Hegeſippus, welcher 1 Cor. 2, 9 für eine thörichte Rede und für eine Lüge „gegen die göttlichen Schriften (das Alte Teſtament) und den Herrn" (Matth. 13, 16!) erklärt hat.[13]) Mindeſtens ablehnend gegen die Pauliniſchen Briefe verhalten ſich Papias, bei welchem Euſebius (Hist. eccl. III, 39, 17) nur den 1. Johannes- und den 1. Petrusbrief als benutzt aufführt, und Juſtin, welcher den großen Heidenapoſtel anſcheinend ſyſtematiſch mit Stillſchweigen übergeht, indem er die Bekehrung der Heiden ausſchließlich den 12 Urapoſteln zuſchreibt.[14]) Wenn vollends eine ebjonitiſche Apoſtelgeſchichte erzählte, Paulus, ein Heide aus Tarſus, habe ſich aus Liebe zu einer Tochter des Hohenprieſters in Jeruſalem zum Judenthum bekehrt, aus Zorn über ſeine Verſchmähung aber dann gegen Beſchneidung, Sabbat und Geſetz geſchrieben[15]), und wenn die pſeudoclementiniſchen Recognitionen und Homilien (um 150—180) ihn ohne Nennung ſeines Namens, doch greifbar für jedermann[16]) als den feindſeligen Menſchen und den Magier Simon darſtellen, welcher überall geſetzesfreie Irrlehre verbreitet und dem wahren Apoſtel Petrus entgegenarbeitet, ja den jeruſalemiſchen Biſchof Jacobus von der Zinne des Tempels herabſtürzt und danach mit Beglaubigungsbriefen des jüdiſchen Hohenprieſters nach Damaskus reiſt, um auch dort die Chriſten blutig zu verfolgen[17]), ſo ſprechen ſich hier Geſinnungen aus, welche nicht erſt tief im 2. Jahrhundert innerhalb einer Sekte gegen den erſten Vertreter der damals längſt als Gottes Wille erkannten Heidenmiſſion entſtanden ſein können, ſondern zurückweiſen in die erſten Zeiten, in welchen ihre Träger noch voll zur Kirche gehörten, und den Gedanken einer allgemeinen Anerkennung Pauliniſcher Schriften als ſo lange unmöglich erweiſen, bis die Ausgleichung jenes ſo tiefgreifenden Gegenſatzes der Richtungen ſich vollzogen hatte.

3) Das Ergebniß dieſes letzteren Proceſſes iſt die (alt-)katholiſche Kirche, und mit ihrem Aufkommen beginnt ſofort die Periode eines erſten (engeren) katholiſchen Kanons. Die Deviſe der katholiſchen Kirche iſt „Petrus und Paulus". Auf heidenchriſtlichem Boden, wo der Gegenſatz zwiſchen Paulus und dem Judenchriſtenthum nur in der allererſten Zeit ſo ſtark wie innerhalb des letzteren empfunden worden war, hat die Zuſammenſtellung des Paulus mit Petrus, der übrigens perſönlich nie ſo ſchroff war wie ſeine Partei, ganz entſprechend der Tendenz der Apoſtelgeſchichte (ſ. den Artikel Lucas) ſehr bald Wurzel gefaßt (vgl. ſchon 1 Clem.

8) Einleitung in das Neue Teſtament, 3. Aufl. 748. 755, 2. 9) Vgl. auch 2 Petr. 3, 15 fg. und dazu Anm. 125. 10) Col. 4, 16 ſollte dafür gar nicht angeführt werden. Die ſchwierige Frage, ob *Ignat.* ad Philad. 8, 2 von Archiven oder wenigſtens Urkunden (*ἀρχεῖα*) des Chriſtenthums die Rede ſei oder von den älteſt. Schriften (*ἀρχαῖα*), kann hier unentſchieden bleiben, da die Ignatiusbriefe ſchon zur nächſten Periode gehören (vgl. Anm. 18), in der auch das erſtere nicht mehr merkwürdig wäre. 11) Vgl. nur die Artikel Ebioniten, Sect. I, Thl. 30, S. 279, und Judenchristen II, 27, 250 fg. 12) Belege bei Hilgenfeld, Einl. ins N.T. 38—47. 148, 1, und im Art Ebioniten I, 30, 282.

13) So Stephanus Gobarus (6. Jahrh.) bei *Photius*, Bibliotheca, codex 232, §. 13. 14) *Apol.* I, 39; vgl. dial. 42; Thoma in der Zeitſchr. für wiſſ. Theol. 1875, 383—412. 15) So *Epiphanius*, Haer. 30, 16 ex. 16) Lipſius in Schenkel's Bibellexikon V (1875), 301—321. Zuerſt Baur, Tübinger Zeitſchr. für Theol. 1831, IV, 114—136. Einer der wichtigſten Beweiſe liegt in dem Vorwurfe, Simon habe den Petrus einen *κατεγνωσμένος* genannt (Homil. XVII, 19; vgl. Gal. 2, 11). 17) Recogn. I, 70 fg.; vgl. Act. 9, 1 fg.



Digitized by Google

5). Der Name der „katholiſchen Kirche" findet ſich ſeit ungefähr 170 in den Briefen des Ignatius[18]) und dem berühmten von Muratori in einem mailänder Sammelcodex gefundenen und zuerſt 1740 in ſeinen Antiquitates Italicae medii aevi III, 853 fg. veröffentlichten fragmentariſchen Aufſatz über die Beſtandtheile des neuteſtamentlichen Kanons[19]), Zeile 61, 66, 69, ſodann in dem martyrium Polycarpi[20]) in der Ueberſchrift und 8, 1; 16, 2; 19, 2, und in einer Beſtreitung des Montanismus[21]), Schriftſtücken, welche nur ungefähr in dieſelbe Zeit geſetzt werden können.[22]) Gleichzeitig werden nun die neuteſtamentlichen Schriften als *γραφή* bezeichnet. Es iſt höchſt charakteriſtiſch, daß die in dieſem techniſchen Ausdruck ausgeſprochene Kanoniſirung derſelben in ihrer Erhebung auf das Niveau des Alten Teſtaments beſtand, während es auf Grund einer genuin chriſtlichen Betrachtung der Dinge, wie ſie auch in der heutigen Orthodoxie ſehr im Widerſpruch mit dem chriſtlichen Alterthum immer mehr durchdringt (vgl. VI, 2), eigentlich hätte Mühe machen müſſen, das Alte Teſtament auf der Höhe der dem Neuen zuerkannten Stellung zu erhalten.

In dem Briefe der Gemeinden zu Lugdunum und Vienna vom Jahre 177 wird, noch in Nachwirkung des Standpunktes Juſtin's, unter den vielen benutzten Schriften des Neuen Teſtaments nur die Apokalypſe ausdrücklich als *γραφή* bezeichnet (bei Euſ. Hist. eccl. V, 1, 58), Evangelien und Briefe aber bei Theophilus ad Autolycum bald nach 180[23]), ſchon etwas früher in dem ſogenannten 2. Briefe des Clemens Romanus 2, 4; 13, 4, ſodann in der lateiniſchen Ueberſetzung von Polyk. 12, 1[24]), wol auch in dem Briefe des im J. 170 erwählten Biſchofs Dionyſius von Corinth bei Euſeb. Hist. eccl. IV, 23, 12 (*αἱ κυριακαὶ γραφαί*). Hierher iſt mit aller Entſchiedenheit auch der 2. Petrusbrief mit ſeiner merkwürdigen Einreihung der geſammten pauliniſchen Briefe unter die *γραφαί* (3, 15 fg.) zu ſtellen.[25])

Daß dagegen 1 Tim. 5, 18 nicht blos Deuteron. 25, 4, ſondern auch Luk. 10, 7 als *γραφή* citirt ſei, läßt ſich nicht beweiſen; und ſo nahe es liegt, würde es doch, da der Brief nicht erſt um 170 entſtanden ſein kann, gegenüber der bisher betrachteten Geſchichte der Schätzung des Neuen Teſtaments eine ſtarke Anticipation ſein. Daß die Gnoſtiker Baſilides (um 120—140) und Valentin (um 135—160) das Neue Teſtament als *γραφή* betrachtet haben, kann nicht aus dem *φησίν*, mit welchem die um 225 verfaßten und fälſchlich dem Origenes beigelegten Philoſophumena[26]) ihre allerdings mit *γέγραπται* und ähnlichen Wendungen eingeleiteten Citate (VII, 25 fg.; VI, 34 fg.) einführen, begründet werden. Denn dieſes *φησίν* wechſelt ohne Unterſchied mit Pluralen, als deren Subject ausdrücklich Baſilides, beziehentlich Valentin „und ihre Schule" bezeichnet werden (vgl. beſonders VI, 29 med.), und erſcheint ebenſo in den Abſchnitten über ganze Sekten (unter denen insbeſondere die Naaſſener und Peraten als ſehr ſpät nachgewieſen ſind, vgl. den Artikel „Gnoſticismus", Sect. I, Thl. 71, S. 288. 293), ja ſogar zur Einführung eines Citats aus Pindar ohne Nennung ſeines Namens, nachdem vorher blos von *οἱ Ἕλληνες* die Rede war.[27]) Die betreffenden Anführungen können alſo ebenſo gut ſpäteren Anhängern jener Schulhäupter entlehnt ſein, und dies iſt nunmehr aus chronologiſchen Gründen das allein Wahrſcheinliche.

Vollends abnorm würde es erſcheinen, wenn in dem anonymen, fälſchlich dem Barnabas beigelegten Briefe (4, 14), welcher wegen 16, 4 etwa 120—130 geſchrieben ſein muß[28]), obgleich 4, 4 fg. auf 96—98, genauer vielleicht auf 97[29]) zu führen ſcheint, Matth. 22, 14 mit *ὡς γέγραπται* citirt wäre. Das sicut scriptum est ſelbſt darf ſeit Auffindung des griechiſchen Textes nicht mehr wie (mit gutem Rechte, ſ. Anm. 124) in dem Artikel „Inſpiration" Sect. II, Thl. 19, S. 72 angezweifelt werden. Allein da dieſe Stelle die einzige wäre, welche dem bisherigen Ergebniß widerſpräche, ſo wird die Vermuthung nicht zu gewagt ſein, daß dem Verfaſſer die Worte vielmehr aus einem verlorenen altteſtamentlichen Apokryphum, deren er mehrere benutzt, gegenwärtig waren, oder daß er die ähnliche Stelle aus dem von ihm auch 12, 1 als inſpirirt citirten 4. Esrabuch (8, 3) anzuführen meinte, welche freilich nach den uns erhaltenen Ueberſetzungen lautet: multi quidem creati sunt, pauci autem salvabuntur.[29a]) Daß „Barnabas" das Matthäusevangelium zwar gekannt, aber nicht für eine unbedingte Autorität gehalten haben kann, folgt beſonders daraus, daß er 15, 9 in Uebereinſtimmung mit der urſprünglichſten Anſchauung[30]), aber

18) Ad Smyrn. 8, 2. Daß die Briefe des Ignatius (geſt. 115) ſämmtlich unecht ſind, dafür ſ. z. B. Hilgenfeld, Apoſtoliſche Väter (1853), 215—271, und mit neuen Gründen Volkmar, Rheiniſches Muſeum für Philologie XII (1857), 485—504. Handbuch der Einleitung in die Apokryphen I (1860), 121—127. 19) Ueber denſelben zuſammenfaſſend: Heſſe, Das Muratori'ſche Fragment 1873. Der Text in ganz zuverläſſigem Abdruck erſt ſeit Tregelles, Canon Muratorius 1867, z. B. bei Hilgenfeld, Zeitſchr. für wiſſ. Theol. 1872, 560 fg.; Einl. in das N. T. 90—92 und beſonders Harnack, Zeitſchr. für Kirchengeſch. 1879, 595—599. 20) In den Ausgaben der apoſtol. Väter. 21) Bei *Euseb.* Hist. eccl. V, 16, 9. 22) Lipſius, Zeitſchr. für wiſſenſchaftliche Theol. 1874, 211—214. Patrum apostol. opp. edd. Gebhardt et Harnack I, 2, 2. Aufl. (1878), 141. Keim, Aus dem Urchriſtenthum I (1878), 114—119. 23) Beſonders charakteriſtiſch iſt die Stelle III, 12 in.: *ἀκόλουθα εὑρίσκεται καὶ τὰ τῶν προφητῶν καὶ τῶν εὐαγγελίων ἔχειν, διὰ τὸ τοὺς πάντας πνευματοφόρους ἑνὶ πνεύματι θεοῦ λελαληκέναι.* 24) Ob auch in dem hier verlorenen Urtext, iſt unſicher, da der Ueberſetzer wenigſtens 2, 3 willkürlich ein quod dictum est eingefügt hat. Die Stelle iſt übrigens nach Ritſchl (ſ. Anm. 97) erſt gleichzeitig mit der Entſtehung der Ignatianiſchen Briefe (Anm. 118) interpolirt. 25) Vgl. den Art. Petrus, Sect. III, Thl. 19, S. 365—369.

26) Herausgegeben von Miller 1851, als Hippolyti refutatio omnium haeresium von Duncker und Schneidewin 1859. 27) V, 7 in. Vgl. überhaupt Zeller, Tübinger theol. Jahrbücher 1853, 144—152. Scholten (ſ. Anm. 83) 65 fg. 69. 28) Lipſius bei Schenkel I (1869), 370—373. Keim (ſ. Anm. 122) 17. 230. 29) So Hilgenfeld, vgl. ſeine Einl. in das N. T., 544, 1. 29a) Derartige Verwechſelungen ſ. Matth. 27, 9 und in großer Menge bei Semiſch, Die apoſtoliſchen Denkwürdigkeiten des Juſtin (1848), 218—232; 240, 1. 30) Vgl. z. B.

Digitized by Google

im directen Widerſpruch gegen Matth. 28, 10, 16—20 Jeſu Auferſtehung und Himmelfahrt noch auf denſelben Tag verlegt. Unerhört aber iſt die Behauptung von Tiſchendorf[31]), daß durch dieſes Citat zugleich für das Johannesevangelinm kanoniſche Geltung gewährleiſtet ſei, weil man dieſelbe den 4 Evangelien nicht einzeln, ſondern nur zuſammen zuerkannt habe.

Die wichtigſten Vertreter der Idee der katholiſchen Kirche ſind der Biſchof Irenäus von Lyon, welcher etwa 177—190 ſchrieb[32]), und nur wenig ſpäter Tertullian, Presbyter in Karthago (geſt. um 220), und Clemens, Lehrer an der Katechetenſchule in Alexandrien. Sie erkennen mit dem Muratori'ſchen Fragment die 4 Evangelien, die Apoſtelgeſchichte, 13 Briefe des Paulus, den 1. des Johannes und die Apokalypſe als kanoniſch an. Ueber anderes gehen ſie auseinander; doch fand der 1. Petrusbrief, den ſchon Irenäus anerkennt, bald eine feſte Stelle, im Morgenlande auch der ſchon von Clemens Alexandrinus für pauliniſch gehaltene Hebräerbrief. So gibt es denn wenige Jahrzehnte nach Juſtin einen dem Alten Teſtament völlig gleichgeſtellten neuteſtamentlichen Kanon als Norm deſſen, was für chriſtlich zu gelten hat, und die Kirchenväter ſind ſich ſehr wohl bewußt, was ſie an dieſem Kanon haben, und machen davon den ausgiebigſten Gebrauch.

4) Die Gründe dieſes merkwürdigen und raſchen Umſchwungs zwiſchen Juſtin und Irenäus, 150 und 180, müſſen, da beſtimmte Ueberlieferungen leider gänzlich fehlen, ſo gut es geht, aus den damaligen Zuſtänden der Kirche erſchloſſen werden. Seit Anfang des 2. Jahrhunderts hatte eine Richtung in ihr Macht gewonnen, welche auf eine tiefere begriffliche Erkenntniß der Glaubenswahrheiten ausging. Dieſes an ſich ganz berechtigte und ſchon im Neuen Teſtament reichlich vorliegende[33]), im Barnabasbrief und der Apologetik des 2. wie der alexandriniſchen Theologie des 3. Jahrhunderts ſich in kirchlichen Bahnen bewegende Streben bedrohte die Kirche mit der höchſten Gefahr, ſobald es dazu fortging, den jener tieferen Einſicht nicht fähigen einfachen Gläubigen das Heil abzuſprechen oder dem chriſtlichen Glaubensinhalte unter der Form ſeiner Vertiefung fremdartige und ihn zerſtörende Lehren unterzuſchieben. Beides that die ſpäter als häretiſch ausgeſchiedene Gnoſis.[34]) Was ſie in ihrer ſchroffſten Ausbildung an die Stelle des chriſtlichen Glaubens ſetzte, war eine mit heidniſcher Mythologie ſtark gemiſchte Religionsphiloſophie, nach welcher die Materie abſolut böſe, die Welt daher nicht von Gott, ſondern von einem ſeiner eigentlichen Beſtimmung entfremdeten untergeordneten göttlichen Weſen geſchaffen war, das vielfach mit dem Gott der Juden identificirt wurde. Das Alte Teſtament galt dann natürlich als eine ganz verwerfliche Geſtalt der Religion; die wahre aber ſollte nicht einmal allen Chriſten, ſondern nur den aus dem Geiſte Geborenen, d. h. eben den Gnoſtikern, offen ſtehen, während alle andern von Ewigkeit her dem unabänderlichen Verderben beſtimmt waren. Das Werk Chriſti erſchien demgemäß nicht als eine Erlöſung von der Sünde, ſondern als die Erhebung der Pneumatiker zum Bewußtſein ihres göttlichen Urſprungs; und daß er, das aus Gott emanirte Weſen, einen Leib aus gottwidriger Materie gehabt und ſomit wirklich Menſch geweſen ſei, wurde wenigſtens von den conſequenten Vertretern dieſer Weltanſchauung für Schein und Zauberei erklärt. Daß die Moral gelockert wurde, konnte nicht ausbleiben.

Einer ſolchen mit großartigem Einfluß auftretenden Auffaſſung des Chriſtenthums mußte ſich die Kirche erwehren, wenn ſie nicht ihre eigene Auflöſung herbeiführen wollte.[35]) Leider war die Zeit nicht danach angethan, dies in der rechten Weiſe zu vollziehen. Das Verſtändniß für die großartigen Gedanken Jeſu und ſeines hervorragendſten Apoſtels Paulus war ſehr geſunken, die geiſtigen Fähigkeiten gering; die Waffen der Kirche mußten nothwendig äußerliche ſein. Nicht die Macht der Wahrheit, ſondern die Autorität der Gründer der Kirche ſollte entſcheiden, was chriſtlich ſei. Höchſt bezeichnend für den „katholiſchen" Standpunkt iſt es dabei, daß als ſolche nur die Apoſtel in Betracht kommen, weil auf ſie die Einſetzung der Biſchöfe, der eigentlichen Vertreter der Kirche, zurückgeführt wurde, nicht mehr Chriſtus. Der Grundſatz des Biſchofs Sarapion von Antiochien um 190—210 (bei *Euseb.* Hist. eccl. VI, 12, 3): *ἡμεῖς καὶ Πέτρον καὶ τοὺς ἄλλους ἀποστόλους ἀποδεχόμεθα ὡς Χριστόν* diente dazu, Chriſtus gänzlich in den Hintergrund zu drängen; was bei Papias, Juſtin u. ſ. w. die „Worte des Herrn" waren, ſind im 3. Jahrh. die Evangelien der Apoſtel[36]), und in ihnen ſpeciell die Heilsthatſachen der Glaubensregel.

In der letzteren, dem zugleich als Taufbekenntniß benutzten und unſerem ſogenannten apoſtoliſchen Symbol zu Grunde liegenden *κανὼν τῆς πίστεως* (vgl. II, 1) hatte ſich ſchon früh der Niederſchlag der nachapoſtoliſchen Glaubensüberzeugung formulirt. Da aber der Tradition, welche ihn auf die Apoſtel zurückführte, die Gnoſtiker andere, angeblich geheime Ueberlieferungen der Apoſtel entgegenſetzten, ſo mußte eine auch von ihnen anerkannte Inſtanz gefunden werden, aus der ſich die Glaubensregel als apoſtoliſch erweiſen ließ. Das waren die apoſtoliſchen Schriften. Wenige Jahrzehnte früher würde man, um das, was man für richtig und zugleich für apoſtoliſch

Weiß, Bibl. Theol. des N. T. 3. Aufl. (1880), §. 19, Anm. 5; §. 39, 2; §. 78, 2; §. 138, 5.

31) Wann wurden unſere Evangelien verfaßt? 1865, 4. Aufl. 1866 (S. 98), eine wegen des auf anderm Gebiete mit Recht berühmten Namens ihres Verfaſſers leider meiſt ganz und gar überſchätzte Schrift. 32) Vgl. den Art. Irenäus, Sect. II, Thl. 23, S. 369; über das Sachliche 373—377. 33) Lipſius bei Schenkel II, 489—505. 34) Vgl. den Art. Gnosticismus, Sect. I, Th. 71, S 223—305.

35) Vgl. hierzu Lipſius, Die Zeit des Irenäus von Lyon und die Entſtehung der altkathol. Kirche, in Sybel's hiſtor. Zeitſchr. XXVIII (1872), 241—295. 36) Vgl. ſchon 2 Clem. 14, 2: *τὰ βιβλία καὶ οἱ ἀπόστολοι* für das Alte und Neue Teſtament, und dazu Harnack in der Zeitſchr. für Kirchengeſch. 1879, 366, 1.



Digitized by Google

hielt, zur Darſtellung und zur Geltung zu bringen, zu der nach damaliger Sitte durchaus gerechtfertigten (vgl. Anm. 166) pſeudonymen Schriftſtellerei gegriffen haben, welcher alle im engeren Sinne unechten Schriften des Neuen Teſtaments ihre Entſtehung verdanken. Dies war jetzt nicht mehr ausführbar; man mußte zufrieden ſein, Anerkennung für eine ſchon fertige apoſtoliſche Literatur zu finden, die ja theilweiſe erſt durch jene Sitte zu Stande gekommen und dadurch den Bedürfniſſen der Gegenwart ziemlich entſprechend war. Dieſe Anerkennung wäre nun aber nicht zu erreichen geweſen ohne die für die gewöhnliche Anſicht vom Kanon höchſt unwillkommene Thatſache, daß Häretiker in den erſten Stadien der Kanonbildung der rechtgläubigen Kirche vorangegangen waren. Indeſſen, da ſie das Alte Teſtament verwarfen, mußten ſie ganz naturgemäß früher als die Kirche zu chriſtlichen Schriften greifen. Baſilides commentirte ſchon um 120—140 ein Evangelium (ſ. *Euseb.* Hist. eccl. IV, 7, 7), Valentin hatte um 140 zwar gewiß nicht alle, aber doch manche heute kanoniſche Evangelien, Marcion um dieſelbe Zeit ſein *εὐαγγέλιον* und ſeinen *ἀπόστολος*, d. h. das Evangelium nach Lukas und die (10) pauliniſchen Briefe ohne die an Timotheus und Titus (vgl. bei Anm. 108). Freilich war ihm das noch kein Kanon, denn er hatte ſelbſt erſt das Lukasevangelium nach Gutdünken geändert — nicht gefälſcht, wie es den Kirchenvätern von ihrem ganz verkehrten Geſichtspunkte aus erſchien — und ſchon die ganze willkürliche Exegeſe der Gnoſtiker zeigt, daß von eigentlicher Autorität der Schriften keine Rede war. Aber es lag darin für die Kirchenlehrer doch Möglichkeit wie Veranlaſſung, einen Kanon apoſtoliſcher Schriften herzuſtellen. Die tendenziöſe Auslegung derſelben durch die Gnoſtiker führte freilich andererſeits — ein merkwürdiges Misgeſchick — wieder zur Betonung der echten kirchlichen Tradition über die richtige Exegeſe, war aber für die Kanoniſirung kein ernſtliches Hinderniß. Zu derſelben wirkten natürlich auch noch allgemeinere Momente mit: das ſchon an ſich mit dem Fortſchritt der Zeit immer mehr ſteigende Anſehen jener Schriften, die Unzulänglichkeit blos mündlicher Unterweiſung bei der zunehmenden Ausdehnung der Kirche, das Ungenügende der Argumentation rein aus dem Alten Teſtament, auch abgeſehen von deſſen Ablehnung durch die Gegner, ſowie die Nothwendigkeit, die untergeſchobenen Schriften mit Entſchiedenheit auszuſchließen. Allein die erſteren waren nicht ſo dringend, zu dem letzteren aber trieb doch weſentlich wieder das ſpeciell antihäretiſche Intereſſe; und ſo zeigt ſich in der That in dem Unternehmen an ſich wie in der Art ſeiner Durchführung, bei welcher alles mit Recht — nach damaligen Begriffen — für apoſtoliſch Geltende ohne Wahl aufgenommen, alles einmal Aufgenommene einerſeits als apoſtoliſch (auch die Schriften des Markus und Lukas), andererſeits als für die ganze Kirche beſtimmt (auch der Brief an Philemon u. ſ. w.) nachgewieſen, jedes ſonſt hochgehaltene Buch ohne apoſtoliſchen Namen dagegen rückſichtslos ausgeſchloſſen werden mußte, daß der Kanon nicht ſowol das Product einer naturgemäßen Entwickelung war, als vielmehr das einer Nothlage, deren Spuren er in alle Ewigkeit an ſich zu tragen verurtheilt blieb.

Neben dem Gnoſticismus trieb zur Berufung auf die ſchriftliche apoſtoliſche Autorität ſehr ſtark auch eine zweite Bewegung, welche nach ſchwächeren Anfängen etwa ſeit 170 die Kirche heftig erſchütterte, der Montanismus.[37] Als die urchriſtliche Erwartung der nahen Wiederkunft Chriſti (ſ. Anm. 88) eben zu erlöſchen drohte, flammte ſie hier noch einmal auf, und neue Propheten verkündigten, daß die Kirche zur würdigen Vorbereitung auf die Erſcheinung des Herrn nur wirkliche Heilige in ſich dulden, alle unvollkommenen Elemente dagegen ausſchließen müſſe, um über das Jünglingsalter der apoſtoliſchen Zeit zu ihrem Mannesalter, dem Zeitalter des Geiſtes, fortzuſchreiten. Dieſe ſehr unbequeme Reaction gegen die Behaglichkeit, mit welcher ſich die Kirche in der Welt einzurichten begonnen hatte, zugleich allerdings eine große Gefahr für die Kirche, welche an dem Verſuche, die ihr theoretiſch eignende Heiligkeit an allen ihren Gliedern praktiſch durchzuführen, noch ſtets geſcheitert iſt, konnte nur dadurch wirkſam bekämpft werden, daß man gegenüber der unter den Gläubigen fortgehenden und unerhörte Satzungen aufſtellenden Prophetie auf die ein für allemal in den apoſtoliſchen Schriften gelegte Grundlage verwies und dieſen allein die Inſpiration vindicirte, welche Montanus und ſeine Genoſſinnen für ſich in Anſpruch nahmen. Die Folge war freilich, daß auch alle prophetiſchen Bücher der chriſtlichen Zeit preisgegeben werden mußten; die Johanneiſche Apokalypſe konnte ihren Platz im Kanon nicht mehr wie bei Juſtin (ſ. bei Anm. 99) als Weiſſagungsſchrift, ſondern nur als apoſtoliſches Werk behaupten.

5) Das im Bisherigen ſchon mitenthaltene *Princip für die Auswahl der Bücher bei der Kanonbildung*, daß nur das Apoſtoliſche, aber auch alles Apoſtoliſche kanoniſch ſei, liegt deutlich vor bei Irenäus und Tertullian (über Clemens Alexandrinus vgl. 6 in.) und hat ſicher den Vorzug innerer Geſchloſſenheit. Aber es ſcheint ſehr wenig befolgt in dem Muratori'ſchen Fragment (vgl. Anm. 19), welches faſt allgemein noch vor Ende des 2. Jahrhunderts und ſomit mindeſtens neben, wenn nicht vor Irenäus angeſetzt wird, beſonders weil Zeile 74 den Epiſkopat des Pius in Rom (um 140—155), unter welchem Hermas den „Hirten" geſchrieben, durch nuperrime temporibus nostris bezeichnet iſt. Die größte Bedeutung dieſes merkwürdigen Schriftſtücks würde nun darin liegen, wenn es uns einen Einblick in vor-Irenäiſche, der wirklichen Entſtehung des Kanons dann ganz nahe kommende Tendenzen ſeiner Sammlung gewährte. Dieſe Frage iſt erſt von Harnack und Overbeck in den Anm. 137 angeführten Schriften und von Hilgenfeld in ſeiner Zeitſchrift für wiſſenſchaftl. Theol. 1881, 129—170 eingehend erwogen worden.[38]

---

37) Das betonen erſt Harnack, Das Muratori'ſche Fragment, in der Zeitſchr. für Kirchengeſch. 1879, 358—408, beſonders S. 369—374; 405—408; Overbeck, Zur Geſch. des K. (1880) 73; Bonwetſch, Geſch. des Montanismus (1881) 128—133. 38) Vgl. noch die Recenſionen über Overbeck von

Die wichtigſten Punkte ſind folgende. Lukas wird (Zeile 2—8) nicht, wie bei Irenäus[39]), blos als Aufzeichner der Reden des Paulus (wie Markus des Petrus, vgl. auch Clemens Alexandrinus bei *Euseb.* hist. eccl. II, 15) gefaßt, ſondern er hat ſein Evangelium gerade suo nomine ex opinione geſchrieben (a). Bei den pauliniſchen Briefen beruft ſich der Verfaſſer nicht auf ihren apoſtoliſchen Urſprung, ſondern tritt einen noch dazu höchſt unnatürlichen Beweis dafür an, daß die 9 an einzelne Gemeinden gerichteten Briefe doch für die ganze Kirche beſtimmt[40]) (b), die 4 an einzelne Perſonen adreſſirten (Zeile 59—63) wenigſtens inhaltlich ihr förderlich ſeien (c). Letzteres beweiſt er obendrein auch noch von den 4 Hauptbriefen an die Römer, Corinther und Galater (Zeile 42—47). Dem gegenüber heißt es von dem Judasbrief und 2 Johannesbriefen Zeile 68 fg. ohne jede Rechtfertigung: in catholica (scil. ecclesia) habentur (d). Die verbreitete Meinung, daß dies trotz ihrer Unechtheit der Fall ſei, ruht ganz auf der ſehr kühnen Veränderung der unmittelbar folgenden Worte in: ut (für et) sapientia ab amicis Salomonis in honorem ipsius scripta (e). Neben der Apokalypſe des Johannes wird die des Petrus anerkannt (Zeile 71—73), obgleich einige ſie in der Kirche nicht geleſen wiſſen wollen (f). Ausgeſchloſſen wird (Zeile 73—80) die erſt in nachapoſtoliſcher Zeit geſchriebene prophetiſche Schrift des Hermas, der „Hirt“ (g), ferner (Zeile 63—68) Briefe an die Laodicener und Alexandriner Pauli nomine fictae ad haeresem Marcionis (h) und (Zeile 81—85) alles, was von Häretikern ſtammt (i); fel enim cum melle misceri non congruit (Zeile 67 fg.).

Hierin erblickt Harnack neben dem Princip der Apoſtolicität, welches nicht ſtreng innegehalten ſei (a, b, c, f), als zweites die Katholicität, ſei es der Adreſſe (b, d), ſei es des Inhalts (c), außerdem ſtarke Abneigung gegen neuteſtamentliche Weiſſagungsbücher (f, g). Hilgenfeld findet die Apoſtolicität ebenfalls durchbrochen (e, f), aber durch die von dem Fragmentiſten reſpectirte herkömmliche Geltung der Schriften. Als ein zweites Princip erſcheint ihm das Werthlegen auf die rechte Lehre (h, i). Durch dieſe legitimiren ſich nach Hilgenfeld ſpeciell diejenigen Schriften, von welchen der Verfaſſer recht gut weiß, daß ſie noch gar nicht lange in den Kanon aufgenommen ſind, nämlich die pauliniſchen, beſonders die Paſtoralbriefe (c), von denen es Zeile 61—63 heißt: in honore(m) tamen ecclesiae catholicae in ordinatione ecclesiasticae disciplinae sanctificatae sunt, und das Johannesevangelium nebſt den johanneiſchen Briefen (vgl. die Ausführung Zeile 16—26, daß die Evangelien einmüthig die Glaubensregel beſtätigen). In der Betonung der rechten Lehre kommt Hilgenfeld weſentlich überein mit Harnack's Katholicität des Inhalts (c), während er die der Adreſſe (b) als ein nicht vom Fragmentiſten aufgeſtelltes, ſondern ihm von Gegnern der pauliniſchen Briefe entgegengehaltenes Princip auffaßt, dem der Verfaſſer gerecht zu werden ſich abmühe. Denn während urapoſtoliſche Schriften ohne weiteres aufgenommen ſeien (d, f), erſcheine für die Pauliniſchen erſt eine Rechtfertigung gegen den Einwand nöthig, daß ſie nur als Privatſchriften gelten können. In der Aufnahme der Pauliniſchen Briefe in den ſchon beſtehenden Kanon urapoſtoliſcher Schriften ſieht er den letzten Act der Ausſöhnung zwiſchen den beiden urchriſtlichen Parteien (vgl. 2 ex.), während Harnack dieſer gar keinen Einfluß mehr auf die Kanonbildung zugeſteht, ſondern letztere rein aus den Verhältniſſen der heidenchriſtlichen Großkirche erklärt.

Overbeck ſucht den Grundſatz der Apoſtolicität ganz rein durchzuführen. Die Petrusapokalypſe (f) ſei wegen ihres apoſtoliſchen Urſprungs trotz Widerſpruchs gerade anerkannt, der „Hirt“ (g) nur wegen nachapoſtoliſcher Entſtehung, nicht wegen prophetiſchen Charakters verworfen. Der Nachweis katholiſchen Zwecks oder Inhalts ſolle den Pauliniſchen Briefen (b, c) nicht erſt Aufnahme im Kanon verſchaffen, ſondern nach deren Vollzug nur nachträglich beweiſen, daß ſie ihre Stelle auch auszufüllen im Stande ſeien; bei den katholiſchen Briefen (d) fehle er nur deshalb, weil er hier ſelbſtverſtändlich ſei. Das nomine suo ex opinione bei Lukas (a) ſei nur Wiedergabe ſeines Prologs (1, 1—4), und der Verzicht auf volle Apoſtolicität ſeines Evangeliums ſei wenigſtens nicht ſchlimmer als bei Tertullian adv. Marcionem IV, 5: Lucae digestum Paulo adscribere solent; capit magistrorum videri quae discipuli promulgarint, was Harnack übrigens aus Antipathie gegen Marcion's Hochhaltung des Lukas erklärt.

Es iſt Overbeck in der That gelungen, die meiſten dem Princip der Apoſtolicität entgegenſtehenden Auslegungen Harnack's als nicht nothwendig zu erweiſen. Aber ob jenes Princip wirklich ſo einzig maßgebend war, wie es Overbeck nicht blos für das Muratorianum, ſondern überhaupt für die Kanonbildung, auf die wir die Unterſuchung hier ausdehnen, annimmt, unterliegt noch andern Erwägungen. Bei Lukas hat Overbeck die Durchbrechung deſſelben ſelbſt zugegeben. Dazu kommt aber vorzüglich, daß der apoſtoliſche Urſprung ein rein formales Kriterium iſt; ſollte aber der Kanon die Glaubensregel ſtützen, ſo konnte auch der Inhalt der aufzunehmenden Bücher nicht gleichgültig ſein. Wären alle in Frage kommenden Schriften apoſtoliſchen Namens echt geweſen, ſo war der gute Glaube, daß ſie die reine Kirchenlehre enthielten, geſtattet; die Menge der untergeſchobenen Schriften aber forderte gebieteriſch Kritik. Je weniger man nun, gerade nach Overbeck, damals im Stande war, die Frage apoſtoliſcher Herkunft zu entſcheiden, und je geſicherter der Nachweis der heutigen Wiſſenſchaft iſt, daß die Kirche viel Unechtes

K. im Literar. Centralblatt 1881, 1568 und von Bernh. Weiß in der theol. Literaturzeitung 1881, 232—234.

39) Adv. haer. III, 1, 1, auch bei *Euseb.* Hist. eccl. V, 8, 2 fg. 40) Paulus habe nach dem Muſter ſeines Vorgängers Johannes (vgl. das 2. und 3. Kapitel der Apokalypſe, welche freilich erſt 68 oder 69, alſo mehrere Jahre nach Pauli Tode entſtand) deshalb nur an ſieben Gemeinden geſchrieben, um durch dieſe heilige Zahl die Geſammtkirche als Adreſſatin zu bezeichnen (Z. 47—59).

aufgenommen hat, deſto mehr muß man ſich jene Kritik als eine Prüfung des Inhalts denken. Dafür ſpricht auch, was Hilgenfeld (ſ. oben) aus dem Muratori'ſchen Fragment über das Johannesevangelium und die Paſtoralbriefe geltend macht. Und der ſchon erwähnte Biſchof Sarapion von Antiochien (ſ. 4) hat um 190—210 das Petrusevangelium, deſſen kirchlichen Gebrauch er vorher ausdrücklich geſtattet, hinterdrein und zwar als *ψευδεπίγραφον* (!) nur deshalb verworfen, weil er inzwiſchen von ſeinem häretiſchen Inhalt Kenntniß erlangt hatte (bei *Euseb.* Hist. eccl. VI, 12, 3—6). Overbeck's Behauptung, daß das Princip des apoſtoliſchen Urſprungs, obgleich nur aus Noth aufgeſtellt, doch gerade im Anfang der Kanonbildung am ſtärkſten geweſen, läßt ſich hiermit nur durch die Annahme vereinigen, daß man auf apoſtoliſche Herkunft zu achten glaubte, als Mittel dazu aber meiſt eine Prüfung des Inhalts benutzte.[41] Dabei bleibt aber der Unterſchied, daß man nicht ſo ſehr, wie es nach Overbeck 89 fg. ſcheinen könnte, darauf ausging, alles, was ſich als apoſtoliſch darbot, zu erraffen. — Das Princip der Katholicität der Adreſſe muß wol aufgegeben werden. Es iſt ebenſo formal wie das der Apoſtolicität, aber in den Zeitverhältniſſen weit weniger begründet und ſchwerlich geeignet, den Uebergang zu letzterem bei Irenäus und Tertullian zu erklären.

Darf man in ſolchen Vermuthungen weiter gehen, ſo war die Entſcheidung nach dem ſei es wahren, ſei es vermeintlichen apoſtoliſchen Urſprung außerdem noch beſchränkt durch das Herkommen. Die Evangelien des Markus und Lukas müſſen vor der Herrſchaft jenes Geſichtspunktes ſchon ein Anſehen genoſſen haben, welches nicht mehr wie das des Hermas erſchüttert werden konnte. Wenn man mitten in einer geſchichtlichen Entwickelung von vornherein ſo klar ſähe und dächte wie hinterdrein, ſo würden wir vielleicht einen ſtreng apoſtoliſchen Kanon haben. Aber das war durch die erſten Stadien des Proceſſes unmöglich gemacht. — Der Exiſtenz von Particularſammlungen, wie ſie oben (vgl. 2) vermuthet wurden und nach dem Letzterwähnten den Evangelien nach Markus und Lukas wol ihren Platz ſichern halfen, haben andererſeits wahrſcheinlich auch die Briefe des Paulus, der wirklich ein „Neuling im Kanon" geweſen zu ſein ſcheint, ihre raſche und vollzählige Aufnahme zu danken, da ihr Gedächtniß im kirchlichen Leben der vorangegangenen Generation, welche für ihren Inhalt, beſonders für ihre Polemik gegen die ſeitdem nur in veränderter Geſtalt wiedergekehrte Geſetzesreligion gar kein Verſtändniß hatte, ſicherlich ziemlich erloſchen war.[42] Lebte die Geſtalt des Paulus in manchen Gemeinden noch fort und lebte ſie jetzt allgemein wieder auf, dann jedenfalls nicht mit ihren urſprünglichen Farben, ſondern mit denen, welche ihr die Apoſtelgeſchichte, jene ausgezeichnete Hinüberleitung aus den Wirren der apoſtoliſchen Zeit in die katholiſche Einheit, geliehen hatte (vgl. den Artikel Lucas, ſowie Harnack, Zeitſchr. für Kirchengeſch. 1877, 363, 1).

Sollte es nach dem Bisherigen ſcheinen, als ob die Kirche dieſen ganzen Proceß unter einem ſtarken Bewußtſein eigener Thätigkeit durchgemacht habe, ſo ſei noch ausdrücklich erinnert, daß man ſelbſt den leitenden Perſönlichkeiten, welche übrigens gewiß hauptſächlich im Epiſkopat zu ſuchen ſind, den Gedanken, daß die Kirche am Kanon producire und mit ihrem Entſcheidungsrecht über ihm ſtehe, ſchwerlich zutrauen darf. Es liegt im Begriff eines apoſtoliſchen Kanons, daß er — natürlich nur in dem Umfange, in welchem er ſchließlich angenommen wurde, welcher aber eben als der einzig richtige galt — von jeher exiſtirt und die Norm für die Kirche gebildet habe, und daß er lediglich zur Anerkennung zu bringen ſei; und je weniger ſich der Umſchwung mit einemmal vollzog, deſto naturgemäßer muß das erſcheinen. Sehr correct begründet Sarapion bei *Euseb.* Hist. eccl. VI, 12, 3 ſeinen Satz: *τὰ .... ψευδεπίγραφα ... παραιτούμεθα* durch die Hinzufügung: *γινώσκοντες ὅτι τὰ τοιαῦτα οὐ παρελάβομεν.*

Blicken wir auf unſern Ausgangspunkt zurück, ſo ſcheint es ſchließlich allerdings richtig, daß uns das Muratori'ſche Fragment einen Einblick in die Geſchichte der Kanonbildung thun läßt, aber nicht ſowol in ein von der Apoſtolicität abweichendes Princip als vielmehr in die Principloſigkeit, mit welcher man zu Werke ging. Was bei der Entſtehung des Kanons an Princip wirkſam war, das muß wol die Forderung apoſtoliſcher Herkunft geweſen ſein; aber durchgeführt wurde ſie nicht, und ſo kam es, daß dieſer gewaltige Umſchwung der Kirche doch keinen feſten Kanon brachte, ſondern nur neue Unſicherheit und Verlegenheit.

6) Die zwei nächſten Jahrhunderte nämlich haben nur als Periode des fortgehenden Schwankens mit allmählicher Bereicherung des Kanons ein Intereſſe. Die Beibehaltung der ſchon anerkannten Schriften, welche man ſo gern benutzt, um durch eine ſtattliche, ununterbrochene Zeugenreihe zu imponiren, iſt gar nichts Merkwürdiges; alle Aufmerkſamkeit dagegen verdient die Anerkennung heute verworfener und die Ungewißheit über heute anerkannte Bücher. Doch auch hiervon nur das Wichtigſte, und mit Beiſeitelaſſung aller Häretiker nur aus den kirchlichen Kreiſen ſelbſt.[43]

Den freieſten Standpunkt nimmt Clemens von Alexandrien ein. Den Barnabas und den Clemens Romanus mit ſeinem 1. Briefe citirt er als Apoſtel. Noch mehr aber faßt er an heiligen Schriften den prophetiſchen Charakter ins Auge und führt deshalb als Offenbarungsbücher den Hirten, die Sibylle und den Hyſtaspes an (strom. VI, 5, §. 43). Mit den kanoniſchen Schriften

41) Vgl. Mangold zu Bleek's Einl. in das N. T. 743, 2.

42) Vgl. beſonders Overbeck, Die Auffaſſung des Streits des Paulus mit Petrus in Antiochien (Gal. 2, 11 fg.) bei den Kirchenvätern (1877) 8—13. 18. Zur Geſch. des Kanons 122. Hilgenfeld, Zeitſchr. für wiſſ. Theol. 1881, 151—155, Thoma, ebendaſ. 1875, 410—412, auch Harnack, Zeitſchr. für Kirchengeſch. 1879, 374—377. 383.

43) Wegen der Belege verweiſen wir für dieſen Abſchnitt auf die Einleitungen, beſonders Hilgenfeld (147—163).

Digitized by Google

und dem Barnabasbrief hat er in ſeinen uns nicht erhaltenen Hypotypoſen auch die Apokalypſe des Petrus commentirt, anderwärts das κήρυγμα ſowie das κρίμα des Petrus und die παραδόσεις des Matthias als echt benutzt, zu ſchweigen von dem, was er als ſecundär doch noch mit Achtung gebraucht. Der Barnabasbrief, der „Hirt“, die Apokalypſe des Petrus, dazu die Acta des Paulus ſtehen ohne jede Abſcheidung, zum Theil nicht einmal am Ende, in einem hinter dem Codex Claromontanus der Pauliniſchen Briefe erhaltenen Verzeichniß der Zeilenzahl der einzelnen neuteſtamentlichen Bücher, der ſogenannten Claromontaniſchen Stichometrie. Von den bei Clemens angeführten Schriften nennen wir folgende, welche in Gleichſtellung mit den kanoniſchen noch anderwärts — von Euſebius dabei vorläufig abgeſehen — vorkommen. Die Apokalypſe des Petrus gehört außer im Muratori'ſchen Fragment auch bei Methodius von Tyrus (geſt. 311) zu den heiligen Schriften und wurde noch um 440 in einigen Gemeinden Paläſtinas am Charfreitag öffentlich vorgeleſen. Der „Hirt“ erſcheint als γραφή bei Irenäus, Pſeudocyprian und Origenes (geſt. 254), der ihn jedoch an andern Stellen in zweite Linie rückt. Er wurde, wie auch der Brief des Polycarp, noch zu des Hieronymus (geſt. 420) Zeiten kirchlich vorgeleſen und hat dem entſprechend Aufnahme im ſinaitiſchen Bibelcodex (4.—6. Jahrhundert) gefunden neben dem Barnabasbrief, welcher auch von Origenes geſchätzt, von Hieronymus ſogar einmal zur Heiligen Schrift gerechnet wird. Großes Anſehen genoß von jeher der 1. und ſpäter, freilich ohne jede geſchichtliche Berechtigung, auch der ſogenannte 2. Brief des Clemens Romanus; ihren kirchlichen Gebrauch berichtet noch für ſeine Gegenwart Epiphanius (geſt. 403), ja der Codex Alexandrinus (5.—6. Jahrh.) und der 85. der Canones apostolorum rechnen ſie ausdrücklich zur Heiligen Schrift. Letzterer ſpricht die gleiche Würde ſogar den angeblich von Clemens niedergeſchriebenen Conſtitutionen der Apoſtel, einer erſt im 3. und 4. Jahrhundert zu Stande gekommenen Sammlung der älteſten kirchenrechtlichen Feſtſetzungen, zu, und Epiphanius nennt dieſe einmal θεῖος λόγος (haer. 80, 7). Von dem Tatianiſchen Diateſſaron (ſ. Anm. 104—6) mußte Theodoret (geſt. 457) noch über 200 in kirchlichem Gebrauch befindliche Exemplare durch die kanoniſchen Evangelien verdrängen.

Angeſichts ſolcher Schätzung heute gänzlich verworfener Schriften, welche ſich noch durch zahlreiche weitere Beiſpiele belegen läßt, während ſie andererſeits ſchon damals lebhaft beſtritten war, kann eine großartige Unſicherheit auch in Betreff der heute kanoniſchen Bücher nicht Wunder nehmen. An zwei Punkten war der vorläufige Kanon (ſ. 3 ex.) noch in ſich ſelbſt ſchwankend, bei den katholiſchen Briefen[44]) und dem Hebräerbrief. Von jenen konnte außer dem 1. Johannes- und dem 1. Petrusbrief bis ins 4. Jahrhundert hinein keiner allgemeine Anerkennung erlangen. Von ganz beſonderem Intereſſe aber iſt die Geſchichte des Hebräerbriefs.[45]) Bei Clemens von Alexandrien, welcher ihn zuerſt zum Kanon rechnet, und ſchon bei deſſen Lehrer gilt er als Schrift des Paulus, wenn auch die von den andern Briefen ſo ſtark abweichende Stiliſirung einem Schüler deſſelben zugeſchrieben wird (bei *Euseb.* Hist. eccl. VI, 14, 2—4); und ſeitdem galt er im Morgenlande faſt ausnahmslos für voll pauliniſch. Im Abendlande dagegen, wo der 1. Clemensbrief ihn ſtark benutzt (beſonders Cap. 36) und Tertullian (De pudic. 20) ihn dem Barnabas zuſchreibt, muß eine richtige Erinnerung an ſeinen nichtpauliniſchen Urſprung ſeine Aufnahme in den Kanon verhindert haben. Infolge deſſen blieb er hier zwei Jahrhunderte lang ganz unbekannt, bis endlich gerade deshalb ſeine Aufnahme durch morgenländiſche Einflüſſe um ſo leichter durchgeſetzt werden konnte.

Aber noch an einem andern Punkte wurde der Kanon, der hier ſchon unerſchütterlich ſchien, ins Wanken gebracht, bei der Apokalypſe. Hier entſtanden die Zweifel ganz im Gegenſatz zu allen andern Fällen — mit Ausnahme geringfügiger Bedenken gegen die Inhaltsloſigkeit des Philemonbriefs[46]), in ihrer Ausſichtsloſigkeit denen gegen Ezechiel (III, 5) vergleichbar — nicht aus Unſicherheit über die Abkunft, ſondern aus Widerſpruch gegen den Inhalt, und zwar erſt ſeit Cajus von Rom am Anfang des 3. Jahrhunderts (bei *Euseb.* Hist. eccl. III, 28, 2). Die Abneigung aufgeklärter Geiſter gegen ihre ſeltſamen Geſichte überwand hier alle noch ſo feſte Tradition; ihr verdanken wir auch eins der ausgezeichnetſten Beiſpiele einer kritiſchen Unterſuchung, welche uns aus dem Alterthum erhalten ſind, die Ausführungen des Dionyſius von Alexandrien (geſt. 265) bei *Euseb.* Hist. eccl. VII, 25. Und wenn auch die andern Alexandriner in der allegoriſchen Auslegung ein Mittel fanden, ſich mit ihrer kanoniſchen Geltung zu befreunden, ſo drang doch im ganzen übrigen Orient ihre Ausſchließung durch.

Bei der völligen Unmöglichkeit einer Beſeitigung dieſer Zuſtände wenigſtens das Geltende möglichſt genau feſtzuſtellen war das Streben des Euſebius von Cäſarea in ſeiner Kirchengeſchichte (um 325). In Betracht kommen neben der Hauptſtelle III, 25 beſonders III, 3. 16. 24. 31, 6; cap. 38 fg.; II, 23, 24 fg.; VI, 13, 6. 14, 1—7. Trotz der leider ſehr nachläſſigen Ausdrucksweiſe des Euſebius, in welcher ſich jedoch ſeine Rathloſigkeit bei Einordnung zahlreicher Bücher richtig ſpiegelt, kann jetzt als ſicher gelten, daß er einer gelegentlichen Eintheilung des Origenes in βιβλία γνήσια, νόθα und μικτά (= ἀμφιβαλλόμενα) folgende 3 Klaſſen aufſtellt:

1) ὁμολογούμενα = γνήσια (III, 3, 4): 4 Evangelien, Apoſtelgeſchichte, 14 Pauliniſche Briefe (III, 3, 5), von denen aber der Hebräerbrief von einigen verworfen, nach VI, 13, 6 ſogar ein Antilegomenon iſt, der 1. Jo-

44) Ueber dieſen Namen vgl. den Art. Katholische Briefe.

45) Bleek, Der Brief an die Hebräer I (1828), 82—242. 437—444. Overbeck, Zur Geſch. des Kanons (1880), 1—70.
46) Davon berichten im Vorwort zu ihrer Behandlung des Briefes Hieronymus (opp. ed. Vallarsi VII, 1, 741 fg.) und Chryſoſtomus (opp. ed. Montfaucon XI, 772 C). Dazu beſ. Overbeck 84—92.

Digitized by Google

hannes, der 1. Petrusbrief und, *εἴ γε φανείη*, die Apokalypſe des Johannes;

2) *ἀντιλεγόμενα:* a) im engeren Sinne *ἀντιλεγόμενα*, die doch zugleich *ἐν πλείσταις ἐκκλησίαις δεδημοσιευμένα* (III, 31, 6) oder auch *πολλοῖς χρήσιμα* (III, 3, 1) ſind, gelegentlich aber *νόθα* heißen (II, 23, 25): die 5 andern katholiſchen Briefe, darunter der 2. und 3. des Johannes vielleicht von einem andern gleichen Namens;

b) *νόθα* ohne weiteren Zuſatz: Acta Pauli, der „Hirt", die Apokalypſe des Petrus, der Barnabasbrief, die „Lehren der Apoſtel", das Hebräerevangelium und, *εἰ φανείη*, die Apokalypſe des Johannes, welche nach III, 39, 6 möglicherweiſe von dem ſogenannten Presbyter Johannes verfaßt iſt;

3) *ὀνόματι τῶν ἀποστόλων πρὸς τῶν αἱρετικῶν προφερόμενα*, daher *ἄτοπα πάντῃ καὶ δυσσεβῆ* oder *παντελῶς νόθα* (III, 31, 6): die Evangelien des Petrus, Thomas u. ſ. w.

Die epist. I. von Clemens Romanus, welche III, 25 fehlt, heißt III, 16; 38, 1 *ὁμολογουμένη*, wol bezüglich ihres Urſprungs, VI, 13, 6 *ἀντιλεγομένη*, wol bezüglich ihrer kirchlichen Geltung.

In dieſer letzten Notiz zeigt ſich nun zugleich das Princip der ganzen Eintheilung. Anerkennung, Beſtreitung und Verwerfung einer Schrift bezieht ſich augenſcheinlich zunächſt auf ihre Echtheit. Aber Euſebius ſah nur zu deutlich, daß ſich damit ein Kanon aus lauter wirklich von Apoſteln verfaßten Schriften nicht herſtellen ließ. Denn aus einem ſolchen mußten Schriften von Clemens Romanus oder Hermas oder Barnabas ($2^{b}$) trotz ihrer unangefochtenen Echtheit gerade ausgeſchloſſen werden; daß ſie blos auf „Widerſpruch" ſtoßen, iſt viel zu wenig. Andererſeits iſt das Princip der Apoſtolicität auch durch die bloße Exiſtenz einer Mittelklaſſe, welche trotz Widerſpruchs gegen ihre apoſtoliſche Echtheit in den meiſten Gemeinden in Anerkennung ſteht ($2^{a}$), von ſelbſt aufgehoben. Der wichtigere Entſcheidungsgrund iſt für Euſebius denn auch ausgeſprochenermaßen die *ἀποστολικὴ ὀρθοδοξία* (III, 31, 6; 38, 5; 25, 7). Allein auch hierüber iſt das Urtheil eben gar nicht mehr frei; und ſo blieb dem hervorragendſten Vertreter der kirchlichen Intereſſen jener Zeit nichts übrig, als ſich blindlings der Tradition in die Arme zu werfen. Aber durch die mit richtigem Takte herausgefühlte, übrigens ſchon durch die Zuſammenfaſſung der 7 „katholiſchen Briefe" (ſ. dieſen Artikel I, 4) vorbereitete Zerlegung der Mittelklaſſe hatte er der Zukunft vorgearbeitet.

7) Die fernere Entwickelung eilt nun mit raſchen Schritten der **Schließung des weiteren Kanons** zu. Abgeſehen von den Differenzen in den Privatmeinungen der Kirchenlehrer wurden die großen provinziellen Verſchiedenheiten, daß im Abendland der Hebräerbrief fehlte, im außeralexandriniſchen Morgenland die Apokalypſe, in Syrien, z. B. in der ſyriſchen Volksbibel, der Peſchito aus dem 3. oder 4. (nicht 2.) Jahrhundert, außerdem die 4 kleinen katholiſchen Briefe, welche inzwiſchen nebſt dem Jakobusbrief anderwärts mehr und mehr anerkannt worden waren[47]), immer unerträglicher, beſonders da jetzt die geſammte Kirche durch die weſentlich mit auf Grund der Bibel zu entſcheidenden dogmatiſchen Fragen der Trinität aufs heftigſte erregt wurde. Gegenüber dem verſchärften Begriff einer feſten ſchriftlichen Glaubensnorm, der ſich auch in dem gleichzeitigen Aufkommen des Namens *κανών* (ſ. II, 2) an Stelle des laxeren Ausdrucks *ὁμολογούμενα* zeigt, mußte die Mittelklaſſe fallen. Und das war nicht ſo ſchwer, wenn ihre angeblich apoſtoliſche Hälfte ($2^{a}$) zu den unbedingt kanoniſchen, die anerkannt nichtapoſtoliſche ($2^{b}$) zu den unbedingt außerkanoniſchen Schriften geſchlagen wurde. Was der Gelehrſamkeit des Euſebius nicht gelungen war, das vollbrachte der kirchliche Einfluß eines Athanaſius und Auguſtin, und die Beleſenheit des Hieronymus war dieſem von ihm ſelbſt getheilten Streben nur hinderlich.

Allem Anſchein nach war Euſebius ſelbſt zur praktiſchen Durchführung einer Feſtſetzung des Kanons auserſehen, als ihm Konſtantin der Große etwa 332 den Auftrag gab, 50 koſtbare Bibelhandſchriften nach einer ihm gut ſcheinenden Auswahl der Bücher herſtellen zu laſſen (*Euseb.* Vita Constant. IV, 36 fg.). Welche Wahl er traf, erfahren wir nicht; doch iſt es nicht ſchwer zu errathen. Volkmar[48]) vermuthet, daß der gewiß unechte[49]), aber für jene Zeit ganz zutreffende 60. Kanon der Synode zu Laodicea um 363 (Manſi II, 574), welcher im Neuen Teſtament alle heute dazugehörigen Bücher mit Ausnahme der Apokalypſe aufzählt, nichts als ein Index einer ſolchen Euſebianiſchen Bibel ſei.

Allein ſo große Verbreitung dieſe Feſtſtellung fand, durchſchlagend war ſie nicht. Athanaſius, Biſchof von Alexandrien, trat 365 in dem 39. ſeiner einflußreichen Briefe zur Verkündigung der jedesmaligen Oſterberechnung[50]) für den ganzen heutigen Kanon ein, und nach Ueberwindung des Widerſpruchs gegen den Hebräerbrief im Abendland (ſ. 6) konnte Auguſtin auf einer Synode zu Karthago 397[51]), wahrſcheinlich auch ſchon zu Hippo 393[52]), ebendenſelben zur Anerkennung bringen. Daß vorher eine maßgebende Beſtimmung in keiner Weiſe beſtand, zeigt ſich deutlich darin, daß Konſtantin dem Euſebius völlig freie Hand ließ, daß Athanaſius ſelbſt ſein Unternehmen eine *τόλμα* nennt, und daß die afrikaniſchen Beſchlüſſe nur gefaßt wurden ita, ut de confirmando isto canone transmarina ecclesia consulatur. Nachdem aber Innocenz I. 405 an Exſuperius von Toloſa einen damit übereinſtimmenden Beſcheid gegeben[53]), konnte dieſer Zuſatz auf dem ferneren Concil zu Karthago 419[54])

---

47) Die Aufnahme der Briefe von Jakobus und Judas wurde wol dadurch begünſtigt, daß man, weil leibliche Brüder Jeſu anzuerkennen ſeine ſteigende Vergöttlichung immer mehr verbot, beide Männer für die Apoſtel gleichen Namens hielt. Die drei größeren der katholiſchen Briefe waren dann von den drei Zeugen der Verklärung Jeſu (Matth. 17, 1) verfaßt. 48) Zu Credner, Geſch. des neuteſt. Kanons 220. 49) Ebendaſ. 217—220; dort auch die Literatur. 50) Opp. ed. Bened. I, 961—963. 51) Canon 47, bei Manſi III, 891. 52) Canon 36, bei Manſi III, 924. 53) Bei Manſi III, 1040 fg. 54) Canon 29, bei Manſi IV, 430.

Digitized by Google

weggelaſſen werden; und ſeit die römiſchen Biſchöfe Gelaſius (492—496), dieſer freilich vielleicht doch noch mit Auslaſſung des Hebräerbriefs[55]), und Hormisdas (514—523) den Kanon durch Decrete[56]) beſtätigt hatten, darf derſelbe trotz allen ſpäteren Schwankungen wenigſtens für das Abendland als geſchloſſen gelten.

Dieſer Ausgang, gewöhnlich als ein Triumph der göttlichen Leitung der Geſchichte gefeiert, iſt wegen der Art ſeines Zuſtandekommens eine der betrübendſten Erſcheinungen. Es wiederholte ſich hier ganz derſelbe Proceß, welcher oben (III, 5) beim Alten Teſtament beobachtet wurde. Während in der vorletzten Periode der Kanonbildung eine Ausſcheidung der werthvolleren Bücher aus einer größeren Maſſe ſich vollzog, wurde in der letzten alles noch Zweifelhafte mit Gewalt in den Kanon hineingepreßt, und zwar beim Neuen Teſtament, was einem geſunden Gefühl beſonders zuwider iſt, zum Theil unter dem vollen Bewußtſein ſeiner Unechtheit. Den Hebräerbrief haben Auguſtin und Hieronymus ebenſo oft, und ohne daß ſich Perioden darin unterſcheiden ließen, dem Paulus ab- wie zugeſprochen; das Durchſchlagende bleibt ſchließlich die Aeußerung des Hieronymus[57]): nihil interesse cujus sit, cum ecclesiastici viri sit et quotidie ecclesiarum lectione celebretur. Derſelbe ſagt von Petrus (catal. 1): scripsit duas epistolas ... quarum secunda a plerisque ejus negatur; vom Briefe des Jakobus (ibid. 2): quae et ipsa ab alio quodam sub nomine ejus edita asseritur, licet paulatim tempore procedente obtinuerit auctoritatem; vom Judasbrief (ibid. 4): a plerisque rejicitur; tamen auctoritatem vetustate jam et usu meruit; von Johannes (ibid. 9): scripsit ..... unam epistolam ... reliquae autem duae ... Joannis presbyteri asseruntur. Dem entſprechend zählt der Bibelindex des Biſchofs Damaſus von Rom (366—384), welcher ebendeshalb echt ſein wird[58]), Joannis apostoli epistola una und dann alterius Joannis presbyteri epistolae duae auf. Dieſe Sätze nebſt denen des Auguſtin über die Weisheit und den Prediger Salomo's (doctrina christ. II, 8): de quadam similitudine Salomonis esse dicuntur, nam Jesus Sirah eos conscripsisse constantissime perhibetur; qui tamen quoniam in auctoritatem recipi (tam longa annositate, wie de praedest. I, 27 eingeſchoben wird) meruerunt, inter propheticos numerandi sunt ſowie über die Werthſchätzung der kanoniſchen Schriften (ibid.): eas, quae ab omnibus accipiuntur ecclesiis catholicis, praeponat eis, quas quaedam non accipiunt, in eis vero, quae non accipiuntur ab omnibus, praeponat eas, quas plures gravioresque accipiunt zuſammen mit dem des Euſebius (Hist. eccl. II, 23, 24 fg.) von Jakobus: *οὗ ἡ πρώτη τῶν ὀνομαζομένων καθολικῶν ἐπιστολῶν εἶναι λέγεται. ἰστέον δὲ ὡς νοθεύεται μὲν, .... ὅμως δ' ἴσμεν καὶ ταύτας* (Jakobusbrief und Judasbrief) *μετὰ τῶν λοιπῶν ἐν πλείσταις δεδημοσιευμένας ἐκκλησίαις* ſind der größte Hohn auf einen apoſtoliſchen Kanon, den man ſich denken kann.

Ein letzter Reſt der Mittelklaſſe erhielt ſich in den *βιβλία ἀναγινωσκόμενα* oder libri ecclesiastici, welche Athanaſius, Epiphanius, Rufin und Hieronymus neben den kanoniſchen Büchern vorzuleſen erlauben ad aedificationem plebis, non ad auctoritatem dogmatum confirmandam. Neben altteſtamentlichen Apokryphen waren dies hauptſächlich die wichtigſten der alten Antilegomenen, außerdem die Geſchichten der Märtyrer. Aber das Concil zu Laodicea um 363 (ſ. bei Anm. 27, S. 311), das zu Karthago 397, der 60. der canones apostolorum, Innocenz I. an Exſuperius, Iſidor von Peluſium (epist. I, 369) und Cyrill von Jeruſalem (catech. IV, 20) verboten mit ſteigender Strenge, irgendwelche nichtkanoniſche Bücher in der Kirche oder auch nur zu Hauſe zu leſen: ein conſequenter, aber eines Rabbi Akiba würdiger Gedanke, dem wir gewiß zu einem guten Theil den Untergang ſo mancher hochwichtigen altchriſtlichen Schrift, vergleichbar demſelben Vorgang bei den altteſtamentlichen Apokryphen (III, 5), zu verdanken haben. — Solche Wahrnehmungen machen es, während wir die Ordnung der kanoniſchen Bücher[59]) und die darin liegenden Unterſchiede ihrer Werthſchätzung übergehen, unerlaßlich,

8) eine kurze Würdigung der für die Richtigkeit des Kanons in ſeiner Entſtehung liegenden Gewähr hinzuzufügen. Daß die Tendenz der Kirchenväter bei der Entſcheidung über die Kanonicität eines Buches nicht immer eine objective war, iſt wol ſchon zur Genüge gezeigt; daß aber auch ihr Wiſſen höchſt mangelhaft, ihre Fähigkeit zur Erforſchung des wahren Sachverhalts ſehr gering und ihre Leichtgläubigkeit großartig war, muß noch an einigen Beiſpielen nachgewieſen werden.

Ein unechtes Reſcript Hadrian's zu Gunſten der Chriſten wird ſchon von Juſtin am Ende ſeiner erſten Apologie, eins dergleichen von Marc Aurel[60]) über das Wunder der legio fulminatrix im Jahre 174 ſchon von Tertullian (apol. 5) um 200 als echt angeführt, obgleich bereits 177 unter demſelben Kaiſer die grauſamſte Chriſtenverfolgung ſtattgefunden hatte.[61]) Die (jüdiſchen und chriſtlichen) Weiſſagungen der Sibylle, welche ſich Braut und Nachkommin des Noah nennt (III, 826), aber ohne Anſtand die ſpeciellſten Daten der ſpäteren Geſchichte, be-

55) Hilgenfeld, Einl. 134. Dagegen Thiel, Epistolae Romanorum pontificum genuinae a S. Hilario usque ad Pelagium secundum I (1868). 53 fg. Vgl. noch Overbeck, Zur Geſch. des Kanons 63, 3. 56) Bei Manſi VIII, 146 fg., neu herausgegeben von Credner, Zur Geſch. des Kanons 149—290. 57) Epist. 129 (ad Dardanum), 3 ex. 58) Rade, Damaſus (1882) 145—147.

59) Reichhaltige Tabellen darüber bei Hody, De bibliorum textibus originalibus (1705) 644—664; daraus bei Wolf, Biblioth. hebr. II (1721), 47—62. Außerdem vgl. beſ. Hilgenfeld, Einl. 153—155. 60) Gedruckt ebenfalls hinter den Apologien Juſtin's. 61) Overbeck, Studien zur Geſch. der alten Kirche I (1875) 93—157. Keim, Tübinger theol. Jahrbücher 1856, 387—401. Aus dem Urchriſtenthum I (1878), 181—193.



Digitized by Google

ſonders des Lebens Jeſu (VI, 21—26. VIII, 270—336. 457—480 etc.), ſogar Eigennamen (III, 214. 253. 427) vorherſagt oder durch die Zahlenwerthe ihrer Buchſtaben bezeichnet (V, 10—51 und oft), ja ſeit dem 3. Jahrhundert ein Akroſtichon auf die bekannte Formel Ἰησοῦς Χριστὸς θεοῦ υἱὸς σωτήρ, obendrein mit dem Zuſatze σταυρός (!), bietet (VIII, 217—250), wurden nicht nur von Juſtin und Clemens Alexandrinus (vgl. 2 und 6), ſondern noch von einer ganzen Reihe von Kirchenvätern für echt gehalten und mit Vorliebe zum Beweis des hohen Alters chriſtlicher Ideen benutzt, nach Clemens Alexandrinus ſogar vom Apoſtel Paulus in einer wörtlich angeführten Stelle(!) dringend empfohlen (Strom. VI, 5 ex.). Derſelbe Clemens Alexandrinus citirt gläubig ein Buch von Zoroaſter, in welchem dieſer beſchreibt, was er nach ſeinem Tode in der Unterwelt von den Göttern erfahren (Strom. V, 14, §. 104). Das Buch des Urvaters Henoch (Geneſ. 6, 18—24), ſeit Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. entſtanden, aber ſchon im Judasbrief Vers 14 als echt angeführt, konnte nach Tertullian (De cultu femin. I, 3), nachdem es in der Flut untergegangen, durch Noah ebenſogut wiederhergeſtellt werden wie das Alte Teſtament durch Esra (vgl. III, 1); der Grund zu dieſer Annahme iſt der: legimus (2 Tim. 3, 16!) omnem scripturam aedificationi habilem divinitus inspirari. — Von den bibliſchen Verhältniſſen hatte man ſo wenig zutreffende Vorſtellungen, daß z. B. das Evangelium nach Lukas, welches heute allgemein als Bearbeitung mehrerer ſchriftlicher Grundlagen anerkannt iſt, als Niederſchrift der Vorträge des mit den Einzelheiten des Lebens Jeſu ſo wenig bekannten Paulus (ſ. Anm. 139), die Apoſtelgeſchichte als acta omnium apostolorum (Murat. 34), Johannes mit den 7 apokalyptiſchen Briefen als prodecessor des Paulus erſcheinen konnte (vgl. Anm. 140) und dem Irenäus über die einzig richtige Auflöſung der Räthſelzahl 666 in Apokal. 13, 18 [62]) durch נרון קסר (Kaiſer Nero) trotz ſeines ſofort zu erwähnenden Verkehrs mit directen Jüngern des Johannes auch nicht die geringſte Ueberlieferung mehr zu Gebote ſtand (adv. haer. V, 30 = Euſ. H. e. V, 8, 5 fg.). Fabeln wie die, daß Johannes aus ſiedendem Oel, in das er unter Domitian getaucht worden, unverſehrt hervorgegangen ſei, wurden bereitwilligſt geglaubt.[63]) Wenn nun Irenäus (adv. haer. III, 11, 8) die Annahme von gerade 4 Evangelien in der Kirche damit begründet, daß es 4 Himmelsgegenden und 4 Hauptwinde (πνεύματα) gibt, weshalb das Evangelium, der Kirche Grundſäule und Lebensgeiſt (πνεῦμα), εἰκότως ein viergeſtaltiges, aber von Einem πνεῦμα zuſammengehaltenes ſei, ſo findet das jedermann mindeſtens abgeſchmackt; wenn Theodoret (geſt. 457) den Euſebius ſagen läßt (opp. III, 542 ed. Halens.), die Pauliniſche Abfaſſung des Hebräerbriefs hätten auch alle Alten behauptet (vgl. 6), ſo ſtaunt man über ſeine Flüchtigkeit; wenn der Biſchof Dionyſius von Corinth (ſeit 170), der des Paulus Corintherbriefe in ſeinem Archiv hatte, nicht blos die römiſche, ſondern auch die corinthiſche Gemeinde von Paulus und Petrus in gleichzeitigem Wirken gegründet ſein läßt (bei *Euseb.* Hist. eccl. II, 25, 8), oder wenn Irenäus[64]) aus dem Munde von unmittelbaren Schülern des Johannes und aus einer Schrift des Papias zuſtimmend anführt, in der Endzeit würden für die Gläubigen Weinſtöcke wachſen mit je 10,000 Aeſten à 10,000 Reben à 10,000 Schößlingen à 10,000 Trauben à 10,000 Beeren à 25 Maß Wein, und dies alles für einen durch den Apoſtel Johannes garantirten Ausſpruch Jeſu erklärt[65]), ſo glaubt ihnen kein Menſch; wenn derſelbe Irenäus (III, 12, 15) den in der Apoſtelgeſchichte 15, 13 auftretenden Jakobus für den Zebedäiden hält, deſſen Tod Apoſtelgeſch. 12, 2 berichtet iſt, oder wenn Euſebius (Hist. eccl. I, 13, 6—10) mit diplomatiſcher Sorgfalt aus dem Staatsarchiv zu Edeſſa den Brief Jeſu an den dortigen Toparchen Abgar mittheilt, in welchem er mit γέγραπται περὶ ἐμοῦ ſo ziemlich Joh. 20, 29 citirt, ſo belächelt man ihre Unkritik; ſobald aber dieſelben Männer etwas den heute kanoniſchen Schriften Günſtiges oder den heute ausgeſchiedenen Schriften Ungünſtiges „bezeugen“, z. B. das vergeiſtigtſte Evangelinm (vgl. nur Joh. 6, 63 ſowie den Artikel Katholische Briefe II, 5), in welchem jede ſinnliche Zukunftshoffnung fehlt, jenem ſo craß fleiſchlich geſchilderten Johannes zuſchreiben, dann ſollen ſie plötzlich wahre Engel an Unbefangenheit, Kenntniß der Ueberlieferung und kritiſchem Sinne ſein.[66]) Statt deſſen gilt es, den unendlich oft wiederholten Satz, dieſe oder jene neuteſtamentliche Schrift ſei bezeugt ſchon von (beiſpielsweiſe) Irenäus, Tertullian und Clemens Alexandrinus, dahin abzuändern, daß ſie erſt von dieſen Männern bezeugt ſei, und auch dies nur inſofern, als durch Anführung von Citaten oder Nennung ihres Titels ihre Exiſtenz bewieſen wird; was aber jene nur durch einen bedauerlichen Misbrauch ſo genannten „Zeugniſſe“ über Verfaſſer, Abfaſſungszeit, Zweck u. dgl. ſagen, iſt zum größten Theil nichts als Gedankenloſigkeit und Phantaſie. Die Geſchichte des Kanons in den 4 erſten Jahrhunderten erweiſt ſchließlich nur die volle Richtigkeit der Garantie, welche die Kirche für ſeine Echtheit und Tauglichkeit zur authentiſchen Darſtellung des urſprünglichen Chriſtenthums zu leiſten verſpricht, und nicht mit Unrecht hat Overbeck von der „großen Komödie des kirchlichen Traditionsbeweiſes“ geſprochen.[67])

V. In der weiteren Geſchichte des Kanons innerhalb der chriſtlichen Kirche ſeit dem 5. Jahrhundert, welche für das Alte und Neue Teſtament,

62) Vgl. den Art. Johannes der Apostel, Sect. II, Thl. 22 S. 89. 63) S. die Stellen in Hilgenfeld's Einl. 402.

64) Adv. haer. V, 33, 3 fg., auch in patrum apostol. opp. edd. Gebhardt et Harnack I, 2, 2. Aufl. 87—89. 65) Vgl. auch den Art. Papias, Sect. III, Thl. 11, S. 74. 66) Reichhaltige Zuſammenſtellungen über die Unkritik der Kirchenväter finden ſich bei Köſtlin in den Tübinger theol. Jahrbüchern 1850, 1—62; 1851, 149—221: über die pſeudonyme Literatur der älteſten Kirche. Schwegler, Nachapoſtol. Zeitalter I (1846), 43—88. Zeller, Die Tübinger hiſtor. Schule, in Sybel's hiſtor. Zeitſchr. IV (1860), 114 fg. und in ſeinen „Vorträgen und Abhandlungen“ (I) 1865, S. 293 fg. Hilgenfeld, Kanon und Kritik 72—77. Einl. 164—173. 67) Zur Geſch. des Kanons 28, 1; 66, 2.

Digitized by Google

nur für erſteres noch etwas weiter zurückgreifend, eine gemeinſame iſt, wird das Intereſſe ebenſo wie in der vorhergehenden Periode (IV, 6) nicht ſowol durch das allgemeine Feſthalten an den gewonnenen Reſultaten als vielmehr durch die Abweichungen davon in Anſpruch genommen. Dieſelben ſind überraſchend ſtark und zahlreich, aber doch von geringerer Bedeutung als die früheren, weil ſie den officiellen Beſtand des Kanons nicht mehr zu erſchüttern vermögen. Wir erwähnen daher nur Weniges.[68])

1) Die immer noch herrſchende Unſicherheit im allgemeinen wird durch Folgendes belegt. Der ſogenannte Indienfahrer Kosmas (geſt. um 535) begründet ſeine Verwerfung ſämmtlicher katholiſcher Briefe durch den ſchneidigen und nur wenig übertreibenden Nachweis, daß über ihre Annahme nie Einſtimmigkeit geherrſcht habe.[69]) Der afrikaniſche Biſchof Junilius um 550, der ſeine Informationen auf einen in Niſibis gebildeten Perſer Paulus zurückführt, ſtellt die Apokalypſe und die 5 von jeher ſtreitigen katholiſchen Briefe in eine abgeſonderte Klaſſe zweifelhafter Schriften.[70]) Noch der Patriarch Nicephorus von Konſtantinopel (geſt. 828) führt in ſeiner Stichometrie[71]) außer Apokryphen des Neuen Teſtaments auch Antilegomena auf, nämlich die Apokalypſen des Johannes und Petrus, den Barnabasbrief und das Hebräerevangelium. Manches hiervon mag nur auf gelehrten Reminiſcenzen, z. B. aus Euſebius, beruhen; aber es beweiſt doch, daß bezüglich des Kanons die Forderungen der Rechtgläubigkeit ſehr lax gehandhabt wurden. Freilich waren die Abweichungen nicht überall Privatſache einzelner Gelehrten, ſondern ſie hatten das Gewohnheitsrecht ganzer Kirchen für ſich. Der Apokalypſe blieb im Morgenland die allgemeine Anerkennung noch ſehr lange verſagt; erſt etwa im 14. Jahrhundert ſcheinen die Zweifel verſtummt zu ſein.[72]) In der ſyriſchen Kirche ſcheinen außer ihr auch die 4 kleinen katholiſchen Briefe, ganz entſprechend dem Beſtande in der Peſchito (IV, 7), nie allgemeine Anerkennung gefunden zu haben. In der äthiopiſchen Kirche werden ſogar die Bücher Henoch, der Jubiläen, das 4. Buch Esra und andere Pſeudepigraphen ſowie 8 Bücher von apoſtoliſchen canones vielfach zum Kanon gerechnet.[73]) Die Verwirrung ging aber auch außerhalb der iſolirten Länder ſo weit, daß ein aus Pauliniſchen Verſen zuſammengeſtoppelter Brief an die Laodicener, vielleicht ſchon im Muratori'ſchen Fragment Zeile 64 erwähnt, vielleicht erſt kurz vor 400 entſtanden, wegen Col. 4, 16 und wegen und zugleich trotz des denkwürdigen Ausſpruchs Gregor's des Großen (590—604): (Paulus) quamvis epistolas quindecim scripserit, sancta tamen ecclesia non amplius quam quatuordecim tenet[74]), ſowie trotz des Verbots der Oekumeniſchen Synode zu Nicäa im Jahre 787 ſich in mittelalterlichen Bibeln bis nahe an die Reformationszeit erhielt, und daß der „Hirt“ des Hermas vereinzelt ſeinen Platz bei den altteſtamentlichen[75]), die Weisheit Salomo's dagegen bei den neuteſtamentlichen Büchern fand.[76]) Solche Dinge ſind nicht zu verwundern, wenn das Concil zu Konſtantinopel von 692 im 2. Kanon[77]) nicht nur die ſich ſo ſtark widerſprechenden Beſtimmungen der Synoden zu Laodicea (vgl. IV, 7 und V, 2) und zu Karthago von 397, ſondern obendrein auch die canones apostolorum ſanctionirte, in welchen zum Neuen Teſtament auch die beiden Clemensbriefe und die freilich in demſelben 2. Kanon von 692 ausdrücklich verworfenen constitutiones apostolorum gerechnet, die altteſtamentlichen Apokryphen aber nur theilweiſe aufgenommen waren.

2) Vom Alten Teſtament kommen außer dem bereits III, 6 beſprochenen Buche Eſther hauptſächlich die Apokryphen (III, 7) in Betracht. Starken Schwankungen unterliegt ſchon ihr Umfang. Ihre Verzeichniſſe ſind manchmal auffallend unvollſtändig; anderwärts werden dagegen nicht blos 3, ſondern 4 Bücher der Makkabäer eingerechnet, z. B. im Codex Alexandrinus, und außer dem 3. Esrabuche erſcheint das erſt kurz vor 100 n. Chr. entſtandene 4. (vgl. III, 1), das Luther gänzlich verwarf, „weil ſo gar nichts drinnen iſt, das man nicht beſſer in Aeſopo oder noch geringeren Büchern kann finden“, nicht nur in Ausgaben der Vulgata, ſondern auch in nachtridentiniſchen katholiſchen und in mindeſtens 20 lutheriſchen und reformirten Bibeln bis wenigſtens zum Jahr 1703 herab.

Was die Geltung der Apokryphen anlangt, ſo war man, weil man bei der herrſchenden Unkenntniß des Hebräiſchen ſich ganz auf die alexandriniſche Ueberſetzung angewieſen ſah, in der chriſtlichen Kirche ſehr geneigt, ſie den kanoniſchen Büchern gleichzuſetzen. Im Morgenlande behielt jedoch wegen der noch ziemlich lebendigen und durch die Autorität beſonders des Origenes geſtützten Kenntniß des urſprünglichen Sachverhalts die Trennung die Oberhand. So ſchließen nächſt Melito von Sardes (ſ. Anm. 65) Athanaſius (ſ. Anm. 150), Gregor von Nazianz (geſt. 389), Cyrill von Jeruſalem (geſt. 386), Amphilochius von Iconium (geſt. um 395) und der 60. Kanon der Synode zu Laodicea (über ihn ſ. IV, 7) die Apokryphen aus.[78]) Freilich gebrauchen ſie dieſelben Männer anderwärts doch wie kanoniſche Schriften; die Praxis entſprach alſo nicht der Theorie. Im Abendland war auch die Theorie den Apokryphen günſtig. Zwar vertraten Hilarius von Pictavium (geſt. 368), Rufin und Hieronymus die ſtrengere Anſicht, aber gegenüber der

68) Genaueres z. B. bei Reuß, Geſchichte der heil. Schriften N. T. §. 326—331 und Histoire du canon 193—305. 69) Topographia christiana VII, bei Montfaucon, Collectio nova patrum et scriptorum graecorum II, 292. 70) Genaueres im Art. Junilius, Sect. II, Thl. 29, S. 75—77. 71) Herausg. von Credner, Zur Geſch. des Kanons 95—126. 72) Lücke, Einl. in die Offenb. des Joh., 2. Aufl. (1852), 641—651. 73) Dillmann in Ewald's Jahrbüchern der bibl. Wiſſ. V (1853), 144—151, auch in Herzog's Realencykl. s. v. äthiopiſche Bibelüberſetzung.

74) Moralia in Jobum 35, cap. 15. 75) Harnack in patrum apostol. opera III, p. LXVIII. 76) *Epiphanius*, Haer. 76, 5 (p. 941), vielleicht ſchon im Muratori'ſchen Fragment Z. 69 fg. 77) Bei Manſi XI, 940 fg. 78) Ueber Epiphanius vgl. Schürer bei Herzog I (2. Aufl.), 487.



Digitized by Google

allgemeinen Unwiſſenheit und dem Drängen auf einen womöglich alle in der Kirche gebräuchlichen Bücher umfaſſenden Kanon ohne Erfolg. Weſentlich durch Auguſtin, deſſen Anſichten hierüber ſchon IV, 7 angeführt ſind, wurde zu Hippo und Karthago und ebenſo in den nachfolgenden Decretalen (IV, 7) die ebenbürtige Aufnahme der Apokryphen in den Kanon durchgeſetzt. Ohne Widerſpruch konnte ſie freilich angeſichts des Anſehens des Hieronymus nicht bleiben; aber der kirchliche Gebrauch ſchloß ſich ganz an ſie an. Als daher die Reformation beider Richtungen die Abſcheidung der Apokryphen ſofort wieder vollzog und ihnen nur die Geltung beließ, die ihnen übrigens auch von Hieronymus nicht verſagt worden war, daß ſie nützlich und gut zu leſen ſeien, war es für das Concil zu Trient nicht nur eine That der Reaction, ſondern eine geſchichtliche Nothwendigkeit, die Gleichſtellung der Apokryphen mit den kanoniſchen Büchern — übrigens zum erſten mal durch bindenden Ausſpruch der Kirche, dem höchſtens ein damit übereinſtimmender Beſchluß des griechiſch-römiſchen Unionsconcils zu Florenz 1441 von zweifelhafter Echtheit und ein Erlaß des Papſtes Eugen IV. von demſelben Jahre[79]) vorausgegangen war — zu decretiren (ſ. I, 1). Sie hätte ſonſt nicht etwa nur die Beweisſtellen für einige aus den kanoniſchen Schriften nicht belegbare Dogmen[80]) entbehren, ſondern eine tauſendjährige Vergangenheit verleugnen müſſen.

In der griechiſchen Kirche wurde die ihr bis dahin ganz fremd gebliebene Gleichſtellung der Apokryphen mit dem Kanon auf einer Synode zu Jeruſalem 1672 durch Annahme der confessio des Patriarchen Doſitheus[81]) durchgeſetzt, weſentlich aus Antipathie gegen proteſtantenfreundliche Bewegungen unter Metrophanes Kritopulus von Alexandrien und Cyrillus Lukaris von Konſtantinopel am Anfang des 17. Jahrhunderts.

Auf proteſtantiſcher Seite war das Entſprechende die entgegengeſetzte Conſequenz, die Apokryphen ihrer Stelle in der Bibel gänzlich zu berauben, um die Scheidung zwiſchen unbedingtem Gotteswort und bloßem Menſchenwort in voller Schroffheit durchzuführen. In den Niederlanden auf der Synode zu Dordrecht 1619 nicht durchgedrungen, fand ſie in der Weſtminſterconfeſſion der engliſchen (und ſchottiſchen) Puritaner (1648) 1,3 Ausdruck und führte ſeit 1825 zur Ausſchließung der Apokryphen aus den Drucken der engliſch-ſchottiſchen Bibelgeſellſchaften und zu dem traurigen Anſturm auf die Apokryphen, welcher ſich 1851 auch nach Deutſchland fortpflanzte.[82])

Einzelne römiſche Theologen konnten den Widerſpruch der Wiſſenſchaft gegen die tridentiniſche Entſcheidung nicht überwinden; ſie wagten es daher doch, eine zweite Klaſſe abzuſcheiden, welche ſie aus den altteſtamentlichen Apokryphen und den 7 alten Antilegomenen des Neuen Teſtaments (der Apokalypſe, dem Hebräerbrief und 5 katholiſchen Briefen) zuſammenſetzten und mit dem denkwürdigen Namen deuterokanoniſcher Schriften — im Gegenſatze zu den protokanoniſchen — belegten. So Sixtus Senenſis 1566, Bellarmin 1587, Lamy 1696, auch Ellies du Pin 1701, Jahn 1802. Getreu ihrer Kirche fügen ſie meiſt hinzu, die früheren Zweifel gegen dieſe Bücher ſeien durch den tridentiniſchen Beſchluß gehoben; aber der Verſuch, die ganze Scheidung als übereinſtimmend mit dem eigentlichen Sinn des Concilbeſchluſſes nachzuweiſen, iſt natürlich gänzlich verfehlt. Dieſelbe hat vielmehr die größte Verwandtſchaft mit

3) Anſichten über das Neue Teſtament innerhalb der reformirten Confeſſionen. Der kritiſche Geiſt der Reformation, welcher über alle menſchliche Tradition hinweg auf den unmittelbar göttlichen Urquell des Chriſtenthums zurückgehen wollte, mußte auch bei der Bibel fragen, ob ſie in allen Theilen directes Gotteswort ſei. So entſtanden jene freimüthigen, oft ſehr ſtark verwerfenden Urtheile Luther's über die von ihm deshalb auch eigenmächtig ans Ende der Bibel gerückten Briefe an die Hebräer ſowie des Jakobus und Judas und die Apokalypſe, welche ſich, aus den heutigen Bibeldrucken entfernt, in der Halle'ſchen (Walch'ſchen) Ausgabe ſeiner Werke Band XIV, S. 146—162 und Vorrede S. 13, in der Erlanger Band 63, S. 154—170 finden.[83]) Andreas Bodenſtein von Carlſtadt (De canonicis scripturis 1520)[84]) ſcheidet nach dem Werthe 3 Klaſſen, deren letzte die altteſtamentlichen Hagiographen und die 7 neuteſtamentlichen Antilegomena enthält. Zugleich verlegt er das entſcheidende Kriterium aus dem ſubjectiven Eindrucke, nach welchem Luther geurtheilt hatte, in die Erforſchung der älteſten Geſchichte des Kanons. Letzteres blieb maßgebend. Man wollte nichts aufnehmen, worüber in der alten Kirche gezweifelt worden war; man nannte die angefochtenen Bücher, deren Siebenzahl ebenfalls durchdrang, ſeit Chemnitz 1565 apokryphiſch, ſeit Joh. Gerhard 1610 deuterokanoniſch und erklärte es für unzuläſſig, Glaubensſätze auf ſie allein zu gründen. Jedoch dieſes Erbtheil einer freier geſinnten Zeit mußte in der Periode der ſtarrſten Orthodoxie, welche vor allem einen in jedem Buchſtaben unfehlbaren Kanon brauchte, nothwendig verkümmern. Die Unterſcheidung wurde dahin abgeſchwächt, daß die Zweifel nicht die auctoritas divina, ſondern nur die auctores secundarii (der auctor primarius iſt der Heilige Geiſt) betroffen hätten und jetzt überwunden ſeien, ja daß nicht verſchiedener Werth, ſondern nur frühere oder ſpätere Aufnahme der Bücher habe angezeigt werden ſollen, und ſie wird heute nur

79) Harduin, Acta conciliorum IX, 1023 fg. Welte in der Tübinger theol. Quartalſchrift 1839, 245 fg. 80) Z. B. vom Fegefeuer, vgl. 2 Makk. 12, 43. 81) Bei Kimmel, Libri symbolici ecclesiae orientalis (1843) oder monumenta fidei eccl. or. I (1850), S. 467. 82) Ebrard, Zeugniſſe gegen die Apokr. 1851; Keerl, Die Apokryphen 1852; Die Apokryphenfrage 1855 u. ſ. w.

83) Nicht unerwähnt dürfen daneben die freien Urtheile ſeines Gegners Cajetan über den Hebräerbrief, den Jakobusbrief, Judasbrief und die zwei kleinen Johannesbriefe bleiben ſowie die Zweifel des Erasmus, welche ſich freilich bereitwillig dem Urtheil der Kirche unterordneten. 84) Neu herausgegeben von Credner, Zur Geſchichte des Kanons 291—412.

Digitized by Google

noch von ganz wenigen Vertretern der Orthodoxie aufrecht erhalten.

VI. Wenn die Geſchichte nicht das Reſultat von lauter Zufälligkeiten iſt, ſondern grundlegende Gedanken zur Verwirklichung, aber auch zur Klarheit bringt, ſo ſind wir nunmehr in den Stand geſetzt, eine **abſchließende Zuſammenfaſſung der Reſultate** zu verſuchen.[85]) Daß durch die Ergebniſſe der geſchichtlichen Unterſuchung die Vorausſetzungen, mit welchen die Kirche an ihren Kanon herantritt (vgl. I, 1), nicht gerechtfertigt werden, iſt im Vorhergehenden (beſonders III, 1. 5; IV, 1. 4. 5. 7. 8) wol hinreichend erwieſen. Hier handelt es ſich daher weſentlich um die dogmatiſche, principielle Seite der Sache.

1) **Die Auflöſung der orthodoxen Anſchauungen**, welche ſich hier vollzog, läßt ſich am beſten an der Idee des Deuterokanoniſchen verfolgen. Ein vollkommener Widerſinn, ſo lange das Kanoniſche in der einzig richtigen Weiſe als das unbedingt Maßgebende gilt, beweiſt ihre Anwendung bei jedem, der ſich wirklich etwas dabei gedacht, daß ihm der Kanon nicht mehr als **abſolut** normativ gegolten hat. Damit iſt aber der Begriff überhaupt aufgegeben. Der Kanon iſt eben ein Schriftideal, das folgerichtig nur in abſoluter Vollkommenheit gefaßt werden kann, das Ideal einer ſchriftlichen Grundlage der Religion, welches die Religionsgemeinſchaft, aber nicht blos die chriſtliche, ſondern, wie oben (I, 2) gezeigt, auch ſo manche außerchriſtliche, bedarf oder vielmehr zu bedürfen glaubt. Seine Exiſtenz und ſeine Eigenſchaften ſind daher nicht zunächſt Sache der hiſtoriſchen Unterſuchung, ſondern der dogmatiſchen Conſtruction; ſie ſind nicht Wahrnehmungen, ſondern Poſtulate. Eben darum haben ſie nur bei der vollſten Strenge einen Sinn; jede Conceſſion hebt das Ideal auf. Die Belaſſung von deuterokanoniſchen Büchern nach der Reformationszeit, wie im Alterthum in der Mittelklaſſe des Euſebius oder den Leſebüchern des Athanaſius und Rufin (IV, 6. 7) war eine Inconſequenz, welche überwunden werden oder die ganze Anſchauung ſtürzen mußte; die volle Gleichſtellung oder volle Ausſcheidung der Apokryphen und das Verbot jeder unkanoniſchen Lektüre war das einzig Richtige. Ebenſo die Inſpiration auch der hebräiſchen Vocalzeichen. Ja dieſe genügt noch gar nicht; ſondern da nicht alle, welche ſelig werden ſollen, die bibliſchen Grundſprachen verſtehen, ſo muß die Inſpiration auch auf die Ueberſetzungen (mit allen ihren Fehlern) ausgedehnt werden, wozu ſich ja auch wirklich einzelne conſequente Männer entſchloſſen haben.[86]) Iſt doch ſelbſt Bengel's angeblich auf die Apokalypſe, factiſch auf lauter Luft gebaute Berechnung des Endes der gegenwärtigen Weltgeſtalt auf den 18. Juni 1836 von manchen ſeiner Anhänger für inſpirirt gehalten worden.

Die ganze Anſchauung ruht eben auf folgendem Syllogismus: die Kirche wie der einzelne Gläubige braucht einen abſolut unfehlbaren Codex der Belehrung über die göttliche Wahrheit; ohne ihn kann niemand ſelig werden. Nun exiſtirt ein ehrwürdiges Buch, welchem die Tradition die entſprechenden Eigenſchaften zuſchreibt; folglich iſt dieſes Buch jener Codex. Der Oberſatz unterliegt der dogmatiſchen Kritik, welche geltend zu machen hat, daß jenes Poſtulat nicht nur an ſich unverſtändig, ſondern auch religiös mindeſtens ſehr einſeitig iſt. Die Seligkeit hängt weit mehr von andern Dingen ab als von einer bis auf den Buchſtaben unfehlbaren Kenntniß der göttlichen Wahrheit; ein Buch aber, das ſie wirklich bieten ſoll, wird von ſelbſt zu einem Geſetzescodex, dem man ſich knechtiſch beugen und jede freie Aeußerung der Religioſität zum Opfer bringen muß. Als aus Iſrael ein Volk des Buches wurde, begann ſeine trübſte Periode; und die herrlichſten Epochen der chriſtlichen Kirchengeſchichte ſind die geweſen, in welchen der Kanon nicht im Vordergrund ſtand. Die Religion iſt Leben und nicht blos Lehre. — Der Unterſatz und der Schlußſatz jenes Syllogismus ſind hiſtoriſch zu prüfen, theils durch eine eingehende Unterſuchung des Inhalts der Bibel — ſonſt urtheilt man thatſächlich über ſie, bevor man ſie wirklich aufgeſchlagen — theils durch die Erforſchung der Geſchichte ihrer Sammlung. Und dieſe hat nun eben gezeigt, daß die Reformation in ihrem Suchen nach Gotteswort doch ſchließlich bei Menſchenwort ſtehen geblieben iſt. Es war ein Verhängniß, daß Luther, der auf Chriſtum dringen wollte ſogar wider die Schrift, ſich doch, um Chriſtum erkennen zu können, an die Schrift halten mußte, und daß ſein vermeintlich unerſchütterlicher Stützpunkt im Kampfe wider die Tradition ſelbſt auf Tradition ruhte. Niemand anders hatte ja den Kanon feſtgeſetzt als dieſelben katholiſchen Synoden, deren Autorität er im Princip ohne Ausnahme verwarf. Und wollte man meinen, bei dieſer ſo wichtigen Thätigkeit hätte eine unmittelbare Leitung des Heiligen Geiſtes über ihnen gewaltet, ſo fragt ſich nur, über welcher von denen, die ſo Entgegengeſetztes beſtimmt haben, ganz abgeſehen von den früher (III, 5; IV, 4. 5. 7. 8) erbrachten Nachweiſen darüber, was für ein Geiſt es geweſen, der hier die Gemüther beſeelt hat. Jenes Verhängniß war nach der einen Seite allerdings eine geſchichtliche Nothwendigkeit und hat großen Segen geſtiftet. Der Kanon war das unzerbrechliche Gefäß, in dem der religiöſe Gehalt des anfänglichen Chriſtenthums, oft unbeachtet, aber doch wohlbehalten, hindurchgerettet wurde durch die Stürme der Zeiten, welche alle ohne ſolche Autorität auftretenden Meinungen verwehten; er war das feſteſte Einheitsband zwiſchen allen Perioden und Richtungen der Kirche; ohne einen ſolchen feſten Halt hätte auch die Reformation weder ihren chriſtlichen Charakter gegenüber dem Katholicismus noch ihre Beſonnenheit gegenüber der Schwarmgeiſterei behaupten können. Aber für ewig aufrecht erhalten zu werden hat er kein Recht. Der Proteſtantismus, welcher nicht blos eine geſchichtliche Erſcheinung iſt, ſondern ein Princip, hat ſeinen Proteſt gegen alle menſchliche Autorität in religiöſen Dingen in der Reformationszeit nur zur Hälfte ausüben können; die genuine Fortſetzung der Arbeit der

---

85) Vgl. den Artikel **Inſpiration**, Sect. II, Thl. 19, S. 85—88.
86) Ebendaſ. S. 47; **Holtzmann**, Kanon und Tradition (1859), 175; *Augustin.*, De civitate dei XVIII, 42 seq.

Digitized by Google

Reformatoren hat in dieſem Punkte die Aufklärungszeit des vorigen Jahrhunderts übernommen. Die Geſchichte dieſes Proceſſes ſoll hier nicht erzählt werden[87]); wir wollen nur den Namen Leſſing nennen. Und der Erfolg iſt ein ſo durchſchlagender, daß es, was ſchwerlich von irgendeinem andern Dogma geſagt werden kann, heute kaum einen mit der Wiſſenſchaft wirklich in Berührung gekommenen Theologen gibt, der die alte Anſchauung in ihrer Strenge nicht ausdrücklich ablehnte.[88])

2) Freilich ſind viele nur zu Vermittelungsverſuchen geneigt, durch welche von der alten Anſchauung möglichſt viel gerettet werden ſoll. Doch da ſie das einzig conſequente Princip verlaſſen haben, ſo tragen ſie den Keim der Zerſtörung von vornherein in ſich, und ihre fortgehende Auflöſung iſt nicht ſchwer zu erkennen. Wenn nicht die Wörter, ſo ſollen doch die Worte, wenn auch dieſe nicht, doch die Sachen inſpirirt ſein. Dabei wird aber aus der Inſpiration blos fürs Schreiben nur zu leicht eine habituelle Erleuchtung, die dann andern chriſtlichen Lehrern nicht gut vorenthalten werden kann, und die Eingebung der Sachen löſt ſich ſehr bald in eine allgemeine göttliche Leitung oder gar nur in eine Bewahrung vor Irrthum auf. Ja, wenn dieſe bezüglich der Fragen der Geſchichte und der Naturwiſſenſchaft nicht mehr aufrecht erhalten werden kann, ſo wird ſie auf die religiöſe Wahrheit eingeſchränkt, oder auf die chriſtliche, oder auf die Hauptthatſachen des Chriſtenthums, oder allein auf die Perſon Jeſu, oder auf ſeine Lehre, oder nur auf deren allgemeinen religiös-ſittlichen Gehalt. Wie viel iſt hier auf jeder Stufe preisgegeben! Und mit wie wenig Recht wird trotzdem der jedesmalige Reſt aufrecht erhalten!

Anders verſuchte Schleiermacher (Der chriſtliche Glaube §. 130, 4) den Bann des ſtarren Kanons zu brechen und doch etwas Normatives zu behalten. Er will ihn nicht unbeſehen aus den Händen der alten Kirche hinnehmen, ſondern fordert für die Kirche das Recht, nach ihrer fortſchreitenden Erkenntniß an ſeiner Feſtſtellung immer noch zu arbeiten. Der dabei herauskommende Kanon bleibt aber doch die Sammlung der Bücher normativen Anſehens. Will man dieſe Vorausſetzung gelten laſſen, ſo iſt der Gedanke ohne Frage richtig; aber das ſo gewonnene Recht iſt auch abgeſehen von ihr ſehr illuſoriſch. Höchſtens im Ausſcheiden von Büchern könnte es von Bedeutung werden, und gerade dies weiſt Schleiermacher ſo ziemlich ab. Was aber die Aufnahme neuer betrifft, ſo iſt daran kaum zu denken. Man muß zugeſtehen, daß die Kirche, um beim Neuen Teſtament ſtehen zu bleiben, trotz aller Gewaltſamkeiten, rein auf den Inhalt geſehen, bei der Auswahl doch immer einen glücklichen Griff bewährt hat, und daß die uns bekannten außerkanoniſchen Bücher von den kanoniſchen zwar nicht durch eine Art Sündenfall getrennt ſind, aber doch an Würde und Geſchmack hinter der großen Mehrzahl derſelben zurückſtehen. Und die nicht wenig zahlreichen verlorenen Schriften, welche wegen ihres hohen Alters unbedingte Aufnahme beanſpruchen könnten, dem heutigen Geſchlechte aber bei ihrem meiſt gewiß ſtark judaiſtiſchen Charakter kaum viel Freude gewähren dürften, werden aus dem ihnen von der Kirche bereiteten Grabe nie wieder auferſtehen.

Die völlige Erhabenheit über alle ſonſtigen Bücher ſucht man dem Kanon, ſpeciell dem neuteſtamentlichen — denn das Alte Teſtament iſt in den weiteſten Kreiſen der Theologen preisgegeben — in neuerer Zeit, zum Theil in Verbindung mit Schleiermacher's Anſicht, meiſt aber unter Anerkennung deſſelben in ſeiner gegebenen Geſtalt, damit zu vindiciren, daß er zwar in jedem ſeiner Theile eine einſeitige, in deren Summe aber eine allſeitige und dadurch unbedingt zutreffende Auffaſſung von der in Chriſtus erſchienenen Offenbarung biete[89]), oder daß für jede der in der Urkirche vorgekommenen und in der ſpäteren Geſchichte denkbaren Lebenserſcheinungen eins ſeiner Bücher eine entſprechende Darſtellung und Belehrung gewähre und ſo das Schriftganze ſich als göttlich beabſichtigte Erfüllung aller Bedürfniſſe der Kirche erweiſe[90]), oder daß gerade dieſe Bücher, obgleich theilweiſe unecht, ſich durch zutreffende Wiedergabe der genuinen altteſtamentlichen Religion (im Unterſchied von dem religiös auf Abwege gerathenen Judenthum) als maßgebend für das Chriſtenthum darſtellen[91]). Allein abgeſehen davon, ob das wirklich zutrifft, was da von den einzelnen Büchern behauptet wird — es unterliegt den allergrößten Bedenken — ſo würde auch das Geforderte gar nicht einmal bewieſen. Die Möglichkeit, die verſchiedenen durch das Prisma zerſtreuten Strahlen, welche von Jeſu ausgegangen, im Auge des Beſchauers zu einem zutreffenden Geſammtbilde zu vereinigen, iſt ja ein reines Poſtulat; die Richtigkeit des Bildes kann nie controlirt werden. Angemeſſenheit für alle Lagen der Kirche oder authentiſches Verſtändniß der genuinen altteſtamentlichen Religion können aber nie einen ſpecifiſchen Vorzug vor andern Büchern begründen.

3) Anſtatt aller ſolcher Verſuche iſt das einzig folgerichtige Ergebniß der bisherigen Entwickelung die gänzliche Aufgabe der Idee eines Kanons. Mit unwiderſtehlicher Gewalt hat ſich die Auflöſung des Begriffs vollzogen; nirgends kann der Bewegung halt geboten werden. Die Dictate des Heiligen Geiſtes haben ſich in Schriften verwandelt, welche ſich der Art nach in nichts von menſchlichen Büchern unterſcheiden und der freieſten Kritik nach allen Richtungen unterliegen. Nicht einmal Urkunden über die Entſtehung des Chriſtenthums darf man ſie nennen; denn damit verbindet ſich ſofort der

87) Vgl. unter Inspiration S. 82—85. 88) Vgl. beſonders Walther, Was lehren die neueren orthodox ſein wollenden Theologen von der Inſpiration? Separatabdruck aus „Lehre und Wehre" 1871.

89) Rothe, Zur Dogmatik (1863), 300—356. Daſſelbe vorher in den theol. Studien und Kritiken 1860, 287—338. 90) von Hofmann, Schriftbeweis, 2. Aufl. I (1857), 670—678. II, 2 (1860), 98—109. Die heil. Schrift N. T. I (1862), 45—54. 91) Ritſchl, Chriſtl. Lehre von der Rechtfertigung und Verſöhnung II (1874), 14—18.

Digitized by Google

verhängnißvolle Irrthum, daß alle ihre Angaben authentiſch ſeien, was weder vorausgeſetzt werden darf, noch auch der Forſchung ſich beſtätigt. Nur Urkunden aus der Zeitnähe der Entſtehung des Chriſtenthums dürfen ſie heißen.

Auf dieſem Standpunkt beſteht nun keinerlei Veranlaſſung mehr, den Beſtand der gegenwärtigen Bibel zu alteriren. Ihn uns von der ſo vielfach irrenden alten Kirche, ja bezüglich des Alten Teſtaments von den Juden vorſchreiben zu laſſen, verurſacht nicht das geringſte Bedenken, da er eben nicht mehr das unbedingt Maßgebende iſt. Das Urtheil früherer Geſchlechter, daß gerade dieſe Bücher kanoniſch ſeien, wird vollkommen reſpectirt, aber auf die ihm gebührende Tragweite eingeſchränkt; ohne dies müßte allerdings von dem Rechte der Ausſcheidung ein weitgehender Gebrauch gemacht werden. Allein die Aufhebung der Idee des Kanons iſt nicht ſo gemeint, wie wenn z. B. der Tübinger Schule vorgeworfen wird, daß durch ihre Verweiſung der meiſten neuteſtamentlichen Bücher ins 2. Jahrhundert die Idee eines Kanons auf weniges reducirt ſei.[92] Hierbei iſt unter Kanon eine authentiſche Bezeugung des urſprünglichen Chriſtenthums verſtanden. Dieſe authentiſche Bezeugung iſt aber trotz aller Abſchwächung immer noch das alte Poſtulat; und vor welchen Abgrund würden wir geſtellt, wenn, was doch nicht als undenkbar abgewieſen werden darf, die Kritik zeigte, daß eine wirklich authentiſche Darſtellung deſſen, was Jeſus geweſen, überhaupt nicht mehr vorliege! Durch dieſe Auffaſſung gerade wird mit dem Kanon zugleich das Chriſtenthum der Gefahr der Auflöſung ausgeſetzt.[93] Die hier geforderte Auflöſung dagegen geſchieht nicht durch hiſtoriſche Urtheile und würde z. B. bei Echtheit ſämmtlicher neuteſtamentlicher Schriften eben ſo nöthig ſein. Sie ſchließt nur dies in ſich, daß die ſpecifiſche Erhabenheit der Bibel über andere Bücher beſeitigt, der Artunterſchied in einen Gradunterſchied verwandelt wird. Nicht auf der einen Seite ſpecifiſche Göttlichkeit, auf der andern rein menſchlicher Urſprung, ſondern eine einzige Reihe von kanoniſchen und außerkanoniſchen Schriften, innerhalb deren jede ihren Platz lediglich nach ihrem inneren Werthe angewieſen erhält. So löſt ſich auch die auf anderm Standpunkte ſo unlösbare Apokryphenfrage (V, 2); und alle Proteſtanten, welche gegen Ausmerzung der Apokryphen ſich erhoben, haben mehr oder weniger klar bewußt dieſen Grundſatz getheilt. Der Werth eines Buches nun beſtimmt ſich nicht nach äußeren Zeugniſſen, ſondern rein nach dem, was gerade die Lutheriſche Orthodoxie, hierin wirklich genuin religiös, das testimonium spiritus sancti in cordibus fidelium genannt hat, nur daß dieſes Zeugniß nicht als ein objectiv und auf alle gleich ſtark wirkendes, ſondern lediglich als ein ſubjectiv vermitteltes gefaßt werden kann. Daß der Eindruck, welchen ein Buch auf ein religiöſes Gemüth macht, ſtets etwas Unſicheres an ſich hat, darf nicht hindern, ihn zum Entſcheidungsgrund zu machen; denn wir haben eben nur dieſen. Und es liegt darin die große Errungenſchaft des proteſtantiſchen Princips, daß die Anerkennung eines Buches niemand aufgezwungen werden kann, ſondern ſich ihm erſt in eigener Erfahrung bewähren muß.

Alles dies geht gar nicht darauf aus, die Göttlichkeit und grundlegende Bedeutung der Bibel für das Chriſtenthum zu leugnen. Wer überhaupt Göttliches in den menſchlichen Dingen anerkennt, erblickt es auch in der Bibel, nur nicht in einer von andern religiöſen Büchern ſpecifiſch verſchiedenen Art. Daß aber die Bibel und ſpeciell das Neue Teſtament neben manchem religiös zum Theil recht tief Stehenden wirklich die grundlegenden Gedanken des Chriſtenthums in beſonders urſprünglicher und lebenskräftiger Faſſung bietet und die relativ treueſten Urkunden über die Entſtehung des Chriſtenthums enthält, kann nunmehr um ſo freudiger hervorgehoben werden, da ſie nicht mehr als Kanon gilt.

Einzig wegen der Bedürfniſſe der Kirche könnte man geneigt ſein, einen Kanon zuzugeſtehen, weil dieſe in der That, wie es die Geſchichte gezeigt hat (vgl. 1 ex.), bei ihrer jetzigen Loslöſung von dem urſprünglichen Leben ihrer Religion ein Buch bedarf, durch das ſie ſich immer wieder in ihre Urzeit zurückverſetzt und aus ihr erneuert. Allein wirklich normativ dürfte und würde dieſer Kanon trotzdem nicht ſein; denn die Annahme, daß die urchriſtliche Epoche in ihren religiöſen Aeußerungen für alle Folgezeit unbedingt maßgebend ſei, weil ſich damals das religiöſe Leben am reinſten und urſprünglichſten ausgewirkt habe, beruht weit mehr, als man ſich gewöhnlich geſtehen mag, auf bloßem Poſtulat und wird deshalb praktiſch auch nie in dem Umfange der theoretiſchen Ausſagen darüber befolgt. Die Kirche ſoll und wird ſich vielmehr an den Schriften ihrer Urzeit nur immer wieder orientiren; dieſem Zwecke aber genügen jene Bücher auch ohne ein Kanon zu ſein, rein in ihrer Eigenſchaft als die beſten Urkunden aus dem Urchriſtenthum, welche uns zu Gebote ſtehen. Und ſo wäre denn wol zu wünſchen, daß, wie Rothe (Zur Dogmatik 165 fg., 252, 272) längſt gefordert hat, man dürfe die Bibel ehrlicherweiſe ferner weder Gottes Wort noch inſpirirt noch gottmenſchlich nennen, auch der Name Kanon, abgeſehen von ſeinem rein hiſtoriſchen Sinne, außer Gebrauch geſetzt würde, weil ihm, und zwar ganz mit Recht, der Begriff des unbedingt Normativen anhaftet, den doch ſo gut wie alle Theologen preisgeben.

Literatur. 1) Ueber den ganzen Kanon: Semler, Abhandlung von freier Unterſuchung des Kanon 1771—75. — Schmid, Chn. Frdr., Historia antiqua et vindicatio canonis 1775. — (Corrodi) Verſuch einer Beleuchtung der Geſch. des jüd. und chriſtl. Bibelkanons. 2 Bdchen 1792. — de Wette, Einl. in die Bibel I, 1817. 8. Aufl. von Schrader 1869. — Ewald, Geſch. des Volkes Iſrael VII (1859). 2. Aufl. (1868), 448—521. — Reuß, Histoire du canon des écritures saintes dans l'église chrétienne 1863.

92) Reuß, Geſch. der heil. Schriften N. T. §. 344. 93) Dies thut beſonders deutlich Rothe 297—300. In den Studien und Kritiken 1860, 285—287.

Daſſelbe auch in der Straßburger Revue de théologie 1860 fg.

2) Ueber das Alte Teſtament: Movers, Loci quidam historiae canonis V. T. illustrati 1842. — Welte in der Tübinger theol. Quartalſchrift 1855, 58—95. — Herzfeld, Geſch. des Volkes Jiſrael von Zerſtörung des erſten Tempels III (1857), 48—57. 92—105. — Dillmann in den Jahrbüchern für deutſche Theol. 1858, 419—491. — Oehler in Herzog's Realencykl. VII (1857), 243—270. — Fürſt, Der Kanon des A. T. nach den Ueberlieferungen in Talmud und Midraſch 1868. — Dieſtel, Geſch. des A. T. in der chriſtl. Kirche (1869), 18—28. 69—78 und ſonſt. — Steiner in Schenkel's Bibellexikon III (1871), 481—489. — Geiger, Abr., Nachgelaſſene Schriften IV (1876), 6—17. — Bloch, Studien zur Geſch. der Sammlung der althebr. Literatur 1875. — Strack bei Herzog, 2. Aufl. VII (1881), 412—451. — Sodann die Einleitungen ins A. T., darunter Eichhorn I, 1780. 4. Aufl. 1823. — Jahn I, 2. Aufl. 1802. — Hävernick I, 1, 1836. — Keil 1853, 3. Aufl. 1873, und beſonders Kuenen 1865 (Titel ſ. Anm. 67). — Nöldeke 1868 (Die altteſt. Literatur 236—243). — Bleek 1860. 3. Aufl. von Kamphauſen 1870. 4. Aufl. von Wellhauſen 1878. — Reuß (Geſchichte der heil. Schriften A. T.) 1881, §§. 411—414. 554. 579 fg.

3) Ueber das Neue Teſtament: Jachmann in der Zeitſchr. f. hiſtor. Theol. 1842, 2, 3—40. — Thierſch, Verſuch zur Herſtellung des hiſtor. Standpunkts für die Kritik der neuteſt. Schriften (1845) 305—443. — Credner, Zur Geſch. des Kanons 1847. — Geſch. des neuteſt. Kanons, herausg. von Volkmar 1860. — Landerer bei Herzog VII (1857), 270—303. — Hilgenfeld, Der Kanon und die Kritik des N. T. 1863. — Holtzmann bei Schenkel III (1871), 489—493. — Overbeck, Zur Geſch. des Kanons 1880. — Schmidt, Wold., bei Herzog, 2. Aufl. VII (1881), 451—474. — Weſtcott, The Canon of the N. T. 5. ed. 1881. — Ferner die Einleitungen: Guericke 1843, 3. Aufl. 1868. — v. Hofmann, Die heil. Schrift N. T. IX (1881), 403—410, und beſonders Reuß (Geſchichte der heil. Schriften N. T.) 1842. 5. Aufl. 1874. — Bleek 1862. 3. Aufl. von Mangold 1875. — Hilgenfeld 1875. — Außerdem: Kirchhofer, Quellenſammlung zur Geſchichte des neuteſt. Kanons bis auf Hieronymus 1844, und darauf baſirt Charteris, Canonicity 1880 (ſ. Gött. gel. Anzeigen 1881, 445—448). — Die wichtigſten der hier zuſammengetragenen Stellen ſind übrigens auch in den meiſten der obengenannten Werke abgedruckt. — Vgl. außerdem noch die Anm. 77, 83 und 130 angeführten Schriften.

Die wichtigſten neueren Drucke der altteſt. und neuteſt. Apokryphen und Pſeudepigraphen (vgl. den Artikel „Apokryphen", Sect. I, Thl. 4, S. 413). Libri V. T. apocryphi ed. Fritzsche 1871. Accedunt libri pseudepigraphi selecti. Letztere auch apart (darin die Pſalmen Salomo's, 4 Esra, Apokal. Baruch's, Himmelfahrt Moſis). — Jeſus Sirach, deutſch von Fritzſche im Handb. zu den Apokr. V (1859). — Kneucker, Das Buch Baruch 1879. — Reliqua verborum Baruchi äthiopiſch in Dillmann's chrestomathia aeth. 1866, griechiſch als παραλειπόμενα Ἱερεμίου bei Ceriani, monumenta sacra et profana V, 1 (1868), 9—18, deutſch von Prätorius in Hilgenfeld's Zeitſchr. f. wiſſ. Theol. 1872, 230—247 und von König in den theol. Stud. und Krit. 1877, 318—338. — Hilgenfeld, Messias Judaeorum 1869 (Pſalmen Salomo's, 4 Esra, Himmelfahrt Moſis). — Pſalmen Salomo's von Hilgenfeld, Zeitſchr. für wiſſ. Theol. 1868, 133—168 und deutſch ebendaſ. 1871, 383—418. — Assumptio Mosis bei Ceriani I, 1 (1861), 55—64; in Merx' Archiv fürs A. T. I (1867), 111—152; in Hilgenfeld's Zeitſchr. 1868, 273—309. 356. — 4 Esra und Moſe Prophetie und Himmelfahrt bei Volkmar, Handb. der Einl. in die Apokr. II (1863), III (1867). — Bensly, The missing fragment of the latin translation of the fourth book of Ezra 1875. — Apokalypſe Baruch's lateiniſch bei Ceriani I, 2 (1866), 73—98; ſyriſch ebendaſ. V, 2 (1871), 113—180. — Geſchichte Daniel's perſiſch und deutſch von Zotenberg in Merx' Archiv I (1869), 385—427. — Das Buch Henoch in Ueberſetzung mit Commentar von A. G. Hoffmann 1833. Daſſ. überſetzt und erklärt von Dillmann 1853 (äthiopiſch 1851). — Die Himmelfahrt und Viſion des Jeſaias, deutſch von Jolowicz 1854. Ascensio Jesaiae aethiopice et lat. ed. Dillmann 1877. — Das Buch der Jubiläen oder die kleine Geneſis von Rönſch 1874; deutſch von Dillmann in Ewald's Jahrbüchern der bibl. Wiſſenſchaft II (1850), 230—256; III (1851), 1—96 (äthiop. von Dillmann 1859). — Das chriſtl. Adambuch des Morgenlandes (deutſch) von Dillmann 1853. Daſſ. in Ewald's Jahrbüchern V (1853), 1—144. — Testamentum (oder apocalypsis oder poenitentia) Adami ed. Renan, Journal asiatique, serie V, t. II (1853), p. 427—470. — Testamenta XII patriarcharum ed. Sinker. Cambridge 1869.

Thilo, Codex apocryphus N. T. I, 1832 (Evangelien und Verwandtes). — Derſ., Acta Thomae 1823 und in Programmen: Acta Petri et Pauli 1837 fg. Andreae et Matthiae 1846. Fragm. actuum S. Joannis a Leucio Charino conscriptorum I, 1847. — Tiſchendorf, Evangelia apocrypha 1853. 2. Aufl. 1876. Acta apostolorum apocrypha 1851. Apocalypses apocryphae 1866 (mit wichtigen Nachträgen zu den beiden vorhergehenden). — Hilgenfeld, Novum testamentum extra canonem receptum, 4 fasc. 1866. In 2. Aufl. fasc. I—III: Clemens Rom. und assumptio Mosis 1876. Barnabas 1877. Hermas und Elxaibuch 1881. Fasc. IV enthält wichtige Fragmente. — Patrum apostolicorum opera ed. Hefele 1839. 5. Aufl. von Funk 1878. — Dieſ. ed. Dreſſel 1857. — Dieſ. edd. v. Gebhardt, Harnack und Zahn 1875—77 (I, 1 Clemens Rom.; I, 2 Barnabas, Papias, Presbyter bei Irenäus, röm. regula fidei, Brief an Diognet; II Ignatius, Polykarp; III Hermas). Fasc. I, 1. 2 in 2. Aufl. 1876. 1878. Hier zugleich Verzeichniſſe der zahlreichen

Digitized by Google

älteren Ausgaben. Der bloße Text in der editio minor 1877. — Borberg, Die apokryph. Evangelien und Apoſtelgeſchichten, deutſch 1841. — W. Wright, Apocryphal Acts of the Apostles, ſyriſch 1871. — Nicholſon, The gospel according to the Hebrews 1879. — Acta Joannis, bearbeitet von Zahn 1880. — Acta S. Timothei ed. Usener 1877. — Das Apoſtel- und Miſſionarbuch oder Abdias' Geſchichte aller 12 Apoſtel, 2. Aufl. 1835. — Philipps, The doctrine of Addai the Apostle, ſyriſch und engliſch 1876. Daſſelbe armeniſch und franzöſiſch als Lettre d'Abgar ou histoire de la conversion des Edesséens par Laboubnia, écrivain contemporain des apôtres. Venise 1868. — Rinck, Das Sendſchreiben der Corinther an den Apoſtel Paulus und das 3. Sendſchr. Pauli an die Corinther 1823. — Anger, Ueber den Laodicenerbrief 1843. — Weſterburg, Urſprung der Sage, daß Seneca Chriſt geweſen ſei. Nebſt einer Recenſion des apokryph. Briefwechſels des Apoſtels Paulus mit Seneca 1881. — Didascalia apostolorum Syriace (ed. Lagarde) 1854. — Constitutiones apostolicae ed. Ueltzen 1853 (mit den canones apostol.). — Reliquiae juris ecclesiastici antiquissimae graece ed. Lagarde 1856 (in demſelben Jahre auch ſyriſch). — Clementis Rom. recognitiones, lat. von Gersdorf 1838, ſyriſch von Lagarde 1861. — Clementis Rom. homiliae viginti ed. Dressel 1853 (griech.). — Clementina (daſſelbe) ed. Lagarde 1865. — Clem. epp. binae de virginitate. Syr. ed. Beelen 1856. Deutſch von Zingerle 1827. (*Paul Wilh. Schmiedel.*)

KANON (in der Rechtsſprache) bedeutet die jährliche Geldabgabe, auf welche eine bis dahin ihrem Betrage oder ihrem Anfalle nach ungewiſſe Leiſtung oder Beſchränkung regulirt oder abgelöſt wird, z. B. Laudemial-Kanon. — Im römiſchen Rechte verſteht man unter Kanon die vertragsmäßig feſtzuſetzende jährliche Abgabe, welche der Emphyteuta an den Eigenthümer des Grundſtücks zu zahlen hatte, und wegen deren Nichtentrichtung er von letzterem ſeines Rechts entſetzt werden konnte; im deutſchen Rechte des Mittelalters auch wol den Erbzins oder die feſtgeſetzte Pachtſumme, welche die Erbpächter (Colonen) jährlich an den Grundherrn entrichten mußten. Heutzutage ſind Grundbelaſtungen ſolcher Art durch die moderne Ablöſungsgeſetzgebung meiſtens beſeitigt. (*Albrecht Just.*)

KANON (in der Mathematik und Aſtronomie). In ſeiner urſprünglichen Bedeutung als Richtſchnur oder Regel wird das Wort Kanon in der mathematiſchen Literatur nur bei den älteren Schriftſtellern gebraucht; dagegen dient es noch gegenwärtig (auch in dem Diminutiv Kanonion) zur Bezeichnung einer nach beſtimmter Regel berechneten Tabelle oder Tafel von Zahlen, wie Canon logarithmorum, Canon ascensionum rectarum etc. Nur in der Theorie der Gleichungen (binären Formen) ſind dem Worte kanoniſch beſondere, aber verſchiedene Bedeutungen beigelegt worden. Harriot (Artis analitycae praxis 1631) nennt aequatio canonica eine ſolche, bei welcher die Coëfficienten als Functionen der Wurzeln ausgedrückt ſind. Sylveſter hat (Philos. Magazine 1851) das Wort in die Invariantentheorie eingeführt, indem er zeigte, daß jede binäre Form von der ungeraden Ordnung $2n-1$ auf die „kanoniſche Form"

$$a_1(x_1 \times \alpha_1 x_2)^{2n-1} + a_2(x_1 \times \alpha_2 x_2)^{2n-1} \cdots\cdots + a_n(x_1 \times \alpha_n x_2)^{2n-1}$$

durch Löſung einer Gleichung $n$ten Grades gebracht werden kann, während bei Formen gerader Ordnung durch Auflöſung einer Gleichung $n \times 1$ten Grades die kanoniſche Form:

$$a_1(x_1 \times \alpha_1 x_2)^{2n} + a_2(x_1 \times \alpha_2 x_2)^{2n} + \cdots\cdots a_n(x_1 \times \alpha_n x_2)^{2n} + bT(x_1 \times \alpha_1 x_2)(x_1 \times \alpha_1 x_2) \cdots (x_1 \times \alpha_n x_2)$$

zu erzielen iſt (Cayley, Journal f. Math. B. 54). $T$ bedeutet hierbei eine Covariante $n$ter Ordnung der Form:

$$(x_1 \times \alpha_1 x_2)(x_1 \times \alpha_2 x_2) \cdots\cdots (x_1 \times \alpha_n x_2)$$

Clebſch definirt in ſeiner „Theorie der algebraiſchen binären Formen" als kanoniſche Darſtellung eine ſolche, bei welcher die Zahl der nicht numeriſchen Coëfficienten durch lineare Transformation auf ein Minimum reducirt wird. Da durch die lineare Transformation nur höchſtens vier Coëfficienten feſtgelegt werden können, ſo iſt dieſe Art der kanoniſchen Darſtellung vornehmlich nur bei Formen niederer Ordnung von Intereſſe. (*Ax. Harnack.*)

KANON (in der bildenden Kunſt) iſt die Bezeichnung der Norm oder Regel für die Schönheit und Harmonie des menſchlichen Körpers. Der Künſtler, der in dieſer Richtung ſeine Studien nach lebenden Modellen machen will, wird bald herausfinden, daß dieſe in den meiſten Fällen an Ausladung oder an Verkrüppelung und Dürre der Formen leiden und daß ihn darum bei dem Studium nach der Natur eine feſte Norm leiten müſſe, die ihm die Schönheitsverhältniſſe offenbare. Unter dem Titel Kanon gab Polyklet der Aeltere (geb. um 480 v. Chr.) eine Schrift, ein ſolches Geſetzbuch der Schönheit der menſchlichen Körperform heraus, das von den folgenden griechiſchen Künſtlern eifrig ſtudirt und befolgt wurde. Ueber das Princip ſeiner Theorie ſind wir nicht ganz im Unklaren, wenn uns auch leider ſein Werk nicht erhalten blieb. Es waren darin alle Symmetrien der Körpertheile dargelegt, des Fingers zum Finger, aller Finger zur flachen Hand, dieſer zur Handwurzel, dieſer zum Elnbogen, dieſes zum Arm u. ſ. f. Ex ungue leonem, d. h. zu einem gegebenen Torſo die fehlenden Theile, ja zu einer gegebenen Hand den dazugehörigen Körper conſtruiren. Um mit dieſer Regel auch das Vorbild zu geben und ſeine Theorie greifbar zu machen, vollendete er nach dieſer Norm eine Statue, nach gewöhnlicher Annahme den Doryphoros, einen ſpeertragenden Jüngling, von dem ſich wahrſcheinlich eine Nachbildung im Muſeum zu Neapel befindet. Vielleicht iſt hier auch der Diadumenos zu nennen, ein nackter Jüngling, der ſich die Siegesbinde umlegt (davon eine Nachbildung in der Farneſiſchen Sammlung). Dieſer zeigt die Weichheit des jugendlichen Körpers, jener die jugendliche Kraft. In der Geſchichte



Digitized by Google

der Kunſt ſind die Unterſuchungen über den Schönheitskanon noch oft unternommen worden, ſo von Euphranor im 3. Jahrh. v. Chr., dann ſpäter, nachdem Pollajuolo um 1475 die Ergebniſſe der mediciniſchen Anatomie für eine künſtleriſche zu verwerthen begonnen hatte, von Michel Angelo und Lionardo. Auch Dürer ſucht und ſtudirt das (abſolute oder ideale) Maß des Körpers und gibt ein Werk über deſſen Proportionen heraus. In neuerer Zeit iſt Schadow's Werk: Polyklet (Berlin 1834) und das von A. Zeiſing: Neue Lehre von den Proportionen des menſchlichen Körpers, Leipzig 1854, zu nennen.

Außer den angeführten Werken ſ. Brunn, Geſchichte der griechiſchen Künſtler, I, 219 fg. (*J. E. Wessely.*)

KANON, Canon (in der Muſik) iſt eine polyphone Compoſitionsform für Singſtimmen oder Inſtrumente, in welcher eine oder mehrere Melodien unter Beobachtung des einfachen oder doppelten Contrapunktes nachahmungsweiſe von verſchiedenen Stimmen vorgetragen werden.

Entſcheidend dafür, ob ein Kanon ein einfacher (simplex), doppelter (duplex), dreifacher (triplex), vierfacher (quadruplex) ꝛc. ſei, iſt die Anzahl der zur Verwendung kommenden ſelbſtändigen Melodien oder Themata, nicht aber der Stimmen, welche ſich an der Ausführung betheiligen. Der Kanon unterſcheidet ſich von der Fuge (ſ. d.), welche gleichfalls eine Nachahmungsform iſt, durch ſein melodiſch freieres Weſen, während letztere ſowol in Bezug auf thematiſche Geſtaltung als auch auf die modulatoriſche Ordnung an ganz beſtimmte Geſetze gebunden iſt.

Gewöhnlich iſt es die kürzere Lied- oder Arienform, welche den Kanonthemen zu Grunde liegt. Setzt einfach eine Stimme nach der andern ein, und zwar ſo, daß jede entweder nur ihre Melodie vorträgt und dann ſchließt, oder die erſten Stimmen zu den ſpäter folgenden ſich in freiem Gegenſatz ſo lange fortbewegen, bis diejenige Stimme, welche das Thema zuletzt vorgetragen hat, mit dieſem zu Ende iſt, ſo genügt die Anwendung des einfachen Contrapunktes. Setzen dagegen die einzelnen Stimmen, nachdem ſie mit ihrem Thema zu Ende ſind, mit demſelben wieder von neuem ein, ſodaß jede derſelben bald als Ober-, Mittel- oder Unterſtimme erſcheint, ſo muß der Kanon, d. h. die Grundmelodie mit ihren Nach-, reſp. Gegenſätzen gleich von vornherein im doppelten Contrapunkt entworfen ſein.

Aus dem Geſagten geht hervor, daß es zwei Hauptgattungen von Kanons gibt: unendliche und endliche. Der unendliche Kanon (Canon infinitus, perpetuus), wie er uns in jedem Schulkanon vorliegt, unterſcheidet ſich von dem endlichen dadurch, daß jede einzelne Stimme, nachdem ſie ihre Melodie vorgetragen hat, mit derſelben immer wieder von neuem einſetzt, während in dem endlichen Kanon die Stimmen zu einem gemeinſchaftlichen Schluß verbunden werden, indem entweder die ſtrenge Nachahmung an geeigneter Stelle abgebrochen und jede Stimme in mehr oder weniger freiem Gange in den Schlußton geführt, oder eine beſondere Coda angehangen wird, in welcher ebenfalls meiſt an Stelle der ſtrengen Nachahmung eine freiere Polyphonie tritt.

Gewiſſe Kanonformen, wie die des rückgängigen oder krebsgängigen Kanons u. a., ſchließen den Begriff des „unendlichen Kanons" nicht unbedingt aus, kommen aber doch ſeltener als langgeſponnene Nachahmungsſätze vor.

Mit dem Spiegel- oder Krebskanon (Canon cancrizans) ſind wir auf das Gebiet der künſtlicheren Kanons gelangt, auf welchem ſich nicht allein die Tonſetzer der Niederländiſchen Schule, ſondern auch viele Theoretiker der ſpäteren Zeit mit Vorliebe ergingen. Viele dieſer Gebilde zeigen oft die ſpitzfindigſten Combinationen. Dieſelben haben daher, eben ihres gekünſtelten Weſens halber, nur einen ſehr untergeordneten äſthetiſchen Werth und können höchſtens ein hiſtoriſches Intereſſe in Anſpruch nehmen oder allenfalls zu Studienzwecken mit Nutzen verwendet werden.

Die künſtlicheren Kanons laſſen ſich nach drei Geſichtspunkten eintheilen: zunächſt im Hinblick auf die Intervalle, in denen die einzelnen Stimmeneintritte erfolgen, — ſodann in Rückſicht auf die rhythmiſchen Umgeſtaltungen, welche bei der Nachahmung zur Anwendung kommen (Augmentation, Diminution ꝛc.), — endlich in Bezug auf die Art und Weiſe der Nachahmung ſelbſt, inſofern letztere wieder ſtattfinden kann: a) in der geraden Bewegung (in motu recto), b) in der Gegenbewegung (motu contrario), und zwar entweder einfach nur nach den diatoniſchen Stufen: al contrario, oder ſtreng nach den chromatiſchen Verhältniſſen: alla riverso, al rovescio, roverscio; c) in der rück- oder krebsgängigen Bewegung (al cancrizans), wobei zu bemerken iſt, daß dieſe verſchiedenen Arten der Nachahmung bei der gehörigen Anzahl von Stimmen wieder beliebig miteinander zu combiniren gehen.

Ein länger ausgeführter, recht wohlklingender Krebs- oder Spiegelkanon für 2 Violinen liegt von Meſtrino vor: Duo tres facile et curieux) Mainz bei Schott (Pr. 25 Pf.). Zur Ausführung deſſelben ſtellen ſich die Spielenden einander gegenüber, ſodaß jeder derſelben ſeine Stimme von dem zwiſchen beiden liegenden Notenblatt von oben an, alſo in umgekehrter Weiſe wie der Gegenpartner ablieſt.

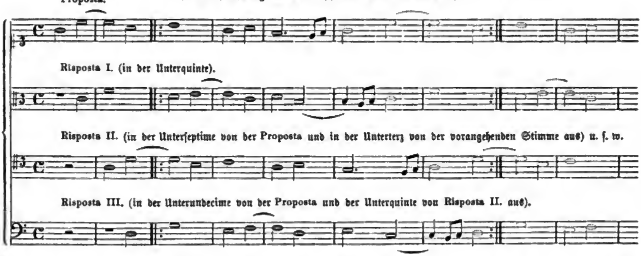
Ein Kanon kann ſich hinſichtlich der Notationsweiſe in zweierlei Geſtalt darſtellen, entweder als offener, aufgelöſter (Canon apertus, resolutus, canone in partito), oder als geſchloſſener (Canon clausus, canone in corpo). Offen iſt der Kanon, ſobald alle Stimmen überſichtlich in Partitur geſetzt ſind, geſchloſſen dagegen, wenn nur eine Stimme notirt und der Eintritt der übrigen Stimmen entweder durch S (Segno) oder irgendein anderes Zeichen kenntlich gemacht iſt. Die beginnende Stimme heißt Proposta (Vorſatz), die nachfolgende Risposta (Nachſatz, Antwort), in einigen älteren Werken kommen dafür zuweilen die Benennungen Dux (der Führer) und Comes (der Begleiter) vor, Ausdrücke, welche jetzt vorzugsweiſe in der Fuge gebraucht werden. Erfolgen die Eintritte nicht alle auf gleichen, ſondern auf verſchiedenen Tonſtufen, namentlich auf ſolchen, welche ſich — ohne die Noten der in der Propoſta gegebenen Me-

Digitized by Google

lodie von ihren Plätzen zu rücken — lediglich durch Anwendung verſchiedener Schlüſſel (vgl. d.) ergeben, ſo ſetzt man die entſprechenden Schlüſſel als Vorzeichnung vor die Propoſta. Ein Kanon von J. S. Bach, welcher zugleich ein Beiſpiel eines unendlichen ſowie eines Kanons in der Gegenbewegung iſt, möge dies verdeutlichen.

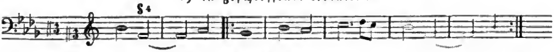
a) geſchloſſene Rotationsweiſe:

b) Auflöſung in die offene Rotationsweiſe:

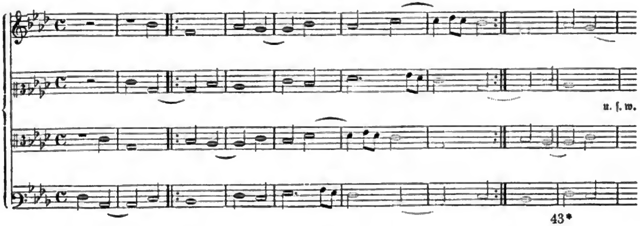



Derſelbe Kanon erſcheint nachſtehend durch Umkehrung der Stimmenfolge ſowie durch Transpoſition in eine andere Tonart und durch Benutzung anderer, entſprechender Schlüſſel in der Gegenbewegung. Nicht allein aber fallen hier die Noten der antwortenden Stimmen (wie in dem voranſtehenden Beiſpiel) mit den Notenplätzen der zweiten Propoſta, ſondern auch mit denen der erſten Propoſta zuſammen, ſobald man das Blatt umdreht und die Noten von rechts nach links lieſt.

a) in geſchloſſener Rotation:



b) in offener Rotation:






Digitized by Google

Die Stimmeneintritte und die Zahl der Stimmen, für welche der Kanon berechnet iſt, werden, wie ſchon bemerkt, durch das Zeichen 𝄋 in der Propoſta (ſ. Beiſpiel I), oder, was das Kürzeſte iſt, einfach durch eine jenem Zeichen beigefügte Zahl angegeben (ſ. Beiſpiel II), wofern die neuen Eintritte immer auf dieſelbe Stelle der jedesmal vorhergehenden Stimme fallen.

Etwas dem Voranſetzen verſchiedener Schlüſſel Analoges geſchieht, wenn die Nachahmung nicht im gleichen Takt und Rhythmus der Propoſta, ſondern im Gegenſatz zu dieſer, entweder im Tempus perfectum (dem dreizeitigen: ◯), oder im Tempus imperfectum (dem zweizeitigen: C),

desgleichen in der einfachen, zwei- oder vierfachen Verkleinerung, (Diminutio simplex ₵ Ɔ, duplex C ($\frac{2}{1}$, $\frac{4}{2}$, $\frac{8}{4}$, $\frac{6}{3}$), Proportio quadrupla C $\frac{4}{1}$, $\frac{8}{2}$, $\frac{16}{4}$, $\frac{12}{3}$ u. ſ. w.), in der einfachen oder mehrfachen Vergrößerung (Augmentation, Proportio subdupla C $\frac{1}{2}$, subtripla C $\frac{1}{3}$, subquadrupla C $\frac{1}{4}$), in der Proportio sesquialtera ◯ $\frac{3}{2}$ oder sesquialtera diminuto ⏀ $\frac{3}{2}$ (vgl. Menſuralſyſtem), oder in irgendwelcher andern rhythmiſchen Umbildung erfolgen ſoll. Es werden dann die für gewiſſe rhythmiſche, reſp. taktiſche Veränderungen zu Gebote ſtehenden Zeichen ebenfalls der Propoſta als Vorzeichnung vorangeſtellt; wie z. B. ein Kanon von Josquin de Prés zeigt, welcher zugleich im Integer valor (dem Normaltakt der alten Menſuralmuſik, ſ. d.) und im Tempus imperfectum diminutum (d. h. in dem um die Hälfte verkleinerten Werth des unvollkommenen zweitheiligen Taktes) geſetzt iſt, der ſich geſchloſſen in ſeinem Anfange ſo:

u. ſ. w.

offen (d. i. in ſeiner Auflöſung) ſo darſtellt:

Das letzte Beiſpiel unterſcheidet ſich von dem voranſtehenden Bach'ſchen Kanon noch dadurch, daß ſeine Stimmen nicht nacheinander, ſondern miteinander eintreten. Es iſt dies eine Form, welche bei den Tonſetzern der Niederländiſchen Schule beſonders häufig vorkommt.

Einen Kanon, in welchem die Riſpoſta um den Werth einer halben Note (𝅗𝅥), alſo um eine Minima der alten Menſuralmuſik) nach der Propoſta einſetzt, wie z. B. in dem angeführten Kanon von Bach, bezeichnete man früher als „Fuga ad minimam“. Imitirt eine Stimme die andere nur um ein Viertel ſpäter, ſo heißt das „al sospiro“; erfolgt die Nachahmung nachſchlagend, aber zugleich als Vergrößerung gedacht, ſo bezeichnet man letztere als unterbrochene, „imitatio interrupta“:

u. ſ. w.

Iſt der Kanon für zwei Chöre geſetzt und imitirt ſonach der eine den andern Chor in ſtreng kanoniſcher Weiſe (im Sinne der Riſpoſta), ſo nennt das die Kunſtſprache „a cori battenti“.

Erfolgen in einem Kanon die Stimmeneintritte immer in den nämlichen Intervallabſtänden, alſo entweder ſtets in Secunden, Terzen, Sexten oder Septimen, vorzugsweiſe aber in Quarten oder Quinten, ſo entſteht ein **Zirkelkanon**, ſelbſt wenn die Stimmenzahl nicht ſo groß iſt, daß ſich der ganze Umlauf vollzieht und die letzte Stimme wieder in den Ton der Propoſta zurückkehrt, der ganze Kanon ſich alſo in Bezug auf ſeine Tonfolge gleichſam in einem geſchloſſenen Zirkel bewegt (wovon ſein Name), ſondern dieſer Kreislauf nur angedeutet wird. Es ſind daher zu einem ſolchen Kanon mindeſtens drei Stimmen nöthig, um die dieſe Species charakteriſirende Conſequenz der Intervallenfolge klar darzuthun. Ein Muſter eines, wenn auch nicht ſtreng durchgeführten, wohl aber ſeiner ganzen Intervallordnung bei den verſchiedenen Stimmeneinſätzen nach hierhergehörigen Kanons hat uns J. S. Bach in ſeiner Matthäus-Paſſion in dem gewaltigen Chore „Sind Blitze, ſind Donner“ gegeben. Zeigen endlich die Stimmen eines Kanons die Möglichkeit verſchiedenartiger intervalliſcher Umkehrungen, wol auch noch anderweitiger toniſcher und rhythmiſcher Umbildungen, ſo nennt man ſolchen contrapunktiſchen Satz einen „polymorphiſchen“ (vielgeſtaltigen) und derartige Kanons polymorphiſche Kanons.

Wie aus dem Voranſtehenden erhellt, war unter Auferlegung ſolchen Zwanges (obligo), worin beſonders die Niederländer das Erdenklichſte leiſteten, die Art und Weiſe der Nachahmung nicht immer ſo leicht zu erkennen.

Digitized by Google

Es wurden daher neben den bereits erwähnten Schlüſſeln und Taktvorzeichnungen noch andere Zeichen und erklärende Beiſätze (Mottos, Sprüche u. dgl. m.) nöthig, welche den Ausführenden als Richtſchnur dienten und dieſelben auf die richtige Ausführung jener ſphynxhaften Tongebilde hinführten. Fehlten ſolche Angaben, d. h. blieb die Auflöſung des betreffenden Kanons dem Scharfſinn der Ausführenden überlaſſen, ſo wurde der Kanon für letztere zu einem „Räthſelkanon" (Canon aenigmaticus). Der Räthſelkanon iſt ſonach keineswegs eine beſondere Species des Kanons, ſondern — infolge des Mangels aller Angaben — für die Ausführenden nur bis zu dem Moment der Auflöſung ein ſolcher.

---

Jene Zeichen und Mottos, welche anfangs nur als Richtſchnur (Kanon) für die Ausführung dienten, führten nun — indem man das Wort, welches urſprünglich nur jene Anhaltspunkte für die Auflöſung geſchloſſen notirter Kanons bezeichnete, auf die Sache ſelbſt übertrug — auf den Namen der in Rede ſtehenden Form; hatte das Wort „Kanon" doch ſchon, wenn auch in ganz anderm Sinne (vgl. d. Artikel Kanonik in dieſem Werke), ſeit Pythagoras Eingang in die Muſikwiſſenſchaft gefunden. Neben dem Worte Kanon kommen noch die Benennungen Rota, Radel (d. i. rotula, Rädchen, — alſo etwas, was ſich im Kreiſe bewegt), und im 15. und 16. Jahrhundert namentlich die Benennung Fuga (ſ. d.), Kreisfuge, ſodann fuga perpetua, legata, conseguenza, a simiglianza und risposta vor, bis, wie ſchon erwähnt, im Anfang des 17. Jahrhunderts durch Uebertragung des zur Angabe der Ausführung beſtimmten Zeichens, für welches die Componiſten häufig geradezu das Wort „Canon" hinſchrieben, auf die Sache ſelbſt dieſe Bezeichnung zum muſikaliſchen Gattungsnamen wurde.

---

Die Anfänge des Kanons datiren in die Zeit bald nach Entwickelung der Mehrſtimmigkeit zurück; denn frühzeitig finden wir, wenn auch in ungeſchickten Anſätzen, ſchon keimhaft vor, was ſich durch die Niederländer — von deren Schule die Geſchichte des Kanons unzertrennlich iſt — namentlich durch Dufay (1380 päpſtlicher Sänger in Rom, geſtorben 1432), Okeghem (geboren um 1430), Josquin des Près (geb. zwiſchen 1450 und 1453, geſt. 1521, nach andern 1531), Pierre de la Rue, Mouton, Brumel, Gombert u. a. zu den kunſtvollſten Gebilden entwickeln ſollte. — Ueber die bei den einzelnen Arten des Kanons zu beobachtenden harmoniſchen Regeln ſowie über die metriſche Structur der Kanonthemen überhaupt gibt jede gute Compoſitionslehre die nöthige Auskunft (vgl. dort Lied- und Arienform).

---

Ueber den äſthetiſchen Werth und die künſtleriſche Verwendbarkeit des Kanons iſt bis auf die neueſte Zeit viel geſtritten worden. Was man auch gegen die Künſteleien und Stimmenhäufungen der Niederländer ſagen mag (Okeghem ſoll einen ſechsunddreißigſtimmigen, Franciscus Valentinus [geſtorben 1654] ſogar einen vierundzwanzigchörigen Kanon geſchrieben haben), und wie ſehr auch zugeſtanden werden muß, daß die meiſten der auf dieſem Gebiete zu Tage geförderten Spitzfindigkeiten unſchön und der wahren Kunſt nicht eben würdig ſind, ſo darf doch andererſeits der Nutzen nicht unterſchätzt werden, den die Uebungen in dieſer ſtrengen Form dem Lernenden gewähren, und den überhaupt die Muſik aus dieſem Regelzwange gezogen hat, ohne welchen ſie ſich jedenfalls nicht zu einer ſo reinen harmoniſchen Kunſt abgeklärt haben würde und der Tonſatz ſo frei, biegſam und beredt geworden wäre, wie dies in der That der Fall iſt.

Es müſſen daher vor allem diejenigen kanoniſchen Bildungen, welche als Künſteleien nur zu den muſikaliſchen Curioſen und Albumſcherzen zu zählen ſind, von jenen Kanonformen unterſchieden werden, welche wirklichen künſtleriſchen Werth haben und die uns durch unſere großen Tonmeiſter nach dieſer Seite hin beglaubigt worden ſind.

Es ſind dies zunächſt die größeren einfacheren Kanons mit Begleitung im Einklang oder in der Octav, wie uns ſolche in Cherubini's Oper Faniska und Beethoven's Fidelio, ſodann in Bach's großer Matthäus-Paſſion in dem Geſange der beiden falſchen Zeugen: „Er hat geſagt" ꝛc., ſowie in dem ſchon erwähnten großen Chore: „Sind Blitze", vorliegen. Künſtleriſche Verwendung findet ferner der Kanon in jenen Gebilden, welche wir mit dem Namen Paraſitenkanon bezeichnen möchten: darunter ſind kleinere Kanons zu verſtehen, welche ſich als Begleitung entweder an einen größeren fortlaufenden Geſang (einen Choral oder an einen freierfundenen Cantus firmus), oder an einen größeren, ſtreng durchgeführten Kanon anſchließen, hauptſächlich aber als Choralkanon, und zwar entweder in der ſoeben angeführten Bedeutung als Begleitung zu einem gegebenen Choralgeſange oder als kanoniſche Verarbeitung des Chorals ſelbſt, wobei Ausſchmückung und andere unweſentliche melodiſche und rhythmiſche Abweichungen von der urſprünglichen Choralmelodie der geſchickteren Stimmführung wegen nicht nur erlaubt, ſondern ſogar geboten ſind. Meiſterwerke dieſer Art enthalten Bach's Choralvorſpiele: Bd. V, VI und VII (Peters'ſche Ausgabe).

Ein anderes hierhergehöriges Muſterwerk iſt das von Klengel: Canons et Fugues dans tous les tons majeurs et mineurs (1854). Seit Bach trat die Fuge (vgl. d.) an Stelle des Kanons und drängte den letzteren zu der Bedeutung eines techniſchen Vorſtudiums zu jener herab. Gleichwol bemühten ſich moderne Componiſten — Grimm, Jadasſohn, Kiel, Richter, Grell, Weitzmann, Hauptmann, Reinecke u. a. — dieſe Form neu zu beleben. Die beiden Erſtgenannten verſuchten derſelben ſogar wieder ſelbſtändige Geltung zu verſchaffen, indem ſie ganze Orcheſterwerke (Suiten, Serenaden) in ſtreng durchgeführter Kanonform ſchrieben. Auch Joſ. Haydn benutzte den Kanon zur Bildung größerer ſelbſtändiger Tonſtücke, ſo z. B. im Scherzo des ſogen. Quintenquartetts, in der Abſchiedsſymphonie und andern Tonwerken. Ebenſo war Mozart Meiſter in dieſer Form. Von ihm exiſtiren unter anderm mehrere Hefte Kanons, welche allem Anſchein

Digitized by Google

nach vorwiegend zum Zweck erheiternder Unterhaltung geſchrieben ſind. Als integrirender Theil findet ſich der Kanon in vielen größeren Vocal- ſowie in Inſtrumentalwerken, hauptſächlich aber in der Fuge.

Als Studienwerke über den Kanon empfehlen ſich beſonders: J. M. Bononcini, Musicus practicus (Stuttgart 1701); Marpurg, Abhandlung von der Fuge (Ausgabe von Dehn, Leipzig 1858); Stölzel, Praktiſcher Beweis, wie aus einem Kanon deren mehrere zu machen ſind; Kirnberger, Kunſt des reinen Satzes (Berlin und Königsberg 1777 und 1779); Albrechtsberger, Anweiſung zur Compoſition (Leipzig 1790); Cherubini, Cours de Contrepoint etc.; André (Offenbach 1838); J. C. Lobe, Lehrbuch der Compoſition, Bd. IV (Leipzig 1866); S. W. Dehn, Lehre vom Contrapunkt (Berlin 1859); Marx, Compoſitionslehre, Bd. II. (Leipzig 1847); Simon Sechter, Die Grundſätze der muſikaliſchen Compoſition, Thl. III (Leipzig 1859); E. F. Richter, Lehrbuch der Fuge (Leipzig 1859); H. Bellermann, Der Contrapunkt (Berlin 1862); Otto Klauwell, Der Kanon in ſeiner geſchichtlichen Entwickelung (Leipzig 1875); ferner jede ausführliche Compoſitionslehre.

Als Ergänzung zu dieſem Artikel vgl. übrigens die Artikel: Contrapunkt; Compoſitionslehre; Fuge; Homophonie; Polyphoner Stil; Imitation; Nachahmung; Menſuralmuſik. (*A. Tottmann.*)

KANON (im Buchdruck) iſt die Bezeichnung für große Buchdrucklettern, mit welchen urſprünglich die Meßkanons gedruckt wurden und die jetzt auf Titeln, Anſchlagzetteln u. ſ. w. Anwendung finden. Die Kanon-Type bildet im Schriftſyſtem (Kegel) einen beſtimmten Schriftgrad und zerfällt in grobe und kleine Kanon; erſtere hat in dem allgemeinen typographiſchen Punktſyſtem die Stärke von 40 Punkten, letztere eine ſolche von 36 Punkten. (*B. Siegfried.*)

KANONE, unzweifelhaft von dem lateiniſchen canna ſtammend und mit der italieniſchen vergrößernden Endung verſehen, daher großes Rohr bedeutend, bezeichnet ein Geſchütz, deſſen Rohr eine relativ große Länge beſitzt und das dazu beſtimmt iſt, Geſchoſſe mit großer Geſchwindigkeit, demnach mit möglichſt ſtarker Pulverladung in flachem Bogen zu ſchießen. Die erſten nach Benutzung des Schießpulvers zum Kriegsgebrauch auftretenden Geſchütze waren ausſchließlich Kanonen und hatten meiſt eine bedeutende Länge, weil man ſehr große Ladungen anwendete und die Kraft derſelben möglichſt lange auf das Geſchoß wirken laſſen wollte. Verſuche aber, welche Kaiſer Karl V. anſtellen ließ, zeigten, daß eine übermäßige Länge des Rohrs für die Steigerung der Wirkung nicht nur nicht vortheilhaft, ſondern ſogar nachtheilig ſei, da die Anſchläge der mit Spielraum geladenen Geſchoſſe an den Seelenwänden einen Theil der ihnen durch die Ladung ertheilten Geſchwindigkeit vernichten. Nach dieſen Verſuchen wurde die Länge der Seele der Kanonen, d. h. der cylindriſchen Höhlung der Röhre, auf 18—22 Geſchoßdurchmeſſer feſtgeſetzt, ein Maß, das ſich bis in neuere Zeit erhalten hat, wobei die Minimalgrenze von 18 Kaliber nur ſelten überſchritten wurde. Die andern Arten der Geſchütze, die Haubitzen und die Mörſer, entſtanden erſt ſpäter und ſind der Zahl nach gegenüber den Kanonen ſtets in der Minorität geblieben, während die letzteren ſowol in der Feld-, als der Belagerungs- und Feſtungs- und auch der Schiffs-Artillerie ſtets die Mehrzahl gebildet haben.

Die erſten Kanonen wurden aus eiſernen Stäben gebildet, die wie die Dauben eines Faſſes aneinandergefügt und durch Reifen zuſammengehalten wurden. Die geringe Haltbarkeit derartiger Geſchütze führte bald auf Benutzung der Bronze und des Gußeiſens als Material für die Röhre, bei deren Guß man in Reminiſcenz an die umgelegten Reifen hervorſpringende, die Oberfläche rund umgebende Verzierungen — die Frieſen — anbrachte. Bronze und Gußeiſen haben ſich jahrhundertelang als alleiniges Rohrmaterial erhalten, erſt in neuerer Zeit ſind ſie durch Schmiedeeiſen und Gußſtahl erſetzt, wenn auch nicht vollſtändig verdrängt worden. Die äußere Form der Kanonen gleicht einem mäßig abgeſtumpften Kegel, da dem Theil, der die Pulverladung aufzunehmen hat, die größte Metallſtärke gegeben werden muß, während nach der Mündung zu den Pulvergaſen nur eine geringere Dicke des Metalls entgegengeſetzt zu werden braucht. Bei den bronzenen und gußeiſernen Geſchützröhren wurde die verſchiedene Stärke der Seelenwände einfach durch den Guß erreicht, bei den ſchmiedeeiſernen und gußſtählernen Röhren werden zu dieſem Zwecke auf deren hinteren Theil, das Bodenſtück, ſchmiedeeiſerne oder ſtählerne Ringe von verſchiedener Breite oder zuſammenhängende Mäntel warm aufgetrieben, ſodaß ſie beim Erkalten ſich mit einer gewiſſen Spannung an die Rohroberfläche anlegen.

Jedes Rohr bedarf zur Einlagerung in die Laffette ein Paar cylindriſcher ſeitlicher Anſätze, die Schildzapfen, welche in der Längenrichtung des Rohrs dergeſtalt angeordnet ſind, daß der hintere Theil etwas Uebergewicht — das Hintergewicht — hat. Dadurch wird die ſtarke Bewegung des Rohres um die Schildzapfenachſe beim Schießen ermäßigt und die ruhige Lage des Rohres beim Richten gewährleiſtet, während ein Vordergewicht oder ſelbſt ein Gleichgewicht der um die Schildzapfenachſe ſchwingenden Rohrtheile ernſte Nachtheile nach beiden Richtungen herbeiführen würde. Die Bohrung der Seele iſt bei allen Vorderladegeſchützen, ſowol den glatten wie den gezogenen, hinten durch den feſten Stoßboden geſchloſſen, bei den Hinterladungsgeſchützen von der Mündung bis nach hinten durchgeführt. Für den Schuß muß ſelbſtverſtändlich in letzterem Falle ein Stoßboden gebildet werden, der beweglich geſtaltet iſt und Verſchlußvorrichtung genannt wird. Dieſe Vorrichtung kann durch einen einfachen Keil, einen Doppelkeil, eine Schraube mit durchbrochenen Gängen, einen Cylinderverſchluß mit Querbolzen u. ſ. w. gebildet werden. Die Seele der glatten Kanonen iſt rein cylindriſch ausgebohrt, die der gezogenen Kanonen iſt an den Wänden mit Zügen verſehen, die, gewöhnlich von trapezförmigem

Digitized by Google

Durchſchnitt, in einer flachen Schraubenwindung — dem Drall — von hinten nach vorn gehen, um dem Geſchoſſe beim Durchgange durch die Seele eine Drehung um ſeine Längenachſe zu verleihen, ſodaß es gleichſam durch die Pulvergaſe aus dem Rohre herausgeſchraubt und am Ende ſeiner Bahn in das Ziel hineingeſchraubt wird. Der Drall iſt entweder ein gleichbleibender oder ein ſteigender (Progreſſiv-) Drall, im erſteren Falle zeigen die Kanten der Züge auf der aufgewickelt gedachten Seelenwandung gerade parallele Linien, während ſie in letzterem Falle Curven darſtellen. Bei dem ſteigenden Drall iſt die Windung der Züge am Boden des Rohres eine ſchwache, verſtärkt ſich aber nach der Mündung zu in erheblichem Maße. Die glatten Geſchütze verfeuerten Rundgeſchoſſe, anfänglich aus Stein gefertigt, dann aber aus Gußeiſen gegoſſen, die gezogenen Geſchütze verſchießen Langgeſchoſſe, die entweder mit zwei Reihen knopfartiger Vorſtände (ailettes), welche in die Züge eingreifen und durch ſie geführt werden, oder mit einem Mantel oder mit einigen Ringen weichen Metalls (Blei, Kupfer) verſehen ſind. Die zwiſchen den Zügen ſtehen bleibenden Rippen — die Felder — preſſen ſich in das Weichmetall beim Schuſſe ein und bewirken bei der fortſchreitenden Bewegung des Geſchoſſes gleichzeitig deſſen Drehung um die Längenachſe. Während die glatten Geſchütze Vollkugeln, Granaten, Shrapnels und Kartätſchen ſchoſſen, werden Vollgeſchoſſe bei den gezogenen Kanonen nur ganz ausnahmsweiſe verwendet. Seit die gezogenen Geſchütze am Anfange der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Gebrauch gekommen ſind, haben ſie wegen ihrer bedeutenden Vortheile die glatten Geſchütze immer mehr verdrängt, ſodaß dieſe nach einer halbtauſendjährigen Benutzung auf den Ausſterbeetat geſtellt ſind und in nicht zu ferner Zeit nur noch in Waffen- und Trophäenſammlungen zu finden ſein werden.

Als Haupttheil der Artillerieausrüſtung aller Staaten finden ſich die Kanonen in der Feld-, der Belagerungs-, Feſtungs-, Küſten- und Marine-Artillerie vertreten; die erſteren ſind die dem Gewicht und dem Kaliber nach leichteſten, ihr Seelendurchmeſſer variirt zwiſchen 7,5 und 10,5 Centimeter, ihr Rohrgewicht zwiſchen 400 und 650 Kilogramm. Die Küſtenkanonen ſind infolge ihres ſtabilen Standes und der Nothwendigkeit, die Panzerplatten der Kriegsſchiffe zu zerſtören, die ſchwerſten; ſie haben ein Kaliber, das in einzelnen Exemplaren bis zu 45 Centimeter reicht und ein Rohrgewicht, das zum Beiſpiel bei dem 43-Ton-Geſchütz des Woolwich-Arſenals 43,690 Kilogramm beträgt. *(v. Löbell.)*

KANONENBOOTE ſind 20—25 Meter lange und mit einem oder zwei ſchweren Geſchützen bewaffnete flachgehende Fahrzeuge, welche früher den Küſtenſchutz verſahen. Ihr geringer Tiefgang geſtattete ihnen, ſich auf ſeichtes Waſſer zurückzuziehen, wohin ihnen größere Schiffe nicht zu folgen vermochten. Ebenſo konnten ſie in Windſtillen große Kriegsſchiffe auch entfernter von der Küſte angreifen, weil ſie von 30—40 Ruderern getrieben beliebige Manövrirfähigkeit beſaßen, mit ihren ſchweren Geſchützen auf große Diſtanzen angreifen konnten und ſelbſt nur ein kleines Ziel boten.

Kanonenboote wurden zuerſt im 17. Jahrhundert von den Franzoſen bei dem Bombardement von Dünkirchen durch die alliirten Engländer und Holländer angewandt, kamen dann aber lange Zeit wieder außer Gebrauch, bis Napoleon I. 1805 mehrere Hunderte erbauen ließ, um mit ihnen an windſtillen Tagen eine Invaſion Englands zu unternehmen. Er hatte zu dieſem Zwecke eine Armee von 80,000 Mann bei Boulogne verſammelt und bereits alle Vorkehrungen getroffen, als der ausbrechende Krieg mit Oeſterreich ihn zwang, das Project bis auf weiteres zu vertagen. Inzwiſchen folgten jetzt auch andere Mächte Frankreichs Beiſpiel und in verſchiedenen Kriegen ſpielten die Kanonenboote ſeitdem eine Rolle. Auch den Ausgangspunkt der deutſchen Flotte bildeten die Kanonenboote, von denen 1848/49 nahe an 100 beſchafft wurden. Ihre Lebensdauer war jedoch keine lange. Nachdem 1849 Schleswig-Holſtein mit dem Bau des erſten Schraubenkanonenbootes „Von der Tann" vorgegangen war, folgten damit ſehr bald die übrigen Mächte und überall trat jetzt der Dampf an die Stelle der Ruder.

Die Dampfkanonenboote ſind Fahrzeuge von 35—40 Meter Länge und 2—2½ Meter Tiefgang mit 3—4 ſchweren Geſchützen, aber ſie treten bei der Küſtenvertheidigung ungepanzert nur in zweiter Reihe als Vorpoſten, Depeſchenboote u. ſ. w. auf. Dagegen werden ſie zum Schutze des Handels an ſeichte Küſten halb- oder unciviliſirter Völkerſchaften und zur Verfolgung der Piraten in den oſtaſiatiſchen Gewäſſern entſandt. Zu dieſem Zwecke hat man den Namen Kanonenboot auch auf eine etwas größere Klaſſe von Fahrzeugen ausgedehnt von 40 Meter Länge und 3 Meter Tiefgang, welche 6 Geſchütze führen, obwol der Begriff „Boot" wenig auf ſie paßt. Zur eigentlichen activen Küſtenvertheidigung ſind dagegen die Panzerkanonenboote eingetreten, von welchen die deutſche Marine 15 beſitzt. Um den ſchweren Panzer zu tragen, reichten jedoch die bisherigen Dimenſionen der ungepanzerten Kanonenboote nicht aus und namentlich mußte die Breite der Fahrzeuge von 8 auf 10 Meter ſowie auch der Tiefgang um ½ Meter vergrößert werden. Dieſe Boote tragen hinter einem Panzerſchilde nur ein Geſchütz auf ihrem Vordertheil, aber es iſt das ſchwerſte Kaliber, welches die deutſche Marine bisjetzt beſitzt und hat einen Seelendurchmeſſer von 30½ Centimeter. Dieſe Kanonenboote ſind ſpeciell zur Vertheidigung der Mündungen von Elbe, Weſer, Jade und Ems beſtimmt und deshalb in Wilhelmshafen ſtationirt. Ihr Vordertheil und der Schild des Geſchützes ſind mit einem Panzer von 20,3 Centimeter Stärke verſehen, ebenſo iſt das Verdeck mit 5-Centimeter-Eiſenplatten gepanzert. Sie ſind ſeefähige Fahrzeuge, beſonders manövrirfähig gebaut und haben eine Schnelligkeit von 10 Knoten (5 Meter in der Secunde). *(R. Werner.)*

KANONENSCHLAG iſt ein Fabrikat der Kriegs- und Luſtfeuerwerkerei, das einen ſtarken Knall, ähnlich

Digitized by Google

dem beim Abfeuern einer Kanone, hervorbringt. Zu ſeiner Fertigung wird reines gekörntes Schießpulver verwendet und dieſes in einer widerſtandsfähigen Umhüllung verſchloſſen. Man unterſcheidet cylindriſche und kubiſche Kanonenſchläge. Erſtere haben eine aus ſtarkem Papier rollirte, an beiden Enden zugewürgte Hülſe als Umhüllung und dienen zur Verſetzung von Raketen; eine Zündleitung führt dann von dem Treibſatz der Rakete nach der Sprengladung des Kanonenſchlages, ſodaß dieſer am Ende des Steigens der Rakete zur Exploſion gebracht wird. Die kubiſchen Kanonenſchläge haben entweder eine aus dünnen Bretern beſtehende, mit Blechſtreifen benagelte Umhüllung oder als ſolche einen Würfel aus Pappe, deſſen Kanten mit Papier- oder Zeugſtreifen beklebt ſind und der mit mehrern Lagen Sackband eng umwickelt und in flüſſigen Leim getaucht wird. Die Zündung erfolgt entweder mit Frictionsſchlagröhren oder mit Spiegelgranatzündern, je nach der Verwendung der Kanonenſchläge. Bei Luſtfeuerwerken werden die kubiſchen Kanonenſchläge meiſt als Signale für den Anfang und das Ende des Feuerwerks benutzt, dann erfolgt die Entzündung der Pulverladung gewöhnlich mit Frictionsſchlagröhren. Dienen die kubiſchen Kanonenſchläge bei Friedensübungen zum Markiren feindlicher feuernder Geſchütze oder des Krepirens der eigenen Geſchoſſe, ſo wird die Sprengladung durch Spiegelgranatzünder, welche ihrerſeits durch eine Zündleitung in Brand geſetzt werden, zur Exploſion gebracht. (*v. Löbell.*)

KANONIK in der Muſik. Unter dieſem Namen behandelte man früher die Ausmeſſung und Berechnung der Tonintervalle, die Zuſammenſetzung derſelben zu Tonleitern und Tonſyſtemen, die Nothwendigkeit einer Temperatur und die Berechnung der gleichſchwebenden und aller Arten ungleichſchwebender Temperaturen. Solange über die Phyſik des Klanges nichts weiter bekannt war, als daß die Höhe des Tones bei einer und derſelben Saite und gleichbleibender Spannung nur von der Länge der Saite abhängt, war die Kanonik die geſammte muſikaliſche Akuſtik, jedoch ohne ſtrenge Abgrenzung nach der Seite der Muſik. Daher erklärt es ſich, daß man dies Wiſſensgebiet auch *mathematiſche Tonlehre*, ja auch wol *theoretiſche Muſik* nannte. Im Grunde war es gewiſſermaßen eine Arithmetik der Töne und trug als ſolche die Bezeichnung *Rationalrechnung*. Unter dieſem Namen iſt ſie als beſondere Wiſſenſchaft von Sorge im vorigen Jahrhundert noch behandelt (Sorge, Ausführliche und deutliche Anweiſung zur Rational-Rechnung, 1749.) Solange unſer jetziges Tonſyſtem mit gleichſchwebender Temperatur noch nicht zur ausſchließlichen Herrſchaft gelangt war, und ſolange man ſich noch über die Vorzüge der verſchiedenen Tonſyſteme mit ungleichſchwebender Temperatur ſtritt, alſo bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, mußte man der Kanonik begreiflicherweiſe eine hohe Bedeutung für die theoretiſche Muſik und den Bau der muſikaliſchen Inſtrumente beilegen; denn nur mit Hülſe der Tonberechnung konnte ein neues Tonſyſtem aufgeſtellt und gegen die andern abgewogen werden. Bedeutende Mathematiker und Muſiktheoretiker haben derartige Rechnungen ausgeführt, bis die gleichſchwebende Temperatur zur allgemeinen Anerkennung gelangte, z. B. Vicenzo Galilei, Zerlino, Kepler, Euler, Rameau, d'Alembert, Kirnberger, Marpurg, Sorge. Vor der Unterſuchung der Natur der Klänge ſind ſie jedoch in den Hintergrund getreten und was ſie noch Brauchbares enthalten, pflegt man heutzutage in der Phyſik der Klänge und der Theorie der Conſonanz, der Harmonie und der muſikaliſchen Temperatur mitzubehandeln. Die Phyſik der Klänge wird auch über eine etwaige Verbeſſerung des heute gültigen Tonſyſtems zu entſcheiden haben. Die Zuſammenſtellung des Wiſſens, das früher die Kanonik ausmachte, findet ſich deshalb in den Artikeln Ton, Klang, Temperatur, Schall (ſiehe dieſe Artikel, vorzugsweiſe *Klang* und *Temperatur*.)

Begründet wurde die Lehre von den Tonverhältniſſen durch Pythagoras. Er hatte die Entdeckung gemacht, daß die Höhe des Tones von der Länge der Saite abhängt, die halbe Länge die Octave gebe u. ſ. w. Pythagoras und ſeine Schüler, die den Zahlen in myſtiſcher Weiſe eine überſchwengliche Bedeutung in der Natur unterlegten und die Zahl für das Weſen der Sache zu nehmen pflegten, ſetzten auch die Verhältnißzahlen an Stelle der Töne und machten die Entſcheidung über Conſonanz oder Diſſonanz einzig und allein von der Einfachheit des Zahlenverhältniſſes der den Tönen zugehörigen Saitenlängen abhängig, ohne die Töne ſelbſt weiter zu beachten. So waren die Verhältniſſe $\frac{3}{4}$ $\frac{2}{3}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{3}$ $\frac{1}{4}$, welche der Quarte, Quinte, erſten, zweiten und dritten Octave angehören, Conſonanzen; aber nicht die Quarte über der Octave, welche durch das Verhältniß $\frac{3}{8}$ ausgedrückt iſt. Die Meſſung der Seitenlängen nahm man am *Kanon* vor, welches der Maßſtab am Monochord oder auch das Monochord ſelbſt iſt, und aus dieſem Grunde trugen die Pythagoräer als Muſiktheoretiker auch den Namen *Kanoniker*. Ariſtoxenos und ſeine Anhänger bildeten zu dieſer Schule die Gegenpartei, ſie hielten die Entſcheidung über Conſonanz und Diſſonanz aus den Saitenlängen für unzuläſſig und forderten, daß das Ohr der höchſte Richter in dieſer Frage ſein ſollte. Die Ariſtoxener hießen deshalb die „Muſiker" oder die „*Harmoniker*", waren aber nicht im heutigen Sinne Muſiker, ſondern gleich wie die *Pythagoräer* ausſchließlich muſikaliſche Theoretiker.

(*E. H. Niedermüller.*)

KANONIKER. Urſprünglich wurde der Biſchof in ſeinem Diöceſanregiment von den Klerikern ſeiner Kirche berathen und unterſtützt. Dieſes Presbyterium nahm im 4. Jahrhundert dem aſcetiſchen Zuge der Zeit folgend unter dem Einfluſſe des Euſebius von Vercelli (geſt. um 371) und des h. Auguſtin in einzelnen Kirchen einen mönchiſchen Charakter an, der in Hippo ſelbſt ein Aufgeben des Privateigenthums ſeitens der einzelnen Mitglieder, überall den Cölibat derſelben bedingte. Aber jene vita canonica, ſo genannt, weil ſie durch den allgemeinen chriſtlichen Kanon normirt war, fand gerade deswegen weder überall Aufnahme, noch erhielt ſie ſich

Digitized by Google

dauernd ſelbſt an denjenigen Kirchen, wo ſie angenommen worden war. Erſt als Chrodegang von Metz ſie im Jahre 760 für den dortigen Klerus angeordnet hatte, wurde ſie durch das Aachener Concil von 816 oder 817 für alle Kirchen des fränkiſchen Reiches angeordnet, an denen eine Mehrzahl von Geiſtlichen wirkte, und erhielt ſich in dieſer Form, bis die wachſenden Reichthümer der Kirche bei der Geiſtlichkeit das Beſtreben nach Sonder-Eigenthum und abgeſondertem Leben wieder ſtärker hervortreten ließen. Freilich verſuchte dann ein erneuter aſcetiſcher Impuls Ende des 11. Jahrhunderts noch einmal die Wiederherſtellung des früheren Zuſtandes, aber doch ohne durchgreifenden Erfolg zu erzielen. Vielmehr bildet ſich jetzt ein Unterſchied heraus zwiſchen den nach einer regula lebenden (regulirten) Stiftsherren und den saeculares, die abgeſondert in einzelnen Curien lebten und ſich nur zu beſtimmten Andachtsübungen vereinten. Alle Geiſtlichen, die in Mehrzahl an einer Kirche wirken und ein Collegium bilden, werden auch nach heutigem Rechte canonici genannt, weil ihre Namen in die an der Kirche gehaltene Liſte — canon — eingetragen wurden. So führen dieſen Namen die Mitglieder der biſchöflichen Kirche, die auch Domherren genannt werden, und die an nicht biſchöflichen Kirchen, welche eine Collegiatverfaſſung beſitzen und darum mit dem Namen Collegiatſtifter bezeichnet werden. Die nicht regulirten Kanoniker genoſſen entweder die volle Pfründe (c. integrati, in fructibus) oder nur eine Quote derſelben (semipraebendati, tertionarii) oder fanden ſich blos in Exſpectanz derſelben (c. in herbis). Während dieſer Unterſchied aber in den modernen Stiftsverfaſſungen hinfällig geworden iſt, hat ſich der zwiſchen c. numerarii, residentiales, die wirklich zum Chordienſt und zur Reſidenz Verpflichteten, und honorarii, non residentiales, deren Stellung nur eine Ehrenſtellung iſt, erhalten.

Literatur: Hinſchius, Kirchenrecht §. 80 und die dort Angeführten. Vgl. in dieſer Encyklopädie den Art. Domkapitel. (*E. Friedberg.*)

KANONISATION iſt Heiligſprechung eines Seligen (beatus). Der Name iſt abzuleiten von canon, dem Verzeichniſſe der Heiligen, in den eingereiht zu werden zum Range eines Heiligen erhob, und das Inſtitut ſteht in einer gewiſſen Analogie zur antiken Apotheoſe, der Verſetzung von Menſchen unter die Götter.

Schon früh ſind in der chriſtlichen Kirche die Namen und Thaten der Märtyrer geſammelt und in den Gemeindeverſammlungen der andächtigen Gemeinde verleſen worden. Eine Anrufung derſelben erfolgte aber erſt nach der Zeit Auguſtin's, der ausdrücklich überliefert, homines Dei suo loco et ordine nominantur; non tamen a sacerdote qui sacrificat, invocantur (De civ. dei lib. XXII. c. 10). Dabei ſcheint ein beſtimmtes Verfahren und eine feſte Competenz für dieſe Seligſprechung nicht vorhanden geweſen zu ſein. Wenigſtens rügt Karl der Große in dieſer Beziehung mehrfache Misbräuche und beſtimmt in dem Capitulare in Theodonis villa (805, c. 17) ausdrücklich: De ecclesiis seu sanctis noviter sine auctoritate inventis, sine episcopo probante minime venerentur salva etiam de hoc et de omnibus ecclesiis canonica auctoritate (Mon. Germ. Leg. I, 134, ed. Boretius I, 125). Die hier den Biſchöfen zugeſprochene Function haben ſie in der Folgezeit, mit dem römiſchen Biſchof concurrirend, oft auch unter deſſen Beſtätigung ausgeübt, bis Alexander III. im Jahre 1181 auch in dieſer Beziehung eine ausſchließliche Competenz des römiſchen Stuhles feſtſtellte, C. 1 X (3, 45), und die Declarationen Urban's VIII. (1625 und 1634) den Biſchöfen auch die Befugniſſe entzogen, für ihre Diöceſen Kanoniſationen vornehmen zu dürfen. Die Materie der Heiligſprechung iſt dann päpſtlicherſeits durch eine große Zahl geſetzlicher Anordnungen geregelt (Fontaninus, Codex constitutionum quas summi pontifices ediderunt in solenni canonisatione sanctorum etc. Romae 1729) und im Weſentlichen folgendermaßen geſtaltet worden.

Wird bezüglich einer Perſon, die in der Regel ſeit 50 Jahren verſtorben ſein ſoll, und die einen heiligen Wandel geführt hat, ein Antrag auf Seligſprechung geſtellt, ſo wird über dieſen servus Dei eine Unterſuchung eingeleitet und durch Beweisverfahren ſein heiliges Leben und die von ihm bewirkten Wunder conſtatirt. Auf Grund dieſer durch den Diöceſanbiſchof geführten Unterſuchung holt die Congregatio Rituum nach eigener Prüfung die Erlaubniß des Papſtes zur Fortführung des Verfahrens ein. Dieſes beſteht in wiederholter Prüfung in der genannten Congregation, vor den Cardinälen und in einem päpſtlichen Conſiſtorium. Die Seligſprechung ſelbſt erfolgt durch päpſtliches Breve, welches das Maß der dem Beatus zu erzeigenden Ehren beſtimmt, und wird vom Papſte feierlich publicirt. Hat der Beatificirte neue Wunder gewirkt, ſo kann er kanoniſirt werden. Dies geſchieht wieder nach einer dreifachen Prüfung, die der bei der Beatification vorgenommenen gleichartig iſt, und wird die Kanoniſation gleichfalls in der vaticaniſchen Baſilica publicirt. Damit wird der Cultus des Heiligen für die geſammte katholiſche Kirche, nicht wie bei der Beatification für einen localen Diſtrict, feſtgeſtellt, und dieſer Cult nicht wie bei dem Beatificirten blos erlaubt, ſondern geboten.

Während das Tridentinum die Heiligenverehrung aufrecht erhalten hat, iſt dieſelbe von der proteſtantiſchen Kirche verworfen worden.

Literatur: Prosper Lambertini (Benedict. XIV.) de servorum beatificatione et beator. canonisat. Bononiae 1734—8, ed. II. Venet. et Patav. 1743. 4 Bände. Fol. — Bangen, Die röm. Curie. Münſter 1854, S. 214 fg. — Vergl. auch Giattini, Leben des ſel. A. M. Liguori. Wien 1835. (*E. Friedberg.*)

KANONISCH. Der Ausdruck κάνων (Richtſchnur) wurde urſprünglich gebraucht für die Bezeichnung des rechtlichen Princips im Gegenſatz zu νόμος, den einzelnen Ausflüſſen deſſelben. Aber allmählich änderte ſich der Sprachgebrauch dahin, daß auch dieſe letzteren unter derſelben Bezeichnung miteinbegriffen wurden. Specifiſch iſt dann der Name für die auf Concilien feſtgeſtellten



Digitized by Google

Normen geworden. In beſonderer Anwendung ſpricht man von kanoniſchen Büchern der heiligen Schrift, indem man darunter diejenigen Schriften des Alten und Neuen Teſtaments verſteht, welche die Glaubensregel — gleichfalls canon genannt — enthalten und ſomit im Gegenſatz zu den Apokryphen ſtehen. — Kanoniſches Leben bedeutet das einer mönchiſchen regula entſprechende Leben von Geiſtlichen, die an Stadtkirchen gemeinſam und collegial wirken (vergl. den Artikel Kanoniker). — Kanoniſche Strafen ſind die von der Kirche zu verhängenden Strafen des kanoniſchen Rechts (ſ. dieſen Artikel) und beſtehen aus poenae medicinales einerſeits und vindicativae andererſeits (ſ. unter Kirchenſtrafen). — Kanoniſches Alter bedeutet die verſchiedenen Altersſtufen, welche im kirchlichen Rechte zur Erreichung der verſchiedenen kirchlichen Weihegrade vorgeſchrieben ſind. — Kanoniſche Tageszeiten bezeichnen die Abſchnitte des Tages, an welchen die entſprechenden Abſchnitte des Breviarium von den dazu verpflichteten Geiſtlichen laut geleſen werden müſſen, und die in dem folgenden Verſe angedeutet ſind: Haec sunt septenis propter quae psallimus horis: Matutina ligat Christum, qui crimina purgat. Prima replet sputis, dat causam Tertia mortis. Sexta cruci nectit, latus eius Nona bipertit. Vespera deponit, tumulo Completa reponit. (*E. Friedberg.*)

KANONISCHES RECHT. Mit dieſem Ausdrucke wurde urſprünglich der Inbegriff aller von der Kirche ausgehenden Rechtsſatzungen bezeichnet, bis allmählich der Sprachgebrauch ſich dahin feſtgeſtellt hat, daß man darunter die in dem Corpus juris canonici enthaltenen Rechtsvorſchriften verſteht. Der Charakter dieſes Rechts empfängt ſeine Einheitlichkeit lediglich durch die ſubjective Beziehung, daß ſie von der Kirche ausgegangen ſind. In objectiver Beziehung iſt dagegen das kanoniſche Recht ſehr mannichfach geſtaltet und begreift Kirchenrecht, Völkerrecht, Staatsrecht, Strafrecht, Privatrecht und die beiden Proceſſe. Je mehr die Gewalt der Kirche über den Staat zunahm und je weitere Ausdehnung die kirchliche Gerichtsbarkeit empfing, um ſo mehr gelangte das kanoniſche Recht zur Geltung, welches außerdem das perſönliche Recht der Kleriker war. Im Mittelalter an den Univerſitäten neben dem römiſchen Recht behandelt, wurde ihm von der Theorie als dem neueren der Vorrang vor dem römiſchen eingeräumt, und ſo nahm es denn auch Antheil an der Reception der fremden Rechte, welche ſich Ende des 15. Jahrhunderts in Deutſchland vollzogen hat. Als gemeines deutſches Recht gilt es demnach auch noch heute, wenigſtens inſoweit es abſichtlich das römiſche Recht corrigirt hat. Aber wenn ſeine Geltung ſchon durch dieſe Diſtinction weſentlich eingeengt iſt, und nicht einmal innerhalb dieſer unangefochtene Anerkennung hat, ſo iſt andererſeits das Geltungsgebiet des gemeinen Rechts ſehr beſchränkt worden, und hatten innerhalb deſſelben das Strafrecht, Handelsrecht und die Proceßrechte eine das frühere gemeine Recht beſeitigende geſetzgeberiſche Fixirung durch das Deutſche Reich empfangen. Ja ſelbſt für das Gebiet der katholiſchen Kirche iſt das kanoniſche Recht durch zahlreiche neue Rechtsbildungen theils abgeändert, theils außer Geltung gekommen, und in der evangeliſchen Kirche hat ſich ſchon früh das allerdings erſt ziemlich ſpät erfolgreiche Beſtreben gezeigt, dies doch ſpecifiſch katholiſche Recht durch ein den evangeliſchen Principien entſprechendes zu verdrängen.

Aber wenn auch in Bezug auf die Geltung das kanoniſche Recht verloren hat, ſo doch nicht in ſeiner wiſſenſchaftlichen und rechtshiſtoriſchen Bedeutung. Zahlreiche Grundſätze des modernen Rechts haben ihren Urſprung im kanoniſchen, und die Rechtsentwickelung jedes europäiſchen Volkes iſt von ihm beeinflußt worden. (*E. Friedberg.*)

KANONISSINNEN. Nachdem Chrodegang den Geiſtlichen, welche an einer Kirche collegial wirkten, eine Regel gegeben hatte (vergl. den Art. Kanoniker), bildeten ſich auch analoge Verbindungen unter Frauen, die wie die männlichen in regulirte und ſäculare zerfielen. Die Mitglieder der erſteren leiſteten die nicht feierlichen Gelübde der Armuth, Keuſchheit und des Gehorſams, die andern nur die beiden zuletzt genannten, ohne ſich alſo zur freiwilligen Armuth zu verpflichten. Im Laufe der Entwickelung blieben nur die Säcular-Kanoniſſinnen beſtehen, die unter Leitung einer Aebtiſſin ſich einem beſchaulichen Leben hingaben oder Erziehungszwecken widmeten. Auch an der Entwickelung der männlichen Stifte nahmen die weiblichen Antheil, ſodaß ſie wie jene Adel als Bedingung für die Zulaſſung ihrer Mitglieder aufſtellten. Die Reformation brachte den meiſten der ſogenannten Damenſtifte den Untergang oder wenigſtens die Umwandlung in Verſorgungsanſtalten für Töchter von Adeligen, Beamten, Offizieren, zum Theil ſogar mit Durchbrechung des alten Princips des gemeinſamen Zuſammenlebens. (*E. Friedberg.*)

KANOPOS oder Kanobos (die Griechen ſchreiben gewöhnlich *Κάνωβος*, die Römer, z. B. *Tac.* Ann. II, 60 Canopus; nach Stephanus Byz. wäre letzteres richtiger; auf Inſchriften finden ſich beide Formen, *ΚΑΝΩΠΟΣ* zum Beiſpiel auf der Stele von Tanis), Hafenſtadt in der Nähe des weſtlichſten Nilarmes, der daher gewöhnlich der Kanobiſche genannt wird, nach *Strabo* XVII, 1, 17: 120 Stadien weſtlich von Alexandria. Gegenüber im Meere liegt eine kleine gleichnamige Inſel (ſ. Skylax u. a.). In dem berühmten trilinguen Decret von Kanopos wird der Ort hierogl. und demotiſch Peguthа(t) genannt. Wahrſcheinlich iſt dies derſelbe, nur mit dem Artikel verſehene Name, wie der in älteren Texten wiederholt genannte Ort Guu oder Gutu(t); ſ. Brugſch, Dict. géograph. p. 820 sq. Der Name Kanopos iſt wahrſcheinlich griechiſchen Urſprungs; nach der Tradition hatte der Steuermann des Menelaos, der hier durch einen Schlangenbiß ſtarb, dem Orte den Namen gegeben (ſo ſchon Hekatäos bei *Aristides*, or. 48, p. 359, Reiske; das Detail bei *Nicand.*, Ther. 312. *Conon* narr. 8. *Aelian.* Hist. anim. XV, 13). In der Pto-

Digitized by Google

lemäerzeit haben dann die Aegypter wie ſo vieles andere auch den Namen dieſes Ortes von den Griechen übernommen und ägyptiſirt; eine Inſchrift des Tempels von Dendera (Brugſch l. c. 720) nennt die Stadt Ganup, und ein ägyptiſcher Prieſter überſetzt (bei *Aristides* l. c.) den Namen in ſprachlich zuläſſiger Weiſe durch *χρυσοῦν ἔδαφος*, goldener Boden.

Bei den griechiſchen Schriftſtellern von Hekatäos und Herodot abwärts wird der Ort häufig genannt und iſt ſpäter eine weſentlich griechiſche Stadt geworden, die ſich unter den Ptolemäern und Römern großen Wohlſtandes erfreute. Aus dem Gebiete der Stadt wurde unter den Ptolemäern ein beſonderer Nomos, *Μενελαΐτης*, gebildet (ſeine Münzen ſ. J. de Rougé, Rev. numism. XIV, 1870, p. 67; die von Vaillant aufgeführte Münze mit der Legende *ΚΑΝΩΠΑ* iſt unecht, vgl. Mionnet, Descr. des méd. Suppl. IX, 178).

Die Induſtrie der Stadt, beſonders die Bandweberei (*Athen.* VII, p. 326a), wird im Alterthum gerühmt, vor allem aber ihre ſchöne Lage und das ſchwelgeriſche ausſchweifende Leben in derſelben. Kanopos war ein Hauptvergnügungsort der Alexandriner und der beide Orte verbindende Nilkanal den ganzen Tag über bedeckt von den Kähnen vergnügungsluſtiger Geſellſchaften, ſeine Ufer voll von Reſtaurationen (*καταγωγαί*), ſ. *Strabo* XVII, 1, 17; *Ammian.* XXII, 16, 14. Außerdem erwähnt Strabo die hohe Heiligkeit des Serapeums von Kanopos, deſſen Orakel, namentlich Traumorakel, für unfehlbar galten. Vgl. dazu C. J. gr. III, 4683 (aus Alexandria) *Διι Ηλιω μεγαλω Σαραπιδι εν Κανωβω* etc. und *Plut.* De Is. 27. — Zu erwähnen iſt noch, daß im neunten Jahre des Ptol. III. Euergetes (238 v. Chr.) die ägyptiſche Prieſterſchaft ſich in Kanopos verſammelte, um die Einführung eines Schalttages in jedem vierten Jahre (als Feſttag der *Θεοὶ Εὐεργέται*) zu beſchließen und ſo das ägyptiſche Wandeljahr in ein feſtes (julianiſches) Sonnenjahr zu verwandeln. Das Decret wurde in griechiſcher, altägyptiſcher und demotiſcher Sprache in Stein gehauen und in allen Tempeln Aegyptens aufgeſtellt; ein Exemplar deſſelben hat bekanntlich Lepſius 1866 in Tanis gefunden. — Mit dem Siege des Chriſtenthums geht auch die Blüte von Kanopos zu Grunde. Unter Theodoſius I. ſorgte der Patriarch von Alexandria, Theophilos, der bekanntlich auch den großen Serapistempel in Alexandria zerſtörte, für die völlige Vernichtung aller Tempel von Kanopos, vor allem des Serapeums (*Rufin.* Hist. eccles. II, 26. *Eunapius* v. Aedesii, p. 44 ed. Boissonade). Ein chriſtlicher Ort Metanoia „die Reue" trat mit ſeinem Kloſter an die Stelle der lebensfrohen alten Stadt (*Hieron.* Prol. ad regulam 5. Pachomii).

Die chriſtlichen Schriftſteller (*Rufinus*, Hist. eccles. II, 26. *Suidas* s. v. *Κάνωπος*) erzählen eine abſurde Geſchichte, wie ein ſchlauer Prieſter in Kanopos durch allerhand Machinationen die „Chaldäer" (!) veranlaßt habe, eine Gottheit in Geſtalt eines mit Hieroglyphen bemalten Waſſerkruges zu verehren, dem er einen Menſchenkopf — von der Statue des Steuermanns des Menelaos — aufgeſetzt hatte. So ſei der Cult eines Kruggottes Kanopos in Aegypten eingeführt. Eine derartige Gottheit hat es in Aegypten nie gegeben, die ganze Erzählung beruht auf Misverſtändniſſen. Man hat ſich aber infolge deſſen in neuerer Zeit gewöhnt, die vier Urnen, welche jeder Leiche mit ins Grab gegeben wurden und in denen man die Eingeweide der balſamirten Todten beiſetzte, mit dem Namen „Kanopen" zu belegen. Dieſe Urnen ſtehen unter dem Schutze von vier Gottheiten (gelegentlich „die Söhne" oder „die Brüder des Horus" genannt), Amſeth, Hapi, Duamutef und Qebhſenuf, welche (in derſelben Reihenfolge) mit einem Menſchen-, Hundskopfsaffen-, Schakal- und Sperberkopf dargeſtellt werden. Die entſprechenden Köpfe ſetzte man auch auf die Eingeweideurnen, und in dem auf ihnen eingegrabenen Texte werden die betreffenden Genien angerufen und der Todte unter ihren Schutz geſtellt. Ein Misverſtändniß dieſer Anſchauungen liegt der angeführten Fabel zu Grunde; warum aber der angebliche Gott gerade zu dem Namen Kanopos gekommen iſt, wiſſen wir nicht.

(*Eduard Meyer.*)

KANOPUS oder *α* Argûs iſt einer der hellſten Sterne im Sternbilde des Schiffs Argo und auch einer der hellſten Sterne am ganzen Himmel überhaupt. Seine Poſition beträgt für 1875 Rectaſcenſion $6^h\ 21^m\ 11^s$, Declination $-52°\ 37'6$; er erhebt ſich daher für unſere Gegenden nicht über den Horizont, erſt in einer nördlichen geographiſchen Breite von etwa 37° erſcheint er gerade im Horizont. Infolge der Präceſſion hat er ſich im Laufe der Jahrhunderte dem Aequator genähert; zur Zeit des Poſidonius (80 v. Chr.) ſtand er daher noch ſüdlicher als jetzt, ſodaß er damals in Rhodus gerade über dem Horizont erſchien. Poſidonius benutzte den Kanopus zur Ermittelung des Erdumfanges. Da der Stern nämlich in dem 5000 Stadien (nach anderer Angabe nur 3750 Stadien) ſüdlicher gelegenen Alexandrien eine Höhe von $7^1/_2$ Grad ($^1/_{48}$ des Kreisumfangs) über dem Horizont erreichte, während er in Rhodus nur den Horizont berührte, mußte der Erdumfang $48 \times 5000$, reſp. $3750$ Stadien $= 240{,}000$, reſp. $180{,}000$ Stadien betragen. Die Eigenbewegung des Kanopus iſt faſt unmerkbar, auch ſeine Parallaxe konnte bisher nicht ermittelt werden. (*W. Valentiner.*)

KÄNOZOISCHE FORMATIONSGRUPPE nennt man die Schichtenreihe, welche in der Neuzeit der Erdentwickelung, in der Periode, welche durch organiſche Weſen vom Typus der Gegenwart ausgezeichnet iſt, abgeſetzt worden iſt. Sie zerfällt in zwei Abtheilungen, eine ältere, die Tertiärformation, und eine jüngere, das Quartär. Im Gegenſatz zu dem meſozoiſchen Zeitalter gelangen hier die Säugethiere und die Laubhölzer zu ihrer größten Entwickelung, während die im Mittelalter der Erdentwickelung vorherrſchenden Reptilien, Ganoiden und Brachiopoden, Coniferen und Cycadeen ſtark zurücktreten und die Ammoniten und Belemniten ſogar ganz ausgeſtorben ſind. Die organiſchen Weſen der



Digitized by Google

känozoiſchen Formation vermitteln den Uebergang zur Jetztwelt. Ebenſo bilden ſich in dieſer Zeit die heutigen Formen des Continents, die heutigen Hochgebirge und die heutigen Klimazonen heraus. In der Tertiärzeit treten zuerſt die höheren Säugethiere auf, welche aber noch gemeinſchaftliche Typen, zum Theil ſogenannte Embryonaltypen von jetzt getrennten Gruppen in ſich vereinigen; ſo zum Beiſpiel das Anoplotherium und Paläotherium, welche als Stammformen der Dickhäuter und Wiederkäuer anzuſehen ſind u. a. m. Im jüngeren Tertiär treten die jetzt lebenden Gattungen und deren Vorläufer auf, wie Maſtodon, Elephas, das Hipparion, der Vorläufer unſers Pferdes, weiter Bären, Katzen, Hunde, Affen. Vermöge der vielen phyſikaliſch-geographiſchen Unterſchiede bilden ſich die mannichfachſten Localfaunen und -Floren. Im Quartär, der Diluvial- und Alluvialzeit klingen dieſe Verhältniſſe aus und es entwickelt ſich nach nochmaliger, großartiger Klimaverſchiebung die Gegenwart in ihren phyſikaliſchen und organiſchen Verhältniſſen. (Näheres ſ. u. Tertiär und Quartär.) (*E. Geinitz.*)

KANSAS iſt der letzte der rechts in den Miſſouri mündenden Nebenflüſſe. Er entſteht aus dem Zuſammenfluß zweier gegen 50 geogr. M. langer Ströme, welche in den öden Plains Colorados etwa im 104° weſtl. L. v. Gr. im Gebiete der Cheyenne-Indianer entſpringen und dann durch die fruchtbaren Prärien von Kanſas nach Oſten fließen. Der nördliche iſt der Republican-Fork, welcher im ONO. des Pikes Pik und der Stadt Colorado in etwa 2000 Meter Höhe entſpringt; der ſüdliche der Smoky-Hill-Fork, welcher links den Salomon oder Nepaholla-Fluß aufnimmt und im Oſten vom Fort Harker den Smoky-Hill umfließt. Erſterer iſt der bedeutendere und führt deshalb auch den Namen Kanſas. Der Kanſas und der weiter im Norden fließende Niobrara ſind die waſſerärmſten der Miſſouri-Zuflüſſe, obwol hier die jährliche Regenmenge etwa 1022 Meter betragen ſoll. Bei Fort Riley, in 270 Meter Höhe, vereinigen ſich beide, und der Kanſas fließt dann noch etwa 13 geogr. M. weiter öſtlich, über die Hauptſtadt Topeka, bis er ſich unfern von Kanſas-City, in 210 Meter Höhe, mit 260 Meter Breite, in den Miſſouri ergießt. Bis zum Vereinigungspunkt beider Forks iſt er zu Zeiten mit ganz flach gehenden Dampfern befahren worden; weiter oben aber ſind die Forks monatelang im Jahre trockene Flußbetten. (*G. A. von Klöden.*)

KANSAS, das in der Mitte der Vereinigten Staaten von Amerika gelegene Land, liegt zwiſchen 37 und 40° nördl. Br. und zwiſchen 76°25′ und 84°20′ weſtl. L. von Ferro, ſodaß es 101,5 und 45 geogr. Meilen mißt. Es grenzt an Nebraska, Miſſouri, das Indianer-Territorium und Colorado und hat eine mittlere Höhe über dem Meere von 724 Meter, indem es von 230 Meter im Oſten bis zu etwa 1070 Meter im Weſten anſteigt. Sein Flächeninhalt beträgt 82,080 engliſche □Meilen oder 212,587 □Kilom. oder 3864,4 geogr. □Meilen, d. h. 5/8 des preußiſchen Staates. An der Nord-Oſt-Ecke bildet der Lauf des Miſſouri die Grenze; im übrigen hat das Land die Geſtalt eines Parallelogramms. Im öſtlichen Theile iſt es wellig und hat einige anſehnlichere Höhen, der Weſten aber iſt ebene Prärie; der Oſten zeigt reiche Prärien, mit Gras bedeckte Hügel und fruchtbare Thäler, iſt auch an den Strömen mit einer Fülle von Holz verſehen; der Weſten aber iſt ſehr dünn bewaldet und erinnert hier und da ſchon an die ſüdlicher gelegene Llano eſtacado, ſodaß eine künſtliche Bewäſſerung in den meiſten Gegenden unausführbar iſt. Im Oſten bildet den Boden ein dunkler Lehm, zum Theil mit Sand gemiſcht, der in den Flußgründen äußerſt fruchtbar iſt. Ehemals die „Große Wüſte“ genannt, iſt dieſes Land einer der blühendſten Agriculturſtaaten Nordamerikas. Der den Staat von Weſten nach Oſten durchfließende Kanſas (ſ. d.) iſt der Hauptfluß; in den ſüdlichen Quellfluß münden der Saline und Salomon; nächſt ihm der Arkanſas, welcher den Verdigris und Neoſho aufnimmt; der Oſage geht zum Miſſouri. Es ſind dies alle flache, aber breite Steppenflüſſe. Das Klima gilt für ſehr geſund; es iſt angenehm, im Oſten feuchter, im Weſten das der Steppe; die Winter ſind kurz und Schnee fällt ſelten in Menge. Im Februar, März und April wechſelt freilich die Temperatur oft plötzlich, und heftige Winde ſetzen ein. Vom erſten Drittel des Mai bis Mitte Juni dauert eine Regenzeit; aber im ganzen Jahre fallen durchſchnittlich nur 848 Meter Regen. Winde kühlen die Luft ſtets ab, indeſſen ſteigt das Thermometer doch auch einmal auf 46° C. Die mittlere Temperatur des Frühlings iſt 10,5, die des Sommers 23,4, des Herbſtes 11,1, die des Winters 1,9, die des ganzen Jahres 11,7° C.

An mineraliſchen Producten beſitzt Kanſas: röthlichen, gelben und blauen Kalkſtein, Granit, Feldſpat, große Blöcke porphyrartigen Geſteins, Quarz, Gips, rothen Sandſtein, welcher im weſtlichen Theile die Unterlage bildet, ſelbſt etwas Gold, wichtige Steinkohlen, die ſogenannten Miſſouri-Backen; die Lager der letzteren nehmen 22,256 engliſche □Meilen oder 1047 geogr. □Meilen ein, und auf dieſen förderte man 1870 gegen 33,000, 1877 ſchon 275,000 (0,6 Proc. der amerikaniſchen), 1879 aber ſchon etwa 400,000 Tons Kohlen. Die wilden Thiere ſind in der Steppe: Rothwild, Antilope, Präriehunde und Eichhörnchen; von Vögeln: wilde Truthühner und Gänſe, Prärie-Hennen, Rebhühner, Golddroſſeln, der blaue Holzhäher, der Steinbeißer, die Krähe u. ſ. w.; auch der gehörnte Froſch iſt zu nennen. — Auf der 40 geogr. Meilen breiten Strecke im Oſten findet man mehrere Arten von Eichen, Eſchen, Platanen, die weiße amerikaniſche Walnuß, die Hackberry, den Zucker-, Ahorn- und Sumachbaum, die an den fruchtbaren Flußufern in Menge wachſen. Im Weſten trifft man nur an den Strömen ſpärliche Baumwoll- und Weidenbäume. Die häufigen Präriebrände haben hier den Wald immer mehr vermindert. Das Bauholz muß demzufolge hier vom Auslande bezogen werden.

Die Zahl der Bewohner ergab ſich 1880 zu 996,096, von denen 952,155 Weiße waren, 43,107 Farbige, 792

Digitized by Google

Indianer (ſteuerzahlende) und 19 Chineſen. Längs der ſüdlichen Grenze finden ſich Oſädſchen (Oſagen); abgetretene und reſervirte Länderbereiche ſind im fruchtbaren öſtlichen Theile vorhanden für Oſagen, Tſcherokis, New-York-Indianer, Sak- und Fox-Indianer, Pottawotomis und Kanſas; 1870 mit 5900 Indianern. In neueſter Zeit ſind aus Miſſiſſippi und Texas bereits 40,000 Farbige (Neger und Miſchlinge), die von ihrer Freizügigkeit Gebrauch machen, eingewandert; dieſe ſind aber nicht dazu zu bringen, ſich ſelbſt zu ernähren, und fallen alſo dem Staate zur Laſt, deshalb hat man bereits 4000 derſelben wieder weiter befördert. Auch von den aus dem ſüdlichen Rußland ausgewanderten Mennoniten hat ſich ein Theil hier niedergelaſſen.

Kanſas war ein Theil der großen Louiſiana-Ländermaſſe, welche Amerika im J. 1803 auf dem Wege des Kaufes von Frankreich erwarb, und bildete ſpäter Theile von dem Miſſouri-, Arkanſas-, Colorado- und Indianer-Territorium. Von dem letzteren wurde es 1854 getrennt, und nach einer ſtürmiſchen Debatte im National-Congreſſe über die Frage, ob der Miſſouri-Compromiß, d. h. eine im J. 1820 durchgegangene Acte, welche nördlich von $36^1/_2$° nördl. Br. die Sklaverei verbot, abgeſchafft werden ſollte, als beſonderes Territorium begründet. „1856 war infolge deſſen Kanſas der Schauplatz eines erbitterten kleinen Krieges, den die beiden Parteien der Sklavenpartei und der Freibodenmänner gegeneinander führten, und in welchem John Brown, ſpäter durch ſeinen Zug nach Harpers-Ferry Märtyrer und volksthümlicher Held der Abolitioniſten, eine hervorragende Rolle ſpielte." Die Abſchaffung der Acte wurde durch eine große Majorität im Senate und eine entſcheidende im Repräſentanten-Hauſe durchgeſetzt, ein Beſchluß, welcher jetzt nach Abſchaffung der Sklaverei ohne Bedeutung iſt. Im J. 1861 wurde Kanſas als Staat aufgenommen; derſelbe iſt bereits in 104 Counties getheilt und ſendet ſieben Abgeordnete nach Waſhington. 1880 beliefen ſich die Einnahmen des Staates auf 2,817,964 Doll., die Ausgaben auf 2,685,247 Doll., die Schulden auf 1,181,975 Doll. Der Werth des geſammten Eigenthums wurde 1880 auf 161 Millionen Doll. geſchätzt.

Die Agricultur-Producte zeigen jährlich eine anſehnliche Zunahme. In den organiſirten Counties ſind 33,599,600 Acres = 2470 geogr. □Meilen vorhanden, in den noch nicht organiſirten 18,443,920 Acres = 1330 geogr. □Meilen. In Cultur ſind 6,538,728 Acres = 480 geogr. □Meilen, alſo der achte Theil des Bodens; die Zunahme innerhalb der letzten ſechs Jahre hat 262 geogr. □Meilen, von 1877 auf 78 ſogar 70 geogr. □Meilen betragen. Die Größe der Fläche für den Winter-Weizen beträgt 1,297,525 Acres = 95,3 geogr. □Meilen, die für den Frühlings-Weizen 30,3 geogr. □Meilen, die für den Mais 2,925,070 Acres = 215 geogr. □Meilen (in den letzten 3 Jahren 60 Proc. Zunahme), für den Hafer 42,2 geogr. □Meilen; für Kartoffeln faſt 5, für Flachs wenig über 5, für Caſtorbohnen ebenſo. Die geſammte Ernteſläche hat 1878 zugenommen um 900 geogr. □Meilen. Der Viehſtand hat ſich in den letzten drei Jahren ebenfalls anſehnlich vermehrt; die Zahl der Pferde iſt um 51 Proc., die der Maulthiere um 97 Proc., die der Milchkühe um 46 Proc., die der andern Rinder um 44 Proc., die der Schafe um 116 Proc., die der Schweine um 283 Proc. gewachſen. 1878 haben die Hunde 8025 Schafe getödtet, ſonſt ſind geſtorben 19,021. Man hat 1,059,640 Pfd. Käſe im Jahre gemacht und 14,506,494 Pfd. Butter. Der Werth des Geflügels und der Eier betrug 393,070 Doll., der von geſchlachtetem oder zum Schlachten verkauftem Vieh 8,665,143 Doll. Die Gartenproducte beliefen ſich auf 307,292 Doll. Die 31,190 Bienenſtöcke machten 370,378 Pfd. Honig und 10,949 Pfd. Wachs. Tragende Apfelbäume gab es 1,867,192, nicht tragende 3,978,062; für Birnen galten die beiden Zahlen 58,482 und 154,265; für Pfirſich 4,784,076 und 4,049,801; für Pflaumen 169,940 und 254,968; für Kirſchen 443,726 und 678,426. Die 3418 Acres Weingärten lieferten 84,079 Gallons Wein. 1880 erntete man in Buſhels: Weizen 17,324,141, Mais 105,729,325, Hafer 8,180,385, Roggen 413,181, Gerſte 300,273, Buchweizen 24,421, Kartoffeln 4,184,000, Heu 1,499,400 Tons. 1880 wird angegeben die Zahl der Pferde zu 430,907, der Eſel und Maulthiere 64,869, der Milchkühe 418,333, der andern Rinder 1,032,724, der Schafe 1,733,275, der Schweine 1,787,969. 1880 hatte die geſammte Farm-Production einen Werth in Dollars von 27,630,651, und zwar war der von geſchlachtetem Vieh 4,156,386, der für Wald-Producte 368,947, der für Garten-Producte 129,013, der für Obſt 158,046 Doll.

Für den Unterricht geſchieht viel. Jede, auch nur aus zehn Häuſern beſtehende Anſiedelung beſitzt eine wohleingerichtete Schule. 1880 hatte man in den 6134 Schul-Diſtricten 5242 Schul-Häuſer. Die Zahl der 5- bis 21-jährigen Jugend war 340,647; in den Schulliſten ſtanden verzeichnet 231,434; die Zahl der im Durchſchnitt täglich die Schule Beſuchenden war 137,667; die der Lehrenden 7780, wovon 4274 weiblichen Geſchlechts. Der Schulfonds iſt im Verhältniß der höchſte in den geſammten Vereinigten Staaten; 1880 belief er ſich auf mehr als 2,500,000 Doll. Die Gehälter betrugen $^2/_3$ der Ausgaben. Die Staats-Univerſität zu Lawrence, welche 1866 nur 55 Studirende zählte, hat 1882 deren 438, bei 14 Lehrern; die Normalſchule zu Emporia, am Neoſho, zählt 247 Zöglinge; das Agricultur-College 276, davon ſind 73 weiblichen Geſchlechts. Die Staats-Bibliothek hat 10,500 Bände. Es erſcheinen 303 periodiſche Schriften.

Im Staatsgefängniß befanden ſich 500, im Irrenhaus 230 Inſaſſen.

Die Hauptſtadt iſt **Topeka**, d. h. Kleine Kartoffel, eine in 904 engliſche Fuß = 276 Met. Höhe in der Shawee-County am Kanſas ſchachbretartig gebaute Stadt mit 15,451 Einwohnern. Sie hat ein marmornes Capitol und ſeit 1879 ein Irrenhaus, und treibt großen Getreidehandel. Der Boden iſt ſo fruchtbar, daß der Mais 4,3 Meter Höhe, und Aepſel und Pfirſiche faſt die Größe von Kinderköpfen erreichen. Weſtlicher, am Kanſas,

Digitized by Google

liegt Lawrence, etwa 1858 gegründet, in 845 engl. Fuß = 258 Meter Höhe, am Anfange des Paradieſes des Ackerbaues und der Bodencultur, mit 8511 Einwohnern, mehrern Kirchen und einer Univerſität, welche etwa einem deutſchen Progymnaſium gleichſteht; nördlicher Leavensworth-City, am Miſſouri, in 273 Meter Höhe, mit 16,550 Einwohnern; nördlicher am Miſſouri Atchiſon, in 785 engl. Fuß = 239 Meter Höhe, mit 15,106 Einwohnern, zwiſchen guten Weinbergen, welche namentlich in der Nähe, bei Deniphont, ausgedehnt ſind. — Militäriſche Poſten ſind: Fort Riley, an der Vereinigung des Smoky-Hill-Fork und Republican-River, in 900 engl. Fuß = 270 Meter Höhe, und Fort Leavensworth, in 896 engl. Fuß = 273 Meter Höhe.

1880 hatten die Eiſenbahn-Linien von Kanſas eine Länge von 1844,93 engl. Meilen; dazu kommen 112,69 engl. Meilen Nebenlinien und Doppelgleiſe; das macht im ganzen 424,7 geogr. Meilen oder 3151,8 Kilom. Die Kanſas-Pacific führt von Kanſas-City in Miſſouri nach Denver-City in Colorado, geht alſo parallel mit der großen Pacific-Bahn; die Atchiſon-Topeka-Sa. Fé-Bahn führt durch Kanſas auf New-Mexico zu.

(*G. A. v. Klöden.*)

KANSAS-CITY iſt eine Stadt in den Vereinigten Staaten von Amerika, und zwar in dem Staate Miſſouri, wo ſie an der Mündung des Kanſas in den Miſſouri, 50 geogr. M. weſtlich von der Hauptſtadt Saint-Louis, unmittelbar an der Oſtgrenze des Staates Kanſas und 13 geogr. Meilen öſtlich von deſſen Hauptſtadt Topeka in hügeliger Gegend gelegen iſt. 1860 zählte die Stadt 17,000 Einwohner, 1870: 32,286, 1877: 45,000, hat aber infolge ihrer günſtigen Lage und der Induſtrie ihrer Bewohner, ſowie als ein Ausgangspunkt wichtiger Eiſenbahnen einen ſo reißend ſchnellen Aufſchwung genommen, daß 1880 die Bewohnerzahl zu 55,813 angewachſen war. Ueber den Fluß führt eine herrliche, 423 Meter lange Eiſenbahnbrücke, und auf den 12 Eiſenbahnen gehen täglich über 200 Frachtzüge von hier aus. Den Getreidehandel charakteriſiren folgende Zahlen: die Menge von Buſhels, welche hier eintrafen, war 1878: 9,014,291 B. Weizen (in den vorgehenden Jahren zuſammengenommen, 2,434,605), 4,911,529 B. Mais, 155,089 B. Hafer, 382,262 B. Roggen, 163,257 B. Gerſte. Der obere, etwas höher gelegene Stadttheil hat ſchöne Kaufläden, elegante Wohnungen, Bureaux u. ſ. w.; der untere dagegen ſchlechte Herbergen und Wirthshäuſer, Waarendepots, Viehmärkte, Schlachthäuſer und die erbärmlichen Wohnungen iriſcher Arbeiter. Der Ort iſt faſt ein einziges großes Schlachthaus geworden: jährlich ſchlachtet man hier innerhalb acht Wochen 4500 Schweine und 1000 Rinder (75 und 16 täglich), weshalb er auch den Beinamen Porcopolis erhalten hat. Beef-Packing iſt alſo eines der Hauptgeſchäfte der Bewohner. Die meiſten der Rinder werden von Texas eingeführt. Die zuſammentreffenden Eiſenbahnen ſind: die Miſſouri-Pacific, die Miſſouri-Fort-Scott-Golf, und die St. Joſeph-Council-Bluffs. In der Stadt erſcheinen 17 Zeitungen. (*G. A. v. Klöden.*)

KANSK, Bezirksſtadt im ſibiriſch-ruſſiſchen Gouvernement Jeniſſeisk unter 56°10′ nördl. Br. und 113°20, öſtl. L., 237 Kilom. öſtlich von Krasnojarsk, am rechten Ufer des Kan und deſſen Zufluſſe Tarai. Die Gründung der Stadt fällt in das Jahr 1628, in welchem der Krasnojarskiſche Woiwode Andreas Dubenski einen Streifzug in das Stromgebiet des Kan machte, um die dort nomadiſirenden Kotten zu unterwerfen. Die Stadt hat eine Kirche, eine jüdiſche Gebetſchule, 325 Häuſer, 37 Kaufläden, eine Elementarſchule, ein Gefängniß, eine Gerberei, eine Talgſchmelzerei, eine Seifenſiederei und 2771 Einwohner, die ſich hauptſächlich mit Ackerbau und mit der Jagd auf Pelzthiere beſchäftigen. Im Kanskiſchen Kreiſe (nach Schweizer 1702 □Meter mit 60,000 Einwohnern) beſteht der größte Theil der Bevölkerung aus Abkömmlingen verbannter Ruſſen. Von den Ureinwohnern finden ſich hier noch die Kamaſinzen im Quellgebiet des Kan und des Agul und die Karagaſſen, die Nachbarn der erſteren.

(*A. von Wald.*)

KAN-SSU (Gan-ssu), d. i. freiwillige Ehrfurcht, früher mit der Provinz Schen-ſſi verbunden, die weſtlichſte Provinz Chinas, liegt zwiſchen jener und dem Chuche Nor, zwiſchen der Großen Mauer und dem Peling und zieht ſich in einer ſchmalen Fortſetzung nach Nord-Weſt zur Gobi hin, auf der ſie ſich ausdehnt und dann abermals mit dem Oſtende des Tianſchan und dem nördlich von ihm gelegenen Landſtriche in Verbindung ſteht. Man ſchätzt ihre Ausdehnung auf 18—20,000 □Meilen, aber der größere Theil iſt öde Wüſte. Zum Theil iſt das Land gebirgig und einige Gipfel ſind ſchneetragend, worauf der Name Siueſchan (Schneegebirge) hindeutet, wie namentlich die Kette, welche die Gobi im Süden begrenzt, und vor allen der Tianſchan oder das Himmelsgebirge im Süden des Ili. Der Hwangho ſtrömt nach Nordoſten durch die Provinz. Das Klima iſt rauh; im Südoſten baut man Weizen, Gerſte und Hirſe. Jagd und Viehzucht ſind von Bedeutung; die Berge enthalten Gold, Silber, Kupfer u. ſ. w.

Die Hauptſtadt iſt Lant-ſchéu-fu, in einiger Entfernung vom Gelben Fluß; ſie handelt namentlich mit Fellen, die aus der Tatarei kommen und mit grober Leinwand. Wichtigſte Stadt iſt Urumtſi oder Ti-Hua (150,000 Einwohner) in fruchtbarer, weidereicher Gegend, in der aber noch im Juni Schnee fällt. Hier ſtrömen die Waaren aus Rußland, Turkeſtan, der Bucharei, Perſien und Kaſchmir zuſammen, ſodaß die Stadt eine beſtändige Meſſe hat. (*Richard Oberländer.*)

KANT (Immanuel), der größte Philoſoph der neueren Zeit, wurde am 22. April 1724 zu Königsberg in Preußen als das vierte Kind eines Sattiers geboren, der ſchottiſcher Abkunft war und ſich Cant ſchrieb.[1]) In einfach

1) Ueber Kant's Biograrhie vgl. L. E. Borowſki, Darſtellung des Lebens und Charakters Kant's (Königsberg 1804), vom Philoſophen ſelbſt revidirt; R. B. Jachmann, J. Kant, in Briefen an einen Freund (Königsberg 1804); A. C. Wnſianſki, Kant in ſeinen letzten Lebensjahren (Königsberg 1804); Th. Rink, An-

bürgerlichen Verhältniſſen aufgewachſen, empfing er den nachhaltigſten Jugendeinfluß von ſeiner Mutter, welche der pietiſtiſchen Richtung ergeben war und durch die Bekanntſchaft mit dem Profeſſor F. A. Schultz die Aufnahme des Knaben in das von ihm (1733—1763) geleitete Collegium Fridericianum vermittelte. Aus der ernſt religiöſen Erziehung, die ihm hier zutheil wurde, trug Kant als bleibenden Gewinn die Strenge gegen ſich ſelbſt davon, welche die Grundlage ſeines Charakters bildete, die pflichtmäßige Geſinnung, welche ſich auch ſeiner Philoſophie aufgeprägt hat und mit zunehmendem Alter der Gefahr in Pedanterie auszulaufen nicht entging. Nach dieſer Vorbildung bezog er 1740 die Univerſität ſeiner Vaterſtadt. Der anfänglichen Abſicht, ſich der Theologie zu widmen, wurde er durch die wachſende Vorliebe für philoſophiſche und mathematiſch-phyſikaliſche Studien entfremdet; in letzteren war der Profeſſor Teske, in erſteren Mart. Knutzen ſein Lehrer, ein Wolffianer, welcher in dem an ſich unbedeutenden Schulſtreite über die präſtabilirte Harmonie ſich hervorgethan hatte.[2]) Nach Abſchluß der Univerſitätsſtudien war Kant in den Jahren 1746—1755 als Hauslehrer in verſchiedenen Familien, zuletzt bei dem Grafen Kayſerlink-Rautenburg thätig. Seine wiſſenſchaftliche Thätigkeit war damals hauptſächlich auf naturphiloſophiſche Probleme gerichtet. Seine erſte Schrift „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte" (Königsberg 1747) behandelt die zwiſchen Carteſianern und Leibnizianern obſchwebende Frage, ob die lebendigen Kräfte der einfachen Geſchwindigkeit oder dem Quadrat derſelben proportional ſeien, und ſucht ſie durch einige Unterſcheidungen zu löſen, welche zwar für die heutige Mechanik keinen Werth mehr haben, aber die kritiſche Tendenz des Verfaſſers bereits klar erkennen laſſen. Aus ſeinen weiteren Studien wuchs dann am Schluß ſeiner Hauslehrerzeit die „Allgemeine Naturgeſchichte und Theorie des Himmels" hervor (Königsberg und Leipzig 1755; anonym erſchienen und Friedrich dem Großen gewidmet), ein Werk, welches ihm eine Stelle unter den erſten Naturforſchern und einen wichtigen Platz in der Geſchichte der menſchlichen Weltanſicht ſichert.[3]) Daſſelbe entwickelt zuerſt diejenige Hypotheſe, welche in der heutigen Aſtrophyſik, wenn auch mit einigen Modificationen, allgemein anerkannt wird, die Hypotheſe einer Entſtehung des Planetenſyſtems aus einem rotirenden Gasball. Für Kant knüpfen ſich daran Betrachtungen, welche im Sinne des phyſikotheologiſchen Beweiſes für das Daſein Gottes die Hand des Schöpfers gerade darin erkennen, daß die Materie, nur ihren Geſetzen folgend, das harmoniſche Syſtem des Planetenlaufes hat erzeugen müſſen.

Auch nachdem er ſich 1755 in der philoſophiſchen Facultät der heimatlichen Univerſität habilitirt hatte, blieb Kant zunächſt der naturphiloſophiſchen Richtung getreu. Seine Promotionsſchrift (Meditationum quarundam de igne succincta delineatio, Königsberg 1755) hatte eine Hypotheſe über die imponderable Materie entwickelt; im folgenden Jahre vertheidigte er eine naturphiloſophiſche Abhandlung (Metaphysicae cum geometria iunctae usus in philosophia naturali, cuius specimen primum continet Monadologiam physicam), welche die Stellung der (Leibniz-Wolff'ſchen) Metaphyſik und der Mathematik zu den Problemen des Raums und der Bewegung behandelte; 1758 gab er einen „Neuen Lehrbegriff der Bewegung und Ruhe," der hauptſächlich auf der Relativität aller erfahrungsmäßigen Bewegnngen beruhte. Daneben laufen einzelne naturwiſſenſchaftliche Unterſuchungen und Gelegenheitsſchriften (wie diejenigen über das Erdbeben von Liſſabon, 1755, u. a.) einher, und ähnliche Arbeiten ziehen ſich auch durch die ſpäteren Jahrzehnte von Kant's literariſcher Thätigkeit hindurch.[4]) Vor allem aber bekundet ſich dies naturwiſſenſchaftliche Intereſſe Kant's durch ſeine Vorliebe für die „phyſiſche Geographie", mit deren Vortrag er früh die Wirkung ſeiner Lehrthätigkeit über die Univerſität hinaus erweiterte. Obwol er ſeine Vaterſtadt und deren nächſte Umgebung nie verließ, ſo wußte er doch Männer aller Stände durch ſeine anſchaulichen Schilderungen von Land und Leuten zu feſſeln, und indem er durch die genaue Aufmerkſamkeit, welche er auf die mannichfachen Beziehungen zwiſchen der phyſiſchen Natur der Länder und dem Charakter ihrer Bewohner richtete, den Auffaſſungen der neueren geographiſchen Wiſſenſchaft vorarbeitete[5]), wußte er in dieſen Vorträgen ſeine ganze reiche Welt- und Menſchenkenntniß zur Geltung zu bringen. Mit der Zeit erweiterte ſich der pſychologiſche Theil dabei ſo, daß Kant ihn unter dem Namen der „Anthropologie in pragmatiſcher Hinſicht" als eigene Vorleſung abzweigte.[6]) Außer der eifrigen Lektüre von

ſichten aus Kant's Leben (Königsberg 1805); Fr. W. Schubert, J. Kant's Biographie, Bd. XI von Kant's Werken herausgegeben von Roſenkranz und Schubert (Leipzig 1842); K. Fiſcher, Kant's Leben und die Grundlagen ſeiner Lehre (Manheim 1860) und Geſchichte der neueren Philoſophie, Bd. III, 3. Aufl. (München 1882).

2) Vgl. B. Erdmann, M. Knutzen und ſeine Zeit (Leipzig 1876).

3) Die Bedeutung dieſes Buches, deſſen literariſches Geſchick ſehr unglücklich war, iſt erſt ſpät erkannt worden, nachdem Humboldt, Schopenhauer, Helmholtz u. A. auf Kant's Priorität aufmerkſam gemacht haben. Seitdem bezeichnet man jene Hypotheſe als die Kant-Laplace'ſche. Kant nnd Laplace, der ſie erſt 1796 in der Exposition du système du monde ausſprach, ſind jedenfalls unabhängig voneinander darauf gekommen; aber der Umſtand, daß ſie beide von weſentlich gleichen Argumenten ausgehen, macht es (vgl. Liebmann, Zur Analyſis der Wirklichkeit, 2. Aufl. S. 369 fg.) wahrſcheinlich, daß ſie beide einer Anregung Buffon's folgten, die ihrerſeits wieder auf Newton zurückweiſt. Daſſelbe gilt vielleicht von Lambert's Kosmologiſchen Briefen, welche 1761, ohne Kenntniß des Kantiſchen Buches, eine ſehr nahe verwandte Hypotheſe aufſtellten.

4) Dieſe Arbeiten ſind in alle Sammlungen der Kantiſchen Werke aufgenommen. Eine kurze Inhaltsangabe der einzelnen findet man in der Ueberſicht von Ueberweg, Grundriß der Geſchichte der Philoſophie III (Fünfte Aufl. 1880), S. 179 fg.; vgl. außerdem G. Thiele, Die Philoſophie J. Kant's, 1. Bd. 1. Abth.: Kant's vorkritiſche Naturphiloſophie (Halle 1882). 5) Vgl. O. Peſchel, Geſchichte der Erdkunde in Deutſchland S. 687 fg., nnd K. Dietrich, Kant's Auffaſſung der Geographie (Crimmitſchau 1875). 6) Vgl. B. Erdmann, Reflexionen Kant's I, 1, S. 37 fg. Beide Vorleſungen, noch bei Kant's Lebzeiten herausgegeben, liegen in ſeinen Geſ. Werken vor.

Digitized by Google

Reiſebeſchreibungen und ſittengeſchichtlichen Erzählungen verwendete er dazu die eigene ſcharfe und umfaſſende Beobachtung geſelliger Zuſtände. In den erſten Jahren ſeiner Docentur war Kant durchaus nicht der einſam grübelnde Gelehrte, ſondern bewegte ſich gern und frei in mannichfachen Kreiſen, in denen ſeine geſelligen Talente, ſeine Erzählergabe, ſein Witz und Humor hoch geſchätzt wurden.[7]) Er ſtand mit offenem Sinn mitten in der lebendigen Welt, und als liebenswürdige literariſche Denkmale dieſer Zeit ſind die Geiſt und Witz ſprühenden Eſſays „Verſuch über die Krankheiten des Kopfes" (Königsberger gelehrte und pol. Zeitungen, 1764) und „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" (Königsberg 1764) erhalten. Später, als ſich Kant, unverheirathet und im Gefühl ſeiner großen Lebensaufgabe, mehr aus der Geſelligkeit zurückzog, hielt er um ſo mehr an der Freundſchaft mit bewährten Männern feſt, die er gern aus andern Lebensſphären wählte. Die geiſtig bedeutendſten aus ſeinem Umgange waren Hippel und Hamann; von ſeinen Collegen ſchätzte er den Mathematiker (Hofprediger) Joh. Schultz und den Kameraliſten Kraus.

Dieſe Verhältniſſe beweiſen, wie Kant's geiſtiges Leben ſich mit ſeinen Intereſſen durchaus nicht von Anbeginn auf den Höhen abſtracter Speculation, ſondern, wie er ſelbſt geſagt hat, in dem fruchtbaren βάθος der Erfahrung[8]) bewegte. Aus dem Reichthum und der Sicherheit des empiriſchen Wiſſens haben ſich ihm die Probleme der Philoſophie ergeben, und der Entwickelungsgang, durch welchen er zu ſeiner eigenen Lehre gelangt iſt, war der, daß die landläufige Metaphyſik des Wolff'ſchen Syſtems, in der auch er aufgewachſen war, unter dem Einfluß der Naturwiſſenſchaft und der Menſchenkenntniß ihm allmählich zerbröckelte. Darin hauptſächlich beſtand die Einwirkung, welche einerſeits Newton, andererſeits Rouſſeau auf Kant gehabt haben[9]), jener auf dem Gebiete der theoretiſchen, dieſer auf demjenigen der praktiſchen Philoſophie. Zwar war Kant niemals ein ſchulmäßiger Wolffianer; bereits ſeine Habilitationsſchrift (Principiorum primorum cognitionis metaphysicae nova dilucidatio, Königsberg 1755), obwol im allgemeinen eine Reproduction der ontologiſchen Principien von Leibniz und Wolff, zeigt doch überall eine durch die Kritik von Cruſius angeregte ſelbſtändige Auffaſſung der Probleme. Aber Kant's Emancipation von dem Ontologismus der früheren deutſchen Philoſophie beginnt mit der ſchon in der „phyſiſchen Monadologie" ſich geltend machenden Einſicht in die Unverträglichkeit der Wolff'ſchen Principien mit der ſelbſtändigen Gewißheit der Mathematik und der durch ſie bedingten theoretiſchen Naturwiſſenſchaft; von dieſem archimediſchen Punkte aus hebt er nachgerade die geſammte Methode aus den Angeln, welche mit lediglich logiſchen Formeln eine Erkenntniß der wirklichen Welt zu gewinnen meinte. Dieſem ſterilen Schematismus erklärte Kant durch das Schriftchen über „die falſche Spitzfindigkeit der vier ſyllogiſtiſchen Figuren" (Königsberg 1762) in einer an Sanchez, Bacon und Descartes erinnernden Weiſe den Krieg; ihm zog er den Boden unter den Füßen fort, wenn er in dem „Einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonſtration des Daſeins Gottes" und in dem „Verſuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen" (beide Königsberg 1763) den Beweis lieferte, daß weder die Exiſtenz noch das cauſale Verhältniß in rein logiſcher Weiſe erkennbar ſeien; von jener „geometriſchen Methode" der rationaliſtiſchen Philoſophie befreite er ſich definitiv, indem er in der „Unterſuchung über die Deutlichkeit der Grundſätze der natürlichen Theologie und Moral" (einer mit dem Acceſſit anerkannten Preisſchrift der Berliner Akademie, welche mit Mendelsſohn's gekrönter Schrift „über die Evidenz in metaphyſiſchen Wiſſenſchaften" Berlin 1764 gedruckt wurde) Mathematik und Philoſophie als zwei hinſichtlich der Methode, der Ausgangspunkte und der Aufgaben völlig einander gegenüberſtehende Wiſſenſchaften bezeichnete. Für die Mathematik nahm er den anſchaulich conſtructiven Charakter[10]) und die ſynthetiſche Methode, für die Philoſophie die logiſche Analyſis der Thatſachen in Anſpruch.[11])

Mit dieſer Ueberwindung des ſchulmäßigen Rationalismus ging bei Kant eine wachſende Hinneigung zu dem entgegengeſetzten Lager der zeitgenöſſiſchen Philoſophie, dem von den Engländern und Franzoſen vertretenen Empirismus Hand in Hand.[12]) Der ſenſualiſtiſchen und poſitiviſtiſchen Tendenz jedoch, in welche dieſe Richtung gerathen und welche conſequenterweiſe bei Dav. Hume in vollen Skepticismus umgeſchlagen war, iſt Kant deshalb nie beigetreten, weil er von der Aufgabe der menſchlichen Wiſſenſchaft, Thatſachen nicht nur zu ſammeln,

7) Vgl. E. Arnoldt, Kant's Jugend und die fünf erſten Jahre u. ſ. w. (Königsberg 1881). 8) Im Anfang der Prolegomena. 9) Ueber Kant's Verhältniß zu beiden haben wir Specialarbeiten von K. Dietrich, Kant und Newton (Tübingen 1877), Kant und Rouſſeau (Tübingen 1878).

10) Kant's Verdienſt, den anſchaulichen Charakter der Mathematik gegenüber der falſchen Anſicht, welche hinſichtlich derſelben die früheren Philoſophen der verſchiedenſten Richtungen gleichmäßig hegten, erkannt zu haben, iſt vortrefflich auseinandergeſetzt bei P. Kannegießer, Dogmatismus und Skepticismus (Elberfeld 1877). Vielfach betont daſſelbe auch Schopenhauer. 11) Aehnlich bezeichnete er die Methode der Philoſophie als „zetetiſch" in der „Nachricht von der Einrichtung ſeiner Vorleſungen im Winterhalbjahre 1765—66". 12) In welchem Grade die Bekanntſchaft mit dieſer Literatur für die Abwendung Kant's von der rationaliſtiſchen Metaphyſik entſcheidend geweſen, und zu welchen Zeitpunkten eine eventuelle Einwirkung von Locke, Hume und den ſchottiſchen Philoſophen eingetreten iſt, gehört zu den vielen ſtreitigen Punkten in Kant's philoſophiſcher Entwickelung, welche in der obigen, räumlich beſchränkten Darſtellung nur geſtreift werden können. Aus der reichhaltigen Literatur über dieſe und die im Folgenden berührten Fragen ſind hervorzuheben: Kuno Fiſcher, Geſchichte der neueren Philoſophie, Bd. III, 1. Buch, Kap. 4 und 5 (2. Aufl. S. 171 fg.); Fr. Paulſen, Verſuch einer Entwickelungsgeſchichte der Kantiſchen Erkenntnißtheorie (Leipzig 1875); A. Riehl, Der philoſophiſche Kriticismus und ſeine Bedeutung für die poſitive Wiſſenſchaft Bd. I (Leipzig 1876); B. Erdmann, Kant's Kriticismus in der erſten und in der zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft (Leipzig 1878); J. Volkelt, J. Kant's Erkenntnißtheorie nach ihren Grundprincipien analyſirt (Leipzig 1879); W. Windelband, Geſchichte der neueren Philoſophie, Bd. II (Leipzig 1880), §. 58, S. 15 fg.

Digitized by Google

ſondern begreifend zu verarbeiten, felſenfeſt überzeugt und weil er nie in ſeinem Leben ſeicht genug war, um zu meinen, daß dieſe Aufgabe durch das bloße Zuſammenkommen von Thatſachen und ohne Anwendung urſprünglicher Functionen der menſchlichen Intelligenz zu löſen ſei. In dieſem Sinne mühte er ſich, wie ſeine Correſpondenz mit Lambert beweiſt, ab, „die Methode der Metaphyſik zu verbeſſern", und in dieſem Sinne hat man recht, von einer „rationaliſtiſchen Grundanſicht" bei ihm zu ſprechen. Perſönlich wurzelte dieſelbe bei Kant in der Meinung, daß die Metaphyſik als die alle menſchliche Erkenntniß der Wirklichkeit abſchließende Weltanſchauung dazu berufen ſei, auf wiſſenſchaftlichem Wege diejenigen Ueberzeugungen zu ſichern, welche er für die unerlaßlichen Grundlagen des ethiſch-religiöſen Lebens hielt. Je mehr er nun aber mit der Hinneigung zum Empirismus an der Fähigkeit der metaphyſiſchen Erkenntniß, den Umkreis der ſinnlichen Erfahrung zu überſchreiten, irre werden mußte, um ſo ſympathiſcher berührten ihn ſolche Schriften, welche die ſittliche und religiöſe Ueberzeugung aus den Wirren des metaphyſiſchen Schulgezänkes herausheben und ſelbſtändig auf das urſprüngliche Bewußtſein der menſchlichen Vernunft und auf die Stimmen des Gewiſſens und des Gefühls gründen wollten. So wirkte auf ihn Voltaire, beſonders durch ſeinen „Candide", ſo wirkte vor allen Rouſſeau. Auf dieſe Weiſe gerieth Kant zwiſchen ſeinen Bemühungen um die Reform der Metaphyſik und der Anſicht von ihrer Unzulänglichkeit und eventuellen Schädlichkeit hinſichtlich der Fragen des überſinnlichen Lebens in eine getheilte Stimmung, und dieſer machte er gewaltſam Luft, als ſich eine Gelegenheit dazu in der Svedenborg'ſchen Geiſterſeherei, einer damaligen Modeform der ſpiritiſtiſchen Gelüſte, fand. Er ſchrieb ſein witziges Büchlein „Träume eines Geiſterſehers, erläutert durch Träume der Metaphyſik" (anonym Königsberg 1766), um durch eine Paralleliſirung der Arcana coelestia Svedenborg's und der metaphyſiſchen Speculationen zu zeigen, wie das menſchliche Denken, ſobald es nach irgendeiner Richtung den Boden der Erfahrung zu überſteigen ſucht, ſich in „luſtige Hirngeſpinſte" verlieren muß.[13]) Er bezeichnet hier mit Hume als die einzige Aufgabe der Metaphyſik die Feſtſtellung der Grenzen der menſchlichen Erkenntniß. Die Anſichten von der überſinnlichen Welt werden aus dem Gebiete der Wiſſenſchaft verwieſen und der praktiſchen Ueberzeugung anheimgegeben.

Indem nun Kant, nachdem dieſe Trennung des Theoretiſchen und des Praktiſchen ſich in ihm vollzogen hatte, ſich mit der Methode der Metaphyſik als Erkenntnißtheorie beſchäftigte, wurde er mächtig von dem eben erſchienenen Hauptwerke von Leibniz, den Nouveaux essais sur l'entendement humain, ergriffen.[14]) Er mußte ſogleich einſehen, wie weit der logiſche Formalismus der Wolff'ſchen Schule von dem unerkannten Tiefſinn des großen Urhebers der deutſchen Philoſophie abgeirrt war, und er vertiefte ſich völlig in deſſen Anſchauungsweiſe, wonach der Urſprung aller derjenigen Begriffe und Sätze, mit denen alle Verarbeitung des Erfahrungsmaterials geſchieht, obwol ſie ſelbſt niemals durch Erfahrung begründet werden können, in den Functionen der menſchlichen Vernunft zu ſuchen iſt, welche zwar in der pſychologiſchen Entwickelung nie anders als an den beſonderen Acten der Erfahrung zum Bewußtſein kommen, aber aus dieſer ſelbſt weder erklärt noch begründet werden können. Dieſe antipoſitiviſtiſche Ueberzeugung iſt der Lebensnerv der deutſchen Philoſophie, und daß Kant ſie mit der größten Allſeitigkeit und Conſequenz zur Ausführung gebracht hat, das macht ihn zu unſerm größten Philoſophen.

Die erſte Folge dieſer entſcheidenden Wendung war für Kant die Nothwendigkeit, mit den Leibniz'ſchen Principien ſeine, von allen bisherigen Philoſophen und auch von Leibniz ſelbſt abweichende Anſicht von dem wiſſenſchaftlichen Charakter der Mathematik und der mathematiſchen Naturwiſſenſchaft in Einklang zu bringen; ſie war um ſo dringender, als Kant mehr und mehr — in Uebereinſtimmung mit Euler — ſich davon überzeugt hatte, daß nicht, wie er es früher in der „Phyſiſchen Monadologie" nach Leibniz gethan hatte, der Raum aus dem Weſen der Körper, ſondern umgekehrt die Möglichkeit der Körper aus dem abſoluten (Newton'ſchen) Raum abgeleitet werden müſſe, und als er an der rein anſchaulichen Erkenntniß des Raumes und ſeiner Verhältniſſe feſthielt. Beides ſprach er in dem Schriftchen „Von dem erſten Grunde des Unterſchiedes der Gegenden im Raume" (Königsberg 1768) aus. Das Dilemma, in das er ſo gerathen war, löſte ſich ihm im folgenden Jahre, und dieſe Löſung legte er in der Inauguraldiſſertation nieder, mit welcher er 1770 die ordentliche Profeſſur an der Königsberger Univerſität antrat: De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis. Er acceptirte darin den Grundgedanken der Leibniz'ſchen Lehre, daß

---

13) Der Verſuch von Tafel (Supplement zu Kant's Biographie, Stuttgart 1845), die vernichtende Kraft dieſer Satire abzuſchwächen und Kant gar hinterher zum Svedenborgianer zu machen, iſt von Kuno Fiſcher, a. a. O. III (1. Aufl. S. 223 fg.), gebührend zurückgewieſen worden. Vgl. auch R. Zimmermann, Kant und der Spiritismus (Wien 1879). 14) Auf die Bedeutung dieſes Werkes für Kant's philoſophiſche Entwickelung hat, nachdem Paulſen (a. a. O. S. 145) daran geſtreift, zuerſt Windelband (Ueber die verſchiedenen Phaſen der Kantiſchen Lehre vom Ding-an-ſich, Vierteljahrsſchrift für wiſſenſchaftliche Philoſophie I, 231 fg.) aufmerkſam gemacht. Vaihinger (Commentar zur Kritik der reinen Vernunft I, 48) erkennt ſie gleichfalls an und hat eine ausführlichere Darſtellung derſelben in Ausſicht geſtellt. Daß der Kantiſche Apriorismus in directen Zuſammenhang mit der Leibniz'ſchen Lehre von dem virtuellen Angeborenſein der Ideen zu ſetzen ſei, hat ſchon G. E. Schulze (Aeneſidemus) in ſeiner „Kritik der theoretiſchen Philoſophie" II (Hamburg 1801) S. 126 fg. gezeigt, und Kant ſelbſt, der in der Kritik der reinen Vernunft mehr ſeinen Gegenſatz gegen die Leibniz-Wolff'ſche Metaphyſik im Auge gehabt hatte, ſprach ſich 1790 am Schluſſe der Streitſchrift gegen Eberhard („Ueber eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden ſoll") dahin aus: „So möchte denn wol die Kritik der reinen Vernunft die eigentliche Apologie für Leibniz ſelbſt wider ſeine, ihn mit nicht ehrenden (?endenden?) Lobſprüchen erhebenden Anhänger ſein." Vgl.

aus den reinen Begriffen als den Functionsformen des Verſtandes eine Erkenntniß der abſoluten Wirklichkeit ſich ergebe, und er führte die Conformität derſelben mit dem Weſen der Dinge auf ihren gemeinſamen Grund in der Gottheit auf eine Weiſe zurück, von der er ſelbſt ſagte, daß ſie der Malebranche'ſchen Lehre ſehr nahe ſtände: aber als Ergänzung fügte er ſeine eigene Lehre hinzu, daß ebenſo wie der Verſtand auch die Sinnlichkeit ihre urſprünglichen Functionsformen, nämlich die Syntheſe in Raum und Zeit, habe und daß dieſen eine analog aprioriſche Geltung für das Gebiet ihrer Anwendung, die ſinnliche Erfahrung, zukomme. Die Vorausſetzung dafür war, daß Kant, im ſcharfen Gegenſatze zu der Leibniz-Wolff'ſchen Pſychologie und Erkenntnißtheorie, Sinnlichkeit und Verſtand als zwei vollkommen verſchiedene und unabhängig einander gegenüberſtehende Erkenntnißquellen auffaßte (a. a. O. §. 3 fg.); die Conſequenz davon aber war die, daß er in Correſpondenz zu dieſen beiden Erkenntnißarten auch zwei verſchiedene Erkenntnißobjecte annahm: die Welt der Erſcheinungen für die Sinnlichkeit, die Welt der Dinge an ſich oder Noumena für den Verſtand. Für jene gilt die Mathematik, für dieſe die Metaphyſik als die aprioriſche Wiſſenſchaft, welche aus der Reflexion auf die Functionen hier der Sinnlichkeit, dort des Verſtandes erwächſt. Die Phänomenalität von Raum und Zeit und der in ihnen beſchloſſenen Sinnenwelt erſcheint als die nothwendige Conſequenz der Vorausſetzungen, unter denen Kant die Apriorität der Mathematik als der Wiſſenſchaft von den reinen Formen der Sinnlichkeit in Analogie zu der Leibniz'ſchen Apriorität der Metaphyſik als der Wiſſenſchaft von den reinen Formen des Verſtandes hatte nachweiſen können.

Die platoniſirende[15]) Weltanſchauung, welche die Inauguraldiſſertation vortrug, hatte jedoch, wie gelegentlich (ib. §. 9) zum Vorſchein kommt, für Kant nicht nur theoretiſchen Werth; ſie ſtimmte zugleich am beſten mit der ſittlichen Lebensauffaſſung zuſammen, welche ſich mit den vorrückenden Jahren in ihm befeſtigt hatte, daß alles ethiſche Leben in der Ueberwindung der ſinnlichen durch die ſittlichen Triebfedern beſtände[16]), und der Verfaſſer der Inauguraldiſſertation hat zweifellos wieder gehofft, daß die darin angebahnte Metaphyſik eine die ethiſch-religiöſen Ueberzeugungen wiſſenſchaftlich gewährleiſtende Erkenntniß geben werde. Das Syſtem aber, deſſen Grundriß in dieſer Schrift ſo klar gezeichnet iſt, wurde niemals ausgeführt; denn der Verſuch dazu[17]) brachte Ueberlegungen mit ſich, welche daſſelbe wieder über den Haufen warfen[18]) und mit ihren zahlloſen Schwierigkeiten den Denker während des Jahrzehnts von 1770—1780 beſchäftigt haben. Der Gegenſatz, welchen Kant nunmehr im Anſchluß an Leibniz zwiſchen Dingen an ſich und Erſcheinungen (Noumena und Phänomena) ſtatuirt hatte, führte auf eine fundamentale Unterſuchung des Verhältniſſes, welches überhaupt zwiſchen dem menſchlichen Denken und ſeinen „Gegenſtänden" obwaltet, und bei dieſem Hinabſteigen in die äußerſten Tiefen der menſchlichen Erkenntniß ergab ſich, daß auch den Formen des Denkens, ebenſo wie in der Inauguraldiſſertation nur denjenigen der ſinnlichen Anſchauung, kein anderer, als der ſubjective und phänomenaliſtiſche Werth zugeſprochen werden dürfe, — daß die Formen des Denkens einen Erkenntnißwerth nur ſo weit beſitzen, als ſie zur Verarbeitung des ſinnlichen Materials verwendet werden, — daß ſomit auch die Verſtandeserkenntniß auf den mundus sensibilis beſchränkt iſt. Mit dieſer Einſicht aber verband ſich bei Kant die Rückkehr zu jener früheren Ueberzeugung, daß die überſinnliche Welt ein Object nicht der Erkenntniß, ſondern des ethiſch-religiöſen Glaubens ſei, und damit war der Standpunkt der kritiſchen Philoſophie gewonnen, welche die „Kritik der reinen Vernunft" (Riga 1781) verkündete.

Der Langſamkeit der Entſtehung von Kant's neuer Lehre entſpricht die Langſamkeit in der Geſtaltung ſeiner äußeren Verhältniſſe. Auf eine funfzehnjährige Lehrthätigkeit ſah er zurück, als er 1770 die ordentliche Profeſſur der Logik und Metaphyſik an der Königsberger Univerſität erhielt. Gleichzeitig lehnte er Berufungen nach Jena und Erlangen ab, und ebenſo 1778 einen Ruf nach Halle. Er blieb bis an ſein Ende in der beſcheidenen Stellung an der heimiſchen Univerſität, deren Rectorat er zweimal bekleidete. Die Geſchichte ſeines Lebens iſt diejenige ſeiner Gedanken. Er lebte nicht dem Glanz und nicht der Luſt, er lebte ſeiner Pflicht und ſeiner Aufgabe. Die bewußte Grundſätzlichkeit ſeiner Lebenseinrichtung und Zeiteintheilung ermöglichte es ihm, die Rieſenarbeit ſeiner philoſophiſchen Werke und die gewiſſenhafte Erfüllung ſeiner akademiſchen Pflichten mit ſeiner einfach behaglichen Geſelligkeit zu verbinden. Als Lehrer verachtete er die geiſtloſe Mittheilung fertiger Reſultate; er ließ den Zuhörer den Proceß der wiſſenſchaftlichen Arbeit ſelbſt mitmachen und lehrte ihn philoſophiren. Im praktiſchen Leben von ſtrengſter Rechtlichkeit und Zuverläſſigkeit, bietet er mit der großartigen Conſequenz und dem eiſernen Feſthalten an dem hohen Lebensziel das ehrwürdige Bild eines Charakters dar[19]), zu dem die Vaterſtadt und bald das geſammte

---

auch Kant's Werke (Hartenſtein) III, 359 fg. die Stelle über die „urſprüngliche Erwerbung" der Anſchauungen und Kategorien.

15) Die Analogie zu Platon beſteht nicht nur in dem ſehr verwandten Reſultate, ſondern in dem höchſt intereſſanten Parallelismus zwiſchen dieſer Entſtehung von Kant's Inauguraldiſſertation und der Geneſis der Ideenlehre, welche ſich aus dem Bedürfniß ergab, für die Begriffe und die Wahrnehmungen zwei verſchiedene „objective" Welten anzunehmen. 16) Doch geht es nicht an, dieſe Tendenz, wie Göring, Syſtem der kritiſchen Philoſophie (Leipzig 1875) II, 107 fg., verſucht hat, zu der weſentlich beſtimmenden in Kant's Entwickelungsgange zu machen. 17) Kant plante denſelben unter dem Titel: „Ueber die Grenzen der Sinnlichkeit und des Verſtandes."

18) Vgl. Kant's Brief an Marc. Herz vom 21. Februar 1772. Roſenkranz'ſche Ausgabe Bd. XI, 1. Abth., S. 28 fg. 19) Wenn hier und da ein Scribent durch unſaubere Verdächtigung dieſes Mannes ſich ſelbſt entehrte, ſo hat das weiter nichts zu ſagen: zu bedauern bleibt es, daß Schopenhauer (vgl. den von Roſenkranz in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe der „Kritik der reinen Vernunft", W. W. II, mitgetheilten Brief, und außerdem „Welt als Wille und Vorſtellung" 3. Aufl. Leipzig 1859, I, 515) durch eine ſeitdem längſt widerlegte Vorausſetzung von einem Widerſpruche zwiſchen Kant's Hauptwerken ſich zu dem Vorwurfe hat

deutſche Vaterland mit gleicher Bewunderung wie zu ſeiner geiſtigen Größe aufblickte.

Die letzten Lebensjahre brachten ihm trübe Erfahrungen. Die Herrſchaft einer fanatiſchen Orthodoxie, welche nach dem Tode Friedrich's des Großen unter dem Miniſterium Wöllner blühte, traf ihn theils durch die Beanſtandung ſeiner religions-philoſophiſchen Schriften, theils durch das Verbot des Vortrags ſeiner Philoſophie, welches durch einen ungnädigen Erlaß des Königs an ihn verſchärft wurde. Von den Segnungen der Regierung Friedrich Wilhelm's III. endlich, unter welcher er die Freiheit der Lehre wiedergewann, hat er nicht mehr viel genoſſen. Noch im J. 1797 ſelbſt zog er ſich von den Vorleſungen zurück, und von Jahr zu Jahr mehr zerſtörte der Marasmus des Alters ihm Leib und Seele, bis ihn der Tod am 12. Febr. 1804 erlöſte.

Sein Vermächtniß an die Nation waren die Werke, in denen er das mit der Kritik der reinen Vernunft begründete Syſtem ausführte.[20]) Das Hauptwerk ſelbſt[21]), aus einer gegenſeitigen Durchdringung mannichfacher Gedankenſtrömungen hervorgegangen und mit den tiefſten Problemen in einer ſchwerfälligen Sprache[22]) ringend, vermochte ſich durch die philoſophiſche Tagesliteratur ſeinen Weg nicht zu bahnen; es wurde misverſtanden oder unbeachtet gelaſſen. Dieſem Uebelſtand ſuchte Kant durch eine analytiſche und populärere Darſtellung ſeiner Lehre abzuhelfen in den „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphyſik, die als Wiſſenſchaft wird auftreten können" (Riga 1783).[23]) Den entſcheidenden Sieg jedoch errang die Kantiſche Philoſophie erſt durch die Entfaltung ihres ethiſchen Theils, der ihr in Reinhold, Schiller, Fichte die größten und begeiſtertſten Anhänger gewann. Dieſe wurde durch die „Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten" (Riga 1785) eingeleitet, durch die „Kritik der praktiſchen Vernunft" (Riga 1788) principiell vollendet und durch die „Metaphyſik der Sitten" (Königsberg 1797: I. Rechtslehre, II. Tugendlehre) formell abgeſchloſſen. Inzwiſchen erſchienen auch die übrigen Auszweigungen des kritiſchen Grundgedankens: „Metaphyſiſche Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft" (Riga 1786), „Kritik der Urtheilskraft" (Berlin und Libau 1790). „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (vier Abhandlungen, Königsberg 1793). Um dieſe bedeutenderen Werke gruppiren ſich eine Menge kleinere, zum Theil in Zeitſchriften erſchienene Abhandlungen, unter ihnen als wichtigſte die geſchichts-philoſophiſchen: „Idee zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht" (Berliner Monatsſchrift 1784), „Muthmaßlicher Anfang der Weltgeſchichte" (ibid. 1786), „Zum ewigen Frieden, ein philoſophiſcher Entwurf" (Königsberg 1795).[24])

Es geht aus Kant's philoſophiſcher Entwickelung hervor, daß zwiſchen den zahlreichen übrigen Intereſſen ſeines

---

hinreißen laſſen, Kant habe aus altersſchwacher Menſchenfurcht den Standpunkt des transſcendentalen Idealismus ſpäter verleugnet.

20) Wir haben vier Geſammtausgaben der Kantiſchen Werke: von Roſenkranz und Schubert (12 Bde., Leipzig 1838—42); von Hartenſtein (10 Bde., Leipzig 1838—39), beide in ſyſtematiſcher Anordnung; ſodann die andere, der chronologiſchen Reihenfolge nach geordnete Ausgabe von Hartenſtein (8 Bde., Leipzig 1867—69); endlich die zur ſyſtematiſchen Anordnung zurückkehrende von v. Kirchmann (in der „Philoſophiſchen Bibliothek", 8 Bde., Berlin 1868 fg.). Alle enthalten, außer den von Kant ſelbſt herausgegebenen Werken, mit größerer oder geringerer Vollſtändigkeit ſeine Correſpondenz und ſeine kleineren Recenſionen und Abhandlungen, von denen ſchon kurz vor oder nach ſeinem Tode autoriſirte wie nicht autoriſirte Sammlungen erſchienen waren, ferner die von ſeinen Schülern beſorgten Ausgaben von mehrern ſeiner Vorleſungen. Kleinere Ergänzungen dazu ſind gelegentlich veröffentlicht worden; in neueſter Zeit hat B. Erdmann begonnen, diejenigen handſchriftlichen Bemerkungen in Kant's Handexemplar von Baumgarten's „Metaphyſik", welche der Philoſoph zur Aufnahme in ſeine Werke nicht würdig befunden hat, unter dem Titel „Reflexionen Kant's zur kritiſchen Philoſophie" (I. Bd., 1. Heft, Leipzig 1882) abdrucken zu laſſen. Vortreffliche Ausgaben der drei großen Kritiken ſind die unter Redaction von K. Kehrbach in der Reclam'ſchen Univerſalbibliothek erſchienenen. — Die wichtigſten Werke Kant's ſind ins Engliſche, Franzöſiſche und Italieniſche, die Kritik der reinen Vernunft auch ins Lateiniſche überſetzt; vgl. Ueberweg a. a. O. S. 193. 21) Der erſten Auflage dieſes Werkes gegenüber enthält die zweite (Riga 1787), der alle folgenden nachgedruckt ſind, ſo viele Abweichungen der Darſtellung, daß ſich, ſeit Jacobi und Schopenhauer darauf hingewieſen, ſowol über den Grad der Differenz als auch über den Werthunterſchied beider ein ſehr verwickelter Streit erhoben hat, zu welchem alle bisher erwähnten und noch zu erwähnenden Darſtellungen von Kant's Lehre und Entwickelung haben Stellung nehmen müſſen. Vgl. außerdem Ueberweg, Dissertatio de priore et posteriore forma Kantianae Critices rationis purae (Berol. 1862). Die Anſichten über dieſe Streitfrage, welche mit der Geſammtauffaſſung der Kantiſchen Lehre auf das engſte zuſammenhängt, gehen noch heute weit auseinander. In den Ausgaben wird bei Roſenkranz und Kehrbach die erſte, bei Hartenſtein, von Kirchmann und in dem Specialabdruck von B. Erdmann (Leipzig 1879) die zweite Auflage zu Grunde gelegt. Einige unweſentliche „Nachträge zu Kant's Kritik der reinen Vernunft" hat B. Erdmann (Kiel 1881) aus Kant's Handexemplar ſeines Werkes herausgegeben. Das Jahr 1881 hat zur Säcularfeier des Hauptwerks eine große Menge literariſcher Huldigungen für die kritiſche Philoſophie gebracht; die wichtigſte darunter iſt der weitſchichtig angelegte „Commentar zu Kant's Kritik der reinen Vernunft" von H. Vaihinger (I. Bd. Stuttgart 1881 und 82).

22) Der Stil in Kant's Werken iſt ſehr ungleich. Die früheren Schriften zeigen eine leichte und flüſſige Form, eine bewegliche, oft anmuthige Darſtellung. Die Kritik der reinen Vernunft preßt ihren völlig neuen Gedankengehalt in eine ſchwierige und durchaus nicht conſequent feſtgehaltene Terminologie und läßt die Mühe der Gedankenarbeit in undurchſichtig geſchachtelten Perioden erkennen. In den ſpäteren Schriften waltet ruhige Klarheit und Sicherheit vor; ſie haben einen ernſten, gemeſſenen Vortrag, der ſich gelegentlich zu begeiſtertem Schwunge erhebt, meiſt jedoch in einfacher Sachlichkeit den Gegenſtand analyſirt. Dieſen Stil charakteriſirt Schopenhauer (Welt als Wille und Vorſtellung I, 507) als „glänzende Trockenheit". 23) Auf Grund einer, ſeither von E. Arnoldt (Kant's Prolegomena, nicht doppelt redigirt, Berlin 1879) widerlegten Hypotheſe, wonach der „populäre Auszug" aus der Kritik und die Replik auf die misverſtändliche Auffaſſung derſelben in der Garve-Feder'ſchen Recenſion (Göttinger Gelehrte Anz. 1782, 19. Jan.) zwei voneinander unabhängig entſtandene und von Kant in den Prolegomenen nur zuſammengeſchweißte Entwürfe ſeien, hat B. Erdmann ſich herausgenommen, in einer eigenen Ausgabe der Prolegomena (Leipzig 1878) dieſe beiden vermeintlichen Beſtandtheile des Werkes typographiſch voneinander durchgehends zu ſondern. 24) Als Nachſchlagewerke über die Kantiſche Philoſophie kann neben Mellin, Encyklopäd. Wörterbuch der Kantiſchen Philoſophie (Züllichau und Leipzig, 11 Bde., 1797—1804) auch Krug's Handwörterbuch der philoſophiſchen Wiſſenſchaften (Leipzig 1827—34) gelten.



Digitized by Google

Geiſtes das erkenntnißtheoretiſche den Mittelpunkt bildete, und dies iſt daher auch das Centrum ſeiner Philoſophie.[25]) Schon der Name des Kriticismus, den wir derſelben nach ſeiner eigenen Beſtimmung geben, deutet darauf hin: denn kritiſch heißt im Gegenſatze zum Dogmatismus und Skepticismus ihrer Methode nach diejenige Philoſophie, welche ſich mit der Möglichkeit allgemeingültiger und nothwendiger Erkenntniſſe beſchäftigt. Dieſe — und dieſe allein — bilden principiell das Object der Kantiſchen „Kritik". Er ſtellt daher als das Ideal der philoſophiſchen Erkenntniß den Begriff der ſynthetiſchen Urtheile a priori, d. h. ſolcher Urtheile auf, welche, ohne durch die Erfahrung oder durch rein logiſche Begriffsanalyſe begründbar zu ſein, auf allgemein objective und nothwendig ſubjective Geltung Anſpruch erheben (vgl. Einleitung zur Kritik der reinen Vernunft), und ſeine Philoſophie gliedert ſich[26]) nach den verſchiedenen Sphären des menſchlichen Denkens, in denen derartige Urtheile angetroffen werden. Auf dem theoretiſchen Gebiete ſind es generelle Urtheile der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß, auf dem praktiſchen Gebiete iſt es das allgemeine Willensgeſetz des ſittlichen Bewußtſeins, auf dem äſthetiſchen Gebiete ſind es allgemeingültige Betrachtungs- und Beurtheilungsweiſen. So entſprechen den drei pſychiſchen Grundfunctionen, dem Vorſtellen, Wollen und Fühlen, die theoretiſche, praktiſche, äſthetiſche Philoſophie als die Kritik der darin ſich entwickelnden aprioriſchen Thätigkeiten; deshalb bilden den Grundſtock der Kantiſchen Werke „die drei großen Kritiken": Kritik der reinen Vernunft, Kritik der praktiſchen Vernunft, Kritik der Urtheilskraft.[27])

Der Kantiſche Begriff der Apriorität iſt weder der Ariſtoteliſche der logiſchen Deducirbarkeit, noch der in der dogmatiſchen Philoſophie übliche der pſychologiſchen Priorität, ſondern der „transſcendentale" Begriff einer jedesmal an beſonderem Inhalte ſich entwickelnden, aber aus dieſem nicht zu erklärenden, deshalb aus einer urſprünglichen Functionsweiſe der menſchlichen Organiſation abzuleitenden Vernunftform, und die kritiſche Methode beſteht darin, daß überall, wo die Geltung ſynthetiſcher Urtheile a priori innerhalb der menſchlichen Weltbetrachtung behauptet wird, die Unterſuchung darauf gerichtet werden ſoll, ob die Functionsweiſen, unter deren Bedingung allein dieſer Anſpruch gerechtfertigt erſcheinen könnte, in dem wirklichen Proceſſe der menſchlichen Vorſtellungsthätigkeit ſich nachweiſen laſſen oder nicht. Das Object der kritiſchen Philoſophie alſo bilden alle jene generellen Sätze, welche als unbeweisbare Vorausſetzungen, Poſtulate, Betrachtungsweiſen unſerm geſammten Vorſtellungsleben zu Grunde liegen; die Entſcheidung über ihre Berechtigung aber hängt nach der kritiſchen Methode davon ab, ob ſie als Ausflüſſe einer urſprünglichen Function der menſchlichen Intelligenz nachgewieſen werden können, welche ſich thatſächlich in den beſonderen Aeußerungen unſers Vorſtellungslebens bethätigt. Das pſychologiſche Kriterium[28]), deſſen ſomit auch die kritiſche Methode bedarf, beſteht nicht in der Einſicht, wie die zu prüfenden Sätze in dem einzelnen Individuum oder in der hiſtoriſchen Entwickelung der Gattung zum Bewußtſein gelangen[29]), ſondern in dem Nachweiſe, daß ihre Begründung nirgends anders als in dem bleibenden Weſen unſerer geiſtigen Organiſation zu ſuchen ſei. Dieſe Methode aber involvirt ſchon gewiſſermaßen das Reſultat, daß zwar alle dieſe „Formen" mit Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit für den ganzen Umfang der menſchlichen Vorſtellungsthätigkeit gelten, die nur durch ſie zu Stande

---

25) Aus der enorm ausgebreiteten Literatur über die Kantiſche Philoſophie kann bei dem beſonderen Zwecke dieſer Darſtellung ſowol im allgemeinen als auch in den ſpäteren ſpeciellen Verweiſungen nur dasjenige erwähnt werden, was für die gegenwärtige wiſſenſchaftliche Auffaſſung des Gegenſtandes von entſchiedener Bedeutung iſt. Von der neueren Kantliteratur gibt Ueberweg's Grundriß III, 198 fg., 229 fg., 239 fg., eine Zuſammenſtellung, von der geſammten Kantliteratur Vaihinger, Commentar zur Kritik der reinen Vernunft I, 14 fg., eine ſyſtematiſche Ueberſicht. — Von den umfangreicheren Geſammtdarſtellungen der Kantiſchen Lehre ſeien erwähnt: die entſprechenden Abſchnitte in den philoſophie-geſchichtlichen Werken von Kuno Fiſcher, Geſchichte der neueren Philoſophie, Bd. III (3. Aufl. 1882) und IV (2. Aufl. 1869). J. E. Erdmann, Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Geſchichte der neueren Philoſophie, Bd. III, Abth. I (Leipzig 1848) S. 25—288. Ulrici, Geſchichte und Kritik der Principien der neueren Philoſophie (Leipzig 1845) S. 288—348. F. K. Biedermann, Die deutſche Philoſophie von Kant bis auf unſere Tage (Leipzig 1842) 1, 56—420. Fortlage, Genetiſche Geſchichte der Philoſophie ſeit Kant (Leipzig 1852) S. 21—80. Lange, Geſchichte des Materialismus II (2. Aufl., Iſerlohn 1875) S. 1—63. Zeller, Geſchichte der deutſchen Philoſophie ſeit Leibniz (München 1873) S. 400—514. Windelband, Geſchichte der neueren Philoſophie II (Leipzig 1880) S. 1—171. Degerando, Histoire comparée des systèmes de philosophie (Paris 1804) II, 167 fg. Willm, Histoire de la philosophie allemande depuis Kant jusqu'à Hégel I (Paris 1846); außerdem: Fortlage, Ueber die Kantiſche Philoſophie, in „6 philoſ. Vorträgen" (Jena 1869). E. Caird, The philosophy of Kant (London 1876). V. Couſin, Leçons sur la philosophie de Kant (4. Aufl. Paris 1864); Cantoni, Immanuele Kant (I. Bd. Turin 1879). 26) Vgl. über dieſe erſt allmählich ſich bei Kant geſtaltende ſyſtematiſche Gliederung ſeiner Philoſophie theils die Einleitung zur Kritik der Urtheilskraft, theils das für denſelben Zweck urſprünglich beſtimmte umfänglichere Fragment, welches Sig. Beck mit Kant's Autoriſation am Schluſſe des 2. Bandes ſeines „Erläuternden Auszugs aus den Schriften des Herrn Prof. Kant" (Riga 1794) veröffentlichte, und welches unter dem Titel „Ueber Philoſophie überhaupt" in die Geſ. Werke (Hartenſtein, 1. Ausg. I, 137 fg.) übergegangen iſt. Dieſe Eintheilung der kritiſchen Philoſophie beruht auf einer von Mendelsſohn, Sulzer und Tetens eingeführten Lehre der empiriſchen Pſychologie, welche ſeitdem geläufig geworden iſt. Ueber die pſychologiſchen Grundlagen von Kant's Lehre vgl. J. B. Meyer, Kant's Pſychologie (Berlin 1870).

27) Für die weiteren Citate ſind Kant's Werke in der erſten Hartenſtein'ſchen Ausgabe zu Grunde gelegt. Bei den drei großen Kritiken erlauben die Kehrbach'ſchen Ausgaben die Transpoſition der Citate in jede andere Ausgabe auf die bequemſte Weiſe. 28) Gegenüber der Meinung, als müſſe auch die Erkenntniß des a priori Gültigen a priori (in einer der früheren Bedeutungen) ſein, haben Fries (Neue Kritik der Vernunft, Heidelberg 1807. S. XXXV fg., obwol mit Misverſtändniß Kant's ſelbſt) und Herbart (Werke III, 118 fg.) die pſychologiſche Grundlage ſeiner Kritik nachgewieſen. 29) Als Typus dieſer „phyſiologiſchen Ableitung", welche aber keine „Deduction" ſei, bekämpft Kant mit Recht hauptſächlich Locke; vgl. neben vielen andern Stellen beſonders Werke II, 119 fg.

Digitized by Google

kommt, daß aber eine darüber hinausgehende Geltung derſelben zu behaupten oder zu verneinen überhaupt keinen verſtändlichen Sinn mehr hat. Dieſer Standpunkt wird von dem gemeinen Bewußtſein aus, welchem die Beziehung von Vorſtellungen auf unabhängig davon gedachte Dinge als ſelbſtverſtändlich und unerlaßlich gilt, als Phänomenalismus bezeichnet; der correcte, von Kant ſelbſt dafür eingeführte Name iſt der des transſcendentalen Idealismus (II, 675).

Kant's theoretiſche Philoſophie iſt alſo nicht Metaphyſik alten Stils, ſondern Erkenntnißtheorie, und ſie beſchäftigt ſich nicht mit der empiriſchen Erkenntniß, ſondern mit den ſynthetiſchen Urtheilen a priori (II, 36 fg., IV, 177 fg.), welche nothwendige und allgemeine Geltung beanſpruchen, ohne ſie auf Erfahrung begründen zu können.[30]) Solche Anſprüche finden ſich in drei Wiſſenſchaften: in der Mathematik, in der „reinen Naturwiſſenſchaft,“ d. h. dem Syſtem aller Grundſätze, durch welche erſt alle beſonderen Naturerkenntniſſe begründet werden, und in der Metaphyſik, d. h. der Erkenntniß des Ueberſinnlichen oder Unerfahrbaren (III, 183 fg., II, 46 fg.). Alle drei Wiſſenſchaften unterliegen daher gleichmäßig[31]) der kritiſchen Unterſuchung. Was zuerſt die Mathematik betrifft, ſo zeigt die „transſcendentale Aeſthetik“ (II, 59 fg., cf. III, 195 fg.), daß die Apodicticität ihrer auf Raum- und Zahlverhältniſſe bezüglichen Erkenntniſſe nur unter der Vorausſetzung allgemeingültiger Anſchauungsformen möglich iſt (III, 196, II, 65), daß aber ſolche wirklich in Raum und Zeit vorliegen, welche, wie es ſchon in der Inauguraldiſſertation (III, 138 fg.) geſchehen war, als nicht empiriſche, dabei nothwendige, je nur ein einziges, unendliches Object enthaltende Anſchauungen, d. h. als „Anſchauungen a priori“ nachgewieſen werden (II, 63 fg. und 69 fg.). Sie ſind die Geſetze der Anordnung der Empfindungen (III, 144), und zwar iſt der Raum die Form des äußeren, die Zeit diejenige des inneren Sinnes (II, 72). Dieſe Erklärung und Begründung der Apriorität der Mathematik ſetzt aber voraus, daß Raum und Zeit und die geſammte in ihnen enthaltene Sinnenwelt nur unſere geſetzmäßige Vorſtellungsweiſe, d. h. nur „Erſcheinung“ ſind; von einer von uns unabhängig exiſtirenden Welt könnten wir nur empiriſche Kenntniß haben, welche auf Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit keinen Anſpruch hätte; aprioriſche Einſicht gibt es nur von dem, was wir aus der geſetzmäßigen Natur unſers Intellects ſelbſt erzeugen (III, 197). Das ſo Erkannte gilt alſo für den ganzen Umfang unſerer ſinnlichen Vorſtellungswelt, aber von einer weiteren Geltung zu ſprechen, hat abſolut keinen Sinn[32]); der transſcendentalen Idealität entſpricht und iſt gleich die empiriſche Realität (II, 73 fg.).

Das gleiche Princip gilt für die „reine Naturwiſſenſchaft.“ Eine „Natur“ kann nur ſo weit a priori erkannt werden, als ſie das Product des vorſtellenden Geiſtes iſt, d. h. ihrer Vorſtellungsform nach (II, 659, III, 211); a priori ſind nur diejenigen Geſetze, welche der Verſtand nicht aus der Natur ſchöpft, ſondern ihr vorſchreibt (III, 240). Diejenige „Natur,“ für welche ſolche Geſetze gelten, kann aber nicht ein Inbegriff von Dingen an ſich, ſondern nur das Syſtem der Erſcheinungen ſein, und für dieſes Syſtem ſind ſolche Geſetze nur dann berechtigt, wenn ſich entſprechende Functionen als die ſchöpferiſchen Formen der Vorſtellungen ſelbſt nachweiſen laſſen (III, 238). Nun iſt die von uns vorgeſtellte Natur immer ein gedachter Zuſammenhang von ſinnlichen Erſcheinungen (III, 222), und Geſetze dieſes Zuſammenhanges wird es von aprioriſcher Geltung deshalb ſo viele und nur ſo viele geben, als es Verknüpfungsformen des Denkens gibt. Alles Denken iſt Verknüpfen von Vorſtellungen; ſo viele Arten dieſer Verknüpfung, ſo viele geſetzmäßige Formen des Zuſammenhanges der Erſcheinungen, d. h. ſo viele a priori geltende Naturgeſetze (II, 657). Um dieſe ſyſtematiſch darzuſtellen und zu rechtfertigen, muß alſo unterſucht werden, ob es ein Syſtem

30) Das ſchließt nicht aus, daß in einem Theile dieſer Kritik (der transſc. Analyt.) der Zweck, die generellen Urtheile der „reinen Naturwiſſenſchaft“ (die ſog. Grundſätze des reinen Verſtandes) zu rechtfertigen, ſich nur durch eine Unterſuchung erreichen läßt, in welcher die objective Nothwendigkeit der einzelnen Erfahrungsurtheile (ſynth. Urtheile a posteriori) den Angelpunkt bildet und in einer an ſich maßgebenden Weiſe behandelt wird (vgl. Cohen, Kant's Theorie der Erfahrung, Berlin 1871, der darin irrigerweiſe den Schwerpunkt der ganzen Vernunftkritik ſucht.) Dies ſehr einfache Verhältniß des Mittels zum Zweck iſt Vaihinger (Commentar zur Kritik der reinen Vernunft S. 355 fg.) entgangen: eine ſehr klare Bekräftigung deſſelben enthält gerade die von Vaihinger (ibid. S. 357) angezogene Stelle aus den von Erdmann herausgegebenen „Nachträgen“. Damit fallen alle Beſchuldigungen dahin, die vermöge dieſes Ueberſehens Vaihinger gegen Kant ſelbſt und gegen diejenigen ſeiner Interpreten richtet, welche „Kant's eigene Darſtellung einfach wiedergeben“. 31) Damit iſt es ſehr gut zu vereinigen, daß Kant perſönlich an der Berechtigung der Mathematik niemals gezweifelt, daß ſogar dieſe ſeine Ueberzeugung eines der weſentlichſten Momente ſeiner Entwickelung gebildet, und daß die Art, wie er ſich dieſelbe erklärt hatte, ihm als Wegweiſer für die geſammte kritiſche Arbeit gedient hat. Ein Richter, der die parallelen Rechtsanſprüche mehrerer Parteien zu prüfen hat, kann recht gut perſönlich von vornherein von der Gültigkeit des einen wie von der Ungültigkeit des andern überzeugt ſein; aber als Richter wird er dieſe ſeine Präſumtion vergeſſen und ein objectives Kriterium ſuchen müſſen. Es wird aber dann, wenn dieſe objective Unterſuchung ſeine Präſumtion beſtätigt hat, ihm leicht paſſiren, daß in der Formulirung des Erkenntniſſes ſeine perſönliche Vormeinung hier und da ſichtbar bleibt, — zumal, wenn er es ſo ſchnell niederſchreibt, wie Kant bekanntlich das ſeinige. Dies dürfte die nächſtliegende Löſung der Streitfrage über das Problem und die Vorausſetzungen des kritiſchen Verfahrens ſein, mit der ſich Vaihinger, Commentar S. 385 fg., herumſchlägt; von den beiden dort einander gegenübergeſtellten Anſichten gilt die eine für Kant's perſönliche Entwickelung, die andere für ſein kritiſches Syſtem.

32) Der bekannte Einwurf, es ſei hier von Kant „überſehen“, daß möglicherweiſe Raum und Zeit ſowol ſubjective Formen als auch reale Verhältniſſe ſeien und beide miteinander „übereinſtimmten“, enthält ein totales Misverſtändniß der ganzen Kantiſchen Lehre. Vgl. darüber den Trendelenburg-Fiſcher'ſchen Streit, hauptſächlich: Trendelenburg „Hiſtoriſche Beiträge“ (Leipzig 1867) III, 215 fg., und „Kuno Fiſcher und ſein Kant“ (Leipzig 1869), welches Pamphlet durch Kuno Fiſcher's „Anti-Trendelenburg“ (Jena 1870) in gebührender Weiſe zurückgeſchlagen wurde. Weitere Literatur darüber vgl. Ueberweg, Grundriß III, 199.

Digitized by Google

ſolcher Verknüpfungsformen gibt, und ob dieſelben zu den aprioriſchen Grundlagen unſerer Vorſtellung von ſinnlichen Gegenſtänden ebenſo gehören wie Raum und Zeit. Während die formale Logik[33]) es mit den Regeln für die correcte Verarbeitung gegebener Vorſtellungen zu thun hat, ohne ſich um den Erkenntnißwerth der letzteren zu kümmern, unterſucht die „transſcendentale Logik" (vgl. über den Unterſchied beider II, 79 fg.) die viel einfacheren und tieferen Verknüpfungsformen, durch welche die ſinnlichen Vorſtellungselemente in objectiver, d. h. nothwendiger und allgemeingültiger Weiſe aufeinander bezogen werden, um dann ſchon als fertige Bauſteine von dem verarbeitenden Denken benutzt werden zu können. Dieſe Formen nennt Kant Kategorien (ſ. auch daſelbſt); ſie enthalten, gegenüber der Mannichfaltigkeit individueller Aſſociationen, diejenigen Verknüpfungsweiſen der Elemente, welche auf Allgemeinheit und Nothwendigkeit Anſpruch haben; durch ſie verwandelt ſich alſo das (ſubjective) Wahrnehmungsurtheil in ein (objectives) Erfahrungsurtheil (III, 215 fg.); ſie erſt erzeugen aus den ſinnlichen Empfindungen die Gegenſtände (II, 123 fg.), mit denen ſich dann weiterhin das Denken nach den Regeln der formalen Logik zu beſchäftigen hat. Die „transſcendentale Deduction der reinen Verſtandesbegriffe," welche in Verbindung mit dem Abſchnitte über den „Schematismus der reinen Verſtandesbegriffe" (II, 157 fg.) dieſen Nachweis liefert, bildet den tiefſten, aber auch ſchwierigſten Theil der Kantiſchen Lehre. Der Kern davon iſt der, daß gezeigt wird, es erlange die räumlich-zeitliche Syntheſe der Empfindungen erſt dadurch den Charakter der Gegenſtändlichkeit, daß ſie nach einer durch einen Begriff beſtimmten Regel zu Stande kommt. Gehören ſo die Kategorien[34]) zu den unbewußt wirkenden Factoren der Vorſtellungsinhalte, welche wir als Erfahrungsgegenſtände bezeichnen, ſo iſt damit erwieſen, daß ſie und das aus ihnen ſich ergebende Syſtem der Grundſätze (II, 165 fg.) aprioriſche Geltung für alle Erfahrung beſitzen.

Aus der Anwendung dieſer Grundſätze auf den empiriſchen Grundbegriff der Bewegung (VIII, 452) ergibt ſich alsdann die Kantiſche Naturphiloſophie. Die vermittelnde Bedingung jedoch dafür ſind die mathematiſchen Geſetze der Raum- und Zeitformen; daher geht die aprioriſche Erkenntniß der Erfahrung nur ſo weit, als die Inhaltsbeſtimmungen derſelben vermöge ihrer räumlich-zeitlichen Meßbarkeit die Anwendung der Mathematik geſtatten (VIII, 444 fg.), und damit iſt die Naturphiloſophie auf die Erſcheinungen des äußeren Sinnes beſchränkt; von den Erſcheinungen des Seelenlebens gibt es nur deſcriptive Empirie, keine auf allgemeine Grundgeſetze zurückführende Wiſſenſchaft (VIII, 446). Das Wichtigſte in den „metaphyſiſchen Anfangsgründen der Naturwiſſenſchaft" iſt negativ der Ausſchluß aller teleologiſchen Erklärungsverſuche für das Geſchehen in der Körperwelt (VIII, 541 fg.), poſitiv die dynamiſche Conſtitution des Begriffs der Materie als des Products zweier antagoniſtiſcher Kräfte, der Attraction und der Repulſion (VIII, 478 fg.).

Indeſſen gilt auch für die Kategorien und die aus ihnen fließenden „Grundſätze" ebenſo, wie für die mathematiſchen Geſetze, neben der empiriſchen Realität die transſcendentale Idealität. Sie ſind nur die Formen der Vergegenſtändlichung, in denen ſich die einheitliche Natur des verknüpfenden Bewußtſeins überhaupt, die „transſcendentale Apperception" oder das „reine Ich" bethätigt (II, 655 fg.), und ſie gelten nur als die nothwendigen Verknüpfungsformen für eine ſinnlich gegebene Mannichfaltigkeit von Vorſtellungselementen (II, 239). Da nun wir Menſchen keine andere Sinnlichkeit, als die unſerige, Empfindungen in Raum und Zeit anordnende, kennen, ſo iſt für uns der Gebrauch der Kategorien, d. h. unſerer geſammten Verſtandeserkenntniß, auf die Erfahrung beſchränkt (II, 243 fg.). Der Verſuch, aus dieſen für ſich allein „leeren" (II, 89) Formen eine inhaltliche „Ontologie" herauszuſpinnen, enthält ſtets, wie Kant an dem Beiſpiel der Leibniz'ſchen Monadologie zeigt, eine „Amphibolie der Reflexionsbegriffe" (II, 254 fg.), vermöge deren denſelben ebenſo unmerklich wie unrichtig eine ſinnliche Bedeutung untergeſchoben werden muß. Iſt ſo principiell die Unerkennbarkeit unerfahrbarer, überſinnlicher „Gegenſtände," da es für uns nur ſinnliche Gegenſtände gibt, erwieſen, ſo entwickelt ſich dieſe polemiſche Tendenz der kritiſchen Philoſophie in der „transſcendentalen Dialektik" zu einer vernichtenden Kritik der drei uſuellen metaphyſiſchen Wiſſenſchaften, der rationalen Pſychologie („Von den Paralogismen der reinen Vernunft" II, 660 fg. und 308 fg.), der rationalen Kosmologie („Die Antinomie der reinen Vernunft" II, 330 fg.) und der rationalen Theologie („Das Ideal der reinen Vernunft" II, 440 fg.). Mit dieſer Verwerfung geht jedoch Hand in Hand die pſychologiſche Erklärung der über die Erfahrung hinausſchwärmenden Bedürfniſſe des menſchlichen Denkens (III, 289 fg.); Kant zeigt, daß aus der Anwendung der Kategorien auf das Material der ſinnlichen Erſcheinungen vermöge des in den Anſchauungen a priori begründeten progressus in infinitum Aufgaben der Erkenntniß entſtehen, welche durch die auf die Erfahrung beſchränkte Erkenntniß nicht gelöſt werden können (II, 280 fg., III,

33) Kant's Vorleſungen über „Logik" (herausgegeben von Jäſche, Königsberg 1800) haben den Vortrag dieſer Wiſſenſchaft als einer formalen Disciplin lange beſtimmt. Vgl. J. Nathan, Kant's logiſche Anſichten und Leiſtungen (Jena 1878); M. Steckelmacher, Die formale Logik Kant's in ihren Beziehungen zur transſcendentalen (Breslau 1879).

34) Die ſyſtematiſche Aufſuchung der Kategorien iſt der ſchwächſte, von Kant leider durchgängig überſchätzte Theil ſeiner Arbeit. Nach dem Princip, daß alles objective Denken Urtheilen ſei (II, 102 fg., III, 220 und 244 fg.), muß es ſo viel Kategorien als Urtheilsformen geben; das Syſtem der Urtheilsformen aber entnimmt Kant der formalen Schullogik, indem nach den vier Geſichtspunkten der Quantität, Qualität, Relation und Modalität je eine trichotomiſche Eintheilung zu Grunde gelegt wird. Dieſer künſtliche Grundriß der Kategorienlehre wurde dann ſpäter unglücklicherweiſe zu einem ſtets wiederkehrenden Schema der Kantiſchen Unterſuchungen. Vgl. J. Jacobſon, „Ueber die Beziehungen zwiſchen Kategorien und Urtheilsformen" (Königsberg 1877).

Digitized by Google

277 fg.); er nennt dieſe Aufgaben „Ideen"[35]), und beweiſt, daß der „transſcendentale Schein" (II, 276 fg.) darin beſteht, den formal logiſchen Begriff von der Löſung einer nothwendigen, aber unlösbaren Aufgabe für die Löſung ſelbſt, d. h. für den Begriff eines Gegenſtandes zu halten, der, obwol nicht in den Sinnen gegeben, durch das reine Denken erfaßt werde (II, 304 fg., 299). Die Ideen ſind daher berechtigt als „regulative Principien" (II, 400 fg.) für die Verſtandeserkenntniß, dagegen unberechtigt, inſofern ſie „conſtitutive" Erkenntniſſe gewähren ſollen. Die Metaphyſik des Ueberſinnlichen iſt als Wiſſenſchaft ebenſo unmöglich wie als „Naturanlage" nothwendig und unvermeidlich (III, 289 fg., II, 279).

Dies Ergebniß, mit welchem die Kritik der theoretiſchen Vernunft abſchließt, hat jedoch ſeinen Grund darin, daß die menſchliche Erkenntniß zwar die durch ihr eigenes Weſen beſtimmte Grenze nicht zu überſchreiten, aber dieſe doch ſelbſt feſtzuſtellen im Stande iſt. Die anſchauliche Mannichfaltigkeit, deren die Kategorien bedürfen, um auf einen Gegenſtand bezogen werden zu können, iſt für uns nur ſinnlich gegeben; beſäßen wir die Fähigkeit, einen anſchaulichen Inhalt mit derſelben Spontaneität, welche das Weſen des Verſtandes ausmacht (III, 131 fg., II, 89), von uns aus hervorzubringen, ſo entſtänden daraus „Gegenſtände," welche von den Formen unſerer Sinnlichkeit unabhängig, alſo nicht mehr Erſcheinungen, ſondern „Dinge-an-ſich" wären (II, 244 fg.). Eine ſolche Fähigkeit, die das ſubjective Correlat zum Ding-an-ſich darſtellt (II, 271 fg.), nennt Kant einen „intuitiven Verſtand" (II, 251) oder eine „intellectuelle Anſchauung" (III, 136, II, 245, IV, 216, VII, 285 fg.)[36]); wir beſitzen ſie nicht, wir können uns auch von der Functionsweiſe derſelben keine Vorſtellung machen (II, 271 fg.), aber wir können ihre Möglichkeit ebenſo wenig leugnen, als wir Gründe haben, ihre Wirklichkeit zu bejahen (II, 248). Dieſer Begriff und damit auch ſein Correlativbegriff, derjenige des Dinges-an-ſich, iſt alſo für die theoretiſche Philoſophie völlig problematiſch (II, 250); er iſt weder zu beweiſen noch zu widerlegen[37]); er iſt nur der Grenzbegriff, durch welchen wir ausſprechen, daß möglicherweiſe alle unſere ſinnlichen Gegenſtände eben nur Erſcheinungen ſind, und daß es „hinter" denſelben eine unſerer Erkenntniß unzugängliche, nur der ſchöpferiſchen, göttlichen Anſchauung entſprechende Welt von „Dingen-an-ſich" gebe (II, 250, III, 280).

Dieſe problematiſchen Begriffe werden nun durch Kant's praktiſche Philoſophie realiſirt. Die kritiſche Methode nimmt hier eine ſehr merkwürdige Wendung. Die ſynthetiſchen Urtheile a priori nämlich, um welche es ſich hier handelt, ſtellen ſich als die Gebote des „Sollens" oder als „Imperative" (IV, 34) dar, welche das ſittliche Bewußtſein mit dem Anſpruche auf Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit an den Willen ſtellt und ſeiner Beurtheilung deſſelben zu Grunde legt. Da aber hier wie auf dem theoretiſchen Gebiete die Apriorität ſich nur auf die Form, nicht auf den Inhalt beziehen kann, ſo müſſen von der Unterſuchung alle die „hypothetiſchen Imperative" (IV, 35 fg.) ausgeſchloſſen werden, welche, unter beſtimmten empiriſchen Bedingungen, um irgendwelcher Zwecke willen eine beſtimmte Handlungsweiſe verlangen (wodurch ſowol der Eudämonismus als auch die metaphyſiſch-theologiſche Moral abgelehnt werden, vgl. IV, 68 fg.), und es bleibt als Inhalt des Sittengeſetzes der „kategoriſche Imperativ" (IV, 38 fg.) übrig, wonach der Wille nur dann als gut gelten darf, wenn er ein ſelbſtgegebenes und für allgemeingültig erachtetes Geſetz lediglich um ſeiner ſelbſt willen befolgt. Das ſittliche Bewußtſein ſetzt daher als Grund ſeiner Berechtigung die Autonomie (IV, 57) und dieſe die Freiheit des Willens (IV, 74 fg.) als ſeine Fähigkeit, ſich unabhängig von der Naturnothwendigkeit ſelbſt zu beſtimmen, voraus. Könnte nun die Berechtigung des Sittengeſetzes überhaupt in Zweifel gezogen und in einer der Kritik der reinen Vernunft analogen Weiſe entſchieden werden, ſo müßte unterſucht werden, ob die Freiheit zu den pſychologiſchen Grundlagen des wirklichen Willenslebens gehört (IV, 209); dagegen iſt aber ſchon in der Kritik der reinen Vernunft (II, 417 fg.) bewieſen, daß die Freiheit zu den Ideen gehört, deren Möglichkeit zwar die Erkenntniß bejahen, für deren Realität ſie aber keinerlei Beweis liefern kann, da umgekehrt alle Erſcheinungen des Seelenlebens, mithin auch die Proceſſe der Motivation, als Erkenntnißobjecte unter der Bedingung der Kategorien ſtehen und es ſomit für das Wiſſen nur Naturnothwendigkeit und nie Freiheit geben kann. Hier dreht ſich alſo die kritiſche Methode um, und aus der zweifellos verbindenden Geltung, mit der ſich das Sittengeſetz in uns darſtellt, wird die allgemeingültige Nothwendigkeit der Ueberzeugung von der Realität der Freiheit des Willens als der Bedingung davon deducirt (II, 73 fg. 156 fg.). Dieſe Ueberzeugung wird aber ſomit nicht als ein Object des Wiſſens bewieſen, ſondern als Gegenſtand eines vernunftnothwendigen Glaubens aufgezeigt, welcher ebenſo ſubjectiv gewiß ſein muß wie das Bewußtſein der ſittlichen Verpflichtung (IV, 266 fg.).[38]) Die Kritik der reinen Vernunft führt zu einer aprioriſchen Erkenntniß, diejenige der praktiſchen Vernunft zu einem aprioriſchen Glauben.

Da jedoch Freiheit in dem Umkreiſe der unſerer

35) Die drei Ideen „Seele, Welt, Gott" conſtruirt Kant, wie die Kategorien nach den Urtheilsformen, nach der üblichen Eintheilung der Schlüſſe in kategoriſche, hypothetiſche und disjunctive (III, 252); glücklicher iſt die Ableitung aus dem Begriffe des Unbedingten hinſichtlich 1) der inneren, 2) der äußeren Erſcheinungen, 3) der Erſcheinungen überhaupt (II, 308 fg.). 36) Der Begriff der intellectuellen Anſchauung iſt nur in negativer Beziehung der Richtbegriff der Kantiſchen Erkenntnißtheorie, nicht im poſitiven Sinne, wie es G. Thiele (Kant's intellectuelle Anſchauung, Halle 1876) darzuſtellen geſucht hat. 37) Daſſelbe gilt dann auch für die „Ideen" der Seele, der Freiheit, der Gottheit, von denen die transſcendentale Dialektik zeigt, daß ihre Leugnung wiſſenſchaftlich ebenſo unmöglich iſt wie ihr metaphyſiſcher Beweis.

38) Vgl. H. Cohen, Kant's Begründung der Ethik (Berlin 1877).

Digitized by Google

Erfahrung zugänglichen Sinnenwelt nicht anzutreffen iſt, ſo begründet dieſe Ueberzeugung zugleich den Glauben an die für die theoretiſche Vernunft problematiſche Realität einer von der Sinnenerſcheinung verſchiedenen intelligiblen Welt der Dinge an ſich, der wir als „intelligible Charaktere" (II, 423 fg., IV, 210 fg.; vgl. VI, 200 fg.) angehören. Dieſer Gedanke iſt der Höhepunkt der Kantiſchen Philoſophie, in ihm gleichen ſich alle verſchiedenen Intereſſen derſelben aus, ohne ihn iſt es abſolut unmöglich, ſie anders denn als ein zuſammenhangsloſes Aggregat von Philoſophemen zu betrachten; in dieſem Centralbegriffe der Freiheit entfaltet ſich der „Primat der praktiſchen über die theoretiſche Vernunft" (IV, 240 fg.). Von hier aus erſt iſt er berechtigt, die Welt, die Sinnenerfahrung als „Erſcheinung" eines Dinges-an-ſich zu bezeichnen, welches ſelbſt nicht Object des Wiſſens, ſondern nur des Vernunftglaubens iſt; und von hier aus entwickelt ſich andererſeits die **Metaphyſik des Ueberſinnlichen** unter Leitung des ſittlichen Vernunftglaubens, den Kant als ſichern Kompaß in dem für das Wiſſen undurchdringlichen Dunkel des Unerfahrbaren[39]) benutzt, um zwiſchen rationaliſtiſcher Unfruchtbarkeit und myſtiſcher Gefühlsphantaſtik hindurch den innerſten Zuſammenhang des Menſchenlebens mit dem Weltgeſetze aufzuſuchen. Aus dem idealen Gehalte des kategoriſchen Imperativs entwickelt er unter Hinzuziehung des empiriſchen Elements der Glückſeligkeit den Gipfelbegriff der praktiſchen Philoſophie[40]), den Begriff des „höchſten Gutes" (IV, 229 fg.), und indem er auch auf dieſen und ſeine Realiſirbarkeit den nothwendigen Vernunftglauben ausdehnt, deducirt er als Bedingungen dafür die „Poſtulate der reinen praktiſchen Vernunft": die Unſterblichkeit der Seele und die Exiſtenz der Gottheit als des Trägers der ſittlichen Weltordnung (IV, 243 fg.).

Es iſt hiernach ſelbſtverſtändlich, daß Kant's **Religionsphiloſophie** weder metaphyſiſche noch pſychologiſch-hiſtoriſche, ſondern lediglich ethiſche Grundlagen hat; ſie iſt „Moraltheologie" (VII, 319 fg.). Sie unterſucht nur diejenigen Inhaltsbeſtimmungen des religiöſen Bewußtſeins, welche aus dem moraliſchen Vernunftglauben zu deduciren ſind (VI, 164 fg.). Da ſie aber von der ſündigen Natur des Menſchen ausgeht (VI, 177 fg.) und in dem Kampf des guten Princips mit dem böſen (VI, 220 fg.) die Erlöſung[41]) durch den ſittlichen Glauben als das Weſentliche betrachtet (VI, 261 fg.), ſo wird ſie den Grundlehren des Chriſtenthums in viel höherem Maße und mit viel tieferem Verſtändniß gerecht, als der übliche Deismus des 18. Jahrh.; andererſeits aber theilt ſie (VI, 329 fg.) mit letzterem die durchaus kritiſche Stellung gegenüber den poſitiven Dogmen und dem „ſtatutariſchen" Zwange der Confeſſionen.[42])

Was die **Ethik** anbetrifft, ſo verwandelt ſich die abſtract formale Definition des Sittengeſetzes, welche der kategoriſche Imperativ enthielt, durch die Ueberlegung, daß nur das Sittengeſetz und die ſich daſſelbe gebende Perſon die „Würde" des Selbſtzweckes beſitzt (IV, 59 fg.), in die Forderung, daß die Maxime jeder Handlung die „Achtung der Menſchenwürde" zum Inhalt habe (IV, 53), und Kant's „Tugendlehre" iſt nur die Anwendung dieſes Princips auf die Mannichfaltigkeit der empiriſchen Verhältniſſe des Menſchenlebens. In der Ausführung des Syſtems der „Tugendpflichten" (V, 202 fg.), welche Kant in Pflichten des Menſchen gegen ſich ſelbſt und gegen andere Menſchen eintheilt, tritt der ſtreng rigoriſtiſche[43]), oft an Doctrinarismus ſtreifende[44]) Zug ſeiner Lebensauffaſſung neben den Geſinnungen ernſteſter Wahrhaftigkeit, vollkommenſter Pflichttreue und reinſter Selbſtloſigkeit hervor; überall aber breitet ſich die Ueberzeugung aus, daß die Welt um uns und wir in ihr nicht der Glückſeligkeit, ſondern der Pflichterfüllung halber da ſind.

Neben den Pflichten der Geſinnung (Maximen), welche die Ethik behandelt, ſtehen die Pflichten der Handlung, deren Syſtem das **Recht** ausmacht (V, 40, 214), inſofern darin die Vorſchriften gegeben ſind, vermöge deren die Freiheit des Einzelnen mit Rückſicht auf die Freiheit aller übrigen eingeſchränkt wird (V, 32 fg.). Obwol Kant auf dieſem Gebiete durchaus von der individualiſtiſchen Tendenz des 18. Jahrh. ausging, ſo deducirte er doch die einzelnen Rechtsverhältniſſe aus dem Bedürfniß des ſittlichen Geſammtbewußtſeins und ſah die Aufgabe aller einzelnen Rechtsinſtitute darin, daß in dem Zuſtande der Geſellſchaft eine vollkommene Realiſirung der Freiheit herbeigeführt werde, — ein Princip, welches natürlich zu der Conſequenz führte, daß nur in der abſoluten Herrſchaft des Geſetzes die Freiheit aller Individuen beſtehen könne (V, 143 fg.).

Deshalb iſt ihm auch die „vollkommenſte Staatsverfaſſung", welche dies Ideal realiſiren ſoll, das Ziel der Geſchichte (IV, 299), und erſt von ihrer Herſtellung erwartet er die Herbeiführung des „ewigen Friedens" (V, 422); beide jedoch ſieht er als Ideale an, welche in der unendlichen Ferne des Weltendes liegen, und von deren gegenwärtiger Geſtaltung er nie geträumt hat. Das principiell Wichtige aber an ſeiner **Geſchichtsphiloſophie** iſt die Unterordnung des cauſalen unter das teleologiſche Moment. Der ſcharfe Gegenſatz zwiſchen dem Reiche der Natur und dem Reiche der Freiheit, welcher ſich durch ſeine ganze kritiſche Philoſophie hindurchzieht, erlaubt ihm nicht, in der Weiſe Herder's[45]) die menſch-

39) Vgl. Kant's kleine Schriften: „Was heißt ſich im Denken orientiren?" (Berliner Monatsſchrift 1786) und „Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Tone in dee Philoſophie" (ibid. 1796). 40) Vgl. E. Arnoldt, Kant's Idee vom höchſten Gut (Königsberg 1874). 41) Die „Wiedeegeburt," welche nach den Principien der Kantiſchen Lehee eine Veränderung im intelligiblen (zeitloſen) Charakter vorausſetzt, bleibt hier ein ungelöſtes Problem. Aehnliche Fragen ſtreift Kant in dem kleinen Eſſay: „Das Ende aller Dinge" (Berliner Monatsſchrift 1794).

42) Vgl. B. Pünjee, Die Religionslehre Kant's (Jena 1874). 43) Vgl. die kleine Abhandlung: „Ueber ein vermeintes Recht, aus Menſchenliebe zu lügen" (Berliner Blätter 1797). 44) Vgl. „Ueber den Gemeinſpruch: das mag in der Theorie richtig ſein, taugt abee nicht für die Peaxis" (Berliner Monatsſchrift 1793). 45) Vgl. Kant's Recenſion von Herder's Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit (Jenaiſche allgemeine Literaturzeitung 1785).

Digitized by Google

liche Cultur als ein letztes Product der Naturnothwendigkeit anzuſehen (IV, 321 fg.); für ihn iſt die Geſchichte des Menſchen die Geſchichte der Freiheit, welche mit dem Böſen anhebt (IV, 349) und mit der Arbeit (IV, 351) des ſittlichen Willens, durch Zwietracht und Unheil hindurch, auf das ideale Ziel hinführt; nur in der Betrachtung dieſes Zwecks und dieſer Aufgabe läßt ſich beſtimmen, was in dem wirklichen Verlauf der Geſchichte Fortſchritt iſt.

Den Dualismus zwiſchen Natur und Freiheit ſoll das dritte der Kantiſchen Hauptwerke, die Kritik der Urtheilskraft, überwinden. Die Betrachtung natürlicher Gegenſtände unter der Kategorie der ethiſchen Welt, der Zweckmäßigkeit (VII, 19), tritt mit dem Anſpruch auf Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit in doppelter Form auf: als ſubjective Beurtheilung in den äſthetiſchen Urtheilen über Schönheit und Erhabenheit (VII, 28 fg.), als objective Beurtheilung in der Auffaſſung der immanenten Zweckmäßigkeit der Organismen (VII, 32 fg.). Die Begründung der erſteren wird in der allgemeinen Mittheilbarkeit (VII, 55 fg. und 149 fg.) eines Gefühls geſucht, welches nothwendig aus der eigenthümlichen Art erwächſt, in der bei der Auffaſſung der Gegenſtände Sinnlichkeit und Verſtand miteinander concurriren; harmoniren dieſe beiden Kräfte, ſo entſteht das Gefühl der Schönheit (VII, 65 fg.); zeigt ſich aber in der Anforderung, welche der Verſtand an die Sinnlichkeit ſtellt und von ihr nicht erfüllt findet, die Uebermacht des geiſtigen über den ſinnlichen Menſchen, ſo entſpringt das Gefühl des Erhabenen (VII, 93 fg.). Beide Qualitäten ſind alſo nicht ſolche der Dinge, ſondern des ihrer Auffaſſung entſprechenden Gefühlszuſtandes, und es gibt kein „objectives" Princip des Geſchmacks (IV, 137 fg.). Die reiche Fülle der daraus ſich entwickelnden Unterſuchungen gipfelt bei Kant in der Lehre von der Kunſt (VII, 165 fg.) und dem ſie erzeugenden Genie, welches er als eine Intelligenz definirt, die wie die Natur wirkt (VII, 173 fg.).[46])

Die teleologiſche[47]) Betrachtung endlich, welche ſich nach Kant nicht auf den Nutzen (VII, 232 fg.), ſondern lediglich auf die formale Zweckmäßigkeit in dem Zuſammenſpiel des Lebens bezieht, erſcheint nicht als eine Erweiterung der Erkenntniß (VII, 263 fg.), ſondern als eine nothwendige Anſchauungsweiſe, in der als heuriſtiſchem Princip (VII, 301 fg.) die Veranlaſſung liegen muß, um die cauſale Erklärung für die Entſtehung der einzelnen Organismen ſowol als auch der Arten[48]) (VII, 298 fg.) ſo weit, als nur immer möglich, zu treiben, während eine Ableitung des Lebens überhaupt aus dem Mechanismus der Naturkräfte dem kritiſchen Kant (VII, 248 fg.) noch ebenſo unmöglich erſcheint als dem vorkritiſchen (VIII, 233). Die Natur aber als lebendiges Ganze kann niemals vom eudämoniſtiſchen[49]), ſondern nur vom ethiſchen Geſichtspunkte aus als ein zweckmäßiges Syſtem inſofern betrachtet werden, als ſie mit ihrem ganzen Mechanismus in letzter Inſtanz nur der Realiſirung des Sittengeſetzes dient (VII, 310 fg).

So umſpannt die kritiſche Philoſophie in dem ſyſtematiſchen Rahmen ihrer neuen Grundfrage[50]) den ganzen Umfang der philoſophiſchen Probleme; es iſt keine Frage des philoſophiſchen Nachdenkens, der wiſſenſchaftlichen Principien und des allgemein menſchlichen Intereſſes, die er nicht behandelt, der er nicht durch neue Formulirung und Löſung eine weſentlich veränderte Geſtalt gegeben hätte; und es iſt keine Richtung des philoſophiſchen Denkens der Vorzeit, welche nicht mit ihren berechtigten Tendenzen in ſeine Auffaſſung aufgenommen und zugleich durch dieſelbe in die ihr gebührenden Schranken gewieſen worden wäre. In dieſer Weiſe ſteht Kant namentlich der geſammten Philoſophie des Zeitalters der Aufklärung[51]) gegenüber; der Kriticismus iſt zugleich ihr Abſchluß und ihre Ueberwindung. Er theilt mit ihr die Selbſtändigkeit des wiſſenſchaftlichen Bewußtſeins, die Anerkennung der ethiſchen Perſönlichkeit, das Weltbürgerthum, die Neigung für die mechaniſtiſche Naturphiloſophie, den kritiſch aller poſitiven Religion ſich gegenüberſtellenden Vernunftglauben, die mit Rouſſeau ſich gegen die Verderbniß der Cultur aufbäumende Sehnſucht nach einem natürlichen Zuſtande der Geſellſchaft — kurz jene Ueberzeugung von der geſetzgebenden Kraft und Pflicht der Vernunft in Wiſſenſchaft und Leben[52]), welche in Kant's Perſönlichkeit mit typiſcher Großartigkeit ausgeprägt war. Auf der andern Seite aber verloren alle dieſe Richtungen bei Kant ihre Einſeitigkeit durch die Unterordnung unter die Geſammtüberzeugung, daß jene „Vernunft" nicht die Meinung der Einzelnen, ſondern die geiſtige Organiſation der Gattung, und daß die Ideale derſelben in einem unendlichen Fortſchritt durch die ſittliche Arbeit zu realiſiren ſeien.

Wie deshalb in Kant's Philoſophie alle Fäden der vorhergehenden Philoſophien ſich zu einem ſchwierig verdichteten Gebilde zuſammenſchürzen, ſo gehen auch alle Fäden der Weiterentwickelung von ihm aus. Die Philoſophie des 19. Jahrh. iſt die Geſchichte der Entwickelung des Kantiſchen Syſtems in alle die Richtungen, welche in

46) Vgl. H. Lotze, Geſchichte der Aeſthetik in Deutſchland (München 1866), S. 31—70. 47) Vgl. Kant's Abhandlung, „Ueber den Gebrauch teleologiſcher Principien in der Philoſophie" (Wieland's deutſcher Merkur 1788). Außerdem A. Stadler, Kant's Teleologie (Berlin 1874). 48) Vgl. Kant's Abhandlung „Ueber die Beſtimmung des Begriffs einer Menſchenrace" (Berliner Monatsſchrift 1785). Die Stellen, in welchen Kant die Principien der modernen entwickelungsgeſchichtlichen Theorie ausgeſprochen hat, ſind geſammelt von F. Schultze unter dem Titel „Kant und Darwin" (Jena 1875).

49) Vgl. Kant's Schriftchen „Ueber das Mislingen aller philoſophiſchen Verſuche in der Theodicee" (Berliner Monatsſchrift 1791). 50) In dieſer und ſeiner damit zuſammenhängenden Methode ſah Kant den Fortſchritt, den durch ihn die Philoſophie gemacht habe; vgl. ſeinen Entwurf zur Beantwortung der Preisfrage der Berliner Akademie für das Jahr 1791: „Welches ſind die wirklichen Fortſchritte, die die Metaphyſik ſeit Leibniz' und Wolff's Zeiten gemacht hat?" (herausgeg. von Rink, Königsberg 1804). 51) Sein Verhältniß zur Aufklärung hat Kant ſehr lichtvoll dargeſtellt in dem Aufſatz: „Beantwortung der Frage: Was iſt Aufklärung?" (Berliner Monatsſchrift 1784). 52) Vgl. Kant's letzte Schrift: „Der Streit der Fakultäten" (Königsberg 1798).



Digitized by Google

ihm angelegt waren. Aber den organiſch weiterbildenden Ariſtoteles hat der moderne Plato noch nicht gefunden. Als 1842 K. Roſenkranz die „Geſchichte der Kantiſchen Philoſophie" ſchrieb, glaubte er ſie im Hinblick auf all die metaphyſiſchen Syſteme, die ſich daraus entwickelt hatten, für abgeſchloſſen anſehen zu dürfen; wir können heute ſagen, daß ſie ſeitdem von neuem und in viel umfangreicherem Maße begonnen hat. Der Niedergang jener metaphyſiſchen Tendenzen, die energiſchen Hinweiſungen auf Kant von ſeiten Schopenhauer's, das Bekenntniß bedeutender Naturforſcher, wie Helmholtz', zu der Lehre des königsberger Philoſophen, endlich das glänzende Werk Kuno Fiſcher's — alles dies hat dazu beigetragen, daß gegenwärtig — und das gilt nicht nur für Deutſchland, ſondern für die ganze philoſophirende Welt — Kant mehr als je im Mittelpunkte der philoſophiſchen Bewegung ſteht. (*W. Windelband.*)

KANTAKUZENOS iſt der Name einer großen und vielverzweigten griechiſchen Familie, die in der mittleren und neueren Geſchichte ihres Volkes ſeit dem 13. Jahrhundert vielfach genannt wird, deren hiſtoriſch bedeutendſte Perſönlichkeiten aber dem 14. Jahrhundert angehören. Die Kantakuzenos erſcheinen bereits vor dem vierten Kreuzzuge als mächtige Grundbeſitzer in Meſſenien und mit der Dynaſtie der Angelos verſchwägert. Ihre hiſtoriſche Bedeutung aber erhielten ſie durch ihre intimen Beziehungen zu der letzten byzantiniſchen Dynaſtie, der der Paläologen. Unter dem gewaltigen Michael VIII. Paläologos, der Conſtantinopel 1261 den Lateinern wieder abgewonnen hatte, eröffnete der General Michael Kantakuzenos im Jahre 1263 von Monembaſia aus den Krieg gegen die franzöſiſchen Herren des Peloponnes, freilich nur, um ſchon 1264 in Elis den Tod zu finden. Glücklicher war 1308 bis 1316 ein anderer Katakuzenos, der damals als Statthalter des Kaiſers Andronikos II. Paläologos die peloponneſiſche Provinz Miſithra verwaltete. Deſſen Sohn nun war der berühmte Johannes Kantakuzenos, der zuerſt 1321 auftritt, wo ihn Andronikos II. zum Nachfolger ſeines 1316 gefallenen Vaters in Miſithra deſignirte. Den Peloponnes hat er nun freilich nur ſelten geſehen; die Thätigkeit dieſes ungemein talentvollen, aber auch verſchlagenen und ſelbſtgefälligen Politikers war vielmehr darauf gerichtet, die Intereſſen ſeines Freundes, des jungen Prinzen Andronikos (III.) Paläologos, im Conflict mit deſſen Großvater, dem Kaiſer Andronikos II., nach allen Kräften zu fördern. Als der junge Kaiſer, der im Jahre 1328 endlich die Krone ſicher gewonnen hatte, und für welchen Kantakuzenos als Großdomeſticus im Jahre 1337 an der Propontis einen großen Sieg über des Sultans Urchan Osmanen davontrug, 1339 aber in Süd-Epirus erhebliche Erfolge gewann, am 15. Juni 1341 geſtorben war, gerieth Kantakuzenos in eine höchſt ſchwierige Lage. Wohl war er der leitende Staatsmann in Conſtantinopel. Aber die Eiferſucht der Kaiſerin-Witwe, Anna von Savoyen, die für ihren neunjährigen Sohn Johannes V. die Regentſchaft führte, und der Uebertritt ſeines treuloſen Freundes, des Großadmirals Apokaukos, zu ihrer Partei, trieben es nur zu ſchnell zu gewaltigen inneren Kämpfen. Als nämlich Kantakuzenos die Reſidenz verließ, um gegen Serben und Seldſchuken ein Heer zu ſammeln, und ſpäter auch einen Schlag im Peloponnes zu führen, da ernannte die Kaiſerin Anna ihren Günſtling, den Patriarchen Johannes, zum Chef des Miniſterrathes, und ſchon zu Ende des September kam es dahin, daß Apokaukos in Conſtantinopel offen dem Kantakuzenos entgegengeſtellt, die Freunde des letzteren aber verhaftet und ihre Häuſer geplündert wurden. Da ſchlug aber Kantakuzenos los und ließ ſich im October 1341 zu Didymoteichos (ſ. Demotika) zum Gegenkaiſer ausrufen, und begann, auf die ariſtokratiſche Partei des Landes geſtützt, einen Bürgerkrieg, welcher in ſeinen Folgen für das Reich der Paläologen überaus verderblich geworden iſt. Zunächſt führte ſein Gegner Apokaukos, jetzt zum „Großherzog" ernannt, den Krieg ſo geſchickt, daß Kantakuzenos im Jahre 1342 in Thrakien ſich nicht mehr halten, hier nur die Feſtung Didymoteichos behaupten konnte.

Unter dieſen Umſtänden ſuchte er bei den ſchlimmſten Feinden des Reiches ſeine Bundesgenoſſen; einerſeits bei dem ſeldſchukiſchen Fürſten Omarbeg von Aidin in Kleinaſien, andererſeits bei dem mächtigen ſerbiſchen Herrſcher Stephan Duſchan, der damals zu Skupi reſidirte. Die Serben ſetzten ihn nun allerdings in Stand, wieder das Feld zu halten, und die Seldſchuken halfen ihm, die inzwiſchen in Thrakien einmarſchirten Bulgaren zurückzudrängen. Aber bald zeigte ſich Stephan Duſchan, der nur ſeine eigenen Plane verfolgte, als ein ſehr bedenklicher Bundesgenoſſe, der 1344 dann auch zur Partei der Kaiſerin Anna übertrat. Weit nützlicher war für Kantakuzenos, dem nun auch ſeit 1343 ſein (1342 bis 1349) in Theſſalien commandirender tüchtiger Vetter Johannes Angelos erhebliche Hülfe brachte, die Unterſtützung Omarbeg's, der 1344 in der Chalkidike die Serben ſo erfolgreich bekämpfte, daß ſie ſich zum Frieden mit Kantakuzenos bequemten. Als dann der tapfere Apokaukos am 11. Juni 1345 der Rache perſönlicher Feinde zum Opfer gefallen war, gewann die Sache des Kantakuzenos das Uebergewicht. Seinen Sieg aber verdankte dieſer der Hülfe der Osmanen. Kantakuzenos, der mit Schrecken erfuhr, daß die Kaiſerin Anna mit Sultan Urchan ein Bündniß geſchloſſen hatte, zog durch ſeine wirkſamere Diplomatie und durch Ueberlaſſung ſeiner Tochter Theodora an den Harem Urchans dieſen Machthaber auf ſeine Seite. Und nun (ſein Freund Omarbeg war 1346 in Aſien gefallen) ſah Kantakuzenos die Osmanen als ſeine Freunde auftreten, die dann freilich 1346 durch ihre Art der Kriegführung das öſtliche Thrakien in eine Wüſte verwandelten. Allmählich erſtarkte aber ſeine Partei in Conſtantinopel ſo ſehr, daß er dieſe Hauptſtadt auch ohne die Hülfe der Türken gewinnen konnte. Am 3. Februar 1347 wurde ihm freiwillig das „Goldene Thor" geöffnet, und am 8. Februar wurde er als Kaiſer „Johannes VI." proclamirt. Auf Grund eines Vertrages mit der Regentin Anna ſollte Kantakuzenos nun zehn Jahre lang allein regieren, dann aber dem jungen Johannes V. (der am 21. Mai 1347 ſeine Tochter Helena

Digitized by Google

heirathete,) ſeinen Antheil an der Regierung übergeben. Eine allgemeine Amneſtie krönte den Frieden.

Kantakuzenos ſollte jedoch an dieſem traurigen Siege und an ſeiner Herrſchaft nur wenig Freude erleben. Seine Lage wurde namentlich dadurch ſo ſehr ſchwer, daß der ſerbiſche Eroberer Stephan Duſchan ſeit 1345 den Krieg erneuert, ſich 1346 zu Skupi als „Kaiſer der Serben und Griechen“ proclamirt hatte und offen darauf ausging, die byzantiniſche Macht auf der Balkanhalbinſel durch die ſerbiſche zu verdrängen. Und die innern wie die äußern Schwierigkeiten ſeines Reiches wußte Kantakuzenos nicht zu überwältigen. Die Anhänger der Paläologen erbitterte er durch den deutlich erkennbaren Plan, ſeinen älteſten Sohn Matthäos zum Mitregenten zu machen; ſeine Finanzwirthſchaft trug den Charakter einer harten Fiscalität. Stephan Duſchan wußte die Byzantiner auf den verſchiedenſten Punkten zu überflügeln; nur mit Hülfe türkiſcher und katalaniſcher Söldner gelang es, im Jahre 1350 für einige Jahre den kühnen ſüdſlawiſchen Fürſten zu einem erträglichen Frieden zu nöthigen. Ganz beſonders ſchwierige Verhältniſſe entwickelten ſich zwiſchen Kantakuzenos und den Genueſen im Ägäiſchen Meere, die unter anderm 1346 die Inſel Chios annectirt hatten, und ſeit 1351, wo Johannes V. mit Kantakuzenos wieder gebrochen und ſich nach Aenos zurückgezogen hatte, mit dem jungen Kaiſer verdächtige Beziehungen pflogen. Nur im Peloponnes, wo ſeit 1348 des Kantakuzenos jüngerer, ſehr tüchtiger Sohn Manuel das griechiſche „Despotat“ Miſithra verwaltete, ſtand die griechiſche Sache gut.

Dagegen ſuchte ſeit 1352 Johannes V. den Kantakuzenos ganz offen zu ſtürzen. Von Aenos aus eröffnete er mit bulgariſcher Hülfe 1353 mit vielem Erfolg den Krieg gegen den im ſüdlichen Thrakien regierenden Prinzen Matthäos Kantakuzenos und ſchloß ihn in der Citadelle von Adrianopel ein, während der ſerbiſche König, mit ihm in Einverſtändniß, ebenfalls wieder zu den Waffen griff. Nun rief freilich der alte Kaiſer Kantakuzenos wieder die Osmanen zu Hülfe. Aber während es ihm gelang, ſowol die Serben wie die Bulgaren zu ſchlagen und Johannes V. zur Flucht nach Tenedos zu nöthigen; während er dann ſeinen Sohn Matthäos zum Mitregenten und Kaiſer ernannte: ſo riß des alten Urchan feuriger Sohn Suleiman noch im Jahre 1353 durch einen Handſtreich das Caſtell Tzympe bei Kallipolis (Gallipoli) am Helleſpont und am 2. März 1354 auch dieſe Stadt an ſich. Es war die erſte ſelbſtändige Feſtſetzung der Osmanen in Europa.

Inzwiſchen fand der flüchtige Johannes V. einen neuen Freund an dem genueſiſchen Abenteurer Francesco Gattiluſio, dem er als Preis ſeiner Hülfe die Hand ſeiner Schweſter Maria und den Beſitz der Inſel Lesbos als eines Lehensfürſtenthums zuſagte. Es gelang ihm wirklich, in einer Decembernacht des Jahres 1354 ſich der Hafenſchanzen von Conſtantinopel zu bemächtigen. Nun ſammelten ſich die Freunde der Paläologen, ſchnitten ſehr geſchickt den alten Kantakuzenos in ſeinem Palaſt (in „den Blachernen“) von ſeiner Garde ab, die in einem Caſtell am Goldenen Thore lag, und nöthigten ihn nun, förmlich zu Anfang des Jahres 1355 abzudanken. Der alte Kantakuzenos zog ſich als Mönch Joſeph (oder Joaſaph) in das Mangana-Kloſter zurück; ſeine Gemahlin Irene ging (als „Schweſter Eugenia“) in das Kloſter S. Martha.

Prinz Manuel Kantakuzenos in Miſithra vermochte ſich dagegen zu behaupten; 1356 wurde er in ſeinen Rechten durch Johannes V. förmlich anerkannt, und hat bis zu ſeinem Tode (1380) in Miſithra regiert. Matthäos dagegen ſetzte mit Urchan's Hülfe den Krieg fort, bis einerſeits deſſen Sohn Khalil in die Hände der Griechen, Matthäos aber in die der Serben fiel, die ihn an Johannes V. auslieferten. Nun kam es zu einem Vergleiche, infolge deſſen Matthäos 1357 ebenfalls abdankte und beide Gefangene freigelaſſen wurden.

Der alte Kantakuzenos hatte ſich 1356 auf ein Jahr nach Miſithra begeben; dann kehrte er wieder nach ſeinem Kloſter in Conſtantinopel — (nicht, wie es oft heißt, auf den Athos) — zurück, und widmete ſeine unfreiwillige Muße der Abfaſſung einer Geſchichte ſeiner Zeit, 1320 bis 1357, eigentlich der hiſtoriſchen Apologie ſeiner politiſchen Thätigkeit (in unſerer Zeit von Schopen in drei Bänden, 1828—32, in Bonn, kritiſch herausgegeben). Außerdem verfaßte er einen Commentar zur „Ethik“ des Ariſtoteles, ſchrieb gegen die Juden ſowie gegen Mohammed und den Koran. In hohem Alter hat er ſein Leben (15. Juni 1383) im Peloponnes beſchloſſen, und iſt zu Miſithra beſtattet worden, wo auch ſeine Söhne begraben waren. Denn der treffliche Manuel war 1380, der Exkaiſer Matthäos, der dann Miſithra übernahm, zu Anfang des Jahres 1383 geſtorben. Mit dem ſchon 1384 erfolgenden Tode von Matthäos' Sohn Demetrios Kantakuzenos fiel auch Miſithra wieder an die Paläologen zurück.

Die ſpäter im Verlaufe der griechiſch-türkiſchen Geſchichte auftretenden Männer des Namens Kantakuzenos, die übrigens keineswegs immer mit dem Hauſe des alten Kaiſers Johannes VI. unmittelbar zuſammenhängen, ſind nicht wieder zu ſolcher hiſtoriſchen Wichtigkeit gelangt wie die des 14. Jahrhunderts. Nach Vollendung der osmaniſchen Eroberung des Griechiſchen Reiches und ſeiner Dependenzen haben die Kantakuzenos für lange ihre Bedeutung erhalten als ein angeſehenes Haus unter den Fanarioten in der Hauptſtadt Stambul. Berühmt unter dieſen war zuerſt der reiche Michael Kantakuzenos von Anchialos (deſſen Abkunft von den Kaiſern dieſes Hauſes übrigens nicht außer Zweifel ſteht), der als großer Handelsherr ein enormes Vermögen gewann, als harter Steuerpächter der Pforte den Schimpfnamen „Sohn des Teufels“ (Seitan-Oghlu) erhielt, und durch ſeine Beziehungen zu dem mächtigen Großweſſir Mohammed-Sokolli, und durch ſeine Schmiegſamkeit vor den Sultanen Selim II. und Murad III. in Stambul lange einen ſehr großen Einfluß ausübte. Aber obwol er freigebig genug war und unter anderm nach der furchtbaren Niederlage der türkiſchen Flotte bei Lepanto (1571)



Digitized by Google

der Pforte 15 neue Galeeren ſchenkte, ſo ſtürzte ihn ſchließlich doch die Intrigue eines perſönlichen Feindes, eines Paläologen, der die Habſucht des Sultans Murad III. nach ſeinen Schätzen lüſtern machte. Auf Grund angeblicher Intriguen in der Moldau wurde Michael Kantakuzenos am 3. März 1578 zu Anchialos, wo er die Salzpacht in der Hand hatte, vor ſeinem eigenen Palaſt aufgeknüpft und ſeine Schätze für die Kaſſe des Sultans confiscirt. Später fungirten mehrere Glieder der Familie Kantakuzenos als Hospodare in der Moldau und in der Walachei. Ein Zweig aber der Kantakuzenos zog ſich, wie ſo viele andere Griechen, im 18. Jahrhundert nach Rußland. Zwei junge Männer dieſer Linie der Kantakuzenos nahmen Antheil an den erſten aufſtändiſchen Bewegungen der Neugriechen gegen die Pforte im Jahre 1821. Als der Fürſt Alexander Ypſilanti am 7. März 1821 durch ſeinen Einmarſch in Jaſſy von Beſſarabien aus als Chef der „Großen Hetärie" den Aufſtand eröffnete, befand ſich an ſeiner Seite Georg Kantakuzenos, früher Ulanen-Oberſt in ruſſiſchen Dienſten, der eine Zeit lang bei Ypſilanti Stabschef war und eine Schar junger griechiſcher Freiwilliger befehligte. Am 21. Mai aus der Walachei nach Jaſſy geſchickt, um Verſtärkungen zu ſammeln, wich er bei dem Vormarſch der Türken gegen die moldauiſche Hauptſtadt am 26. Juni bei Skuleni über den Pruth zurück, ohne den großartigen, heroiſchen Untergang der Griechen an dem Pruth am 29. Juni zu theilen. — Sein Bruder Alexander Kantakuzenos war dagegen mit des Alexander Ypſilanti Bruder Demetrios nach Morea geſendet worden, wo die beiden jungen Offiziere am 21. Juni 1821 zu Aſtros ans Land ſtiegen. Als dann Demetrios Ypſilanti am 15. Juli die Oberleitung in Morea an ſich gezogen hatte, erhielt Alexander Kantakuzenos das Commando über die Palikaren, welche Monembaſia blokirten, und erlangte am 4. Auguſt die Ergebung dieſer Feſtung. Bald nachher aber, gegen Ende Auguſt, gerieth er mit Demetrios Ypſilanti in Differenzen und folgte zunächſt dem Fürſten Alexander Maurokordatos nach Nordweſtgriechenland, um nachmals von Salona über Livorno ſich nach Dresden zu begeben.

Von Alexander Kantakuzenos rühren her: „Briefe eines Augenzeugen der griechiſchen Revolution von 1821. Nebſt einer Denkſchrift des Fürſten Georg Kantakuzenos über die Begebenheiten in der Moldau und Walachei in den Jahren 1820 und 1821" (Halle 1824). (*G. F. Hertzberg.*)

KANTARA (El), vollſtändig el Kantarat el Chazne, d. i. die Brücke des Schatzes, heißt das Oertchen, welches an der Stelle liegt, wo die ägyptiſch-ſyriſche Karavanenſtraße den Suezkanal überſchreitet, zwiſchen dem Menzaleh- und Balahſee. Es iſt die natürliche Brücke zwiſchen Aſien und Afrika, und die vom Knotenpunkte der Verkehrswege, Sálihîye am peluſiſchen Nilarme, ausgehenden Karavanen überſchreiten ſeit alter Zeit ſtets dieſe Stelle. Die Suezkanal-Compagnie hat die alte Brücke abgeriſſen und durch eine Fähre erſetzt. (*Richard Oberländer.*)

KANTE, der Durchſchnitt zweier gerader Ebenen eines Körpers, wird im Bauweſen ſowol für die meiſt geraden Begrenzungslinien eines Baugegenſtandes (Werkſtückes oder Holzbalkens) als auch für die Seitenflächen deſſelben gebraucht. So bezeichnet man einen mit genau rechtwinkeligem Querſchnitt gearbeiteten Balken als ſcharf- oder vollkantig; wenn er an den Kanten aber verbrochen und von dem natürlichen Wuchſe des Stammes begrenzt iſt, als baumkantig; ſo werden ebenfalls alle Baugegenſtände von parallelepipediſcher Geſtalt, wenn ſie auf ihre ſchmale Seite, als Lagerfläche, gelegt oder mit ihrer breiten Seite aufrecht geſtellt werden, als „auf die hohe Kante" gelegt bezeichnet. Es iſt Regel, die Balken, ſowol hölzerne wie ſteinerne und eiſerne, auf die hohe Kante zu legen, weil in dieſem Falle nach den Geſetzen der relativen (Biegungs-)Feſtigkeit die Tragkraft eine größere iſt, d. h. mit dem Quadrate der Höhe des Balkens wächſt. Ziegel nebeneinander auf die hohe Kante geſtellt bilden eine ſogenannte Rollſchicht. Oft werden ſcharfe, d. h. rechtwinkelige oder ſpitzwinkelige Kanten von Mauern, Pfeilern oder Holzſäulen, um dieſelben oder die Menſchen vor Beſchädigungen zu ſchützen, verbrochen oder abgefaßt, wol auch abgerundet.

Kanten oder Umkanten heißt das Fortbewegen eines prismatiſchen, im Querſchnitte eckigen Körpers durch Umſtürzen oder Wälzen um ſeine Seiten- oder Unterlagsflächen.

In vulgärem Sinne verſteht man unter Kante in der Decoration und auch in der Textilinduſtrie eine Einfaſſung oder einen Saum (Bordüre), beſonders wenn dieſelbe verziert oder ausgeſchnitten iſt. (*A. Gottschaldt.*)

KANTH, ein preußiſches Städtchen in der Provinz Schleſien, Regierungs-Bezirk Breslau, Kreis Neumarkt, liegt 20 Kilom. von Breslau an der Weiſtritz in 141 Meter Höhe. Die 2951 Einwohner ſind zu zwei Dritteln katholiſch, und treiben Tabacks-, Krapp- und Kardenbau. In einem Gefechte am 14. Mai 1807 ſiegten hier die Preußen. (*G. A. von Klöden.*)

Kanthare, ſ. Kandare.

Kanthariden, ſ. Cantharides.

KANTHARIDIN. Als Ergänzung der in dem Artikel Cantharides (ſ. d.) gemachten Angaben iſt zu erwähnen, daß in der Neuzeit das Collodium cantharidatum ſeiner leichten Anwendung und ſichern Wirkung halber als ein blaſenziehendes Mittel vielfach benutzt wird. Daſſelbe wird durch Auflöſung von Schießbaumwolle in Aether cantharidatus (durch Maceration von Kanthariden in Aether zu gleichen Theilen gewonnen) und Alkohol dargeſtellt.

Der innerliche Gebrauch der Kanthariden iſt gegenwärtig faſt ganz aufgegeben. Erſcheint die innerliche Anwendung derſelben angezeigt, ſo geſchieht es am beſten in der Form eines Oleum cantharidatum (0.12—0.30 g. Canth. mit 30.00 g. Ol. amygd. dulc. 15 Min. lang warm digerirt), welches tropfenweiſe, zweckmäßig in einer Emulſion, verabreicht wird. (*Alfr. Krug.*)

Kantare, ſ. Kandare.

Kanton, See- und Handelsſtadt im ſüdl. China, ſ. Kuangtung.

Digitized by Google

KANÜLE nennt man ein zu chirurgiſchen Zwecken dienendes, längliches, hohles, an beiden Enden offenes Rohr von verſchiedener Länge und Dicke. Die Kanülen werden aus verſchiedenen Metallen — Silber, Gold, Stahl — ſowie aus Kautſchuk, Gutta-Percha, Holz, Knochen, Horn gefertigt und ſind gewöhnlich gerade, für manche Zwecke aber auch gekrümmt.

Man benutzt dieſelben hauptſächlich zur Entleerung von pathologiſchen oder zur Injection von indifferenten oder mit Arzneimitteln verſehenen Flüſſigkeiten. In ſehr vielen Fällen liegen beide Indicationen gleichzeitig vor, da ſehr häufig nach Entleerung pathologiſcher Flüſſigkeiten Einſpritzungen in die Höhle, welche dieſelbe enthielt, behufs Reinigung derſelben, bez. Verhütung der Wiederanſammlung der Flüſſigkeit, oder auch zur Herbeiführung von Verwachſung der Höhlenwandungen erforderlich ſind.

Hinſichtlich der Entleerung pathologiſcher Flüſſigkeiten dient die Kanüle hauptſächlich zur Deckung des ſpitzigen Inſtruments, des Trokar, der verſchiedenen Punctions-Nadeln, mittels welcher man die Wandung der Hohlräume durchbohrt, in denen die Flüſſigkeit angeſammelt iſt. Als ſolche ſind zu nennen die Schädel-, Bruſt- und Bauchhöhle (Hydrocephalus; Lungencavernen, pleurit. und pericarit. Exſudat; verſchiedene Formen der Hydrops), die Harnblaſe, die Scheiden, des Hoden und des Samenſtranges (Hydrocele), der Eierſtock, ſowie die Ausſtülpungen der Hirn- oder Rückenmarkshäute (Meningocele, Spina bifida), Cyſten an verſchiedenen Körpertheilen (vorwiegend in den Eierſtöcken und Eileitern, in der Schilddrüſe). Außerdem ſind noch zu erwähnen tief gelegene Anſammlungen von Blut (nach Verletzungen) oder Eiter, ſowie auch der Darmkanal, aus welchem in manchen Fällen mittels des mit einer Kanüle verſehenen Trokars Luft entleert wird.

Die Kanüle wird nach geſchehener Entleerung der Flüſſigkeit — welche man ſehr oft durch Adſpiration mittels beſonderer Inſtrumente bewerkſtelligt — entfernt, wenn eben nur die Entleerung der Flüſſigkeit bezweckt wird, deren Wiederanſammlung nicht zu befürchten iſt und eine Nachbehandlung der Höhlenwandung nicht erforderlich erſcheint. Liegen letztere beide Indicationen vor, ſo muß die Kanüle liegen bleiben, damit der Zugang zu der Höhle, bez. die Application der nöthigen Arzneimittel keine Behinderung erleidet.

Zu den Kanülen können auch gerechnet werden die ſogen. Drain-Röhren, welche aus Kautſchuk (oder auch aus entkalkten Röhrenknochen von Vögeln) beſtehen, an den Seiten mit Löchern verſehen ſind und überall da Verwendung finden, wo die Aufgabe beſteht, nach Operationen oder Verletzungen oder nach Eröffnung von Abſceſſen, den Wundſecreten, namentlich dem Eiter, ununterbrochenen Abfluß zu verſchaffen. (*Alfr. Krug.*)

KANURI-SPRACHE. Kanuri heißt das Volk und die Sprache des Landes Bornu. Die Sprache ſcheint dem Teda verwandt zu ſein; ſie zerfällt in eine große Anzahl von Dialekten, unter denen der von Gäzir der verbreitetſte iſt und der folgenden Darſtellung zu Grunde gelegt werden ſoll.

Das Lautweſen iſt weich, doch nicht weichlich entwickelt. Die Wörter ſind meiſt zwei- oder drei-, ſeltener vierſilbig, der Accent ruht gewöhnlich auf der vor- oder drittletzten Silbe, kann aber auch noch weiter zurückliegen. Wörter mit zweimaliger Stimmhebung kommen vor, und zumal in ſolchen kann auch die letzte Silbe accentuirt ſein.

Als einfache Laute haben zu gelten die Vocale a, ạ, e̱ (= ä), e, ẹ, i, o, ō̱ (= å, a im engl. wall) und u, mit Längen ā, ẹ̄, ē, ī, ō, ō̱, ū (die dumpfen Vocale ạ und ẹ ſind ſtets kurz) und gelegentlichen Naſalirungen: ā u. ſ. w. Conſonanten: k, g, h, ṅ; t, d, n; p, b, f, m; s, š, z, ts, tš, dz; Halbvocale: y, w, l, r. Der Silbenanlaut iſt vocaliſch oder conſonantiſch; unter den Conſonantenhäufungen im Anlaute zeichnen ſich, wie in ſo vielen andern afrikaniſchen Sprachen, die Verbindungen des Naſales mit der entſprechenden tenuis oder media aus: ṅk, ṅg, mb, nt, nd, ntš, nts u. ſ. w.; ſeltener ſind sk, kr und andere, wol durch Vocalausfall entſtandene Verbindungen. Der Auslaut iſt meiſt vocaliſch oder auf n, ſeltener auf m, l, r. Lautwandel nach Wohllauts-(sandhi-)Geſetzen iſt ſtark entwickelt, und auch Anſätze zur Vocalharmonie finden ſich.

Der Bau der Sprache iſt agglutinirend, und zwar weſentlich ſuffigirend, doch treten als Wortbildungs- und Conjugationsmittel auch einige Präfixe auf; zum Beiſpiel: sōbā, Freund; nẹm-sōbā, Freundſchaft; bu-skin, ich eſſe; yigẹ-bú-skin, ich laſſe eſſen.

Der Satzbau iſt beweglicher als in vielen andern agglutinirenden Sprachen. Das Verbum beſchließt den Satz, Attribute treten nach. Congruenzgeſetze in unſerm Sinne gibt es nur betreffs Perſon und Zahl des Prädicatsverbums; hat ein Subſtantivum ein adjectiviſches Attribut, ſo nimmt letzteres die Caſusſuffixe, erſteres das Pluralſuffix an ſich: pẹr, Pferd; pẹ́r-bē, des Pferdes; pẹr-wá-bē, der Pferde, — aber pẹ́r kắriti-bē, des ſchönen Pferdes; pẹ́r-wā kắriti-bē, der ſchönen Pferde.

Das Nomen hat zwei Numeri: Singular und Plural, letzterer durch das Suffix -wa gekennzeichnet, — und fünf Caſus: Nominativ auf -yē, Genitiv auf -bē, Dativ-Illativ auf -rō, Accuſativ auf -gā, und Locativ-Inſtrumentalis auf -n, ſeltener -nyin. Das Suffix -yē kann aber auch vor den andern Caſusſuffixen eingeſchaltet werden: Kitábu-ye-gā gōtsei, ein Buch nahmen ſie. Ebenſo verbindet ſich der Genitiv mit andern Caſuszeichen in prägnanter Bedeutung: dábu-bē-n tsẹ́tā, an (einer Stelle) des Nackens packt ſie; kasgimá-bē-rō légonō, in des Wahrſagers (Haus) ging er. Der Genitiv dient zugleich als Caſus der Appoſition: abá-ni bẹ́lamā-bē pátsẹgī. Vater-mein, der Beamte, iſt geſtorben. Wegen der ſecundären Declination des attributiven Genitivs gilt das von dem Adjectivum Bemerkte: wu tāta mālam kúra-bē-ga rúskī, ich (den) Sohn des Prieſters großen (= den Sohn des großen Prieſters) ſah.

Digitized by Google

Die Subjects- und Objectscaſus können durch die bloße Wortſtellung gekennzeichnet werden: mei keigamā bóbótsẹ, (der) König (den) General ruft. Ebenſo der Locativ bei Zeitangaben: ñgạli ndi nẹ́m-tẹ dátšin, (in) Jahren zwei Haus-dies wird fertig ſein. — Grammatiſches Geſchlecht iſt nicht vorhanden.

Die Stämme der Perſonalpronomina lauten: (Sing.) wu, u, ich; ni, du; ši, er, ſie, es; (Plur., der Etymologie nach Dual) ándi, wir; nándi, ihr; sándi, ſie. Dieſe Stämme werden ganz wie Subſtantiva declinirt: wúyē, wúbē, wúrō u. ſ. w. Poſſeſſivſuffixe ſind:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Sing. | 1. | -ni | Plur. | 1. | -ndē |
| | 2. | -nẹm | | 2. | -ndō |
| | 3. | -ntsẹ | | 3. | -ntsa |

Dieſen werden die Caſusſuffixe angefügt: sóbā-ndē-rō, unſerm Freunde.

Demonſtrativpronomina ſind: Sing. átẹ (ſuffigirte Form: -tẹ); Plur. áni, auf Nahes, — und tu; Plur. tọ́ni, auf Fernes weiſend.

Die Declination von átẹ lautet: átiyē, átẹbē oder átibē, áturō, átẹgā, átẹnyin.

Interrogativpronomina ſind: ndú; Plur. ndúsō, wer? welcher? áfi; Plur. áfisō, welches? was? ndágū, wieviel? ndásō, welcher? welches? Durch Anfügung von -sō, -ye, -yāye, werden pronomina indefinita gebildet.

Die Steigerung der Adjectiva wird durch ſyntaktiſche Mittel erſetzt.

Die Cardinalzahlen ſind: 1 tílō, túlō, lásgẹ, pal. 2 ndi. 3 yásgẹ. 4 dẹ́gẹ. 5 úgu, úgẹ. 6 árasgẹ. 7 túlur. 8 wúsgẹ. 9 lẹgár. 10 mégu, méogu. 11 lágạrī. 12 ndúrī. 13 yásgẹn. 14 déri. 15 úri, wúri. 16 árasgẹn. 17 túlurri. 18 wúsgẹn. 19 lẹgárri. 20 píndi. 21 píndin tátá tílon. 22 píndin tátā yásgẹn u. ſ. w. 30 piasgẹ. 40 pidẹ́gẹ. 50 piúgu. 60 pirasgẹ. 70 pitulur. 80 pitusgu. 90 pilẹgār. 100 mían, miā, yóru. 1000 dúbu.

Ordinalzahlen ſind: tílō, burgóbē, erſter; deregēbē oder ñgáfōbē, zweiter; dann mit dem Präfix kẹn: kẹnyāsgẹ u. ſ. w. Das Suffix -rō, an die Cardinalzahlen gefügt, bildet Zahladverbien: tilórō, einmal u. ſ. w.; in Verbindung mit dem Präfixe kẹn dient es zu Wörtern wie kẹ́ndēgurō, viertes Mal, vier Male.

Sehr hoch entwickelt und hier nur in Andeutungen zu behandeln iſt das Verbum. Zu einem ſolchen kann jedes Prädicatsnomen durch gewiſſe Wortbildungsmittel erhoben werden. Der Conjugation nach zerfallen die Verben in zwei Klaſſen, welche nach der Endung der 1. Perſ. Sing. des Durativs der 1. Conjugation als Verba auf ñgin und ſolche auf skin bezeichnet werden. Beide Klaſſen zerfallen wieder in je vier Conjugationen (Genera): eine radicale, eine relative oder tranſitive, eine intranſitive oder reflexive, und eine cauſative. Dieſe können ihrerſeits Verbindungen untereinander eingehen, zum Beiſpiel: kẹrúñgin, ich binde; kẹ́rtẹskin, ich binde mich; kẹrtẹgẹskin, ich binde mich an etwas, halte daran feſt. Jede Conjugation hat zwei Indefinita, ein durativ-iteratives und ein momentanes, ferner ein Perfectum, einen Aoriſt und ein Futurum, ferner einen Imperativ, einen Conjunctivus Präteriti und einen Conj. Futuri, eine verneinende Indefinit- und eine ebenſolche Perfectform und endlich je für Präſens, Präteritum und Futurum einen merkwürdigen Participialmodus. Dieſer iſt nicht nur ſeiner Bedeutung, ſondern auch ſeiner Form nach zugleich verbal und nominal, conjugir- und declinirbar; er verwandelt den Satz in einen ſubſtantiviſchen Satztheil, hat daher ſowol Perſonal- als auch Caſusformen. Endlich können die tranſitiven Conjugationen der beiden Hauptklaſſen in jedem Tempus und Modus objective Pronominalelemente einverleiben.

In dieſen zweierlei Pronominalformen beruht nun die Hauptſchwierigkeit der Conjugation. Lautlich ſind beide ſowol voneinander als auch von den Stamm- und Poſſeſſivſuffixformen der betreffenden Pronomina verſchieden, vielfach iſt ihre lautliche Geſtalt, zuweilen auch ihre Stellung im Wortkörper von der Klaſſe, der Conjugation, dem Tempus und Modus des Verbums, endlich von euphoniſchen Geſetzen bedingt, und ſelbſt noch hiernach bleiben ſogenannte unregelmäßige Verba übrig.

Den Dienſt unſerer Präpoſitionen verſehen die Caſus, zumal der Illativ und Locativ, ferner Poſtpoſitionen, gewiſſe nominale Surrogate und Verbalformen, endlich zuweilen die bloße Wortſtellung. An Conjunctionen iſt kein Mangel, und die reiche Entfaltung des Verbums thut das Uebrige, um der Sprache einen hohen Grad ſyntaktiſcher Bildſamkeit zu ſichern. Rechnet man dazu einen reichen Vorrath an Wortbildungsmitteln aller Art, ſo wird man den geiſtigen Werth des Kanuri nicht gering veranſchlagen dürfen.

Quellen: E. Norris, Grammar of the Bornu or Kanuri Language, with Dialogues, Translations and Vocabulary. London 1853. 101 pag. 8⁰. S. W. Koelle, Grammar of the Bornu or Kanuri Language. London 1854. XX. 326 pag. 8⁰.

(*G. v. d. Gabelentz.*)

Kanut, König von Dänemark und England, ſ. Knut.

**KANZEL** iſt diejenige Stätte einer Kirche, von welcher herab der Gemeinde durch die Predigt das göttliche Wort verkündet wird. Ihr Name ſtammt vom lateiniſchen „cancelli“ d. h. die Schranken; gemeint ſind diejenigen, welche in den altchriſtlichen Kirchen das Chor von dem Schiff trennten. An dieſen Schranken ſtanden urſprünglich die zum Verleſen der Evangelien beſtimmten erhöhten Leſepulte (Ambonen); ſpäter aber wurden die Kancellen zu einem Lectorium (Lettner) erweitert, der Ambon des Predigers wurde auf dem Lettner errichtet und erhöht, der Name „Cancelle“ jedoch beibehalten, woraus allmählich unſer jetziges „Kanzel“ wurde. In der älteſten Baſilika ſprach der in der Chorniſche von ſeinen Presbytern umgebene Biſchof noch von erhöhtem Sitze (der Kathedra) aus zu dem Volke, die Verleſung der Perikopen jedoch hatte als minder wichtig ein Diakon von den Ambonen aus zu beſorgen. Dieſe erhöhten Leſepulte, zu denen nach zwei Seiten Stufen hinaufgingen, hatten

Digitized by Google

eine polygone oder aus Kreisſegmenten gebildete Brüſtung; einen derartigen Ambon beſitzen wir noch im Dom zu Ravenna (6. Jahrh.) ſowie im Münſter zu Aachen, ein Geſchenk Kaiſer Heinrich's II. Weil nun die biſchöfliche Kathedra weit entfernt von der Gemeinde lag, ſo ſprachen die Biſchöfe ſchon zu den Zeiten des Chryſoſtomus und Auguſtin lieber von dem Ambon aus zur Gemeinde; dies wurde zur Regel, ſeitdem der Altar in das Chor zurückgerückt wurde. Im 13. und 14. Jahrh. wurde in Deutſchland vom Lettner aus gepredigt und das aus der Wand des Lettners heraustretende Leſepult ausdrücklich Kanzel genannt. Selbſtändige Kanzeln kommen zuerſt in Italien vor, während in Deutſchland ſich die nachweisbar älteſte Kanzel in der Martinskirche zu Landshut (1422) befindet (die durch ihre Sculpturen berühmte Kanzel zu Wechſelburg ſtammt zwar aus dem 13. Jahrh., iſt aber urſprünglich ein integrirender Theil des jetzt in einen Altarbau umgewandelten Lettners geweſen.) Als durch die Dominikaner die Predigt wieder eine größere Bedeutung gewann und viele Hörer in die weiten Kirchenräume zog, brachte man die Kanzel in der Mitte des Schiffs an einem Pfeiler an. Die erſten Kanzeln waren beweglich, ſodaß man ſie bald hier bald dort aufſchlagen, auch wol in das Freie tragen konnte. Erſt im 15. Jahrh., wo an den Kirchen vielfach feſte Predigerſtellen errichtet wurden, erbaute man feſtſtehende Kanzeln aus Holz oder Stein. Anfangs errichtete man ſie auf einem maſſiven Unterbau, ſpäter auf 4, 6 oder mehr Säulen oder auch einer Thier- oder Menſchengeſtalt; zur Zeit der Spätgothik wurden die ſehr hoch gewordenen Kanzeln noch mit baldachinartigen, rieſigen Schalldeckeln (Kanzelhaube) überdeckt. Eine völlig freiſtehende Kanzel, wie im Dome zu Freiberg, kommt ſehr ſelten vor. Zu den berühmteſten Kanzeln gehören die im Dome zu Wien, in den Münſtern von Ulm, Baſel, Freiburg i. Br. An der Außenſeite einer Kirche angebrachte Kanzeln dienten nur zum Vorzeigen von Reliquien.

Die Kanzeln ſind meiſt aus dem Achteck conſtruirt, ſeltener rund; die Wände der Brüſtung tragen häufig die Bilder der Evangeliſten, den thronenden Chriſtus in der Mitte, oder auch der Kirchenväter. Das Kanzelpult wird nach dem Vorbilde der altkirchlichen Leſepulte häufig von einem Adler, dem Symbol des Evangeliſten Johannes, auf deſſen ausgebreiteten Flügeln getragen. Sowol in katholiſchen wie in evangeliſchen Kirchen ſchmückte man gern die Kanzel mit allerlei Symbolen, in Belgien ſind noch heute die Kanzeln der ſpätgothiſchen Kirchen förmlich überladen mit phantaſtiſchen Holzſchnitzereien. Vom äſthetiſchen Standpunkte aus am reinſten architektoniſch durchgebildet erſcheinen die gothiſchen Kanzeln; vom kunſtgeſchichtlichen aus iſt am berühmteſten diejenige des Niccolo Piſano im Baptiſterium zu Piſa. Letztere wird getragen von ſieben Säulen, die Brüſtung enthält fünf dem Neuen Teſtament entnommene Reliefbilder. Ihr ziemlich nahe im Aufbau und an Werth kommt die Kanzel deſſelben Meiſters im Dome zu Siena.

Die Kanzel als die Stätte der Predigt gehört aus ſymboliſchen wie aus praktiſchen Rückſichten in das Schiff der Kirche. Wenn man ſeit ungefähr 100 Jahren die Kanzel an das Ende der Kirche (Oſtſeite) ſetzte und zwar entweder ſelbſtſtändlich hinter den Altar oder aus der Altarwand hervorragend, ſo iſt dies ebenſo falſch mit Rückſicht auf die Grundſätze des chriſtlichen Gottesdienſtes, wie die rieſigen Altaraufſätze der Spätrenaiſſance und der Zopfzeit geſchmacklos waren. Die Kanzel muß ſtehen in dem einen der beiden Brennpunkte des Durchmeſſers einer Ellipſe, die Kirche als letztere gedacht, der Sprecher muß ſich den Hörern möglichſt nahe befinden, nicht aber mit ſeiner Stimme die ganze Längenachſe der Kirche durchſchneiden. Die Kanzel darf ſtehen auf der Grenze zwiſchen Chor und Schiff an der Außenſeite des Triumphbogens, noch beſſer am erſten Pfeiler, nur dürfen im letzteren Falle die Sitzplätze nicht zu weit an das Chor heranreichen, weil dann einige Reihen der im Schiff Verſammelten den Prediger im Rücken haben. Ob man die Kanzel auf der Nord- oder Südſeite des Kirchenſchiffes errichtet, iſt völlig irrelevant; jedenfalls aber muß ſie einen feſten Platz einnehmen. Die Form anlangend, ſoll ſie ſich in ſtreng geometriſcher, am beſten auf dem Achteck gegründeter Conſtruction in verſchiedenen, ſich auseinander entwickelnden Vielecken tulpenartig erheben. Sie muß ſich frei aus dem Boden erheben und nicht auf einer Art Conſole an die Wand geheftet werden. Unſere Kanzeln ſind meiſtens zu hoch, die Schalldeckel dürfen nicht zu Thurmpyramiden anſchwellen, ſind aber unentbehrlich, um die Stimme des Predigers zuſammenzuhalten. Das Material der Kanzel darf nur Holz und Stein ſein, welche beide aber auch nach Conſtruction oder Färbung als ſolche behandelt ſein wollen; Stoffbekleidung iſt nur dann zuläſſig, wenn die Kanzel des plaſtiſchen oder maleriſchen Schmuckes entbehrt. (*G. Portig.*)

KANZEL, verborgener Sitz auf Bäumen zum Anſtand auf das Wild. (*William Löbe.*)

Kanzelberedsamkeit, ſ. Homiletik.

KANZLEI (Cancellaria) hieß urſprünglich der mit Schranken (cancellis) umgebene Ort, wo die öffentlichen Urkunden, Gerichtsurtheile, landesherrlichen Reſcripte und andere Schriften ausgefertigt wurden, und Kanzler (ſ. d.) der Vorſteher der hierzu beſtellten Beamten. In einigen Ländern wurde ſpäter der Name Kanzlei auch den höheren Gerichten ſelbſt beigelegt (Juſtizkanzleien), deren Vorſteher meiſt Kanzleidirectoren, auch wol Kanzleipräſidenten genannt wurden. Neuerdings verſteht man aber unter Kanzlei mehr das ſubalterne Schreiberperſonal und ſpricht deshalb von Cabinets-, Miniſterial-, Gerichts-, Conſulats- und Regierungskanzleien, bezw. Kanzliſten; aus der deutſchen Gerichtsſprache der Gegenwart iſt der Ausdruck jedoch vollſtändig verſchwunden. Wenn früher den unteren Behörden das Recht, eine Kanzlei zu haben, häufig verſagt war, ſo bezog ſich dies auf die Siegelmäßigkeit oder die dem Landesherrn oder andern privilegirten Stellen und Perſonen vorbehaltene Befugniß, Urkunden mittels Beifügung des Siegels zu beglaubigen und die dadurch verbrieften Anſprüche ſofort vollſtreckbar zu machen. — Kanzleiſtil nennt man diejenige Schreibart und äußerliche Förmlichkeit, welche früher

Digitized by Google

in den öffentlichen Urkunden und amtlichen Schriften, wie ſolche von den Kanzleien auszugehen pflegten, üblich war. Derſelbe erſcheint gegenwärtig veraltet, ſteif und pedantiſch, weshalb er auch in den meiſten Staaten abgeſchafft und ſtatt ſeiner in allen öffentlichen Schriften die Form und Sprache des gewöhnlichen Briefſtils anbefohlen iſt. (*Albrecht Just.*)

**KANZLEISCHRIFT** nennt man in der Typographie eine in den verſchiedenſten Größen (Schriftgraden) vorhandene Schriftgattung im Grundcharakter der deutſchen Druckſchrift (Fractur), von ſchwunghaften, edeln Formen mit leichten Verzierungen, namentlich der Anfangsbuchſtaben (Verſalien), in gewundenen Schwüngen und reicher in dieſem Charakter ornamentirt bei beſondern Verſalien. Die Kanzleiſchrift iſt jetzt in mehrern Arten, theils mit vereinfachenden Umbildungen, theils mit weſentlichen Veränderungen vorhanden und wird vielfach als Zier- und Auszeichnungsſchrift angewendet. Wahrſcheinlich hat die Theuerdank-Type zur Kanzleiſchrift Anregung gegeben; dieſelbe war für Theuerdank's Dichtung (1517) geſchnitten und den Grundformen der lateiniſchen Schrift entlehnt. Als Schreibſchrift, insbeſondere als Documenten- und behördliche Geſchäftsſchrift, wurde die Kanzleiſchrift in früherer Zeit ziemlich allgemein, namentlich zu den Anfangszeilen, ſowie zu Titeln und Ueberſchriften verwendet; jetzt findet man dies nur noch ſelten. Die Schrift bildet die Grundlage der deutſchen Currentſchrift.

An die Stelle der Kanzleiſchrift iſt in neueſter Zeit als Geſchäftsſchrift zur Hervorhebung von Ueberſchriften u. ſ. w. vielfach die formverwandte Ronde oder Rundſchrift (ſ. d.) getreten. (*B. Siegfried.*)

**KANZLER** (Cancellarius) hieß im Mittelalter derjenige Hofbeamte, welchem die Ausfertigung der Staatsurkunden oblag, daher der Reichsſiegelbewahrer. Der Kanzler gehörte zu den vier oder fünf oberſten Hofbeamten, welche an den germaniſchen Fürſtenhöfen gewöhnlich angetroffen werden, und war vermöge des Einfluſſes, welchen ihm ſein Amt gab, einer der wichtigſten. Dem der Schrift kundigen Kanzler, der ebendeshalb in älterer Zeit gewöhnlich ein Geiſtlicher war, wurde die Correſpondenz und die Ausfertigung der nöthigen Urkunden übertragen. Das Kanzleramt in den Königreichen bekam ſo die Bedeutung eines diplomatiſchen Beamten, dem vorzugsweiſe die auswärtigen Angelegenheiten zukamen. In dem deutſchen Reiche des Mittelalters wurde das Erzkanzleramt mit der Kurwürde des Erzbiſchofs von Mainz verbunden. Der Erzbiſchof von Köln war Erzkanzler für Italien, der von Trier für das alte Königreich Arelat in Burgund (ſ. Erz- und Erbämter). Mit dem Erzkanzleramt des Kurfürſten von Mainz waren wichtige Functionen, namentlich das Directorium des Reichstags, aller Reichsgeſchäfte und Reichskanzleien verbunden. Der Erzkanzler ließ ſich ſeit der Gründung des Reichshofraths in Wien durch einen von ihm ernannten Vicekanzler vertreten, der am Hofe des Kaiſers lebte und der eigentliche Reichsminiſter war. Wie der Kaiſer ſo hatte auch die Kaiſerin ihren Erzkanzler, den Abt zu Fulda. Der Kanzler von Frankreich war der erſte Staatsbeamte und der einzige, welcher lebenslänglich ernannt wurde. Um ihn von den Geſchäften zu entfernen, wählte man den Ausweg, neben ihm noch einen Siegelbewahrer zu ernennen. Er war Juſtizminiſter und wurde daher aus dem Stande der Rechtsgelehrten erwählt. Außer dem Reichskanzler (Chancelier de France) hatten die Königin, die Söhne und Enkel des Königs und der erſte Prinz von Geblüt ihre beſondern Kanzler. In England iſt der Lordkanzler (Lord High Chancellor) der erſte Staatsbeamte, Präſident oder Sprecher des Oberhauſes, Chef der Reichskanzlei und Vorſitzender des damit verbundenen höchſten Gerichtshofs (Court of chancery); als eigentlicher Juſtizminiſter fungirt aber der Staatsſecretär für das Innere. Außer ihm gibt es noch einen Kanzler des Herzogthums Lancaſter und den Kanzler des Lehnhofs und der Finanzkammer (Chancellor of the Exchequer), welches der Finanzminiſter iſt. Auch Irland hat ſeinen beſondern Reichskanzler. In den deutſchen Territorien fing man um die Mitte des 15. Jahrh. an, Kanzler zu beſtellen, deren Geſchäftskreis ſich ſehr verſchieden geſtaltete, indeſſen am häufigſten mit dem Amte eines Präſidenten der höheren Gerichts- und Regierungsbehörden verbunden wurde. König Friedrich II. von Preußen errichtete 1746 die Stelle eines Großkanzlers und Chef de Justice für Samuel von Cocceji, welchem er eine durchgreifende Reform des Juſtizweſens übertragen hatte. Später ging das Amt eines juriſtiſchen Kanzlers wieder ein. Dagegen wurde 1810 der Fürſt Hardenberg, der die auswärtige Politik leitete, zum Staatskanzler ernannt. Im Norddeutſchen Bunde von 1867 und in dem Deutſchen Reiche von 1871 wurde in dem Amte des Bundes-, jetzt Reichskanzlers (ſ. d.) die geſammte oberſte Leitung der Bundes- und Reichspolitik, nächſt dem Kaiſer, concentrirt an Fürſt Bismarck übertragen. Auch Rußland hat an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten einen Reichskanzler, während in Oeſterreich der Miniſterpräſident öfters den Titel Staatskanzler, Graf Beuſt dagegen vorübergehend ebenfalls den Titel Reichskanzler führte. — Endlich werden die erſten Beamten und Siegelbewahrer mancher Ritterorden ſowie auch die Rectoren verſchiedener Univerſitäten Kanzler genannt. (*Albrecht Just.*)

**KANZLERSGRUND** (Kesslersgrund), ein zwei Stunden langes Thal zwiſchen Oberſchönau und Oberhof, das zu den großartigſten und wildeſten Partien des Thüringer Waldes gehört und mit ſeinen zerriſſenen Felswänden und zackigen Gipfeln, die es einſchließen, faſt einen Hochgebirgscharakter trägt; am Eingange von Ober-Schönau her die Felstrümmer des Hermannsberges, die ſchönen Felsgruppen der langen Möſt, der faſt ſenkrechte Finſterſtein und der faſt ebenſo ſchroffe Hohenſtein. Dann folgen der zum Theil kahle zuckerhutförmige, 866 Meter hohe Kuppberg, der ehemals eine Burg trug, die aber im 12. Jahrhundert zerſtört wurde; weiter der 898 Meter hohe Gebrannte Stein, ein zerriſſener Felskoloß, dahinter der 901 Meter hohe zackige Schützenberg, etwas rechts der pittoreske, 879 Meter hohe Spitzberg und im Hintergrunde, ſie alle überragend, der 983 Meter hohe Beerberg.

Digitized by Google

Das gerade im höchſten Theile des Thüringer Waldes eingebettete Thal iſt von einem Bach durchrauſcht, dem von beiden Seiten mehrere Gießbäche zueilen.

(*A. Schroot.*)

KAOLIN heißt ein zur Familie der Thone gehöriges, feinerdiges, zerreibliches Mineral, welches in derben, ſcheinbar amorphen Maſſen vorkommt; von weißer Farbe, matt, undurchſichtig. Im trockenen Zuſtande fühlt er ſich mager an, im feuchten wird er ſehr plaſtiſch. Härte nur 1. Bei ſtarker Vergrößerung bemerkt man, daß der Kaolin aus feinen, meiſt ſechsſeitigen Lamellen beſteht, die wahrſcheinlich dem rhombiſchen Kryſtallgeſtein angehören, dadurch wahrſcheinlich identiſch mit dem Nakrit. Der Kaolin iſt waſſerhaltige kieſelſaure Thonerde von ſchwankender Zuſammenſetzung; die Normal-Zuſammenſetzung entſpricht der Formel $M_2O_3\ 2SiO_2\ 2H_2O$, mit 46,40 Kieſelſäure, 39,68 Thonerde und 13,92 Waſſer. Vor dem Löthrohre iſt er unſchmelzbar, mit Kobaltſolution erhitzt wird er ſchön blau. Von kochender Schwefelſäure wird er zerſetzt. Der Kaolin iſt das Zerſetzungsproduct der Feldſpate und feldſpatreichen Geſteine, wie Granit und Porphyr, und ſtellt den bei jenen Proceſſen bleibenden unlöslichen Reſt vor. Er findet ſich daher beſonders in Gegenden, wo dieſe Geſteine vorkommen. Daher ſind ſeine Ablagerungen naturgemäß durch die bei dem Verwitterungsproceß nicht angegriffenen Mineralien, wie Quarz und Glimmer, verunreinigt, und er muß durch künſtliches Schlämmen davon befreit werden. (natürliche Schlämmproducte, mit verſchiedenen Subſtanzen verunreinigt, ſind die Thone.) Als Zerſetzungsrückſtand findet ſich der Kaolin auch in Pſeudomorphoſen nach zahlreichen Mineralien; die weißliche Trübung der meiſten Feldſpatkryſtalle rührt von Kaolinbildung her.

Bekannte Fundorte des Kaolin ſind: Aue bei Schneeberg, Seilitz bei Meißen, Raſephas bei Altenburg, Morl bei Halle, viele Orte des Thüringer Waldes, St.-Yrieux bei Limoges, in Cornwall, in China u. ſ. w. — Der Kaolin wird zur Porzellanfabrikation verwendet, wozu er ſich 1) wegen ſeiner hohen Plaſticität im feuchten Zuſtande eignet und 2) wegen ſeiner Unſchmelzbarkeit; die Gegenſtände fritten nur zuſammen, zeigen daher halbglaſigen Bruch, ſind durchſcheinend und bedürfen keiner fremden Glaſur (ſ. Porzellan). Die Chineſen ſtellen aus der Porzellanerde oder Kao-ling ſchon längſt das Porzellan her, der Apotheker Böttcher entdeckte es im Jahre 1706; 1710 wurde die Fabrik in Meißen angelegt.

(*E. Geinitz.*)

KAPANEUS, *Καπανεύς,-έως* und *-ῆος*, Capaneus, Capaneos (Etymologien bei Pape, Handwörterbuch der griechiſchen Eigennamen s. v.), Sohn des Hipponoos und der Aſtynome[1]) oder der Laodike[2]), Bruder des Iphis[3]), Gemahl der Euadne, der Tochter des Iphis[4]), oder der Janeira[5]), Vater des Sthenelos[6]), ein Argiver von rieſiger Geſtalt[7]) und gewaltthätigem Sinn[8]), deſſen vermeſſenes Prahlen (*κόμπος, κόμποι*) ſeinen jähen Untergang herbeiführte. Als einer der ſieben Heerführer gegen Theben rühmte er ſich, die Stadt ſelbſt gegen den Willen des Zeus einzunehmen.[9]) Als er aber am Ogygiſchen[10]) Thor oder am Thor der Elektra[11]) ſchon die Sturmleiter, deren Erfindung ihm ſpäter zugeſchrieben wurde[12]), an die Mauer angelegt hatte, zerſchmetterte ihn der Blitzſtrahl des erzürnten Gottes.[13]) Die Leiche wurde in der Heimat[14]) feierlich verbrannt, ſeine verzweifelnde Gattin ſtürzte ſich in die Flammen des Scheiterhaufens.[15]) Spätere fabelten, Kapaneus habe zu denen gehört, die Asklepios wieder ins Leben zurückgerufen.[16]) Wie Euadne als Muſter ehelicher Liebe und Treue[17]) mehrfach erwähnt wird, ſo war Kapaneus als warnendes Exempel menſchlichen Trotzes und Uebermuthes ein beliebter Gegenſtand der Behandlung bei den Alten. Die Tragiker, welche die Expedition der Sieben gegen Theben ſchildern, berühren auch ſtets den Frevel und das gewaltſame Ende des Helden; Timeſitheos dichtete eine Tragödie *Καπανεύς*[18]), als Gegenſtand der Orcheſtik wird Kapaneus mehrfach genannt[19]), und manche Notizen bezeugen die Beliebtheit dieſes Stoffes auch in der bildenden Kunſt.[20]) Ob das Epigramm *εἰς ἀνδριάντα Καπανέως*[21]) ſich auf eine wirklich exiſtirt habende Statue bezieht, kann zwar bezweifelt werden, dagegen haben wir ſichere Kunde von einem großen Werke von Hypatodoros und Ariſtogeiton, welches die Argiver nach Delphi weihten: es beſtand in den Statuen der ſieben Heerführer gegen Theben, unter

1) Z. B. *Apollod.* III, 6, 3. 6 und 7, 1; *Paus.* IX, 8, 7 und X, 10, 3; *Hygin.* Fab. 70. 2) Schol. zu Eurip. Phoen. 185. 3) *Paus.* II, 18, 4. 4) *Eurip.* Spl. 988 seq.; Schol. zu Pind. Ol. VI, 46; *Apollod.* III, 7, 15; *Quint. Smyrn.* X, 481 seq., deshalb Iphias genannt; *Ovid.* A. A. III, 21 seq. und ſonſt; Schol. *Hom.* Od. XI, 325; *Hygin.* F. 243; Tochter des Philax ibid. 256 wol nur durch einen Schreibfehler genannt.

5) Schol. zu Pind. Ol. VI, 46. 6) Z. B. *Serv.* zu Virg. Aen. II, 261; *Acro* zu Hor. Od. I, 15, 24; *Hyg.* 175, 257; Brunck, Anal. 1, 179; *Dict. Cret.* I, 14; *Apd.* III, 7, 2. 5 und 10, 2; Sthenelos heißt deshalb *Καπανηϊάδης* (Il. V, 109) und *Καπανήιος* (ibid. IV, 367, 403; V, 108 und ſonſt). 7) *γίγας ὅδ' ἄλλος Aesch.* S. c. Th. 405. 8) Z. B. *Eurip.* Phoen. 184 seq., 1180 seq. 9) *Aesch.* l. c. 409—413 *θεοῦ τε γὰρ θέλοντος ἐκπέρσειν πόλιν καὶ μὴ θέλοντος*, *Eurip.* Spl. 496 seq. *ὤμοσεν πόλιν πέρσειν θεοῦ θέλοντος ἤν τε μὴ θέλῃ*, cf. *Philostr.* Imag. I, 27; *Stat.* Theb. X, 899. 906; *Hyg.* 68. 10) *Apollod.* III, 6, 6. 11) *Aesch.* l. c. 404 seq.; *Paus.* IX, 8 extr. 12) *Veget.* Milit. IV, 21. 13) Z. B. *Soph.* Ant. 130 seq.; *Eurip.* Phoen. 1172 und Spl. 988; *Philostr.* Imag. I, 27 und II, 30; *Tzetzes*, z. Lykophr. 434; *Quint. Smyrn.* X, 481 seq.; *Apollod.* III, 1, 9; Anthol. Gr. II, 334 und III, 213; *Hyg.* 68; *Stat.* Theb. X, 429 seq. *Serv.* zu Virg. Aen. I, 44; *Propert.* II, 25, 40; *Ovid.* Ex Ponto III, 1, 51 und Metam. IX, 404. Nur *Veget.* l. c. läßt Kapaneus durch Steinwürfe der Belagerten fallen. 14) *Phil.* II, 30. 15) Dieſe Scene ſtellte ein von *Phil.* l. c. beſchriebenes Gemälde dar; vgl. *Apollod.* III, 7, 1. 5; *Hyg.* 243; *Ovid.* A. A. III, 21 seq. und Trist. V, 14, 38 und Ex P. III, 111 seq. 16) *Apollod.* III, 10, 2 und Schol. zu Pind. Pyth. III, 96. 17) *Hyg.* 256 zählt ſie unter den Frauen auf, die castissimae waren, bei Philoſtratos zünden Eroten den Scheiterhaufen an. 18) Welcker, Griech. Tragödien S. 1046. 19) *Lucian.* *περὶ ὀρχής.* 76; *Ausonius* Epigr. 84 (in saltatorem ineptum); *Lukillios* ep. 82 (Anthol. gr. II, 334). 20) Vieles geſammelt von K. O. Müller, Handb. der Arch. S. 692, und beſonders von Overbeck, Gal. heroiſcher Bildw. S. 126—129. 21) Adesp. 293 (Anthol. gr. III, 213).

denen auch Kapaneus nicht fehlte.[22] Derſelbe war der Gegenſtand eines Gemäldes in Ardea[23] und eines andern von einem gewiſſen Tauriscus[24], welches vielleicht eine größere Compoſition bot.[25] In ſolchen iſt Kapaneus uns mehrfach erhalten: auf einem Spiegel iſt er mit Kaſſandra, Kaſtor und Memnon gepaart[26], er aſſiſtirt auf der berühmten Archemorosvaſe bei der Beſtattung des Knaben[27], ſein Tod bildet eine Scene in der Darſtellung der Ereigniſſe vor Theben auf einer Aſchenciſte des Muſeums zu Volterra[28] und einem Relief der Villa Pamfili.[29] Allein, bald die Leiter erſteigend, bald vom Blitze getroffen, zeigen ihn nur eine Reihe geſchnittener Steine[30] und eine Münze.[31] Zwar hat man noch manche andere Bildwerke auf ihn bezogen[32], ihnen allen aber fehlt die Leiter oder der entſcheidende Blitz, auch zeigt das Geſicht einen weit milderen Charakter[33], als die Schriftſteller dem Kapaneus vindiciren.

(*R. Gaedechens.*)

Kapaun, der in der Jugend caſtrirte Haushahn, ſ. Hahn.

KAPELLE (mittellateiniſch capella, franzöſiſch Chapelle), ein kleines kirchliches Gebäude, welches zur Verehrung einer Reliquie oder zum Privatgebrauch beſtimmt iſt. Kapellen kommen bereits in den altchriſtlichen Katakomben vor, in ihnen befindet ſich ein Grab mit den Leibern eines oder mehrerer Märtyrer, die Platte über dem Grabe diente als Altar, auf welchem das Heilige Abendmahl gefeiert wurde. Jene ſehr kleinen Räume haben aber nur ausnahmsweiſe gottesdienſtlichen Zwecken gedient. Der Baſilikenſtil ſchloß die Anlage von beſonderen Kapellen aus, doch kommen gleichzeitig mit den Baſiliken, beſonders während der Herrſchaft des Byzantiniſchen Stils, Taufkapellen (Baptiſterien) vor. Dieſe waren eigentlich über den Gräbern der Märtyrer errichtete Verſammlungsſtätten und beſtanden aus einem achteckigen oder runden, auf Säulen oder Pfeilern ruhenden, mit einer Kuppel überwölbten Mittelbau, der von einem concentriſchen, niedrigen Umgange umſchloſſen ward. Die ſeit Conſtantin dem Großen vorkommenden Kapellen enthalten im Innern nur einen einfachen Altar, weil ſie lediglich der Privaterbauung dienen durften und die Feier des Meßopfers in ihnen nicht geſtattet war; man kann ſie alſo als Bethäuſer (Oratorien) bezeichnen. Während des Mittelalters bezeichnet Kapelle jede kleinere, von einer Pfarrkirche abhängige Kirche, welche entweder für ſich abgeſondert (an Landſtraßen, auf Friedhöfen ꝛc.) oder an eine Kathedrale angebaut (biſchöfliche Hofkapelle St.-Gotthard zu Mainz) oder in ſie eingebaut, oder endlich auch in Privatgebäuden zur Andacht und Vollziehung gottesdienſtlicher Handlungen errichtet war. Kapellen, welche unter dem Altarraum einer Hauptkirche lagen, hießen Krypten. Die Gothik gab dieſelben auf und legte einen Kranz von Kapellen um den Chorumgang, welcher zuerſt halbkreisförmig, ſpäter polygon geſtaltet war. Als der ſpätgothiſche Stil die Strebepfeiler nicht mehr nach außen, ſondern nach dem Innern des Gotteshauſes vorſpringen ließ, bildeten ſich naturgemäß an den Seiten der Nebenſchiffe ganze Reihen von Kapellen. Die Renaiſſance adoptirte dieſe Art von Kapellen, von denen jede gewöhnlich ihren eigenen Altar und Heiligen hat. Der Name „Kapelle", welcher erſt ſeit dem 7. oder 8. Jahrhundert vorkommt, ſoll herrühren von der hölzernen Bedeckung, mit welcher die oft im Freien errichteten Altäre geſchützt waren. Richtiger dürfte ſein die Ableitung von cappa, der rauhen Mantelkapuze des heil. Martin von Tours, welche wegen ihrer Kleinheit cappella hieß und dem Gotteshaus am fränkiſchen Hofe, wo dieſes Nationalpalladium aufbewahrt wurde, den Namen gab. Nur ſo läßt ſich die Erſcheinung erklären, daß der Name „Kapelle" zuerſt für die fürſtlichen Privatkirchen vorkommt. Dem Beiſpiel Conſtantin's des Großen folgend erbauten ſich auch die byzantiniſchen und die deutſchen Kaiſer ſehr oft in ihren Reſidenzen und Pfalzen beſondere Schloßkapellen, welche der biſchöflichen Gerichtsbarkeit nicht unterworfen waren. Die berühmteſten dieſer Privatkapellen ſind die ſogenannte Sixtiniſche im Vatican zu Rom, die Heilige Kapelle zu Paris (1248 erbaut), die Markuskirche zu Venedig (urſprünglich Palaſtkapelle des Dogen) und die Schloßkirche zu Wittenberg, an welcher Luther ſeine Theſen anſchlug. Die herrlichſten, in neuerer Zeit reſtaurirten Burgkapellen finden ſich zu Stolzenfels am Rhein, auf der Wartburg bei Eiſenach, in der Marienburg an der Nogat. Außerdem ſind hervorzuheben diejenigen in Nürnberg, Coburg, Goslar, Landsberg, Freiburg a. d. U. Die Vorrechte der Hofkapellen gingen nach und nach auch auf die Kloſterkapellen über; ſelbſt einzelne vornehme Familien und Gilden durften mit biſchöflicher Erlaubniß Kapellen beſitzen und Kapläne halten. Uebrigens pflegt bei Gemeindekapellen kein Taufſtein und kein Friedhof zu ſein, weil die Taufhandlung und das Begräbniß den Pfarrkirchen vorbehalten bleiben. Nur an gewöhnlichen Sonn- und Feſttagen darf in der Kapelle die Meſſe geleſen werden; an den höchſten Feſt-

22) *Paus.* X 10, 3. 23) *Serv.* zu Virg. Aen. I, 44. 24) *Plin.* Hist. nat. XXXV, 40, 19. 25) Overbeck l. c. S. 128. 26) Arch. Anz. 1857, S. 71; Bullett. dell' Inst. 1859, S. 79. 27) Die Literatur bei Heydemann, Die Vaſenſamml. d. Muſ. zu Neapel, S. 586. 28) Inghirami, Mon. Etr. I, II, 87; Micali, Monum. CVIII, 1; Overbeck l. c. Taf. V, 2. 29) Inghirami l. c. Urne 84; Gori, Mus. Etr. III, 12; Raoul Roch., Mon. inéd. 67 A; Overbeck, Taf. VI, 9; Welcker, Annali d. Inst. 1854, p. 169 seq. 30) S. Overbeck S. 126 fg., Nr. 34 fg.; cf. de Witte, Coll. Beugnot p. 133, n. 393. 31) Von Thrakien bei Arigoni, Num. Imp. Graec. tb. 12, n. 185, nach Overbeck Nr. 39. 32) So das ſchöne Reliefsfragment eines zuſammengeſtürzten Helden in Villa Albani (Winckelmann, Monum. Ined. 109; Zoega, Bassir. I, 47; Overbeck, Taf. V, Nr. 6; Villa Alb. ora Torlonia p. 6, n. 20), gegen welche Deutung Em. Braun (Ruinen und Muſeen Roms S. 626) geſprochen hat. — Kopf im Muſeum zu Neapel, bald auf Laokoon, bald auf Aias oder Kapaneus gedeutet. S. Welcker zu K. O. Müller, Handb. der Arch. §. 156, 1 und Epiſcher Cycl. II, S. 360, Nr. 394 und Minervini, Ann. d. Inst. 1856, p. 107. 33) Overbeck hat ſeine früher (S. 128, Anm. 22 und Kunſtarchäol. Vorleſungen S. 137) geäußerte Vermuthung, der Kopf des ſogenannten ſterbenden Alexander's in Florenz könne Kapaneus darſtellen, jetzt, nach Blümner's Deutung (Arch. Zeit. 1880, S. 162 fg.), aufgegeben (Geſchichte der Gr. Plaſtik II, 140).

Digitized by Google

tagen jedoch muß der Kaplan in der Pfarrkirche aſſiſtiren, und die öſterliche jährliche Hauptcommunion der gläubigen Katholiken darf nur in der Pfarrkirche ſtattfinden.

Kapelle nennt man auch die geſammte Kleidung von katholiſchen Prieſtern und deren Miniſtranten, ſofern ſolche für ein feierliches Hochamt beſtimmt iſt und dieſe Gewänder aus demſelben Stoffe, derſelben Farbe und nach derſelben Form angefertigt ſind. Größere Kirchen verfügen über ſo viele derartige „Kapellen", als die Liturgie für verſchiedene Feſte Farben vorſchreibt, alſo von weißer, rother, violetter, grüner, ſchwarzer Farbe. (*G. Portig.*)

KAPELLE hieß ſchon ſehr früh im Mittelalter die Geſammtheit der Muſiker und Sänger, welche in kirchlichen Gebäuden geiſtliche Muſik aufführten. Im engeren Sinne des Wortes führten ſpäter die Muſiker allein dieſen Namen, beſonders dann, wenn ſie im Dienſte vornehmer Perſonen ſtanden (für Kirchenmuſik oder Kammermuſik oder für beide zugleich). Seitdem die Inſtrumentalmuſik an Bedeutung gewann, gab es viele Kapellen für weltliche Muſik. Beſonders in Oeſterreich bürgerte ſich ſeit ungefähr 100 Jahren die Sitte ein, daß ſich jeder reiche Adelige eine Hauskapelle hielt (Haydn). An katholiſchen Höfen gehören zur Kapelle die angeſtellten Kirchenſänger und die Inſtrumentaliſten. Heutzutage nennt man jedes ſelbſtändige Orcheſter und jedes Militär-Muſikchor eine Kapelle, zuweilen ſogar den Orcheſterraum in den Theatern. Kapellmeiſter heißt derjenige Muſiker, welcher eine Kapelle leitet; er hat die aufzuführenden Werke auszuwählen, einzuſtudiren und deren Ausführung zu leiten. Er muß theoretiſch durchgebildet ſowie mit der Eigenthümlichkeit aller Stimmen und Inſtrumente vertraut ſein. (*G. Portig.*)

KAPELLE, coupelle, cupel, oder Kupelle (von cupella, kleines Gefäß) heißt ein zum Probiren des Silbers und Goldes oder zum Abtreiben im Kleinen (Kupelliren, Trennen, cupellatio) des Bleies vom Silber durch die Oxydation des Bleies und durch die Schmelzung des gebildeten Bleioxydes dienendes Gefäß, welches aus einem Gemenge von Kalkmergel, Holzaſche und vorzüglich aus Knochenmehl in einer eigenen ſchalenförmigen Form gepreßt wird. Die Vorrichtung zum Formen der Kapelle heißt das Kapellenfutter, beſtehend aus einem hohlen koniſchen Meſſingcylinder (Nonne) und einem untern, halbkugelförmig abgerundeten Stempel (Mönch) von Stahl oder Meſſing, durch welchen die innere Fläche der Kapelle aus dem ſchon bezeichneten teigartigen Gemenge gebildet wird. Die durch ſchwache Glühhitze behufs Trocknung der Kapelle, deren Größe ſich nach dem Bedürfniß richtet, nöthige Operation des Ausglühens nennt man Abäthmen. Von den Kapellen nur in der Form verſchieden ſind die meiſt aus feuerfeſtem Thon gefertigten Probirtuten und Röſtſcherben, die indeß nicht zum Kupelliren gebraucht werden. (*C. Reinwarth.*)

KAPER (vom lateiniſchen capere, nehmen, abſtammend) nennt man ſolche armirte Schiffe, die, durch Private ausgerüſtet, von ihrer Landesregierung die Erlaubniß und Berechtigung erhalten, auf eigene Gefahr während eines Seekrieges dem Feinde in jeder Beziehung Abbruch zu thun und deſſen Schiffe zu nehmen. Der leitende Gedanke dabei iſt, den friedlichen Handel zu lähmen oder zu zerſtören, dadurch die Kräfte des Gegners zu erſchöpfen und ihn zum Frieden zu zwingen. Die Kaperei ſtammt aus früher Zeit und man findet ihre Spuren bis tief in das 12. Jahrhundert n. Chr. hinauf. Die Erlaubniß, ſie zu betreiben, ertheilten die Fürſten durch ſogenannte Kaperbriefe. In dieſen wurden die betreffenden Kaper ermächtigt, feindliche Schiffe überall auf offenem Meere zu nehmen und gleichzeitig alle befreundeten oder neutralen Herrſcher erſucht, den Kapern für ſich, ihre Beute und Alles, was ſie mit ſich führten, freies Geleit, Einlaufen, Verbleiben, Repariren u. ſ. w. in ihren Häfen zu geſtatten, indem der Ausſteller Gegenſeitigkeit zuſicherte. Im Beſitze eines ſolchen Briefes konnten im allgemeinen die Kaper darauf rechnen, im Falle des Genommenwerdens wie ehrliche Feinde behandelt zu werden, während man ſie ohne denſelben als Seeräuber betrachtete und ohne weiteres hinrichtete. Einen Theil ihrer Beute mußten ſie ihrem Fürſten abgeben und wechſelte derſelbe nach den Ländern und dem Geldbedürfniſſe der erſteren. Gewöhnlich betrug dies Regal $^1/_{10}$—$^1/_3$, immerhin blieb aber für die Kaper noch ſo viel Verlockung, daß es nie an ſolchen Abenteurern fehlte, die dann auch wol nicht ſelten ihre Stellung misbrauchten, um an Neutralen Seeraub zu treiben. Eins der ſchlimmſten Beiſpiele dieſer Art lieferten ſeinerzeit die Vitalienbrüder in der Oſt- und Nordſee. In dem Kriege der nordiſchen Städte gegen die drei ſkandinaviſchen Königreiche (1389) ſtellten erſtere Kaperbriefe, die zu damaliger Zeit ſehr treffend Stehlbriefe hießen, aus, um das von Margaretha belagerte Stockholm mit Proviant zu verſehen, woher der Name Victualien- oder Vitalien-Brüder ſtammt. Infolge deſſen ſammelte ſich unter dieſer Flagge eine Maſſe Geſindel, das ſehr bald offenen Seeraub trieb, nach vielen Tauſenden zählte, ſich Wisby's bemächtigte und Jahrzehnte lang den Seehandel auf das empfindlichſte ſchädigte. Die Hanſeaten mußten große Flotten aufbieten, um ihrer Herr zu werden, aber erſt nach Beginn des 15. Jahrhunderts gelang es, die deutſchen Meere einigermaßen von dieſer Peſt zu reinigen. Die langwierigen und blutigen Seekriege des 17. und 18. Jahrhunderts, namentlich des erſteren, in dem ſich die Kriegsflotten als militäriſche Inſtitutionen herauszubilden begannen, gaben der Kaperei beſonderen Aufſchwung. Es war nichts Ungewöhnliches, daß in einem ſolchen Kriege zwiſchen Holland und Frankreich oder Holland und England auf beiden Seiten mehrere tauſend Handelsſchiffe genommen wurden. Ein franzöſiſcher Kaperkapitän, der berühmte Jean Bart, fügte den Feinden ſeines Landes in dieſer Weiſe unberechenbaren Schaden zu. In dem Adelsdiplom, mit dem Ludwig XIV. ihn wegen ſeiner kühnen Unternehmungen zur See auszeichnete, iſt angeführt, daß er 698 holländiſche Schiffe gekapert oder zerſtört habe. Mit dem Anwachſen der Kriegsflotten und dem beſſern Bau ihrer Schiffe wurde die Kaperei allmählich mehr beſchränkt und der Seehandel



Digitized by Google

gewann ausgiebigeren Schutz. In der letzten Hälfte unſers Jahrhunderts brach ſich bei den civiliſirten Seeſtaaten die Ueberzeugung Bahn, daß die Kaperei ſich überhaupt nicht mehr mit den Anſchauungen der neueren Zeit vertrage, weil ſie eigentlich nur legaliſirter Seeraub ſei und weniger die Regierungen als die Privaten treffe. Napoleon III. ſuchte zuerſt dieſen Grundſätzen praktiſche Geltung zu verſchaffen, indem er 1856 die ſogenannte Pariſer Declaration formuliren ließ und alle übrigen Seemächte zum Beitritt aufforderte. Nach dieſer Declaration ſollte die Privatkaperei für immer abgeſchafft werden, dagegen wurde den Kriegsſchiffen das Recht zur Wegnahme feindlicher Schiffe vorbehalten. Faſt alle eingeladenen Mächte traten bei, nur die Vereinigten Staaten von Amerika nicht. Dieſe machten ihre Theilnahme von der Bedingung abhängig, daß überhaupt jedes Privateigenthum zur See, mit alleiniger Ausnahme von Kriegscontrebande, unantaſtbar ſei. Hierauf wollte England nicht eingehen und die Declaration beſitzt dadurch bisjetzt nur noch einen fraglichen Werth. Daß England und Nordamerika in dieſer Beziehung ſich gegenüberſtanden, erklärt ſich aus den beiderſeitigen Schiffahrtsverhältniſſen. Die Handelsflotten beider Länder ſind ſehr groß, dagegen die engliſche Kriegsflotte der nordamerikaniſchen zehnfach überlegen. Im Falle eines Krieges würde daher Nordamerika ungemein benachtheiligt geweſen ſein und konnte mit England in dieſer Beziehung nur dann auf gleichen Fuß kommen, wenn es entweder die von ihm geſtellte Forderung auf Aufhebung aller Kaperei mit Ausnahme der Kriegscontrebande zur Geltung brachte oder ſich das Recht reſervirte, auch Kaperbriefe auszugeben.

Es ſteht zu hoffen, daß der amerikaniſche Grundſatz allgemein zur Annahme gelange, und es werden jetzt auch allmählich ſchon in England gewichtige Stimmen laut, die ihm das Wort reden. (*R. Werner.*)

Kapern, die als Gewürz dienenden Blütenknoſpen des **Kapernſtrauchs**, ſ. Capparis spinosa.

KAPERNAUM, Stadt am nordweſtlichen Ufer des Sees Gennezareth und Mittelpunkt der galiläiſchen Wirkſamkeit Jeſu. Der Name Kapharnaûm (ſo in den beſten Evangelienhandſchriften) entſpricht dem hebräiſchen Kephar nachûm, d. i. nicht „Ort des Troſtes," wie Origenes und Hieronymus erklären, ſondern „Dorf Nahum's"; ob damit der Prophet Nahum oder ein anderer gemeint ſei, iſt nicht auszumachen. Im Alten Teſtament wird Kapernaum noch nicht erwähnt, iſt alſo wahrſcheinlich erſt nach dem Exil erbaut worden. Nach Matth. 4, 13 ſiedelte Jeſus ſchon zu Anfang ſeiner Wirkſamkeit von Nazareth nach Kapernaum über, wohin ihm nach Joh. 2, 12 (vgl. auch Marc. 3, 31) ſeine Mutter und ſeine Brüder folgten. Kapernaum heißt daher Matth. 9, 1 ſeine „eigene Stadt"; öfter wird ſeines Aufenthaltes in einem Hauſe daſelbſt gedacht (Matth. 13, 36; Marc. 2, 1; 3, 20; 9, 33), unter welchem vielleicht das von Petrus und Andreas in Kapernaum erworbene zu verſtehen iſt (Matth. 8, 14; Marc. 1, 29). Uebrigens war Kapernaum, beſonders die nach Luc. 7, 5 von einem heidniſchen Hauptmann erbaute Synagoge daſelbſt, nicht blos Schauplatz der Lehrwirkſamkeit Jeſu (Marc. 1, 21; Luc. 4, 31; Joh. 6, 59), ſondern auch zahlreicher Wunderheilungen; vgl. Matth. 8, 5 fg. (Luc. 7, 1 fg.); 8, 14 fg. (Marc. 8, 30); 17, 24 fg.; Marc. 1, 23 fg. (Luc. 4, 33 fg.); 1, 32 fg.; 2, 1 fg.; über den Ruf ſeiner Thaten zu Kapernaum vgl. Luc. 4, 23. Der Erfolg entſprach jedoch nicht dieſer Bevorzugung Kapernaums durch Jeſum, daher er Matth. 11, 23 (Luc. 10, 15) den ſtärkſten Weheruf über dieſe Stadt ausſpricht. Sonſt erfahren wir von Kapernaum, daß es am Meere lag (Matth. 4, 13) und römiſche Zollſtätte war (Marc. 2, 14; Luc. 5, 27; der nach dieſen Stellen zum Apoſtel berufene Zöllner Levi iſt wol dieſelbe Perſon mit Matthäus, Evangelium Matth. 9, 9). Endlich deutet der heidniſche Hauptmann (ſ. o.) auf eine römiſche Garniſon in Kapernaum.

Eine viel verhandelte Streitfrage iſt es nun, in welcher der heutigen Ruinenſtätten am See Gennezareth das alte Kapernaum zu ſuchen ſei. Die Meinungen ſind getheilt zwiſchen Chan Minje und dem eine Stunde weiter nördlich liegenden Tell Chûm. Für das erſtere iſt beſonders der berühmte amerikaniſche Reiſende Robinſon eingetreten („Paläſtina" III, 542 fg. der deutſchen Ausgabe; „Neuere bibliſche Forſchungen in Paläſtina", S. 457 fg.). Seine Gründe ſind in der Hauptſache folgende: 1) Marc. 6, 45 gebietet Jeſus ſeinen Jüngern auf dem Oſtufer des Sees Gennezareth, hinüberzufahren nach Bethſaida; Vers 53 landen ſie „im Lande Gennezareth" (ebenſo Matth. 14, 34). Dagegen wird Joh. 6, 17, 24 Kapernaum als das Ziel dieſer Fahrt angegeben. Folglich — ſchließt Robinſon — müſſe Kapernaum im Lande Gennezareth gelegen haben, d. h. auf der Küſtenebene, die ſich von Magdala (jetzt Medſchdel) bis nördlich von Chan Minje hinzieht, während Tell Chûm durch einen Vorſprung des Berges von dieſer Küſtenebene getrennt iſt. Dieſer Beweis wird jedoch hinfällig, wenn man in Betracht zieht, daß in den genannten Evangelienſtellen offenbar nicht eine verſchiedene Bezeichnung derſelben Oertlichkeit, ſondern vielmehr eine verſchiedene Tradition über das Ziel der Fahrt ſelbſt vorliegt. Wichtiger iſt 2): der Geſchichtſchreiber Joſephus erwähnt (Bellum Judaicum III, 10, 8) eine galiläiſche Quelle Kapharnaûm, in welcher ſich der Nilfiſch Korakinos finde. Dieſe Quelle kann nach Robinſon nur mit dem heutigen Ain et-Tâbigha, einem ſtark ſtrömenden Waſſer nördlich von Chan Minje am Seeufer, identiſch ſein. Da nun die Quelle offenbar nach der Stadt benannt, Tell Chum aber mehr als eine halbe Stunde von dem Ain et-Tâbigha entfernt ſei, während Chan Minje nur eine Viertelſtunde, ſo müſſe Kapernaum eben in letzterem geſucht werden. Nach anderen iſt die Quelle Kapharnaûm des Joſephus identiſch mit dem Ain et-Tîn (Feigenquelle), einem (allerdings viel ſchwächeren) Waſſer noch näher bei Chan Minje. Gegen dieſen zweiten Grund nun iſt geltend zu machen, daß der Ain et-Tâbigha allerdings näher bei Chan Minje liegt als bei Tell Chum, daß aber dadurch die Benennung der Quelle nach dem wichtigeren Orte Kapernaum nicht ausgeſchloſſen iſt. Sehr zuverſichtlich iſt für die Identificirung von Kapernaum mit Chan Minje auch Sepp

Digitized by Google

eingetreten („Jeruſalem und das Heilige Land," II, 174 fg.). Nach ihm hat Chan Minje ſeinen Namen von Minim (d. i. Ketzer), mit welchem Namen in jüdiſchen Quellen der nachapoſtoliſchen Zeit beſonders die Judenchriſten von Kapharnaum bezeichnet werden. Dieſer Grund verdient indeß keine Widerlegung mehr, ſeitdem Gildemeiſter (Zeitſchr. des deutſchen Paläſtinavereins 1881, S. 194 fg.) bewieſen hat, daß Minje auf ein koptiſches Wort zurückgeht, welches die Araber in der Form munja oder minje für „Wohnplatz" brauchen; wahrſcheinlich iſt das heutige Minje verſtümmelt aus munjat Hischâm, d. h. Wohnung des (Chalifen) Hiſcham (723—742 n. Ch.). — Dagegen ſprechen nun die ſtärkſten und von den meiſten Forſchern anerkannten Gründe für die Anſetzung von Kapernaum auf der Ruinenſtätte von Tell Chum: 1) In Tell Chum hat ſich offenbar der alte Name erhalten; kephar (Dorf) wurde naturgemäß in tell (Trümmerſtätte) verwandelt und nachûm zu chûm abgekürzt. Und ſollte chûm auch, wie andere wollen, Abkürzung von Tanchûm ſein, ſo bliebe deshalb immer die Beziehung auf Kapernaum, denn nach jüdiſcher Ueberlieferung iſt Kephar Tanchûm (nach einem dort begrabenen Rabbi dieſes Namens) nur eine andere Bezeichnung von Kepharnachûm. 2) Joſephus erzählt in ſeiner Lebensbeſchreibung (§. 72), daß er, durch einen Sturz vom Pferde an der Jordanmündung verwundet, zunächſt nach Kapernaum (er nennt es „das Dorf Kepharnôme") gebracht worden ſei. Da man nun den Verwundeten offenbar in den nächſt gelegenen Ort transportirte, ſo kann Kapernaum nicht in dem faſt eine Stunde weiter entfernten Chan Minje geſucht werden. 3) Nach Marc. 2, 14 fg. befand ſich zu Kapernaum eine Zollſtätte (nach Vers 15 mit „vielen" Zöllnern; vgl. auch Matth. 9, 9 fg., Luc. 5, 27 fg.). Da nun der Jordan damals die Grenze bildete zwiſchen dem Vierfürſtenthum des Herodes und dem des Philippus (vgl. Luc. 3, 1), ſo muß Kapernaum als Zollſtätte an der Grenze, d. h. zunächſt am Jordan gelegen haben; in der That iſt Tell Chum in gerader Linie nur 2,2 Kilom. von der Jordanmündung entfernt. 4) Wenn Tell Chum nicht Kapernaum iſt, ſo bliebe es ein abſolutes Räthſel, welcher Ortſchaft denn eigentlich die Ruinen von Tell Chum angehört haben ſollten. Dieſe Ruinen aber ſind durchaus nicht unbedeutend. Jeder Reiſende bewundert die ſchönen Quadern von weißem Kalkſtein und die Kapitäle von korinthiſchen Säulen, welche in geringer Entfernung vom Seeufer zu Tage liegen. Daß wir in dieſen Trümmern die Ueberreſte einer jüdiſchen Synagoge vor uns haben, hat auch Robinſon anerkannt, und es hat ſogar alle Wahrſcheinlichkeit, daß es die Trümmer der von dem heidniſchen Hauptmann (Luc. 7, 5) erbauten Synagoge ſind. Hierzu kommen die Trümmer einer chriſtlichen Baſilika, welche mit der von Conſtantin d. Gr. (nach Epiphanius adv. haer. 1, 4) in Kapernaum errichteten identiſch ſein könnte (vgl. hierzu beſonders Wilſon, der die Trümmer 1866 unterſuchte, in „The Recovery of Jerusalem" S. 268 fg.). Noch im Ausgang des 6. Jahrh. n. Ch. wird in Pilgerſchriften einer Baſilika in Kapernaum (nach der Tradition über dem Hauſe des Petrus) gedacht. Auch die Trümmer der einſtigen Wohnhäuſer von Tell Chum, dieſe von ſchwarzem Baſalt, laſſen auf eine nicht unbeträchtliche Ortſchaft ſchließen. 5) Sowol die Pilgertradition, wie die noch jetzt in der Umgegend einheimiſche Tradition erblickt in Tell Chum die Stätte des alten Kapernaum; vgl. den Nachweis im Einzelnen bei Furrer, Zeitſchr. des deutſchen Paläſtinavereins 1879, S. 63 fg. — Zur Literatur über die Streitfrage iſt außerdem zu vergleichen: P. Schaff, „Kapernaum," in derſelben Zeitſchr. 1878, S. 216 fg. Eine ſeit mehreren Jahren von der engliſchen Paläſtinageſellſchaft geplante beſondere Expedition zur Erforſchung der Trümmer von Tell Chum (vgl. die Quaterly Statements des engliſchen Palestine exploration fund, Oct. 1878, S. 176 fg.) wird hoffentlich die endgültige Löſung des oben behandelten Problems herbeiführen. (*E. Kautzsch.*)

Kapital, Erwerbsvorrath, Erwerbſtamm, ſ. Capital.

Kapitäl oder Knauf (Bauk.), ſ. Knauf.

KAPITÄN, von dem lateiniſchen caput, Haupt, hergeleitet und daher ſinngemäß durch Hauptmann im Deutſchen wiedergegeben. Alfieri leitet das Wort von dem griechiſchen Catapan, „über alles", ab, wogegen Muratori ſchon bemerkte, daß das Wort Capitaneus ſich bereits in alten Annalen lange vor dem Auftreten des Wortes Catapanus findet. Von anderer Seite wird behauptet, der Urſprung der Bezeichnung ſei im Angelſächſiſchen zu ſuchen, in welchem cap oberſter und than Führer bedeute, ſodaß der capthan gleichbedeutend mit oberſtem Führer ſei. Dieſes Wort ſoll dann in das mittelalterliche Latein als capitaneus und danach in die modernen Sprachen übergegangen ſein; thatſächlich findet ſich im Franzöſiſchen capitaine, im Italieniſchen capitano, im Spaniſchen capitan, im Portugieſiſchen capitão, im Engliſchen captain, im Holländiſchen kapitein, im Schwediſchen kapiten, im Ruſſiſchen kapitan, im Neugriechiſchen kapitanos u. ſ. w. gegenwärtig für die Bezeichnung des Befehlshabers einer Compagnie, einer Escadron und einer Batterie, wobei nur in einigen Armeen für die Escadronsführer der Titel Rittmeiſter oder ein ſprachlich analoger im Gebrauch iſt. Die heutige Bedeutung hat das Wort erſt erhalten, ſeitdem Karl VII. in Frankreich 15 Ordonnanzcompagnien errichtete und deren Befehlshabern den Titel Kapitän beilegte; vorher wurde es vorzugsweiſe zur Bezeichnung der höheren und höchſten Chargen verwendet und hat ſich theilweiſe in dieſer Bedeutung noch erhalten, z. B. in Frankreich, wo man es für Feldherr gebraucht, denn man ſagt daſelbſt, daß Scipio, Cäſar, Turenne, Condé, Napoléon étaient de grands capitaines. Früher wurden in Frankreich auch die Gouverneure der Feſtungen und Städte Kapitäne genannt; man ſprach nicht von einem Gouverneur von Melun, Terouanne, ſondern von einem Kapitän von Melun, Terouanne u. ſ. w. In den Ordonnanzen von Heinrich III. über die Staaten von Blois führt Artikel 276 den Titel: Des capitaines des places fortes et guets dus à icelles. Zur Zeit Karl's IX. wird vor Rochelle von dem Regiment des Kapitän Guas, von den Regimentern der Kapitäne

Digitized by Google

Coſſins, Poillac u. a. geſprochen. In den Legionen, welche Franz I. einführte, befehligte der Kapitän 1000 Mann. Dieſelben waren in 10 bandes à 100 Mann eingetheilt, die ihrerſeits von einem centenier commandirt wurden. Daneben tritt in Frankreich ſchon ſehr früh die Stellung eines capitaine-général auf, die dem Inhaber eine faſt ſchrankenloſe Machtvollkommenheit für den Diſtrict, welchen er befehligte, verlieh. Dies geht aus dem Patent hervor, durch welches Philipp von Valois 1349 Guy de Nesle zum Generalkapitän ernannte. Später wurde die Stelle des capitaine-général gleichbedeutend mit Generaliſſimus; Louis XIII. ernannte den duc de Savoie 1635 zum Generalkapitän der Armeen in Italien und wies den Marſchall de Crequi, welcher früher dieſelben commandirte, an, ihm zu gehorchen; unter Ludwig XIV. wurde der duc de Savoie 1695 unter dem Titel Generalkapitän Befehlshaber der geſammten Armee, daneben gab es aber auch Generalkapitäne, welche unter den Befehlen des Marſchalls von Frankreich ſtanden, der ſie commandirte, die aber über den Generallieutenants rangirten. — In Spanien hat ſich der Titel des capitan general im franzöſiſchen Sinne bis heute erhalten; der Träger deſſelben bekleidet die höchſte Generalcharge, entſprechend dem Feldmarſchall oder dem General der Infanterie oder Cavalerie anderer Heere, hat aber keine beſtimmte Stelle im Armeeorganismus, ſondern wird von dem König zum Militärgouverneur einer Provinz oder zum Oberbefehlshaber eines formirten Heeres ernannt. — Nach der engliſchen Conſtitution iſt der König captain general of all the forces of Great Britain; hier wird alſo in beſtimmter Weiſe mit dem Titel der höchſte Rang in der Armee bezeichnet, der freilich meiſt von dem Herrſcher einem andern, gegenwärtig dem Herzog von Cambridge, übertragen wird. — Der Name kommt im Landheere aber nicht nur bei den höchſten Stellen der Hierarchie, ſondern auch bei den untern Chargen vor; ſo wird in einigen Armeen derjenige Unteroffizier einer Compagnie, welcher die Aufſicht über die Bewaffnung und die Bekleidungsvorräthe führt, Kapitän d'armes genannt, welcher Ausdruck in neuerer Zeit in der deutſchen Armee durch die Bezeichnung Kammerunteroffizier erſetzt worden iſt. Außerdem wird er in mannichfacher Weiſe verwendet. In Griechenland hießen z. B. die Führer der unregelmäßigen Truppen der Armatolen, Palikaren und Klephthen ebenfalls Kapitani.

Von dem Landheere iſt der Titel Kapitän auch auf die Commandeure von Schiffen übertragen worden; derſelbe wird den Führern aller Kauffahrteiſchiffe beigelegt und kommt auch in der Kriegsmarine vor. In letzterer bezeichnet er die Charge der Stabsoffiziere, ſodaß entgegengeſetzt dem Gebrauche bei der Handelsflotte der Commandant eines kleineren Kriegsfahrzeuges nicht immer Kapitän und umgekehrt ein Kapitän, der ſich an Bord eines Kriegsſchiffes befindet, nicht immer der Commandant deſſelben iſt. In der deutſchen Marine gibt es zwei Klaſſen: Corvetten-Kapitäne im Range des Majors und Kapitäne zur See mit Oberſtrang. In der öſterreichiſchen Marine werden Corvetten-, Fregatten- und Linienſchiffs-Kapitäne unterſchieden. In der engliſchen Marine gibt es zwei Klaſſen Kapitäne, die der 1. Klaſſe heißen posted captains, die der 2. Klaſſe commanders.

(*v. Löbell.*)

KAPITEL bezeichnet den Inbegriff einer Schrift und danach die einzelnen Abtheilungen einer ſolchen, weil eben jeder eine kurze Inhaltsangabe vorangeſetzt zu werden pflegte. Solche Kapitelabtheilungen ſind ſchon früh mit den Büchern der Heiligen Schrift vorgenommen worden, welche man nach den Abſchnitten, wie ſie bei den einzelnen gottesdienſtlichen Feierlichkeiten verleſen wurden, zu Einheiten zuſammenfaßte, die aber, was wenigſtens das Neue Teſtament betrifft, erſt ſeit dem 13. Jahrhundert mit unſerer Kapiteleintheilung übereinſtimmen. Von dieſer Bedeutung wurde das Wort übertragen auf die Verſammlungen der Kloſterconventualen, in deren jeder ein beſtimmtes Kapitel der Schrift vorgeleſen wurde; nachdem die Kloſterverfaſſung auf die Geiſtlichen Anwendung gefunden hat, welche gemeinſam an einer Kirche corporativ wirkten, wurden auch dieſe aus demſelben Grunde Kapitel genannt. (Das Weitere ſiehe unter Domſtift, Kanoniker und unter Stift.) (*E. Friedberg.*)

KAPLAKEN nennt man die Vergütung des Befrachters an den Schiffer über oder neben den Frachtgeldern, welche einen Theil von deſſen Einkommen bildet. Es beträgt gewöhnlich 2—3 Proc. der Frachtgebühr, welche letztere dem Rheder gebührte, und war wol urſprünglich ein Mittel, um in früheren Zeiten, wo die Schiffer bei dem Mangel an Communicationen meiſtens ſelbſtändig das Frachtgeſchäft abſchloſſen, jene dafür zu intereſſiren, daß ſie möglichſt hohe Frachten forderten und die Reiſen zu beſchleunigen ſuchten, da ſie dann ebenfalls höheren Verdienſt hatten. In neuerer Zeit kommt das Kaplaken immer mehr in Fortfall und exiſtirt nur noch an einzelnen Seeplätzen. (*R. Werner.*)

KAPLAN (capellanus) bedeutet urſprünglich den an einer Kapelle angeſtellten Geiſtlichen. Da nun „Kapelle" ſein kann ein für Nebengottesdienſte beſtimmter Raum einer Kathedrale, die Filiale einer Pfarrkirche, endlich auch eine ſelbſtändige Kirche, ſo modificirt ſich hiernach die Stellung eines Kaplans. In der Morgenländiſchen Kirche bezeichnete „Kaplan" einen Feldgeiſtlichen, welcher die mit der ſogenannten Kappa bedeckten Reliquien eines Heiligen trug. Am Hofe der fränkiſchen Könige befanden ſich Kapläne, welche den Gottesdienſt in der Hofkapelle abhielten, deshalb von der biſchöflichen Jurisdiction befreit waren und ſpäter auch die Geſchäfte von Secretären und Notaren der Könige übernahmen. An ihrer Spitze ſtand ein Archikaplan. Im Anſchluß hieran ſtellten nachher auch Edelleute Burgkapläne an den Kapellen ihrer Schlöſſer an. Vorzugsweiſe aber hielten ſich die Biſchöfe Kapläne ſowol für ihre Kathedrale wie für andere Hauptkirchen ihrer Diöceſe. Auch der Papſt beſorgt minder wichtige Geſchäfte privatim (in capella) und bedient ſich dabei der Hülfe ſeiner Kapläne, während er wichtige Geſchäfte ſeinem Presbyterium überträgt. Man unterſcheidet am päpſtlichen Hofe drei Arten von Kaplänen: Titularkapläne, bei den Ponti-

Digitized by Google

ſicalien aſſiſtirende Kapläne und zum Privatdienſt des Papſtes verwendete geheime Kapläne. Nach katholiſcher Lehre ſoll ein Pfarrer dann einen oder mehrere Kapläne ſtellen, wenn ſeine Gemeinde ſo groß iſt, daß er die mit ſeinem Amte verbundenen Pflichten nicht ſelbſt erfüllen kann. Solche Gehülfen des Pfarrers genießen gewöhnlich keine feſte Anſtellung, doch können die meiſten Inhaber ſolcher Stellen nur aus den gewöhnlichen kanoniſchen Gründen nach vorausgegangener Unterſuchung entlaſſen werden. Der Kaplan iſt oft im Beſitz eines Beneficiums (Kaplanei), für deſſen Bezug er eine beſtimmte Anzahl von Meſſen in einer vorgeſchriebenen Kapelle oder an einem feſtgeſetzten Altare zu leſen hat (Altariſt, Meßpfründner, Frühmeßner). Diejenigen Kapläne, welche ſtiftungsgemäß zur Aushülfe bei den Pfarrgeſchäften verpflichtet ſind, heißen Curatkapläne; dieſe dürfen ſogar Beichte hören und die Sacramente verwalten.

Die früheren franzöſiſchen Deſſervants oder Succurſalpfarrer waren vom Biſchof angeſtellte, aber mit einem Beneficium nicht verſehene Kapläne. In den ſogenannten organiſchen Artikeln hatte der Staat die Beſoldung der Pfarrer (curés) übernommen und beſtellte in jedem Canton nur einen ſolchen. Da deren Sprengel aber zu groß für die Kraft eines Einzigen waren, ſo ſollten noch ſo viel Geiſtliche für die übrigen Kirchen (succursales) angeſtellt werden, als das Bedürfniß erheiſchte; allmählich näherte ſich die Stellung der Deſſervants ſehr derjenigen der Cantonalpfarrer. In der Praxis befolgen die Biſchöfe die Regel, daß die ad nutum episcopi amovibiles deservientes nur dann entlaſſen werden können, wenn das Officialat eine Entlaſſung auf Grund vorangegangener Unterſuchung verfügt.

In den deutſchen Bisthümern des linken Rheinufers gewährte zwar die Einführung von geiſtlichen Gerichten den Succurſaliſten eine größere Sicherheit; aber der Staat ſetzte die dauernde Anſtellung derſelben durch (§. 19 des preußiſchen Geſetzes über die Vorbildung der Geiſtlichen vom 11. Mai 1873).

Die Kapläne in der engliſchen Kirche (curate) ſind entweder mit Zuſtimmung des Biſchofs vom Pfarrer angeſtellt an einer zum Pfarrſprengel gehörigen Hülfskapelle oder ſie fungiren als Gehülfen des Pfarrers an der Pfarrkirche. In erſterem Falle hat der Pfarrer deren Unterhalt zu beſtreiten und kann ſie entlaſſen. Sie müſſen die Prieſterweihe empfangen haben, wenn ſie alle kirchlichen Functionen vollziehen ſollen. Die Prediger an Hülfskirchen dürfen auch nach dem Tode des Pfarrers ſo lange bleiben, wie es dem Biſchof gefällt.

In einzelnen Gemeinden von lutheriſchen Landeskirchen kommt das Prädicat „Kaplan" bis auf den heutigen Tag vor; unter der Geiſtlichkeit ſelbſt iſt die unevangeliſche Anſicht noch immer nicht ausgeſtorben, daß nur die erſten Geiſtlichen eigentliche Pfarrer, die folgenden aber Geiſtliche zweiten Grades ſeien. Dem Begriffe eines katholiſchen Kaplans entſpricht in der evangeliſchen Kirche nur derjenige eines Hülfspredigers, nicht aber der eines Diakonus, welches der Name für einen zweiten oder dritten Pfarrer iſt. Die älteren evangeliſchen Kirchenordnungen beſtimmen, daß dem Pfarrer nach Bedürfniß ein Kaplan zugeordnet werde. In der Reformationszeit überſpannte man die Bedeutung der Predigt, wenn man den Pfarrern das Studium derſelben zuwies und deshalb die Sacramentsverwaltung und Seelſorge als minder wichtige Aufgaben des geiſtlichen Amtes den Kaplänen oder Diakonen zuwies. Dieſer Irrthum der kurſächſiſchen Viſitationsartikel von 1527 graſſirt heutzutage noch. In der engliſchen Hochkirche iſt Kaplan ein Hausprediger, welcher in den Oratorien und Kapellen vornehmer Geiſtlichen und weltlicher Würdenträger den Gottesdienſt leitet; desgleichen der Hofgeiſtliche, welcher in den kleineren, der biſchöflichen Gerichtsbarkeit nicht unterworfenen Kapellen predigt. (*G. Portig.*)

KAPLITZ, Stadt im ſüdlichen Böhmen, an der Maltſch, Sitz eines k. k. Bezirksgerichtes und einer k. k. Bezirkshauptmannſchaft, hatte nach der Zählung vom 31. Dec. 1880: 2299 Einwohner, darunter 2095 Deutſche und 204 Czechen. Als Erwerbszweige der Bevölkerung dienen der Landbau und das Kleingewerbe, unter welch letzterem die Erzeugung von Töpfergeſchirr hervorragt. Die Stadt beſitzt zwei Kirchen, ein Bürgerſpital, ein Krankenhaus und ein Armeninſtitut. Das ſtädtiſche Brauhaus iſt vollſtändig neu eingerichtet. Für den Unterricht der Jugend wird durch eine fünfklaſſige Volks- und eine dreiklaſſige Bürgerſchule geſorgt. Die kaplitzer Schule war die erſte in Oeſterreich, in welcher die unter Maria Thereſia im J. 1774 vom damaligen kaplitzer Pfarrer Ferdinand Kindermann (ſpäter leitmeritzer Biſchof und geadelt mit dem Prädicate „von Schulſtein") entworfene Lehrmethode zur Durchführung gelangte. Kindermann ſammelte hier eine große Anzahl von Lehrern und Geiſtlichen um ſich, um ihnen die neue Lehrart praktiſch vorzuführen. — Kaplitz, gegenwärtig zur Herrſchaft Gratzen gehörig, unterſtand im 14. Jahrh. den Rittern von Pereſching, ging dann an die Herren von Michelsberg über und ſpäter an die mächtigen Roſenberge. Seit 1621 befindet ſich die Herrſchaft Gratzen im Beſitze der Grafen von Bouquoi. Als beſondere Merkwürdigkeiten der Stadt werden gezeigt: ein Thurm ohne Grund (der Rathhausthurm ruht auf einem Gewölbe), die Rathhausthurmuhr, welche vor jedem Stundenſchlag läutet, und der Pranger, welcher in der Mitte des auf dem Marktplatze befindlichen Röhrkaſtens ſteht. (*L. Schlesinger.*)

KAPNIK-BÁNYA, ein von Ungarn, Walachen und einigen Deutſchen bewohnter Bergflecken im ungariſchen Comitat Szatmár, mit bedeutenden Gold-, Silber- und Bleibergwerken, die auch Antimon-, Zink- und Arſenikerze fördern. Die Ortſchaft liegt öſtlich von Nagy-Bánya an der ſiebenbürgiſchen Grenze in einem engen Thale am Abhang des trachitiſchen Gutingebirges. Die Zahl der Einwohner beträgt 2610, davon ſind 1331 Ungarn und 1135 Walachen; 1354 bekennen ſich zur römiſch-katholiſchen, 1192 zur griechiſch-katholiſchen Kirche. (*J. Hunfalvy.*)

KAPNIST (Wassilij Wassiljewitsch), ruſſiſcher Dichter, wurde 1757 in Kleinrußland auf dem Gute ſeines Vaters im Gouvernement Poltawa geboren. Dieſes

Digitized by Google

Gut hat er ſpäter in einem beſonderen Gedichte horaziſcher Manier geſchildert (Oden II, 18). Seinen Unterricht empfing er zuerſt zu Hauſe und eiguete ſich dabei das Franzöſiſche gut an, ſpäter in Petersburg in der Schule des Ismailowſchen Regiments. Aus der Militärlaufbahn trat er in den Civildienſt, und zwar in das Poſtfach über, nahm aber bald ſeinen Abſchied und zog auf ſein Gut. Kapniſt war ein Kenner der alten Sprachen und liebte beſonders Homer. Er ſchrieb viel in der damaligen pſeudo-claſſiſchen Manier, religiöſe und Feſtlieder, moraliſche, horaziſche, anakreontiſche, elegiſche Gedichte (herausgegeben 1806); ſein Haupterzeugniß aber, das ſeinen Namen bekannter machte, war die Komödie „Jabega" (Chicane). Dieſes Stück, geſchrieben 1796, gedruckt 1798, konnte nur erſcheinen dank der Beachtung und Begünſtigung des Kaiſers Paul. Die Chicane, die in den damaligen Formen des in den Schreibſtuben verborgenen, nicht öffentlichen Gerichtsverfahrens beſondere Nahrung fand, und die Habſucht der Richter, die unter eben dieſen Formen gedieh, iſt der Gegenſtand der Komödie. Sie erregte auf der einen Seite außerordentliche Erbitterung bei den Ständen, die ſie angriff, den richterlichen und Verwaltungsbeamten, fand aber auf der andern Seite Beifall bei der Geſellſchaft, die zu ſchwer die Nachtheile einer ſolchen Ordnung der Dinge an ſich ſelbſt empfunden hatte. Die Käuflichkeit der Richter und Beamten bildete ein altes Uebel des ruſſiſchen Lebens, das, ſchon aus den Zeiten des moskauer Zarenthums vererbt, auch durch die Reformen Peter's des Großen nicht beſeitigt war; jetzt aber begann wenigſtens die öffentliche Meinung auf dieſen Schaden hinzuweiſen und Mittel dagegen zu ſuchen. Die Satire des vorigen Jahrhunderts hat ſich vielfach mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt, aber niemals war derſelbe in ſolcher Schärfe und mit ſo realen Zügen dargeſtellt worden. Obgleich das Stück in dem bekannten künſtlichen, gezwungenen Stil der pſeudo-claſſiſchen Komödie geſchrieben iſt, ſo gaben ihm doch die thatſächliche Wahrheit der Situationen, die gelungen gezeichneten Charaktere, einzelne kräftige Stellen und glückliche Verſe (die Komödie iſt in Verſen) große Popularität, es hielt ſich lange auf der Bühne und einzelne Verſe wurden ſprichwörtlich. Daſſelbe iſt überhaupt eins der beſten und bemerkenswertheſten Erzeugniſſe der ruſſiſchen dramatiſchen Literatur. Kapniſt ſtarb 1824. Seine Schriften erſchienen geſammelt in der Ausgabe Smirdin's, St.-Petersburg 1849.

(*A. Pypin.*)

KAPODISTRIAS, neugriechiſcher Staatsmann. Kapodiſtrias iſt der Name eines edeln, urſprünglich dalmatiniſchen, im Jahre 1373 aus Iſtrien nach der griechiſchen Juſel Korfu ausgewanderten Geſchlechts, welches ſich daſelbſt nach ſeiner alten iſtriſchen Heimat (Capo d'Iſtria, dem antiken Juſtinopolis, bei Trieſt) benannte. Die Familie iſt 1689 durch den Herzog Karl Emanuel von Savoyen (unter ſpäter erfolgter Anerkennung von Seiten der venetianiſchen Regierung) in den Grafenſtand erhoben worden. Einen europäiſchen Ruf aber gewann der Name Kapodiſtrias erſt im 19. Jahrh. Zuerſt iſt zu nennen der alte Graf Antonio Maria Kapodiſtrias in Korfu, der bei den Bewegungen auf dieſer Inſel nach Ausgang der venetianiſchen Herrſchaft als ſtrenger Ariſtokrat und als Gegner der Franzoſen, die ihn auch für längere Zeit in Haft nahmen, eine Rolle geſpielt, und im Herbſt und Winter 1799 nach Beſetzung der Joniſchen Inſeln durch die damals verbündeten Ruſſen und Osmanen mit Leſeotille und Nicolò Gradenigo die ioniſche Geſandtſchaft geführt hat, die ſich in Stambul mit der Pforte über die neue, ariſtokratiſch-republikaniſche Verfaſſung des jungen Joniſchen Siebeninſelſtaats („Heptaniſos") benahm. Dieſer alte korfiotiſche Edelmann beſaß drei Söhne, Viaro, Giovanni Antonio, geboren 1776, und Agoſtino (Auguſtin), geboren 1778, von denen Giovanni zu einem überaus wechſelvollen Leben auf der Höhe der politiſchen Geſellſchaft ſeiner Zeit berufen war.

Graf Giovanni Kapodiſtrias (geb. am 11. Februar 1776) hat nach der damals ganz allgemeinen Gewohnheit der jungen Griechen aus guter Familie in Venedig und Padua Philoſophie, alte Sprachen und namentlich Medicin ſtudirt. Nach ſeiner Rückkehr aber in die Heimat, die infolge des Vertrages von Stambul vom 21. März 1800 zwiſchen Rußland und der Pforte unter türkiſcher Suzeränität und ruſſiſcher Garantie ihre neue ſtaatsrechtliche Stellung und Verfaſſung erhalten hatte, trat er auf ſeines Vaters Antrieb in den Staatsdienſt und wurde ſofort unter dem Präſidium des Grafen Spiridion Theotokis zum Secretär des regierenden adeligen Senats der Inſeln ernannt. Hochbegabt, namentlich nach der diplomatiſchen Seite, vielſeitig, gewandt, und dabei voll ebenſo lebhafter Arbeitsfreude wie eiſerner Arbeitskraft, hat Graf Giovanni zuerſt (1800) die Verwaltung der Inſeln Kefalonia, Ithaka und Santa Maura geordnet; dann mit Theotokis und mit dem Grafen Mocengo von Zante die neue Verfaſſung vorbereitet, die endlich am 24. November 1803 in aller Form ſanctionirt worden iſt. Als erſter Secretär der nun fungirenden legislativen Verſammlung, dann als leitender Miniſter zuerſt des Innern, dann des Auswärtigen, diente Graf Giovanni ſeinem Vaterlande mit ſeiner reichen Kraft, wurde aber zu Anfang des Jahres 1807 höchſt unpopulär, weil ſich damals ſeine entſchiedene Abneigung gegen die demokratiſchen Elemente der Verfaſſung von 1803 ſtark bemerkbar gemacht hatte. Momentan außer Amt wurde Kapodiſtrias jedoch bald wieder aufgeſucht und zum außerordentlichen Militärgouverneur in dem damals zwiſchen Ruſſen, Türken und Franzoſen wüthenden Kriege ernannt, um namentlich die Inſel Santa Maura gegen die Angriffe des Ali Paſcha von Janina zu ſchützen, was im Mai und Juni 1807 mit gutem Erfolg geſchah. Als nun aber der Frieden von Tilſit die Joniſchen Inſeln an Frankreich überließ, da war des Grafen Giovanni Aufenthalt in der alten Heimat nicht mehr von langer Dauer. Die Zeit war gekommen, wo er in die Kreiſe der großen Politik in Europa gezogen wurde. Giovanni hatte bereits früher den Titel eines kaiſerlich ruſſiſchen Collegienraths erhalten; jetzt trat er auf die Einladung des Kanzlers Rumjanzoff

Digitized by Google

in den ruſſiſchen Staatsdienſt über. Er begab ſich zu Anfang des Jahres 1809 nach St.-Petersburg und wurde hier zuerſt als Attaché in dem Miniſterium des Auswärtigen angeſtellt. Im Jahre 1811 iſt er der ruſſiſchen Geſandtſchaft in Wien zugetheilt worden und ſtand 1812, bei den wichtigen abſchließenden Friedensunterhandlungen des ruſſiſchen Admirals Tſchitſchagoff mit den Diplomaten der Pforte, als Chef an der Spitze von deſſen diplomatiſchem Bureau. Während des großen oſteuropäiſchen Krieges gegen die Franzoſen und Napoleon I. befand ſich Kapodiſtrias im Stabe des ruſſiſchen Generals Barclay de Tolly, hatte dann als Vorſtand der Kanzlei im ruſſiſchen Hauptquartier bis 1815 an den diplomatiſchen Arbeiten großen Antheil, welche dieſen ungeheuern Waffenkämpfen theils zur Seite gingen, theils folgten. Am 20. November 1815 unterzeichnete er für Rußland den zweiten Pariſer Frieden.

Giovanni hatte ſich während dieſer ereignißvollen Jahre, die ihn mit allen namhaften europäiſchen Staatsmännern jener Zeit in nahe Berührung, mit Stein ſelbſt in perſönliche Freundſchaft brachten, den Ruf eines ſehr feinen Staatsmannes und eines höchſt begabten und findigen Diplomaten erworben. Kaiſer Alexander I. von Rußland, deſſen ausgeſprochene Gunſt Kapodiſtrias ſeit dem Wiener Congreß beſaß, machte ihn nach Abſchluß des zweiten Pariſer Friedens 1816 zum Staatsſecretär. So ſtand Giovanni nunmehr mit dem Fürſten Neſſelrode an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten Rußlands; zugleich war er Miniſter für das damals für Rußland neu gewonnene Beſſarabien. So ſtand er auf der Höhe ſeiner politiſchen Macht und galt als der Stolz und die Hoffnung ſeiner damals noch überall der politiſchen Selbſtſtändigkeit entbehrenden griechiſchen Nation. Unter dieſen Umſtänden ſchien es nach einigen Jahren den Führern der ſogenannten „Hetärie der Philiker" ſehr zweckmäßig, den großen Diplomaten an die Spitze ihres Geheimbundes gegen die Pforte zu ſtellen. Kapodiſtrias aber, der freilich auch mit patriotiſcher Glut die beſſere Zukunft ſeines Volkes erſehnte, dieſelbe jedoch erſt von einer inneren ſittlichen und intellectuellen Erneuerung erwartete, darum auch ſehr gern 1814 Präſident der „Hetärie der Philomuſen" geworden war, zeigte ſich ſehr betroffen, als ihm im Februar 1820 der Agent der Hetärie, Emanuel Xanthos, in St.-Petersburg den Umfang der im Verborgenen eingeleiteten griechiſchen Bewegung enthüllte und ihm die Oberleitung übertragen wollte. Dieſe lehnte der Graf nun allerdings ab. Aber er erklärte ſich doch mit dem Grundgedanken des Bundes einverſtanden und hielt auch ſeinen Freund, den griechiſchen Fürſten Alexander Ypſilanti, damals Generalmajor in ruſſiſchen Dienſten, von der Uebernahme des General-Ephorats der Hetärie und von der Leitung der ſich daran knüpfenden weiteren Operationen nicht zurück, erhielt auch noch ziemlich lange einen Schein ruſſiſcher Connivenz.

Obwol Kapodiſtrias wußte, daß 1820 die Revolutionsnachrichten aus dem romaniſchen Südeuropa, namentlich die von dem ſpaniſchen Soldatenaufſtande Riego's zu Cadiz, den Kaiſer Alexander tief verſtimmt hatten, und daß zur Zeit von dem ſonſt griechenfreundlich geſinnten Kaiſer nichts zu hoffen war, am wenigſten für einen griechiſchen Geheimbund und für eine revolutionäre Bewegung des griechiſchen Volkes: ſo ſcheint damals doch das griechiſche Nationalgefühl den Sieg bei dem Grafen davongetragen zu haben über die kühle Auffaſſung des erfahrenen Staatsmannes. Aller Wahrſcheinlichkeit nach hoffte er, ſobald der nun doch unvermeidliche griechiſche Aufſtand ausgebrochen ſein würde, durch ſeinen perſönlichen Einfluß auf Alexander I. und ſeine diplomatiſche Kunſt die Macht ſeines Adoptivvaterlandes zu kräftiger Unterſtützung der Griechen gewinnen zu können. Als aber alle dieſe Hoffnungen ſcheiterten, als Kapodiſtrias auf dem Congreß zu Laibach, wo ſein Kaiſer ſich die damals von Metternich beſtimmte feindliche Auffaſſung der griechiſchen Revolution vollſtändig aneignete, genöthigt worden war, am 26. März 1821 in des Kaiſers Namen an den in die Moldau einmarſchirten Fürſten Alexander Ypſilanti den unumwundenen Abſagebrief zu ſchreiben; als Kapodiſtrias auch weiterhin mit ſeiner anti-osmaniſchen Politik nicht mehr gegen die des öſterreichiſchen Staatskanzlers aufkommen konnte: da nahm er im Sommer 1822 unter der Form eines Urlaubes ſeine Entlaſſung aus dem ruſſiſchen Staatsdienſte und wirkte von nun ab als Privatmann in der Schweiz, namentlich von Genf und Lauſanne aus, für die verzweiflungsvoll gegen die moslemitiſche Uebermacht kämpfenden Griechen. In ſolchen Geſchäften befand er ſich auch ſeit dem März 1827 in Paris, als er im April die Nachricht erhielt, daß ihn die Majorität der damals fungirenden griechiſchen Nationalverſammlung in einem Citronenhaine zu Dhamala (das antike Trözene) auf Anlaß des Generals Theodor Kolokotronis und des Grafen Metaxas am 11. April 1827 auf ſieben Jahre zum Präſidenten („Kybernetes") gewählt hatte.

Patriotismus und Ehrgeiz beſtimmten den Grafen, die neue Stellung unbedenklich anzunehmen, die für ihn nur die Quelle endloſer Mühe, aufreibender Arbeiten und eines frühen, blutigen Todes werden ſollte. Der Graf, der Ende April 1827 nach St.-Petersburg gegangen war, um (2. Juli 1827) in aller Form ſeine Entlaſſung aus dem ruſſiſchen Staatsdienſt zu nehmen, dann auch noch die andern großen Höfe von Europa beſucht hatte, erreichte endlich in der Nacht des 18. Januar 1828 den Hafen von Nauplia und übernahm am 24. Januar zu Aegina die Regierungsgewalt. Die Aufgabe, das ſo gut wie gänzlich ruinirte Griechenland wieder emporzubringen und das in weitem Umfange verwilderte Volk zu civiliſiren, wurde für den neuen Präſidenten dadurch im höchſten Grade erſchwert, daß es zunächſt gar ſehr an genügenden materiellen Hülfsmitteln aller Art, namentlich an regelmäßig einſtrömenden, fehlte. Noch übler aber hat es von Anfang an (und auf die Lage des Landes weit über Kapodiſtrias' Tod hinaus) gewirkt, daß bei der Wahl des Kapodiſtrias zum Präſidenten Griechenlands die engliſche Diplomatie ſich auf dieſem wichtigen Punkte der Levante durch die ruſſiſche entſchieden überflügelt fand. In London war Kapodiſtrias ſchon als Jonier



Digitized by Google

ſehr ungern geſehen; ſeit 1828 galt er in St. James und im Foreign-Office nur als ruſſiſcher Agent, dem dann auch von hier aus alle möglichen Schwierigkeiten gemacht wurden. Und doch fühlte ſich Kapodiſtrias in erſter Reihe als Grieche. Mochte er immer mit der ruſſiſchen Politik darin übereinſtimmen, daß er dem in jener Zeit modernen romaniſchen Liberalismus in Griechenland keinen Raum gewähren wollte, — der Gedanke der ruſſiſchen Politik, Griechenlands künftige ſtaatsrechtliche Stellung zur Pforte nach Art der rumäniſchen Hospodariate zu geſtalten, misfiel ihm durchaus. Aber die Schwierigkeiten, die dem Präſidenten mit jedem der folgenden Jahre mehr, namentlich von London aus bereitet wurden, trieben ihn doch allmählich immer beſtimmter nach der ruſſiſchen Seite hinüber, von wo aus ihm doch ſehr erhebliche materielle Unterſtützungen zugeführt wurden. Geſcheitert aber iſt die Arbeit des Präſidenten an den innern Schwierigkeiten. Imponirt hat allerdings Kapodiſtrias zu jeder Zeit, auch ſeinen vielen Gegnern in Griechenland, durch ſeine ſittliche Reinheit und Sauberkeit; durch die antike Einfachheit und Schlichtheit ſeiner Lebensweiſe, durch ſeine raſtloſe und umfaſſende Thätigkeit; den Soldaten und vielen Privaten auch durch ſeine geiſtige Ueberlegenheit; während die ländliche Bevölkerung theils durch ſeine Sorgfalt für ihr Wohl, theils durch die Treue, mit welcher Kapodiſtrias an ihrer Religion hing, ſich dauernd an „Vater Johann" gefeſſelt fühlte. Das Landvolk, die meiſten peloponneſiſchen Chefs und der Seeheld Kanaris blieben ihm ſtets treu ergeben. Die Wackerheit ſeiner Abſichten, ſein edler Wille iſt nun auch nicht anzufechten. Aber der Präſident hatte mehrere Eigenſchaften, die ihm auf die Dauer gefährlich geworden ſind. Er war doch bisher überwiegend Diplomat für auswärtige Angelegenheiten geweſen und in Sachen der eigentlichen Verwaltung nur auf wenigen Punkten fachmäßig geſchult. Bei großer Energie und nur einſeitiger Erfahrung war er trotz ſeines Wohlwollens und ſeiner gewinnenden Formen oft heftig, unduldſam, und bei 52 Jahren nicht mehr elaſtiſch genug, um ſo leicht ſich über die Eindrücke und viele eingewurzelte Auffaſſungen ſeiner Vergangenheit zu erheben. Wie es uns ſcheinen will, ſo zählte Kapodiſtrias zu den Männern des „intelligenten Abſolutismus", die im 18. Jahrhundert ſo Großes geleiſtet hatten. Aber ſelbſt für Griechenland war die Möglichkeit damals vorüber, ein ſolches Syſtem mit Vortheil zu ertragen. Denn trotz des 400jährigen türkiſchen Despotismus hatte der ſiebenjährige Revolutionskrieg mit den alten Zuſtänden hier weithin gründlich aufgeräumt; und die wahre Schwierigkeit für den Neubau lag darin, daß ein Theil der Griechen, auf Grund der Nationalverſammlungen, bereits nach europäiſchen Verfaſſungsformen drängte, daß dagegen die Maſſe ſehr geneigt war, die knappe und ſtrenge Art der europäiſchen Verwaltung für läſtiger zu halten als die planloſen Allüren der Paſchaherrſchaft, und daß es gar ſehr an tüchtigen Beamten mangelte. Nun aber übertrieb Kapodiſtrias das auf dieſem Boden noch immer, wenigſtens relativ berechtigte Syſtem perſönlicher Thätigkeit bis zu ungeheurer Vielgeſchäftigkeit und regierte dabei viel zu viel nur durch Verordnungen. Aus ſeiner durch die ruſſiſche Epiſode noch geſtärkten Ueberzeugung von der Schädlichkeit des europäiſchen Liberalismus für dieſes Volk drängte er hier auf eine Art von Dictatur, die durch einige parlamentariſche Inſtitutionen nur leicht verſchleiert wurde. Darüber gerieth er allmählich in immer tiefere Misverhältniſſe zu einer großen Zahl patriotiſcher Griechen, die einerſeits ſeine Wahl nicht unterſtützt hatten, andererſeits liberalen Ideen zugethan waren. Sein ſchroffes Griechenthum (ein Ausläufer der alten rhomäiſchen Abneigung gegen die Lateiner) verfeindete ihn mit vielen abendländiſchen Philhellenen; und wieder misfiel der particulariſtiſchen Sinnesweiſe der Griechen die Verwendung vieler fremder, nämlich korfiotiſcher Beamten, unter denen freilich manche, wie des Grafen älterer, brutaler, gewaltſamer Bruder, Graf Viaro (Rechtsgelehrter in Korfu, ſeit April 1828 zu Giovanni berufen und mehrfach in Kriegs- und Marineſtellungen beſchäftigt), dieſe Abneigung gar wohl verdienten.

Litten die zahlreichen neuen und wohlgemeinten Schöpfungen des Präſidenten natürlich unter dieſer ungünſtigen geiſtigen Temperatur gar ſehr; war namentlich zu den allezeit freier auftretenden Hydrioten, mit denen auch materielle Differenzen beſtanden, der Gegenſatz bereits ſehr ſchroff; gab es nun auch auf griechiſchem Boden in raſcher Progreſſion bei ohnehin ſchlechter Juſtiz ſehr gehäſſige Preß- und politiſche Proceſſe: ſo wurde die moraliſche Stellung des Präſidenten zu der immer maſſenhafter an die Hydrioten ſich lehnenden Oppoſition noch ſchwieriger, als die wenigſtens zum Theil durch ſeine Berichte über die griechiſchen Zuſtände motivirte Reſignation des Prinzen Leopold von Coburg (21. Mai 1830), der bisher von den Schutzmächten zum künftigen Regenten Griechenlands auserſehen geweſen war, in dem Lande bekannt wurde. Damit iſt für weitere zwei Jahre die Ausſicht auf eine leidlich friedliche Löſung der griechiſchen Probleme hinausgerückt worden. Denn die inneren Conflicte trieben endlich im Frühling 1831 zum offenen Bruche zwiſchen Kapodiſtrias und den Hydrioten, die endlich (13. Auguſt) mit theilweiſe ſchrecklichem Erfolge es verſuchten, die griechiſche Staatsflotte bei Poros zu zerſtören, um dieſelbe nicht (wie ſie, freilich irrthümlich, fürchteten) in ruſſiſche Hände fallen, jedenfalls nicht gegen die Inſel Hydra vorgehen zu laſſen. Als nachher der Präſident zur Beruhigung der Stimmung zwei der unpopulärſten korfiotiſchen Beamten, den Grafen Viaro und den energiſchen und ſcharfblickenden Polizeiminiſter Gennatas (Ende September), entließ, machte er ahnungslos nur der wider ihn gerichteten maniatiſchen Vendetta die Bahn offen. Langwierige Conflicte mit den Maniaten; dann (ſeit Februar 1831) die Feſthaltung des greiſen Veteranen Petro-Bei oder Peter Mauromichalis, des alten Fürſten der Mani, aus Motiven politiſchen Argwohns, in dem Caſtell Itſchkale in Nauplia; endlich (8. October) eine ſchwere, obwol durchaus unbeabſichtigte Demüthigung des alten Häuptlings durch Kapodiſtrias, alles das beſtimmte einen Sohn und einen Bruder Petro-Bei's, unterſtützt durch

Digitized by Google

die Blindheit der neuerdings ſchlaffer gewordenen Polizei, am 9. October 1831 früh 6 Uhr vor der Kirche St.-Spiridion zu Nauplia den Präſidenten durch Piſtolenſchüſſe und Yataganſtiche zu ermorden. Den einen Mörder riß das Volk ſogleich in Stücke, der andere, Petro-Bei's Sohn, Georg, wurde vor ein Kriegsgericht geſtellt und am 22. October erſchoſſen.

Die Leidenſchaft der herrſchenden „korfiotiſchen" oder „kybernitiſchen" Partei erhob nun ſofort am 9. October des Ermordeten Bruder, den Grafen **Auguſtin**, durch den griechiſchen Senat an die Spitze einer neuen proviſoriſchen Regierung (mit Dr. Kolettis und Theodor Kolokotronis). Aber Auguſtin, in Korfu zum Juriſten geſchult und bisher von ſeinem Bruder mit mäßigem Erfolge in militäriſchen Aufgaben beſchäftigt, beſaß keine einzige der tüchtigen Eigenſchaften Giovanni's und mehrere von deſſen Fehlern in erhöhtem Grade. Jetzt zeigte er ſich politiſch ſo unfähig, daß es ihm unmöglich wurde, gegenüber der vortrefflich geleiteten Gegenpartei der ſogenannten „Syntagmatiker" ſeine Stellung zu behaupten. Es half ihm nichts, daß die treu zu ſeinem Hauſe haltende „kybernitiſche" Majorität der damaligen griechiſchen Nationalverſammlung ihn am 20. December 1831 zum Präſidenten, und unter höchſt geſpannten Verhältniſſen gegen Ende März 1832 kurz vor ihrer Auflöſung zu Nauplia zum Regenten bis zur Ankunft des bereits neu deſignirten Königs Otto ernannte. Unter dieſen Umſtänden griffen die ſeit Ende 1831 in Megaris in bewaffneten Maſſen geſammelten Syntagmatiker (meiſt Rumelioten) nachdrücklich zu den Waffen, bahnten ſich ſeit dem 6. April ohne Mühe den Weg vom Iſthmus nach Nauplia, wo (9. April 1832) nun der Abfall ſeiner Linientruppen und das Drängen der europäiſchen Diplomatie den neuen Präſidenten (der in ſeiner eigenſinnigen und unfähigen Art nur Rache für ſeinen Bruder geſucht hatte) zur Abdankung nöthigten. Graf Auguſtin kehrte ſogleich mit Giovanni's Aſche nach Korfu zurück; er iſt hier im Mai 1857 geſtorben, nachdem Viaro ſchon 1842 ihm vorausgegangen war. (*G. F. Hertzberg.*)

KÁPOLNA bedeutet ſoviel als Kapelle; es gibt 12 Ortſchaften dieſes Namens in Ungarn, ferner 2 Alſó-Kápolna und 2 Felſő-Kápolna in Siebenbürgen und noch mehrere Ortſchaften, die dieſes Epitheton führen. Es ſind aber meiſtens unbedeutende Dörfer; einige Berühmtheit erlangte das ungariſche Dorf Kápolna, mit 1800 ungariſchen und römiſch-katholiſchen Einwohnern, welches zwiſchen Gyöngyös und Erlau im Heveſcher Comitat am Flüßchen Tarna liegt, weil im Jahre 1849 am 26. und 27. Februar bei demſelben und bei den benachbarten Ortſchaften das erſte große Gefecht der ungariſchen Truppen gegen die öſterreichiſchen ſtattfand. Die Straße von Gyöngyös nach Erlau führt über die letzten ſüdlichen Ausläufer des Matragebirges und erreicht bei Kápolna das Flüßchen Tarna, welches in ſeinem Laufe von Nord nach Süd das Thal gleichen Namens bildend einige Stunden von hier in die große Theißebene tritt und bei Jászberény in die Zagyva mündet. Im Tarna-Thale liegen an beiden Ufern des Flüßchens, von Pétervásár in ſüdlicher Richtung, die Orte Sirok, Verpelét, Döbrö, Tótfalu, Kápolna, Kompolt und Kál. Das Thal verengt ſich bei Sirok zu einem Défilé, durch welches die Straße von Pétervásár führt, und zieht ſich zwiſchen ſandigen Abhängen über Kápolna gegen Kál. Die weſtliche Seite iſt meiſt bewaldet, die öſtliche mit Feldern und Weingärten bedeckt. Den Schlüſſel zu dieſer Linie bildet der von der Tarna umfloſſene Ort Kápolna. Dieſe Gegend, und zwar von Kál bis Sirok, hatte ſich Dembinſki, der damalige Obercommandant der Ungarn, zur Vertheidigungsſtellung erwählt, als die Oeſterreicher unter Windiſchgrätz Miene machten, die Ungarn anzugreifen. Die ungariſche Armee war von Erlau und Sirok bis Füred an der Theiß aufgeſtellt und zählte 36,000 Mann mit 136 Geſchützen. Die ganze Kraft aber, welche am 26. Februar die Tarna-Linie von Sirok bis Kál beſetzt hielt, betrug blos 17,000 Mann. Der linke Flügel der Oeſterreicher unter Schlik beſtand aus 13,000, das Centrum aus 11,000 und der rechte Flügel aus 15,000, im ganzen beſtand alſo die öſterreichiſche Armee aus 39,000 Mann und zählte 147 Geſchütze. Die Schlacht begann am 20. Februar um 2 Uhr nachmittags und dauerte bis in die ſinkende Nacht; am erſten Tage waren weder Dembinſki noch Windiſchgrätz am Kampfplatz erſchienen, jener verweilte in Erlau, dieſer in Gyöngyös. Dembinſki entſprach durchaus nicht den Erwartungen, die man von ſeinem Feldherrntalent hegte: ſeinen fehlerhaften Dispoſitionen iſt es zuzuſchreiben, daß die Ungarn ſchon am erſten Tage im Nachtheil blieben, daß ſie am zweiten Tage die Schlacht verloren und aus ihren Poſitionen verdrängt wurden trotz der Tapferkeit der einzelnen Bataillone. Der Verluſt an den zwei Schlachttagen mag wol auf beiden Seiten ziemlich gleich geweſen ſein und 1200 Mann an Todten und Verwundeten betragen haben*), außerdem verloren die Ungarn gegen 600 Gefangene. Die momentane Wirkung der Schlacht war kaum fühlbar, die Oeſterreicher wagten es nicht, die Ungarn auf ihrem Rückzuge zu beläſtigen und zu verfolgen; aber infolge des Siegesberichtes des Fürſten Windiſchgrätz wurde in Olmütz das berüchtigte Manifeſt vom 4. März erlaſſen, welches über das Schickſal Ungarns voreilig verfügte und die ganze Verfaſſung deſſelben umſtürzte. Das war ein großer politiſcher Fehler, der nur durch die im April erfolgte Unabhängigkeitserklärung von ſeiten Koſſuth's noch übertroffen wurde. (*J. Hunfalvy.*)

KAPONNIÈRE, ein Beſtandtheil der Feſtungswerke, der zur raſirenden Beſtreichung der Gräben und als geſicherte Verbindung der Hauptumfaſſung der Feſtungen mit den Außenwerken und dem Bedeckten Wege dient. Der deutſche Ausdruck Koffer entſpricht dem fremden Worte, das Giuſeppi Graſſi in ſeinem Dizionario militare (Turin 1817) für Italien reclamirt, indem er meint, die Etymologie laſſe ſich auf den Zweck des Wortes

*) Der officielle Bericht über den Winterfeldzug in Ungarn gibt den Verluſt der Oeſterreicher mit 16 Offizieren und 335 Mann an. Demſelben Bericht zufolge zählte die öſterreichiſche Armee blos 18,696 Mann Infanterie und 2974 Mann Cavalerie.



Digitized by Google

zurückführen, das den Kopf (capo) eines jeden ſchützen ſolle, der daſſelbe zu paſſiren oder zu vertheidigen hat, woher er die Schreibart mit doppeltem n tadelt. Früher wurden die Kaponnièren meiſt durch glacisartige Bruſtwehren gebildet, die nur nach einer Seite oder nach beiden Seiten aufgeworfen waren und hiernach einfache oder halbe und doppelte oder ganze Kaponnièren genannt wurden. Chaſſeloup ſchlug ſtatt der doppelten Kaponnièren gemauerte, überwölbte und mit Erde bedeckte Galerien vor, Coehoorn wollte zur raſirenden Grabenbeſtreichung Kaponnièren verwenden, welche die Form gemauerter Blockhäuſer hatten, Montalembert brachte in den eingehenden Winkeln ſeines Tenaillenſyſtems kaſemattirte Werke an, die er ebenfalls Kaponnièren nannte. Bei dem Polygonalſyſtem bilden die Kaponnièren bombenſichere, eingedeckte, mit Gewehr- oder Geſchützſcharten verſehene Räume, welche quer über der Grabenſohle angelegt werden, um eine niedere, vollkommen raſante Beſtreichung der letzteren zu geſtatten. Dieſelben können nur nach einer Seite oder nach beiden Seiten feuern und heißen danach halbe oder einfache, reſp. ganze oder doppelte Kaponnièren. Je nach ihrer Anlage an der äußern oder innern Grabenböſchung werden ſie Escarpen- oder Contreescarpen-Kaponnièren genannt. Die erſteren können vor der Spitze oder an den Schulterpunkten eines Werkes erbaut ſein und erhalten danach die Bezeichnung von Saillant- oder Schulter-Kaponnièren. Liegen Kaponnièren an der Kehle eines Werkes, ſo legt man ihnen den Namen von Kehl-Kaponnièren bei. Die Hauptgraben-Kaponnièren liegen bei permanenten Enceinten vor der Mitte oder an den Ecken der Fronten und ſind ſtets als doppelte zur Geſchützvertheidigung eingerichtete Escarpen-Kaponnièren erbaut. Die detaſchirten Forts haben gewöhnlich vor der Spitze eine doppelte, für Geſchützvertheidigung beſtimmte Saillant-Kaponnière und an den Schulterpunkten zwei einfache, mit Gewehrſcharten durchbrochene Schulter-Kaponnièren. Bei der Anlage aller gemauerten Kaponnièren müſſen Maßregeln getroffen werden, daß ſie nicht in der Längenrichtung der Gräben frontal, ſelbſt nicht durch indirectes Feuer getroffen werden können. *(v. Löbell.)*

KAPOSVÁR, Comitatshauptort im ungariſchen Comitat Somogy, am Flüßchen Kapos, in einer anmuthigen, hügeligen und fruchtbaren Gegend; Sitz eines königl. Gerichtshofes, eines Bezirksgerichtes und eines Steueramtes. Die Einwohner ſind faſt ausſchließlich Ungarn und beſchäftigen ſich größtentheils mit Land- und Weinbau, ihre Anzahl beträgt nach der Zählung von 1880: 9571, davon ſind 8705 Ungarn, 427 Deutſche, 7194 ſind römiſch-katholiſch, 1792 Iſraeliten und 505 Calviner. *(I. Hunfalvy.)*

KAPP (Johann) iſt am 12. Dec. 1739 in Ober-Kotzau geboren, Sohn des gleichnamigen Fuhr- und Handelsmanns und der Anna Margarethe Zenkel aus Schwarzenbach. Da er ſeinen Vater bereits im Januar 1740 verlor, übernahm die Mutter die Erziehung des Kindes, und als dieſe ſich wieder mit einem Gaſtwirth in Hof verheirathet hatte, bot dieſe Stadt in ihren niedern Schulen und ſeit 1749 im Gymnaſium Gelegenheit zur Ausbildung. Aus Gehorſam gegen ſeine Mutter trat er 1753 in ein kaufmänniſches Geſchäft zu Nürnberg, aber die Liebe zu den Wiſſenſchaften trat ſo entſchieden hervor, daß er bereits nach 15 Wochen auf das Gymnaſium in Hof zurückkehrte. Hier fand er an Longolius und Seidel vortreffliche Lehrer und machte ſo ſichere Fortſchritte, daß er am 8. März 1758 die Schule verlaſſen konnte. Zu Leipzig waren Cruſius, Erneſti, Stemler, Gellert und Seydlitz*) ſeine Lehrer. Reich unterſtützt konnte er vier Jahre auf der Univerſität bleiben, mußte aber, um den Landesgeſetzen zu genügen, doch 1762 noch Erlangen beſuchen. Nach einem kurzen Hauslehrerleben in Aſch trat er am 2. Sept. 1765 die Stelle als vierter Lehrer am hofer Gymnaſium an, ward 1768 Tertius und 1775 Conrector. Schon 1774 hatte er von der philoſophiſchen Facultät in Erlangen die Doctorwürde erlangt. Sein Schulamt legte er am 10. Dec. 1777 nieder, weil er als Schloßprediger und Profeſſor der Theologie und Geſchichte am Collegium Christiano-Ernestinum nach Baireuth berufen war; 1784 wurde er zugleich Conſiſtorialrath und bei der bis 1792 dauernden Curatel der Univerſität Erlangen Aſſiſtenzrath an derſelben. Bei der Verlegung des Conſiſtoriums nach Ansbach 1799 wurde er als Conſiſtorialrath und Schloßprediger dahin befördert, aber ſchon 1801 kehrte er als Superintendent nach Baireuth zurück, erlangte in demſelben Jahre die theologiſche Doctorwürde und entfaltete dann eine geſegnete Wirkſamkeit als vortrefflicher Lehrer und Kanzelredner bis zu ſeinem am 18. Aug. 1817 erfolgten Tode. Die Vielſeitigkeit des Mannes erkennt man aus ſeinen Schriften, unter denen gerade die theologiſchen, abgeſehen von einigen Predigten, Cyprian's Belehrung vom Papſtthum (1769) und dem neuen Geſangbuch (1794), die geringere Zahl ausmachen. Auch die geographiſchen: Alphabetiſches Verzeichniß aller Ortſchaften im Fürſtenthum Baireuth (1793) und alle zum Herzogthum Würtemberg gehörigen Ortſchaften (1798), ſind nur fleißige Sammlungen. Das hiſtoriſche Leſebuch für die baireuthiſche Jugend, welches er 1783 angekündigt hatte, iſt nicht erſchienen. Wohl aber hat er über die Local- und Gelehrtengeſchichte theils von Baireuth, theils von Hof intereſſante kleine Schriften geliefert und zur Kirchengeſchichte des Landes drei Beiträge über den Exorcismus (1791—95) und über die Kirchenviſitation in den Jahren 1561—1564 (1796—99). Wichtiger ſind ſeine pädagogiſchen und philologiſchen Arbeiten. Erſtere ſind theils lateiniſche, theils deutſche Schulprogramme, wie 1775 De diurnis commentariis meis, d. h. über Schuldiarien, 1776 und 1777 Methodus certa signa ingenii boni studiique apti inveniendi, 1778 Multa in Philanthropinis pro novis venditari, quae nova non sunt, 1779—80 ob es rathſam ſei, die öffentlichen Schulprüfungen gänzlich abzuſchaffen, 1783 und 1786 von den Mitteln zur Erweckung der Aufmerkſamkeit bei der Jugend nach dem Vorbilde Jeſu u. a. Seine philologiſchen Arbeiten beſchränken ſich auf die la-

*) Dieſem hatte er im Namen ſeiner Commilitonen die Gratulationsſchrift De vitiis in argumentando obviis 1762 gewidmet.

Digitized by Google

teiniſche Literatur und zwar nur auf Proſaiker. Bemühungen um Herbeiſchaffung eines kritiſchen Materials darf man in jener Zeit nicht erwarten, Kapp begnügte ſich, hier und da eine ältere Ausgabe zu vergleichen. Eigene Conjecturen finden ſich ſelten, überall aber genaue Nachweiſungen über die Parallelen und ſorgfältige Wortregiſter. Muſter war ihm Harleß in Erlangen, der ihn beſonders begünſtigte. Und ſo erſchien 1772 in Hof Julius Obsequens de prodigiis mit den Anmerkungen von Scheffer und Oudendorp, 1774 ebendaſelbſt Pomponius Mela, eine Schulausgabe, welche 1781 wiederholt wurde. Als Harleß 1774 den Nepos von Staveren abdrucken ließ, fügte er außer ſeinen eigenen auch kurze kritiſche Bemerkungen Kapp's hinzu (1800 erſchien eine editio altera et correctior). Dieſer aber hatte bereits 1773 Observationes criticae in Nepotem drucken laſſen und dieſe ausführlichen Bemerkungen gab Harleß in den Opuscula varii argumenti S. 458—469. 1782 folgte in Leipzig ſein Hauptwerk Valerius Maximus cum varietate lectionis notisque perpetuis et indicibus copiosis; es iſt der Text von Torrenius, die Lesarten der Ausgaben (einer alten Ausgabe wird ohne Grund ein großer Werth beigelegt) und eine Auswahl aus den Anmerkungen der Vorgänger. Endlich in Leipzig 1788 Taciti Germania ex recensione et cum selectis observationibus hucusque anecdotis P. D. Longolii ex Ms. editis aus dem Nachlaſſe des 1779 verſtorbenen hofer Rectors Longolius. Eine Ausgabe des Juſtin hatte er gleichfalls beabſichtigt.

Andr. Meyer, Nachrichten von den Schriftſtellern in Anſpach und Baireut, S. 156—164; Fikenſcher, Gelehrtes Fürſtenthum Baireut, V, 11—19. Sein Bild iſt von Bock 1800 in Kupfer geſtochen. (*F. A. Eckstein.*)

KAPP (Johann Christian) war am 18. Juli 1764 in Kirchleuß geboren, Sohn des dortigen Pfarrers Johann Georg Kapp, der ſelbſt den Unterricht leitete und wiſſenſchaftlichen Trieb früh in dem Knaben weckte. 1779 bezog dieſer das Gymnaſium in Baireuth und fand in dem Hauſe ſeines Oheims Johann Kapp nicht blos freundliche Aufnahme, ſondern auch allſeitige Förderung. 1783 bezog er die Univerſität Erlangen. Wenn er auch die theologiſchen Vorleſungen Pfeiffer's und Bayer's nicht vernachläſſigte, ſo feſſelten ihn doch mehr die hiſtoriſchen Breyer's und Meuſel's und vor allem die philologiſchen von Harles, der ihn als Lehrer ſeiner Kinder in ſein Haus nahm. Das bereits 1777 errichtete philologiſche Seminar befeſtigte ihn in ſeinen humaniſtiſchen Neigungen; die Benutzung der reichen Bibliothekſchätze führte ihn zu der Vergleichung mancher alten Ausgaben der alten Schriftſteller und zur Sammlung bibliographiſcher Nachrichten. Eine Probe ſolcher Studien gibt der Catalogus editionum in des Oheims Valerius Maximus 1782 und der geographiſche Index zu Mela (1781). Die Abſicht, ſeine Studien in Leipzig fortzuſetzen, vereitelte eine ſchwere Erkrankung an den Blattern, die ihn ein Halbjahr in dem Hauſe der Aeltern zurückhielt. Nach ſeiner Geneſung nahm er eine Hauslehrerſtelle in Baireuth an, erwarb am 26. April 1787 die philoſophiſche Doctorwürde, erhielt 1788 die Stelle des Tertius am Gymnaſium in Hof und rückte 1791 in das Conrectorat auf. Leider ſtarb er ſchon am 7. April 1793. Von ſeinen Schriften iſt zuerſt zu erwähnen Rutilii Numatiani (denn dieſer Name des Dichters galt damals noch allgemein) itinerarium 1786, nachdem er ſchon 1785 ſeinen Oheim mit einem specimen observationum criticarum in Rutil. Num. beglückwünſcht hatte. Es iſt der Text von Damm, für die Kritik wenig gethan, was bei der Ueberlieferung weniger auffällig ſein kann, die Erklärung verabſäumt. Wohl hat er von Kortte Anmerkungen hinzugefügt, aber dieſe beziehen ſich nur auf die erſten 28 Verſe. Harleß hat eine epistola beigeſteuert. Von Drakenborch's Schriftchen de praefectis urbi beſorgte er 1787 einen Abdruck. 1791 erſchien Minucii Felicis Octavius (die Ausgabe 1794 hat nur einen neuen Titel erhalten), 1792 Aristoteles de mundo mit reichhaltigen kritiſchen und erklärenden Anmerkungen und einigen gelehrten Excurſen, in deren erſtem er die Schrift dem Ariſtoteles abſpricht. Daß er ſich auch mit dem Tragiker Seneca beſchäftigt hat, zeigt das periculum criticum, welches er unter dem Vorſitze von Harleß 1786 in Erlangen vertheidigt hat, und die Abhandlung über den Charakter der Medea (1789). Ein Schulprogramm (1792) behandelt den Zuſtand des hofer Gymnaſiums im 16. Jahrh. Die griechiſchen Mathematiker Nicomachos und Kleomedes wollte er herausgeben, aber der frühe Tod hat es verhindert.

Fikenſcher, Gelehrtes Fürſtenthum Baireut, V, 19—22. (*F. A. Eckstein.*)

KAPP (Johann Erhard) iſt am 23. März 1696 in Ober-Kotzau bei Hof im Voigtlande geboren, eines Fuhrmanns Sohn.[1] Seine Vorbildung erhielt er ſeit 1706 in Hof; ſeine theologiſchen Studien machte er ſeit 1714 in Leipzig. Unter ſeinen Lehrern hatten den größten Einfluß Chr. Fr. Börner, bei dem er exegetiſche und kirchengeſchichtliche Vorleſungen hörte und Joh. Gottl. Carpzov, der ihn in die neuteſtamentlichen Schriften einführte und durch die von ihm in der Thomaskirche gehaltenen Predigten Muſter und Vorbild für ihn wurde. Wenn ſchon Börner durch den ihm gewährten Zugang zu ſeiner Bibliothek auf die überwiegend bibliographiſche Richtung ſeiner Studien Einfluß hatte, ſo noch mehr der Hiſtoriker Joh. Burkh. Mencke, deſſen Bibliothek noch reichere Schätze darbot und der auch zu journaliſtiſcher Thätigkeit und zu beſtimmten gelehrten Arbeiten in den Nova litteraria ihn früh heranzog. So war er auch ſchon 1715 in das collegium historiae litterariae Walchianum eingetreten, in welchem man ſich unter J. G. Walch's Leitung wöchentlich einmal zur Pflege der Gelehrtengeſchichte vereinigte. Am 17. Febr. 1718 wurde er Magiſter, 1719 Mitglied des von Börner geleiteten collegium exegeticum practicum, blieb auch ferner in Carpzov's collegium disputatorium, wurde am 16. März 1720 Mitglied

1) Die Feſtſchrift des Prediger-Collegiums (Lpz. 1824) macht daraus Oberkohau bei Baruth, wol Misverſtändnis aus Oberkotzau-Baruthiensis.

Digitized by Google

des älteren Prediger-Collegiums. Am 30. Dec. 1720 habilitirte er ſich mit einer Disputation de nonnullis indulgentiarum quaestoribus seculis XV. et XVI. und mit dieſen Unterſuchungen über den Ablaßhandel hingen auch die nächſten Schriften zuſammen, wie 1720 „Schauplatz des Tetzeliſchen Ablaßkrames und des dawiderſtreitenden Lutheri", 1721 Exercitatio in Ambrosii Altamurae elogium Joh. Tetzelii und Sammlung einiger zum päpſtlichen Ablaß überhaupt, inſonderheit aber zu der zwiſchen Luther und Tetzel hiervon geführten Streitigkeiten gehörigen Streitſchriften mit Einleitung und Anmerkungen, 1727—1733 kleine Nachleſe einiger größtentheils noch ungedruckten und zur Erläuterung der Reformationsgeſchichte nützlichen Urkunden (4 Hefte). Inzwiſchen hatte er am 14. März 1723 abermals pro loco disputirt de celeberrima Chrysostomi ad Caesarium epistola veritatis evangelicae contra pontificiorum transsubstantiationem insigni teste und war Aſſeſſor der philoſophiſchen Facultät geworden. Im October dieſes Jahres ſchloß er ſich auch dem collegium anthologicum an, welches ſeit 1660 eifrigſt die Uebung in lateiniſcher Poeſie pflegte. Im April 1726 trat er als ein zu der bairiſchen Nation Gehöriger in das große Fürſten-Collegium und ſchrieb in demſelben Jahre De Novi Foederis graeci latinismis merito et falso suspectis zum Reformationsfeſte, wenn nicht der Reſpondent Dreſig der Verfaſſer iſt. 1727 erhielt er eine außerordentliche Profeſſur der Beredſamkeit; zu der am 27. Dec. gehaltenen Antrittsrede lud er ein durch das Programm De caussis corruptae hoc aevo eloquentiae Romanae, in welchem er ſich weſentlich an Tacitus' dialogus de oratoribus anſchließt und nur Weniges über die modernen franzöſiſchen Methodiker wie Rollin, Jouvency, Gibert hinzufügt. Das Jubelfeſt des Augsburgiſchen Bekenntniſſes nahm ihn ſehr in Anſpruch; zunächſt gab er Klein's Roſtocker Jubel-Oration de Augustana confessione von 1630 und die Jubelhiſtorie von 1630 für die Sächſiſchen Lande heraus, veröffentlichte die Jubel-Disputation de curiae Romanae soloecismis circa reformationem Lutheri commissis merito suspectis, deren Verfaſſer der Reſpondent Thümmig war, hielt längere Zeit lectiones iubilares und wendete ſich an alle Behörden mit der Bitte um Mittheilung der Feſtſchriften, Kupferſtiche und Medaillen, weil er eine ausführliche Beſchreibung des Feſtes herauszugeben beabſichtigte. Zur Ausführung iſt dieſer Plan nicht gekommen.

1731 wurde er ordentlicher Profeſſor der Beredſamkeit (Antrittsrede Necessitas litterarum humaniorum in academiis diligentius excolendarum commendata) und damit erhielt er die Verpflichtung, in den verſchiedenen Aemtern als Programmatar, als Decan und als Procancellar die herkömmlichen Schriften zu verfaſſen. Schon ehe dies begann, erſchien 1733 die dissertatio de Xiccone Polentono cancellario Patavino historiae litterariae in Italia instauratore, zu der ihm Herr von Schönberg handſchriftliches Material aus Italien gegeben hatte. Die Decanatsprogramme ſchließen ſich an ſeine geſchichtlichen Studien an, ſo 1739 de scriptoribus historiae reformationis Lipsiensis mit der ziemlich kleinlichen und pedantiſchen Berichtigung einiger Irrthümer Hofmann's in Wittenberg, aber auch mit dem lebhaften Wunſche nach Benutzung der in den Archiven liegenden Documente, und in demſelben Jahre historiam disputationis Lipsiensis a. 1519 institutae aliquatenus supplet mit dem von der theologiſchen Facultät ausgeſtellten Zeugniſſe Eck's, 1746 comment. soloecismos politicos circa reformationem L. commissos ab anonymo Gallo observatos expendens; oder auf dem Gebiete der Univerſitätsgeſchichte 1735 de origine doctorum theologiae et magistrorum artium horumque dignitate, 1747 comment. de procancellario facultatis philosophicae Lipsiensis, zu der die actenmäßigen Belege genau benutzt ſind, 1754 de Johannis a Breitenbach Icti scriptis quibusdam; endlich auch aus der chriſtlichen Archäologie, wie 1747 die prolusio utrum signum palmae tumulis christianorum adiectum certum martyrii sit signum necne. Auch die Denkſchriften gehören hierher, wie der Panegyricus auf Mencke, in der vom Sohne beſorgten Ausgabe der dissertationes academicae (1734) abgedruckt, 1734 Griben, 1736 Paſtor Chr. Weiß, 1737 Schacher und Wagner, 1739 Paſtor Schütz, Profeſſor Lehmann, 1740 Syndicus Mylius und ſofort eine ganze Reihe von Geiſtlichen und Profeſſoren, wie Klauſing, Joh. Zach. Platner, Fr. Mentz und 1750 die memoria Romani Telleri, des jüngſt verſtorbenen Paſtors zu St.-Thomä und Profeſſors. Das Rectorat hat er öfters bekleidet, ſo 1734 und 1746, wo unter ihm am 20. Sept. Leſſing inſcribirt iſt. Auf Kirchengeſchichte bezieht ſich 1745 die Sammlung einiger vertrauter Briefe in Beziehung auf Ausgleichung zwiſchen Lutheranern und Calviniſten; es ſind Leibniz und Jablonowſky, die er beſonders berückſichtigt. 1755 feierte er das Jubelfeſt des Religionsfriedens. Als 1749 Valentin Ernſt Löſcher geſtorben war, übernahm Kapp die Redaction der „Unſchuldigen Nachrichten von alten und neuen theologiſchen Sachen" und führte dieſelbe bis 1756. Dies war das Feld, auf welchem er am meiſten bewandert war. Daneben geht eine andere Schriftſtellerei, bei der wol mehr das Verlangen der Buchhändler beſtimmend geweſen ſein mag. Ich meine damit zunächſt die Vorreden zu andern Schriften, wie 1723 zu Maria de Mente Minerva Sanctiana, 1734 zu Gundling's Hiſtorie der Gelahrtheit, 1739 zu Hager's Buchdruckerkunſt und Schriftgießerei, 1740—45 zu Geſner's Druckerkunſt, 1744 zu Ciaconii bibliotheca, 1745 zu Benzelii syntagma dissertationum Lundinensium, 1746 zu Born's Schatzkammer aller theologiſchen Wiſſenſchaften (auch beſonders gedruckt), 1748 zu Saavedra's Gelehrten Republik, 1752 zu Erasmi epistolae selectae. Damit ſind die Sammlungen von Schriften anderer und die Nachdrucke viel begehrter Bücher zu verbinden, die beſonders in die erſte Zeit ſeiner akademiſchen Wirkſamkeit fallen. 1722 ließ er erſcheinen Clarissimorum virorum orationes selectae in 3 Bänden, 1728 folgten Paulini a Josepho orationes, die 1753 mit noch 12 andern Reden vermehrt wurden, 1728 Joann. Jensii purae et impurae latinitatis collectanea und die selectae e profanis scriptoribus historiae, eine

Digitized by Google

von Heuzet veranſtaltete Chreſtomathie, die noch jetzt in Frankreich benutzt wird, 1750 Mureti orationes et epistolae, eine Erneuerung der zuerſt 1672 von Jakob Thomas in Leipzig veranſtalteten und öfter wiederholten Sammlung, 1724 Athanasii Schiadae arcana bibliothecae Moscuensis sacra, 1741 M. J. Beehr, rerum Meclenburgicarum libri VIII, welchem Folianten er auch ein Leben des Verfaſſers hinzugefügt hat. Einiges hat er aus dem Italieniſchen (eine historia concilii Lateranensis 1731) und aus dem Franzöſiſchen überſetzt, ſo Iuvenel de Carlencas, Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften (2 Bände 1749—1752). Am meiſten wird noch jetzt benutzt die 1722 erſchienene Ausgabe einiger Schriften des Jeſuiten François Vavaſſeur (Vavassor), unter denen die Abhandlung de ludicra dictione von ermüdender Weitſchweifigkeit den Nachweis zu liefern verſucht, daß das Burleske, das man damals bei den Franzoſen in der Anwendung einer alterthümlichen Schreibart (etwa Marot's) ſuchte, den Alten unbekannt geblieben ſei. Das Buch war ſeit 1685 ſelten geworden, deshalb glaubte Kapp es wiederholen zu müſſen und ſtattete es mit gelehrten Vorreden und Anmerkungen aus, in denen man eine gute Kenntniß auch der franzöſiſchen Literatur findet. Da er oft Gelegenheit nimmt, die Latinität des Jeſuiten zu berichtigen, iſt es erklärlich, daß er auch den Antibarbarus deſſelben hinzugefügt und erweitert hat, und darin allein beſteht der Werth des Buches auch heute noch. Alle übrigen Zuthaten, wie epistolae selectae von Balzac, Menagii et aliorum epistolae et poemata ſind entbehrlich. Am 7. Febr. (auch 9. Febr. oder 7. März werden angegeben) 1756 iſt der fleißige Mann geſtorben als Senior der Bairiſchen Nation und Decemvir der Univerſität. Seine reiche Bibliothek wurde 1758 verſteigert.*) Sein Bildniß ſteht vor dem 195. Theil der deutſchen Acta eruditorum.

Sein Sohn Chriſt. Erhard Kapp, geb. 23. Jan. 1739, widmete ſich der Medicin und war bis 1808 der geſuchteſte Arzt in Leipzig, dann zog er nach Dresden, wo ſeine einzige Tochter lebte, und ſtarb am 30. Sept. 1824.

(*F. A. Eckstein.*)

**KAPPADOKIEN**, ſeit der Perſerzeit Name einer Landſchaft im öſtlichen Kleinaſien. In ſeiner weiteſten Ausdehnung bezeichnet es das vom kilikiſchen Tauros, dem Euphrat, dem Schwarzen Meere und dem Halys begrenzte Gebiet. Der größte Theil iſt ein kahles, ebenes Plateau, das ſich im Oſten 3—4000, im Südweſten 2—3000 Fuß über den Meeresſpiegel erhebt, meiſt völlig baumlos, im Winter kalt und mit Schnee bedeckt, im Sommer glühend heiß, ſodaß ſelbſt die Viehzucht nur ſchlecht gedeiht. Das einzige Product des Plateaus iſt Salz. In ſeiner Mitte erhebt ſich völlig iſolirt die gewaltige Bergmaſſe des Argäos (jetzt Erdſchiſch, 11,000 Fuß über dem Meer), ſonſt durchziehen nur niedere Hügelreihen und ſchmale unſchiffbare Waſſeradern das Land.

Fruchtbarer und gegliederter iſt der ſüdöſtliche Theil der Landſchaft, der nach dem Euphrat zu abfällt, das alte Melitene, jetzt das Sandſchak von Malatia. Daſſelbe wird von dem übrigen Kappadokien durch die parallelen Höhenzüge getrennt, welche die Alten als den kappadokiſchen Antitauros (mit dem ſopheniſchen in Armenien nicht zu verwechſeln!) bezeichnen. Derſelbe wird von dem Saros und ſeinen Nebenflüſſen durchſtrömt, und zieht ſich vom Hauptſtock des Tauros nach Nord-Oſten bis in die Nähe der Halysquellen. — Einen weſentlich andern Charakter trägt das reichbewaldete und fruchtbare pontiſche Küſtengebirge (ſ. Pontos). — Von Flüſſen ſind in Kappadokien außer den genannten zu erwähnen der Halys, j. Kyzyl Irmak, „der rothgelbe Fluß", der größte Strom Kleinaſiens, der in den kleinarmeniſchen Gebirgen (ἐξ *Ἀρμενίου οὔρεος*, *Herod.* I, 72) entſpringt und in langem Bogen das Hochplateau durchzieht, dann die Küſtengebirge durchbricht, und nach einem Laufe von 140 Meilen nur 40 Meilen von ſeiner Quelle entfernt mündet. Weder der Halys noch der ihm faſt völlig parallel fließende Iris (Jeſchil Irmak) ſind ſchiffbar, letzterer beſitzt in dem durch eine reiche Ebene zwiſchen den Küſtengebirgen hinſtrömenden Lykos einen weit waſſerreicheren Nebenfluß. — Vergl. *Strabo* lb. XII; Ritter, Erdkunde, XVIII, XIX. Tſchihatcheff, l'Asie Mineure und die Reiſewerke von Hamilton, Ainsworth u. a.

Ueber Ethnographie, Religion, älteſte Geſchichte iſt der Artikel Kleinasien zu vergleichen. Einzelne Punkte ſind auch in meiner „Geſchichte von Pontos" 1879 ausgeführt.

Etwa im 13. Jahrhundert v. Chr. hat, ſo ſcheint es, der in Syrien anſäſſige Volksſtamm der Cheta (Hethiter) wie ganz Kleinaſien ſo auch Kappadokien erobert. Ihnen gehören die älteſten Monumente des Landes an, die Trümmer eines Palaſtes bei Üjük (zwiſchen Tſchorum und Jyzgat) und ſüdlich davon die räthſelhaften Felſenſculpturen von Bogbazkiöi (zuerſt von Texier. Descr. de l'Asie mineure, am beſten von Perrot, Explor. de la Bithynie publicirt). Als dann die Aſſyrer Armenien und Syrien unterwarfen, finden wir im ganzen Gebiete Kappadokiens die Stämme der Tabal, bei denen Salmanaſſar IV. einmal 24 Fürſten erwähnt — ſie werden wiederholt als die nördlichen Nachbarn der Kiliker (Hilakku) bezeichnet —; nordöſtlich von ihnen (alſo etwa am obern Halys und Euphrat) ſitzen die Muski (vergl. Schrader, Keilſchr. und Geſchichtsforſchung 155 fg.). Beide Völker werden ſeit Ezechiel (vgl. Stade, Ueber Javan, Gießen 1880, Progr. S. 5 fg.; Gen. 10, 2 iſt von Ezech. abhängig) bei den jüdiſchen Schriftſtellern mehrfach genannt als ferne Nordvölker, mit denen die Tyrier Handel trieben. Bei den Griechen finden wir die Namen in der Form *Τιβαρηνοί* (*Hekat.* fr. 193: *Τίβαροι*) und *Μόσχοι* wieder. Doch ſind ſie hier auf die Bewohner der pontiſchen Küſtengebirge beſchränkt, zu deren Hauptſtämmen beide gehören; nur von den Tibarenern wird bei *Cic.* ad fam. 15, 4 ein verſprengter Reſt in den kilikiſchen Gebirgen erwähnt.

Daß die aſſyriſchen Könige jemals bis ans Schwarze

---

2) Fikenſcher, Gelehrtes Fürſtenthum Baireut, V, 22—34; Saxii Onomast. liter. VI, 328. 705.

Meer vorgedrungen ſeien, ſcheint monumental nicht nachweisbar. Dagegen haftet bei den Griechen an dem öſtlichen Küſtengebiet des Pontos, vor allem aber an der Gegend von Sinope, bis in ſpäte Zeiten der Name *Ἀσσυρία* oder *Συρία* (ſ. vor allem Nöldeke, *Ἀσσύριος, Σύριος, Σύρος* im „Hermes“ V.). Die Bewohner Kappadokiens nennen ſie Syrer, wofür ſpäter zur Unterſcheidung von den Aramäern der Name „weiße Syrer“ *Λευκόσυροι* eingeführt wird. Wie dieſe Namen zu erklären ſind, iſt noch nicht klar; ſchwerlich aber beruhen ſie auf ethnographiſchen Verhältniſſen. Daß Völkerveränderungen ſtattgefunden haben, iſt nicht unwahrſcheinlich; vor allem wird der Einfall der Kimmerier (aſſyr. Gimirai, hebr. גמר) in Kleinaſien dabei mitgewirkt haben, und vielleicht iſt es von Bedeutung, daß die Armenier das Land Kappadokien auch Gamir nennen (Kiepert, Ber. Berl. Ak. 1859, 205; de Lagarde, Geſ. Abhandl. 254).

Nach dem Falle Ninives ſtand Kappadokien unter mediſcher Herrſchaft. Doch muß damals der Südoſten, die Landſchaften Kataonien zu beiden Seiten des Antitauros und Melitene am Euphrat, an die Fürſten Kilikiens gekommen ſein. Dieſes ganze Gebiet wird daher in der Perſerzeit zu Kilikien gerechnet (*Her.* I, 72; V, 52) und die Landſchaft am Argäos mit der Hauptſtadt Mazaka behielt bis in die ſpäteſten Zeiten den Namen *Κιλικία*. Daher bemerkt *Strabo* XII, 1, 2, die Alten (d. h. die Schriftſteller vor Alexander) hätten die Kataoner als ein beſonderes Volk gerechnet, obwol zwiſchen ihnen und den übrigen Kappadokern in Sprache und Sitte kein Unterſchied ſei. Auch daß von den beiden Tempeln der großen kappadokiſchen Göttin, die den Namen Komana führen, der eine am Iris, der andere in Kataonien am Saros liegt, weiſt darauf hin, daß von einem nationalen Unterſchiede hier nicht die Rede ſein kann.

Unter den Perſern kommt zuerſt der Name Kappadokien, altperſ. Katpatuka, vor, den Herodot I, 72; V, 49; VII, 72 den Griechen, welche die Bevölkerung *Σύριοι* nannten, noch erklären muß. Woher der Name ſtammt, ob er alt und einheimiſch iſt und nur zufällig jetzt zuerſt erwähnt wird, ob er das Eindringen einer neuen Nationalität bezeichnet, oder ob nur ein neuer Name an die Stelle des alten (Tibarener) tritt, iſt nicht zu entſcheiden. Ihrer Nationalität nach ſind die Kappadoker wahrſcheinlich Indogermanen; wenigſtens weiſen die zahlreichen Ortsnamen auf -assos (-issos) und die durchgehende Bildung der kappadokiſchen Landſchaftsnamen auf *-ηνη* darauf hin. Kappadokiſche Eigennamen ſind uns nicht erhalten, von Worten nur zwei Gloſſen: *νηξις*, Feldmaus (Heſychius) und das Wort *μῶλυ* ſ. Lagarde, Geſ. Abh. 265.

Die Religion der Kappadoker ſcheint mit der der Weſt-Kleinaſiaten eng verwandt. Wir finden einen Himmelsgott, der in Tyana den Namen Zeus Asbamaios führt (*Philostr.* Vit. Ap. Tyan. I, 6), den Meineke auch bei *Strabo* XII, 2, 6 für *Διὸς Δακιήου* der Handſchriften angeſetzt hat. Er iſt der Schirmherr des Eides, der durch das Waſſer ſeines heiligen Quells die Meineidigen entlarvt, weshalb Philoſtratos den Namen mit *Ζεὺς Ὅρκιος* wiedergibt.

Andere Zeusheiligthümer werden erwähnt zu Venaſa, mit zahlreichen Hierodulen (*Strabo* XII, 2, 5), und in dem jedenfalls urſprünglich kappadokiſchen Tavia (ib. 5, 2); eins der erwähnten wird mit dem bei *Diodor.*, XXXI, 34 erwähnten Zeusheiligthum am *ὄρος Ἀριάδνης*, einem alten Aſyl mit reichem Tempelſchatz, gemeint ſein. Neben Zeus ſteht ein Sonnengott Apollo *Κατάων*, der in Kataonien und im ganzen übrigen Lande verehrt wird (*Strabo* XII, 2, 5), ein Mondgott mit dem perſiſchen Beinamen *Μὴν Φαρνάκου*, der in Ameria in Pontos ſein großes Heiligthum beſitzt (ib. 3, 31). Am bekannteſten aber iſt die große Naturgöttin, die, wie bei den Weſt-Kleinaſiaten, den Namen Ma „Mutter“ führt und vor allem in den beiden Komana verehrt wird. Die Göttin wird mit wilden Orgien gefeiert, bei denen die Prieſter und Verehrer ſich mit gezücktem Schwerte ſelbſt zerfleiſchen — deshalb nennen die Griechen ſie Enyo, die Römer Bellona. Ebenſo gut geben ſich ihr zu Ehren aber die heiligen Weiber preis; und die zweimal im Jahre ſtattfindenden Proceſſionen (*ἔξοδοι*) der Göttin werden mit rauſchenden Feſten gefeiert. Die helleniſtiſche Sage erklärt die Göttin für die Artemis tauropolos, deren Cult Oreſtes nach Komana gebracht habe; der Ort ſelbſt verdanke ſeinen Namen dem Umſtande, daß er hier ſein in der Trauer lang gewachſenes Haar ablegte. Auch mit Selene und Athene wird die Göttin bei *Plut.* Sulla 9 identificirt; entſpricht ihr etwa die in römiſchen Inſchriften ſo häufige Minerva Berecynthia? In ſpäterer Zeit iſt der Cultus zunächſt durch Sulla nach Rom gekommen und hat ſich dann in der Kaiſerzeit mit den übrigen orgiaſtiſchen Dienſten weit verbreitet. (S. *Strabo* XII, 2, 3; 3, 32. 36; 8, 9. *Plut.* Sulla, 9. *Caes.* Bell. Alex. 66. *Tibull.* I, 6. *Lactant.* I, 2. *Tertullian.* Apol. 9 cet. Orelli, inscr. No. 1903, vergl. 2316—18 u. a.). Schließlich iſt hier ein *Γῆς ἀρχιερεύς* einer Grabinſchrift von Amaſia zu erwähnen: Perrot, Explor. 372.

Neben den einheimiſchen haben ſich perſiſche Culte weit verbreitet, wobei der Umſtand, daß bis auf die Römerzeit perſiſche Dynaſtien im Lande herrſchten, mitgewirkt haben mag. Perſiſche Feueraltäre und „Feuer anſteckende“ Magier (*πύραιθοι*) fanden ſich überall (*Strabo* XV, 3, 15). In Zela hatten die perſiſchen Götter Anaitis (Anâhita) Omanos (Vohumano?) und Anadates (unbek.) ein großes Heiligthum, in dem namentlich das mit dem Anaitiscult überall verbundene Freudenfeſt der Sakäen (vielleicht ein Feſt der Winterſonnenwende, da um dieſe Zeit noch jetzt eine große Meſſe in Zilleh gefeiert wird: Perrot, Explor. 378) gefeiert wird. An daſſelbe knüpft dann eine — hiſtoriſch natürlich völlig werthloſe — Erzählung, es verdanke ſeinen Urſprung der Vernichtung der Saken, die in das Land eingefallen ſeien. Ueber die Sakäen ſ. *Berossos* fr. p. 3. Müller; *Strabo* XI, 8, 4. 5 (wo in der zweiten Erzählung *Herod.* I, 211 benutzt iſt), XII, 3, 37; vergl. XI, 14, 16;

Digitized by Google

XV, 3, 15. — Von Kappadokien aus verbreiten ſich die perſiſchen Culte dann über das weſtliche Kleinaſien (*Pausan.* V, 27. *Tac.* Ann. III, 62. C. J. gr. 3424; daher *Hesych.*: *Μαζεύς ὁ Ζεὺς παρὰ Φρυξίν*, womit natürlich das perſiſche Mazda, kein einheimiſcher Gott gemeint iſt) und ſchließlich über die ganze helleniſtiſch-römiſche Welt. — In Verbindung mit der Religion ſind auch die parſiſchen Monatsnamen, und zwar nicht die zur Achämenidenzeit üblichen, ſondern die ſpäteren, auf der parſiſchen Religion beruhenden, nach Kappadokien gekommen (vgl. Ideler, Chronol. I, 441; Benfey und Stern, Monatsnamen 77; v. Gutſchmid, Das eraniſche Jahr, Ber. ſächſ. Geſ. d. W. 1862), die daher nicht mit de Lagarde (Geſ. Abh. 258 fg.) als Zeugniſſe der kappadokiſchen Sprache betrachtet werden dürfen.

Eine höhere Cultur haben die Kappadoker nie entwickelt. Die Maſſe der Bevölkerung ſcheint dem Adel leibeigen geweſen zu ſein, namentlich zu den Tempeln gehörten zahlreiche Hörige. Die zahlreichen Burgen des Landes mögen gleichfalls zum Theil Adelsſchlöſſer geweſen ſein. Die Bauern wohnten in Dörfern, zum Theil ſehr beträchtlichen Umfangs (daher bei Strabo *κωμόπολις*). Eigentliche Städte mit ſelbſtändiger Communalverwaltung (griech. *πόλις*) gab es nur ganz vereinzelt. Strabo kennt nur Tyana (*Xen.* Anab. I, 2, 20 *Δάνα*) und Mazaka, wozu in Pontos Amaſia am Iris hinzukommt; erſt die Römer haben überall eine ſtädtiſche Organiſation eingeführt.

Unter den Perſern gehört Kappadokien — abgeſehen von Kataonien (ſ. o.) — zur dritten kleinaſiatiſchen Satrapie (Hauptland Phrygien), *Herod.* III, 90, und erſcheint infolge deſſen zum Beiſpiel als Beſtandtheil der Satrapie des jüngeren Kyros (*Xen.* Anab. I, 9, 7). Die Satrapie zerfiel in mehrere Unterſtatthalterſchaften, deren eine das ganze weſtliche Kappadokien von Tyana bis Amiſos umfaßt zu haben ſcheint (ſ. m. Geſch. v. Pontos 26 fg.). Derſelben gehört der *ἄρχων Καππαδοκίας* an, welche nach Theopomp bei *Strabo* XII, 3, 14 Amiſos (neu-)gegründet haben ſoll, ferner, wenn die Angabe überhaupt hiſtoriſchen Werth hat, der von *Ktesias* Pers. 16 während Darios' Skythenfeldzug genannte Ariaramnes, Satrap von Kappadokien. Aus ſpäterer Zeit gehören hierher Mithradates im Jahre 401 (*Xen.* Anab. VII, 8, 25), Kamiſares und ſein Sohn Datames (*Nep.* Datam. I. *Diod.* XV, 91 u. a.), deſſen Empörung gegen den Großkönig bekannt iſt (ermordet vor 358), zu Alexander's Zeit Mithrobuzanes *ὁ τῶν Καππαδόκων ὕπαρχος*, der am Granikos fiel (*Arr.* I, 16, 3). In dem zu Kilikien gehörigen Kataonien finden wir zu Datames' Zeit einen Hyparchen Aſpis (*Nepos*, Dat. 4).

Plato (De leg. III, 695 c) berichtet, als Darios mit Hülfe ſeiner ſechs Mitverſchworenen die Herrſchaft gewonnen, habe er das Perſerreich in ſieben Theile getheilt und jedem einen zugewieſen, „wovon ſich geringe Spuren noch bis in die Gegenwart erhalten haben". Daran iſt ſo viel richtig, daß die Stammeshäupter in den Provinzen einen bedeutenden und vielleicht ſteuerfreien Grundbeſitz erblich zugewieſen erhielten; ſo gehörte dem Geſchlecht, aus dem ſpäter die pontiſchen Könige hervorgingen, die Stadt Kios. Die Hydarniden ſcheinen in Armenien mächtig geweſen zu ſein (vergl. *Strabo* XI, 14, 15), und das Geſchlecht des Otanes (Utâna, bei *Ktes.* Anaphas) beſaß einen Theil des nordöſtlichen Kappadokiens, deſſen Hauptſtadt wahrſcheinlich Gaziura am Iris (*παλαιὸν βασίλειον*, *Strabo* XII, 3, 15) war. Aus dieſem Geſchlecht ſind die ſpäteren Könige Kappadokiens hervorgegangen, und es iſt daher ſehr begreiflich, daß die Geſchichte des Hauſes der Otaniden während der Perſerzeit, um das ſpätere Königthum zu legitimiren, ſtark entſtellt iſt, wie ähnlich bei den pontiſchen Königen. Die officielle Verſion (*λέγουσιν ἑαυτοὺς οἱ τῆς Καππ. βασιλεῖς* cet.) der ſpäteren Zeit hat Photios in ſeinen Auszügen aus Diodor (XXXI, 19 Dindorf) bewahrt. Hier wird das Geſchlecht auf einen angeblichen kappadokiſchen Urkönig Pharnakes zurückgeführt, der mit Kyros' Schweſter Atoſſa einen Sohn Gallos (!), den Urgroßvater (!) des Anaphas-Otanes, gezeugt habe. Letzterem ſei von Darios die Herrſchaft über Kappadokien ſteuerfrei übergeben worden. Ebenſo unhiſtoriſch iſt der weitere Stammbaum, in dem zum Beiſpiel der oben erwähnte Datames zum Enkel des Anaphas gemacht wird, während er in Wirklichkeit mindeſtens zwei Generationen ſpäter anzuſetzen war und überdies aus kariſchem Geſchlecht ſtammte. Hiſtoriſchen Boden gewinnen wir früheſtens mit einem Ariarathes, der ſich bei Artaxerxes' III. ägyptiſcher Expedition ausgezeichnet haben ſoll. Sein gleichnamiger Sohn iſt dann zu Alexander's Zeit im Beſitze des väterlichen Erbes; er erſcheint vielleicht als Führer der Kappadoker bei Arbela unter dem Namen Ariakes (*Arr.* III, 8, 5). Alexander hat ſein Gebiet nicht berührt, und während er fern im Oſten kämpfte, dehnte Ariarath ſeine Macht bedeutend aus; die griechiſchen Küſtenſtädte von Trapezus bis Sinope ſcheinen unter ſeiner Herrſchaft geſtanden zu haben. Wir beſitzen von ihm Münzen mit Legenden in der zur Perſerzeit in Kleinaſien weit verbreiteten aramäiſchen Sprache und Schrift, die theils die Typen von Sinope tragen (Adler und Delphin), theils ein ſitzendes Götterbild mit der Legende (?) בעל גזור, d. i. Ba'al (= *Ζεύς*) von Gaziura(??) aufweiſen, der Name des Fürſten iſt ארירת, Ariorat, geſchrieben (ſ. Waddington, Rev. numism. 1861, S. 3; Brandis, Münz-, Maß- und Gewichtsſyſtem, S. 427; H. Droyſen's Anſicht, die Münzen gehörten einem ſpäteren Ariorat an [Zeitſchr. für Numism. II, 316] ſcheint ganz unhaltbar).

Nach Alexander's Tode zogen bekanntlich Perdikkas und Eumenes zur Eroberung Kappadokiens aus; der zweiundachtzigjährige Ariarath wurde gefangen und hingerichtet, ſein gleichnamiger Sohn entkam nach Armenien (*Diod.* XVIII, 16; XXXI, 19. *Luc.* Macrob. 13 u. ſ. w.). Nach Eumenes' Sturz kam Kappadokien an Nikanor (*Diod.* XVIII, 39. *App.* Mithr. 8), dann erobert es Antigonos 315 (*Diod.* XIX, 57—60). Unter ſeiner Herrſchaft blieb es, bis die im Jahre 302 gegen ihn geſchloſſene Coalition des Seleukos, Ptolemäos, Lyſimachos



Digitized by Google

und Kaſſander zur Entſtehung einheimiſcher Staaten die Gelegenheit bot. Mithradates, der Sohn eines von Antigonos ermordeten Fürſten von Kios, bemächtigte ſich der Feſte Kimiata in Paphlagonien und unterwarf von hier aus die Küſtenlandſchaften zu beiden Seiten des Halys; es iſt der Gründer des Reiches „Kappadokien am Pontos", das ſpäter ſchlechtweg Pontos genannt wird (ſ. d.). Gleichzeitig kehrte Ariarathes, von dem (klein-?) armeniſchen Dynaſten Ardoates unterſtützt, in ſeine väterlichen Beſitzungen zurück (*Diod.* XXXI, 19)[1]. Auch das Reich der Hydarniden in Armenien, das bis auf Antiochos den Großen beſtand, dürfte um dieſe Zeit entſtanden ſein. Als dann durch die Schlacht bei Ipſos 301 dem Lyſimachos das weſtliche Kleinaſien, dem Seleukos das geſammte übrige Reich des Antigonos zufiel, wurden die neuen Staaten, wenn auch keineswegs officiell anerkannt, ſo doch nicht weiter angegriffen; zwanzig Jahre herrſchte faſt völliger Friede in Aſien.

Ariarathes I. war zunächſt nur im Beſitz der Landſchaften am oberen Halys — etwa Lavianſene und Sargarauſene. Das Irisgebiet mit Gaziura, Komana, Amaſia gehörte zum neuen Reiche des Mithradates, das ſüdweſtliche Kappadokien (ἡ Σελευκὶς λεγομένη, *App.* Syr. 55), d. h. vor allem Tyana, und ebenſo zweifelsohne Kataonien mit Melitene, gehörten dem Seleukos, der hier eine Stadt Apamea Damea gegründet haben ſoll (*Plin.* V, 127; vergl. Droyſen, Hellenismus III, 2, 265). Als dann Seleukos den Lyſimachos beſiegt hatte (282) und nach Europa hinübergehen wollte, gleichzeitig aber, ſo ſcheint es, Anſprüche auf die Herrſchaft über ganz Kleinaſien erhob — ſpeciell wird von Angriffen auf Heraklea und Bithynien berichtet — ſcheint Ariarathes ſich zur Wehr geſetzt zu haben. Eine vereinzelte Notiz berichtet, daß Seleukos' Truppen in Kappadokien beſiegt worden ſeien (ut Seleucus amissis in Cappadocia cum Diodoro copiis interfectus est, *Trog.* prol. 17), und nach *Strabo* XII, 1, 2 eroberte Ariarathes I. Kataonien. Jedenfalls ermöglichten ihm die nach Seleukos' Ermordung (281) ausgebrochenen Wirren, das Land ſüdlich vom Halys dauernd zu behaupten, ſein Reich bis an den kilikiſchen Tauros auszudehnen. Vielleicht erſtreckte ſich daſſelbe auch über den Euphrat; nach *Strabo* XI, 14, 5 gehörte die armeniſche Landſchaft Akiliſene „und das Land am (ſopheniſchen) Antitauros" vor 190 v. Chr. den Kataonern (?), und jedenfalls war die wichtige Feſte Tomiſa gegenüber von Melitene kappadokiſch (*Strabo* XII, 2, 1). — Das eigentliche Kappadokien zerfiel unter den Königen in 10 Provinzen (στρατηγίαι), deren Verzeichniß *Strabo* XII, 1, 4 gegeben hat. An ihrer Spitze ſtehen die *Pol.* XXXI, 17 = *Diod.* XXXI, 21 erwähnten ἡγεμόνες.

Von der Geſchichte des kappadokiſchen Reiches im 3. Jahrhundert erfahren wir ſehr wenig. Unzweifelhaft hatte es, wie ganz Kleinaſien, auch unter den Angriffen der Galater zu leiden, von denen ſich die Trokmer öſtlich vom Halys um Tavia auf altkappadokiſchem Grunde anſiedelten. Ariarathes' I. Sohn, Ariamenes oder Ariaramenes, wurde um 259, ſo ſcheint es, von den Seleukiden anerkannt — von hier an datirt eine Notiz bei Synkellos (p. 523) die Selbſtändigkeit Kappadokiens (v. Gutſchmid, Lit. Centr. 1880, S. 869). Ariamenes vermählte ſeinen ſpäter zum Mitregenten erhobenen Sohn Ariarathes II. mit einer Tochter des Antiochos Theos (regierte 262—247; *Euseb.* I, p. 251, Schöne) und ſpielt dann im Bruderkrieg zwiſchen Seleukos Kallinikos und Antiochos Hierax eine Rolle, indem er letzteren, der zu ihm geflüchtet war, ſeinem Bruder ausliefern will (um 235: *Justin.* XXVII, 3 und *Trog.* Prol.). Dem Ariamenes möchte ich die von Friedländer, Zeitſchr. für Numism. IV, 265 publicirte Münze mit der Legende *ΑΡΙΑΡΑΜΝΟΥ* zuweiſen, dem Ariarathes II. die älteſten Münzen mit der Legende *ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΑΡΙΑΡΑΘΟΥ* (ib. 270 fg.; Borell, Num. Chron. New Ser. II). Unter ihm findet ſich zuerſt eine Athene als Münztypus, unter ſeinen Nachfolgern iſt Athene Nikephoros durchweg das Zeichen der kappadokiſchen Könige. — Ariarathes II. iſt früh geſtorben; ihm folgt ſein noch unmündiger Sohn[2] Ariarathes III. Euſebes (221—163; *Pol.* IV, 2, 8; *Diod.* XXXI, 19). Im Jahre 193 wird derſelbe von Antiochos III. zum Bundesgenoſſen gegen Rom geworben und vermählt ſich mit deſſen Tochter Antiochis. Für die Unterſtützung des Syrerkönigs hat er nach den Friedenspräliminarien 600 Talente zu zahlen, die ſpäter, vor allem durch die Vermittelung des Eumenes, der Ariarathes' Schweſter Stratonike geheirathet hatte, auf die Hälfte herabgeſetzt wurden. Seitdem iſt der kappadokiſche König ein getreuer Bundesgenoſſe der Pergamener und der Römer, denen er ſchon bei der Expedition des Vulſo gegen die Galater 189 v. Chr. Zuzug leiſtete (*Liv.* 38, 26) und die er im Perſeuskriege ſeiner Ergebenheit verſicherte. Als er im Jahre 182 vom König Pharnakes von Pontos mit Krieg überzogen wird, leiſtet ihm Eumenes Hülfe und es entſpinnt ſich ein vierjähriger Krieg, in den alle kleinaſiatiſchen Staaten hineingezogen werden. Wieder und wieder wird die Vermittelung des Senats angegangen; ſchließlich im Jahre 179 gelingt es, Pharnakes zum Frieden zu zwingen. Eine neue Gefahr brachten im Jahre 164 die trokmiſchen Galater, die auf Koſten der Kappadoker ſich ausdehnen wollten, indeſſen nichts ausrichten konnten und nun in Rom durch Beſchwerden etwas zu erreichen hofften, indeſſen, wie es ſcheint, ohne Erfolg (*Pol.* XXXI, 13). Dagegen verlor Ariarathes ſeine armeniſchen Beſitzungen an die dort nach 190 v. Chr. neu entſtandenen Königreiche Großarmenien (unter Artaxias) und Sophene (unter Zariadris) — ein dritter armeniſcher Staat war das

1) Appian's Angabe, Mithradates habe Pontos und Kappadokien beherrſcht, der letztere Staat ſei ſpäteren Urſprungs (Mithr. 9), beruht auf einem Misverſtändniß; ſ. Geſch. von Pontos S. 37.

2) Bei *Justin.* XXIX, 1: Cappadociae regnum Ariarathi puero admodum pater ipse tradiderat ſind Ariarathes II. und III. zu Einer Perſon verſchmolzen, anders v. Gutſchmid. Rhein. Muſeum XXXVII, 549; Aehnliches findet ſich bekanntlich bei Juſtin ſehr häufig.

Digitized by Google

weſtlich vom Euphrat gelegene, unter pontiſcher Oberhoheit ſtehende Kleinarmenien; — die Feſtung Tomiſa wurde an den ſopheniſchen Fürſten für 100 Tal. verkauft (*Strabo* XI, 14, 3. XII, 2, 1).

Im Jahre 163 ſtarb Ariarathes III. (*Pol.* XXXI, 14. *Liv.* epit. 46). Er hatte lange keine Kinder gehabt, und ſeine Gemahlin deshalb zwei fremde Kinder, Ariarathes und Orophernes (ſo auf ſ. Münzen; bei den Schriftſtellern auch Holophernes), untergeſchoben. Als ſie dann einen Sohn (urſpr. Mithradates, ſpäter Ariarathes genannt) gebar, entdeckte ſie dem Könige den Betrug, und die untergeſchobenen Prinzen wurden der eine nach Rom (172 v. Chr.: *Liv.* 42, 19), Orophernes nach Ionien geſchickt. Der wahre Sohn, dem der Vater ſchon bei Lebzeiten die Herrſchaft hatte abtreten wollen — daher nennt derſelbe ſich Ariarathes (IV.) Euſebes Philopator — folgte zunächſt unbeſtritten. Seine erſte Handlung war, ſich der Freundſchaft des Senats zu vergewiſſern, das Foedus mit Rom zu erneuern und den Leichnam ſeiner Mutter, die bei den nach Antiochos Epiphanes' Tode (164) in Syrien ausgebrochenen Wirren ermordet worden war, aus Antiochia zurückzugewinnen (*Pol.* XXXI, 14. 17. *Diod.* XXXI, 19. 21. *Liv.* Ep. 46). Einen Angriff des ſyriſchen Satrapen Ptolemäos von Kommagene, der ſich ſelbſtändig gemacht hatte, ſchlug er zurück, den Nachfolger des Zariadris von Sophene, Mithrobuzanes, ſchützte er gegen die Angriffe des Artaxias von Großarmenien (*Diod.* XXXI, 19a. 22. *Pol.* XXXI, 17, 5). Als dann im Jahre 162 Demetrios I. ſich des ſyriſchen Thrones bemächtigte und Rom ihm zunächſt die Anerkennung verweigerte, trat Ariarathes mit Entſchiedenheit gegen ihn auf und verſagte ihm die angetragene Verſchwägerung (*Pol.* XXXII. 3. 5. *Diod.* XXXI, 28). Die Folge war, daß Demetrios, ſobald er ſich auf dem Throne befeſtigt hatte, den Orophernes als Prätendenten aufſtellte und Ariarathes verjagte — wofür er ſich von dem neuen König 1000 Talente verſprechen ließ (158 v. Chr.). Ariarathes fand Unterſtützung bei Eumenes, der zunächſt in der Perſon des Alexandros Balas, eines angeblichen Sohnes des Antiochos IV., dem Demetrios einen Gegenprätendenten aufſtellte, der ſich in Kilikien einen Anhang gewann (*Diod.* XXXI, 32a). Indeſſen 157 v. Chr. ſtarb Eumenes und ſein Bruder und Nachfolger Attalos II. wurde unmittelbar darauf von Pruſias II. von Bithynien ſo heftig angegriffen, daß er zunächſt nicht helfen konnte (ſ. *Pol.* XXXII, 22. 27). In Rom aber, wohin ſich alle Parteien wandten, ließ man die günſtige Gelegenheit zur Schwächung Kappadokiens nicht vorübergehen; der Senat beſchloß, beide Brüder ſollten gemeinſam regieren (*App.* Syr. 47, beſchönigt bei *Liv.* Epit. 47). Indeſſen Orophernes machte ſich in Kappadokien durch ſeine Erpreſſungen und Mordthaten ſo verhaßt, daß es dem Ariarath gelang, das ganze Reich wiederzugewinnen (156 v. Chr.); *Pol.* XXXII, 22. 24. 25. *Diod.* XXXI, 32–34. *App.* Syr. 48. *Trog.* Prol. 34. *Justin.* 35, 1. Münzen des Orophernes: Newton, Numism. Chron. New Ser. XI, 19 fg. — Händel des Ariarathes mit Priene über ein Depoſitum des Orophernes im Jahre 155: *Pol.* XXXIII, 6. *Diod.* XXXI, 32. Newton l. c.).

Nach ſeiner Wiedereinſetzung unterſtützte Ariarathes zuſammen mit dem pontiſchen Könige Mithradates den Attalos gegen Pruſias II. (155 v. Chr, *Pol.* XXXIII, 12). Ein Verſuch des Demetrios, den Orophernes aufs neue nach Kappadokien zu führen, ſcheiterte daran, daß der König entdeckte, ſein Gaſt habe inzwiſchen die Antiochener aufzuwiegeln geſucht, und ihn infolge deſſen gefangen ſetzte (*Justin.* 35, 1). Bald darauf erlag Demetrios dem jetzt von Attalos, Ptolemäos und Ariarathes unterſtützten Alexander Balas (151 v. Chr.). Für Kappadokien iſt Ariarathes' IV. Regierung epochemachend; erſt dieſer König, ein edler und hochgebildeter Mann, der zum Beiſpiel mit dem Akademiker Karneades in Briefwechſel ſtand (*Diog. Laert.* IV, 65) hat das Land der helleniſchen Cultur geöffnet — wie Orophernes den ioniſchen Luxus einführte (*Diod.* XXXI, 19. *Pol.* XXXII, 25). Sein Vater mag ſchon damit begonnen haben, wenigſtens hat er die Stadt Ariaratheia gegründet (Steph. Byz.). Wichtiger iſt, daß jetzt Tyana und Mazaka helleniſche Städteverfaſſung erhielten — in letzterem Orte gelten ſeitdem die Geſetze des Charondas (*Strabo* XII, 2, 9). Beide Städte werden dabei in Euſebeia (am Tauros und am Argäos) umgetauft, doch wol eher nach Ariarathes IV. Euſebes Philopator als nach ſeinem Vater; vergl. Droyſen, Geſch. d. Hellenen, III. 2, 264.

Unſere Kenntniß der folgenden Zeit beruht ausſchließlich auf *Justin.* 37, 1; 38, 1—7 und den ziemlich zahlreichen Münzen — nach Eckhel, Visconti, Mionnet zuſammengeſtellt von Borell, Num. Chron. New Ser. II, und dazu Friedländer, Zeitſchr. f. Num. IV, 10. 270. Ich gebe den Abriß der Geſchichte nach meiner Geſchichte von Pontos, S. 89 fg., unter Berückſichtigung der Bemerkungen von v. Gutſchmid, Lit. Centr. 1880, S. 869, die ich für richtig halte.

Ariarathes IV. leiſtete den Römern im Kriege gegen Ariſtonikos Zuzug (131 v. Chr.), fiel aber im Kampfe. Seinen Kindern überwieſen die Römer zur Belohnung die lykaoniſch-kilikiſchen Grenzgebiete (im weſentlichen wol den Weſten von Garſauritis und Tyanitis). Die fünf älteſten Söhne wurden indeſſen von ihrer Mutter Laodike oder Nyſa umgebracht, die dann im Namen des ſechsten, noch unmündigen, Ariarathes V. Epiphanes, regierte, indeſſen bald vom Volke erſchlagen wurde. Gegen Ariarathes V. hat Mithradates V. Euergetes Krieg geführt (*App.* Mithr. 10); um 112 v. Chr. wurde er, angeblich auf Anſtiften des Mithradates VI., von dem vornehmen Kappadoker Gordios ermordet. Seinem jungen Sohn Ariarathes VI. Philometor, für den die Mutter Laodike, eine Schweſter des Mithradates IV., regierte, drängte ſich Nikomedes II. von Bithynien als Stiefvater auf. Mithradates VI. verjagte denſelben und ſtieß wenig ſpäter ſeinen Neffen bei einer Verhandlung im Angeſicht beider Heere nieder (100/99). Darauf machte er ſeinen achtjährigen Sohn zum König, der den Namen Ariarathes VII. Euſebes Philopator annahm,



Digitized by Google

ſpäter auch für einen Sohn des Ariarathes IV. ausgegeben wurde. Der Verſuch eines Bruders des Ariarathes VI., den Fremdherrſcher zu verdrängen, mislang (um 95). Jetzt ſuchte Nikomedes das Land aufs neue zu gewinnen; in den Verhandlungen, die darüber in Rom geführt wurden, entſchied der Senat, Kappadokien ſolle frei ſein (93 v. Chr.). Indeſſen der Adel verbat ſich dies problematiſche Geſchenk und bat um die Erlaubniß, einen König wählen zu dürfen. Die Wahl fiel auf Ariobarzanes; indeſſen Mithradat behauptete, der vorhin erwähnte Gordios habe die Majorität erlangt, und ließ ihn durch ſeinen Schwiegerſohn Tigranes von Armenien auf den Thron ſetzen (92 v. Chr.). Da ſchritt im Auftrage des Senats der Proprätor von Kilikien, L. Sulla, ein, verjagte Gordios und die Armenier, und ſetzte Ariobarzanes auf den Thron. Indeſſen derſelbe wurde ein zweites Mal im Jahre 91, und dann nach M'. Aquillius' Intervention wieder im Jahre 88 — beim Ausbruch des erſten mithradatiſchen Kriegs — von dem pontiſchen König zu Gunſten des Ariarathes VIII. verjagt und kam in den dauernden Beſitz ſeines Reiches erſt, als Pompejus den Mithradates definitiv beſiegt hatte und nun die Verhältniſſe Aſiens ordnete.

Das Haus des Ariobarzanes beherrſchte durch drei Generationen Kappadokien als römiſchen Vaſallenſtaat, der durch Pompejus um Tomiſa in Sophene und das von Kilikern bewohnte Gebiet von Kaſtabala und Kybriſta nördlich vom Tauros erweitert wurde (*Appian.* Mithr. 105. *Strabo*, XII, 1, 4; 2, 1. 7 u. a.), im übrigen aber von jetzt an in alle Parteiintriguen der römiſchen Großen verflochten blieb (Ariobarzanes I. Philoromäos 93 — ca. 59, Ariobarzanes II. Philopator, ſeit 63 Mitregent ſeines Vaters, ermordet 52; Ariobarzanes III. Euſebes Philoromäos, durch Caſſius' Truppen ermordet; ſein Bruder Ariarathes VIII. Euſebes Philadelphos 42—36 v. Chr., vergl. C. J. Att. III, 541—543; Genaueres erfahren wir namentlich aus Cicero, Ad fam. XV). Gegen den letzten König unterſtützte Antonius ſchon im Jahre 41 den Prätendenten Siſines (*App.* Civ. V, 7. *Strabo* XII, 2, 5); im Jahre 36 ſetzte er ihn ab und übertrug dem (Halb?-)Bruder des letzteren, Archelaos, einem Enkel des bekannten Feldherrn des Mithradates VI., die Herrſchaft. Derſelbe wurde von Auguſtus beſtätigt und noch mit dem rauhen Kilikien belehnt, um hier dem Räuberweſen ein Ende zu machen (*Strabo* XIV, 5, 6 u. a.). Dieſer König hat in Kappadokien die Stadt Archelais gegründet. Im Alter wurde er gichtiſch und ſchwachſinnig, ſodaß Auguſtus ihm einen Procurator ſetzte (*Dio* 57, 17). Im Jahre 17 n. Chr. berief Tiberius ihn zur Verantwortung nach Rom, wo er ſtarb. Darauf wurde Kappadokien in eine Provinz verwandelt (*Tac.* Ann. II, 42. *Strabo* XII, 1, 4 u. a.). Doch erſcheint Archelaos' gleichnamiger Sohn noch im Jahre 36 n. Chr. als Herrſcher in einem Theile Kilikiens (*Tac.* Ann. VI, 41. — Vergl. C. J. Att. III, 545—549. Mommſen, Ephem. epigr. I, 276).

Seitdem iſt Kappadokien bis auf die Seldſchukenzeiten römiſch geblieben und in dieſem faſt tauſendjährigen Zeitraume allmählich völlig helleniſirt. Namentlich ſuchten die Römer hier wie überall das Städteweſen zu heben, wenn auch der Natur des Landes nach dies nur in weit geringerem Umfange möglich war als ſelbſt in Pontos (vergl. Kuhn, Städt. u. bürgerl. Verf. des röm. Reichs. II, 230 fg.). Im 2. Jahrhundert n. Chr. ſcheint man in den Städten ſchon allgemein griechiſch geſprochen zu haben, freilich mit wenig correcter Ausſprache (*Philostr.* Vit. Apoll. I, 8; Vit. soph. II, 13), und allmählich iſt die einheimiſche Sprache völlig erloſchen, zum Theil wol erſt unter dem Einfluſſe des Chriſtenthums. Freilich eine höhere griechiſche Cultur konnte ſich im Lande nur wenig verbreiten; es iſt charakteriſtiſch, daß hier wie im innern Pontos im Gegenſatz zu dem ganzen übrigen Kleinaſien die antiken Ruinen ſehr unbedeutend ſind und griechiſche Inſchriften nur in ſehr geringer Anzahl vorkommen, noch dazu meiſt erſt aus chriſtlicher Zeit. — Ueber die Organiſation der Provinz ſ. Kuhn, l. c. II, 144 fg.; Marquardt, Röm. Staatsverwaltung I, 207 fg.

Denkmäler des Alterthums hat Kappadokien nur wenige aufzuweiſen. Außer den Ruinen von Üjük und den Sculpturen von Boghazköi (ſ. o.) ſind namentlich mehrere Felſengräber, zum Theil aus griechiſcher Zeit, zu erwähnen, die ja überall in Kleinaſien vorkommen (ſ. vor allem Perrot, Explor. de la Bithynie etc.). Intereſſanter ſind die zuerſt von P. Lucas entdeckten, vielfach abgebildeten Troglodytenwohnungen, zahlloſe Kammern, welche in die eigenthümlich geſtalteten Tuffkegel der Gegend von Ürgüb (weſtlich von Mazaka) eingehauen ſind und als Wohnungen dienten. Dieſelben ſcheinen erſt einer ſpäteren Epoche anzugehören (Abbildungen bei Texier, Hamilton u. a. Vergl. A. D. Mordtmann, Die Troglodyten in Kapp., Ber. Münch. Akad. 1861. II.).

Aeltere Darſtellungen der Geſchichte Kappadokiens von Freret, Mem. de l'ac. des inscr. XIX; Hiſely, Disp. de historia Cappadociae, 1833; Clinton, Fast. hellen. III, 429—438. (*Eduard Meyer.*)

Kappel, verſchiedene Ortſchaften in Deutſchland und in der Schweiz (Kappeler Krieg), ſ. Cappel.

Kappeln, Stadt an der Schlei, in der jetzigen preuß. Provinz Schleswig-Holſtein (Kappeler Pöklinge). ſ. Cappeln.

KAPPENMUSKEL. Der Kappenmuskel oder Mönchskappenmuskel (Cucullaris, Trapezius) iſt der oberflächlichſte Muskel in der Nacken- und Rückengegend. Er iſt dreieckig geſtaltet. Beide Muskeln zuſammen haben aber eine ſchiefe, vierſeitige Geſtalt, indem ſie in der Mittellinie, längs der Dornfortſätze, aneinanderſtoßen. Der Kappenmuskel entſpringt vom innern Drittel der obern halbmondförmigen Linie des Hinterhauptbeines, vom Nackenbande und von den Dornfortſätzen des 7. Halswirbels bis zum 12. Rückenwirbel hinab, ſowie von den dazwiſchen befindlichen Spitzenbändern. Die ſo entſprungenen Faſern verlaufen convergirend gegen die Schulter hin und befeſtigen ſich hier am äußern Drittel des Schlüſſelbeines am innern Rande der Grätenecke und an der obern Lippe der Schultergräte. Bisweilen reicht

Digitized by Google

der Urſprung des Muskels nicht bis zum letzten Rückenwirbel herab; höchſt ſelten fehlt auch die vom Hinterhauptbeine kommende Portion. — Der Muskel zieht die Schulter nach oben und innen.

(*F. W. Theile. — A. Winter.*)

KAPSDORF oder Kabsdorf (ung. Káposztafalva), ein Marktflecken, mit 1566 größtentheils ſlowakiſchen Einwohnern, im Zipſer Komitat Ungarns, in der Nähe des Hernadfluſſes, an der Kaſchau-Oderberger Bahn, nordweſtlich von Igló oder Neudorf. Der Ort gehört zu den ſogenannten 24 zipſer Städten und war urſprünglich von Deutſchen bewohnt, die im Verlaufe der Zeit ſich ſlawiſirten, ſowie auch andere deutſche Ortſchaften im Hernad- und Poprádthal. Es befinden ſich dort Eiſenwerke. Der nahe Berg heißt Schauberg oder Zufluchtsfelſen (Lapis refugii). Als nämlich die Mongolen im Jahre 1241 auch die zipſer Städte verheerten, flüchtete ſich der „Sachſengraf" Jordan mit den Stadtrichtern und dem Volke des ganzen Gebiets auf den von zwei Bächen auf drei Seiten umfloſſenen waldigen Felsberg, befeſtigte ihn mit einer Ringmauer und baute innerhalb derſelben auch eine Kirche. Dort blieben ſie faſt drei Jahre lang und hatten mit großer Noth zu kämpfen. Nach dem Abzug der Mongolen erbauten ſie angeblich die Stadt Leutſchau, den Schauberg aber ſchenkten ſie im Jahre 1290 zwei Kartäuſer-Mönchen, die nun daſelbſt zu Ehren der heiligen Maria, Johannes des Täufers und der heiligen Margarethe ein Kloſter errichteten. Vom Kloſter ſind nur noch die Grundmauern zu ſehen, die Mauern der Kirche jedoch ſtehen noch zum größten Theil; die Steine ſind ohne Mörtel nur mit Erde und Moos zuſammengefügt. Südlich davon ſind Höhlen, die einſt vielleicht Keller waren.

(*J. Hunfalvy.*)

KAPSEL heißt in der anatomiſchen Nomenclatur gleichwie im gewöhnlichen Leben ein Theil, welcher eine ſchachtel- oder futterartige Umhüllung bildet, mag nun der betreffende Theil nur von der Kapſel umſchloſſen werden, ohne mit ihr verwachſen zu ſein, wie die Kryſtalllinſe des Auges von ihrer Linſenkapſel, oder mag die Umhüllung mit dem Umſchloſſenen verwachſen ſein, wie dies mit der ſogenannten Gliſſoniſchen Kapſel der Leber der Fall iſt. Im beſondern werden aber die fibröſen Theile, welche im Umfange von Knochen- oder Knorpelgelenken vorkommen und die Gelenkhöhle oder vielmehr die Synovialkapſel mehr oder weniger futteralartig umgeben, Kapſeln genannt. Sind dieſe Kapſeln dünn und gleichſam nur zum Schutz der Synovialkapſeln dienend, ſodaß die Befeſtigung der zum Gelenk gehörigen Theile durch beſondere runde, bündelförmige Faſerbänder bewirkt wird, denn heißen ſie Kapſelbänder (ligamenta capsularia). Bildet aber die fibröſe Kapſel im ganzen Umfange des Gelenks eine gleichmäßige, ununterbrochene Schicht, welche ebenſo zum Schutze der Synovialhaut wie zur wirklichen Befeſtigung der Knochen dient, z. B. jene im Pfannengelenke und Schultergelenke des Menſchen, dann wird ſie eine Kapſelhaut (membrana capsularis) genannt. (*F. W. Theile. — A. Winter.*)

KAPSEL (capsula) bezeichnet in der beſchreibenden Botanik jede aus mehrern verwachſenen Fruchtblättern gebildete, mehrſamige oder nur durch Fehlſchlagen einſamige, in verſchiedener Weiſe ſich öffnende Trockenfrucht. Hierdurch unterſcheidet ſie ſich auch von der Balgkapſel, welche nur aus einem Fruchtblatte gebildet iſt und ſich nur in der Bauchnaht öffnet; man nennt deshalb dieſe Fruchtart paſſender Balgfrucht (folliculus). Gewöhnlich ſpringt die Kapſel der Länge nach in Klappen auf, viel ſeltener in der Quere mit einem Deckel (capsula operculata s. circumscissa), z. B. bei Hyoscyamus, Anagallis, Plantago, Lecythis u. a., ebenſo öffnet ſie ſich ſelten in Zähnen oder Löchern. Sie iſt außerdem wie der Fruchtknoten, aus dem ſie entſtanden, ober- oder unterſtändig und ein- oder mehr- bis vielfächerig. In eigenthümlicher Weiſe iſt die von der ſtehenbleibenden, ſchildförmigen Narbe gekrönte Kapſel des Mohns (Papaver) gebildet, bei welcher ſich im Innern unvollſtändige ſcheinbare Scheidewände finden, welche auf ihren beiden Seiten ſehr zahlreiche, kleine Samen tragen. Dieſe ſcheinbaren, aber in der Mitte der Höhlung nicht zuſammenſtoßenden Scheidewände ſind daher Samenleiſten, welche von den Wandungen der Fruchthöhle plattenartig ins Innere einſpringen und dadurch ſcheidewandähnlich erſcheinen. Eine andere abweichende, aber mit der eben beſchriebenen verwandte Form iſt die ſchotenartige Kapſel (capsula siliquaeformis) bei Corydalis und Chelidonium, welche einfächerig, zweiklappig und mit zwei gegenüberſtehenden wandſtändigen Samenträgern verſehen iſt, von welchen ſich bei der Reife die Klappen ganz ablöſen. Bisweilen ſpringen die Kapſeln elaſtiſch auf, wodurch ein Fortſchleudern der Samen bewirkt wird. Dies findet z. B. bei Impatiens noli me tangere und andern Arten dieſer Gattung ſchon bei leiſer Berührung der Kapſeln ſtatt und iſt eine Folge der großen, durch Saftfülle entſtandenen Spannnng in den äußern Zellenſchichten der Fruchtknotenwand, welche ein Zerreißen der Nähte bewirkt. Andere Kapſeln öffnen ſich mit Geräuſch oder Knall, namentlich bei den Euphorbiaceae, in geringerem Maße ſchon bei den einheimiſchen Wolfsmilcharten, weit ſtärker bei einigen in den Tropen vorkommenden Mitgliedern dieſer Familie, z. B. bei Hura crepitans, bei welcher das Aufſpringen der Kapſel von den Reiſenden mit einem Piſtolenſchuß verglichen wird. — Unter Kapſelfrüchten im weiteren Sinne hat man alle Früchte mit aufſpringender Schale, bisweilen ſogar geſchloſſen bleibende Früchte mit trockener Fruchthülle verſtanden, jedoch wird dadurch der Begriff des Wortes unſicher und ſchwankend, weshalb es rathſam iſt, hiervon Abſtand zu nehmen. (*Garcke.*)

Kaptschatkisches Fürstenthum oder das Khanat der Goldenen Horde, ſ. unter Mongolen.

KAPUDAN PASCHA iſt in der Türkei der Titel des Marineminiſters und zugleich Großadmirals. Das Wort, in organiſcher Lautveränderung aus capitano gebildet, erinnert an die Zeit, wo Italien, welches ſelber ſein amiraglio (amir al bahr), ſein darsana (dâr es san'a) u. a. m. dem Orient entlehnt hatte, auf dem

Digitized by Google

Mittelmeer für die Ausbildung des Seeweſens muſtergültig war und auch für die ſich erſt bildende türkiſche Flotte die Lehrmeiſter lieferte. Bis vor wenigen Jahren war der Kapudan Paſcha zugleich mit der Generalſtatthalterſchaft der der Pforte unterſtehenden Inſeln des Aegäiſchen Meeres betraut; eine in jedem Sommer mit der geſammten Flotte durch die Dardanellenſtraße gemachte Expedition gab ihm damals Gelegenheit, durch Ein- und Abſetzen der Behörden ſeine Autorität zu beweiſen und überall den Tribut zu erheben. Ueberhaupt galt der Kapudan Paſcha immer wie für einen der mächtigſten, ſo für einen der am beſten dotirten Großwürdenträger der Pforte; bei Aufzählungen der Miniſter findet er ſich in der Regel zunebſt dem Seraskier, Kriegsminiſter, gleich hinter dem Großvezier und Großmufti erwähnt. Vor allem wegen der damit verknüpften Einnahme war der Poſten immer in der hohen türkiſchen Beamtenwelt ein Ziel des Ehrgeizes und wurde von den Sultanen als Zeichen beſondern Wohlwollens ohne Rückſicht auf theoretiſche oder praktiſche Vorbildung verliehen. Namentlich die Damäds, kaiſerliche Schwäger und Schwiegerſöhne, erlangten dadurch die Mittel, mit ihren vornehmen Frauen ſtandesgemäß leben zu können. In neuerer Zeit iſt dem Kapudan Paſcha ein alle techniſchen, adminiſtrativen und Commando-Angelegenheiten behandelndes Marineconſeil, Schurâ-i-Bahriji, zur Seite geſetzt und ihm dadurch viel von ſeinem früheren Einfluß auf die Schiffsbauten und das Perſonal entzogen worden; da außerdem hinfort bei Beſetzung des Poſtens die fachmänniſche Qualification den Ausſchlag geben ſoll, ſo dürfte der Inhaber eine ſeinen europäiſchen Collegen mehr analoge Stellung haben. Der Kapudan Paſcha reſidirt in dem Palais des Arſenals, Terſana nach dem italieniſchen darsana genannt, einem den großherrlichen Kriegshafen von Konſtantinopel überragenden ſtattlichen Gebäude auf dem Norduſer des Goldenen Horns, inmitten der großartigen Schiffswerften, Marinebedarf-Fabriken und Vorrathshäuſer jener Anſtalt, deren Oberaufſeher, der Tersana nasiri, als der höchſte Miniſterialbeamte zur Zeit des Sultans Abdul-Aſis, als aus Sparſamkeitsrückſichten das Amt eines Kapudan Paſcha zeitweilig unterdrückt worden war, die Geſchäftsleitung zu übernehmen hatte. Die Inſeln des Aegäiſchen Meeres bilden jetzt eine von der Admiralität unabhängige Statthalterſchaft mit dem Titel Dschesair-i-bahr-i-sefîs wilajeti, Statthalterſchaft der Inſeln des Weißen Meeres. *(G. Rosen.)*

KAPUDSCHI, von Kapu, die Pforte, bedeutet im Türkiſchen im allgemeinen einen Thürhüter. Häufig erwähnt findet man das Wort in der ſpeciellen Bedeutung eines Thürhüters des großherrlichen Serai. Die Kapudſchi bildeten früher ein zur Leibwache des Sultans gehöriges beſonderes Corps in eigener Uniform, welches von der Zahl weniger Hunderte allmählich auf beinahe 2000 Mann gebracht wurde, und welchem die Hut der Außenthore des Serai von Conſtantinopel oblag. Die Offiziere dieſer Mannſchaft, 12 an Zahl, führten den Titel Kapudſchi-Baſchi, Oberpförtner, und wurden als höhere Hofbedienſtete angeſehen, weshalb ſie auch wol mit den Kammerherren der europäiſchen Höfe verglichen worden ſind. Dieſelben wurden in ähnlicher Weiſe wie die Tſchauſche zu den mannichfaltigſten Dienſten gebraucht; wiederholt finden wir ſie als außerordentliche Pforten-Botſchafter an den europäiſchen Höfen, namentlich aber fiel ihnen die Ueberbringung der ſeidenen Schnur an misliebig gewordene hohe Beamte, ja bisweilen der Auftrag meuchleriſcher Wegräumung ſolcher zu. Seit der Einführung des Tanzimat, als das Garde-Armee-Corps (Chaſſe-Orduſſu) gebildet wurde und den Wachdienſt in den großherrlichen Reſidenzſchlöſſern übernahm, verloren die Kapudſchi ihre Bedeutung, doch blieb das Corps unter dem Sultan Abdul-Medſchid beſtehen und diente ihm bei feierlichen Aufzügen als Ehrengeleit. Zugleich wurde der Titel Kapudſchi-Baſchi zur Bezeichnung einer Rangabſtufung im Civildienſt gemacht und als ſolche in der Regel dem Kaimakam (ſ. d.) als Statthalter eines Sandſchak verliehen, von welcher Stellung er zu dem höheren Range eines Miri-Mirân oder Beglerbeg und zu dem Amte eines Muteſſarrif oder Wali avanciren konnte. *(G. Rosen.)*

KAPUVÁR, ein ungariſcher Marktflecken im Oedenburger Comitat, an einem Nebenarme des Raabfluſſes, ſüdlich vom großen Moore Hanſág, das ſich öſtlich vom Neuſiedler See (ung. Fertö) erſtreckt. Es befindet ſich daſelbſt ein altes fürſtlich Eſterházy'ſches Schloß. Ehemals war hier eine bedeutende Feſtung, welche in den Türkenkriegen eine wichtige Rolle ſpielte, doch im J. 1708 zerſtört wurde, ſodaß jetzt kaum noch eine Spur davon zu ſehen iſt. Der Ort hat nach der Zählung von 1880: 5617 größtentheils ungariſche und römiſch-katholiſche Einwohner. Als Curioſum erwähnen wir, daß im J. 1749 in dem Kapuvárer Walde von zwei Fiſchern ein wilder Knabe gefangen und ins herrſchaftliche Schloß gebracht wurde, der in den Waſſertümpeln des Hanſág nach Art der Amphibien gelebt hatte. „Der Knabe" — ſo heißt es in dem amtlich aufgenommenen Protokoll — „war nackt, hatte einen ſehr runden Kopf, kleine Augen, wenig eingewölbte Naſe, breiten Mund, am ganzen Körper, ſogar am Kopfe, keine gewöhnliche Menſchenhaut, ſondern eine ſchuppenartige knotige Rinde, langgeſtreckte Gliedmaßen, beſonders an Händen und Füßen doppelt lange Finger und Zehen, und fraß blos Gras, Heu und Stroh, litt keine Kleidung, und wenn er keine Menſchen um ſich erblickte, ſo ſprang er ſogleich in das um das Schloß befindliche Grabenwaſſer und ſchwamm gleich einem Fiſche. Faſt ein Jahr war er im Schloſſe, aß bereits gekochte Speiſen, ließ ſich auch ankleiden und fing ziemlich an, ein Menſch zu werden, als eben aus dieſem Grunde die Trabanten ihm zu viel trauten, ſodaß dieſer Knabe unverhofft in Verlor gerathen und nicht mehr gefunden worden iſt. Vermuthlich iſt er in die unweit vom Schloſſe vorbeifließende Raab geſprungen und abermals in den Hanſág geſchwommen." — Man hatte ihn, als er ins Schloß gebracht worden war, weil er gar nichts reden konnte, bedingungsweiſe getauft und ihm den Namen Stephan gegeben, daher wurde er im Ungariſchen Hany Iſtók genannt. *(I. Hunfalvy.)*

Digitized by Google

**KAPUZINADE.** Es iſt Sitte geworden, mit dieſem Worte eine Anſprache zu bezeichnen, welche den Charakter der Kapuzinerpredigten trägt und zwar nach der Seite der bitter tadelnden, verdammenden Urtheile, der grellen Farbe, der derben, volksthümlichen Bilder und Wendungen, der karikirenden Uebertreibungen, der Tendenz lächerlich zu machen, welche ſich unter Umſtänden dadurch ſelbſt lächerlich macht. Aus der chriſtlichen Homiletik ſind, abgeſehen von den wirklichen Kapuzinern, beiſpielsweiſe bekannt viele Predigten des wiener Auguſtinermönchs Abraham a Sancta Clara, wie wenn er den Hoffräulein zu ihrer Sinnesänderung vorhält: Ihr habt jetzt volle, roſige Wangen, aber mit der Zeit wird ein ausgepfiffener Dudelſack daraus; ihr habt jetzt ſchöne, alabaſterne Näslein, aber mit der Zeit wird ein alter Kalender daraus, darinnen alle Zeit feucht Wetter anzutreffen iſt. Unter den proteſtantiſchen Homiletikern nennen wir beiſpielsweiſe den frankfurter (a. M.) Geiſtlichen, von welchem wir Predigten über den Hoſenteufel beſitzen*), und ſeine Amtsgenoſſen bei Halle an der Saale aus dem Ende des 18. und dem Anfange des 19. Jahrh. Für den allgemeinen Sprachgebrauch, und zwar in Deutſchland, hat ſich dies Wort wol beſonders ſeit Schiller eingebürgert, welcher in Wallenſtein's Lager einem Kapuziner die allbekannten, wiederholt an die Bußpredigt Johannes des Täufers anknüpfenden Verſe in den Mund legt. — Die Terminalbildung des Wortes iſt diejenige von Jobſiade, Harlequinade, Hanswurſtiade und theilt mit ihr den Charakter des Komiſchen, des Lächerlichen. (*J. Hasemann.*)

**KAPUZINER** (die), auch Capuziner. So heißen die Mitglieder eines römiſch-katholiſchen Mönchsordens, welcher aus demjenigen der Franziskaner (1223 beſtätigt) hervorgegangen iſt. Letztere, bereits durch den Stifter in die drei Stufen der Minores, Clarissae (weiblich) und Poenitentes geſchieden, verzweigten ſich bald noch mehr. Sie hatten indeß, als Bettelmönche, ſämmtlich die Gelübde des unbedingten Gehorſams, der vollkommenen Keuſchheit und der gänzlichen Armuth, ſowie das graue härene Gewand mit einem Strick um den Leib, woran eine Geißel hing, und die Kapuze (von Caputium, Kopfbedeckung)**) gemein, und zwar in runder, kurzer Form, während die Kapuziner ſich durch eine lange, ſpitze unterſchieden und außerdem einen langen Bart trugen, reſp. tragen. Schon 1426 entſtand unter den Obſervanten-Franziskanern eine eigene Congregation, welche ſich nach ihrer capuziola benannte, aber ſchon 1434 wieder einging. Immer neue Abzweigungen tauchten unter den Franziskanern auf, namentlich unter den Minoriten. Einer derſelben, Matthäus von Baſſi, verließ in dem Streben, die Ordensregeln, auch in allen Aeußerlichkeiten, ſtreng auf das Vorbild des Stifters zurückzuführen, namentlich in der Ueberzeugung, daß dieſer nicht eine kurze, runde, ſondern eine hohe, ſpitze Kapuze getragen habe, 1525 ſein Obſervantenkloſter Montefalconi in Italien und erſchien 1526 vor dem Papſte Clemens VII., welcher ihm erlaubte, in der von ihm erwählten Weiſe ein Eremitenleben zu führen und überall zu predigen. Ihm ſchloß ſich der Obſervanten-Franciscaner Ludwig von Foſſombrone an, welchem noch 1526 Clemens VII. ein Breve ertheilte. Da trotzdem der Obſervanten-Provinzial der Mark Ancona gegen beide mit harten Verfolgungen auftrat, ſo fanden ſie Schutz bei dem Herzoge von Camerino, welcher es erwirkte, daß ſie mit ihren zwei andern Genoſſen als Fratres minores Eremitae von den Camaldulenſer-Obſervanten aufgenommen wurden. Unterm 18. Juli 1528 gab Clemens dem Ludwig von Foſſombrone und ſeinem Bruder Raphael eine Bulle, kraft deren ſie als eine beſondere Congregation beſtätigt, von den Obſervanten losgelöſt und den Conventualen untergeordnet wurden, ſodaß ſie nur einen Generalvicar haben und im beſondern bei Proceſſionen nicht unter einem eigenen Kreuze, ſondern unter dem der Conventualen einhergehen ſollten. Von den Kindern anfangs ſpottweiſe Capucini genannt, führten ſie fortan dieſen Namen. Ihr erſtes Kloſter war das von Colmenzono, welches ihnen die Herzogin von Camerino ſchenkte; 1529 beſaßen ſie vier Klöſter, ſämmtlich in Italien.

In dem zuletzt genannten Jahre hielt Ludwig von Foſſombrone zu Albacina das erſte Kapitel ab, durch welches die für die Zukunft gültigen Statuten aufgeſtellt wurden. In dieſen iſt unter anderm verordnet, daß der Gottesdienſt in der alten ſtrengen Obſervanz gehalten, für keine Meſſe eine Bezahlung oder Vergütung angenommen, täglich zwei Stunden ſtill gebetet, den ganzen Tag über mit wenigen Ausnahmen ſtillgeſchwiegen, das Geiſeln fleißig geübt, kein Fleiſch, kein Ei, kein Käſe gebettelt, daſſelbe aber und anderes, wenn freiwillig dargeboten, angenommen, Vorrath nur auf drei, höchſtens ſieben Tage geſammelt werden ſoll. Fleiſch- und Weingenuß ward nicht abſolut verboten, aber die höchſte Mäßigkeit hierin geboten. Die Kleidung ſoll ärmlich, grob und eng ſein. Die Mitglieder ſollen in der Regel barfuß gehen, weder zu Pferd noch zu Wagen reiſen. Die Geſellſchaft darf durch dritte Perſonen keine Geſchäfte machen, kein Beſitzthum haben, wie dies bei andern Bettelorden geſchehen ſei. Die Klöſter ſollen in „erbärmlicher" Geſtalt hergeſtellt werden und in der Regel nur ſechs oder ſieben Brüder, höchſtens zehn bis zwölf in ſich ſchließen. An der Spitze ſteht ein Generalvicar, unter welchem Provinzial, Cuſtoden und Guardiane ihr Amt verwalten; erſterer wird in jedem dritten, letztere in jedem Jahre neu gewählt. In Betreff der geiſtlichen Thätigkeit ſagt die Constitutio XXXVI von 1529: „Superiores eos praedicatores, quos ampliori praedicationis gratia praeditos noverint, otiosos esse non sinant, sed in vineam Domini mittant, ut in ea non modo quadragesimali tempore, sed aliis quoque anni temporibus laborent. Qui vero ad id munus ordinati fuerint, meminisse debent, potissimam praedicationis partem esse ipsius

*) Vgl. v. Berlepſch, Chronik der Gewerbe.

**) Ueber dieſe Kopfbedeckung vgl. die beſchreibenden und illuſtrirten Werke über die Kleidertracht u. ſ. w., z. B. den Atlas der Culturgeſchichte von A. v. Eye.

Digitized by Google

pra dicatoris vitam atque honestam conversationem. Quapropter minus verborum ornatum ac subtiles speculationes curantes, magis audientium utilitati studeant pureque ac simpliciter sanctum Domini nostri Evangelium praedicent.“ — Zum erſten Generalvicar wählte 1529 das Kapitel den Matthäus von Baſſi, aber ſchon nach zwei Monaten, als dieſer abdankte, den zweiten Stifter, Ludwig von Foſſombrone, welcher bis 1535 in dieſer Stellung blieb. Unter ihm nahm der Orden ſtark zu und gewann namentlich in Rom und Neapel neue Anſiedelungen. Nachdem er in der letzten Zeit durch Papſt Clemens angefeindet worden war, erfreute er ſich unter Paul III. einer förderſamen Gunſt.

Das Kapitel von 1535 ernannte Ludwig von Foſſombrone nicht wieder zum Generalvicar, ſondern ſtatt ſeiner Bernhard von Aſti, welcher ſich um die Organiſation des Ordens große Verdienſte erwarb. Gegen die Gültigkeit dieſer Wahl proteſtirte zwar Ludwig bei dem Papſte und dieſer ließ 1536 unter dem Vorſitze eines Cardinals ein neues Kapitel halten; aber dieſes beſtätigte Bernhard und ſtieß jenen aus dem Orden aus. Dieſen verließ gleichzeitig auch Matthäus von Baſſi, welcher jetzt die von ihm ſelbſt angeordnete lange Spitze der Kapuze abſchnitt und in dieſer Tracht vermöge einer Erlaubniß von dem Papſte Clemens frei predigend umherzog. Das Jahr 1536 brachte dem Orden die ausdrückliche päpſtliche Anerkennung des Namens der „Kapuziner“. Im Jahre 1538 wurde Bernhardin von Ochino, welcher 1534 von den Obſervanten-Franciscanern zu den Kapuzinern übergetreten war und ſich den Ruhm des heiligſten, demüthigſten, geduldigſten Mönches, des beredteſten, gewaltigſten, glühendſten Bußpredigers erworben hatte, gegen ſein Sträuben zum Generalvicar erwählt, eine Würde, welche man ihm 1541 noch einmal aufnöthigte. Aber zwei Jahre ſpäter trat er gegen die Papſtgewalt und ihre Intereſſen auf, nahm die Partei der Reformation, ſiedelte nach Genf über und verheirathete ſich.

Hierdurch veranlaßt, wollte der Papſt, welcher in ihm wol auch andere oppoſitionelle Elemente wahrnahm, den Orden ganz aufheben und verbot ſeinen Mitgliedern zunächſt das Predigen. Die Mehrzahl derſelben wurde durch Bernhardin's Abfall derart geſchreckt und betroffen, daß der Orden von jetzt ab auf höheres geiſtiges Leben, freie Forſchung und Kritik, wiſſenſchaftliche Bildung ſo gut wie ganz verzichtete. Man brachte dem Papſte in demuthsvollſter Weiſe das Gelübde der Unterwürfigkeit und Dienſtfertigkeit entgegen, und ſo nahm dieſer den Entſchluß der Aufhebung und 1545 das Verbot des Predigens zurück. Erſt von dieſer Zeit an wurden die Glieder des Ordens die echten, eigentlichen Kapuziner nach demjenigen Begriffe, welchen man mit dieſem Namen jetzt zu verbinden pflegt; fortan ſuchten und fanden ſie faſt ausnahmsweiſe die Charaktereigenthümlichkeit ihres Auftretens und ihrer „Religion“ in ſtrengſter Enthaltſamkeit von leiblichen Genüſſen, in härteſten Kaſteiungen, in abſichtlicher Vernachläſſigung des Körpers und ſeiner äußeren Erſcheinung, in Misachtung der weltlichen Wiſſenſchaft und Cultur, in kräftiger und derber, oft gemeiner und plumper Beredſamkeit, durch welche ſie bei den Ungebildeten populär wurden und materielle Gunſt erwarben. Ihrer Kirche treu ergeben, erwieſen ſie ſich als deren aufopferungsvolle, kühne Miſſionare und als tapfere Kämpen gegen die Reformation.

Waren die Kapuziner bis 1573 vermöge päpſtlicher Verbote auf Italien beſchränkt, ſo erlangten ſie jetzt auf die Fürbitte Königs Karl IX. von Frankreich die Ermächtigung, ſich auch in andern Ländern anzuſiedeln, und machten namentlich Paris zu einer Stätte ihrer Thätigkeit. Im Jahre 1593 drangen ſie nach Deutſchland vor, zunächſt nach Innsbruck, um dieſelbe Zeit nach der Schweiz, ſeit 1606 nach Spanien; 1619 löſte ſie der Papſt aus dem Verbande mit den Conventualen, ſodaß ſie damals ihren erſten eigenen General wählen und bei Proceſſionen unter ihrem eigenen Kreuz gehen durften. Bald zogen ſie mit den Spaniern und Portugieſen übers Meer und wirkten in Amerika, Afrika, Aſien als Heidenbekehrer. — Im 18. Jahrhundert, vor der Franzöſiſchen Revolution, ſollen ſie in allen Ländern der Erde zuſammen 1700 Klöſter mit 25,000 Inſaſſen — wahrſcheinlich die Novizen, Kleriker und Laienbrüder mitgezählt — beſeſſen haben. Allen Franciscanern zuſammen, mit Einſchluß der Kapuziner, werden für die damalige Zeit 7000 Klöſter mit 115,000 „Mönchen“ zuertheilt.

Als am Ende des 18. Jahrhunderts, nachdem ähnliche, wenn auch mildere Maßregeln in Oeſterreich-Ungarn durch Joſeph II. und anderwärts vorausgegangen waren und den Kloſterbeſtand, namentlich der Jeſuiten, geſchwächt hatten, die große Franzöſiſche Revolution dem Mönchs- und Nonnenweſen in Frankreich und andern Ländern durch gänzliche Unterdrückung harte Schläge beigebracht hatte, wurden hiervon und in erſter Linie beſonders die Bettelorden betroffen, mithin auch die Kapuziner, welche ſchon längſt zu den am meiſten fanatiſchen Werkzeugen der den Revolutionären verhaßten kirchlichen Hierarchie gezählt werden mußten.

In Frankreich, wo ſeit 1789 alle Klöſter für aufgehoben erklärt wurden, begann ſeit 1815 das Mönchsweſen ſich wieder zu heben und die Revolutionen von 1830 und 1848 waren ihm in ihren Folgen ſo wenig nachtheilig, daß es beſonders unter Napoleon III. einen ſtarken Aufſchwung nahm. 1850 gründeten die Kapuziner in Paris, wo man ſie ſeit vielen Jahrzehnten nicht geſehen hatte, 1852 in Lorgues eine Niederlaſſung, obgleich ſie zu den vom Staate nicht anerkannten Congregationen gehörten. Daſſelbe geſchah 1857 zu Caën. Die ſeit 1860 eingetretene Spannung zwiſchen Napoleon und der römiſch-katholiſchen Hierarchie führte 1861 zur Ausweiſung der fremden Kapuziner und Redemptoriſten. Die Republik von 1870 führte zu dem Decret vom 29. März 1880, durch welches der Jeſuitenorden verbannt und den nicht anerkannten Congregationen aufgegeben wurde, um ihre Anerkennung nachzuſuchen, wenn ſie bleiben wollten, eine Maßregel, welche ſich beſonders gegen die Bettelmönche richtete und zu vielen gewaltſamen Austreibungen durch die Polizei führte.

Digitized by Google

Im Mutterlande der Kapuziner, in Italien, wirkte Papſt Pius 1849 durch perſönliche Viſitationen und andere Schritte auf eine allgemeine Reform des Kloſterweſens hin, ſuchte beſonders die Zucht wieder ſtrenger zu geſtalten und verlegte die meiſten bis dahin noch auswärtigen Generalate nach Rom. Seine für den Kirchenſtaat angeordneten Reformen wurden, meiſt in der Stille, nach der von ihm gegebenen Weiſung durch die Biſchöfe, denen die Klöſter wieder ſchärfer unterſtellt werden ſollten, mittels Viſitationen, Reſcripten u. ſ. w. auch in vielen andern Ländern durchgeführt. — Nachdem das Königreich Sardinien, wo um 1840 91 Kapuzinerklöſter, die zahlreichſten von allen Orden, beſtanden, ſchon bald nach 1848 mit den Klöſtern, zuerſt mit denen der Jeſuiten, aufzuräumen begonnen hatte, erſchien, vom 25. datirt, unterm 29. Mai 1855 das Geſetz Siccardi, welches dieſen Proceß verallgemeinerte und alle Klöſter, falls ſie ſich nicht vorzugsweiſe mit Predigt, Unterricht und Krankenpflege beſchäftigten, im beſondern diejenigen der Bettelmönche, auf den Ausſterbe-Etat ſetzte, wozu ſpäter eine cassa ecclesiastica aus dem Erlöſe der aufgehobenen Anſtalten kam. Die Maßregel betraf von 68 Orden 37, und in dieſen waren ausdrücklich auch die Kapuziner begriffen, welche indeß ſich nicht ausnahmslos als Feinde der neuen nationalen Einheit erwieſen, indem ſich viele derſelben mit andern Bettelmönchen der Bewegung anſchloſſen; als Garibaldi 1860 auf Sicilien gelandet war, nahm er einen Kapuziner als Secretär in ſeinen Dienſt. Auch ging es mit der factiſchen Exmiſſion und Penſionirung dieſer und anderer Ordensmitglieder nicht ſo ſchnell vorwärts, wie es die Abſicht des Geſetzes von 1855 und der ihm für andere Theile Italiens nachfolgenden Geſetze, reſp. Verordnungen war. In Umbrien beſtanden 1861 bei der Viſitation durch Pepoli noch ſämmtliche Kapuzinerklöſter, einige derſelben mit bedeutenden Baargeldvorräthen. Für Rom wurden um dieſelbe Zeit 160, für die Stadt Neapel circa 100 Kapuziner regiſtrirt. Als Papſt Pius IX. 1865 durch ein Breve das Provinzialkloſter der Kapuziner auf dem Platze Barberini in Rom zu deren Generalhauſe machte, entſtand unter den Mitgliedern eine ſtarke Bewegung; ſie klagten laut über die Verletzung ihrer althergebrachten Verfaſſung durch den Papſt und ihren General, von welchen ſie in einer Ordensverſammlung hätten befragt werden müſſen.

In Spanien wandte ſich die Staatsumwälzung ſeit 1833 mit vernichtender Gewalt gegen das Kloſterweſen, beſonders gegen die Mönche; 1836 wurden durch Geſetz alle Klöſter für aufgehoben erklärt und die Inſaſſen auf eine Staatspenſion geſetzt, welche ihnen nur ſehr lückenhaft zufloß, ſodaß namentlich die Mönche einer ſchlimmen materiellen Noth verfielen und meiſt um ſo mehr ſich als Parteigänger der Karliſten gegen die Esparteriſten oder Chriſtinos hervorthaten. Im Jahre 1846 exiſtirten unter ſtaatlicher Erlaubniß kaum noch 20 Mannsklöſter mit circa 200 Mitgliedern. Der Druck ließ zeitweilig nach, namentlich 1850, wo zum Beiſpiel die Kapuziner ihr ehemaliges Kloſter bei Madrid wieder bezogen, jedoch anfangs ohne die Ordenstracht, um die Stimmung der Bevölkerung nicht zu provociren; das Concordat von 1851 brachte weitere Begünſtigungen, aber das Jahr 1855 neue, verſchärfte Kloſterfeindſchaft, welchem die Congregationen wie früher die Liſt entgegenſetzten, den verſtorbenen Mitgliedern Novizen unterzuſchieben, um nicht dem Untergange durch Ausſterben zu verfallen. — Noch gründlicher als in Spanien räumte die Staatsbewegung der dreißiger Jahre unter Dom Pedro in Portugal mit dem Kloſterweſen auf, namentlich ſeit 1834; im Jahre 1846 exiſtirte hier kein einziges Mannskloſter als anerkanntes Inſtitut mehr, und ſeitdem iſt bisjetzt kein ſolches öffentlich errichtet worden. — Dagegen haben ſich in Belgien die Kloſterleute aller Art von etwa 4000 im Jahre 1830 auf circa 25—30,000 im Jahre 1879, und zwar ohne Unterbrechung, vermehrt.

Die in Südamerika ſchwach vertretenen Klöſter erfuhren ſeit der Lostrennung von Spanien und Portugal während der zwanziger Jahre, wie in den folgenden Jahrzehnten bisjetzt, durch die ſich ablöſenden Parteiregierungen mehr Beeinträchtigung als Förderung, während die ſittliche Qualität der Mönche auf einer höchſt niedrigen Stufe geſtanden hat. Wiederholt wurden in mehrern dortigen Staaten, wie in Peru, Neugranada und anderwärts, die Klöſter oder die meiſten derſelben für aufgehoben erklärt. Selten kam es zu einer Neugründung, wie 1848 bis 1852 zur Errichtung eines Kapuzinerkloſters zu Santiago in Chile. — Faſt in allen mittelamerikaniſchen Staaten, mit Einſchluß der Inſeln, wurden bei der Lostrennung von Europa die Mannsklöſter ſämmtlich caſſirt; nur in Mexico behaupteten ſie ſich in der alten Blüte bis in die funfziger Jahre unſers Jahrhunderts, von wo ab namentlich der Präſident Juarez, ſoweit ſeine Macht reichte, mit wiederholten Unterdrückungsdecreten gegen ſie vorging. — Nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika wandten ſich zwar aus den europäiſchen Staaten, wo ſie Hemmniſſe und Austreibungen erfuhren, zahlreiche Ordensleute, namentlich Benedictiner und andere; aber Kapuzinerklöſter von einiger Bedeutung hat das Land bisjetzt nicht aufzuweiſen.

Für Großbritannien und Irland, vorzugsweiſe für England und Wales, erſcheint ſeit dem vierten und fünften Jahrzehnt dieſes Jahrhunderts die römiſch-katholiſche Hierarchie in ſtarker numeriſcher Zunahme; aber erſt 1854 etablirte ſich hier, und zwar in Wales, ſeit der Reformation im 16. Jahrhundert die erſte, eine Kapuzinerniederlaſſung. — Die Niederlande beſaßen 1853 ein Kapuzinerkloſter, und zwar im Biſthum Herzogenbuſch.

In der Schweiz ging ſeit 1841 vom Canton Aargau eine antiklöſterliche Bewegung aus; dem Sonderbundskriege von 1847 folgte 1848 in Thurgau die Aufhebung ſämmtlicher Klöſter, unter welchen ſich beſonders dasjenige der Kapuziner von Frauenfeld befand, in demſelben Jahre die Entfernung faſt aller Congregationen aus dem Canton Freiburg, während die andern durch das Verbot der Aufnahme von Novizen auf den Ausſterbe-Etat geſetzt wurden, unter ihnen die Kapuziner



Digitized by Google

der Stadt Freiburg. Im Jahre 1852 dehnte der Regierungsrath von Teſſin, wo die Kapuziner ſo zahlreich waren, daß ihrer je 18 auf 39 Weltprieſtr kamen, ſeine kloſterfeindlichen Decrete auch auf dieſe aus, denen man beſonders ihre Hetzpredigten gegen die Staatsgewalt ſowie ihre Bettelei und Unzucht zum Vorwurf machte. Noch in demſelben Jahre, am 19. November, befahl die genannte Behörde allen nicht-ſchweizeriſchen Mönchen dieſes Ordens, welche noch nicht 65 Jahre zählten, daß ſie den Canton ſofort zu verlaſſen hätten; aus Lugano wurden dieſelben in der Nacht vom 22. auf den 23. November gewaltſam exmittirt. Nachdem Oeſterreich, welchem die Ausgewieſenen als Landeskinder meiſt angehörten, mit Repreſſalien gedroht hatte, ſetzte ihnen 1855 die Staatskaſſe von Teſſin eine Entſchädigung von 150,000 Francs aus. Zu Baden im Aargau wurde 1868 das dortige Kapuzinerkloſter durch die weltliche Behörde beſeitigt. Als ein hervorragender ſchweizeriſcher Kapuzinermönch iſt der Pater Theodoſius, Generalvicar des Bisthums Chur, zu nennen, welcher am 15. Februar 1865 ſtarb. Ein außerordentlicher rühriger Mann, hatte er unter anderm mehrere induſtrielle Anlagen geſchaffen, um für ſeine Kirche auch materiellen Gewinn zu erzielen.

Von den deutſchen Staaten erklärte Preußen durch ein Decret vom October 1810 alle Klöſter ohne Ausnahme für aufgehoben, was für die ſpäteren linksrheiniſchen Provinzen eine franzöſiſche Verordnung vom 17. December 1811 that, indem es nur diejenigen Nonnenklöſter beſtehen ließ, welche ſich mit Krankenpflege beſchäftigten. Nach und nach, beſonders ſeit 1840, noch mehr ſeit 1848, verſtärkte ſich die Zahl der Klöſter wieder, auch für Mönche; indeß haben die Kapuziner bisjetzt faſt gar keine Bedeutung gewonnen. Zwiſchen 1860 und 1862 wurde zu Ottbergen in Hannover ein Kapuzinerkloſter geſtiftet. Um dieſelbe Zeit zählte man in Rheinheſſen 13 Mitglieder dieſes Ordens. Baiern beſeitigte 1802 von den 398 Klöſtern die meiſten. Aber ihre Zahl mehrte ſich ſeit 1828, dem Regierungsantritte König Ludwig's I., namentlich ſeit 1840, wieder ſehr ſtark, und es zogen beſonders die Benedictiner und die Kapuziner in verſchiedenen Niederlaſſungen ein; am 5. Auguſt 1843 wurde ihnen eine Kirche mit Zubehör in Augsburg übergeben; 1847 geſtattete König Ludwig I. den letzteren, nach München zurückzukehren. Im Anfange des Jahres 1865 waren die Franciscaner, nächſt ihnen die Kapuziner, die zahlreichſten männlichen Kloſterleute, nämlich mit 100 Prieſtern und 107 Laienbrüdern.

Die Revolution von 1848 in Oeſterreich-Ungarn ſchritt nicht blos gegen die Jeſuiten, Redemptoriſten, Liguorianer, Oblaten und Franciscaner, ſondern auch gegen die Kapuziner ein, deren viele gewaltſam, zum Beiſpiel aus Mailand, durch das Volk vertrieben wurden; aber dieſe kehrten ſchon ſeit 1850 mit jenen meiſt alle zurück. Im Mai 1855 ward den Kapuzinern zu Trieſt, und zwar mit der Seelſorge an dem dortigen großen Hoſpital, eine Station übergeben, welche ſie ſchon unter Joſeph II. hatten verlaſſen müſſen. Ihre pädagogiſche Bedeutung ergibt ſich daraus, daß 1851 an den 262 öffentlichen Gymnaſien im ganzen Kaiſerſtaate neben 329 Piariſten, 184 Benedictinern, 122 Franciscanern, 82 Prämonſtratenſern, 56 Ciſterzienſern, 34 Barnabiten, 27 Auguſtinern, 24 Minoriten nur 3 Kapuziner als Lehrer thätig waren. Im Jahre 1855 waren unter den böhmiſchen Mönchen nächſt den Franciscanern die Kapuziner mit 90 Prieſtern, 7 Novizen, Klerikern, Coadjutoren und 57 Laienbrüdern an 15 Anſtalten die zahlreichſten. Eine amtliche Statiſtik für 1872 nennt allein in Cisleithanien 83 Kapuzinerklöſter (höchſt wahrſcheinlich zu viel), während eine andere für 1875, außer den Laienbrüdern, wahrſcheinlich mit Einſchluß der Novizen, 908 Kapuziner-Prieſter aufführt, ſodaß nur die Obſervanten und die reformirten Franciscaner wie die Benedictiner zahlreicher vertreten waren. Die für Oeſterreich-Ungarn ſeit 1852 thätige Kloſterreform-Viſitation, welche vom Papſte angeordnet wurde und neben der ſtrafferen Zucht die ſtrengere Unterordnung unter die Biſchöfe zum Ziel hatte, umfaßte auch den Kapuzinerorden. — In Rußland caſſirte ein Ukas des Kaiſers Nikolaus vom 29. December 1842 für Großpolen von den 261 römiſch-katholiſchen Klöſtern 202, verbot den übrigen zum Theil die Aufnahme von Novizen und ſchuf dem Ordensweſen andere, ſchwere Hinderniſſe. Für das engere Polen (Königreich) verzeichnet die „Sion" am Ende des Jahres 1852 im ganzen nur 55 Klöſter, von welchen 10 den Kapuzinern gehörten. Eine neue Kloſteraufhebung, und zwar für Kiew, Volhynien und Podolien, brachte das Jahr 1865, in welchem zum Beiſpiel das Kapuzinerhaus von Bruſilow dieſem Vernichtungsbefehle verfiel. — Aus der Türkei iſt uns für das Jahr 1854 als nennenswerth ein Kapuzinerkloſter zu Conſtantinopel bekannt.

Für das Jahr 1861, wo der Orden nach wie vor die zwei Hauptaufgaben, Seelſorge und äußere Miſſion, verfolgte, werden in dem zweiten Jahrgange des Statiſtiſchen Jahrbuchs von Pater Karl, nach dem Annuario Pontificio in Rom, 2, im übrigen Italien mit Einſchluß von Malta — wahrſcheinlich unter Nichtanerkennung der ſtaatlichen Caſſirungsgeſetze — 273, in Deutſchland, in der Schweiz, in Holland und Belgien 124, in Frankreich 12, in Großbritannien und Irland 5, in Spanien 2, in Ungarn, Polen und dem übrigen Oſteuropa 30, in Aſien 21 (Miſſionsſtationen?), in Afrika 5, in Amerika 3 Häuſer der Kapuziner aufgeführt, in Auſtralien und Oceanien keins, mithin zuſammen 477. Dieſelbe Statiſtik, erſter Jahrgang, 1860, berechnet die Zahl ſämmtlicher Kapuziner auf der Erde, wahrſcheinlich mit Einſchluß der Novizen und Laienbrüder, auf circa 12,000, was etwas zu hoch gegriffen erſcheint.

Zur Literatur über den Kapuzinerorden gehören, außer den größeren allgemeinen kirchengeſchichtlichen Werken von Schröckh, Gieſeler u. A., des Boverius (ſehr parteiiſche) Annales sacrae hist. ordinis minorum, qui Capucini nuncupantur, Lugd. Bat. 1632 seqq. III Tomi; (als deren Correctur) die Acta Sanctorum, Maji T. IV, p. 283 seqq.; M. a Tugio, Bullarium ordinis Capucinorum, Rom. 1740 seqq. in VII Tomi; des Occhino Dialogi XXX, Basil. 1563; Wadding,

Digitized by Google

Annales ordinis Minoritarum 1672 seqq., T. XVI., p. 207 seqq., mit den Fortſetzungen (bei Winer, ſiehe unten, S. 717); ferner die allgemeinen Werke über die Geſchichte der Mönchsorden, wie Helyot's Geſchichte der Klöſter- und Ritterorden, Bd. VII, S. 192—211 und 238—249, und deſſelben Pragmatiſche Geſchichte der Mönchsorden, Thl. II, S. 357—374. Vergl. hierzu das Handbuch der theol. Literatur von G. B. Winer, Bd. I, 1838, S. 719. — Eine zuſammenfaſſende Darſtellung, mit Ausſchluß der neueren und neueſten Zeit, gibt A. Vogel in Herzog's Real-Encyklopädie für proteſtantiſche Theologie und Kirche, Bd. II, S. 571 fg. (*J. Hasemann.*)

KAPUZINERINNEN. Dieſer römiſch-katholiſche Frauenorden verdankt ſeinen Namen dem Anſchluſſe an die Kapuziner[1]) und ſeine Entſtehung der Maria Laurentia Longa, welche als Witwe in Neapel ein Krankenhaus für Unheilbare und darauf das Kloſter Unſerer lieben Frau zu Jeruſalem ſtiftete. In letzterem nahm ſie 1534 mit andern Frauen den Schleier und ſchloß ſich der dritten Regel des heil. Franz von Aſſiſi an, ſodaß ihre Stiftung den Tertiarerinnen angehörte. Nachdem in den erſten Jahren die Sakramente und die geiſtliche Aufſicht in dem Kloſter von den Theatinermönchen verwaltet worden waren, gingen ſie 1538 auf die Kapuziner über. Gleichzeitig nahmen die Nonnen die ſtrengſte Regel des heil. Franciscus, die der heil. Clara, an und mit ihr die lange Kapuze, ſodaß ſie von jetzt ab Kapuzinerinnen genannt wurden, nachdem ihnen vorher, aus Veranlaſſung ihrer harten Bußzucht, vom Volke der Name der Schweſtern vom Leiden beigelegt worden war. Einige Zeit darauf legten ſie die Kapuze ab und ſiedelten ſich 1573 in Rom an, wo ihnen Baronius für ihr Kloſter eine Vorſchule errichtete; ſpäter verzweigte der Orden ſie nach Mailand. Die ſehr feierliche Einweihung ihres Kloſters zu Paris erfolgte 1606.[2]) — Seit der Franzöſiſchen Revolution überall, wo ſie ſich, im allgemeinen nicht zahlreich, niedergelaſſen hatten, den Wechſelfällen der Beſchränkung, auch der Austreibung, wie der Rückkehr unterworfen, wenn auch als Nonnen in geringerem Grade als die Kapuziner, führten ſie meiſt ein Leben in ſtiller, beſchaulicher Weiſe und traten faſt nirgends in eine Aufſehen erregende Oeffentlichkeit. Beiſpielsweiſe darf für die neueſte Zeit an nachſtehende Data erinnert werden. Das ſardiniſche Geſetz Siccardi von 1855 und die ihm folgenden ſtaatlichen Beſtimmungen des Königreichs Italien trafen mit dem Gebote der Aufhebung ausdrücklich auch die Kapuzinerinnen. Im J. 1848 hatte ſie der Canton Freiburg auf den Ausſterbe-Etat geſetzt. Uebrigens iſt die Schweiz dasjenige Land, welches in neuerer und neueſter Zeit verhältnißmäßig viele ihrer Klöſter aufweiſt, nämlich 12, während alle andern Länder zuſammen um 1854 nur 8 zählten.[3]) Doch wurden ſpäter in mehrern Ländern die gegen ſie erlaſſenen Unterdrückungsmaßregeln gemildert oder zurückgenommen, reſp. gar nicht ausgeführt. In Holland exiſtirte 1853 nur 1 Kloſter dieſes Ordens[4]), ebenſo für ganz Oeſterreich-Ungarn im J. 1852. Die Wiener Kirchenzeitung von 1852[5]) ertheilt den Kapuzinerinnen auf der ganzen Erde 40 Häuſer mit circa 500 Schweſtern, wobei vielleicht die Nebenſtationen eingerechnet ſind. — Die Literatur über die Franciscaner, ſpeciell über die Kapuziner, iſt zugleich diejenige über die Kapuzinerinnen. (*J. Hasemann.*)

Kapuzinerkraut, ſ. Nigella.

Kapuzinerkreſſe, ſ. Tropaeolum.

KARABAGH (ſchwarzer Garten oder Weinberg), bei den Georgiern Rani, bei den Perſern Aranich oder Aran, bei den Arabern Ran, das Aeriano der Zendbücher, „alſo das eigentliche echte Iran des Alterthums", zwiſchen der Kura und dem Aras, ehemals ſelbſtändiges Khanat, jetzt Theil des ruſſiſch-transkaukaſiſchen Gouvernements Baku. Ehemals ein armeniſches Fürſtenthum, das Perſien Steuern zahlte, kam es in die Gewalt der Tataren und von dieſen an die Ruſſen. Das Gebirge enthält ein ausgedehntes, für Getreidebau ausgezeichnet geeignetes Hochplateau; die Ebenen an den Flüſſen haben treffliches Boden für Reis und Baumwolle; in den tieferen Thaleinſchnitten finden ſich die ſchönſten Weinberge; die Steppe iſt für Pferdezucht ſehr geeignet und liefert eine der arabiſchen zunächſt ſtehende Raſſe. Die Hauptſtadt iſt Schuſcha (ſ. d.). (*Richard Oberländer.*)

KARABUGAS (d. i. ſchwarzer Schlund), großer Meerbuſen an der Oſtſeite des Kaspiſees, mit dieſem durch die Straße von Karabugas verbunden, ſ. Kaspisches Meer. (*Richard Oberländer.*)

KARABULAKEN iſt der Name eines Volksſtammes im Kaukaſus, welcher der ſogenannten mittleren Familie der nördlichen Abtheilung der Kaukaſusvölker angehört. Dieſe Familie führt den Geſammtnamen Kiſten, Misdſcheghen oder Tſchetſchenzen und wohnt nördlich von der Hauptkette des Kaukaſus öſtlich und ſüdlich vom Terek, weſtlich von dem nordöſtlich von der Hauptkette ſich abzweigenden andiſchen Scheidegebirge, an deſſen Oſtſeite Dagheſtan liegt. (*R.*)

1) Vgl. den Art. Kapuziner in dieſer Encykl. 2) A. Vogel in Herzog's Real-Encykl. für proteſt. Wiſſenſch. und Kirche II, 573.

3) Ebenda. 4) Sion, 1853, Nr. 60. 5) Ebenda, Beilage zu Nr. 120.

Ende des zweiunddreißigſten Theiles der zweiten Section.



Digitized by Google

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

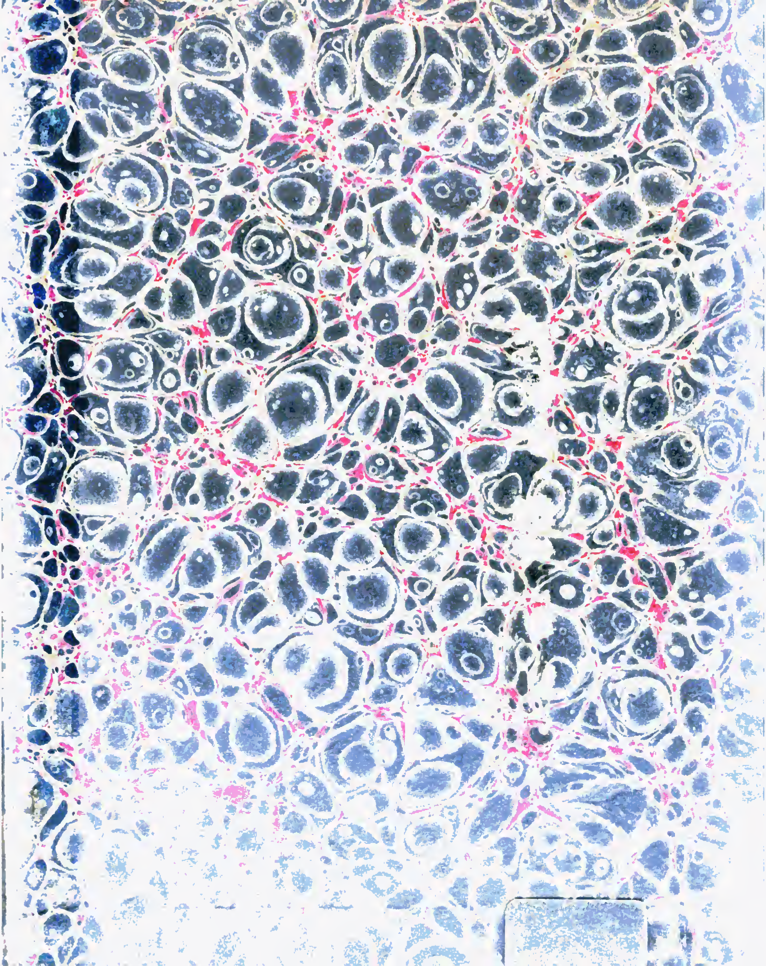
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google